Leipziger Sonntagsblatt.

Zur

Unterhaltung für alle Stände.

Herausgegeben

von

Albert Traeger.

Dritter Jahrgang.

Leipzig.

Druck und Verlag von E. Polz.

1861.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Gedichte.

II. Erzählungen und Novellen.

III. Bilder und Skizzen.

№ 1. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

6. Januar.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer. Preis vierteljährlich praenumerando 7½ Ngr.

Winter-Ruhe.

Rauh ist es draußen, traulich hier und warm,
Wo frisches Glück und junge Liebe walten;
Leg' ich um Deinen zarten Leib den Arm,
Wähn' ich den Frühling an der Brust zu halten.

Den engen Raum durchzieht ein süßer Duft
Dankbarer Blumen, die wir gastlich hegen,
Und trunk'nen Sinnes fühl' ich weiche Luft
Einschläfernd sich auf meine Augen legen.

Umschlinge mich und winde Dich nicht los,
Und fürchte nicht ein wildes Ueberschäumen,
Das Haupt gebettet sanft in Deinem Schoos,
So laß mich still von einer Rose träumen.

Albert Traeger.

Der Prinzenhof.

Novelle von Bernd von Guseck.

1.

Ein schöner Erntetag neigte sich zum Abend. Auf den Feldern waren die Menschen überall thätig, um den Segen der Frucht, welcher in diesem Jahre besonders reich ausgefallen war, einzubringen; hochbeladene Wagen fuhren in verschiedenen Richtungen den Dörfern zu, deren die wohl angebaute Gegend so viele zählte, dicht gesäet, weil hier wenig Bodenfläche dazu gehört, zahlreiche Familien zu ernähren. Auch in der Allee von Obstbäumen, welche nach der lindenumgürteten Stadt, dem Mittelpuncte des Landschaftsbildes, führte, sah man Wagen auf Wagen fahren, und an den Zweigen, die sich unter der Last von Aepfeln und Birnen der edelsten Arten bogen und vielfach schon gestützt waren, streifte sich mancher Halm und manche Aehre ab. Laute und fröhliche Stimmen hörte man fern und nah, Ruf und heiteres Gelächter, auch wohl ein Lied, in der langsamen und getragenen Weise der Volkslieder von Mädchen im einstimmigen Chor gesungen.

Auf einem niedrigen Hügel, von wo sich das wellenförmige Land mit seiner wechselnden Scenerie recht überschauen ließ, hatte sich ein junger Mensch unter einen Apfelbaum gesetzt, das Ränzel, das er getragen, von den Schultern genommen und neben sich gelegt; er genoß mit vollem Behagen den Anblick der schönen Abendlandschaft. Es war ein Wanderer, das sah man wohl, seine Füße waren bestaubt, sein Gesicht glühte von der Hitze, die er ertragen hatte. Aber man sah zugleich, daß er aus freier Wahl, nicht aus Noth wanderte, denn er trug den Reiseanzug, den auch die reichen und vornehmen Classen gern wählen und der sie vielleicht gerade vor den übrigen auszeichnet, weil diese ihn als auffallend und nicht im gewöhnlichen bürgerlichen Leben nach der Heimkehr brauchbar verschmähen. Von Kopf bis zu Fuß war der junge Mann in einen leichten hellfarbigen Stoff gekleidet, Rock, Weste, Beinkleid, ja die Gamaschen, welche unter dem letztern, das weit über die Knöchel herabfiel, sichtbar wurden, Alles von dem feinen, hellen Zeuge. Eine schwarze Cravatte, so schmal, daß sie nur wie ein Band aussah, ließ fast den ganzen Hals bloß und dieser Hals war sehr weiß, beinah mädchenhaft, er hatte sich vor dem blendenden übergeschlagenen Hemdkragen und was an Wäsche sonst aus der weit ausgeschnittenen Weste zu sehen war, nicht zu schämen. Und doch hatte der junge Mensch nichts Verzärteltes oder Weibisches, sein Gesicht, das von regelmäßigen Zügen war, trug im Gegentheil den Ausdruck männlicher Entschlossenheit, ein kleiner Stutzbart und Kinnbart, dunkelbraun wie das lockige kurzgeschnittene Haar, und ein lebhaftes, kühn blickendes Auge gaben ihm fast ein soldatisches Ansehen.

Die Sonne senkte sich zum Niedergange, ihre Strahlen verklärten die Landschaft mit einem wunderbaren Glanze — aber es war nicht Zeit, länger zu verweilen. So nahe die Stadt war, das Ziel der Wanderung für den jungen Mann, er durfte sie doch nicht im Abenddunkel zuerst betreten, wenn er sich die Stätte, die er dort suchte, bereiten wollte. Rasch erhob er sich, warf das Ränzel über und nahm den gelben Strohhut auf, der auch auf dem Rasen neben ihm gelegen hatte. Mit einem halblauten Liedchen trat er den Rest seiner Wanderung an. Ein Pfad, dessen Windungen er schon mit den Augen verfolgt hatte, führte ihn auf kürzerem Wege als die Fahrstraße zur Stadt.

Hier nahmen ihn enge Gassen auf, denn es war eine Stadt von tausendjährigem Alter, oft verheert, mehrmals abgebrannt, aber immer wieder in den alten Ringmauern zusammengedrängt erbaut. Ein seltsames Gemisch von alten und neuen Häusern und in der Mitte der Gassen der Rinnstein, an dem nur das lebendig fließende Wasser löblich war! Dort am Brunnen, über dem ein geharnischter Ritter in Eisenblech seinen Speer emporreckte, stand echt kleinstädtisch eine Schaar von plaudernden Mädchen in bunten Kopftüchern — alle starrten den fremdartig gekleideten jungen Mann an, und einige nickten sich zu, offenbar, weil er ihnen gefiel.

„Wo ist der Prinzenhof?" fragte er, der Gruppe sich nähernd.

Sie zeigten eine ansteigende Gasse hinauf. Eine ließ ihre Eimer stehen und erbot sich ihn zu führen. Er nahm es dankbar an, indem er die Uebrigen mit einem raschen Blicke musterte: sie brauchten sich nicht vor seinen Augen zu verstecken, es war eine frische, wohlgebildete Mädchenart, von einer gewissen Aehnlichkeit, wie man sie in großen Städten bei der Mischung aller Racen nicht findet. So sagte sich wenigstens der junge Mann, welcher ein Liebhaber von physiognomischen Studien schien.

„Lebt der alte Castellan noch?" fragte er seine Begleiterin, die ihn vertröstete, sie würden gleich da sein.

„Ei ja wohl", war die Antwort, in welcher eine Art von Befremdung über die Frage lag.

Vor ihnen zeigte sich jetzt eine Gruppe von alten Linden, welche in der Häuserreihe ein Lücke zu füllen schien. „Das ist der Prinzenhof", sagte das Mädchen. Die Linden verdeckten ihn nur. Sie standen vor einem hohen eisernen Gitter, welches einen auf drei Seiten von Gebäuden eingeschlossenen Hof von der Straße abschloß. In der Mitte des Hofes sah der Fremde ein steinernes Bassin mit Figuren und Ornamenten im Geschmack des vorigen Jahrhunderts, offenbar sonst ein Springbrunnen, dessen Strahl jetzt aber fehlte, auch waren mehrere der Figuren erheblich beschädigt. Das Hauptgebäude war zweistöckig und auch in dem Styl jener geschmacklosen Zeit erbaut, die beiden Flügel hatten nur ein Stockwerk und waren ganz mit Epheu und wildem Wein bezogen. Wo sie sich dem Hauptgebäude anschlossen, war wiederum eisernes Gitterwerk, durch welches man in einen Garten blicken konnte. Alles das bemerkte der Fremde in einer raschen Ueberschau. Das Ganze machte den Eindruck der Oede und Verlassenheit, kein menschliches Wesen ließ sich sehen, kein Laut regte sich.

Das Mädchen, das den Wanderer begleitet hatte, öffnete eine kleine Thüre in dem Gitter, dessen Mitte durch ein großes, jetzt aber geschlossenes Einfahrtsthor bezeichnet war. „Dort wohnt der Herr Castellan", sagte sie, nach dem Flügelgebäude zur rechten Hand zeigend. Er dankte ihr und wollte sie für ihre Mühe durch ein Geschenk belohnen, sie schüttelte aber lachend den Kopf und wollte davon laufen.

„Halt!" rief er gebieterisch und sie wandte sich noch einmal nach ihm um, halb erschrocken vor seinem Tone.

„Ich habe dort oben eine Dame gesehen, ganz deutlich eine Dame am Fenster!" sagte er. „Wer ist diese Dame?"

„Das ist das gnädige Fräulein gewesen", erwiederte das Mädchen, indem sie ihm wieder einen Schritt näher trat.

„Welches Fräulein! Giebt es nur ein gnädiges Fräulein in eurem Weichbilde?"

Sie verstand ihn nicht. „Das gnädige Fräulein wohnt hier oben", sagte sie nur.

„Gut. Ich werde sie hoffentlich kennen lernen. Nun, Kleine, sei nicht wunderlich!" Er wollte ihr nochmals sein Geschenk aufdringen, sie aber lachte wieder und lief die Senkung der Gasse zu ihren verlassenen Eimern zurück.

Der Fremde trat in den Hof ein und schritt nach dem Seitengebäude, wo aus den dichten Ranken des Epheus die kleine Thüre und die schmalen Fenster schwarz hervorsahen. Das Zwielicht des Abends machte sie noch unheimlicher. Er klopfte an, Niemand antwortete ihm. Rasch öffnete er die unverschlossene Thüre und sah, daß ein offener Durchgang von hier nach dem Garten führte. Er wollte sich zuerst dort orientiren, als er sich im dunklen Flur angeredet hörte. „Was steht zu Diensten?" Es war die Stimme eines alten, höflichen Mannes.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Castellan zu sehen?" fragte der Fremde. „Oder vielmehr zu hören!"

„Bitte ganz gehorsamst", erwiederte die Stimme. „Ich bin der Castellan Meißner."

„So erlauben Sie mir, Sie im Dunkeln zu begrüßen. Ich komme, Sie aufzusuchen und bringe Ihnen Nachrichten von meiner Mutter, der Räthin Hallmann."

Ein Laut der Verwunderung, der fast wie ein Erschrecken klang, schlug an das Ohr des Fremden. „Von der Flore!" rief der Castellan. „Nur herein hier, herein!" Er faßte den Arm des Eingetretenen, dessen Auge nun auch der Dämmerung gewohnter den großen Mann erkannte, der im Flure vor ihm stand und der ihn jetzt in ein Zimmer führte, dessen Fenster nach dem Garten hin sahen und noch einen schwachen Abendschein hereinließen.

„Erst Licht, daß man sich sehen kann!" sagte der Castellan und seine Stimme klang lange nicht mehr so höflich als zuvor, sie hatte einen viel selbstständigern Ton angenommen.

Er zündete Licht in einem Feuerzeuge, das die Welt draußen, aus welcher der Fremde kam, gar nicht mehr kennt; ein einziges Licht auf einem Messingleuchter zündete er an, der Gast fürchtete, daß es ein Talglicht sei. Doch brannte es hell genug, um sowohl den Castellan, als seine ganze Umgebung erkennen zu lassen. Der Alte war ein Mann von hoher Gestalt, etwas hager, wie es schien, aber von kerzengerader Haltung — wenigstens in diesem Augenblicke, da er sein prüfendes Auge auf den Angekommenen richtete. Schneeweißes Haar, so blendend weiß, wie der Gast sich nicht erinnerte, es jemals in seinem Leben gesehen zu haben, bedeckte den Scheitel des aufrecht getragenen Kopfes, doch konnte das nur flüchtig wahrgenommen werden, denn der Alte setzte sich gleich, nachdem er Licht angezündet, das schwarze Sammetkäppchen

auf, das er unter dem Arme hielt und wahrscheinlich aus pflichtschuldiger Höflichkeit gegen den Fremden, der in den Prinzenhof kam, im Dunkel des Hausflurs abgenommen hatte. So der Mann, der in einem langen Ueberrocke mit alten Livreetressen besetzt vor seinem Gaste stand — im Zimmer selbst sah es mehr als einfach aus: nicht einmal ein Sopha!!

„Willkommen denn!“ sagte er jetzt. „Wie heißt Du?“

Diese vertrauliche Anrede von einem alten Manne in Livree, den man noch im Leben nicht gesehen hatte, wenn er auch eine Art von Groß-Onkel war, verschnupfte den Gast ein wenig, doch war nichts dagegen zu thun, und er mußte die Frage nach seinem Namen beantworten: „Ich heiße Ramiro.“

Der Alte sah ihn starr an. „Wie?“ fragte er langsam und als der Name wiederholt wurde, schüttelte er den Kopf, sagte aber nichts weiter als: „Setze Dich. Lege Deinen Tornister ab. Ich werde Essen und ein Bett für Dich besorgen — Du hast wohl noch nicht Abendbrod gegessen.“

„Doch!“ rief der junge Mann, der sich nach Allem, was er sah, von der späten Bewirthung wenig versprach. „Wenn Sie mir nur ein Nachtquartier geben wollen — morgen früh gedenke ich meinen Wanderstab weiter zu setzen.“

Der Alte riß ohne eine Gegenrede das Fenster auf und rief in die Dämmerung hinaus: „Klebern!“ — Eine schrille Frauenstimme antwortete: „Herr Castellan!“ und bald darauf hörte der Gast im Flure Pantoffeln klappern. Die Thüre wurde hastig geöffnet und eine kleine, eifrige Frau stürzte herein, offenbar in Aufregung, was von ihr noch begehrt werde; denn sie fragte: „Ist 'was passirt?“ Da fiel ihr Blick auf den Fremden, dessen ganz in Chamois gehüllte Figur bei der unsichern Beleuchtung des einen Talglichtes etwas Unheimliches hatte und sie fuhr erschrocken zurück.

„Es ist kein Gespenst, Klebern!“ beruhigte sie lachend der Castellan. „Florens Sohn, Klebern! Was sagt Sie dazu?“

„Ei Herr Je!“ rief die Frau, und näherte sich höchst beweglich dem jungen Manne, welcher schon in diesem Moment die Anwandlung seiner Mutter, welche ihm diesen Besuch zur Pflicht gemacht, und seine eigene Bereitwilligkeit dazu tausendfach verwünschte. Er fühlte sich so gedemüthigt und erniedrigt, daß er hätte mit einem Gewaltstreich hinausbrechen mögen, wie ein Hirsch durch die Netze, die ihn umstellt haben.

„Sie kann ihn morgen bei Tage besehen!“ sagte der Castellan jedoch zu der kleinen Frau, deren runzelvolles Gesicht mit seinen blitzenden Augen, wie freundlich es auch verzogen war, dem jungen Manne von abschreckender Häßlichkeit zu sein schien. „Mache Sie ein Bett zurecht — es ist spät, er wird müde sein.“

„In einer Stube oben? Es ist aber keine gelüftet, Herr Castellan.“

„Was fällt Ihr ein? Werde ich den Jungen in eine Cavalierstube logiren! Die gelbe Kammer, Klebern: es steht ja ein Bett drin, braucht nur überzogen zu werden —“

„Aber, Herr Castellan —“ wollte sie noch Einwendungen machen, der Alte ließ sie jedoch nicht dazu kommen, sondern befahl ihr kurz, keine Weitläufigkeiten zu machen, worauf sie sich eilig zurückzog.

„Setze Dich!“ wiederholte er nun seine Aufforderung, welcher der Gast bis jetzt noch nicht nachgekommen war. Er selbst rückte sich einen Stuhl an den Tisch, stellte das Licht so, daß es die Züge des jungen Mannes beschien und betrachtete diese mit großer Aufmerksamkeit, was seinem Gaste die Röthe in die Wangen trieb.

„Du siehst Deiner Mutter sehr ähnlich“, sagte er dann. „Das heißt, wie sie noch jung war — jetzt mag sie auch nicht mehr so glatte rothe Backen haben, wie Du alleweile. Wie heißt Du eigentlich?“ Ramiro sprach ihm nicht ohne eine gewisse Empfindlichkeit seinen Namen noch einmal vor. — „Das werde ich in meinem Leben nicht behalten!“ versetzte der Alte von Neuem kopfschüttelnd. „Hast Du weiter keinen?“

„Florens“, sagte der Neffe, indem seine Stirn sich in Falten zog.

„Deine Mutter ist verrückt!“ fuhr der Onkel auf, doch besann er sich schnell, daß er sich vergessen habe und setzte begütigend hinzu: „Nimms nicht übel, mein Sohn, wenn ich rede wie mirs gerade kommt. Ich bin seit fünfzig Jahren nicht aus unserm Prinzenhof gekommen und da es schon dreißig Jahre her ist, daß Niemand von den Herrschaften mehr hier wohnt, so habe ich von draußen nichts mehr gehört und weiß nicht, was Mode ist. Deine Namen sind wohl Mode jetzt. Den ersten behalte ich nicht, aber Florens kann ich Dich schon nennen, das heißt ja wohl Florens Sohn. Gehts Deiner Mutter gut?“

„Sehr gut. Der Vater hat eine angesehene, man kann wohl sagen glänzende Stellung, da er in diesen Tagen Präsident wird und außerdem in der besten Lage ist.“

„Freut mich. Und Du, was bist Du? Soldat vielleicht?“ Sein Blick streifte den militairisch gehaltenen Stutz- und Kinnbart des Neffen.

„Ich — werde der Laufbahn meines Vaters folgen“, erwiederte Ramiro. „Bis jetzt habe ich erst meine akademischen Studien vollendet und will, ehe ich mich in die Fesseln des Staatsdienstes schmieden lasse, eine Tour machen.“

„Was heißt das?“ fragte der Alte ernsthaft.

„Eine Reise!“ gab Ramiro Bescheid. „Und da sich meine Mutter sehnte, aus ihrer Heimath etwas zu erfahren, habe ich mir das Vergnügen nicht versagen wollen, zuerst mich Ihnen vorzustellen und dann über den Wald meinen Weg weiter fortzusetzen, bis ich mich auf der Eisenbahn in fremde Länder tragen lasse.“

„Der Herr Vater muß viel Geld haben“, bemerkte der Oheim trocken. Die Fortsetzung dieses für Ramiro immer peinlicher werdenden Gesprächs wurde durch den Eintritt der alten Frau unterbrochen, welche mit der Meldung kam, daß das Bett gemacht sei und nun ihrerseits den jungen Mann, der für sie von großem Interesse war, nach seiner lieben Mutter fragte.

„Hat Zeit bis morgen, Klebern!“ rief jedoch der Castellan. „Hört Sie nicht den Zapfenstreich?“ Eine ferne Trommel wurde in der That vernehmbar, es stand also wenigstens noch Garnison in dem jetzt verlassenen, ehemaligen Fürstensitze. „Komm, Florens“, fuhr der Alte fort, die erste Silbe stark betonend, und der Gast folgte seinem Aufrufe, um sich von ihm nach seiner Schlafstätte geleiten zu lassen. Frau Kleber wollte leuchten, der Castellan nahm ihr jedoch das Licht aus der Hand und hieß sie zu Bett gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Żur.

Aus dem Posenschen von Marie Roskowska.

„Sei nur still, Jevka, mein Herzchen, ich koche ja żur, und Du bekommst einen großen, großen Teller voll. Siehst Du, das Feuer brennt schon und es dauert nun gar nicht mehr lange, dann ist das schöne Essen fertig.“ So sprach eine polnische Frau zu dem etwa dreijährigen Töchterchen, während sie sich an dem niedrigen Kamin beschäftigte.

Jevka — Evchen — zeigte eine lebhafte Freude, doch auch eine eben so lebhafte Ungeduld. Die Mutter bot ihre ganze Beredtsamkeit auf, um das verwöhnte kleine Wesen so lange zu beschwichtigen, bis das Leibgericht fertig sei und bewies eine grenzenlose Geduld und Nachsicht bei dem unartigen Drängen und Mahnen der Kleinen. Diese schaute den Vorbereitungen zum Abendessen so gespannt zu, als wolle sie der Mutter die Bereitung der vielbeliebten Nationalspeise ablernen.

Die Frau nahm aus der Ecke des Kamins einen alten irdenen Topf hervor, hob den Deckel ab und schob mit einem hölzernen Kochlöffel die Haut zurück, welche sich auf der Oberfläche der im Gefäß befindlichen Flüssigkeit befand. Von dieser goß sie den größten Theil in einen andern Topf, quirlte noch ein wenig Mehl an, that etwas Wasser und Salz hinzu und setzte das Gericht zum Kochen ans Feuer. In den alten irdenen Topf schüttete sie gleichfalls Roggenmehl hinein, zerquirlte es, goß Wasser zu, deckte ihn zu und setzte ihn auf seinen Platz, die warme Herdecke, damit es morgen wieder das Leibgericht geben könne.

Der Topf am Feuer kochte bald, die Speise war fertig, ward auf eine Schüssel gegossen und von Mutter und Kind mit größtem Wohlbehagen genossen, nachdem noch einige von Mittag übriggebliebene Kartoffeln hineingethan worden, um dem Gericht mehr Consistenz zu verleihen. Denn der żur besteht nur aus Roggenmehl und Wasser, welcher Mischung zuerst etwas Sauerteig zugesetzt wird, damit sie schneller säuere, als es sonst der Fall wäre. Das ist jedoch, wie gesagt, nur nöthig, wenn der żur zum erstenmal eingerührt wird. Später, beim Kochen, wird jedesmal etwas in dem Topf zurückgelassen und so das aufs Neue zusammengequirlte Mehl und Wasser gesäuert. Der Topf, in welchem sich die Delicatesse befindet, wird nicht gereinigt und bleibt oft den ganzen Winter hindurch in einem keineswegs appetitlichen Zustande, nämlich nach der Meinung derer, die nichts davon verstehen. Den polnischen Hausfrauen scheint das Gefäß um so besser zu gefallen, seit je längerer Zeit der żur darin schon angemacht ist, denn derselbe säuert um so besser und geschwinder. Es versteht sich von selber, daß die Größe des żur-Topfes, oder vielmehr die Menge des eingerührten Mehls, der Größe und dem Appetit der Familie entspricht. Diese sauere Mehlsuppe dicker oder dünner, mehr oder weniger sauer zu machen, ist dem persönlichen Geschmack anheimgegeben. Die Armen essen sie mit Salz, die Wohlhabenden verbessern sie durch den Zusatz von Eiern, Zucker, Zimmet u. s. w., doch bei Arm und Reich ist es ein gleich beliebtes Mahl und wird, namentlich in den Fasten, häufig genossen.

Für Jevka und deren Mutter gab es, etwa Sauerkohl mit gebratenem Speck ausgenommen, kein köstlicheres Gericht. Sie hätten es täglich drei Mal essen mögen und auch vielleicht gegessen, wäre eine dritte Person damit einverstanden gewesen.

Die Frau hatte einen Theil der Speise am Feuer stehen lassen und hielt ihn warm, während sie das Geschirr aufwusch und die Kleine entkleidete. Sie plauderte bei ihrer Arbeit freundlich mit dem Kinde, ließ es, als es im Bette lag, die kleinen Hände falten und das Vaterunser und den Englischen Gruß nachsprechen, doch war eine wachsende Unruhe in ihrem Wesen unverkennbar. Einige Mal fuhr sie lauschend auf, wenn sich draußen ein Geräusch hören ließ.

„Jetzt noch eine Ave, daß der Vater wohlbehalten nach Hause kommt. Er hat einen weiten Weg und das Wetter ist grundschlecht“, sagte sie jetzt und begann das Gebet von Neuem.

„Ich mag nicht — Vater kann selber beten“, versetzte Jevka, sich schlaftrunken dehnend.

„Ja, wenn er das thäte!“ seufzte die Mutter für sich. Zur Kleinen fügte sie schmeichelnd hinzu: „Sei ein gutes Kind, meine Herzensjevka, bete und Du bekommst auch etwas Schönes.“

„Kochst Du auch morgen wieder żur?“ capitulirte das Mädchen.

„Wenn der Vater will — ja!“

„Vater will aber nicht!“ sagte Jevka gereizt. „Vater braucht gar nicht zu kommen — wir brauchen keinen Vater. Laß ihn wieder fortgehn, ich fürchte mich vor ihm und will nicht für ihn beten.“

Sie hatte sich im Bettchen aufgerichtet und sprach mit der ganzen Hastigkeit eines Kindes, das so verwöhnt ist, wie ein einziges Kind zu sein pflegt. Die großen dunkeln Augen schienen sich noch zu erweitern und das bleiche breite Gesicht mit dem slavischen Typus ward noch häßlicher als sonst — denn Jevka war häßlich. Der Mutter schien es freilich nicht so; sie hielt ihr Töchterchen vielmehr für das schönste und klügste Kind, welches es überhaupt gab. Und verständig war das kleine Mädchen auch über sein Alter hinaus. Es redete zuweilen so altklug und die großen Augen schauten dabei so ausdrucksvoll aus dem häßlichen Gesicht heraus, daß die abergläubischen Nachbarinnen, deren Kinder so überaus stupid waren, fast meinten, es gehe nicht mit rechten Dingen zu — ein Kobold stecke in dem kleinen Wesen. Auch jetzt hatten seine Züge und der Ausdruck seines Gesichts etwas wahrhaft Dämonisches.

Die Mutter schlang erschrocken ihren Arm um das Kind und zog es auf die Kissen nieder. „Pfui, Jevka, pfui, wer wird so sprechen“, sagte sie mehr traurig als strenge. „Das ist große Sünde, Deinen Vater mußt Du lieb haben — ich habe ihn ja auch lieb.“

„Ich will nicht!“ versetzte das Kind. „Denn Du bist mir nicht gut, seitdem er da ist, Du bist blos ihm gut. Du kochst nicht mehr żur und gehst nicht mehr waschen wie früher, und wenn Du einmal gehst, dann bringst Du mir nichts mehr mit. Nein, ihm bringst Du das Fleisch mit und mir blos Semmel. Ich habe es wohl gesehen, den Abend; ich schlief nicht, als Du ihm den Braten gabst. Und er ist böse und schlägt uns! — Nein, ich will nicht beten und wenn der Vater nicht geht, dann gehe ich weg und komme nie, nie wieder. Du bist Deiner kleinen Jevka gar nicht mehr

gut und bringst mir keine Bonbons und Zuckerbrezeln mit. Ich will keinen Vater haben!"

Die Kleine brach in heiße Thränen aus und die Mutter, welche ihren Kopf neben dem des Kindes aufs Kissen gelegt hatte, weinte mit ihr, während sie ihr beruhigend zuredete. Die vielen Schmeichelworte und zärtlichen Diminutive, welche die polnische wie jede slavische Sprache hat, tönten von den Lippen der Mutter zum Ohre und auch zum Herzen des Kindes. Es gelang ihr bald, der Kleinen Groll und Eifersucht gegen den Vater zu beschwichtigen und sie auf andere Gedanken zu bringen. Wie alle Kinder in so zartem Alter, vergaß auch Jevka unter den Liebkosungen der Mutter bald, was ihr noch eben so bitteren Harm verursacht hatte und schlief schon nach kurzer Zeit sanft und ruhig ein.

In der Brust der Mutter legte sich der Sturm nicht so schnell, wurde vielmehr stets heftiger. Leise zog sie ihren Arm unter dem Haupte Jevka's hervor, ordnete mechanisch das verwirrte Haar, ging hastig und gespannt aufhorchend zum Fenster, blieb aber halbwegs stehen und lehnte sich, in Nachdenken versinkend, an den großen weißgescheuerten Tisch, der die Mitte der kleinen niedrigen Stube einnahm. Das flackernde Licht des Lämpchens, welches auf dem Kaminsims stand und die entfernten Gegenstände nur ungewiß erhellte, ließ ihr Gesicht deutlich erkennen. Es war regelmäßig, fast edel geschnitten und mußte schön gewesen sein. Jetzt war die Jugendblüthe längst dahin, der Teint gelblich bleich, Nase und Stirn durch die zunehmende Hagerkeit zu scharf markirt und die Stirn von einzelnen Furchen durchzogen. Jevka hatte keine Aehnlichkeit mit ihr, außer daß sie auch brünett war und so große dunkle Augen besaß, aber der Ausdruck im Antlitz der Mutter und des kleinen Töchterchens ließ die nahe Verwandtschaft sogleich erkennen. Er verrieth eine innere Unruhe und Unsicherheit, eine gewisse Scheu und eine Mischung von Furcht und Trotz.

Die Gestalt der Frau war hoch und kräftig, ihre Art sich zu bewegen und zu tragen hatte nichts Plumpes, Gemeines; sie hatte lange in anständigen Häusern gedient und sich dabei eine Art Anstand angeeignet, der gut zu ihrem stolzen Wuchs paßte. Sie hatte auch überall rühmliche Zeugnisse erhalten und war noch heute wohlgelitten bei ihren frühern Herrschaften, worauf sie immer stolz gewesen. Während sie indeß jetzt die Vergangenheit überdachte, senkte sich ihr Kopf tief auf die Brust und ihre Haltung ward gebeugt und demüthig.

Bald nach Jevka's Geburt hatte ihr Mann sich von ihr entfernt, hatte an Chaussee- und andern Bauten gearbeitet, oder auch nicht gearbeitet, und jahrelang nichts von sich hören lassen. Die Leute hatten ihr Glück dazu gewünscht, daß sie ihn losgeworden und sie selber hatte das Anfangs auch gethan. Geschickt im Kochen, Waschen und Plätten, dabei gesund und arbeitslustig, war es ihr nicht schwer geworden, sich und das Kind zu ernähren. Jetzt, vor wenigen Wochen, war der Mann eines Abends wieder gekommen, zerlumpt, von Allem entblößt, im elendesten Zustande. Sie hätte ihn nicht aufnehmen dürfen — das Gesetz, welches die Frau dem rohen gewaltthätigen Gatten gegenüber so schutzlos läßt, hätte sie nicht dazu gezwungen, da er sie seit länger als Jahr und Tag verlassen und nicht für ihren Unterhalt gesorgt hatte. Aber die Zeit hatte aus ihrem Herzen jeden Groll und aus ihrem Gedächtniß die Erinnerung an seine frühere Schlechtigkeit verwischt. Sie gedachte nur der Zeit, da sie ihn kennen gelernt, da er sanft, schmeichelnd, überredend zu ihr gesprochen wie jetzt, als er an ihrer Thür um Einlaß flehte. Er konnte sich inzwischen geändert, gebessert haben — vielleicht war sie selber damals auch zu empfindlich und zu heftig gewesen. Jedenfalls war er ihr Mann, dem sie vor dem Altar geschworen, Alles mit ihm zu theilen: Freud und Leid, warum nicht auch ihr Brod und was sie sonst besaß? Sie öffnete ihm also, erschrak zwar vor seinem wüsten Aussehen nach dem langen Umhertreiben auf der Landstraße, machte sich aber muthig daran, ihn zu reinigen, zu bekleiden und, nach dem vulgären Sprachgebrauch, „auszufüttern". Die Leute hielten das freilich für eine grenzenlose Thorheit, er schwur ihr aber ewige Dankbarkeit und gelobte weinend, sie künftig auf den Händen zu tragen. Wie hätte sie ihm nicht glauben sollen? Dazu hätte der kalte besonnene Verstand, nicht das warme, so leicht bestechliche und bestochene Herz ihr Rathgeber oder vielmehr Führer auf dem Lebenswege sein müssen. Wo und wann folgen aber selbst gebildete Frauen consequent diesem praktischen Führer? Darum ists so natürlich, daß sie betrogen werden oder sich selber täuschen. (Fortsetzung folgt.)

Städte-Bilder.

Von Richard Kunisch.

I. Aus Breslau.

Ich soll Ihnen Skizzen aus Breslau schicken, aus meiner Vaterstadt, aus der Stadt, in die ich immer wieder zurückkehre von allen Wanderungen durch die weite, weite Welt. Mit heimlicher Freude gehe ich an den Versuch, diesen Ort zu schildern, aber auch mit Schmerz. Es ist mir, als wenn ich einen Theil meines Lebens aufdecke, indem ich Ihnen die Coulissen desselben vorführe; mit seinen Straßen und seinen Häusern, mit seinen Kirchen und mit seinen Gräbern, wie viel Erinnerungen ruft es wach in mir, dies Breslau! Reiche Erinnerungen, Erinnerungen aus meiner Kindheit, aus meiner ersten Jugendzeit. Wohin ich auch blicke, allüberall steigen mir Gespenster entgegen, die Gespenster geflüchteter Träume, zertrümmerter Ideale, geschwundener Schmerzen, geschwundener Seligkeit. Solch ein Menschenherz ist so klein, und kann doch so viel vom Himmel und von der Hölle in sich tragen.

Ich soll Ihnen Skizzen aus Breslau schicken? Wohlan, ich will es versuchen. Es wird keine Thräne auf das Papier fließen, mein Auge hat die Seligkeit der Thräne nie gekannt. Aber mein Mund hat gelernt zu lächeln, wenn mein Herz bebt und zuckt. Vielleicht wird meine Schilderung humoristisch.

1. Ein Gang durch die Stadt.

Man wird schwer heimisch in Breslau, man findet schwer seinen Charakter heraus. An der Grenzscheide zwischen Slaventhum und Germanenthum, zwischen Katho-

licismus und Protestantismus, zwischen norddeutscher Kritik und süddeutscher Gemüthlichkeit, findet man in dieser Stadt, welche nicht groß und nicht klein, welche in einem kräftigen Staate aufgegangen ist und auf eine nur noch in ihren mittelalterlichen Chroniken existirende Bedeutung pocht, welche, von Preußen durch Schwert und Geist erobert, bisweilen noch mit Oesterreich kokettirt, mit dem es gerade so viel oder so wenig gemein hat, als Elsaß mit Deutschland, — von Allem Etwas und eben darum nichts Ganzes. Der Fremde freilich weiß davon nichts, denn mit Ausnahme einiger englischer Wollkäufer kommt er nicht nach Breslau. Wenn man einem Mitgliede des Londoner Yachtclubbs die Stadt nennt, so besinnt er sich auf das Land, in welchem er sie zu suchen habe; spricht man im Café des Italiens den Namen aus, so belächelt der Elegant der großen Nation, daß man ihm eine so detaillirte Kenntniß der Geographie der Barbarenlande zutraut. Breslau besitzt auch in der That nichts, wodurch es einen Anspruch auf Fashion begründen könnte. Auf seiner Bühne haben ein paar europäische Celebritäten ihre Laufbahn begonnen; — aber sie wurden erst berühmt, als sie von hier schieden.

Und doch ist Breslau eine interessante Stadt. In seinem Schooße birgt es in reichstem Maße alle Kämpfe und alle Gegensätze, und es ist eben kein zwingender Mittelpunct da, welcher sie auch nur scheinbar versöhnen könnte. Seine alten Häuser stehen noch, und die neuen daneben wollen nicht zu ihnen passen, weder die styllosen, noch die in Nachahmungen des Tudor-, des Renaissance- oder des griechischen Styles aufgeführten. Das ist charakteristisch für ihr inneres Leben. Es giebt hier nur eine Vermittlerin, das ist die Musik. Jeder Breslauer, jede Breslauerin ist musikalisch, überall erschallt Spiel und Gesang, jede Richtung sucht darin ihre Befriedigung und ihre Verklärung. Aus den Fenstern des schmutzigen Judenviertels klingt des „Mädchens von Juda" Klage; „Was ist des Deutschen Vaterland?" singt die Straßen durchziehend der Burschenschafter, dessen altdeutscher Rock so schlecht zu Vatermörder und Glacé-Handschuh paßt; das „Ave Maria" der katholischen Kirchen mischt sich mit dem Lutherliede der evangelischen Gotteshäuser; „Heil Dir im Siegerkranz" spielt der Leiermann, während aus hoher Mansarde einzelne Töne der Marseillaise herabschmettern, und schüchtern drängen sich zwischen den Blumen des Balcons Accorde einer Liebesarie hervor, mit denen irgend eine junge Banquierstochter oder Comtesse Abschied nimmt von ihren Träumen, um in Wirklichkeit — eine gute Partie zu machen. Denn die Breslauerinnen haben fast alle eine dunkle Sehnsucht nach Idealerem als ihr Kreis ihnen gewährt. Es ist wahr, daß sie sämmtlich keine Haltung und keine Tournure besitzen, daß sie keine Toilette zu machen verstehen und sehr klatschsüchtig sind, daß sie ein jämmerliches Französisch sprechen und eine ungesunde Gesichtsfarbe haben, — aber man wird Wenige unter ihnen finden, die nicht dankbar und empfänglich wären für jede höhere Anregung, vor deren Seele nicht in einsamen Stunden ein Bild schwebte, nach dessen Verkörperung sie sich vergeblich sehnen, die nicht durch ein Gedicht, eine Melodie, ein Märchen erschüttert zu werden vermöchten, — und Wenige endlich, — die nicht zu lieben verständen.

Fürwahr, es ist verlockend und bezaubernd, an einem schönen Abend durch die Vorstadt der Aristokratie und der Schönheit zu wandeln, am „Schweidnitzer Stadtgraben" entlang. Auf der einen Seite die breite Wasserfläche, durchzogen von Schwänen, und in plätschernden Springbrunnen hier und da sich erhebend; darüber hinaus, wie ein einfassender Wald, die dunkellaubige Promenade, mit ihren baumreichen Bastionen, ihren malerischen Gängen am Wasser, ihren wogenden Spaziergängern und ihrer weithin schallenden Musik. Und auf der andern Seite Haus an Haus mit eleganter Façade, Balcon an Balcon, dicht besetzt mit den duftigsten Blumen des Südens, zwischen denen schwatzend und lachend und neckend liebliche Mädchengesichter hervorschauen. Bisweilen wehet der Abendwind eine Orangenblüthe herab auf den Vorübergehenden, — bisweilen trifft den Emporblickenden flüchtig der heiße Strahl eines dunklen Mädchenauges, — und berauscht von Duft und Musik und Liebe will er nach Hause gehen. Du aber, folge mir. Folge mir in die Altstadt. Hier sieht es schon anders aus: so verschlungen und verbaut, bald hoch, bald niedrig. Hier ragt das uralte Rathhaus empor — schau es nur an, auf ihm ist früher die Weltgeschichte mehr als einmal eingekehrt, zu jener Zeit, da die Breslauer stolz den eisernen Handschuh Königen hinwarfen. Aber jene Zeiten sind verschwunden, und die alten Häuser, welche an sie erinnern, verschwinden auch. Wohl waren sie alt und geschwärzt, — wißt ihr aber auch, wie sicher geborgen, wie traulich und gemüthlich eure Voraltern in diesen alten schwarzen, giebeligen Häusern gewohnt haben? Werden denn die Schutzgeister der Familie, die hinter jenen Erkern hausten und um jene uralten Giebel schwebten, auch einziehen in eure charakterlosen Wohncasernen?

Willst Du die anderen Vorstädte noch durchwandern? Ach, den andern Töchtern der alten Dame Wratislawia geht es nicht so gut wie der jüngsten, der Schweidnitzerin. Die Ohlauerin, rechts vor uns, lebt zurückgezogen und beschäftigt sich viel mit Barmherzigkeit; die Oder-Jungfrau hat sich aus lauter Mißmuth einem schlechten Wandel ergeben und soll sich bisweilen betrinken. Sie wird deshalb von der Polizei überwacht und steht in sehr üblem Rufe. Die älteste, die Sandvorstadt, ist sehr fromm katholisch. Sie liegt jenseit der Oder. Wie sich die Scene verändert! Wenn es in der Sandvorstadt Abend wird, dann ist es, als wenn alle diese stillen, großen Häuser schlafen gingen. Diese hundertjährigen katholischen Residenzen und Kathedralen träumen von andern Zeiten, von Zeiten, denen sie angehörten, — und die Geister ihrer Träume scheinen heraufzusteigen und sich in den tiefen Schatten, in denen das spärliche Licht erstirbt, zu lagern. — An den Fenstern kein Licht, auf den Straßen und Plätzen kein Laut. — Ein vertrocknetes Blatt fällt hier und da herab, geräuschlos, wie von Geisterhänden herabgeweht. — Wie umheimlich schallt er, dieser harte Schritt auf den behauenen Steinen; das Echo schallt ihn zurück, als sollte er die träumenden Geister dieser Stätten aufwecken. — Schlaft in Frieden!

2. Ein geistreicher Kreis.

Mancher Versuch ist bei uns gemacht worden, geistreiche Kreise zusammenzubringen; selten gelang es vorübergehend, dauernd nie. Wir haben in Breslau so gut wie in irgend einer andern Stadt alle dazu erforderlichen Elemente, wir haben Gelehrte, Künstler und Schriftsteller, wir haben Viele, welche nach geistiger Anregung sich sehnen, und Manche, welche bereitwillig ihre Salons zu Vereinigungen hergeben würden; aber es verhält sich mit Gesellschaften wie mit chemischen Verbindungen, ohne Wahlverwandtschaft sind sie unmöglich, und diese fehlt.

Die Einen spotten über die Männer, welche nur auf der Arena des Gedankens mit sicherm Stolz einherzuschreiten vermögen und auf dem glatten Parquet der Gesellschaft sich unsicher fühlen; die Andern blicken mit hochmüthigem Selbstgefühl auf das leichtfertige Völkchen der Salons, das doch eine Kunst besitzt, in der sie selbst fremd sind, eine Kunst, die ihre philosophische Basis und Berechtigung hat, die Kunst des conventionellen Lebens. So ist es dahin gekommen, daß das gesellige Leben, dem in einer Provinzialstadt ohnehin die gemeinsamen Berührungspuncte fehlen, sich bei uns so kastenartig gegliedert hat, daß es jetzt den Einzelnen schwerfällt, die rings gesteckten chinesischen Mauern zu überspringen. Aber der Versuch wird immer wieder gemacht, und endlich muß er wohl glücken, das meint auch mein alter Freund, der Oberstlieutenant von X., welcher selbst in mancher Wissenschaft und Kunst mehr als Dilettant ist und vor geistig bedeutenden Menschen eine aufrichtige Hochachtung hat. Allwöchentlich einen Kreis solcher Persönlichkeiten um sich zu versammeln, ist sein Lieblingswunsch, und als er mir jetzt eine Einladung übersandte, wußte ich schon, daß er die Saison auf seine Art beginnen wollte. Da nach Moleschott der Thee den Esprit weckt, so ging ich zunächst behufs würdiger Vorbereitungen für den geistreichen Abend in eine Conditorei, um mit einigen Tassen besagten Getränkes mir das Fehlende zu verschaffen. Neben mir saßen zwei junge Leute, welche in den Journalen blätterten und ästhetische Fragen debattirten. Plötzlich sagte der Eine: „Treffen wir uns heute Abend im Schweidnitzer Keller? — Ich habe die Einladung des Oberstlieutenant von X. abgeschlagen; in solche Orte, wo man sich schniegeln und allerhand Firlefanzerei treiben muß, gehe ich nicht, das überlasse ich anderen Leuten.“ Ich sah mir den Redner an; er hatte ein nicht uninteressantes Gesicht, dunkeln Bart, etwas unsaubere Wäsche und eine Haltung voll stolzer Energie. „Wohl ist mir bei Leuten, die von dem Streben nach dem Schönen wirklich durchdrungen sind“, setzte er in seiner breiten schlesischen Mundart hinzu, und rückte, während ich vorüberging, verächtlich zur Seite, als wenn sein „Schträben nach dem Scheenen“ leiden könnte, wenn der Zipfel seines etwas schlecht sitzenden Rockes an einen Menschen anstreifte, der bisweilen den Friseur besucht, parfümirte Bäder nicht verabscheut und seine Muttersprache auch ohne locale Verzierungen gern hat. Möglichst bescheiden ergriff ich meinen schlichten, charakterlosen Allerweltshut, der sehr nichtssagend aussah neben den vergangenheitsreichen, keck gebogenen Kopfbedeckungen der ästhetischen Jünglinge, und suchte den Mann auf, dessen Haus die „Schträbenden“ verschmäht hatten. Ich traf ihn noch allein mit seiner schönen jungen Frau, deren Crinoline in anmuthigen Wellenlinien das Sopha überfluthete, während der daraus hervortauchende Oberkörper in reizender Nachlässigkeit in der Ecke ruhte, eine Stellung, die ihr ganz à merveille ließ, und die sie auch sofort nach meinem Eintreten wieder einnahm. „Gut, daß Sie kommen“, rief sie mir mit allerliebster Koketterie entgegen, „Sie müssen mir beistehen, ich fürchte mich; denken Sie nur, heute kommen lauter schrecklich geistreiche Leute, und da soll ich armes unwissendes Kind die Honneurs machen!“ Ich wollte dem gar nicht ängstlich aussehenden „Kinde“ etwas Verbindliches erwiedern, da öffnete sich die Thür und die ersten der gefürchteten Gäste erschienen, ein finster blickender, höchst gelehrt gekleideter Herr mit seiner Ehehälfte. „Der größte Kenner des Waihinischen!“ flüsterte mein Freund mir zu und eilte respectvoll dem Paare entgegen. Der Sprachforscher machte einige Bewegungen, die wir so gütig waren, für Verbeugungen zu nehmen, und schwieg dann. Seine Frau schwieg gleichfalls und blickte auf ihren Mann. „Auch Herr Y. wird heute unser Gast sein“, bemerkte unser Wirth, indem er den Namen eines bekannten Schriftstellers nannte. „Ich kenne Herrn Y. gar nicht“, sprach der Waihinier mit Nachdruck und feierlicher Gemessenheit, „ich kümmere mich überhaupt um die ganze neuere Literatur nicht.“ — „Aber Herr Umstoß, unser gründlicher Vertreter der Hofutfebrrmanotfangelogie, ist Ihnen bekannt?“ — „Nein, ich habe ihn nur einmal gesehen und sein Fach interessirt mich nicht“, erwiederte mit würdigem Ernst der Gefragte. Mein Freund stand einen Augenblick rathlos, die Ankunft anderer Gäste riß ihn jedoch aus seiner Verlegenheit, und eine halbe Stunde später saßen wir sämmtlich um den Theetisch; außer den Genannten war noch Herr Treff gekommen, nebst seiner Schwester, einem sehr zweifellos erwachsenen Mädchen, welches sehr wenig sprach, aber das Wenige vernehmlich und nachdrücklich. Herr Treff ist eine europäische Autorität in Betreff der genetischen Psychologie der Chimpanses, er durfte sich deshalb mit einigem Selbstgefühl dem berühmten Waihinier gegenüber setzen, und überhaupt vertrat die Gesellschaft mit Einschluß des Herrn Umstoß und des Literaten eine Bibliothek von etwa vierzig Bänden in Octav, Quart und Folio. Im Gefühl dieser Würde bewahrten die Versammelten lange Zeit ein feierliches Stillschweigen. Aus purer Galanterie frage ich Fräulein Treff, ob sie Bälle besuche. „Ich war nie auf einem Ball“, entgegnet sie mit grimmiger Verachtung und dreht den Kopf weg. Ich wende mich an die Gattin des Waihiniers, die sieht aber aus, als wolle sie so eben eine höchst geistreiche Bemerkung machen, und ehrfurchtsvoll schweige ich still. Die Andern folgen dem Beispiel, und unsere schöne Wirthin gähnt verstohlen. Endlich läßt sie gegen ihren Nachbar den Namen eines neu erschienenen Romans fallen. „Mir ist die Zeit zu edel, um sie mit Romanlesen todtzuschlagen“, erwiedert Treff, — und seine Schwester nickt beistimmend, denn die Romane handeln doch immer nur von Liebe, und die hat sie schon längst abgeschworen; seit dem Fehlschlagen ihrer letzten Hoffnung, sagen ihre Neider; seit sie zu Verstand gekommen ist, sagt sie selbst. Frau von X., der jene Antwort zu Theil geworden, erröthet ein wenig und der Schriftsteller lächelt. Endlich erbarmt sich Herr Umstoß, der nach dem Zeugniß aller seiner Bekannten ein höchst liebenswürdiger Gesellschafter ist. „Da fällt mir eine Geschichte ein“, sagte er, „die ganz ungeheuer spaßhaft ist; ich werde sie den Herrschaften erzählen, und sie werden furchtbar lachen müssen!“ Nach dieser Einleitung lachte er selbst und begann seine Geschichte, eine recht alltägliche Anekdote, welcher er recht geschickt durch den Vortrag jeden etwa möglichen komischen Effect zu nehmen wußte. Gegen den Schluß lachte er aber so unmäßig, daß zuerst Frau von X., dann der Schriftsteller und endlich die ganze Gesellschaft von unwillkürlicher Lachlust ergriffen wurde, während der Erzähler vor Vergnügen zappelnd sich die hellen Schweißtropfen von der Stirn trocknete. „Ja, die Geschichte hat schon vorgestern viel Spaß gemacht, als Sie sie bei Winters erzählten“, sagte Herr Treff, über dessen Mund das Fatum schwebt, daß jedes seiner Worte gegen eine conventionelle Rücksicht Sturm laufen muß. Aber wer nicht mit lachte war der Waihinier, der noch immer in mürrischer Erhabenheit vor sich hin starrte. Lange Pause. Endlich beschließe ich

einen Angriff auf das Centrum der Langeweile; früher hatte ich Verschiedenerlei getrieben, auch einige Dutzend Sprachen, und närrischer Weise war das Waihinische darunter gewesen. Das sage ich dem berühmten Manne, füge aber auch bescheidentlich hinzu, daß ich nur noch ein Wort davon behalten habe, arrha, was auf Englisch „I love you“ und für die Ohren wohlerzogner Mädchen „ich will dich heirathen“ heißt. Als ich das Wort sage, wendet sich die Autorität langsam gegen mich und sagt feierlich: „Sie sprechen es ganz falsch aus, auf der ersten Silbe liegt der Accent! — Uebrigens haben Sie da ein unglückliches Beispiel gewählt, denn der etymologische Ursprung von arrha ist noch zweifelhaft. Nach einer Tradition des Volkes sollen die Waihinier einen Chimpanze zum Stammvater haben“ — Treff sprang auf. „Mit s, wenn ich bitten darf, mit s, ich habe in meinem Handbuche der genetischen Psychologie dieser eigenthümlichen Wesen bewiesen, daß der Ausdruck Chimpanze falsch ist und ganz entschieden Chimpanse heißen muß. Uebrigens muß ich gegen derartige Annahmen protestiren, die Chimpanses haben niemals Menschen erzeugt, können daher auch nicht Stammväter von Völkern sein, und am wenigsten haben diese gesetzten, ernsten Wesen mit den Waihiniern Aehnlichkeit, die bekanntlich in ihrer Art ebenso eitel und geckenhaft und verliebt sind, wie alle Herren und Damen, die man auf unsern Bällen trifft. Frau von X., welche häufig auf Bälle geht, biß sich auf die Lippen. „Ich begreife nicht, wie man sich für Affen interessiren kann, mögen sie nun zwei= oder vierbeinig sein“, rief Treff, „für mich sind Affen, rothhaarige Frauenzimmer und Schnupfer die widerwärtigsten Dinge auf der Welt.“ Daß Herr von X. eine Dose führte und daß die Haare der Waihinierin sehr unzweideutig ins Röthliche spielten, hatte er in seiner gelehrten Zerstreuung nicht bemerkt. Der gekränkte Chimpanseologe machte ein sehr beleidigtes Gesicht und die Autorität für das Waihinische warf im Namen des ehefräulichen Haarschmuckes dem Sprecher einen wüthenden Blick zu, die Gluthhaarige selbst sah dagegen gleich einem im Versprechen sehr leichtsinnigen Schuldenmacher noch immer so aus, als sei sie im Begriff, eine höchst interessante Bemerkung zu machen, obwohl sie nach dem Zeugniß ihrer ältern Bekannten diese Schuld an die Gesellschaft wohl mit sich ins Grab nehmen wird. Ihr Gatte zog seine Uhr hervor, erklärte, daß ihm die Abendluft schädlich sei, und setzte mit Gründlichkeit auseinander, daß er Ursache zu der Annahme habe, seine Constitution werde gegenwärtig durch das Herannahen eines Schnupfens bedroht. „Ich gehe deshalb wenig aus, bin überhaupt kein Freund von Gesellschaften“, setzte er mit Salbung hinzu. Fräulein Treff nahm daraus Veranlassung zu der Bemerkung, daß sie allerdings gern gesellige Zusammenkünfte besuche, „freilich“, fügte sie mit feinem Lächeln hinzu, „mache ich einige Ansprüche an dieselben.“ — „Ja, die Unterhaltungen unserer jungen Officiere und Referendarien würden uns Beiden wenig zusagen“, fiel der Bruder ein, welcher neben dem Oberstlieutenant stand. „Es wird Ihnen schwer fallen“, sagte ich schüchtern, „einen Ihrer geistigen Höhe entsprechenden Kreis ausfindig zu machen.“ Ein gnädiges Lächeln strahlte über ihr Gesicht; hatte ich jemals gegen sie gesündigt, jetzt war mir Alles vergeben. „Sie füllen gewiß Ihre Abende mit edleren Beschäftigungen aus?“ fragte ich. — „Ja wohl; Herr Umstoß hat die Güte, uns bisweilen zu besuchen, und unter seiner Anleitung mache ich einige schwache Versuche in meiner Lieblingswissenschaft, der Hofulsebrrmanotsangelogie.“

Auf dem Heimwege begleitete ich den Schriftsteller. „Sie allein haben gewonnen; greifen Sie eine dieser Persönlichkeiten heraus und geben Sie ihr einen Platz in Ihrer nächsten Schöpfung.“ — „Unbrauchbar, ganz unbrauchbar“, erwiederte er nachlässig, „man würde es für Erfindung halten, und als Erfindung wäre es sehr schwach.“ — „Leute à la Treff ließen sich doch als Nebenperson in einem Lustspiele verbrauchen. — „Pah, zu wenig pikant. Da haben wir in Z. einen ähnlichen Kerl, aber weit amüsanter, der hat Witz. Wir gebrauchen ihn wie Mixed-Pickles, suchen ihn auf, wenn wir uns an den Süßigkeiten der Salons den Magen verdorben haben. Anders ist er gar nicht zu genießen.“ — „Sie thun Unrecht“, sagte ich, „diesen Vergleich nicht lieber für Ihr Feuilleton aufzusparen.“ — „Ist schon gedruckt“, erwiederte er lakonisch.

Sonntags-Plauderei.

Neujahrsfestlichkeiten. Am 1. Januar 1583 trugen die Metzger in Königsberg eine 596 Ellen lange und 434 Pfund schwere Bratwurst in der Stadt umher und verehrten sie den Weißbäckern. Diese erwiederten das Geschenk am Dreikönigstage mit einem sogenannten Striezel, zu dem drei Scheffel Mehl verwendet worden waren.

Am 1. Januar 1601 trugen abermals die Königsberger Fleischer eine Bratwurst nach dem Schlosse, die 1005 Ellen lang war und die von mehr als hundert Metzgerknechten getragen wurde; sie wog 22 Stein und 5 Pfund. Man hatte einundachtzig Schweineschinken, eine und eine halbe Tonne Salz, eine und eine halbe Tonne Bier und über 18 Pfund Pfeffer dazu verbraucht. Die Därme hatten fünfundvierzig Schweine geliefert. Drei Meister und siebenundachtzig Gesellen hatten daran gearbeitet und zwei Faß und eine Tonne Bier dabei ausgetrunken. Die Herstellungskosten betrugen 412 Thaler. Dem Fürsten, der auf dem Schlosse wohnte, wurde ein Stückchen von 130 Ellen abgeschnitten und verehrt. Diesmal hatten sich die Bäcker mit den Metzgern vereinigt und große Striezeln und sechs runde Kringel gebacken, die zwölf Scheffel Weizen erforderten.

1658 wurde in Nürnberg von zwölf Personen eine große Wurst umhergetragen, die indeß bei weitem nicht so groß war als die eben geschilderte; sie war nur 658 Ellen lang und 514 Pfund schwer. Bei alledem war die Stange, mittelst welcher sie getragen wurde, 49 Schuh lang. D.

Briefkasten.

Herrn Ernst Willkomm in Hamburg. Haben Sie Ihr Versprechen ganz vergessen? Hoffentlich ist nicht Ihr Befinden an der Verzögerung Schuld.

Frau Luise Sch... in Waltershausen. Also wieder in der Heimath. Nun können ja die sonntäglichen Zusammenkünfte von neuem beginnen. Schade, daß Lina fehlt, noch schlimmer aber, daß sie ihren Plan nicht ausgeführt, sie hätte keinen Korb bekommen. Haben Sie immer noch eine so große Vorliebe für Uebersetzungen?

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

N° 2. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

13. Januar.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer. Preis vierteljährlich praenumerando $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Prinzenhof.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

2.

Es war ein ziemlich geräumiges Gemach auf der andern Seite der Hausflur, in welches Ramiro geführt wurde. Die gelbe Kammer hieß es nur, obgleich es weder eine Kammer war, noch gegenwärtig eine gelbe Farbe hatte. Ein großer Schrank, eine Commode, über welcher sich ein schmaler Spiegel erhob, drei Stühle und das frisch bezogene und aufgedeckte Bett bildeten die ganze Ausstattung an Meubeln. Nicht einmal ein Tisch war zu sehen — die Commode mußte dessen Stelle vertreten. Der Castellan stellte das Licht neben das Waschbecken, das Frau Kleber dort etablirt hatte, und sagte: „Morgen reden wir mehr zusammen. Gute Nacht." Damit reichte er dem Neffen die große, knochige Hand und drückte ihn so herzhaft, daß er zuckte. Der Alte bemerkte es, lachte kurz auf und entfernte sich, Ramiro seinen eigenen Gedanken überlassend.

Kaum war dieser allein, als er in großer Aufregung einigemal im Zimmer umherlief, dann aber das Licht nahm, sich im Spiegel betrachtete und sogleich in ein halblautes Gelächter ausbrach.

„Wie geistreich siehst Du aus!" rief er sich selbst verspottend. „Da bist Du nun, wo Deiner Mutter-Ahnen Wiege stand, dem Großohm imponirst Du weder durch Deine romantischen Namen, mag auch der eine spanisch, der andere altholländisch sein, noch durch Deine feine Bildung — er ist eine Versteinerung aus der alten, guten Zeit, wo dergleichen nicht Mode war, er gehört einer niedern Region an, aus welcher die Mama sich aufgeschwungen hat, da giebt es keine Vermittelung, keine Verständigung mehr. Auch hat der alte Mann so urweltliche Begriffe von Autorität als nicht abzuläugnender Großohm, daß ich mich in eine Stellung herabgedrückt sehe, der ich nur durch eilfertigen, hoffentlich ehrenvollen Rückzug entrinnen kann. Mein vorausgesandter Koffer soll nicht zu lange auf mich warten." Mit diesem Vorsatze öffnete er seinen leichten Tornister, welchen Frau Kleber schon bei ihrer Einrichtung der gelben Kammer hierher getragen hatte; derselbe enthielt die nothwendigsten Reisebedürfnisse, vorzüglich einen eleganten Schlafrock so feinen Stoffs, daß er sich wie ein echter Kaschemirshawl in die kleinste Form zusammenballen ließ. Ramiro entkleidete sich rasch, hüllte sich in den weichen Schlafrock und öffnete dann das sorglich zugesperrte Fenster hinter dem herabgelassenen Rouleau, um die vielleicht Jahrelang eingeschlossene Luft des Zimmers zu erfrischen. Er war trotz seiner heutigen Wanderung von fünf Stunden noch nicht müde, da seine gewohnte Schlafenszeit wenigstens noch zwei Stunden fernlag — im Prinzenhofe, wer ihn auch außer dem Castellan und jenem unbekannten Fräulein, das er flüchtig am Fenster gesehen, noch bewohnen mochte, dachte man augenscheinlich anders und auch in der Stadt, so viel er aus dem Fenster, dessen Rouleau er nun ganz aufzog, vernehmen konnte, waltete schon feierliche Stille. Ist das ein Leben, was die Menschen in kleinen Städten so nennen? dachte Ramiro, und gelangweilt suchte er dennoch schon sein Bett, das er zu seiner großen Ueberraschung vortrefflich fand. Die Dame, welche eine Namensbase des berühmten französischen Generals war, der von Napoleon einst in Egypten zurückgelassen und dort ermordet worden war, die Dame Kleber hatte es also doch gut gemeint und dem Gast, den sie nicht in ein Cavalierzimmer betten durfte, dafür eine offenbar prinzliche Lagerstätte bereitet. Dem gestrengen Herrn Castellan und der Hofordnung zum Trotz! Dank ihr! Mit diesem Gedanken entschlief Ramiro und genoß eines festen, traumlosen Schlummers, bis schon die Sonne durch das Fenster, dessen Rouleau er wieder herabzuziehen vergessen, hell in sein Zimmer schien. Fast gleichzeitig, als er seine Augen öffnete, wurde auch an die Thüre geklopft und da er ohne sich zu besinnen „Herein!" rief, erschien das weibliche Wesen, das beim Einschlafen sein letzter Gedanke gewesen war, nun am Morgen sein erstes Bild: Frau Kleber. Sie erschrak, als sie ihn noch im Bette erblickte und wollte sich schnell zurückziehen.

„Gute Frau, ich bedaure, Ihr Zartgefühl verletzt zu haben —", rief er. „Indessen sehe ich nicht ein, warum Sie mir nicht wenigstens sagen" — sie hatte

sich schon beruhigt und trat kichernd über die Schwelle. „Der junge Herr hat Fenster und Thüre offen, ich glaubte, Sie wären längst auf und wollte Sie zum Kaffee rufen."

„Gleich Verehrte! Ist der alte Herr schon auf?"

„Der Herr Castellan haben schon vor zwei Stunden gefrühstückt. Ach du mein Gott, wie sehen Sie Ihrem Mutterchen ähnlich, wie aus den Augen geschnitten! Was macht denn das liebe Florchen?"

In diesem Tone konnte dies gemeine alte Weib mit dem runzligen Gesicht und der Magdhaube nach seiner Mutter fragen!

„Haben Sie meine Mutter gekannt?" entgegnete er ziemlich vornehm.

„Gekannt?" rief die alte Frau und kicherte wieder. „Fragen Sie einmal, wenn Sie wieder nach Hause kommen, ob Ihr Mutterchen die schwarze Lore gekannt hat! Schwarz bin ich freilich nicht mehr, Florchen wird auch nicht mehr schwarz sein. Aber der Herr Castellan wartet — kommen Sie nur recht bald!"

Eine flammende Röthe — war es Zorn oder Scham? — hatte sich über Ramiro's Wangen gezogen, seine Hände zitterten vor Aufregung, als die alte Frau ihn verlassen hatte und er nun rasch sich anschickte, ihrer Mahnung zu folgen. Noch war er jedoch im Schlafrock, da hörte er einen festen Tritt auf der Flur und seine Thüre wurde abermals, jetzt ohne Anklopfen geöffnet. Es war natürlich der Alte, seiner Mutter unbestreitbarer Oheim. Der trug freilich keinen Schlafrock, sondern, so früh es noch am Tage sein mochte, seinen langen Livreerock mit den fürstlichen Wappentressen. Kurzauf lachte er, wie es seine Gewohnheit schien, als er den jungen Mann in dem hellfarbigen Damast mit Schnüren und Quasten geziert erblickte, doch sagte er darüber nichts, es konnte ja Mode sein, sondern fragte nur, ob er endlich ausgeschlafen habe? Ramiro entschuldigte sich mit seiner Müdigkeit und dem guten Bett, kleidete sich schnell an und fragte dabei, ohne den Alten anzusehen, ob Frau Kleber seine Mutter gekannt, da sie sich angelegentlich nach ihr erkundige.

„Gekannt?" wiederholte der Castellan mit seinem fatalen Lachen. „Sie war ihre beste Freundin."

Ramiro entgegnete kein Wort, ihm war, als schnüre er sich mit der Cravatte, die er eben anlegte, den Hals zu, klare Tropfen traten auf seine Stirn. Schweigend warf er seinen Rock über und folgte dem voranschreitenden Oheim über die Flur in das Zimmer, wo dieser ihn gestern empfangen hatte. Hier dampfte schon der Kaffee in brauner Kanne auf einem reinlich gedeckten Tisch. Tasse, Zuckerschaale und Sahntopf waren von gutem, alterthümlichem Porcellan, ein Teller mit feinem Gebäck stand daneben: Frau Kleber, die hier offenbar die Wirthschaft führte, hatte ihr Möglichstes gethan, den Gast gut zu bewirthen, aber dieser fühlte keinen Appetit, sondern nur einen glühenden Wunsch: in kürzester Zeit auf Nie-wiederkehr hinaus in die Berge! Doch genoß er mechanisch, was ihm vorgesetzt wurde, und beantwortete ebenso mechanisch die Fragen, mit denen ihm der Alte das Frühstück reichlich würzte. Ihm brannte auch eine auf der Seele, die er sich aber nur selbst vorlegte, ohne sie beantworten zu können: wie es möglich sei, daß seine elegante, gebildete Mutter jemals auch in frühester Jugend in Verhältnissen gelebt habe, welche eine Freundschaft zwischen ihr und jenem alten, gemeinen Weibe nur denkbar machten?

Während sein Auge zerstreut durch das epheuumzogene Fenster auf den Hof und das verfallene Bassin mit seinen verstümmelten Sculpturen irrte, wurde es von der Erscheinung einer Dame überrascht, welche langsam und feierlich aus dem Hauptgebäude kommend dem eisernen Gitter zuschritt, durch welches der Prinzenhof von der Straße geschieden war. Die Dame war von hoher Gestalt und sehr mager, wie es schien, oder täuschte den Fremden, der nur wohlgebauschte, reifenumspannte Frauenerscheinungen selbst in kleinen Städten gewohnt war, die niegesehene Toilette, die sich ihm hier bot? Ein Kleid von grauem Stoff schloß sich von den Schultern bis zu den Knöcheln nur wenige Falten schlagend so eng der hohen Gestalt an, daß es für Ramiro ängstlich anzusehen war, ein rascher Schritt, dünkte ihn, müsse dies Futteral eines menschlichen Körpers sprengen — und es war doch für ein vorurtheilsfreies Auge ein Anzug, der Frauengestalt wohl entsprechend, wie ihn frühere Zeiten, nachdem die Mißgeburt des ersten Reifrocks und die nach ihr folgenden Extreme der Nacktheit verschwunden waren, mit Wohlgefallen betrachtet hatten. Ramiro jedoch erstaunte darüber. Wie kurz auch dies Kleid! Zum Glück ließ es ein Paar feine Knöchel mit schneeweißem, fest angezogenem Strumpf und sehr kleine Füße sehen — aber Schuhe, wahrhaftig Schuhe mit Kreuzbändern! Und nun, als sein Blick sich zu der, wie es ihm vorkam, thurmgleichen Höhe der feierlich wandelnden Dame erhob, wurde er von den weitvorragenden Flügeln eines Huts beleidigt, wie er ihn nur noch auf Carricaturbildern des Journal pour rire gesehen hatte. „Wer ist die Dame?" rief er mit dem unverkennbaren Ausdrucke seines Staunens.

„Fräulein von Sulzberg", lautete die Antwort. Ramiro glaubte den Ton eines gewissen Respects darin zu erkennen.

Das war das gnädige Fräulein, das ihm gestern seine hübsche Wegweiserin bezeichnet hatte! Wohnten denn im Prinzenhofe nur alte Leute, kein einziges jugendliches Wesen?

„Sie ist die Hofdame der verstorbenen Prinzessin Adelgunde", erklärte der Castellan noch weiter und verstand das sarkastische Lächeln nicht, das dem Gedanken seines Neffen — ob verstorbene Prinzessinnen auch noch Hofdamen haben — entsprungen war. Nach unten, wie er es nannte, hielt der junge Mann gar empfindlich an dem Unterschiede der Lebensstellungen fest, nach oben wollte er davon nichts wissen und spöttelte über jedes aristokratische Zopfwesen, wie er es nannte. Wir finden das oft, nicht wahr? Auch in Dingen des Gehorsams.

Die Dame war schon durch das Gitterpförtchen nach der Straße verschwunden, als der Castellan erzählte, daß sie sich noch gestern habe durch ihre Jungfer erkundigen lassen, wer bei ihm angekommen sei.

„Das gnädige Fräulein ist etwas neugierig", setzte er hinzu. „Was wird sie aber gesagt haben, als sie erfahren hat, daß der Sohn von ihrer Flore hier ist."

„Ihrer Flore?" rief Ramiro, von einer neuen Besorgniß ergriffen.

„So nannte sie Deine Mutter immer", erklärte der Alte, und sein Neffe athmete freier, denn er hatte schon gefürchtet, als weitere Enthüllung aus der Jugend seiner Mutter zu hören, daß sie gedient habe. Nahe daran war es aber dennoch gewesen, wie er gleich erfuhr. „Sie wollte nämlich Deine Mutter, die sie lieb hatte, zur Jungfer nehmen, da die ihrige im Begriff stand, sich zu verheirathen. Das zog sich aber in die Länge, unterdessen kam Dein Vater, damals noch ein junger Referendarius, hierher, verliebte sich in Deine Mutter und so machte sie

ihr Glück. Das gnädige Fräulein nahm nachher die Lore, das ist nun die Klebern, die Du gesehen hast — in ihren jungen Jahren war sie ein sehr hübsches und sauberes Mädchen, wie Deine Mutter auch, und Beide hatten zusammen gespielt und waren in die Schule zusammen gegangen, ganz natürlich, denn sie gehörten Beide in den Prinzenhof, der Lore ihr Vater war Hofgärtner und Dein Großvater Kammerdiener beim verstorbenen Prinzen Konstantin, wie Dir die Mutter wohl erzählt haben wird."

Die Mutter hatte ihm nichts erzählt, als daß ein alter Onkel von ihr Castellan des sogenannten Prinzenhofes in ihrer Vaterstadt sei! Was konnte sie bewogen haben, den Sohn hierher zu schicken, wo er aus seiner glücklichen Unwissenheit gerissen werden mußte? Ramiro stand Folterqualen aus, während sein Großoheim, einmal ins Erzählen gekommen, gemüthlich fortfuhr. „Nun, siehst Du, Deine Mutter heirathete und zog fort; so lange ihre Aeltern lebten, hat sie auch noch zuweilen geschrieben, hergekommen ist sie aber nicht wieder und als die Aeltern todt waren, schrieb sie auch nicht mehr. Was sollte sie auch! Die Lore wurde dann Jungfer bei dem Fräulein von Sulzberg und blieb bei ihr, bis sie den Bettmeister Kleber heirathete. Das war ein sehr braver Mann. Jetzt ist sie Witwe und hat eine kleine Pension. Unser ganzer Hof starb dann aus, wie es der liebe Gott so gefügt hat, — die getrennten Lande kamen wieder zusammen und wir alten Diener im Prinzenhofe halten hier Haus. Das gnädige Fräulein lebt aber hier, weil sie nicht fortziehen will, sie hätte es nicht nöthig, denn sie ist steinreich. Da kommt sie schon wieder, sie hat wohl ihr Nièecchen unterwegs getroffen. Die schau Dir einmal an, Florens, das ist ein Bild von einem Mädchen."

Es war dem jungen Manne zu Muth wie Einem, der vom Sturm gepeitscht auf unwirthlicher Haide plötzlich eine schirmende Thalsenkung von zauberischer Schönheit zu seinen Füßen sich öffnen sieht — einen solchen Eindruck machte auf ihn die liebliche Erscheinung des jungen Mädchens, das wie ein Rettungsengel kam, ihn von den marternden Erzählungen des Alten zu erlösen. An der Seite der hoch und feierlich wie vorher zurückkehrenden Hofdame sah er eine schlanke Gestalt kommen, mit einem wahren Madonnengesicht unter dem braunen runden Strohhut — doch nein, das war nicht das Gesicht einer Madonna, wie er jetzt, da sie näher gekommen, bemerkte, dazu war es zu heiter, zu lebensfrisch, aber gerade deshalb für Ramiro um so reizender. Sein scharfes Auge erkannte jeden Zug, er glaubte, noch nie so zarte und doch so blühende Farben gesehen zu haben, brünett wie das junge Mädchen war. Während die Damen über den Hof nach dem Hauptgebäude gingen, warfen Beide einen Blick nach den Fenstern des Nebenflügels; vielleicht hatte die Hofdame ihrer Nichte etwas von der Ankunft eines Gastes, die im Prinzenhofe jetzt wohl ein ungewöhnliches Ereigniß sein mochte, erzählt. Ramiro, der in seinem lichtfarbigen Reisecostüm am Fenster stand und von ihnen bemerkt werden mußte, fühlte sich schon zu einer Verbeugung veranlaßt, aber sie kehrten sich wieder ab und nur in der großen Thüre des Hauptgebäudes wandte sich das junge Mädchen noch einmal um. Zufall oder Neugier — Ramiro's Blut war in schnellere Wallung gerathen.

„Nicht wahr?" fragte der Castellan, ihn auf die Schulter klopfend. „Hab' ich Recht gehabt?"

„Die junge Dame ist eine Nichte des alten Fräuleins?" entgegnete Ramiro.

„Schwestertochter — und ihre einzige Erbin", erwiederte der Onkel. „Sie wird einmal sehr reich. Ihr Vater war Kammerherr und ist vor drei Jahren gestorben; die Mutter lebt hier in der Stadt."

„Mit einem solchen Vermögen!" rief der junge Mann verwundert. Er konnte nicht begreifen, wie man reich sein und sich zu einem freuden- und genußlosen Dasein in einer kleinen Stadt verurtheilen könne. Der Onkel wiederum verstand ihn nicht und fuhr in seinen Mittheilungen fort: „Ja, sie hat gewiß fünfzehn- bis zwanzigtausend Thaler."

„So!" versetzte der Großneffe etwas geringschätzig. Das nannte man hier ein Vermögen — in einer großen Residenz zuckt man die Achseln dazu, denn ein flotter Gardefähnrich von der Cavalerie macht in einem Jahre so viel Schulden und sein Vater, wenn er sie nicht gleich bezahlen will, wird ein Lump genannt.

„Was unser gnädiges Fräulein zurückgelegt hat, weiß kein Mensch", fuhr der Castellan fort. „Wenn sie einmal stirbt, wird man sich wundern. Sie braucht sehr wenig und hat außerdem noch vor einigen Jahren eine große Erbschaft gemacht. Fräulein Hannchen wird wenigstens einmal hunderttausend Thaler haben."

„Hannchen heißt die junge Dame?" fragte Ramiro, mehr von dem Namen, als von ihrem nun allerdings beachtenswerthen Reichthume frappirt.

„Johanna von Kattenau", bestätigte der Alte. „Du kannst denken, daß sie viel Freier hat — indessen ist sie noch ein junges, muntres Vöglein, das seine Freiheit behaupten will."

Ramiro wurde zerstreut, er hörte nicht mehr recht auf die weitern Erzählungen seines gesprächigen Großonkels, ihn beschäftigte die Idee seiner Abreise, über welche er sich wieder schwankend fühlte. Freilich hatte er noch immer das drückende Bewußtsein der Schmach, in die er hier unbewußt gerathen war — welche andere Vorstellung hatte er sich von dem Castellan des fürstlichen Schlosses gemacht, zu welchem, als ihrem Oheim, ihn seine Mutter geschickt hatte! Er kannte Castellane, wahrhafte Gentlemen, die in der Gesellschaft wenigstens der mittlern Classen eine Rolle spielen konnten und hier fand er einen Mann, der die Livree von früh bis Abends nicht ablegte und in den niedrigsten Verhältnissen lebte. Welche Aufklärungen hatte er hier erhalten! Seine Mutter war eine stolze Frau — er hatte ihr schon oft scherzweise gesagt, wenn er mit ihr auf der Straße ging: „Mama, Du imponirst mir. Jede Miene, jede Bewegung sagt den Leuten: ich bin die Räthin!" In einigen Wochen war sie nun Präsidentin, ihr Gemahl besaß ein bedeutendes Vermögen — sie machte ein Haus, welches vornehme Leute besuchten, Männer der Geld- und Geburtsaristokratie. Und hier mußte er hören, daß sie die Tochter eines Kammerdieners, die designirte Jungfer einer Hofdame, die Busenfreundin der Gärtnerstochter und künftigen Frau Bettmeisterin gewesen sei! Das Alles trieb ihn zur Flucht, wie der scharfe Sporn ein Roß — und dennoch war es ihm in diesem Momente, als müsse er noch verweilen —

„Wenn Du fertig bist, wollen wir etwas ausgehen", sagte der Castellan. „Ich will Dir die Stadt zeigen, wir haben sehr hübsche Promenaden, alte, merkwürdige Gebäude und ein kostbares Bier."

Mit dem Alten im Tressenrocke, der ihn väterlich führen und am Ende in irgend einer Kneipe „poniren"

wollte, nimmermehr! „Lieber Onkel", erwiederte Ramiro mit raschem Entschlusse, „ich will Ihre Gastfreundschaft nicht länger mißbrauchen. Meine Tour ist genau berechnet, ich kann nicht gut von der einmal festgesetzten Eintheilung abweichen — auch erwarte ich noch, wo mein Koffer steht, einen Brief von der Mama, und lassen Sie mich Ihnen gestehen, Geld! Den Vater, der mich gleich für die ganze Reise mit Creditbriefen ausstatten wollte, ließ sein Banquier im letzten Moment im Stich, so daß er mir diese nachschicken muß."

„Das sind mir Alles böhmische Dörfer!" sagte der Castellan, seinen weißen Kopf stärker als je schüttelnd. „Gott sei Dank habe ich mit Creditbriefen und Banquiers in meinem Leben nichts zu thun gehabt. Mein Bischen steht auf sichern Grundstücken, die gehen mir nicht durch. So viel ich verstehe, willst Du bald wieder fort — da wird aber nichts d'raus. Du hast mir noch lange nicht genug von zu Hause erzählt und — ich muß Dich auch dem gnädigen Fräulein noch vorstellen als Sohn ihrer Flore, die sie so lieb gehabt hat."

Dieser Nachsatz goß auf einmal eiskaltes Wasser in die von den ersten Worten lebhaft angeregten Pulse des jungen Mannes. Wenn er der alten Hofdame vorgestellt wurde, konnte er hoffen, auch das liebreizende Mädchen zu sehen, das ihn beim ersten Anblick so mächtig angezogen hatte — aber als Sohn der designirten Jungfer?

„Du hast doch noch einen andern Rock bei Dir als diesen Schanzläufer von Nanking?" fragte der Castellan.

„Nanking, lieber Onkel?" rief Ramiro entrüstet. „Ich werde doch nicht gemeinen Nanking tragen?"

„Ist es kein Nanking? Mir auch recht! Ich bin kein Schneider. Hast Du noch einen andern Rock? In dem Dinge kann ich Dich freilich nicht präsentiren."

„Ich verlange es auch gar nicht. Ich bitte Sie nur um Erlaubniß auf meine eigene Hand noch ein wenig umherstreifen zu dürfen — und dann, noch Vormittag, will ich weiter gehen. Es ist mein voller Ernst. So dankbar ich Ihnen für die Einladung bin, länger zu bleiben und für das freundliche Anerbieten, mir die Stadt zu zeigen — ich kann Beides nicht annehmen."

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich", erwiederte der Castellan gelassen.

„Ist das der Garten, wo ich eben in der Perspective die Frau — Bettmeisterin habe gehen sehen?" fragte Ramiro rasch. Nicht die Bettmeisterin, seiner Mutter Jugendfreundin, war es, die er in der schmalen Durchsicht zwischen Hauptgebäude und Flügel bemerkt hatte, sondern ein leichtes Sommerkleid von rosa Stoff, das trug die Kleber nicht.

„Willst Du Dir den Garten ansehen? Er ist sehr hübsch in Ordnung gehalten." Der Alte machte Anstalt, ihn zu begleiten.

„Ich sagte Ihnen — daß ich Ihre Zeit nicht in Anspruch nehmen will —"

„Meine Zeit!" lachte der Castellan wieder kurz auf. „Ich habe gar nichts zu thun. Warum sagst Du es aber nicht deutsch: Du willst mich nicht mithaben? Geh in Gottes Namen, begegnest Du zufällig dem gnädigen Fräulein, die zu dieser Stunde regelmäßig im Garten promenirt, so kannst Du nicht dafür, daß Du den gelben Rockelor anhast. Dein bunter Warschauer mit dem rothen Futter und Aufschlag gefällt mir besser!"

Ein Warschauer — dies noble Fabrikat des ersten Kleidermagazins! Die jetzige Generation weiß freilich nicht, daß man die Schlafröcke einer gewissen Gattung, als sie zuerst, das heißt vor dreißig Jahren, Eingang fanden, Warschauer nannte! Auch gab er sich nicht Mühe, dies sprachliche Räthsel zu ergründen, sondern nahm des Onkels Zustimmung wahr, griff nach dem leichten Panamahut und verließ rasch das Zimmer.

Der Castellan sah ihm kopfschüttelnd nach. — „Die Menschen werden immer verrückter!" war seine kurze Kritik der nach dem herrschenden Zeitgeschmack wirklich höchst eleganten Erscheinung seines Großneffen.

(Fortsetzung folgt.)

Żur.

Aus dem Polenschen von Marie Roskowska.

(Fortsetzung.)

Praxida sah auch bald genug ein, daß sie eine große Thorheit begangen hatte, als sie ihr Ohr den Bitten ihres Mannes nicht verschloß. Die Ruhe, in welcher sie die letzten Jahre zugebracht, lernte sie erst jetzt schätzen, nachdem sie dahin war. Der Mann nahm sein früheres Leben wieder auf, sobald er hinreichend bekleidet war, um sich vor den Leuten zu zeigen. Er arbeitete nicht — jetzt im Winter war auch wenig Arbeit — verlangte aber zu essen und vorzüglich — zu trinken. Wie einst gab es Unfrieden und wie damals verkaufte der Ehemann, was die Frau sauer erworben, für einen Spottpreis, um Geld zu Branntwein zu erhalten. Da sie sich vor den Nachbarn schämte, die ihr, was nun kommen würde, vorher prophezeit, hatte sie ihm bisher nur leise widersprochen und still geschehen lassen, was nicht zu ändern war. Sie hatte ihn sogar das Geld, welches sie in der Sparcasse besaß, holen und so verwenden lassen, wie er wollte. Ob sie hieran und an seiner Aufnahme überhaupt recht gethan? Sie bezweifelte es. Und dennoch — was hätte sie thun sollen, thun können? Ihren Mann, den Vater ihres Kindes, der wie ein Bettler an ihrer Schwelle stand, auch wie einen Bettler fortjagen? Ihm damit vielleicht die Möglichkeit abschneiden, wieder ein ordentlicher Mensch zu werden? Unmöglich. — Nachdem sie ihn aber nicht fortgewiesen, sondern aufgenommen hatte, war er auch der Herr im Hause und sie und ihr Kind ihm auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Ihr Kind! Das war das Allerbitterste. Sie für ihre Person hätte schon darben und alles Mögliche dulden wollen, wenn nur Jevka nicht darunter litt. Das Kind mochte aber den unbekannten Vater von Anfang an nicht leiden. Es war eifersüchtig auf die Sorgfalt und Liebe, welche die Mutter diesem nun zuwandte, während es dieselbe früher allein und ausschließlich besessen. Der Vater hatte zwar zuerst mit der Kleinen tändeln wollen, als sie ihm gegenüber aber

scheu und stumm blieb, seine Liebkosungen störrisch abwies, war er unfreundlich gegen sie geworden und sie fürchtete ihn jetzt so sehr, daß sie während seiner Anwesenheit verschüchtert in einem Winkel hockte und die frühere kindliche Munterkeit ganz verloren hatte. Vergebens hatte die Mutter zu vermitteln gesucht. Zwischen den beiden Wesen, welche ihr am liebsten auf Erden, war das Verhältniß so ungemüthlich, wie es sonst nicht zwischen einem Vater und dem leiblichen Kinde ist. Jevka's Vorwurf jetzt hatte einen wunden Fleck in ihrer Brust getroffen. Nicht, daß sie die Kleine weniger liebte, seitdem der Mann wiedergekommen, aber diese hatte mit dem untrüglichen Instinct der Liebe und der Selbstsucht empfunden, daß sie im Herzen der Mutter nicht mehr allein herrsche, sondern einen Nebenbuhler habe. Wie ließ sich dieser Zwiespalt schlichten? Sie hatte Jevka verwöhnt, das begriff sie nun, allein warum hätte sie nicht aufmerksam und nachsichtig gegen das Kind sein sollen, welches ihre einzige Freude gewesen? Die Zuckerbrezeln und Bonbons, die sie der Kleinen von ihrem Arbeitslohn mitgebracht, waren ja der einzige Luxus gewesen, den sich eine so arme Frau wie sie gestatten durfte. Und daß sie der Kleinen stets den Willen gelassen —? Lieber Gott — die reichen Leute, die ihren Kindern Alles geben können, was das Leben angenehm macht, dürfen von ihnen auch verlangen, daß sie artig sind, haben übrigens auch Zeit dazu, auf Unarten zu achten und sie ihnen abzugewöhnen. Die arme Mutter, welche das Brod für ihr Kind erarbeiten muß, sie kann nicht immer predigen und ermahnen und jeder Unart vorbeugen. Hat sie einen Augenblick Zeit, dann will sie nicht tadeln und schelten, sondern sich ihres Lieblings freuen. Läßt sie diesen doch auch nur aufwachsen zu einem Dasein voll Arbeit und Sorge, wie sollte sie ihm da die bei Armen nur allzu kurze Kindheit noch verkümmern, ihm nicht wenigstens, gleichsam als Ersatz für die künftigen Mühen und Entbehrungen, volle Freiheit zu allem Möglichen, auch zu allen beliebigen Ungezogenheiten, mit einem Wort: seinen Willen lassen.

Praxida hatte das natürlich auch gethan und es fiel ihr schwer aufs Herz, daß es nun nicht mehr sein konnte wie früher. Mitbringen durfte sie der Kleinen keine Näschereien mehr, wenigstens nicht wenn der Vater es sah. Uebrigens fehlte es ja an Geld dazu, welches er lieber zu Branntwein brauchte. Und ihren Willen hatte Jevka in seiner Gegenwart nun auch nicht mehr. — War es nicht ein unverantwortliches Unrecht an ihrem einzigen Kinde, daß sie den Gatten wieder aufgenommen hatte?

Das Oeffnen der Hausthür schreckte sie aus ihren Grübeleien auf. Hastig ergriff sie die Lampe und leuchtete hinaus, ihrem Manne entgegen. Er war es, ein blonder, noch ziemlich junger Mann, einige Jahre jünger als Praxida, welche das dreißigste Jahr schon überschritten hatte. Er war kaum so groß wie sie, von stämmiger gedrungener Gestalt, raschem, behendem Wesen, nicht ohne eine Neigung zum Stutzerhaften, natürlich auf seine Art. Die Manschetten des Hemdärmels — rein und weiß, denn Praxida hielt als Wäscherin von Profession auf saubere Wäsche — waren weit hervorgezupft und die Bäffchen machten sich sehr breit. Auf der Weste prangte eine messingene Kette in ihrer ganzen, recht ansehnlichen Größe; sie und die Uhr dazu hatte ihm Praxida sogleich nach seiner Ankunft gekauft. Sein anständiges Aussehen war ihr Stolz und sie hätte lieber ihr eignes Sonntagskleid verkauft, als ihren Mann vor ihren Augen in schäbiger Kleidung einhergehen sehen. Sein frisches rundes Antlitz bildete einen grellen Gegensatz zu dem scharfmarkirten seiner Frau, das noch bleicher ward, als sie die Röthe seiner Wangen und einen gewissen stieren Glanz in seinen wasserblauen Augen wahrnahm. Er hatte wieder getrunken und mit demüthiger Zuvorkommenheit beeilte sie sich, es ihm bequem zu machen. Sie rückte den Tisch und einen Stuhl an den warmen Ofen, reichte ihm die gestopfte Pfeife und zog ihre eigenen Filzschuhe aus, damit er sich der kalten Stiefeln entledigen könne. Sie war ja stets stolz darauf gewesen, daß sein Fuß nicht größer als der ihrige, während die andern Männer ihres Standes so abscheulich große Füße hatten.

„Wir haben ein Schwein — ein prächtiges Thier!“ sagte er sogleich. „Praxida, Du sollst Dich freuen, was das für Schinken geben wird. Wir legen damit gewiß Ehre ein und erwerben uns gute Kunden. Du selber mußt sie den Leuten hintragen, denn Du kennst ja die Herrschaften und bist auch nicht verdächtig. Kein Commis wird auf Dich fahnden.“

Sie hatte die Mittheilung mit Gleichmuth aufgenommen — bei seinen letzten Worten machte sie eine ablehnende Geberde und sagte dann rasch, doch mit sanfter Stimme:

„Ich selber? nein, nimmermehr!“

Der Mann drehte ungeduldig seinen blonden Bart zwischen den Fingern und warf ihr einen grimmigen Blick zu.

„So — Du willst nicht? Das werden wir einmal sehen. Kowarski hat mir auch gesagt, Du seist zu fein und vornehm dazu. Aber ich werde Dir das austreiben! — Was hast Du zu essen?“ fügte er kurz hinzu.

„Nur żur — Du weißt ja, daß ich nichts Anderes im Hause habe und ließest mir auch kein Geld“, war die zagend und demüthig gegebene Antwort.

„Wieder żur? — Plagt Dich der Teufel — denkst Du, ich habe einen Magen wie ihr Polacken und kann alle Tage solch Zeug essen?“ schrie der Mann und stieß ihr die Schüssel aus der Hand, welche sie eben auf den Tisch stellen wollte. Rechtzeitig ergriff sie noch die Schüssel, um sie vor dem Zerbrechen zu bewahren, aber die schöne Suppe, ihr, Jevka's und jedes Polen Leibgericht, war dahin. Sie konnte eine Aeußerung des Bedauerns und Unwillens nicht unterdrücken und erbitterte ihn dadurch noch mehr. Er sprang auf, um unter heftigen Schimpfreden den żur-Topf zu zerschlagen, damit sie das ihm verhaßte Gericht nicht mehr kochen könne. Zuerst wollte Praxida ihn hindern, dann ließ sie ihn gewähren, bat ihn nur, vernünftig zu sein, nicht Lärm zu machen, damit Jevka nicht aufwache und die Leute nicht den Scandal hörten. Allein ihre Worte waren nicht geeignet, ihn zu beschwichtigen — im Gegentheil. Wie jeden Trunkenen beleidigte ihn die Andeutung, er sei nicht vernünftig und die Erwähnung Jevka's steigerte seine Aufregung vollends zur Wuth.

„Ist sie etwa eine Prinzessin, die man nicht stören darf? Vor meinem eignen Kinde soll ich mich scheuen zu thun was ich will? Ich werde Euch zeigen, daß ich mich vor Niemand zu verstecken brauche und den Balg braun und blau schlagen kann, wenns mir beliebt.“

„Joseph Maria — was hat das Kind gethan? Schlage mich, aber verschone das Mädchen!“ bat Praxida angstvoll.

Er hörte nicht auf sie, der Branntwein war ihm zu Kopf gestiegen, seitdem er sich in der warmen Stube befand und sein Rausch nahm zu. Er schwankte nach

dem Bettchen der Kleinen. Die Mutter warf sich ihm entgegen und suchte ihn zurückzuhalten, unbekümmert um seine Stöße und Schläge.

Jevka war längst erwacht — hatte aber regungslos dagelegen, nur die großen Augen schienen belebt. Jetzt schrie sie gellend:

„Matyuka — Mütterchen — laß uns nicht schlagen! Jage ihn fort — wir brauchen keinen Vater!“

Wüthend strebte der Trunkene nach ihr hin. Praxida stand mit ausgebreiteten Armen vor dem Bettchen. Sie war groß und stark und die Angst um die Kleine gab ihr Manneskraft. Lenz vermochte nicht sie fortzureißen, er fand einen Widerstand, der ihn des letzten Restes von Mäßigung beraubte, wenn ein solcher noch vorhanden gewesen. Hätte die Wuth und der Rausch nicht auch seine Kräfte verdoppelt, sie würde ihn überwältigt haben. Blind schlug er zu. Die Frau unterdrückte jeden Schmerzenslaut, das kleine Mädchen aber stieß ein Zetergeschrei aus, sprang in kindischem Unverstand aus dem Bette, klammerte sich schreiend an die Mutter. Dadurch ward dieser ihre Aufgabe, das Kind zu schützen, noch schwerer, jetzt erhielt sie einen Schlag ins Auge, stieß einen Schrei aus und fiel, noch im Fallen bemüht, Jevka durch ihren Körper zu decken. Herbeikommende Leute rissen endlich den Wüthenden zurück, er würde sie sonst vielleicht getödtet haben.

„Aber liebste Toni, warum willst Du mir den Gefallen nicht thun? Ich sehne mich ordentlich nach żur, ziehe eine Tasse davon der schönen Bouillon vor, womit Du mich zum zweiten Frühstück regalirst“, sagte der Kreis-Steuer-Inspector Güldner zu seiner Frau. „Meine Mutter kochte sogar Weiß- oder Schwarzsauer immer mit żur, denn mein Vater meinte, Essig sei ungesund und ließ ihn nur da brauchen, wo żur oder Sauerkohlsuppe nicht verwendbar.“

„Du hättest wohlgethan, Deine Mutter zu heirathen“, versetzte die liebe Toni spitz. „Dann hättest Du stets das abscheuliche saure Zeug essen oder trinken können und obenein eine Frau gehabt, die immer that was der Mann befahl oder gestattete. Heut zu Tage ist das aus der Mode — wir Frauen sind nicht mehr die Dienerinnen der Männer, wir sind glücklicherweise emancipirt und fragen nicht mehr den gestrengen Eheherrn, welche Säure wir zu Schwarzsauer nehmen sollen. Es bleibt sich, denke ich, auch vollkommen gleich, wenns überhaupt nur sauer ist.“

„Gewiß — ja, das denke ich auch —“ antwortete der Gemahl. „Doch könntest Du immerhin für mich żur kochen lassen. Er ist außerordentlich gesund, sowohl bei Brust- als Unterleibsleiden. Bei cholerischem Temperament soll er auch ein vortreffliches niederschlagendes Mittel sein. Ich bin überzeugt, Du würdest selbst Geschmack an dieser angenehmen natürlichen Säure finden, wenn Du Dich erst daran gewöhnt hättest. Du kennst ihn ja gar nicht.“

„Das ist eine Idee!“ rief Frau Antonie, die Hände zusammenschlagend. „Wie kann ich oder ein deutscher Magen überhaupt an diesem Gebräu Geschmack finden? Ich kenne ihn wohl — ein Mädchen, das früher bei meinen Aeltern diente, kochte sich stets zum Abendbrod żur. Ich mochte ihn nie — schon der bloße Geruch ist mir zuwider. Angenehme natürliche Säure! Natürlich wohl, aber angenehm? — Welcher gebildete Mensch erklärt sauergewordene Nudel- oder Klößensuppe für eine Delicatesse, und wenn es sein müßte, zöge ich diese, als von Weizenmehl, doch noch dem żur vor. Wenig Umstände? — Rechnest Du es für nichts, ein Gefäß auf seinem Herde stehen zu haben, welches nicht ausgewaschen wird? Das ist nur in einer polnischen Wirthschaft am Platz.... Aber wozu ereifere ich mich? Ich glaube, Du kennst meine Grundsätze. Diese bestehen darin, die Würde meines Geschlechtes aufrecht zu erhalten, was leider von vielen meiner Mitschwestern noch immer so unverantwortlich vernachlässigt wird, wie in der sogenannten guten alten Zeit. Dieser Würde vergiebt jede Frau etwas, die irgend Rücksicht auf die Wünsche, den Geschmack oder Appetit ihres Gatten nimmt. Traurig genug, daß die Männer noch in so vielen Gebieten die Herren sind oder doch spielen: in der Küche haben sie nichts zu schaffen. Das ist unser Reich — ich bitte, es zu respectiren!“

Da dieses eheliche Zwiegespräch in der Küche stattfand, so ließ sich der letzte Wink nicht mißverstehen. Der Kreis-Steuer-Inspector war, im Begriff auszugehen, in diesen geheiligten Raum gekommen, um seiner lieben Frau Adieu zu sagen und durch den Anblick der Töpfe und Kasserollen veranlaßt worden, jenen unschuldigen Wunsch zu äußern. Obgleich erst seit wenigen Monaten verheirathet, hatte der gute Mann doch schon die Richtigkeit des Sprüchworts: „Der Klügste giebt nach!“ eingesehen. Da er gerade noch einmal so alt war wie seine zwanzigjährige Frau, so verstand es sich wohl von selber, daß er bei jeder Gelegenheit der Klügste sein, d. h. nachgeben mußte. Natürlich behielt er dieses Bewußtsein der Ueberlegenheit — unter allen Umständen etwas Süßes, Tröstliches — hübsch für sich, um bei der kleinen Frau dadurch keinen Anstoß zu erregen. Damit soll nun beileibe nicht gesagt sein, der neue Ehemann hätte es bereut, nicht, wie so lange, auch ferner und Zeitlebens Junggeselle geblieben zu sein. Er fühlte sich sogar recht glücklich, liebte seine Frau auf das zärtlichste und hatte mit ihren kleinen Schwächen die Nachsicht, welche sich gebührt und, da wir einmal aufrichtig sein wollen, von jedem Ehemann geübt werden muß. Nur für sich seufzte er also jetzt:

„Der Henker hole die Närrin, welche zuerst die Emancipation der Frauen aufs Tapet brachte und damit auch den sonst ganz Vernünftigen den Kopf verrückte. Ich hoffe, es war eine alte Jungfer, sonst muß es ihrem armen Mann schlimm ergehen. Einem ruhigen friedliebenden Menschen wird zuletzt nichts übrig bleiben, als seine Köchin zu heirathen. Die weiß hoffentlich noch nicht, daß sie ihrer Frauenwürde vergiebt, wenn sie dem Mann vorsetzt, was er gern mag. — Aber daran ist die feine Bildung schuld — sollte ich einmal eine Tochter haben, sie darf mir weiter nichts lernen als nothdürftig lesen, schreiben und rechnen. Sie wird sich dann sicherlich nicht sträuben, ihrem künftigen Manne żur kochen zu lassen.“

Durch diese schöne Hoffnung für die Zukunft über seine augenblickliche Verstimmung erhoben, wandte sich Güldner zu seiner Toni, um bis zum Mittage von ihr Abschied zu nehmen.

Eben neigte er sich herab, um auf ihre nur widerwillig hingehaltene Wange einen zärtlichen Kuß zu drücken, als die Küchenthür hastig geöffnet und ein verhüllter Frauenkopf sichtbar ward. Der Ankömmling zog sich jedoch beim Anblick des Kreis-Steuer-Inspectors schnell und erschrocken zurück.

Güldner begriff, er sei hier doppelt überflüssig und entfernte sich discret durch die entgegengesetzte Thür.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Capitel vom deutschen Durste.

Von Rudolph Günther.

Wenn ein älterer Autor von deutscher Treue und Redlichkeit spricht, so vergißt er es nie, das Portrait unserer Voraltern dadurch zu vervollständigen, daß er sie seinen Lesern mit dem Becher in der einen und dem Schwerte in der andern Hand malt. Vom altrömischen Tacitus an bis herab auf den geschwätzigsten Feuilletonisten des französischen Kaiserreichs unserer Tage hat kein über deutsche Zustände berichtender Schriftsteller Anstand genommen, uns das Laster der Trunkenheit vorzuwerfen. Welche Begriffe man sich in dieser Beziehung zumal von unserm Studententhum noch jetzt macht, davon zeugte die aus den lächerlichsten Uebertreibungen bestehende Schilderung eines Commerses, welche ein vielgelesenes Pariser Journal erst neulich wieder in seinen Spalten brachte. Alles dies ist aber ganz erklärlich; es gehört kein besonderer Beobachtungsgeist dazu, um bei einem Volke eine Schwäche zu entdecken, die sich unter allen Untugenden am wenigsten zu verstecken vermag. Und wahr ist es, keine Geschichte der älteren Nationen ist reicher an Feldherren, die sich bei Schmausereien überrumpeln ließen, und an ganzen Heeren, welche der Trunk in die Hände der Feinde lieferte, als die Specialgeschichte unserer Altvordern. Verwundern kann dies jedoch nicht; alle nordischen Völker theilen diese Leidenschaft. Dem heißblütigen Südländer darf es nicht als Verdienst angerechnet werden, wenn er sich der erhitzenden Getränke möglichst enthält; aber die Bewohner kalter und waldreicher Länder sind gewissermaßen auf solche Genüsse hingewiesen, und es wäre darum eher ein Wunder gewesen, wenn die alten Deutschen den Verführungen des Klima's wie der Bodenbeschaffenheit widerstanden hätten. Zudem galt ihnen der Ackerbau für eine Arbeit der Weiber und Sklaven, so daß dem freien Manne nur die Jagd und der Krieg ehrenvolle Beschäftigungen waren, von denen heimgekehrt allein Spiel, Gastereien und Gelage die Langeweile bannen konnten. Was blieb ihm, aller Bildung wie jeglicher politischen und bürgerlichen Thätigkeit bar, sonst übrig?

Die Liebe, im weitesten Sinne des Wortes, ist stets beredt gewesen; und wenn Religion und Gesetze den Liebling verfolgen, so nimmt sie ihn in Schutz, indem sie, gleich einer zärtlichen Mutter, die Unarten ihres Schooßkindes durch scherzhafte Anspielungen, durch Diminutiva und gelinde Bezeichnungen der Fehler wo nicht zu verschönern, so doch ihnen den Anstrich der Geringfügigkeit zu verleihen sucht. So ist auch unsere Sprache geschäftig gewesen, die Neigung der Deutschen zum Durstlöschen in Sprüchwörtern wie in einzelnen Ausdrücken anzubringen. Während der nüchterne Römer auri sacra fames sagt, „dürstet“ den Deutschen nach Gold, nach Ehre ꝛc. Die gänzliche moralische Verkommenheit und deshalb auch Unmöglichkeit einer Erhebung aus solcher Lage weiß er nicht treffender zu bezeichnen, als wenn er versichert, daß „Hopfen und Malz“ verloren sei. Ebenso kannte man in jenen Zeiten keine andere Art der Verschwendung, als daß einer sein Vermögen durch die „Gurgel“ jagte. Unsere jetzige Zeit ist nun freilich — und im Ganzen genommen, dürfen wir sagen glücklicherweise — eine ganz andere geworden, aber in der Sprache sind gar viele Spuren von der ehemaligen Macht und Herrlichkeit des Durstes zurückgeblieben; denn wer sollte, wenn er das heute noch in einigen Gegenden gebräuchliche Wort „Weinkauf“ aussprechen hört, wohl vermuthen, daß von einem Verlöbniß die Rede ist?

Wie der Oberste der Verschnittenen im türkischen Reiche nach dem Groß-Vezier der erste unter den Hofbedienten und wohl noch mächtiger als dieser, so nahmen auch unsere Erb- und Erzschenken eine gar wichtige Stellung ein; denn ein mit Lagerfässern gefüllter Weinkeller war das Serail der nordischen Nationen und der Erb- und Erzschenke besaß also den Schlüssel zum Herzen seines Herrn. Wenn ferner diejenigen fürstlichen Diener am Rhein, denen die Verwaltung der Justiz und der herrschaftlichen Einkünfte oblag, nicht wie in anderen deutschen Provinzen Amtleute, Gerichtspfleger, Schultheiße u. s. w., auch nicht etwa Rentmeister oder Einnehmer, sondern „Amts-Keller“ genannt wurden — welche Bezeichnung sich übrigens noch in manchen Gegenden erhalten haben soll —, so kann dieselbe nur daher rühren, daß der Keller oder die Wein-Einnahme den Fürsten als der wichtigste Theil der betreffenden Aemter erschien.

Wenn wir zu den verschiedenen Sitten und Gebräuchen übergehen, welche den Hang unserer Ahnen zum Trunke documentiren, so dürfte dem Gesundheitstrinken die erste Stelle gebühren; denn diese Gewohnheit ist unzweifelhaft eine nordische Erfindung, die der Freundschaft ihr Dasein zu verdanken hat. Wo glüht diese aber mehr als beim Klange der Gläser? Und was ist da natürlicher als dem Freunde alles Gute, vornämlich die Gesundheit anzuwünschen? Was Anfangs nur ein Beweis der Freundschaft war, machte die Höflichkeit bald allgemeiner; und endlich trank man in Deutschland fast nie ohne einen Wunsch zu thun, und man wünschte nur, um desto mehr trinken zu können. Diese Mode ist alt; denn schon im fünften Jahrhundert war sie an dem Hofe des Hunnenkönigs Attila in bestimmte Regeln gebracht. Dieser selbst eröffnete die Tafel mit einer Gesundheit, die er dem Vornehmsten seiner Tischgesellschaft brachte. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Gesundheitstrinken. Der erste Becher galt dem Könige, die folgenden den übrigen Gliedern der Gesellschaft, und das hieß Höflichkeit und Freundschaft. Nach einem jeden Gange der Mahlzeit stand man auf und Jeder leerte seinen Pokal auf das Wohl des Gebieters.

Das thaten die Hunnen, aber unsere Vorfahren gaben ihnen nichts nach. Man turnierte mit dem Becher, wie man mit der Lanze turnierte; man soff um die Wette und brachte sich gemessene und ungemessene Gesundheiten. Niemand dachte daran, Unmäßigkeit im Trinken für eine Schande zu halten, und bis zum Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts hatte sich die deutsche Moral in diesem Puncte noch nicht im geringsten geändert. Ganze Tage und Nächte hinter einander wurden mit Saufen zugebracht, und der Name des größten Säufers war eine Ehre, die man sich durch Wettsaufen streitig machte. Auch dieser Brauch war den Hunnen schon bekannt, denn Attila stellte ein solches Wettsaufen zu Ehren einer bei ihm erschienenen römischen Gesandtschaft an. Der sklavische Orient fällt vor seinen Königen nieder, um sie anzubeten; der treuherzige Deutsche und der Hunne aber, der zugleich der Unterthan und der Kriegskamerad seines Fürsten war, bewies seine Ehrfurcht durch ausgeleerte Becher. Und seitdem das Trinken ein Zeichen der Ehrfurcht, der

Hochachtung und der Freundschaft war, konnte man freilich nie zu viel trinken. Die ehrerbietigsten, höflichsten und freundschaftlichsten Seelen wälzten sich im Kothe herum.

Das Gepräge desselben Geschmackes trugen auch die Geschenke jenes Zeitalters; denn neben Schlachtschwertern, Hirschgeweihen von besonderer Größe, Streitrossen 2c. belohnten die deutschen Fürsten die Tapferkeit ihrer Reisigen vor Allem mit Wein und Pokalen. Kaiser Friedrich I., welcher dem Freudenfeste über die Canonisation der thüringischen Landgräfin Elisabeth in Marburg beiwohnte, ehrte deren Gedächtniß mit einem goldenen Becher von einer merkwürdigen Größe, wenn es anders wahr ist, wie ein Chronist erzählt, daß er zur Einfassung des Hauptes dieser Heiligen diente. Eine Fürstin also, welche in ihrem Leben alle schwärmerische Strenge und Enthaltsamkeit des Orientes übertroffen hatte, mußte sich nach ihrem Tode einen Becher zu ihrem Kopfputze gefallen lassen, gleichsam als wäre sie eine Priesterin des Bacchus gewesen. Ein Pokal oder ein Faß Wein, zum Geschenke dargeboten, galt als Beweis freundschaftlichster Zuneigung und bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wurden Fässer voll Wein zu Ehren vorbeireisender fürstlicher Gäste aufgeführt; noch im Jahre 1606 erwies man diese Auszeichnung dem Kurfürsten von Mainz, dem Erzherzog Maximilian und dem Kurfürsten von Brandenburg. Und da jede Stadt und Renterei am Rhein ohne Zweifel die gleiche Galanterie beobachtet haben wird, so kann man sich denken, daß wenigstens das Gefolge eines solchen Fürsten, auf einer Reise von Straßburg bis Holland, nicht viel Zeit behielt, um wieder nüchtern zu werden. So oft fremde Fürsten und Grafen die Bäder zu Ems oder Schwalbach besuchten, versäumte Landgraf Philipp nie, so vornehme Gäste auf eine anständige Manier, d. h. mit einem oder etlichen Fuder Wein, zu empfangen; je höher aber der Stand, desto größer das Faß, und desto größer schien man also damals den Durst zu halten.

Daß die Neigung zum Trunke sich nicht auf die Kreise der sogenannten „Edeln" beschränken, sondern auch den niederen Schichten, daher auch dem aus rohen Elementen entstehenden Bürgerthume sich mittheilen mußte, war natürlich. Zünfte und Gemeinden straften ihre Mitglieder um Bier und Wein, die man gemeinschaftlich vertrank; und willig erlegte der Schuldige eine Strafe, die ihm, da er am Gelage theilnahm, wieder Genuß und Vergnügen bereitete und deshalb kaum als eine Strafe erschien.

Nachdem die Becher vierzehnhundert Jahre lang in Deutschland im höchsten Ansehen gestanden hatten und als endlich das unmäßige Trinken doch allzu arg wurde, zog man in Reichsbeschlüssen gegen dasselbe zu Felde, und zwar in denselben Reichsbeschlüssen, in denen man sich gegen den allgemeinen Feind der Christenheit vereinigte. Kaiser Karl V. ermahnte selbst die Fürsten, ihren Unterthanen sowohl für ihre eigene Person, als durch ihren Hof mit einem guten Beispiele vorzugehen. Aber wie bei allen Gesetzen, durch welche man die Sitten umschaffen will, fühlte man zwar auch hier ihre Nothwendigkeit und Dringlichkeit, ohne indeß etwas Anderes zu erreichen, als daß ein halbes Jahrhundert hindurch auf jedem Reichstage die Klagen über die schlechte Befolgung der Gesetze wiederholt und von einem Male zum andern vergessen wurden. Den Unterthanen fehlte es an gutem Willen zu gehorchen, und der Obrigkeit an Lust, durch ihr Beispiel zu unterrichten. Und zwei mächtige Fürsten warfen sich ihre Trunksucht noch einige Zeit darauf in öffentlichen Schriften gegenseitig vor, nachdem sie schon so oft, sowohl in den Reichsbeschlüssen als in ihren Landesordnungen, gegen dieses Laster geeifert hatten.

Was die Gesetze nicht vermochten, das gelang endlich der allgewaltigen Zeit. Das Eindringen fremder, erst spanischer und dann französischer Sitten machte die Deutschen mit früher ungeahnten Genüssen bekannt; das Trinken und Zechen blieb nicht mehr das einzige Mittel, sich zu zerstreuen und zu erholen; kurz, indem die übrigen Sinne ebenfalls ihre Rechte in Anspruch nahmen, zersplitterten sich die Neigungen unserer Vorfahren. Die Macht der einzelnen Leidenschaften wurde reducirt durch die Mannichfaltigkeit derselben, und das Heer neuer und feinerer Genüsse und Bedürfnisse brachte bald Wein und Bier um ihr sonstiges Ansehen. Dennoch ist uns ein Rest der alten Neigung geblieben; sie hat sich aber unserer jetzigen Lebensweise und Bildungsstufe angepaßt und besteht in der dem Deutschen allein eigenen, ihm allein Behagen und ungetrübte Gemüthlichkeit gewährenden Lust am „Kneipen". Kneipen aber kann eben nur der Deutsche, er vergißt es auch nicht draußen in der Fremde; und wo immer auch unsere Brüder ihren Herd aufschlagen, ist dieser gegründet, so darf auch die deutsche „Kneipe" nicht fehlen.

Sonntags-Plauderei.

Der Kohlenträger als Concertmeister. Unter den vielen Originalen, welche London hervorgebracht hat, dürfte eines der originellsten der Kohlenträger Britton sein, der gegen das Jahr 1654 geboren wurde und in sich zwei Wesen zu vereinigen schien, die eigentlich nicht für vereinbar gelten müssen; einen Menschen der niedrigsten materiellen und einen höherer intellectueller Beschäftigung. Am Tage nämlich war Britton Kohlenträger, der mit seinem Sack auf dem Rücken jeden Kunden, der ihm seine Waare abkaufte, zu befriedigen stets bereit war; am Abend dagegen verwandelte er sich in den Musikfreund, wir möchten sagen in den Musikmäcen, denn er war es, der zuerst die öffentlichen Concerte in London begründete, indem er solche in seiner bescheidenen Wohnung veranstaltete und hier aus den höchsten aristokratischen Kreisen nicht nur die Männer, sondern sogar die Damen um sich versammelte. Stolze Herzöge und dünkelvolle Lady's schätzten es sich zur Ehre, zu den Concerten Zutritt zu erlangen, und dieser war nicht nur in geistiger Beziehung, sondern auch in körperlicher schwer, denn Britton erwählte zu seinem Auditorium nur wahrhaft künstlerisch begabte Naturen oder solche Personen, die für die Musik begeistert waren, und zu dem engen langen Gemache, das sich über seiner Kohlenniederlage befand, mußte man mit der Gefahr, Hals und Beine zu brechen, auf einer schmalen, steilen Treppe in die Höhe steigen. Dennoch sah man hier bei spärlicher Beleuchtung die glänzendste Gesellschaft von ganz London und innerhalb der geschwärzten Wände funkelten goldene Stickereien, Atlasgewänder und Diamanten.

Von 1678 bis 1714 stand Britton diesen Concertvereinen vor und die ersten Künstler aller Länder schätzten es sich zur Ehre, sich bei dem Kohlenträger hören zu lassen.

v. A.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 3. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

20. Januar.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer. Preis vierteljährlich praenumerando 7½ Ngr.

Der Prinzenhof.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

3.

Ramiro hatte den Eingang des Gartens gefunden und athmete frei auf, als er wieder Grün und Blumen sah und sich selbst überlassen war. Der Garten freilich war kein englischer Park, im Gegentheil hatte er, wie der ganze Prinzenhof mit seiner organischen und unorganischen Welt, den vollen Charakter der Zeit behalten, in welcher er angelegt worden war — Zopfstyl würden es die Verächter jener guten alten Zeit genannt haben, wir tragen den nüchternen, geraden, eingeschnürten Zopf nicht mehr am Leibe, dafür grassirt in der geistigen Welt ein ganz anderer: der wirre Weichselzopf in den genialsten Varietäten. Ramiro war kein Gartenkünstler, ihn kümmerte es wenig, daß er hier nur Blumenbeete in geraden Linien und Obstbäume fand; sein Auge irrte schnell über den beschränkten Raum des ganzen Gartens, den ihm keine malerischen Baumgruppen, kein Buschwerk verdeckte und ein Strahl leuchtete in diesem Auge auf, als er am entgegengesetzten Ende, wo unter einer Trauerweide ein Denkmal aus der Siegwartsperiode, gewiß irgend einer abstracten Idee: der Freundschaft oder Anmuth gewidmet, stand, die beiden Damen, Tante und Nichte entdeckte, Grau und Rosa, in harmonischer Zusammenstellung. Sie sahen ihn auch, denn sie kamen durch den Hauptgang mit beschleunigten Schritten daher, wo sie ihm doch auf einem Nebenwege hätten ausweichen können. Er ging ihnen denn auch ungezwungen entgegen und grüßte sie in angemessener Entfernung. Die Hofdame dankte mit feierlicher Bewegung, ihr schenkte er nur einen Streifblick, der aber, kritisch wie er einmal war, doch bemerkte, daß sie eine ausdrucksvolle Physiognomie hatte, mit stark ausgesprochenen Tendenzen gegenseitiger Annäherung zwischen Nase und Kinn — sie schienen sich über den Trümmern des eingefallenen Mundes vereinigen zu wollen. Wie konnte er aber, Ramiro staunte über sich selbst, wie konnte er sich seinem Hange zu boshafter Witzelei hingeben, wo ihm neben der alten Dame so viel Anmuth und Lieblichkeit begegnete! Johanna hatte seinen Gruß unbefangen und freundlich mit jener bezaubernden Art das Haupt zu neigen erwiedert, welche keine Dressur der Welt lehren kann. Ihre schönen braunen Augen begegneten den seinigen unschuldig und vertrauensvoll — wie anders wäre ihm eine Dame der Kreise, in denen er sich bis jetzt bewegt hatte, entgegen getreten!"

„Herr Hallmann, nicht wahr?" fragte die Hofdame mit einem wohlwollenden Blicke, und da sich Ramiro verneigte, fuhr sie freundlich fort: „Ich hätte nicht erst zu fragen brauchen, da Sie Ihrer Frau Mutter, wie ich sie im Gedächtniß habe, sprechend ähnlich sehen. Sie kennen mich nicht — ich bin Fräulein Sulzberg; wenn Sie wieder nach Hause kommen, grüßen Sie Ihre Frau Mutter herzlich von mir, ich hoffe, sie wird mich nicht vergessen haben. Vielleicht besucht sie unsern Prinzenhof auch einmal wieder, reden Sie nur zu. Es geht der Mama doch wohl?"

Ramiro konnte versichern, daß seine Mutter gesund und glücklich sei, er dankte für den ihm aufgetragenen Gruß, den er in seinem nächsten Briefe bestellen wolle, da er, auf einer weitern Reise begriffen, seine Heimath wohl erst in einigen Monaten wiedersehen werde. Fräulein Sulzberg fragte mit Antheil, wohin er zu reisen gedenke, und als er den Rhein, die Schweiz, Frankreich, England nannte, nickte sie ihm beifällig zu. „Wenn Sie in Paris einige Empfehlungen brauchen, ich habe dort — freilich vor längerer Zeit — einige sehr intime Bekanntschaften angeknüpft, mit denen ich zuweilen noch correspondire. Es wäre mir lieb, von Ihnen bei Ihrer Rückkehr zu erfahren, wie sich meine Freundinnen unter den jetzigen Verhältnissen befinden. Brieflich können sie sich nicht aufrichtig aussprechen, da oft genug Briefe von Personen, denen man keine zarten Sentiments für die gekrönte Demokratie zutraut, heimlich geöffnet werden. Sie sprechen doch bei Ihrer Rückkehr wieder hier ein?"

In Ramiro's Gesicht zuckte eine leichte Röthe auf und sein Auge strahlte. War es diese ganz einfache Frage, die ihn so plötzlich aufregte oder hatte es eine andere Ursache? Und wenn das der Fall, konnte der eitle junge Mann den unverkennbaren Antheil, mit welchem

Johanna dem Gespräche lauschte, den freundlichen Blick, dem er zufällig bei der letzten Frage ihrer Tante begegnete, für seine Person so schmeichelhaft auslegen?

„Gewiß werde ich wieder kommen!“ antwortete er mit Lebhaftigkeit. „Wie könnte ich anders!“

Jetzt war es an Johanna, zu erröthen — warum? wußte sie selbst nicht und sie schämte sich dessen. Ramiro begegnete ihren Augen, welche sie nun vor den seinigen zu Boden geschlagen hatte, nicht mehr; die Tante sprach noch eine Weile mit ihm und ihr Ton hatte etwas Mütterliches, Wohlwollendes, das ihm zum Herzen drang; zum Abschiede reichte sie ihm die Hand, die er küßte. Johanna verneigte sich ohne ihn anzublicken und Beide setzten ihren Weg zum Hauptgebäude fort, wohin er sich ihnen, wie gleichgültig ihm jetzt auch der ganze Garten war, doch nicht anschließen durfte. Er sah ihnen eine Weile zerstreut nach, dann schritt er noch bis an das Ende des Gartens und sein Gang wurde unbewußt immer stürmischer. An dem Monument stand er still, es war eine Urne auf verwittertem Postament von Sandstein und die Inschrift besagte, daß es „dem treuesten Herzen“ gewidmet sei — keine weitere Erklärung. Ramiro konnte jetzt nicht spotten. Das treue Herz, dem die Worte gegolten, schlug wohl längst nicht mehr und der ihm das Denkmal gesetzt, ruhte wahrscheinlich auch im Grabe — Niemand wußte vielleicht noch, was die Urne bedeute. Zum ersten Male in seinem heitern, sorglosen Leben, das nur den Perlenschaum der Freude, noch keine Bitterkeit genossen hatte, überkam Ramiro der Gedanke an die Vergänglichkeit alles Irdischen — ein Gefühl der Wehmuth aus räthselhafter Quelle beschlich ihn und er kehrte langsam, seinen Vorsatz weitern Umherschweifens vergessend, nach dem Hause zurück. Wie er aber im Hofe der alten Frau Bettmeisterin ansichtig wurde, die im eifrigen Gespräch mit einem jungen Landmädchen stand, war es ihm, als ströme all dies entfesselte Gefühl in einer Rückfluth wieder in die unenthüllte Tiefe, der es entstiegen, und er war von dem seltsamen Zauber, der ihn weich gemacht, erlöst.

Das junge Mädchen wandte, als sein Tritt auf den Steinen vernehmbar wurde, den nach Landesart mit breiten, lang herabwallenden Bändern geschmückten Kopf nach ihm um und nickte ihm grüßend, mit einem schelmischen Ausdrucke zu. Er erkannte sie gleich wieder, sie hatte ihm gestern vom Brunnen des geharnischten Ritters den Weg nach dem Prinzenhofe gezeigt. Doch grüßte er sie nur stumm wieder, — gestern würde er vielleicht ein Gespräch mit ihr angefangen haben.

Im Zimmer fand er den Onkel beschäftigt, Rechnungen durchzusehen — ein schönes Genrebild, der greise, ehrwürdige Alte im Rahmen des Fensters, durch welchen bereits der Epheu seine begehrlichen Ranken streckte, um hinein zu wachsen! Nur die Pfeife mit dem Meerschaumkopf fehlte — bis zur Cigarre war hier die Zeit noch nicht vorgeschritten — indessen rauchte wohl der alte Diener vom Hofe gar nicht und Ramiro hatte bis jetzt in diesem verzauberten Schlosse auch noch nicht daran gedacht. Als er eintrat, stand der Alte auf und sah ihn prüfend an. „Hast Du das gnädige Fräulein getroffen?“ fragte er.

Ramiro bejahte es und gab einen kurzen Bescheid von ihrem Gespräch mit ihm. Erst jetzt kam ihm zum Bewußtsein, wie tactvoll sie von seiner Mutter mit ihm gesprochen hatte, nicht die kleinste Anspielung auf ihre niedrige Herkunft war ihr entfallen. Die alte Hofdame gewann immer mehr bei ihm.

„Und Fräulein Hannchen?“ fragte der Alte. „Nicht wahr, das ist eine Freude, sie nur zu sehen?“

„Sie ist — eine sehr angenehme Erscheinung“, erwiederte Ramiro, sich trotzig zur kühlsten Rede zwingend.

„Erscheinung!“ wiederholte der Castellan, über das ihm fremde Modewort auflachend. „Nun, die Erscheinung möchte Mancher festhalten, wenn er könnte. Da war vorher ihr Mädchen hier — siehst Du? Dort klatscht noch die Klebern mit ihr! — die erzählte, daß gestern erst Einer geradezu um sie angehalten hat, ein hübscher und reicher Gutsbesitzer —“

„Und sie hat ihn ausgeschlagen?“ fragte Ramiro rasch.

„Ob sie, das weiß ich nicht, aber die Frau Mutter und unser gnädiges Fräulein würden sie ihr Lebtage Keinem geben, der nicht von Adel wäre —“

Ramiro ließ einen Laut verächtlichen Erstaunens hören. Die Welt war im Prinzenhofe allerdings noch um wenigstens fünfzig Jahre zurück und er konnte sich nicht einfallen lassen, den alten Mann in der fürstlichen Livree über die lächerlichen Vorurtheile zu belehren, welche hier noch herrschten. Der frische Wind von Draußen, der sie bricht, wird ja hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten lassen. Aber ganz versagte er sich doch nicht, seine Ansicht kund zu geben. „Also man hält hier noch einen Unterschied der Stände fest?“ fragte er spöttisch.

„Festzuhalten braucht man ihn nicht, er steht schon von selber“, erwiederte der Alte.

Hier war noch vollkommene Urwelt, kein Verständniß möglich. Während aber der junge Mann es für höchst lächerlich ansah, was die beiden alten Damen zu einer ablehnenden Antwort bewogen hatte, schlug ihm auf einmal das eigene Gewissen, denn er übte immer auch schonungslose Selbstkritik. Hatte er ein Recht, auf Kastenvorurtheile zu schmähen, er, welcher sich der Herkunft seiner Mutter schämte und sich durch deren Verwandtschaft mit dem Castellan und ihre Freundschaft mit der Frau Bettmeisterin wahrhaft erniedrigt fühlte? Wollte er Gleichheit der Ansprüche nur bis zu sich herab, dann aber streng gesonderte Schichten? Er riß sich von diesen Vorwürfen der Inconsequenz los, die er nicht abweisen konnte, und beschloß nun keine Minute länger mit seiner Abreise zu säumen. Was sollte er noch länger hier? Das liebliche Bild, dessen Gedächtniß er mitnahm, hätte ihn wohl fesseln können und er fühlte sich auch Manns genug, den Kampf mit jenen verknöcherten Vorurtheilen zu wagen, den Kampf zweier Aristokratien, der des Reichthums und der Bildung gegen die der zufälligen Geburt, die keine Vorrechte mehr genießt — aber diesen Kampf verschob er auf künftige Zeit. Er hatte nicht blos dem alten Fräulein, sondern sich selbst gelobt, wieder zu kommen! Ihre Empfehlungsbriefe wollte er aber nicht abwarten.

Der Castellan machte keine Einwendungen mehr, als er ihm seinen Entschluß, ungesäumt aufzubrechen, wiederholte, er bestand nur darauf, daß er noch ein tüchtiges Frühstück einnehme, welches Frau Kleber schon bereitet hatte. Er selbst theilte es mit ihm und griff dann nach Hut und Stock, um ihn ein Stück Weges zu begleiten. Das war nicht abzulehnen und das ungleiche Paar, als es durch die ganze Stadt schritt, erregte viel Aufsehen. Außerhalb des Prinzenhofes las man auch hier Journale und wußte Ramiro's vollendete Touristeneleganz zu würdigen; wie kam er aber zu dem alten Meißner? Nur ein einziges Wesen von Allen, die ihn sahen, wie lang auch der Weg war, durch den er seinem Gefühle nach

Spießruthen laufen mußte, hätte Rechenschaft geben können, das war das hübsche Mädchen mit dem reichen Bänderkopfzeug, das vor der Thür der Frau von Kattenau stand. „Ein allerliebster Mensch!" sagte sie für sich. „Und seine Mutter, die nun eine Frau Räthin heißt, ist auch nichts Besseres gewesen als ich!" Ob dies Glück ihr verfängliche Hoffnungen in den Kopf setzte, wissen wir nicht.

Endlich war das Thor erreicht und der Alte schlug, von der Chaussee abbiegend, einen nähern Pfad durch die Felder ein, auf welchem sie von gaffenden Augen verschont blieben. Am Fuße der Höhe, welche sich nach einer Viertelstunde vor ihnen erhob, nahmen sie Abschied. „Reise mit Gott, mein Sohn!" sagte der Castellan herzlich. „Ich habe mich gefreut, Dich gesehen zu haben und daß Du als Geheimerathssohn und vielleicht bald Präsidentensohn Dich des alten Dieners nicht schämst, der Dein naher Verwandter ist." Vor diesem unverdienten Lobe schlug Ramiro unwillkürlich die Augen nieder. „Es macht Deiner Mutter alle Ehre, daß sie Dich hergeschickt hat. Wenn Du an sie schreibst, grüße sie herzlich. Ich bin ein alter Mann, der liebe Gott kann mich heut' oder morgen abrufen, wer weiß, ob ich Dich wiedersehe. Bleibe redlich und brav, und laß Dich nicht verführen — in der Welt gehts jetzt arg zu, wie mir die Leute sagen. Denke immer an Deine Mutter, daß sie über Dich keine Thränen vergießen muß. Und so lebe denn wohl!" Damit drückte er dem jungen Verwandten noch einmal die Hand und schritt dann, ohne sich weiter nach ihm umzusehen, zur Stadt zurück, während Ramiro, welchem die schlichte Rede doch zum Herzen gedrungen war, rüstig den Berg hinaufstieg. Oben entfaltete sich vor ihm eine herrliche Aussicht über das schöne Hügelland und auf das nahe Gebirge, das er nun durchwandern wollte; die Lebensfreudigkeit wallte wieder hoch in ihm auf, der alte Uebermuth faßte ihn von Neuem und ließ ihn alle Eindrücke vergessen, die er da unten empfangen hatte. Wie lockend lag die Ferne mit ihrer Fluth von Genüssen vor ihm, wie konnte er sich ihnen sorglos hingeben im Bewußtsein, daß er sich keine ärmliche Beschränkung aufzuerlegen brauche! Und seine Zukunft! Mit stolzem Lächeln dachte er an die Staatsprüfungen, die er nach seiner Heimkehr abzulegen hatte — Andere erbleichen vor ihnen und fühlen den Athem ihrer Brust beengt, er kannte diese Furcht nicht, und dann die Frucht, nach welcher Jene in Dürftigkeit und Entbehrung oft lange Jahre schmachten müssen, die gute Anstellung: seines Vaters Einfluß sicherte ihm diese schon jetzt! Da, als er den Fuß weiter setzte, grüßte ihn noch einmal Johanna's reizendes Bild und bannte ihn einen Moment länger an die Stelle, von wo er die freundliche Stadt im Thale mit ihren alterthümlichen Thürmen sehen konnte — aber es war ein siegstolzer Blick, den er hinunter warf: „Hab' ich Deinen Blick recht verstanden, holdes Kind, so wird Dein adeliges Herz sich demüthigen vor dem Enkel des Bedienten. Nach der Wiege meiner Mutter habe ich alle Brücken abgebrochen — meine Losung heißt: aufwärts! Du wirst stolz sein, mir zu gehören, wenn der Eindruck des Moments bei mir nicht flüchtig verrauscht, und Deine Stimme, deren Ton ich noch nicht vernommen habe, soll mir es einst bekennen!" Er zog den Hut von den braunen Locken und grüßte noch einmal hinab, dann ging er, ein fröhliches Liedchen singend, weiter. Blicken wir ihm nicht zu streng nach — wir haben nur Gedanken belauscht, welche gar mancher Jüngling in seinem Busen hegt, wenn er vom Glücke getragen in die Welt hinaussteuert.

(Fortsetzung folgt.)

Żur.

Aus dem Polnischen von Marie Roskowska.

(Fortsetzung.)

„Können gnädige Frau einen Kalbsbraten brauchen?" fragte die Frau jetzt eintretend.

„Herr Gott, bist Du es, Praxida? Ich habe Dich nicht erkannt — wie siehst Du denn aus!" rief Frau Toni betroffen.

Praxida hatte ein großes Tuch um den Kopf geschlagen und das Antlitz damit möglichst verdeckt. Dennoch ließen sich die Spuren der Mißhandlungen ihres Mannes nicht verbergen. Ein Auge war noch dickgeschwollen und rings von blauen und grünlichen Streifen umgeben.

„Ich bin auf dem Glatteis gefallen", sagte sie mühsam und niedergeschlagenen Blicks. „Ich mußte vierzehn Tage im Bett liegen."

„Du lügst — gewiß hat Dich Dein Mann so zugerichtet —" fiel die junge Frau ein. „Wie konntest Du so thöricht sein, ihn wieder aufzunehmen? Kennst Du ihn denn nicht von früher her genugsam?"

„Es ist einmal geschehen!" war die tonlose Antwort.

„Freilich — Du kannst Dir das aber ferner nicht gefallen lassen! Hast Du nicht auf Scheidung angetragen? Es ist ja empörend mit solchem Menschen noch eine Stunde unter einem Dache zu sein. Du warst sonst ein so anständiges Mädchen, ehrliebend und dabei resolut bis zum Aeußersten — wie magst Du das ertragen? Meine Mutter hat Dir genug abgeredet von dem Windbeutel, daß er so brutal sein würde, konnte sie sich freilich nicht denken. Aber Du warst damals wie närrisch, hörtest auf keinen vernünftigen Rath. Allein jetzt, Praxida, jetzt sollte Deine thörichte Liebe für das elende Subject doch längst erloschen sein und sich Dein ganzer Stolz empören! Du mußt Alles aufbieten, von ihm loszukommen."

„Sie haben wohl Recht, Fräulein Toni — gnädige Frau, wollte ich sagen, aber ich kann nichts thun", sagte Praxida resignirt. „Wir armen Leute werden nicht geschieden um bloße Schläge, so lange es mir nicht ans Leben geht. Ich war auch außer mir, wollte vom Doctor ein Attest haben, dann zum Prediger gehen und auf Scheidung antragen. Lenz drohte aber, mich todtzuschlagen, wenn ich das thäte. Sicherlich hätte er mich wieder geschlagen und geholfen hätte es doch nichts."

„Oh, da müßte es ja keine Gerechtigkeit auf Erden geben, wenn Du von dem brutalen Trunkenbold nicht befreit werden könntest! Ich und mein Mann und unsere Freunde wollen unser Möglichstes thun — fürchte Dich

nur nicht vor ihm oder komm mit Deiner Kleinen inzwischen bis zum Austrag der Scheidung zu uns." Als das Weib den Kopf schüttelte, fügte sie unwillig hinzu: „Ich verstehe — Du wärst im Stande, Dich mit diesem Menschen wieder zu versöhnen, wenn er Dich abbittet!"

Ueber die entstellten Züge Praxida's flog ein helles Lächeln — ihre frühere Gedrücktheit war verschwunden, frisch richtete sie sich auf. „Ja weiß Gott, ja, gnädige Frau, wenn er mich abbittet, dann vergebe ich ihm Alles, war ich vorher auch noch so erzürnt", sagte sie rasch. „Und er hat mich jetzt auf den Knieen abgebeten — sollte ich da noch länger grollen? Er ist nicht so schlimm, gewiß nicht, er hat nur einen so unglücklichen Rausch. Aber er will nicht mehr trinken — er hat es mir zugeschworen. So arg wie dieses Mal war es auch noch nie und ich selber hatte Schuld, weil ich ihm żur vorsetzen wollte, den er durchaus nicht mag."

„Ich an Deiner Stelle würde ihm nun gerade täglich żur geben und nichts Anderes!" warf Toni rasch hin. „Dadurch wahrtest Du wenigstens Deine Würde."

„Nein, gnädige Frau!" versetzte Jene eifrig. „Da er ihn doch einmal nicht mag, wollte ich gar keinen żur mehr kochen, auch für mich und Jevka nicht; aber Lenz bat mich selber, mein und des Kindes Leibgericht um seinetwillen nicht aufzugeben. Ist das nicht hübsch von ihm, gnädige Frau? Er ist wirklich so gut, daß er gestern sogar żur mit uns essen wollte, weil wir gerade nichts Anderes hatten und es auch Fasttag war. Ich konnte das natürlich nicht zugeben, sondern borgte rasch ein Viertel Wurst und drei Eier, und machte ihm Rühreier über die Wurst. Und rathen Sie einmal, was er that?" fragte sie fast verschämt. „Er küßte mir die Hand, ja, wahrhaftig — diese grobe schwarze Hand. Mit Güte kommt man mit den Mannsleuten immer besser fort, als mit Parforsche. Hätte ich ihm an jenem Abend etwas zu essen besorgt, es wäre das Alles nicht geschehen. — Ich habe mich darum schrecklich gegrämt und geschämt, aber das Unglück ist doch immer noch nicht so groß. Es thut freilich weh!" fügte sie auf ihr Antlitz deutend hinzu, „aber es heilt ja wieder."

Frau Toni starrte sie sprachlos an; was sie hörte, ging über ihre Begriffe.

„Ich weiß wohl, gnädige Frau, ich bin sehr schwach", fuhr Praxida fort, der nun einmal das Herz aufgegangen und damit die Zunge gelöst war. „Aber vor vier Jahren, am Fastelabend, ging ich mit ihm zum Tanz. Sie wissen wohl, daß ich nie auf die Tanzböden lief — auch nicht als junges Mädchen. Ich war immer für mich und wollte vom Mannsvolk nichts wissen, bis er kam und es mir ordentlich anthat. Am Fastelabend beredete er mich zum Tanzvergnügen; ich ging zuerst in den Saal, er kam später hinein. Die Mädchen kannten mich nicht und ihn auch nicht, er war ja noch nicht lange hier. Alle, die um mich herum saßen, steckten die Köpfe zusammen, wie sie ihn nur sahen und flüsterten untereinander: „Ah, sieh den, das ist ein netter, ein galanter Mensch! Ob der schon Eine hat? Welche könnte es sein?" Und er kam nun zu mir und sah all die Mädchen, die hübscher und jünger waren, mit keinem Blick an und zog mich zum Tanze auf und war so fein und manierlich, und machte sich um mich zu schaffen, gerade wie ichs bei den jungen Herren und Damen manchmal gesehen hatte, wenn ich Sie von einer Fête abholte. Wie da Alle guckten und flüsterten! Fräulein Toni, ich kanns nicht sagen, wie mir damals zu Muthe war, aber ich vergesse es nie und nie, und wenn einmal mein Herz sich hart anstellen will gegen ihn, dann muß ich immer wieder daran denken und was er mir auch Leides gethan haben mag, es ist vergeben und vergessen."

Die junge Frau schwieg. „Wie kann man so närrisch sein?" wollte sie sagen. Allein das Wort erstarb auf ihrer Lippe, denn vor ihrem innern Auge stand ein hellerleuchteter Ballsaal und sie sah darin sich selber und einen jungen bildhübschen Officier, der dadurch, daß er gerade *sie* „zum Tanze aufzog", unter ihren Freundinnen nicht geringere Sensation erregt hatte, als Lenz in seiner Sphäre. Praxida durfte ihre damaligen Gefühle nicht schildern — sie vermochte dieselben nachzuempfinden. Und es war nicht befriedigter Stolz, geschmeichelte Eitelkeit, was diese unaussprechliche Empfindung hervorgerufen, sondern der Gedanke: „Er wählt gerade *Dich* — Er!" Hätte jener Officier nicht schon auf dem nächsten Ball sich eine andere Tänzerin gewählt und, weil dieselbe reich, sie später zum Altare geführt, vielleicht hätte Toni ihm alles Mögliche vergeben können. Jedenfalls hätte sie ihm, wenn er es verlangt, eigenhändig żur bereitet. So...?

Praxida erinnerte sich, daß ihr Töchterchen allein zu Hause sei und begann wieder von dem Kalbsbraten zu reden. Die junge Frau hatte alle Lust verloren, das ehemalige Dienstmädchen ihrer Aeltern daran zu mahnen, daß sie sich dem Manne gegenüber nichts vergeben dürfe, ihre weibliche Würde wahren müsse. Vielleicht bedachte sie auch, daß von einer Emancipation der Frauen in Praxida's Sphäre noch nicht die Rede sei.

Sie kaufte den Kalbsbraten und bestellte zum Sonntag auch noch ein Stück Rindfleisch von der Oberschale. Sie wußte freilich, daß dieses Kalb und dieses Rind außerhalb des Thores geschlachtet und die Accise dafür nicht bezahlt worden, und ihr Gatte war obenein Kreis-Steuer-Inspector! Allein was schadete das? Die Leute hier machen sich eben so wenig ein Gewissen daraus, unversteuertes Fleisch zu essen, als weiland Kaiserin Josephine und ihr Hof, eingeschmuggelte Spitzen zu tragen. Selbst die Frauen der Steuerbeamten kaufen ihren Bedarf, wo sie ihn billiger bekommen, und die Männer — wissen natürlich nicht, was sie essen. Auch wo die Ehegattin kein Emancipationsgelüst hat, darf sich der Mann nicht um die Küche kümmern.

„Die Männer sind alle Tyrannen — Gottlob, das bisher so arg unterdrückte schwache Geschlecht gedenkt nicht länger in der Sklaverei zu verharren!" rief Frau Toni aus einem längern Nachdenken erwachend. „Der Eine will żur und der Andere will keinen und Jeder sucht seinen Willen durchzusetzen auf die Weise, welche er eben versteht. Es ist fürchterlich — Güldner könnte, glaub' ich, zuletzt auch „unangenehm" werden. Aber er soll es nur wagen, auf seinem närrischen Geschmack zu bestehen! In alle Ewigkeit hinein bekommt er keinen żur und jetzt gerade nicht. Man muß sich von Anfang an nichts vergeben, consequent an seinen Grundsätzen halten! Die Brutalität der Männer ist einzig die Schuld der Frauen, welche sich nicht in Respect zu setzen wissen, keinen Stolz, kein Bewußtsein ihrer Würde haben! — Es heilt ja wieder, meint dieses unglückliche Wesen! Herrgott, ist dergleichen möglich? — Aber es ist ein Unglück, seinen Mann zu sehr zu lieben, denn die Liebe duldet und trägt Alles — sagte schon Paulus. Wenn ichs recht bedenke, ist es für mich ein Glück, nicht eine Liebesheirath geschlossen zu haben, durch Vernunftgründe zum Altare

geführt worden zu sein. Man ist dann nicht verblendet, trifft nicht eine so schlechte Wahl. — Güldner ist herzensgut, er würde mir nie im Geringsten zu nahe treten. Eben darum darf ich ihm aber auch nicht — żur kochen lassen, die besten Männer werden so leicht verwöhnt, vergessen so schnell, welche Opfer man ihnen gebracht hat."

Der letzte Stoßseufzer bezog sich wahrscheinlich auf das „Von", welches Toni bei ihrer Verheirathung allerdings hatte aufgeben müssen. Sonst hatte ihre Lage sich nur verbessert. Außer seinem nicht besonders vornehmen Adel und sieben sehr sorgfältig erzogenen Töchtern hatte ihr Vater, ein Oberförster, nichts gehabt als etwa Schulden und Toni wäre dem freundlichen, jedem ihrer Wünsche zuvorkommenden Gatten schon darum recht dankbar gewesen, daß sie durch ihn in eine so behagliche, von allen Sorgen freie Lage gekommen. Doch ihre Ansichten von weiblicher Würde gestatteten das nicht.

Praxida machte sich eben so wenig ein Gewissen daraus, unveraccistes Fleisch zu verkaufen, als andere Leute, es ihr abzunehmen. Gebildete wie Ungebildete waren darin einig, daß die Schlacht- und Mahlsteuer eine ungerechte Steuer sei, weil davon die Armen verhältnißmäßig viel schwerer getroffen würden als die Reichen. „Warum besteuert man nicht Luxusbedürfnisse?" sagten die Einen. „Der König hat Geld genug — er würde uns die Kleinigkeit wahrhaftig nicht mißgönnen; die Commis sind nur so erpicht auf ihren Antheil an dem, was sie „beschlagen" und an „den Strafgeldern", meinten die Andern. Niemand betrachtet es als etwas Böses, diese drückende Abgabe zu umgehen. Auch ist es ein ziemlich einträgliches Geschäft, vor dem Thore wohnend, die Städter mit billigerm Lebensbedarf zu versehen, so lange nämlich die Steuerbeamten nicht einen Verdacht haben und scharf aufpassen. Bei Confiscationen geht freilich der Profit darauf und um so mehr, da bei jeder folgenden Beschlagnahme die Strafe verdoppelt wird. Natürlich sind die Steuercommis sehr eifrig — Praxida fürchtete sich lebhaft vor ihnen und der Schande, bei einer Defraudation ertappt zu werden. Sie entschloß sich also nur mit dem größten Widerstreben, das Fleisch in die Stadt zu tragen und den Herrschaften anzubieten. Da ihr Mann jedoch das Geld, welches sie in der Sparcasse gehabt, auf den Ankauf von Vieh verwendete, so mußte sie wohl oder übel das Fleisch abzusetzen suchen.

Uebrigens schämte sie sich auch, ihr zerschlagenes Gesicht sehen zu lassen und wollte daher, als sie aus Güldners Wohnung trat, den Weg über das Eis des Sees nehmen, welcher die Stadt im Halbkreise umgibt. Der vornehmere Stadttheil, in dem sie sich eben befand, lag in demselben, eben so die elende Vorstadt, in welcher sie wohnte. Vorher mußte sie aber noch zum Zuckerbäcker, um für Jevka etwas zu kaufen. In ihrer Eile hätte sie fast einen dicken Herrn mit langem Rock und hohen Stiefeln übergerannt, der langsam auf der Straße daherwandelte.

„Verzeihen Sie, Hochwürden, Herr Probst", sagte sie und griff nach polnischer Sitte nach seinem Rockzipfel, um ihn zu küssen; vielleicht wollte sie auch die Verunstaltung ihres Antlitzes zu verbergen suchen. Seinem scharfen Blick war dieselbe nicht entgangen. „Du warst lange nicht zur Beichte, meine Tochter, brauchst Du nicht den Trost der Religion?" fragte er freundlich und forschte dann nach der Ursache ihres entstellten Aussehens.

Sie erzählte einsilbig und mit geheimem Widerstreben.

„Siehst Du nun, ob ich nicht Recht hatte, Dir von dem Niemiec — Deutschen — abzurathen? Du wolltest in thörichter Verblendung nicht darauf hören", meinte der geistliche Herr.

Praxida senkte das Haupt, erhob es jedoch rasch wieder. „Ach, Hochwürden, Herr Probst, die polnischen Männer trinken auch und schlagen ihre Frauen", scherzte sie; der leichte Ton kam jedoch nicht vom Herzen.

Ihr Beichtvater konnte das nicht in Abrede stellen, war um eine Antwort aber nicht verlegen. „Wäre er nicht ein Deutscher, so hielte er die Fasten und würde żur gern essen; die Ursache des Streites war also seine Ketzerei. Tochter, Tochter, ich fürchte der gottlose Mensch fügt Dir nicht allein am Leibe Schaden zu, sondern auch an Deiner Seele! — Nun Gott wende es zum Besten."

Er ertheilte ihr seinen Segen und ging weiter. Praxida eilte quer über den See nach ihrer Wohnung. In ihrem Herzen stieg die Frage auf, ob es nicht besser wäre, wenn das Eis unter ihr einbräche und mit ihrem Leben all der Qual, all dem Zwiespalt, womit es erfüllt war, ein Ende machte? Die Liebe zu dem „Niemiec" hatte sie schon zu Manchem veranlaßt, was in den Augen eifriger Katholiken eine Sünde ist. Mußte sie nicht z. B. jetzt, in den großen Fasten, ihm stets Fleischspeisen bereiten und auch kosten, ob sie genug gesalzen seien, während die Kirche schon Gerichte mit Butter oder Eier verpönt? Selbst im Dienst bei „deutschen" Herrschaften oder wenn sie jetzt bei solchen wusch, hatte sie die Fasten nie gebrochen — die meisten Hausfrauen nehmen Rücksicht auf die katholischen Dienstboten oder Arbeiter. In der ersten Zeit ihrer Ehe hatte ihr Mann an den Fasttagen mit ihr Suppe aus Wasser und Salz, Kartoffeln mit Häring oder żur gegessen, später hatte es deswegen oft Unfrieden gegeben, bis er auf- und davonging. Jetzt fügte sie sich in seinen Willen, scheute aber die Beichte und war in in ihrem Gewissen beunruhigt. Die herzliche Zuneigung für ihn ließ sie zwar die Satzungen der Kirche überschreiten, doch war sie von Jugend auf zu befangen in denselben, um nicht heftige Gewissensscrupel zu empfinden. Sie scheute die Beichte, so übervoll ihr Herz auch war, denn der Beichtiger hätte sie zur Trennung veranlassen wollen. Ein Conflict zwischen Liebe und Glauben ist immer qualvoll, doch am qualvollsten für eine unwissende bigotte Katholikin. Ihr Beichtvater hatte übrigens nur widerstrebend und in der Hoffnung, sie werde ihren Mann in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche hinüberziehen, die Einwilligung zu dieser Ehe gegeben. Praxida hatte damals auch alles Mögliche gehofft, war überzeugt gewesen, der junge Mensch werde stets ihrem Willen folgen. Ja, sie hatte sogar redlich das Ihrige gethan, sich das Uebergewicht zu sichern. Als sie bei der Trauung niederknieten, wußte sie es, wie es ihr von erfahrenen Leuten gerathen worden, so einzurichten, daß der Rockzipfel ihres Bräutigams sich unter ihren Knien befand. Nach altem Aberglauben behielt die Frau das Regiment in allen Stücken, wenn sie als Braut während der heiligen Ceremonie auf dem Rockschoß des Mannes kniete. Praxida war dies Kunststück gelungen. Hatte sie doch auch, um es zu erleichtern, den Traurock, welchen sie dem Bräutigam von ihrem ersparten Lohn kaufte, extra recht lang machen lassen. Und dann hatte sie die ganze Trauung hindurch auf diesem Rockzipfel gekniet und fest geglaubt, die Herrschaft über ihn zu haben — und jetzt? Wie war doch Alles anders gekommen, als sie in jener schönen Zeit gehofft und geglaubt! Die gewissenhafte Beobachtung

des alten Brauchs hatte leider so wenig — ja gar nichts geholfen. Woran mochte das nur liegen, an ihr oder ihrem Mann?

Doch Praxida entschlug sich diesen Grübeleien, denn das mit Schindeln gedeckte niedrige Häuschen, worin sie wohnte, war erreicht. Von den befrorenen Fensterscheiben waren an einer Stelle durch den warmen Hauch des Mundes die Eisblumen abgethaut und die Augen ihres Kindes blickten ihr durch diese Oeffnung im Eise sehnsüchtig entgegen. Jauchzend sprang Jevka vom Stuhle und an die Thür, vermochte kaum zu erwarten, bis die Mutter diese aufschloß und ihr die Bäckerwaare einhändigte. Alles vergessend hatte Jene jetzt nur Sinn für das jubelnde Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Sängers Heimathsfahrt.

Ein schlesischer Brief von Heinrich von Brehmer.

In allen Gauen des Schlesierlandes wurde die Botschaft, daß Carl von Holtei, sein volksthümlichster Dichter, nach langer Abwesenheit zum Besuch erscheinen würde, mit Jubel begrüßt. Der greise Sänger hat sich durch seine Lieder gerade in die Herzen seiner Landsleute so tief hineingesungen, daß Jeder, dem sein Bild nicht schon aus längst verwichenen Tagen vor der Seele steht, sich lebhaft für die persönliche Erscheinung interessirt. Wer wollte nicht gern erfahren, ob das Conterfei, das die Phantasie sich von dem liebgewordenen Schöpfer so vieler schönen Stunden im Stillen gebildet, mit der Wirklichkeit harmonirt. Wie viel bittern Täuschungen wir auch oft bei dieser Prüfung unterliegen, ganz können wir immer die Idee nicht überwinden, daß dem Poeten auch in seiner äußern Gestalt der charakteristische Stempel seiner Erzeugnisse aufgedrückt sein soll. Aber es war diesmal noch etwas Anderes, was das Interesse für den verheißenen Besuch spornte, es hieß, der Dichter werde abweichend von seinen frühern künstlerischen Leistungen nur eigene Werke recitiren. Nicht die grandiosen Schöpfungen Shakespeare's sollten also wie früher durch die mächtige Stimme des berühmten Vorlesers Verkörperung erhalten, nein Blumen und Blüthen aus dem Füllhorn seiner eigenen Phantasie wollte er in bunter Menge vor uns ausschütten. Wie interessant, nachdem ein englischer Humorist, in mancher Beziehung dem schlesischen Poeten geistesverwandt, mit so vielem Glücke dieselbe Bahn vorangeschritten. Der Vortrag von Bruchstücken aus verschiedenen Dichtungen an einem Abend, ein Potpourri von poetischen Erzeugnissen heterogenen, oft entgegengesetzten Charakters, behält immer etwas Bedenkliches, der Hörer wird nicht warm an dem Raketenfeuer geistreicher Aphorismen — aber er kann gewagt werden, wo nur Ergüsse einer liebenswürdigen, rein subjectiven dichterischen Natur wie die Holtei's geboten werden. Ist doch jede Aeußerung seines productiven Talents nur der volle Abdruck seines innersten Menschen, schimmert doch durch die dünne Hülle seiner Dichtungen stets sein raschströmendes Herzblut hindurch. Jedes Bruchstück seiner Werke, möchten wir sagen, giebt uns den ganzen Holtei mit seinen liebenswürdigen Schwächen, seinen schätzbaren Vorzügen. Und so haben wir trotz allem Abgerissenen doch einen vollen Genuß; der Dichter plaudert mit uns mit derselben hinreißenden Liebenswürdigkeit, nur wirksamer, weil der Verkehr mit ihm ein unmittelbarer ist.

Mit offnen Armen nahm der ihm zunächstgelegene Theil der Provinz, das für die Interessen der Kunst und Literatur oft mehr wie billig als unzugänglich verschrieene Oberschlesien den Sänger auf. Seine Reisen von einem kleinen Orte zum andern waren eben so viel Triumphzüge. Dem Wunsche, jedem „Schilda" durch sein Erscheinen die Anwartschaft auf „ein kleines Athen" zu verleihen, konnte natürlich nicht genügt werden, es mußte ihn vor Allem nach dem Mittelpunct des Landes, nach seinem geistigen Knotenpunct ziehen. Er folgte denn auch der metallnen Pulsader des Landes und diese brachte ihn auch nach dem letzten Stationsorte vor der Hauptstadt. Es war ein erfreulicher Anblick, eine vielfach zerklüftete in sich zerrissene Gesellschaft, wenn auch nur auf wenige Stunden durch das gemeinsame Interesse an dem gebotenen ästhetischen Genusse — denn als Optimisten glauben wir daran — vereinigt zu finden. Auf Augenblicke all die kleinen Misèren kleinstädtischen Treibens fortgespült, das Band gefesselter Theilnahme für einen Gegenstand um so viel widerstrebende Geister geschlungen, wahrlich, dieser Zauber der Dichtkunst darf wohl unter den übrigen Wundern mitzählen. Und so erschien sie vor uns, die durch die Last der Jahre noch ungebeugte Gestalt des greisen schlesischen Barden mit den tiefgeschnittenen Zügen, deren wehmüthigen Ernst nur der sanfte Blick der treuen Augen mildert, mit dem langwallenden, mit Silber freilich schon reichlich durchwirkten Barte. Ungebrochen noch ist die Macht seines prächtigen Organs, dem die Töne des tändelnden Scherzes wie der süßen Wehmuth gleich gut zu Gebote stehen. Er las uns kaleidoskopisch durcheinandergeschüttelt Ernstes und Heiteres, Sinniges und Barockes. Auf die einfache Erzählung: Eine Dorfkirchen-Geschichte, von sentimentaler Färbung, in der die Partie des alten Todtengräbers mit echt dramatischem Ausdruck hervorgehoben wurde, folgte das Gedicht in schlesischer Mundart: „Das Nasequetschel" von bezaubernder Naivetät, unseres Wissens in die Sammlung schlesischer Gedichte nicht aufgenommen. Proben aus dem Buche: „Geistiges und Gemüthliches aus Jean Pauls Werken" gaben uns einige glänzende Sentenzen des berühmten Dichters in gewandter Versification, wiewohl der schon schwunghafte Inhalt solchen Gewandes entbehren zu können scheint. In dem Bruchstück aus dem tief empfundenen Seelengemälde „Christian Lammfeld" erfreute die drastisch geschilderte und vorgetragene Schlachtepisode aus dem vergangenen Jahrhunderte; wiederum flocht er einige seiner schlesischen Gedichte ein, in denen sich so reizend der kindlichste Humor und die reifste Lebensweisheit die Hand reichen. In der Skizze: „Eine Berliner Erinnerung" wird ein Sonderling gezeichnet, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, Tag für Tag beim Vorüberziehen eines Leichenzuges eine Kugel in eine Blechbüchse zu thun, bis er selbst „in die Büchse fällt", d. h. stirbt. Der Schluß wirkt tief erschütternd.

Der Dichter zählt die Genossen seiner damals verlebten Tage auf, einer nach dem andern ist in die Büchse gefallen, er steht allein — doch wir wenden uns lieber dem auf dem Fuße folgenden bekannten Gedicht: „Suste nischt ack heem" zu, in dem wiederum der unter Thränen lächelnde Humor seinen hinreißendsten Ausdruck findet. Man muß aber auch hören, mit welcher Virtuosität Holtei den Dialekt in diesen allerliebsten Volksliedern handhabt, in seinem Munde gewinnen sie förmlich den Reiz classischer Schöpfungen. In „Suste nischt ack heem" giebt sich der ganze Holtei wie er weint und lacht; während den Kern der Dichtung eine tief gemüthliche aber drollige Geschichte bildet, ist der Schluß wiederum eine rührende Elegie. Der Sänger gedenkt seines kleinen schlichten Hauses in Obernigk und seiner Umgebung, er hat viel erlebt, viel Schönes genossen, aber trotz Allem seufzt er doch aus tiefster Seele: Heem wil' ich'h suste weiter nischt ack heem. Es war gut, daß auf diesen melancholischen Refrain die tolle Streuselkuchengeschichte folgte und die in den Herzen der Hörer aufsteigende Wehmuth in homerisches Gelächter auflöste.

Nach Breslau wird Holtei wohl möglichst bald seinen Wanderstab fortsetzen. Wir möchten an seiner Hand die Pilgerfahrt durch seine Straßen machen und dabei den Ausdruck seines sinnenden Antlitzes betrachten. Welche Bilder werden sich seinen spähenden flimmernden Augen darbieten? Das ist nicht mehr das Breslau seiner hoffnungsvollen Jugend, der Tummelplatz seiner kühnen, oft excentrischen Bestrebungen, seiner glühenden Wünsche, wie auch nicht mehr das Breslau, das im späten Alter noch einmal sein Asyl ward. Der Rest der alterthümlichen Thore ist dem Zahn der Zeit gefallen; wo früher wüste Plätze jenseit des Weichbildes der Stadt lagen, dehnt sich eine unendliche Flucht stolzer Paläste, auch der Kern ist von dem unerbittlichen Nivelleur nicht verschont geblieben, alte ehrwürdige Häuser, an die sich so viel schöne Erinnerungen knüpften, sind prachtvollen Bauten ohne charakteristischen Ausdruck gewichen. Heimliche Winkel, enge und trauliche Stuben, in denen sich die Phantasie ach so oft einspann, sind in gähnende langweilige Räume erweitert. Den müden Wanderer seht ihr dort plötzlich an einer Ecke stutzen. Was fesselt seine Blicke und breitet einen feuchten Schimmer über sie? O fragt ihn nicht — er wendet stumm sich ab. Ich will es Euch erzählen. Als noch sein Breslau stand, das Breslau, dessen treues Bild Ihr in der originellsten Selbstbiographie, die je geschrieben ward, in den „Vierzig Jahren" wiederfindet, sah es anders an diesem Flecke aus. Ein niedriges unscheinbares Gebäude dehnte sich da aus, wo sich jetzt ein hohes stattliches Haus mit imposanter Fronte erhebt, aber es war Breslau's Musentempel, die vielgenannte „kalte Asche". Welche Bedeutung dieser Winkel einst gehabt, leset es in dem Buche nach. Als er im reifern Mannesalter von den liebgewordenen Plätzen schied, da standen die alten geschwärzten Mauern noch, wenn es auch im Innern todt und stille war, aber die rege Phantasie hatte noch einen Anhaltepunct und bevölkerte die leeren Räume. Jetzt ist Alles anders worden, o die Breslauer haben noch ihren Musentempel, ei freilich, auf weitem hellen Platze steht ein prächtiger Tempel und Statuen stehen auf dem lustigen Balcon — der Dichter kennt ihn aus spätern Jahren — aber es ist halt' nicht die kalte Asche seiner Jugend. Und wo sind sie hin, die Ritter dieser tollen phantastischen Tafelrunde? Aus jenem Fenster der Taschenstraße guckt nicht mehr das bleiche von schwarzen Locken wild umfluthete Haupt Ludwig Devrients, des größten Menschendarstellers aller Zeiten; dort die Ohlauer Straße herauf wälzt sich nicht mehr die Fleischmasse Falstaff — Schalls, des Meisters im Vortrage; dort auf der Taschenbastion klirrt nicht mehr die Apollogestalt des lebenslustigen Kerkow einher; wo sind sie hin, der launige Schmelka, der damals noch zaghaft an der Schwelle des Musentempels harrende Seidelmann und so mancher Andere, den gleiche Neigung, gleiches Streben mit ihm verband? Alles Asche — nichts als Asche! Und seht, darum flimmerten die trüben Augen des greisen Dichters.

Wohin Holtei noch gehen wird, wir wissen es nicht, aber wir vermuthen, daß es ihn nach zwei Seiten gleich mächtig ziehen wird, dort nach dem trauten Häuschen des waldigen Obernigk, der schönsten Idylle seines ruhelosen Daseins, dort nach den blauen Bergen der Grafschaft Glatz, die freilich jetzt tief in das Leichentuch gewickelt sind, denn dort auf sonniger von Bergen umkränzter Ebene liegt ja jenes bekannte Schloß mit dem lauschigen Park, den reizenden Bosquets, dem kleinen Tempel der Kunst, der Schauplatz, wo zwei Göttinnen um den Besitz des glühendsten Jünglingsherzens stritten, die trügerische Circe Thalia und die bis in den Tod treue Minna.

Holtei sagt, diese Reise sei sein Abschied von Schlesien. Im Hinblick auf die Rüstigkeit seiner Erscheinung glauben wir es nicht.

Was aber auch die Zukunft in ihrem Schoße birgt, am Ziel seiner Pilgerfahrt kann Holtei mit Stolz und Freude auf dieselbe zurückblicken. Er fand die Herzen seiner Landsleute in alter Liebe und Treue für sich schlagen. Aller Orten hing man gespannt an des greisen Barden Munde und lauschte den Klängen seiner Harfe, von deren Saiten bald muntere, bald schwermüthige Weisen rauschten, stets des Sängers eigner Brust entquollen, — mitten in den Strömungen einer materiellen Zeit wahrlich ein wohlthuendes und erhebendes Bild!

Sonntags-Plauderei.

Die Mischgattungen. Der Tragiker Dryden pflegte, im Geschmack seiner Zeitgenossen, Trauerspiele durch komische Epiloge zu schließen. Einer derselben wird auf folgende Weise eingeleitet: Die Heldin des Stücks „Tyrannische Liebe", St. Catharina, liegt entseelt am Schluß des letzten Acts auf der Bühne. Träger kommen, um sie fortzuschaffen. In diesem Augenblick schlägt die Tragik in die Komik um, indem St. Catharina, nunmehr nichts weiter als die Darstellerin selbst, sich mit den Worten aufrichtet:

„Verrückte Hunde! fort mit euch! Will eben
Den Epilog ja erst zum Besten geben."

Dieser Sprung vom Kothurn herab ist kühn und heut zu Tage fast unglaublich. Dagegen hat sich an vielen Orten die

Sitte behauptet, die Aufgabe des belustigenden Epilogs minder plötzlich dadurch zu lösen, daß man nach einem Trauerspiele eine Farce giebt. In Italien herrscht dieser Brauch noch immer und wir sahen z. B. nach Alfieri's David die Breter des Theaters Valle durch die Lustigmacher der italienisirten französischen Posse in Besitz genommen. Natürlich wird man sich in allen Folgezeiten auf das Beispiel der Alten berufen, wie man es immer gethan hat und schließlich wird bei der Frage, ob der gute Geschmack verurtheilen oder gutheißen soll, die Nationalität ein Wort von Gewicht mitreden müssen, ebenso wie der kirchliche Cultus in seiner protestantischen Nüchternheit oder seiner katholischen Sinnendienerei für die Gewöhnung an Eins oder das Andere wesentlich in Betracht kommen.

Am deutlichsten spricht sich das Bedürfniß nach starken Gegensätzen auf einem andern Kunstgebiete aus, wir meinen auf dem der Musik. Es ist ein Merkmal des tyrannischen Regiments, welches die Musik über uns übt, daß wir nur durch den steten Wechsel von Dur und Moll, von Langsam und Rasch, von Ernst und Heiter im Stande sind diese Herrschaft zu ertragen, und die Leichtigkeit, mit welcher unsere Stimmung in die entgegengesetztesten Richtungen umhergetragen wird, läßt sich in keiner andern Kunst erreichen.

In neuerer Zeit hat man häufig auch auf solchen Gebieten durch scharfe Gegensätze zu wirken gesucht, wo es irgend eine feierliche Stimmung vom Erhabenen zum Niedrigen hinüberzuleiten galt, bei Zweckessen z. B., denen eine bedeutende Erinnerung ihre Weihe gab und wo man sich vor dem Zuviel nach dieser Seite hin zu fürchten begann. Wer — etwa unlängst — einer solchen Feier beiwohnte und sich die Mischung von widersprechendsten Eindrücken, welche er dort empfing, zurückzurufen vermag, wird vielleicht über die Frage nachzudenken haben: woher es nur komme, daß diese wunderlichen tragi-komischen Gedächtnißmahle noch heute in der nämlichen Blüthe stehen, wie wir sie uns zur Zeit Drydens, des englischen Tragikers, denken dürfen, während sein Epilog heute als unmöglich belächelt wird? Ist der Geschmack durch unsere großen Denker nur auf den eigentlichen Kunstgebieten gereinigt worden? Wird eine Zeit kommen, wo die Kunst und ihre läuternden Gesetze auch da unsern Geschmack leitet, wo wir schon zum Gemüthlichwerden uns berechtigt glauben? Oder fürchten wir das eine, als Muster für alle Gedächtnißmahle auf uns gekommene Beispiel dieser Art um seine heilige Ausnahmsstellung zu bringen, wenn wir Ernst und Sammlung von ihm lernen? Vielleicht übrigens spiegelt sich in diesen Erscheinungen dieselbe nie auf die Dauer ganz überwundene Lust an Mischgattungen, die bei römischen Begräbnissen z. B. sich an dem Mimen ergötzen wollte, welcher im Leichenzuge die Geberden und Gewohnheits-Bewegungen des Verstorbenen nachzuahmen beflissen war. R. W.

Eine französische Sage. In dem Departement de l'Ardèche in Frankreich, im Thale des Eyrieu, liegen die Trümmer des Schlosses Pierregourde. Dieses Schloß wurde früher von einem berühmten Anführer der Protestanten, einem ganz außerordentlichen Manne, bewohnt, der von der Geschichte in einer weit ehrenvollern Weise dargestellt wird als von der Localtradition. Der Geschichte gemäß war François de Barjac, Gutsherr von Pierregourde, ein thätiger, unerschrockener General und nicht mehr und weniger rauh als alle die Kämpfer in den bürgerlichen und Religionskriegen des sechzehnten Jahrhunderts. Er benutzte seinen Einfluß und seine Macht nur dazu, um so viel wie möglich den öffentlichen Frieden zu erhalten und Blutvergießen zu vermeiden. Nach der Bluthochzeit zum Anführer der Protestanten auserwählt, lud er die Protestanten und Katholiken ein, in Eintracht zu leben und eine Conföderation zu bilden. Er erreichte auch das und eine Zeitlang erfreute Ackerbau und Handel sich unter seinem Gesetz einer gewissen Sicherheit. Er war zugleich in seinen religiösen Ansichten aufrichtig und bediente sich derselben nicht, um seine persönlichen Leidenschaften und politische Rachsucht damit zu verdecken. Kurz die Geschichte stellt ihn als den Ehrenmann hin, der er als Protestant wirklich war. Dagegen ist er in den Traditionen des Volkes in jener Gegend eine Art von Räuber, ein Ungeheuer mit einem menschlichen Gesichte, der Typus eines Ungläubigen, eines Zauberers.

— Wenn der Gutsherr von Pierregourde, erzählen alte Frauen, von der Höhe seines Thurmes auf der Rhone Kähne vorüberfahren sah, die seinen Agenten keine Abgaben und kein Lösegeld bezahlen wollten, so beschränkte er sich darauf, den Arm in der Richtung nach dem Flusse auszustrecken und sofort mußten die Kähne Halt machen, als seien sie von eisernen Ankern gefaßt.

— Eines Tages wettete er mit einem Waffengefährten, erzählt man sich noch von ihm, er wolle zwei Priester mit zwei Nonnen tanzen lassen und dabei lachte er wie Mephistopheles und um seine Wette zu gewinnen, verfuhr er in folgender Art:

Er hielt in seinem Burgverließe zwei Priester und zwei Nonnen gefangen. Er ließ nun den steinernen Fußboden in einem Zimmer erhitzen und dann diese Gefangenen in dasselbe eintreten, die aber vorher ihre Schuhe hatten ablegen müssen. Als sie in das Zimmer eingetreten waren, wurde die Thür hinter ihnen verschlossen und sofort begann die klägliche Quadrille. Pierregourde rufte nun seinen Freund herbei, dem er durch ein mit eisernen Stäben verwahrtes Fenster das Schauspiel zeigte und dann lachend zu ihm sagte:

— Sie sehen es, ich habe die Wette gewonnen.

Die Legende fügt, ganz im Widerspruch mit der Geschichte, hinzu, nach Herstellung des allgemeinen Friedens habe Pierregourde sich zu entwaffnen verweigert und sich in seine unzugängliche Burg zurückgezogen, aus der er dann in der Nacht Ausfälle gemacht und die Umgegend ausgeplündert habe. Da man ihn nicht habe besiegen können, so habe man beschlossen, ihn zu ermorden, und der neue Simson sei durch eine andere Delila verrathen worden, die von den Emissären der königlichen Regierung sich habe erkaufen lassen. Diesen habe sie Pierregourde's Zimmer gezeigt und ihnen die Stunde mitgetheilt, wo er Toilette mache. Während er sich nun von seiner Geliebten habe kämmen lassen, hätten die Meuchelmörder vermittelst einer Leiter das offene Fenster erstiegen, auf ihn gezielt und seinen Rücken mit drei Kugeln durchbohrt. Dann hätten sie den Leichnam von dem Felsen herabgestürzt und die Burg in Brand gesteckt.

Seitdem bedecken die Ruinen den Boden weit umher und auf dem Gipfel des verödeten Berges herrscht ein tiefes Schweigen. C.

Wildschäden. Die Bauern von Gonsenheim und der Umgegend hatten ihre liebe Noth mit den Hasen; sie mußten zusehen, wie diese ihre Krautfelder verwüsteten und ihre Ernte verkümmerten, ohne gegen die zudringlichen ungeladenen Gäste etwas unternehmen zu dürfen. Eine Zeitlang trugen sie ihr Loos mit Ergebung, dann aber vereinigten sie sich und ließen eine Bittschrift an das Mainzer Domcapitel aufsetzen, worin sie dasselbe allerunterthänigst ersuchten, es möge doch den feldfrevlerischen Hasen Maulkörbe anlegen lassen. Die sonderbare Supplik erregte in Mainz einiges Gelächter und der Domprobst Hund von Saulnheim, ein jovialer Mann, übernahm es den Bittstellern zu antworten. „Die Gonsenheimer, Mombacher und Olmer Krautbauern“, lautete sein Bescheid, „sollen unverzüglich die diebischen Hasen einfangen und an die Revierjäger abliefern, damit ihnen diese die gewünschten Maulkörbe anlegen können.“

Die Gonsenheimer wußten so gut wie Jedermann, daß sich der Hase nicht gutwillig fangen zu lassen pflegt; es verdroß sie also auch, auf eine Art abgewiesen worden zu sein, die sie eigentlich selbst herausgefordert hatten. Aber sich mit diesem Bescheid zu beruhigen, kam ihnen um so weniger in den Sinn, als ja ein nicht kleiner Theil ihres Hab und Gutes auf dem Spiele stand. Es wurde eine neue Schrift abgefaßt und darin hieß es, daß man mit dem Bescheid zwar durchaus zufrieden sei, daß es ihnen im Orte jedoch an Leuten mangele, welche geschickt genug im Einfangen seien; sie, die Bauern, würden es daher dankbar anerkennen, wenn ihnen Seine hochwürdige Gnaden der Herr Domprobst auf vierzehn Tage den Hund von Saulnheim leihen wollten, weil sie nicht zweifelten, daß es ihnen dann möglich sein würde, die Hasen an die Revierjäger abzuliefern.

Obwohl zu erwarten stand, daß ein so gewagter Scherz für die Bittsteller von schlimmen Folgen sein werde, so war doch der Domprobst Hund von Saulnheim ein viel zu harmloser Mann, um den Scherz in Ernst zu verwandeln. Er lachte weidlich und ließ zurückmelden, die Bauern möchten die Hasen auf ihren Feldern nur in Gottesnamen todtschießen, und Pulver und Blei sollten ihnen vergütet werden. D.

Briefkasten.

An die Redaction der **Neuen Züricher Zeitung** in Zürich. Es ist dem Herausgeber zwar außerordentlich schmeichelhaft, daß Sie das eine seiner Weihnachtsbilder des Abdruckes für würdig erachtet, doch läßt die Redaction Sie ersuchen, etwa wieder vorkommenden Falles **die Angabe der Quelle** gefälligst nicht außer Acht zu lassen.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 4. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

27. Januar.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer. Preis vierteljährlich praenumerando 7½ Ngr.

Der Prinzenhof.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

4.

Der Castellan ging unterdessen nicht geraden Weges nach der Stadt zurück, sondern machte noch einen kleinen Umweg nach einem vielbesuchten Lustorte, der in dem Flußthale ein Viertelstündchen aufwärts lag; hier saß er bei einem Glase Bier im Gespräch mit dem Wirthe, seinem alten Freunde, lange Zeit, so daß er nicht pünctlich zur gewohnten Stunde des Mittagsessens wieder in den Prinzenhof heimkehrte. Frau Kleber hatte mit Erstaunen und wachsender Besorgniß auf ihn gewartet und nahm sich heraus, ihm einige Vorwürfe zu machen, die er lachend hinnahm.

„Das kommt davon, wenn man mit jungen Menschen sich einläßt!“ sagte er. „Man lernt über die Stränge schlagen.“

„Hier liegt auch ein Brief an Sie! — Wollen Sie aber nicht erst essen, Herr Castellan? Es verdirbt ja Alles.“

Er nahm den Brief, der von großem Format war und eine ihm gänzlich unbekannte Handschrift zeigte. Auf dem Couvert stand aber der Name des Absenders: M. Ritzinger. — „Kenn' ich nicht!“ sagte der Castellan. „Wird wohl wieder ein Liebhaber von unserm Kammervorwerk sein, der Auskunft von mir haben will. Kann warten.“ Der Brief wurde bei Seite gelegt und erst nachdem er sein Mittagsmahl mit großem Appetit genossen hatte, erinnerte er sich wieder des Schreibens, das er nun erbrach, um zu sehen, was der unbekannte Herr M. Ritzinger von ihm verlange. Aber schon bei den ersten Zeilen machte sich in seinen Gesichtszügen eine große Bewegung bemerklich und seine starke Hand fing an zu zittern: „Was ist denn, Herr Castellan?“ rief die Kleber, welche noch in der Stube mit Abräumen beschäftigt war und ihn beim Lesen im Auge behalten hatte, mit ängstlicher Stimme.

„Laß Sie's nur gut sein! Ich werde es Ihr sagen — jetzt aber geh' Sie nur, geh' Sie!“

Es kostete eine ziemlich barsche Wiederholung dieses Wunsches, ehe sie bewogen werden konnte, das Zimmer zu verlassen. Der Castellan nahm sein Taschentuch, trocknete sich die Stirn und fing nochmals von vorn an zu lesen.

„Verehrter Herr — Ihnen ganz unbekannt fühle ich mich doch verpflichtet, Ihnen eine traurige Mittheilung zu machen, da Ihre Frau Nichte, die Frau Geheimeräthin von Hallmann, dazu in diesem Augenblicke durchaus nicht fähig ist. Der Herr Geheimerath, welcher vor zwei Tagen in den Adelstand erhoben worden war und binnen wenigen Wochen seiner Ernennung zum Präsidenten entgegen sah, ist plötzlich gestern früh von einem Schlagflusse getroffen worden und ohne wieder zum Bewußtsein zu kommen, verstorben. Nicht genug an diesem harten Schicksale, das Ihre arme Frau Nichte so unerwartet befallen, tritt aber noch ein anderes Unglück hinzu, das ich als ein Freund des Verstorbenen, ja der Einzige, dem er überhaupt eine Einsicht in seine Verhältnisse gestattete, allein im Stande bin, in seiner ganzen Größe zu übersehen und das mich zwingt, zu handeln, ehe es zu spät ist. Die Arme hat bis jetzt nur eine dunkle Ahnung davon. Sie wissen wahrscheinlich, daß der Verstorbene ein wohlhabender Mann war, er hatte außerdem einen guten Gehalt und Niemand wunderte sich, daß er ein großes und glänzendes Haus machte. Was aber Niemand wußte, war, daß das Vermögen durch Papierspeculationen an der Börse in steigender Progression seit kurzer Zeit ganz verloren war und der unglückliche Mann, um es wieder zu gewinnen, sich in die gewagtesten Unternehmungen eingelassen hatte, daß er nur den glänzenden Schein aufrecht hielt, um sich vor der Welt zu halten — vielleicht wäre es unter vorsichtiger Abwickelung, zu der ich mich gegen den Verzweifelnden erboten hatte, gelungen, mit Hülfe des hohen Präsidentengehalts und allerdings einiger häuslichen Einschränkung wenigstens die volle Rechtlichkeit seines Namens zu retten. Aber der Tod kam so plötzlich — — Jedenfalls ist es jetzt vor Allem nöthig, den Sohn von seiner Reise zurück zu halten. Die Mutter hat mir gesagt, daß er bei Ihnen sei, ich soll ihr den Sohn zurückführen, sie ist, wie gesagt, außer

Stande, selbst etwas zu thun, ihr Zustand ist beklagenswerth. Ihnen überlasse ich es, den jungen Mann, wie Sie es für passend erachten, von seinem Verluste in Kenntniß zu setzen; gewiß wird ihn die Kindesliebe ohne Aufenthalt zu seiner unglücklichen Mutter eilen lassen, wenn er auch zur Beerdigung zu spät kommen dürfte. Was die sonstigen Arrangements betrifft, so können Sie mir ganz vertrauen. Ich bin in Alles eingeweiht und weiß daher auch zu ermessen, was der Armen etwa bleiben wird. Ihre Pension beträgt leider nicht mehr als hundertundfünfzig Thaler — der Gatte hielt es bei seinem Vermögen für lächerlich, sie höher einzukaufen und später, als er zur Erkenntniß kam, verschob er es bis zu seiner Gehaltserhöhung, die er nicht mehr erlebt hat. Traurige Dinge! Die Vergangenheit läßt sich aber nicht mehr ändern, es kommt darauf an, die Zukunft nach Kräften leidlich zu gestalten. Verzeihen Sie u. s. w."

Der Greis ließ das Blatt sinken, schüttelte mehrmals traurig den Kopf und verfiel in tiefe Gedanken. Ihn jammerte das Kind seiner Schwester, welches auf einmal aus der Fülle des Glücks in Gram und Elend gestürzt war; ihn jammerte fast noch mehr der Jüngling, der mit den hochfliegendsten Hoffnungen froh und keck in die Ferne gewandert war. — Der Alte erhob sich schnell, er hatte seinen Entschluß schon gefaßt und rief die Frau herein, welche in ihrer Küche vor ängstlicher Erwartung, was in dem Briefe Unangenehmes enthalten sei, gezittert hatte.

„Ist die Christel schon fort?" war seine erste Frage.

„Was soll die Christel?" entgegnete Frau Kleber. „Sie war schon im Sonntagsstaat hier, wollte aber erst um drei Uhr gehen."

„Drei Uhr ist es noch lange nicht. Laufe Sie hin und sage Sie dem Mädel, daß ich ihr noch einen Brief mitgeben wolle, sie solle ja nicht eher fortgehen."

„Was haben Sie denn, lieber Herr Castellan? Werden Sie es mir nicht sagen?"

„Erst besorge Sie die Bestellung, dann soll Sie Alles erfahren!" Er winkte sehr ungeduldig und sie eilte denn zur Wohnung der Frau von Kattenau, wo sie die Christel, welche zu einer Hochzeitfeier in ihrem Heimathsdorfe von ihrer Herrschaft mehrere Tage Urlaub erhalten hatte, zum Glücke noch fand.

„Einen Brief? An wen denn?" fragte das Mädchen neugierig; denn sie kannte in ihrem Dorfe Niemand, der mit dem Castellan Meißner bekannt gewesen wäre. Frau Kleber konnte ihr auch keinen Bescheid geben, und verabredete nur mit ihr, daß sie sich den Brief vom Prinzenhofe abholen solle; dann eilte sie zurück und erfuhr nun, wenigstens der Hauptsache nach, die traurige Mittheilung, welche der Castellan erhalten hatte. Sie erschrak darüber, als habe es sie selbst betroffen und ließ ihrem Mitleid in Thränen und lauten Klagen freien Lauf.

„Was soll denn aber die Christel?" fragte sie.

„Der Junge wird die Nacht in ihrem Dorfe schlafen", erwiederte der Castellan. „Zum Glück habe ich mirs gemerkt. Er hat unterwegs noch Mehreres vor und wird wohl vor neun Uhr nicht ankommen. Wenn die Christel um drei Uhr fortgeht, ist sie um sieben Uhr dort. Sie kann ihn also nicht verfehlen, und wenn er sich auch so verspäten sollte, daß er heut wo anders zur Nacht bliebe, morgen muß er doch eintreffen, denn er kann nirgend anders über das Wasser."

„Ach Gott, mein Gott, welches Herzeleid für ihn!" klagte die mitleidige Frau. „Ach wenn mans ihm doch mündlich sagen könnte, anstatt zu schreiben, da kann mans doch einrichten, daß es nicht so auf einmal —"

„Ich kann ihm nicht helfen!" unterbrach sie der Alte und wandte sich wieder zu seinem Briefe an den Neffen, der ihn viel Mühe gekostet, und dem er nach einiger Ueberlegung das erhaltene Schreiben beigelegt hatte. Was half es, ihm etwas zu verheimlichen? Traf es ihn im ersten Augenblicke auch furchtbar, so war Alles mit einem Schlage geschehen und er konnte sich unterwegs mit der Kraft, die der Mann haben muß, sammeln, um seiner Mutter wirklich ein Trost zu sein. Hätte der Castellan gehofft, daß er, statt die nächste Eisenbahnstation zu suchen, erst nochmals zu ihm kommen werde, so würde er ihm wohl nicht Alles schriftlich mitgetheilt, am wenigsten ihm den Brief von seines Vaters Freunde eingelegt haben, um ihm schonend nach und nach sein Schicksal zu enthüllen, aber daran war nicht zu denken. Er siegelte denn das Couvert mit schwerem Herzen zu und adressirte es, wobei er einen Moment zögerte, als ihm der neue Adelstitel des Verstorbenen einfiel, er ließ ihn aber mit unwilligem Kopfschütteln in der Aufschrift aus. Es wäre ihm wie eine Verhöhnung vorgekommen.

Das Mädchen erschien bald darauf und nahm den Brief mit einiger Verwunderung, daß sie den jungen Herrn in ihrer Heimath finden werde, in Empfang; Meißner schärfte ihr ein, daß sie ihn nicht in fremde Hände geben solle und ging dann, nachdem er sie entlassen hatte, in den Garten, um für sich ganz allein zu sein. Er mußte überlegen, was er hier weiter thun könne. Seine Nichte hatte sich zwar, nachdem sie die Heirath über ihren Stand gethan hatte, nicht mehr um ihn bekümmert, aber das war vielleicht nicht ihre Schuld gewesen, sondern auf den Wunsch ihres Mannes geschehen. Hätte sie sich jetzt erst, nach dem Unglücksfalle, an ihn gewendet, so würde es für ihn gar keinen Werth gehabt haben; aber sie hatte ja gerade, als sie im vollen Glücke lebte, der Standeserhöhung ihres Mannes entgegensah und von der Zerrüttung seines Vermögens keine Ahnung hatte, den Sohn zu ihrem alten Onkel geschickt und ihn wieder einmal begrüßt. So konnte er seine Hand in der Noth doch nicht von ihr abziehen, sondern mußte thun, was in seinen Kräften stand.

Gegen Abend ließ er sich bei dem Fräulein von Sulzberg melden. Die alte Dame empfing ihn in ihrem kleinen Zimmer, das noch gerade so eingerichtet war, wie sie es einst als junges blühendes Mädchen bewohnt hatte. „Was bringen Sie mir, guter Meißner?" fragte sie freundlich.

Als Castellan des Prinzenhofes hatte er die Erhaltung aller Gebäude und des Gartens zu besorgen, und nahm deshalb mit der gewesenen Hofdame, die er noch immer als Repräsentantin der fürstlichen Herrschaften ansah, zuweilen Rücksprache. Heute aber führte ihn ein anderes Anliegen zu ihr, sie bemerkte es an seiner Miene. „Ist Ihnen etwas Unangenehmes geschehen?" fragte sie mit Antheil.

„Eure Gnaden haben den jungen Menschen gesehen, der mich besucht hat —"

„Ja wohl, den Sohn meiner guten Flora!" entgegnete sie. „Ein artiger junger Mann — er sieht seiner Mutter frappant ähnlich, eine wahre Schönheit! Ich alte Person kann das schon aussprechen. Er hat Ihnen doch keinen Verdruß bereitet?"

„Er hat seinen Vater verloren, gnädiges Fräulein, und weiß noch nichts davon. Im frohen Muth hat er

mich verlassen und ich begleitete ihn noch ein Stück — da fand ich den Brief, als ich wieder nach Hause kam."

„Der arme junge Mann!" sagte das Fräulein mit aufrichtigem Mitleid. „Wie werden Sie es ihm nun zu wissen thun?"

„Er übernachtet heute, wie er mir gesagt hat, im Dorfe auf dem Wald, wo die Christel von Ihrer Frau Schwester zu Hause ist — die geht, wie ich hörte, auf ein paar Tage dorthin und ich habe ihr den Brief mitgegeben."

„Aber ohne alle Vorbereitung, Meißner!" sagte die Dame im Tone sanften Vorwurfs. „Das wird ihn zu schwer treffen — er ist noch so jung!"

„Was sollte ich anders thun, gnädiges Fräulein? Ich bin zu alt, selber hin zu gehen, und das hätte ihn wohl ebenso erschreckt. Zurückgekommen, auch wenn ich ihn gebeten hätte, wär' er doch nicht. Zu versäumen war keine Minute. Denn verfehlte ihn mein Brief und saß er erst auf der Eisenbahn, so gings in alle Welt und er war nicht mehr einzuholen. Es ist noch mehr dabei. Der Vater, der sonst reich war, hat sein Geld verspeculirt und gar nichts hinterlassen, die arme Flora muß sich mit hundertundfünfzig Thalern Pension behelfen und für den Sohn, der studirt hat und noch lange ohne Gehalt leben muß, ist gar nicht gesorgt."

„Das ist ja sehr betrübt, guter Meißner! Wie thut mir die liebe Flora leid und der arme junge Mann, der so mit einem Schlage sich aller Hoffnungen der Jugend beraubt sieht! Sie werden Ihre Verwandten aber nicht verlassen?"

„Was kann ich viel thun?" entgegnete der Castellan. „Eure Gnaden wissen es am besten. Ich komme aber her, mir gnädigen Rath zu holen. Vielleicht läßt sich doch ein Mittel finden, dem armen Weibe ihr Schicksal zu erleichtern."

„Reden Sie, Meißner. Was ich dazu beitragen kann, soll geschehen. Ich habe meine Flora, das liebliche Wesen, nicht vergessen, wenn sie auch, seit sie von hier fortgegangen ist, nichts weiter von sich hat hören lassen."

„Nehmen Sie ihr das nicht so übel — der Mann, wissen Eure Gnaden —"

„Ich weiß Alles und verdenke meiner Flora nichts. Was kann ich für sie thun? Wird sie eine kleine Unterstützung annehmen?"

„Das kann ich nicht sagen, doch wird der Stolz ihr wohl nun gebrochen sein. Vorerst wollte ich nur um Eure Gnaden Fürsprache bitten, wenn wir ihr etwa bei der Hofkammer ein Stübchen im Prinzenhofe auswirken könnten. Hier würde sie doch in Ruhe leben können und wegen alles Uebrigen müßte man sehen, was weiter zu thun wäre."

„Schreiben Sie an die Hofkammer, guter Meißner, machen Sie eine Vorstellung, ich werde das Meinige thun. Sie ist doch die Tochter eines fürstlichen Dieners, und wenn auch unsere Linie ausgestorben ist, so hat doch nach meinem Dafürhalten das Gesammthaus die Verpflichtung, für die Nachgelassenen treuer Diener zu sorgen."

„Ich danke Eure Gnaden unterthänigst", erwiederte der Castellan. „Sie wäre undankbar, wenn sie sich durch Dinge, die ihr der Mann in den Kopf gesetzt hat, abhalten ließe, die Hülfe anzunehmen, die ihr geboten wird. Denken sich Eure Gnaden, daß er sich noch hat adeln lassen."

„Ei, ei!" sagte die Hofdame mißbilligend. — „Wahrscheinlich aber nur des Sohnes wegen, der wirklich den Anstand eines jungen Cavaliers hat."

Meißner zuckte die Achseln. „Oben hinaus will er wohl ein bischen, aber das haben junge Leute an sich. Er wußte übrigens noch nichts davon und wird es heute erst durch den Brief erfahren. Der Junge macht mir die meisten Sorgen; die Mutter wird sich in ihr Schicksal finden und wenn sie die freie Wohnung bei uns im Prinzenhofe bekommt, so kann sie leben. Aber der Sohn, der sehr verwöhnt ist und studirt hat —"

„Ich würde gern auch für ihn etwas thun", versetzte das Fräulein, wenn wir nur Mittel und Wege dazu fänden, ohne sein Gefühl zu verletzen. Lassen sie uns weiter davon sprechen, guter Meißner. Guter Rath kommt über Nacht."

Hätte der Unglückliche hören können, wie hier schon über Almosen für ihn berathen wurde!

5.

Der Abend war wunderschön. Auf den Bergen lag der volle Sonnenglanz noch und die spitzen Wipfel der Tannen leuchteten wie verklärt, keine Wolke trübte das reine Himmelsblau. Im Thale, wo der Bergstrom über die zerschellten Felsblöcke in seinem Bette schäumend und brausend dahinfloß, war schon tiefer Schatten und die Bewohner des Dorfes, das sich mit seinen grauen Schieferdächern in eine Kesselweitung des Grundes gelagert hatte, kehrten allmälig von der Arbeit heim. Wo ein breiter Fußsteig durch eine Schlucht von höher gelegenen Punkten des Gebirges in das Thal herniederführt, stand eine hochgeschwungene hölzerne Brücke, über welche man allein in das Dorf gelangen konnte, wenn man von jenseits kam. An der Brücke waren unter mächtigen Eichen ein paar Ruhebänke angebracht, weil sich von hier das Thal mit seinen schönen Berghängen und dem malerisch gelegenen Dorfe am besten überschauen ließ; in der Jahreszeit, welche fremden Besuch brachte, konnte man oft Reisende hier finden, die sich an der abgeschlossenen, romantischen Gebirgslandschaft erfreuten.

Das war heute nicht der Fall, nur ein Landmädchen saß auf der Bank und schien Jemand zu erwarten, denn es spähte fort und fort nach dem Pfade, der sich jenseit der Brücke von der Höhe herabschlängelte. Endlich! Auf dem Vorsprunge bei der schwarzen hohen Tanne, deren bloßgelegte Wurzeln die nackte Felsklippe umklammerten, erschien der Erwartete, sie erkannte ihn auf den ersten Blick an der Kleidung. Nur einen Moment blieb er stehen, gefesselt von der überraschenden Schönheit des Thales, das sich plötzlich zu seinen Füßen eröffnete, dann kam er rasch herab. Das Mädchen stand auf und ging ihm bis auf die Brücke entgegen. Auch er erkannte sie jetzt zu seiner Verwunderung. „Ei, Du kleiner Berggeist!" rief er. „Wie kommst Du denn hierher? Hat Deine Herrschaft eine Partie nach diesem wundervollen Thale gemacht?" Frau Kleber hatte ihm gesagt, wer ihre Herrschaft sei.

„Nein, ich bin allein da", erwiederte das Mädchen und zog den Brief, der ihm anvertraut worden war, aus dem Brusttuche. „Das hat mir der Herr Castellan mitgegeben, ich sollts Ihnen selber bringen."

Ein wahres Actenstück, das ihm der Großohm wie es schien durch eine expresse Botin nachschickte! Ramiro nahm den Brief und wollte abermals dem Mädchen ein Geschenk für ihre Mühe reichen, das sie jedoch eben so

entschieden zurückwies. — „Ich habs schon gern gethan und ging so her.“

„Du bist bei der Frau von Kattenau, nicht wahr?“ — Sie nickte. — „Dein Fräulein ist wohl gegen Dich sehr gütig?“ — „Ach so gut!“ war die Antwort. „So freundlich gegen Jedermann!“

„Und doch theilt sie so viel Körbe aus?“ scherzte Ramiro. „Sie will wohl gar nicht heirathen?“

„O wenn der Rechte kommt, wird sie schon!“ erwiederte das Mädchen so schelmisch lächelnd, als wüßte sie etwas von diesem Rechten.

„Er muß aber von gutem Adel sein, nicht wahr?“ fragte er.

„Wie sichs gehört, freilich!“ sagte die Kleine mit einem wichtigen Kopfnicken, und Ramiro brach das Gespräch ab. Dieser elende Stolz, der sich auch den Dienern mittheilt, und wenn sie bäurisches Kopfzeug tragen!

„Ich danke Dir nochmals, mein Kind“, sagte er, „und werde meine Depeschen hier gleich lesen. In euer Dorfhotel komme ich immer noch zu früh.“ — Das Mädchen wünschte ihm guten Abend und ging, über seinen veränderten Ton etwas verwundert, nach dem Dorfe zurück, während er seinen Tornister abwarf und sich auf eine der Bänke setzte. Was konnte ihm der Onkel nachsenden? „An Herrn Florens Hallmann, Wohlgeboren. Durch sichere Gelegenheit“ — mit festen, pedantisch regelmäßigen Schriftzügen! Ironisch lächelnd, aber doch gespannt erbrach er das Siegel.

„Lieber Sohn! Nach Deiner Abreise erhielt ich den beifolgenden Brief, dessen Inhalt ich Dir lieber selbst beigebracht hätte —“ Ramiro las nicht weiter, sondern entfaltete gleich, von einer schreckhaften Ahnung erfaßt, den verhängnißvollen Brief; sein Auge flog hastig über die ersten Zeilen, plötzlich durchzuckte es ihn wie ein Wetterschlag, er erbleichte, seine Hand zitterte krampfhaft, sein Auge wurde dunkel. Kaum fassend, was er las, durchflog er den Brief doch bis zum Ende und saß dann leichenblaß, mit bebenden Lippen, den Blick auf die Erde geheftet, keines klaren Gedankens fähig, wohl eine Viertelstunde, ohne sich zu regen. Zu entsetzlich war der zermalmende Blitz aus heiterm Himmel auf sein Haupt herniedergeflammt und hatte alle seine übermüthigen Lebenshoffnungen zertrümmert!“

Der Gruß einer heimkehrenden Bauerfrau weckte ihn aus seinem wüsten Hinbrüten; sie war bei seinem Anblick stehen geblieben und fragte ihn, da er sie auffahrend ansah, ob ihm etwas fehle? Er verneinte es heftig und sie ging eingeschüchtert ihres Weges. Jetzt aber sprang er auf: sein Blick erhob sich verzweifelnd gen Himmel, ein ödes Lächeln zuckte um seine Lippen. Es war einer jener furchtbaren Momente, wo die Versuchung mit Riesengewalt an den verlassenen Menschen herantritt, um ihn zu einer auf Erden nicht mehr zu sühnenden That hinzureißen — und ein Glück von Gott, wenn ihm in solchem Momente ein Rettungsengel erscheint, sei er in äußerer Gestalt oder durch einen Lichtstrahl in die dunkle Seele.

„Meine Mutter!“ rief der Einsame plötzlich mit dem innigsten Laut der Liebe und tiefen Wehs. Er setzte sich wieder hin, verhüllte seine Augen mit der Hand und weinte — jetzt nicht in Selbstsucht um sein eigenes Schicksal, sondern nur um seine Mutter. Er war noch so jung, hatte noch nicht das kleinste Leid erfahren; kein Wunder, daß es lange Zeit erforderte, ehe er sich fassen und der Wirklichkeit in das Auge sehen konnte.

Die Sonne war untergegangen, im Thale wurde es dunkel, ein kalter Luftzug traf die glühende Stirn des jungen Mannes, der noch immer wehrlos den Eindrücken hingegeben war, welche die plötzliche Wandlung seines Schicksals auf ihn gemacht hatte. Mit einem widerwärtigen Gefühl erhob er sich, um endlich ein Obdach zu suchen — er kam sich wie ein Ausgestoßener, Gebrandmarkter vor und recht wie zum Hohn drängte sich ihm fort und fort der Gedanke auf, daß sein Vater ihm den Adel hinterlassen habe, in seiner Lage eher ein Hemmschuh, ein Aergerniß, als ein Vortheil, wenn überhaupt ein neuer Adel noch Vortheil gewähren konnte! Ramiro — lächerlich anspruchsvoll schon der Vorname für einen Lump seines Gelichters! In dieser bittern Stimmung, die auch das Bild der Mutter nicht mehr zu verdrängen vermochte, kam er in dem Gasthofe des Dorfes an, das auf Fremdenbesuch stattlich eingerichtet war. Der Wirth empfing ihn wie einen erwarteten Gast — das Mädchen der Frau von Kattenau hatte ihn im Vorübergehen schon angemeldet. Sonst würde ihn die Dienstfertigkeit, welche ihn sogleich umgab, angenehm berührt haben, heute war sie ihm lästig — er wollte ohnehin nicht einmal hier bleiben. Nur fort, schnell fort! Er begehrte einen Wagen, der ihn auf kürzestem Wege an die Eisenbahn bringen sollte; dazu gehörte allerdings eine Nachtfahrt und noch manche Stunde darüber hinaus. Doch gelang es ihm, seinen Wunsch erfüllt zu sehen und er reiste ab, fast ohne alle Erquickung auf seine ermüdende Tagwanderung: Speise und Trank widerten ihn an. Die Fahrt auf beschwerlichen Gebirgswegen, bei Nacht, seinen nagenden Gedanken ohne alle Zerstreuung überlassen, war nicht geeignet, den auch körperlich überreizten Zustand zu beschwichtigen und er gelangte mit stechendem Kopfweh ganz erschöpft in den Waggon des Bahnzuges, der ihn nun ohne Rast und Ruh seiner Heimath zuführte, einem Wiedersehen voll namenlosen Schmerzes.

Als er die breite, schöne Treppe der älterlichen Wohnung hinaufstieg, mußte er sich an das Geländer halten, ein Schwindel ergriff ihn und die bunten Glasfenster droben drehten sich vor seinen Augen im Kreise. Alles war still im Hause, es war wie in einer Gruft so kühl — er wußte, daß er zu spät kam, seinen Vater zur letzten Ruhestätte zu geleiten; doch war es ihm in diesem umnachteten Moment, als sähe er ihn auf der obersten Stufe stehen, den stattlichen Mann mit der stolzen Haltung, wie er ihn, seinen Liebling, dem er nimmer den kleinsten Wunsch versagt hatte, lächelnd willkommen hieß. Er ermannte sich aber und zog leise die Klingel. Der Diener öffnete ihm und erschrak vor seinem Anblick. Doch äußerte er nichts darüber, sondern sagte nur ein paar Worte der Klage, welche Ramiro kaum hörte, während er an ihm vorüber eilte.

Einen Augenblick stand er still an der Thüre seiner Mutter und lauschte. Dann öffnete er sie zagend und ein lauter Aufschrei, Schmerz und Freude zugleich, begrüßte ihn. Er sah seine noch immer schöne Mutter in tiefer Trauerkleidung auf dem Sopha ruhend, sie hatte sich bei seiner Erscheinung aufgerichtet und ihm beide Arme entgegengestreckt — ihm entgegen zu eilen hatte sie die Kraft nicht. Ramiro stürzte in ihre Arme — wer schildert den Moment dieses Wiedersehens! Und welche Stunden der Trostlosigkeit folgten ihm!

Ramiro aber fühlte bald, daß seine Pflicht sei, sich wie ein Mann zu fassen und seiner Mutter beizustehen. Sie war so gar nicht gewöhnt, für sich zu denken und

zu handeln; von dem Moment an, wo sie dem Gatten, der sie aus ihrer demüthigen Lage aus wahrer Neigung in eine höhere Lebensstellung emporgehoben, die Hand gereicht hatte, war Er allein es gewesen, der ihrem ganzen Dasein die Richtung und den Halt gegeben, der ihre kleinsten Schritte bestimmt hatte, und nicht im Gefühl ihrer Abhängigkeit war sie ihm stets unverbrüchlich folgsam geblieben, sondern aus inniger Liebe. Er behandelte sie ja nimmer als Herr, sondern mit der zartesten Achtung. Nun er ihr entrissen war, hatte sie keinen Halt mehr, wenn ihr der Sohn, wie jung er auch war, nicht zur Stütze wurde.

Es kam vor Allem darauf an, wie ihm auch der treue Freund seines Vaters, sobald er ihn sah, gesagt hatte, ohne Zögern die Verhältnisse zu ordnen, wenn nicht ein unrettbares Verderben einbrechen sollte.

„Vertrauen Sie mir, wie Ihr Vater mir vertraut hat!" bat der ernste Mann. „Nur erst Klarheit — dann wollen wir uns schon zurecht finden. Ihrer Mutter müssen wir die Verwickelungen, von denen sie doch nichts versteht, so viel als möglich ersparen, doch binde ich es Ihnen auf die Seele, sie nach und nach mit der Lage der Dinge bekannt zu machen: nichts gefährlicher als eine lange Täuschung. Herb ist es gewiß — aber die Nothwendigkeit gebietet es. Ich werde die Auseinandersetzung mit dem Banquier übernehmen — blicken Sie nicht so finster, lieber Hallmann — wir dürfen ihm keinen Vorwurf machen, wer kann die Wechselfälle der Börse vorhersehen? Gewiß hat er nach redlichster Ueberzeugung seinen Rath bei den Speculationen gegeben, in welche sich Ihr Vater nun einmal, dem Geiste oder vielmehr Götzen der Zeit opfernd, eingelassen hat. Sie nehmen einem alten Freunde diese Aeußerung nicht übel, Sie wissen, wie lieb ich Ihren Vater gehabt habe."

„Hätte er nur auch darin Ihnen vertraut, Herr Director!" sagte Ramiro.

„Ich habe den rechten Weg dazu nicht eingeschlagen", erwiederte Ritzinger. „Doch Alles ist nicht mehr zu ändern, daher unfruchtbare Betrachtungen vom Uebel. Ich werde, wie gesagt, mit dem Banquier, der ein ehrlicher Mann ist, die Hauptsache ordnen, Sie machen unterdessen Ihre Mutter mit dem Gedanken einer bescheidenen Existenz vertraut — und dann werden wir ja sehen, wie diese zu gestalten ist." Er sagte das mit einem eigenthümlichen Blicke auf Ramiro, welchen dieser, obgleich der Ausdruck darin möglichst beherrscht war, nur zu wohl verstand. Es war Mitleid! Und nichts verletzte ihn tiefer — all seine Resignation, die er gewonnen zu haben meinte, ging in dem Gedanken, ein Gegenstand des Mitleids zu sein, wieder in stürmischer und trotziger Aufregung verloren.

„Gewiß, Herr Director Ritzinger", versetzte er. „Wir werden vor allen Dingen der Welt das Schauspiel unserer Bettelarmuth nicht gönnen. Hinweg von hier, das ist das Nächste, was uns zu thun obliegt."

Der Director hörte wohl an dem bebenden Tone, was in dem Jünglinge vorging, doch hütete er sich, der Bewegung, die er natürlich fand, weitere Nahrung zu geben, sondern bat nur, in keiner Weise übereilt zu handeln.

Es war aber nicht zur guten Stunde, daß die Mutter, sobald sich Ritzinger entfernt hatte, ihren Sohn aufsuchte. Er hatte die besten Vorsätze gefaßt, wie schonend und mild er sie mit Allem bekannt machen wollte und kaum war sie eine Viertelstunde bei ihm, wo sie Trost gesucht hatte, so stand sie vor dem Abgrunde, in welchen auch ihr äußeres glänzendes Lebensgebäude zertrümmert hinabgestürzt war, und er hatte ihr die ganze grauenhafte Tiefe erhellt.

Einen Moment blieb sie sprachlos — aber konnte sie der Verlust dieses äußern Glückes noch schwerer treffen, als sie schon durch den Tod des geliebten Gatten getroffen war? Sie schlang beide Arme um ihren Liebling und schluchzte: „Du bleibst mir ja doch — Du mein Alles nun!"

Für den Sohn, welch eine Prüfung! Mit Freuden hätte er in diesem Augenblicke sein Herzblut hingegeben, wenn er der geliebten Mutter dadurch hätte ein Glück schaffen können, wie es die reichste Phantasie nur zu ersinnen vermag. Aber er konnte ja nichts thun, als künftig, wenn ihm die Möglichkeit geboten wurde, für sie arbeiten. Ja wohl! Aber beten und arbeiten, sonst fehlt der Segen, und zu Gott hatte ihn, den weltlich und leichtfertig Erzogenen, das Unglück noch nicht geführt. Wohl hatte ihn in jenem dunkeln Momente, als sein irres Auge mit den Klippen und Schaumwirbeln des Bergstroms buhlte, das Bild seiner Mutter gerettet, aber er verkannte, wessen Vaterhand es ihm damals gesandt hatte. Noch immer wähnte er, eine feindliche Schicksalsmacht walte über seinem Haupte und der dürfe sich der Mann nicht beugen, sondern er müsse ihr trotzen!

(Fortsetzung folgt.)

Żur.

Aus dem Posenschen von **Marie Roskowska**.

(Fortsetzung.)

Auf der Chaussee, dicht bei der Stadt, wo man eine wunderschöne Aussicht auf die vielen Kirchen und Thürme des Ortes hat, umstanden drei Personen einen Handwagen, auf welchem kleine Bunde gespaltenen Kiens aufgestapelt lagen. Es war Praxida, ihr Mann und Konarski, ein herabgekommener Fleischer, mit welchem Lenz gemeinsam schlachtete. Die Frau sollte den Wagen in die Stadt ziehen, weigerte sich aber hartnäckig.

„Mich kennt jeder der Grünröcke mit rothen Streifen, sonst thäte ichs!" sagte Konarski schon zum zehnten Male.

„Es ist keine Gefahr — sei doch kein Kind, Praxida!" beschwichtigte ihr Mann. „Von uns Beiden geht Einer voraus, der Andere hinterher. Ist die Luft nicht rein, so geben wir Dir einen Wink; — im Nothfall läßt Du den Wagen und Alles stehen und machst Dich fort. Packen sie Dich nicht dabei, so haben wir wenigstens keine Accise zu zahlen, wenn auch die Schinken dahin sind. Aber das ist nicht zu fürchten — auf Dich hat Keiner Argwohn. Die Spürnasen wissen, daß Du bei den Schwiegerältern des Kreis-Steuer-Inspectors gedient

haſt und in ſeinem Hauſe manchmal ſcheuerſt und wäſchſt. Alſo gehörſt Du ſo zu ſagen mit zur Familie oder doch zum Metier und biſt ganz unverdächtig. Auf mich haben ſie es ſchon abgeſehen, aber ohne zu wiſſen, daß ich Dein Mann bin und wie ich heiße. — Die Dämmerung bricht herein — ſei vernünftig und mache mich nicht böſe, ſonſt —“ er ſchloß mit einem bitterböſen Blick und einer drohenden Pantomime.

„Und wenn Du mich todtſchlägſt — ich thue es nicht!“ verſetzte Praxida mit den Zähnen klappernd vor Froſt und Aufregung. „Laß mich nach Hauſe — mir iſt ſo angſt. Es mißglückt dieſes Mal gewiß, denn mir ſchlägt das Herz zum Zerſpringen. Es wird finſter und Jevka wird ſich ängſtigen. Ich bin auch ſchon ſo lange fort und das arme Kind iſt allein eingeſchloſſen. Laß mich nach Hauſe gehen.“

Statt aufzubrauſen, legte ſich Lenz aufs Bitten. Er küßte und ſtreichelte ſie, gab ihr alle möglichen Schmeichelnamen, verſprach, Jevka zum Feſt ein Paar rothe Schuhe und zum Jahrmarkt eine große Puppe zu kaufen zur Belohnung ihrer Artigkeit und damit ſie ſich künftig nicht langweile, wenn ſie allein zu Hauſe bleiben müſſe.

Dieſer Weiſe konnte das Weib nicht widerſtehen. Sie warf den an der Wagendeichſel befeſtigten Strick über den Kopf und ſchritt raſch vorwärts, der Stadt zu, in dieſelbe hinein. Wie ſchon öfter in der letzten Zeit war ſie auch heute den ganzen Nachmittag auf dem nächſten Dorfe geweſen, wo Konarski wohnte. Sie mußte beim Schlachten helfen, denn jetzt beim Nahen des Frühlings verſorgten ſich die Hausfrauen mit Schinken, Wurſt und Speck für den Sommer, wie mit Proviant für das Oſterfeſt. Sonſt, wenn ſie außerhalb ihrer Wohnung arbeitete, hatte ſie ihr Töchterchen oft mitbringen dürfen; jetzt ward es immer eingeſchloſſen, wenn ſie ausging. Jevka war zwar ſehr verſtändig — doch ängſtigte ſich die Mutter ſtets, mußte ſie ſo lange entfernt bleiben.

Um möglichſt bald heim zu kommen und auch das peinliche Geſchäft je eher je lieber abzumachen, eilte ſie ſo raſch es die Ladung des Wägelchens erlaubte, durch die unebenen Straßen, bergauf bergab — denn gleich Rom ſoll die Stadt auf ſieben Hügeln erbaut ſein. Scheu und ängſtlich ſchaute ſie rechts und links, vorwärts und rückwärts. Wäre es heller geweſen, ihr auffallendes Benehmen würde Aufmerkſamkeit erregt haben. So dunkelte es bereits; auch waren die Straßen nicht ſehr belebt, nur hier und da Jemand zu ſehen, meiſt Iſraeliten oder Geiſtliche.

Jetzt war ſie glücklich am Ziel und gelobte der heiligen Jungfrau eine Kerze von weißem Wachs. Von der Straße durch ein Gitter und einen geräumigen Hof getrennt, lag ein großes düſteres Gebäude vor ihr. Nur aus den Fenſtern der Seitenflügel ſchimmerte Licht. Praxida wandte ſich zu einem der Seitengebäude, in welchem ſich die Küche befand. Die Thür derſelben öffnete ſich, die alte Wirthſchafterin erſchien. Praxida warf raſch die Kienbündelchen vom Wagen, ihr Mann fand ſich zu ihr und ergriff einen der ſechs Schinken, welche darunter verſteckt waren, und wollte ihn hineintragen. In dieſem Augenblick ſagte aber eine tiefe Baßſtimme:

„Da haben wir einen ſchönen Fang gemacht; dachte ichs doch, daß es hier noch an Oſterſchinken fehlt. Haltet nur die „Pfuſcher“ feſt.“

Einige Accisbeamten umgaben die Defraudanten. Die Haushälterin ſchloß haſtig die Thür, Lenz flüſterte Praxida zu: „Gieb Ferſengeld“, ſchlug dem Steueraufſeher, der ihn halten wollte, den Schinken ins Geſicht und lief davon. Auf den Lärm der Commis erſchien die alte Wirthſchafterin mit der Lampe und möglichſt unſchuldigem Geſicht und aus verſchiedenen Theilen des weitläufigen Baues kamen junge Leute herbei, um zu ſehen, was es gäbe. Sie trugen alle dunkle Talare, die Uniform der Kirche; auf ihren bleichen Geſichtern ließen ſich deutlich die Spuren der Studien und — Faſten wahrnehmen. Die Meiſten warfen ſehnſüchtige Blicke auf dieſe edelſten Theile eines nützlichen Hausthiers und ihr Antheil an dem Vorfall verwandelte ſich in Wehmuth und Bedauern, als ſie den Zuſammenhang erfuhren. Die Wirthſchafterin der Anſtalt that, wie es wenigſtens hieß, ihr Möglichſtes, um die Alumnen in der Askeſe zu üben. Nach den verſchärften ſiebenwöchentlichen Faſten der Paſſionszeit erſchien das Auferſtehungsfeſt mit ſeinen Freuden, den geweihten Würſten, Schinken, Eiern und Striezeln doppelt lockend. Und jetzt waren die Oſterſchinken dahin, mindeſtens für ſie. In den Gemüthern der Erfahrenen unter ihnen tauchte die trübe Ahnung auf, die Haushälterin werde ſie dieſen Unfall entgelten laſſen und an Oſtergenüſſen den Schaden wieder einbringen, welchen dieſe Confiscation ihr verurſachte. Geſenkten Hauptes und Blicks mit der demüthigen Haltung, welche ſie auch ſonſt auszeichnet, ſchlichen die Alumnen in ihre Zellen zurück. Mehr als Einer hegte ein Gefühl des Unwillens gegen die Ungeſchickte, welche ſich hatte ertappen laſſen, Andere bemitleideten die arme Frau.

Denn Praxida hatte den Rath ihres Mannes nicht befolgen können, war wie gelähmt vor Schreck und faſt unfähig ſich zu bewegen. „Das hat mir ja geſchwant“, dachte ſie unaufhörlich und hatte zuerſt gar keinen andern Gedanken. Sie glaubte in die Erde zu ſinken, als die Beamten ihr ins Geſicht leuchteten; es kannte ſie Keiner derſelben. Dann mußte ſie den Wagen ſammt den Schinken bis zum Steueramt ziehen, wo ein Protokoll über die Sache aufgenommen ward. Unterwegs begriff ſie nicht, wie ſie die Laſt vorhin ſo leicht hatte fortbewegen können, ſie vermochte dieſelbe jetzt kaum von der Stelle zu bringen und erhielt mehr als eine Mahnung zur Eile.

Auf dem Steueramt hatte man nicht ſogleich Zeit, ſie zu vernehmen; mit ſteigender Unruhe dachte ſie an Jevka's Angſt daheim, grübelte ſie darüber, ob wohl ihr Mann gleich nach Hauſe gegangen und das arme Kind nun nicht im Finſtern allein ſei? Sie bezweifelte jenes, denn er pflegte, wenn er mit Konarski zuſammen war, ſtets in eine Schenke zu gehen. Dies umhervagabondirende Leben ohne eine regelmäßige Arbeit verdarb ihn nur noch mehr; das mußte anders werden — ſie wollte nicht noch ein Mal hier auf der Bank im Steuerbureau ſitzen wie auf dem Armenſünderſtuhl.

Der Eintritt des Kreis-Steuer-Inſpectors erlöſte ſie von der Pein des Wartens. Sie ſchämte ſich zwar vor ihm — das mißbilligende Kopfſchütteln, womit er von ihrer Sache hörte, ſchien ihr viel bitterer als die heftigſte Strafpredigt, allein er ließ ſie doch abfertigen und ſie eilte nun in athemloſer Haſt zu ihrer Jevka.

In der ſonſt ſo ſtillen Vorſtadt herrſchte heute eine ungewöhnliche Aufregung; ſie beachtete es nicht, daß ihr mehr Leute begegneten als ſonſt. Vor dem Häuschen ſtand eine Gruppe ſprechender Perſonen — ſollte es um der Defraudation willen ſein? An ihrem Fenſter hinſchlüpfend ſah ſie, daß es offen war — drinnen Licht

und Leute, lebhaftes Gespräch und Wimmern einer Kinderstimme. Sie stürzte in die Stube, aus welcher ein abscheulicher brenzlicher Geruch drang. Auf ihrem Bette lag Jevka — ein Arzt und die Wirthin mit ihr beschäftigt. Zu fragen vermochte sie nicht, die Brust war wie zugeschnürt — auch bedurfte es der Frage nicht. Die Brandwunden, womit der Körper des Kindes bedeckt war, sagten ihr genug. Sie begriff sogar, wie das Unglück geschehen. Auf dem niedrigen Herde des Kamins lag die braune Kanne ohne Henkel, in welcher der żur säuerte, seitdem ihr Mann den Topf zerschlagen hatte, welchen sie früher dazu gebraucht. Der Stuhl am Kamin war zum Theil verbrannt und der Fußboden von festgestampftem Lehm mit Wasser überschwemmt.

In wilder Verzweiflung warf Praxida sich neben dem Lager auf die Knie. Das Uebermaß des Schmerzes machte sie stumm. Erst als Jevka laut aufschrie, fand sie Worte dem Kinde tröstend zuzusprechen. Doch ihre süßesten Schmeichelworte und zärtlichsten Liebkosungen vermochten nicht das arme kleine Wesen zu beschwichtigen. Es antwortete ihr nicht und sein Gewimmer, seine Schmerzenschreie zerrissen das Herz der Mutter. Und doch wußte sie noch nicht, was der Arzt schon erkannt hatte, daß die Verletzungen lebensgefährlich seien. Auf den Knien flehte sie den Doctor an, die Qualen ihres Lieblings zu lindern, oder rief zur Jungfrau Maria und allen Heiligen um Erbarmen für ihr Kind, fragte den Himmel, was denn das arme Geschöpf verbrochen habe, daß es so leiden müsse? Ihr stummes Weh hatte der wildesten Verzweiflung Platz gemacht. Sie rang die Hände, zerraufte ihr üppiges schwarzes Haar, klagte sich in maßlosen Ausdrücken der Schuld an diesem Unglück an und verlangte, Gott solle sie anstatt des unschuldigen Kindes diese furchtbare Pein dulden lassen. Die Nachbarinnen mußten die Umschläge besorgen, welche der Arzt angeordnet hatte, denn Praxida war unfähig zu Allem, verstand nicht einmal, was er sagte, konnte es nicht über sich gewinnen, die furchtbaren Brandwunden anzusehen oder gar zu berühren.

Eine Stunde nach der andern verging. Der Arzt und die Andern hatten sich längst entfernt, nur die Wirthin war geblieben, um die Umschläge zu erneuern. Lenz kam nicht nach Hause — Praxida gedachte seiner auch nicht, schien ihn und alles Uebrige, außer dem Harm um ihr Kind, vergessen zu haben. Dasselbe anzublicken vermochte sie nicht mehr und verhüllte ihr Gesicht, um die großen starren Augen Jevka's nicht zu sehen. Die Kleine fieberte heftig, kannte die Mutter nicht, obgleich sie oft nach ihr rief oder im rührendsten Tone bat: „Ach, Matynka hilf mir doch." Die Unglückliche empfand unsägliche Qual, ward fast wahnsinnig darüber, daß sie nicht helfen, nicht die Martern der Kleinen auf sich selber nehmen konnte. Selbst um den Preis des Lebens ihres Lieblings ertrug sie das zuletzt nicht länger, sie betete inbrünstig, daß Gott ihr Kind erlösen und es zu sich nehmen möge.

Plötzlich ließen Jevka's Schmerzen nach und sie kam zu sich. „Matynka — Du bliebst so lange — ich wollte mir allein żur kochen!" waren ihre ersten Worte.

Von verzweiflungsvollem Kummer zu eben so unbegrenzter Freude übergehend, glaubte Praxida jetzt alle Gefahr vorüber, vergaß bei ihrem leicht beweglichen Temperament fast die eben ausgestandene Noth. Sie überhäufte das Kind mit Liebkosungen und versprach ihm alles Mögliche. Es wollte indeß vorläufig nur żur haben. „Mich hungert recht — ich habe ja kein Abendbrod gegessen", meinte sie.

Die Wirthin hörte auf, die Umschläge zu erneuern. Der Doctor hatte ihr gesagt, daß Alles vorüber sei, wenn die Verletzungen nicht mehr brennten und schmerzten. Praxida ahnte nichts davon — sie flog zum Kamin, fand in dem Bauch der umgeworfenen Kanne noch genug żur, um den Appetit der Kleinen zu befriedigen und zündete Feuer an. Mittlerweile erfuhr sie, wie das Unglück geschehen. Jevka hatte geduldig auf die Mutter gewartet, als es aber längst dunkel geworden, war sie auf die Idee gekommen, selber żur zu kochen; hatte sie der Mutter dabei doch oft genug zugesehen. Sie kletterte auf den niedrigen Herd des Kamins, steckte einige Streichhölzer in die Torfasche, welche noch von Mittag her Gluth enthielt, legte etwas Holz darauf und freute sich über das auflodernde Feuer. Dann wollte sie, auf dem Herde stehend, die Kanne mit dem żur aus der hintern Ecke hervorziehen, warf das Gefäß aber um. Darüber äußerst erschrocken, kam sie der Flamme mit ihrem Kleide zu nahe und dieses fing Feuer. Das Kind schrie aus Leibeskräften, allein die Leute im Hause achteten nicht darauf, meinten, die Kleine weine, weil sie im Finstern eingeschlossen sei, mißbilligten allenfalls das Verfahren der Mutter. Endlich sahen Vorübergehende durch das niedere Fenster den Feuerschein und das brennende Kind, das sich unter rasendem Schmerz am Boden wälzte, und machten Lärm. Die Thür wurde eingeschlagen, was noch übrig von Jevka's Kleidung und der Stuhl am Herd, welcher schon zu brennen begonnen, gelöscht und nach einem Arzt geschickt. Unglücklicherweise kam die Hülfe nicht zeitig genug, um das Kind zu retten.

Der żur war in wenigen Minuten fertig und so delicat zubereitet, wie er nur von Wohlhabenden gegessen wird. Hatte Praxida doch sogar eine Nachbarin aus dem Schlafe gepocht, um etwas Zimmet zu leihen. Sie setzte sich zu dem Kinde, das sich nicht rühren konnte und flößte ihm die Suppe ein.

„Ach, Matynka, wie schön schmeckt das!" flüsterte das arme kleine Geschöpf; über das von Brandwunden bedeckte Gesicht flog ein Lächeln, unter den versengten Augenwimpern brach ein Strahl der Freude hervor. Doch schon im nächsten Augenblick war die Eßlust befriedigt. „Ich kann nicht mehr, iß Du, Matynka, und verwahre dem Vater auch etwas!" sagte Jevka matt. „Ich will schlafen — bete mit mir." Und während die Mutter das Kreuzeszeichen über sie machte, sprach sie wie jeden Abend: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!" und begann dann das Vaterunser.

Sie hatte die verbrannten Händchen nicht zu falten vermocht, die Mutter aber die erkaltenden Arme kreuzweise über die Brust legen müssen. Praxida kniete vor dem Bettchen, die Wirthin war gleichfalls niedergekniet und betete mit. Nach dem „Amen" stammelte die Kleine noch mit schwerer Zunge: „Gute Nacht, Mütterchen." Dann trat der Tod zum Herzen. Sanft und schmerzlos schlummerte sie hinüber.

Praxida schloß ihr mechanisch die Augen, dann setzte sie sich schweigend nieder und verharrte regungslos. Ihre Wirthin, obgleich ermüdet und nur mit Anstrengung gegen den Schlaf ankämpfend, hielt es für ihre Pflicht, die arme Frau zu trösten. Sie erschöpfte alle Vernunftgründe und Gemeinplätze, die in solchen Fällen vorgebracht werden — vergebens. Praxida sprach nicht, rührte sich

nicht, hörte wohl nicht einmal. Dieser stumme thränenlose Schmerz ging über die Begriffe der gutherzigen Frau. Sie hielt ihn für Gleichgültigkeit und entfernte sich empört über eine so gefühllose Mutter, die nicht eine Thräne für das so schrecklich gestorbene einzige Kind besaß und kein Wort der Erkenntlichkeit für sie, die sich wahrhaft aufgeopfert bei diesem Unfall, an welchem, bei Licht betrachtet, die nachlässige Mutter allein schuld war. Bisher hatte sie eine bessere Meinung von ihrer Einwohnerin gehabt.

Am Morgen kam Konarski, Praxida zu sagen, ihr Mann sei über Land gegangen, um Vieh einzuhandeln. Am vorigen Abend war er, wie öfter, in einer Schenke gewesen. Praxida blieb von dieser Mittheilung unberührt, in ihre starre Fühllosigkeit versenkt. Auch die Theilnahme ihrer Gönnerinnen, namentlich der Frau Kreis-Steuer-Inspectorin, beachtete sie nicht.

Lenz kam erst am andern Tage heim, weil die schreckliche Nachricht ihn erst spät erreicht hatte. Er war außerordentlich ergriffen, weinte wie ein Kind und aß mit tiefster Rührung die saure Mehlsuppe, welche das todte Töchterchen ihm hatte aufbewahren lassen. Mit heißen Thränen benetzte er die alte Kanne, worin seine Frau Żur angemacht hatte und gelobte, sie immer und ewig als ein theures Andenken an sein geliebtes Kind zu betrachten und zu verehren. Wie die Kleine sterbend allen Groll gegen den Vater vergessen hatte, so war auch in ihm jede Erinnerung an Jevka's störrisches Wesen, an ihre Abneigung gegen ihn erloschen und er betrauerte sie auf das Tiefste.

Frau Güldner, ihr Mann und einige andere Gönnerinnen Praxida's sorgten für ein anständiges Begräbniß. Die Mädchen aus dem Waisenhause trugen den kleinen Sarg, den trotz der rauhen Jahreszeit frische Blumen schmückten. Lenz weinte über die Ehre, die seinem Töchterchen widerfuhr und selbst auf Praxida schien die feierliche Bestattung nicht ohne Eindruck zu bleiben, ihr starres Leid einigermaßen zu lindern; doch hatte sie noch immer keine Thränen.

(Schluß folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Eine russische Execution. „Am 15. Februar 1723 ritt ich des Morgens", erzählt Buchholz in seinem während seines Aufenthaltes in Rußland geführten Tagebuche, „gegen 7 Uhr nach dem Criminal, um daselbst die gestern ausgetrommelte Execution des Reichsvicekanzlers, Baron Schaffirof, anzusehen. Um das Gerüst stand eine unzählige Menge von Menschen, Soldaten aber hatten einen Kreis um den Gerichtsplatz formirt. Als der Delinquent aus der preobraschenskischen Prikas auf einem gemeinen Schlitten unter Wache herbeigeführt war, wurde ihm sein Verbrechen und sein Urtheil vorgelesen. Was ihm zur Last gelegt wurde, bestand in Folgendem: Er sollte Gagerin, dessen Sohn sein Schwiegersohn war, Juwelen und Geld entwendet haben, die Handschrift der Senatoren in den Senatsprotokollen durch einen Schreiber haben nachmalen lassen, um seines Bruders Gage zu erhöhen, weshalb der beschuldigte Schreiber zweimal geknutet worden war; außerdem sollte er als Generalpostmeister aus eigener Autorität mit den Posten übel umgegangen sein. Alles Uebrige war von geringerer Bedeutung, nichts desto weniger ward Alles zusammen für hinreichend erachtet, ihm das Urtheil, mit dem Beile vom Leben zum Tode gebracht zu werden, zuzuerkennen. Es ward ihm die Perrücke abgenommen, der Pelz abgezogen und er auf das Gerüst geleitet, wo er nach russischer Art sich mit dem Gesicht nach der Kirche wendete und verschiedene Male bekreuzte, alsdann aber niederkniete und den Kopf auf den Balken legte, die Büttel aber zogen ihm die Füße in die Länge und er kam so auf seinen dicken Leib zu liegen. Nun hob der Büttel das große Beil in die Höhe, hieb aber mit demselben daneben in den Balken, wobei Makarof den Pardon wegen seiner dem Reiche geleisteten Dienste im Namen des Kaisers ankündigte, so daß er zwar sein Leben behalten, aber zeitlebens gefangen sitzen und nach Sibirien gebracht werden solle. Schaffirof richtete sich auf und stieg mit thränenden Augen vom Gerüst herunter. Er wurde nunmehr nach dem Senatspalaste geführt, woselbst die Senatoren ihm die Hand reichten und wegen der empfangenen Gnade beglückwünschten. Als man ihm auch daselbst durch des Kaisers Leibchirurg, Howi, die Ader wegen der überstandenen Alteration geöffnet, soll er gesagt haben, daß man ihm lieber die große Ader hätte laufen lassen, so wäre er nun aller Qualen ledig. Er wird von sehr Vielen und besonders von unseren Großen und allen fremden Ministern sehr bedauert. Sobald man ihn fortgeführt, bekam der angeklagte Schreiber unten beim Gerüst vierzehn Schläge mit der Knute und wurde sodann nach den Galeeren transportirt. Der Oberprocurator des Senats, Major Pissarof, und der Obersecretair wurden zu Gemeinen degradirt. Es werden", schließt Buchholz seinen Bericht, „die fremden Minister nicht leicht einen Reichsvicekanzler wieder bekommen, mit welchem sie so zufrieden sein können wie mit ihm; denn ob er zwar etwas hitzig, so nahm er doch leicht Vorstellungen an und sie konnten sich auf sein gegebenes Wort verlassen, was schon viel für einen Staatsminister ist."

Schaffirof wurde nach Nowgorod verbannt, aber schon unterm 6. Februar 1725 bedankte er sich beim Grafen Bassewitz für dessen Verwendung bei seiner Begnadigung; Petersburg war ihm indeß verboten; gleichwohl befand er sich gegen Ende Mai daselbst, um nach seinem neuen Aufenthaltsorte Moskau sich zu begeben. Im März 1726 bekleidete er bereits wieder den Posten eines Präsidenten des Reichscommerzcollegiums.

D.

Briefkasten.

Herrn L. hier. Ihre „Sylvester-Gedanken" kamen für diese Gelegenheit zu spät in unsere Hände, immer aber noch früh genug, um Ihnen zu sagen, daß auch das neue Jahr schwerlich einen druckbaren Dichter aus Ihnen machen wird. Von sehr bedeutender Unreife zeugen Verse wie:

„Und dazwischen klingen
Schäumende Gläser d'rein,
Wie Glockenklingen —
Laut im Toben und Trubeln (??)
Jodeln Viele und jubeln
Beseligt vom Wein."

Herrn Gotthold F...ch in Hildesheim. Ihr Interesse für unser Blatt erfreut uns sehr, dagegen thut es uns leid, auch die von Ihnen eingesandten Gedichte nicht abdrucken zu können. Neben vereinzelten Spuren von Talent findet sich geradezu Komisches, das aber schlimmer Weise nach dieser Seite hin ganz unbeabsichtigt ist, z. B.:

„Ein schöner Garten war die Welt,
Wir liefen hin und naschten.
Die weiß- und blauen Blümelein,
Die sollten alle unser sein,
Die Käferlein wir haschten." (?!!)

Herrn G. Dietrich in Apolda. Von den Artikeln, nach deren Schicksal Sie fragen, sind die meisten schon benutzt, die anderen liegen noch vor.

Frau Bertha Jakobi in Breslau. Ihre beiden Skizzen sind acceptirt, und haben wir zu einem brieflichen Dank bisher nur noch keine Zeit gefunden. Besten Gruß!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 5. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

3. Februar.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer. Preis vierteljährlich praenumerando $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Ein Wiegenlied.

Schlaf' ein, Du böses Kindelein, schlaf'
ein!
Warum willst Du so schlaflos sein?
schlaf' ein!
Nun sitzt am Bett die halbe Nacht
Die Mutter, hat sich müd' gewacht;
Schlaf' ein, so schlaf' nur ein,
Du böses Kindelein.

Meinst Du, es sei die ganze Zeit
Für Dich ein Mütterlein bereit,
Zu wiegen Dich wohl Stunden lang,
Zu schläfern ein Dich mit Gesang?
Ei schlaf', so schlaf' doch ein,
Du böses Kindelein!

Doch weil's nicht allzeit so wird sein,
So kommt noch heut' Dein Mütterlein
Und wiegt Dich ein und deckt Dich zu,
Daß süß Dein Traum und sanft die Ruh';
Ei schlaf', so schlaf' nur ein,
Mein böses Kindelein!

Und schläfst Du einmal einsam ein,
Und tief im Grab Dein Mütterlein,
Dann grüße Dich in Deinem Traum
Dein Mütterlein vom Sternenraum,
Dann höre leis noch den Gesang,
Der von Der Mutter Lippe klang;
So schlaf', ei schlaf' nur ein,
Du liebes Kindelein!

Ottilie Wildermuth.

Der Prinzenhof.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Tagen erschien Ritzinger wieder. Sonst war er bei der Gattin seines Freundes nicht beliebt gewesen, sein ernstes Wesen paßte nicht in ihr heiteres, geselliges Haus, und sie hatte mit feiner weiblicher Beobachtungsgabe in der letzten Zeit bemerkt, daß ihr Mann, wenn er mit Ritzinger verkehrt hatte, oft zerstreut, ja zuweilen verstimmt war. Auf ihre Frage hatte er dann immer geäußert: O, der sieht alle Dinge so schwerfällig an, daß man angesteckt wird, politische und sociale Verhältnisse, Dich interessirt das nicht, Flora! Und sie hatte nicht weiter gefragt, besonders da ihr Mann schnell wieder heiter wurde bis zum Uebermuthe jedesmal nach solcher momentanen Verstimmung. Aber Ritzinger war ihr doch mit der Zeit unangenehm geworden. Jetzt nun, da er sich als wahrer hülfreicher Freund bei ihrem plötzlichen Unglück bewiesen, in Abwesenheit des Sohnes sich der Verlassenen treulich angenommen hatte, war sie nicht allein mit ihm ausgesöhnt, sondern sie verehrte ihn wahrhaft — ganz ihrem leicht beweglichen Charakter gemäß. Er hatte mit Ramiro sprechen wollen, der war aber ausgegangen — zu dem Banquier, wie die Mutter sagte, und der Freund mußte sich recht zusammen nehmen, um den unangenehmen Eindruck, den diese Mittheilung auf ihn machte, nicht zu verrathen.

„Da kommt Ramiro!" rief Frau von Hallmann, als sich ohne irgend eine Anmeldung die Thüre öffnete.

Ramiro war es, aber sein Anblick erschreckte die Mutter. Hätte er geahnt, daß ihn die Fassung, welche ihm der Stolz bis jetzt vor fremden Augen bei dem Geschäft, das er betrieben, wie auf der Straße aufrecht erhalten hatte, der Mutter gegenüber verlassen würde, so hätte er die Schwelle ihres Zimmers noch lange nicht betreten. Sein Blick begegnete dem des Directors, Beide verstanden sich. Ramiro hatte nicht abwarten können, bis der treue und

gewissenhafte Freund Alles geordnet, er hatte sich selbst Aufklärung verschaffen wollen und diese im vollsten Maße gefunden. — „Was hast Du, mein Sohn? Was ist Dir geschehen?“ rief die Mutter erschrocken, als sie ihn beim Eintreten erbleichen sah und das Ringen in seinen Zügen bemerkte, ein trügerisches Lächeln hervorzurufen.

„Nichts, Mutter!“ versicherte er, fast in hartem Tone. „Nur Kopfweh — es ist draußen so heiß! — Guten Morgen, Herr Director, ich wollte Sie besuchen, wir haben uns gekreuzt.“

Ritzinger griff verständig ein und es gelang ihm, da auch Ramiro sich schnell genug zu beherrschen wußte, die augenblickliche Gefahr vorüber zu führen. Die Mutter warf zwar noch manchen besorgten Blick auf ihren Sohn, aber sie glaubte seiner Versicherung und entfernte sich bald, um Beide, die von Geschäften sprechen wollten, allein zu lassen.

„Ich bin vorwitzig, ungeduldig gewesen —“ rief Ramiro, als sie kaum die Thüre hinter sich angezogen hatte. „Ich konnte die Zeit nicht abwarten, verzeihen Sie mir, mein väterlicher Freund! Ich danke Ihnen für all Ihre fruchtlosen Bemühungen, es war für mich ein bittrer Moment, dem Geldmenschen gegenüber, dem Herrn meines Schicksals — aber es ist nun vorüber, ich weiß Alles, schlimmer kann es nicht mehr kommen!“

„O lassen Sie sich doch nicht von der Leidenschaft zu dieser Aufregung hinreißen!“ entgegnete der Director. „Es steht freilich viel schlimmer als ich dachte und deshalb kam ich eben her, um mit Ihnen die noch möglichen Arrangements zu besprechen. Sie haben uns doch nicht durch Ihre Heftigkeit die Sache verdorben, den Mann nicht beleidigt, der uns wirklich die Hand bieten will —“

Ramiro unterbrach ihn durch ein bitteres, höhnisches Lachen. „Die Hand, ja, um uns in seine Sklavenketten zu schmieden!“ rief er. „Nicht mehr als Alles, was meiner Mutter noch lieb und werth ist, will er haben und mir — wissen Sie, was er mir zu bieten gewagt hat, für den Fall, daß ich meiner Laufbahn entsagen müßte? Eine Tagelöhnerstelle!“

„Lieber junger Freund“, entgegnete der Director ernst und ruhig, „Sie sind jetzt nicht in der Stimmung, einer Verständigung zugänglich zu sein. Wir wollen ein andermal davon sprechen. Nur Eins sage ich Ihnen: Sie begehen eine Sünde, wenn Sie Ihrer Mutter gegenüber dieser leidenschaftlichen und ungerechten Wallung nachgeben. Ungerecht, ja! ich wiederhole es. Bei ruhigem Blute werden Sie das selbst erkennen.“

Ramiro wollte ihn zurückhalten, als er den Hut nahm, er versprach ihm ruhig zu sein und alle seine Rathschläge zu befolgen, aber Ritzinger blieb nicht. „Ich nehme Ihr Versprechen an“, sagte er, „aber erst muß ich wieder gut zu machen suchen, was Sie in aufbrausender Weise verdorben zu haben scheinen. Vergessen Sie nur nicht, daß die Forderung, welche Sie empört hat, den Weg nur andeutet, auf welchem für Ihre Mutter ein erträgliches Abkommen zu schließen ist — das gebe ich Ihnen zu bedenken! Und was die Beschäftigung betrifft, welche Sie die eines Tagelöhners nannten, so sollte ich meinen, daß es Ihnen lieb sein müßte, in einer ehrenvollen Beschäftigung — ehrenvoll, Herr von Hallmann, weil sie eine geistige für achtbare Zwecke ist! — Gelegenheit zu finden, Ihrer Mutter das Leben zu erleichtern.“

Ohne Ramiro's Antwort abzuwarten entfernte er sich und ließ diesen in Zweifeln und innerer Zerwürfniß zurück.

6.

Die dunklen Wolken, welche über dem Hause lagen, zertheilten sich nicht. Auch der treue Freund mußte sich sagen, daß Alles zu tief zerrüttet sei, um noch eine verhältnißmäßig glückliche Entwirrung zu bewirken, und daß nichts übrig bleibe, als Alles dahinzugeben. Noch hatte er Ramiro mit diesem Resultate seiner erfolglosen Bemühungen nicht bekannt gemacht, aber er hatte ihn wenigstens darauf vorbereitet. Wie sollte sich aber nun für Mutter und Sohn die Zukunft gestalten? Die an Luxus und Ueberfluß gewöhnte Frau sollte sich mit einer Pension, deren Betrag weit unter ihrem bisherigen Nadelgelde blieb, behelfen, sie, die keine Idee von bescheidenem Einrichten hatte? Und Ramiro, der vor jedem abhängigen Verhältniß wie vor einer Schmach zurückbebte —?

Er holte ihn endlich zu einem weiten Spaziergange ab; er mußte mit ihm ernste Rücksprache nehmen und einen Entschluß fassen. Die Mutter sah Beiden lange aus dem Fenster nach; ihr Auge wurde feucht, als sie die schöne und edle Gestalt ihres Sohnes betrachtete — und wie ihre Seele überhaupt nie klare Vorstellungen von der Wirklichkeit hatte, so schwebten ihr in diesem Momente wieder neue, unbestimmte Hoffnungen vor, die sie die Gegenwart vergessen ließen und lange in ihrer Einsamkeit beschäftigten.

Da wurde die Klingel ihrer Wohnung mit ungewohnter Heftigkeit gezogen. Sie erschrak — was konnte das sein? Ihr Mädchen erschien mit unwilligem Gesicht, es war ein fremder Mann draußen, der sich durch den Bescheid, daß Frau Geheimeräthin nicht zu sprechen sei, durchaus nicht abweisen ließ, sondern vorgelassen zu werden verlangte, weil er sie durchaus sprechen müsse. Er hatte das Mädchen in unerhörter bäuerischer Dreistigkeit sogar Du genannt; sie hielt ihn für einen Gutsbesitzer vom Lande nach seinem Benehmen.

Frau von Hallmann, verwundert, von einem phantastischen Gedanken ergriffen, daß ihr plötzlich eine nie geahnte Botschaft kommen könne, gab ihre Zustimmung, den Fremden, der sich nicht einmal hatte nennen wollen, vorzulassen und warf dann, in Selbstvergessenheit, einen prüfenden Blick in den Spiegel, wie sie vor jedem Besuche zu thun gewohnt war. Mit der vollen Haltung einer Dame von Welt stand sie, den Fremden erwartend, dessen schwerer Tritt im Vorzimmer sich hören ließ. Das Mädchen öffnete die Thüre und ließ ihn ein. Es war ein großer alter Herr mit schneeweißen Haaren, in einen langen, blauen, höchst veralteten Ueberrock gekleidet. Er verneigte sich nicht einmal vor ihr, sondern streckte ihr gleich die Hand entgegen.

„Kennst Du mich gar nicht mehr, Flore?“ fragte er. „Armes Weib!“

Sie hatte ihn wohl erkannt — denn wenn auch fast dreißig Jahre vergangen waren, seit sie ihn nicht gesehen, so hatte er sich doch wenig verändert, nur sein Haar war silberweiß geworden.

„Mein Onkel!“ rief sie und sank an seine Brust, denn nun schlugen die Wogen ihres Schicksals mit dem Bewußtsein desselben über ihr zusammen.

„Ihr Onkel!“ dachte das an der Thüre horchende Mädchen. „Da ist es ja ganz natürlich.“

Der Castellan ließ die Weinende eine Weile gewähren und streichelte ihr nur mit stummer Liebkosung die Wange. Dann aber begann er sie zu trösten, und in diesem Momente war ihr Alles entschwunden, was zwischen Jetzt und Einst trennend zwischen sie und den alten Oheim

getreten war; sie lauschte seinen Worten, ihre Thränen flossen milder.

„Es ist auch schon für Dich gesorgt worden“, sagte der Alte, als er sie seiner Mittheilung zugänglich glaubte. „Hier kannst Du nicht bleiben und Du wirst es auch nicht wollen.“

„Nein, nein!“ rief sie. „Ich mag keinen Menschen sehen — sie sind doch nur herzlos.“

„So höre denn, Kind“, fuhr er fort. „Der Fürst hat Dir ein paar Stübchen im Prinzenhofe gegeben.“

Im Prinzenhofe! Ihre ganze fröhliche Kindheit lebte wie durch einen Zauberschlag in ihrer Seele auf.

„Ich hatte erst die gelbe Kammer im Sinn — was brauchst Du viel?“ sprach der Alte weiter. „Aber das gute Fräulein von Sulzberg — Du hast sie doch nicht vergessen? —'wollte davon nichts hören und hat sich für Dich verwendet, da kams denn gleich durch allerhöchsten Befehl von der Hofkammer, daß Dir zwei oder drei Stuben im obern Stock von den Cavalierzimmern eingeräumt werden sollten —“

„Mein liebes Fräulein lebt noch! Ich weiß es, Ramiro hat mir von ihr erzählt!“

„Wo ist denn der Junge?“ fragte der Castellan, und als ihm die Mutter Bescheid gegeben, schüttelte er den Kopf. „Spazieren gehen! Und Du sitzest allein zu Hause und grämst Dich! Nun ich will ihn weiter nicht schelten, laß nur gut sein. Wir können unterdessen aufs Reine kommen. Wenn Du willst und Deine Sachen bald zusammenpacken kannst, nehme ich Dich gleich mit, es wäre wohl das Beste, Kind.“

„Ja, ich gehe gleich mit Dir, Onkel! Wie friedlich werde ich in unserm Prinzenhofe leben!“

„Ich möchte wohl mit dem Herrn Schuldirector Ritzinger reden — Du als Frau, in Deiner Bekümmerniß hast Dich wohl nicht mit Deinen Angelegenheiten befassen können, er als Freund Deines verstorbenen Mannes wird gewiß Alles in die Hand genommen haben.“

„Das hat er, der treue Freund! Aber da ist nichts mehr zu retten, nichts zu helfen!“

„Freilich, freilich siehts traurig aus und wenns nicht reicht, die Gläubiger zu befriedigen, so ist es schlimm, daß wir nicht behaupten können, Dir gehöre Das und Jenes. Weine nicht wieder, Kind. Die Sache muß doch besprochen werden!“

„O laßt mich gar nichts davon wissen!“ rief sie. „Nimm mich mit Dir, Onkel, laß uns reisen — noch heute!“

„Schon recht, ich sehe auch keinen Vortheil, wenn Du hier noch bleibst. Doch muß ich vorher mit Ritzinger reden und wissen, wie es eigentlich steht. Jetzt wird er wohl eine Einsicht erlangt haben. Es ist ja nur, damit wir wissen, was wir rechtlich mitnehmen dürfen.“ Sie zuckte schmerzlich und verhüllte ihr Gesicht — wie gut er es auch mit ihr meinte, er zerriß mit diesen Reden ihr Herz.

„Nun aber, Dein Sohn! Was wird mit ihm?“ fragte er. „Habt ihr darüber schon einen vernünftigen Entschluß gefaßt?“ Sie verneinte es traurig. — „Ja, das muß doch aber geschehen“, fuhr er fort. „Der Junge hat studirt und ist eben fertig; ob er etwas gelernt hat, weiß ich nicht, aber er scheint mir zuviel Geld gehabt zu haben, da wird in der Regel nicht viel daraus. Nun wollte er erst reisen und dann sein Examen machen. Mit der Reise wird es nichts und das jetzige Unglück ist auch für das Examen von Nachtheil. Hat ers bestanden, wie lange kanns dauern, ehe er Gehalt bekommt? Ich höre, daß die Herren manchmal fünf, acht Jahre darauf warten müssen. Nun wollte ich ihm wohl, so weit es mein Bischen erlaubt, eine kleine Zubuße geben, aber wenig würde es immer sein und er müßte sich gar sehr behelfen.“

Die Mutter war bei dem ersten Worte, das ihrem Lieblinge galt, in eine Trostlosigkeit verfallen, welche sie unfähig machte, nur eine Silbe zu erwiedern. So klar hatte sie sich Ramiro's Schicksal noch nie gemacht, wie es jetzt in unerbittlicher Schärfe vor ihre Seele geführt wurde. Sie senkte wie vernichtet das Haupt. Eine schauerliche Geschichte, die vor Kurzem in der Residenz erzählt worden, daß ein junger hoffnungsloser Mann an Entbehrung gestorben, vor Entkräftung! wahr oder unwahr — stieg quälend vor ihr auf.

„Du nimmst Dirs zu sehr zu Herzen! Ein junger Mensch wird sich schon durch die Welt schlagen — ich meinte nur, daß es vielleicht am besten wäre, er ließe sich erst gar nicht auf diese weit aussehende Sache ein, sondern nähme eine Stelle an, wo sie ihm geboten würde. Du hörst nicht mehr auf mich — wir wollen davon weiter reden, wenn er nach Hause kommt.“ Er bewirkte durch diese etwas barsch gesprochenen Worte wenigstens, daß sie sich einigermaßen faßte und daran dachte, ihre Pflicht als Hauswirthin gegen den Onkel zu erfüllen. Das Mädchen an der Thür erschrak, als plötzlich die Klingel stark gezogen wurde, ließ aber besonnen genug die schickliche Zeit, bis sie aus ihrer Stube hier sein konnte, vergehen, ehe sie dem Rufe gehorchte. Der Onkel hatte unterdessen das Erbieten, seine Sachen aus dem Gasthofe, wo er einstweilen abgestiegen war, holen zu lassen, ohne Umstände angenommen, und das Mädchen erhielt Befehl, dafür zu sorgen. Sie hatte zwar nicht Alles erlauscht, was im Zimmer gesprochen worden war, aber doch soviel, daß sie auf einmal das Geheimniß, das vor der Dienerschaft bisher sorgfältig bewahrt worden, ziemlich richtig durchschaute. Auf dem Herzen behalten konnte sie es nicht, noch in derselben Stunde erfuhr es der Diener, den sie nach den Sachen des Onkels in den Gasthof schickte — einen Gasthof dritten Ranges! und gleich darauf auch die Köchin, mit welcher sie sonst auf gespanntem Fuße lebte. Hier aber war es eine gemeinsame Angelegenheit, es galt, das gescheiterte Fahrzeug baldmöglichst zu verlassen und aus dem Schiffbruche wenigstens einen Vortheil zu ziehen. Nur der Prinzenhof, von dem sie gehört hatte, und der Fürst, der sich für ihre Frau interessirte, war noch geeignet, ihr einigermaßen zu imponiren, und sie dachte daran, ob sie nicht doch mitgehen sollte, in neuen und vornehmen Verhältnissen konnte sie vielleicht noch ihr Glück machen, was sie hier durch allerlei unangenehme Dinge verscherzt hatte.

(Schluß folgt.)

Żur.

Aus dem Posenschen von **Marie Roskowska.**

(Schluß.)

Die Schinken waren inzwischen auf dem Steueramt an die Meistbietenden und zu Gunsten des Fiscus und derjenigen, welche die Confiscation vollzogen, versteigert worden. Die Strafe zu erlegen, hatten die Defraudanten kein Geld und sollten ausgepfändet werden. Güldner schenkte jedoch Lenz die Summe unter der Bedingung, nie wieder dieses Gewerbe zu treiben. Inzwischen zog noch ein anderes Gewitter gegen Praxida herauf.

Als Güldner eines Tages nach Hause kam, erzählte er seiner Frau: Praxida solle wegen Fahrlässigkeit, welche den Tod ihres Kindes zur Folge gehabt, angeklagt und bestraft werden.

„Gott im Himmel, haben die Leute denn kein Herz? Dies arme Weib ist wahrhaftig gestraft genug!" rief Frau Toni empört.

Er stimmte ihr bei, fügte aber hinzu: „Binnen wenigen Monaten sind in unserm Kreise, außer diesem, drei Kinder auf schauderhafte Weise umgekommen; Eins weil die Streichhölzer, mit denen es spielte, Feuer fingen; ein zweites hatte die Mutter beim Ausgehen in die warme Asche des Kamins gesetzt und seine Kleider entzündeten sich an den verborgenen Kohlen; das dritte, ein Säugling, ward gar von einem Schwein gefressen. Die Leute gehen hier oft unverantwortlich mit den Kindern um, vernachlässigen sie sehr arg; es soll von Gerichtswegen ein Exempel statuirt werden und —"

„Und die arme Praxida soll gerade dieses Exempel sein!" unterbrach ihn seine Frau. „Sie hätte ihr eignes Leben für das ihres Kindes gegeben und soll nun von Gerichtswegen für ihr furchtbares Unglück bestraft werden! Man wird sie vielleicht einsperren — eine Mutter, deren einziges Kind verbrannt ist, ins Gefängniß stecken, statt die Unglückliche zu trösten, aufzurichten!... So seid Ihr Männer — solche Gesetze habt Ihr gegeben! Es ist wahrlich Zeit, daß das unterdrückte gemißhandelte Geschlecht sich von Eurer Tyrannei emancipirt. Glücklicherweise wird dergleichen nicht mehr lange geschehen dürfen."

„Viel besser als durch diese sogenannte Emancipation ließen sich solche haarsträubende Fälle wohl durch Errichtung von Kleinkinderbewahranstalten verhüten. Wo soll das arme Volk die Kinder lassen, wenn es ausgeht? Es muß sie ja allein ohne Aufsicht einschließen." Kaum hatte Güldner das gesagt, so fürchtete er auch, seine Frau durch die ersten Worte beleidigt zu haben. Sie gestattete ihm nie ein Urtheil über diese „brennende Zeitfrage", weil er „nichts davon verstehe". Und er hatte auch allen möglichen Respect vor der Belesenheit und höheren Bildung seiner Toni und einen noch größern davor, ihren Unwillen zu erregen. Zum Glück für den Hausfrieden hatte sie nicht auf ihn gehört, weil ihr Gedankengang eine andere Richtung genommen.

„Und zuletzt ist die Ursache von allem Unglück der armen Praxida der żur. Ohne dieses verabscheuungswürdige polnische Lieblingsgericht wäre das Kind ja nicht so elend umgekommen. Güldner, muthest Du mir noch einmal zu, es Dir zu kochen — ich glaube, wir erzürnen uns ernstlich!"

„Liebes Herz, ich denke ja gar nicht mehr daran — ich versichere —"

„Oh, ich kenne Dich — Du möchtest ihn doch gern essen. Aber es ist einmal gegen meine Grundsätze, unserer Würde etwas zu vergeben, wie dieses arme Weib das von Anfang an gethan hat, indem sie ihres Mannes Wünsche erfüllte."

Der Eintritt der Hauseigenthümerin unterbrach das Gespräch, welches, trotz Güldners Abneigung gegen alle kleinen ehelichen Häkeleien, schon eine höchst bedenkliche Wendung nehmen wollte. Die Dame erzählte, da sein Schwiegervater gestorben, werde Lieutenant von Ilsenberg zur Ordnung der reichen Erbschaft hierherkommen. Er habe früher, als sein Bataillon hier in Garnison gelegen, bei ihr gewohnt und werde wahrscheinlich, da sie sein altes Logis gerade leer habe, dasselbe für die Zeit seines hiesigen Aufenthalts wieder beziehen.

Toni wandte sich erröthend ab. Lieutenant von Ilsenberg! — Ihn sollte sie wiedersehen, er sollte mit ihr unter einem Dache weilen! Das Herz begann ihr stärker zu klopfen und sie blickte ihren Mann an, zu sehen, ob er nicht etwa eine Regung von Eifersucht oder auch nur Mißbehagen verrathe. Aber er schaute so harmlos und gemüthlich drein wie immer. Beschämt nahm sie sich vor, den künftigen Hausgenossen völlig zu meiden und diese verrätherische Wallung ihres Herzens gewissenhaft niederzukämpfen — sich nicht die mindeste Pflichtverletzung zu Schulden kommen zu lassen.

Praxida wurde wirklich wegen der Vernachlässigung ihres Kindes, welche dessen Tod herbeigeführt, zu sechswöchentlichem Gefängniß verurtheilt und büßte die Strafe sogleich ab. Das war ihr etwas Fürchterliches. Sitzen wie lüderliche Weibsbilder oder Spitzbuben — sie hätte es sich im Traum nie einfallen lassen, daß ihr so etwas begegnen könnte! Was Andere aber als harte Ungerechtigkeit empfanden, erschien ihr als eine Wohlthat, die Strafe für den so unaussprechlich tief betrauerten Tod ihres Kindes. Sie fand eine Art Genuß in ihrer Verurtheilung, dieselbe erleichterte ihr Gewissen. Sie selber hatte sich ja so schwer angeklagt, sich so herbe Vorwürfe gemacht, wie es kein Staatsanwalt vermochte. Die Freiheitsstrafe und die damit verbundene Schmach galt ihr als eine Sühne, die zwar lange nicht ausreichte, ihr Verschulden aber doch einigermaßen abbüßte. Während der Haft milderte sich allmälig ihre äußere Starrheit, die vor Gericht auch für Verstocktheit und Herzlosigkeit gehalten worden. Der Zuspruch ihres Beichtigers veranlaßte sie, in den Tröstungen der Religion, in Gebet und Bußübungen Linderung ihres Kummers zu suchen. Sie fand darin wenigstens Ergebung in den Willen Gottes, der ihren Liebling zu sich genommen. Auch beruhigte sie der Geistliche über ihre Schuld an dem Unglück. Da sie dasselbe ja nicht beabsichtigt hatte, hielt er ihren Kummer schon für eine überflüssig genügende Strafe, stellte den Tod der Kleinen als eine Schickung Gottes dar und sprach sie vor dem Allwissenden frei von jeglichem Vorwurf in dieser Hinsicht. Nur dafür, daß sie in unrechtem Beginnen damals fern gewesen von ihrem Hause und Kinde, legte er ihr eine leichte Pönitenz auf, zur Beruhigung des Gewissens. Vergehungen gegen das Gesetz zu strafen, war Sache des weltlichen Richters — dem Geistlichen lag es nur ob, Reue zu erwecken, zur Besserung zu mahnen.

Praxida fand endlich Thränen und damit war die zerstörendste Gewalt des Schmerzes gebrochen. Von Tag

zu Tage dachte sie häufiger an ihren Mann. Er kam freilich nicht zu ihr ins Gefängniß — sie konnte ihm das aber nicht verdenken. Sie hätte ihn zwar, so oft es anging, besucht, wäre er eingesperrt gewesen; doch war das nach ihrer Meinung ein ander Ding. „Die Mannsleute sind einmal so!“ dachte sie. Ueberdies hatte sie ihn auch gekränkt durch die Kälte, mit der sie ihm gleich nach dem Unglück begegnete. Damals hatte sie nicht anders gekonnt, jetzt erwachte wieder die alte Liebe zu ihm. Sein Gram um Jevka that ihr in der Erinnerung unendlich wohl, und daß die Kleine im Tode freundlich des Vaters gedacht, war ihr ein großer Trost. Hätte sie den frühern Groll geäußert, die unglückliche Mutter würde die Neigung zum Gatten immer als ein Unrecht empfunden haben.

Was sie in dieser Zeit gelitten, verrieth das Aussehen der Aermsten. Als sie das Gefängniß verließ, war ihr Antlitz mit Furchen bedeckt, der Glanz der Augen erloschen und das einst so üppige dunkle Haar dünn und spärlich, und mit Silberfäden durchwebt. Sie ging zuerst nach dem Kirchhofe, betete an dem Grabe ihres Lieblings, das eine freundliche Hand mit Blumen geschmückt hatte, und begab sich dann nach Hause zu ihrem Gatten, jetzt ihr ein und Alles auf Erden. — Er war nicht daheim. — Ein großer Theil ihres Eigenthums fehlte — er hatte ihn verkauft. Sie überwand den Aerger und Gram darüber, als sie all die Gegenstände erblickte, die sie an ihr Kind erinnerten. Der Mann kam auch bald. Sie eilte ihm mit übervollem Herzen entgegen — rief aber erschrocken: „Lenz, Du hast wieder getrunken!“

„Aus Desperation — was sollte ich anders thun!“ versetzte er unwirsch. „Den Mann wollte ich sehen, der nüchtern bleibt, wenn die Frau sitzt, weil sie ihr Kind auf dem Gewissen hat!“

Praxida starrte ihn mit ihren erloschenen tiefliegenden Augen sprachlos an.

„Oder bist Du nicht etwa schuld am Tode des armen Wurms?“ fuhr er gereizt fort. „Wie konntest Du so einfältig sein, Dich im Alumnat fassen zu lassen? Hättest Du Dich nicht aus dem Staube machen können wie ich? Dann wärst Du zur Zeit zu Hause gewesen und das Unglück hätte nicht passiren können.“

Warum war er selbst, statt in die Schenke, damals nicht nach Hause gegangen? Oder warum hatte er sie gegen ihren Willen genöthigt, die Schinken nach dem Alumnat zu bringen? Und wer hatte sich überhaupt auf die „Pfuscherei“ gelegt? Sie wahrhaftig nicht, wenigstens nicht freiwillig. Dennoch hatte sie ihm keine Schuld gegeben — war das Unglück nicht ohnehin furchtbar genug, wozu es noch durch Vorwürfe erschweren? Und nun machte er ihr diesen Vorwurf, ihr, die unter der Selbstanklage schon genug gelitten hatte! Und das gerade jetzt — in diesem Augenblick! Das Herz schien sich ihr umzukehren, ihr Hirn brannte wie Feuer. Noch immer starrte sie ihn lautlos an.

Dieser Blick brachte ihn auf — er hatte ja einen so „unglücklichen Rausch“. Auch machte ihn, wie manchen Gebildetern, das Bewußtsein des Unrechts brutal.

„Das kommt davon her, wenn man sich mit dem Polackenvolk einläßt!“ rief er heftig. „Was suchte Dein Balg auf dem Feuerherde? Diesen verdammten żur, in den Ihr Alle von Kindesbeinen an vernarrt seid. Der Teufel hole das Zeug und Euch Alle dazu!“

Wüthend warf er die alte Kanne, welche er als ewiges Andenken hatte aufbewahren wollen, vom Feuerherd, wo sie noch stand, und wandte sich dann zu seiner Frau.

„Ich gehe schon, Mann, Gott vergebe es Dir und mir!“ sagte das Weib leise und verstört, verließ das Zimmer und eilte nach dem See. Ihrer Wohnung schrägüber befand sich eine Spülbank — ein Nachen war an derselben befestigt. Sie schritt über Beides hinweg und sprang ins Wasser, das hier ziemlich tief war.

Den Mann hatte ihr Ton und Blick erschreckt. Er war ihr gefolgt und ganz nüchtern geworden. Den Rock abwerfend, sprang er nach; sie war schon unter der Oberfläche verschwunden, tauchte aber wieder auf. Er ergriff sie und brachte sie ans Land, nach Hause und zu Bett. Außer sich vor Bestürzung und Reue bat er sie flehentlich um Verzeihung, jetzt aber war Praxida unfähig, sogleich zu vergeben und zu vergessen. Daß er sie zu diesem Aeußersten getrieben, wovor sie, zur Besinnung kommend, jetzt heftig erschrak, das schien ihr das Band der Liebe und auch der Ehe gelöst zu haben.

„Laß mich nur — es ist schon gut!“ sagte sie, ihn mit seinen Bitten und Liebkosungen abwehrend. „Gott hat mich durch Deine Hand vor einer solchen Todsünde bewahrt, aber zwischen uns ist es aus.“

In seiner Zerknirschung und Rathlosigkeit eilte er zu Sr. Hochwürden, dem Probst, ihrem Beichtvater, bekannte ihm reumüthig seine Schuld, und bat ihn, Praxida zur Versöhnung zu stimmen. Er sei ja gern zu Allem bereit, was billiger Weise von ihm verlangt werden könne, um seine Uebereilung gut zu machen und ihr für die Zukunft eine Bürgschaft besseren Verhaltens zu geben. Der geistliche Herr fand diese Bürgschaft und Genugthuung darin, daß der Niemiec — katholisch werde. Dann konnte es ihm doch nicht mehr einfallen, die Bezeichnung „Polacken“ als Schmähung zu brauchen. Wie bekannt ist hier polnisch und katholisch, deutsch und evangelisch identisch.

Lenz hatte kein Bedenken — Praxida war von diesem Beweise seiner Liebe bis ins Innerste gerührt. Die herzlichste Versöhnung fand statt und später auch sein Uebertritt. Um ihm die neuen Pflichten weniger drückend erscheinen zu lassen, gab der Probst dem Convertiten Dispens von der Beobachtung der Fasten. Ueberdies empfahl er ihn zum Holzhauen und dergleichen an seine Collegen, die andern ziemlich zahlreichen Geistlichen der Stadt. Es fehlte Lenz nun nicht an Arbeit und auffallende Excesse läßt er sich nicht mehr zu Schulden kommen. Die Furcht vor einem verzweifelten Schritt der Frau lehrt ihn sich einigermaßen beherrschen. Und andererseits ist Praxida ihm zu dankbar für einen so großen Beweis der Liebe und Anhänglichkeit, und zu glücklich darüber, daß sie nun einer Kirche angehören und sie jenseits nicht allein mit ihrem Töchterchen, sondern auch mit ihm vereint sein wird, um nicht die allergrößte Nachsicht für ihn zu haben. Sie vermeidet es, ihn zu reizen und tritt er ihr doch einmal zu nahe, da er einen so unglücklichen Rausch hat, so „heilt das ja wieder“ und wird dann vergeben und vergessen.

Lieutenant von Ilsenberg bezog für die Dauer seiner Anwesenheit wirklich sein altes Quartier. Die Befürchtungen seiner jungen Hausgenossin erwiesen sich jedoch als völlig unbegründet. Sei es nun, daß er sich seit den zwei Jahren sehr verändert hatte, oder lag es daran, daß Toni inzwischen älter und verständiger geworden war, und ihre Einbildung ihn nicht mehr mit einem Nimbus umgab — genug, sie fand ihn für ihre Ruhe nicht gefährlich. Ja, sie belächelte ihre ehemaligen Empfindungen

als eine kindische Illusion. Er war ein ziemlich alltäglicher, sogar etwas leichtsinniger Mensch, und wie gediegen und ehrenhaft Güldner! Sie hätte den hübschen Lieutenant nicht zum Manne haben mögen, trotzdem war seine Unterhaltung anziehend für sie; er schwärmte auch für die Emancipation des zarten Geschlechts, fand ihre Ansichten nicht nur höchst geistreich, sondern auch ganz begründet. Was Wunder, daß sie sich gern mit ihm unterhielt? Sie gab einigen Freundinnen, die auch mit ihr sympathisirten, wöchentlich einen Thee — dabei durfte der Lieutenant nicht fehlen. Außerdem besuchte er sie häufig und ihre Gespräche waren sehr belebt. Güldner freute sich, daß sie sich so vortrefflich amüsirte, ergötzte sich an ihrem Witz und ihrer Lebhaftigkeit, wenn er zufällig einmal bei diesen Unterhaltungen gegenwärtig, und war stolz auf seine kleine Frau.

Die Regulirung der Erbschaftsangelegenheit zog sich in die Länge; der Lieutenant blieb geraume Zeit und schien sich immer mehr hier zu gefallen, äußerte immer weniger Sehnsucht, zu seiner Frau zurückzukehren, von welcher Sehnsucht Anfangs oft die Rede gewesen. Allmälig ward er wärmer gegen seine hübsche Hausgenossin, seufzte zuweilen, ließ verfängliche Redensarten fallen, etwa wie: „Wenn er früher begriffen hätte, was er jetzt einsehe —“ oder „man sei oft blind gegen sein wahres Glück — erkenne es erst, wenn es zu spät sei“ u. s. w. Toni lachte dazu und sprach von andern Dingen, fand aber immer größeres Gefallen an seinen Expectorationen darüber, daß die Frau dem Manne völlig gleichgestellt und ebenso frei sei wie er selber — daß es endlich Zeit für das schöne Geschlecht, sich von der Herrschaft der Männer sowohl als von thörichten Vorurtheilen zu emancipiren.

Eines Vormittags, als Güldner nicht zu Hause war, ergriff der Gast ungestüm die Hand der jungen Frau, und schaute sie mit einem Blick an, der sie erröthen machte. Sie entzog ihm unwillig ihre Hand — er mochte jedoch ihre Gemüthsbewegung mißverstehen, erklärte ihr, wie unaussprechlich glücklich er sei, daß sie nicht von so albernen altfränkischen Vorurtheilen befangen sei wie Andere, daß sie die Rechte des Herzens höher stelle als die leere Convenienz und die wahre weibliche Würde in der Unabhängigkeit vom Hergebrachten und der freien Selbstbestimmung sehe. Daran schloß sich eine recht schwungvolle Liebeserklärung.

Die junge Frau war sprachlos. Welche Schändlichkeit von einem verheiratheten Mann einer verheiratheten Frau gegenüber! Wie fern lag dergleichen dem Sinne Güldners und wie stieg derselbe in ihrer Achtung und Neigung! So hatte sie übrigens die Emancipation der Frauen nicht verstanden. Um Worte sonst niemals verlegen — im Gegentheil — fand sie in ihrer Bestürzung und Verwirrung keine Silbe. Stumm deutete sie auf die Thür und da er diesen Wink nicht verstehen wollte, stand sie selber hastig auf, sah ihn verächtlich an und eilte hinaus.

Im Nebenzimmer begegnete ihr das Dienstmädchen, meldete: die Waschfrau wünsche sie zu sprechen.

„Ein andermal — diesen Augenblick habe ich nicht Zeit!“ sagte Toni, welche das Bedürfniß fühlte, sich erst zu sammeln. Allein Praxida trat schon ein, schloß sorgfältig die Thür hinter dem Mädchen und sagte eifrig:

„Verzeihen gnädige Frau, aber was mir auf dem Herzen liegt, muß herunter. Kränke ich Sie damit, dann nehmen Sie es nicht für ungut — ich habe gewiß die beste Absicht. Jesus Maria, ich wäre ja auch das undankbarste Geschöpf von der Welt, wenn ich alle Ihre Gutthaten nicht in treuem Herzen bewahrte, wenn ich je vergessen könnte, daß Sie meiner armen kleinen Jevka Grab mit Blumen geschmückt. Ich ließe mir für Sie einen Finger nach dem andern abhacken und sollte es ruhig mit anhören, wie schändlich Sie verschimpfirt werden? Dazu kann und werde ich nicht stillschweigen.“

Toni hatte sie Anfangs unterbrechen wollen — jetzt drang sie in Praxida, geschwind fortzufahren.

„Ich arbeitete gestern bei der Frau Kanzlei-Director und bohnte gerade den Fußboden in der Putzstube, als Ihre Freundin, Fräulein Gelenich, kam. Die Damen unterhielten sich im anstoßenden Wohnzimmer. Ich behorche die Leute nicht, aber ich hörte das Wort „brennende“ und das gab mir einen Stich ins Herz, denn ich dachte an meine selige Jevka. Aber es war nur von brennenden Fragen die Rede und Allerlei, was ich nicht verstand. Ich hätte mich nicht daran gekehrt, aber ich merkte bald, daß es über Sie, gnädige Frau, herging. Ihre Freundinnen sind sehr schlecht und —“

„Oh, Praxida, ich mag keine Klatschereien und Zuträgereien!“ unterbrach sie Frau Güldner.

„Sie sagten aber, die gnädige Frau lasse sich den Hof machen von dem Lieutenant, der jetzt hier im Hause wohnt“, versetzte Praxida erbittert. „Muß ichs nicht wiedersagen, daß Sie sich vor solchen Nachreden hüten können? Gnädige Frau, ich weiß wohl, was das für eine niederträchtige Lüge ist und der Herr Kreis-Steuer-Inspector würde es wahrhaftig auch nicht glauben. Aber so was anzuhören, wurmt Einen doch. Und das war noch lange nicht Alles. Sie sagten auch, gnädige Frau sei eine wahre Xanktippe oder so ähnlich, machten ihrem Herrn Mann das Leben zur Hölle. Aber der Herr sei nur zu gutmüthig — sagten sie, ein Anderer würde kurzen Proceß machen und — oh ich kann nicht Alles wiedererzählen. Auch sagten sie noch, daß der arme Mann — als wie der Herr Kreis-Steuer-Inspector — in so unglücklicher Ehe lebte, das käme Alles von der — von der — Mutter Gottes, wie heißt doch nur das Ding? Ach — es ist ja immer die Rede davon, wenn gnädige Frau einen Thee haben oder mit dem Herrn über etwas sprechen. Ich wollte schon oft fragen, was es eigentlich sei — es klingt so komisch, ist gewiß ein ausländisches Wort.“

„Emancipation?“ fragte Toni kleinlaut.

„Ja, richtig — das käme davon her. Aber guter Gott, gnädige Frau, Sie sind mir doch nicht böse?“

Toni hatte sich abgewandt, um die Thränen zu verbergen, die in ihre Augen traten, beruhigte nun aber Praxida, versicherte, sie sei ihr sehr dankbar, daß sie ihr das Alles wiedererzählt — sie könne sich nun doch danach richten und werde es auch thun.

„Und nehmen Sie sich das nicht so zu Gemüth — herzliebste gnädige Frau“, fuhr Praxida herzlich fort und küßte ihr die Hand und den Rocksaum. „Es ist ja Alles erlogen und erfunden. Unglückliche Ehe — Jesus Maria — als ob der Herr nicht glücklich ist, oder als ob Sie nicht wüßten, wie seelengut er ist und ihm nicht zu Liebe thäten, was Sie ihm nur an den Augen absehen können, wie sich das für eine brave Frau schickt. Sie wissen wahrhaftig, daß man einen guten Mann nicht warm genug halten kann, weil ein solcher eine seltene Gabe Gottes ist.“

Sie hätte vielleicht noch lange so fortgefahren, denn ihre Zuhörerin unterbrach sie nicht. Allein der Hausherr kam rasch durch das vordere Zimmer und fragte, die Thür öffnend:

„Ist der Lieutenant nicht da?"

„Wie so?" fragte Toni beklommen.

„Oh nichts — ich dachte nur, weil er sonst immer um diese Zeit hier zu sein pflegt", versetzte Güldner arglos. Ein Stein fiel vom Herzen der jungen Frau. Jener fuhr lebhaft fort: „Eine Ueberraschung für Dich, mein Weibchen. Ich habe auf Urlaub angetragen und ihn auch eben erhalten. Nun können wir die Reise machen, von welcher Du immer schwärmst. Wohin — ob nach Schlesien oder Thüringen, das hängt natürlich von Dir ab, Tonichen."

„Wie gut, wie herzensgut Du bist, mein Theodor!" rief Toni beschämt. „Ich habe das wahrhaftig nicht verdient. — Aber ich will es künftig zu verdienen suchen", fügte sie entschlossen hinzu und flog an seinen Hals, küßte ihn herzlich. Dann lief sie zur Thür hinaus, nach der Küche. Das Dienstmädchen mußte Praxida zurückrufen, die sich sogleich entfernt hatte. Die junge Frau verkehrte dann geheimnißvoll mit ihr.

Die Theegesellschaft, welche heute stattfinden sollte, ward abbestellt — Toni hatte plötzlich alle Emancipationsideen aufgegeben. Als der Lieutenant von Ilsenberg am andern Morgen wiederkam, war sie für ihn nicht zu Hause. Ihr Gatte staunte über ihre Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit gegen ihn und noch mehr, als am nächsten Tage zum zweiten Frühstück statt Bouillon — Bier erschien. Und Toni trank selber auch eine Tasse und versicherte, er schmecke wirklich ausgezeichnet gut — werde wahrscheinlich bald ihr Lieblingsgetränk werden, sie habe ihn aber auch gestern von Praxida anmachen lassen.

„Liebste Toni, Du bist ein wahrer Engel!" sagte Güldner und trank, um seine Rührung niederzuspülen. „Aber ich darf Deine Güte nicht mißbrauchen und zugeben, daß Du meinetwegen Umstände hast und gegen Deine Grundsätze —"

„Umstände? Ich bitte Dich, sprich doch nicht davon!" unterbrach sie ihn, ihre tiefe Bewegung hinter einem leichten Ton verbergend. „Es ist ein so einfaches Gericht und billig obenein — ich spare dabei noch am Wirthschaftsgelde und denke es täglich zu kochen. Und was die Grundsätze betrifft, so sind die meinigen gestern gründlich corrigirt worden. Später, auf unserer Reise, erzähle ich Dir wie. Heute mag es Dir genügen, daß ich eingesehen habe, die Frau wahre ihre Würde niemals so gut, als wenn sie einzig für ihren Mann lebt und all seinen kleinen Wünschen zuvorkommt, statt mehr oder minder geistreich zu räsonniren. Was meinem Geschlechte am dringendsten Noth thut, ist Emancipation von der Gedankenlosigkeit, die uns oft das Glück, welches wir besitzen, übersehen, verkennen, vielleicht gar verscherzen läßt. Ich bin glücklicherweise noch rechtzeitig zur Erkenntniß gekommen. — Praxida hat Recht, ein guter Mann ist eine so seltene Gottesgabe, daß man ihn nicht warm genug halten kann und ihm — Bier kochen muß. — Befiehlst Du noch eine Tasse, mein lieber Theodor?"

Der Sommerpalast des Kaisers von China.

Als die Franzosen und Engländer am 6. October 1860 den Sommerpalast des Kaisers von China eingenommen und geplündert hatten, vernahm man allseitig mit großer Verwunderung, daß dieser Palast, Yuen-min-yuen genannt, an Größe, Pracht und Reichthum Alles übertreffe und daß namentlich Europa nichts habe, was sich mit ihm vergleichen lasse. Der Palast besteht nicht mehr, denn die Engländer haben ihn auf den Befehl ihres Oberbefehlshabers, der durch einen Act des Vandalismus die Mißhandlung der englischen und französischen Gefangenen von Seiten der Chinesen bestrafen wollte, am 18. und 19. October durch Feuer in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelt; trotzdem wird eine nähere Beschreibung dieses sogenannten Palastes sicher Vielen willkommen sein und wir theilen deshalb hier einen Brief mit, der allerdings schon aus dem Jahre 1743 ist, zur Zeit der Regierung des Kaisers Kien-lung (des Urgroßvaters des jetzigen Kaisers, welcher später auch die englische Gesandtschaft, an deren Spitze der Lord Macartney stand, empfing), worin aber der Palast ganz so beschrieben ist, wie man ihn kürzlich noch gefunden hat, was in dem Reich der Mitte, wo man jeder Veränderung an dem Bestehenden so entschieden feindlich gesinnt ist, gar keine Verwunderung erregen kann.

Das Document, welches wir dem in Shang-haï erscheinenden North China Herald vom 5. November 1860 entnehmen, führt den Titel:

„Ein ausführlicher Bericht über die Gärten des Kaisers von China in der Nähe von Peking, in einem Briefe von F. Attiret, einem französischen Missionair, der von dem Kaiser beschäftigt wurde, die Gemächer in diesen Gärten zu malen, an seinen Freund in Paris.

Peking, den 1. November 1743. Der Palast ist wenigstens so groß wie Dijon, welche Stadt ich deshalb zur Vergleichung wähle, weil Sie dieselbe so genau kennen. Derselbe besteht aus einer großen Zahl verschiedener Gebäude, die von einander getrennt, aber mit viel Symmetrie und Schönheit vertheilt sind. Sie sind von einander durch große Höfe, Baumpflanzungen und Blumengärten getrennt. Die Hauptfronte aller dieser Gebäude glänzt von Gold, Firniß und Malerei, und das Innere derselben ist mit den schönsten und werthvollsten Dingen, die in China, Ostindien und selbst in Europa aufgetrieben werden konnten, angefüllt und verziert.

Was die Lusthäuser betrifft, so sind sie wirklich reizend. Sie stehen in einem sehr großen eingefriedigten Bezirk. Man hat zwanzig bis sechzig Fuß hohe künstliche Hügel angelegt, die eine große Zahl kleiner Thäler zwischen sich bilden. Diese Thäler werden in ihrer Tiefe durch klare Bäche bewässert, welche sie durchfließen, bis sie sich vereinigen und große Wasserflächen und Seen bilden. Man fährt über diese Bäche, Flüsse und Seen in schönen und prachtvollen Booten; ich habe ein solches gesehen, das achtundsiebenzig Fuß lang und vierundzwanzig Fuß breit war und in welchem sich ein sehr hübsches Haus erhob. In jedem dieser Thäler giebt es an dem Ufer der Gewässer sehr gut eingerichtete Häuser, welche mit ihren verschiedenen Höfen, offnen und geschlossenen Säulenhallen, Blumenbeeten, Gärten und Wasserfällen, wenn man das Alles zusammen überblickt, eine bewundernswerthe Wirkung auf das Auge machen.

Man geht von einem der Thäler nach dem andern, nicht wie in Europa in förmlichen geraden Straßen, sondern in verschiedenen Wendungen und Krümmungen, an den Seiten mit kleinen Pavillons und reizenden Grotten verziert, und jedes dieser Thäler ist von allen übrigen ganz verschieden, sowohl in Hinsicht auf die Anlage selbst, wie wegen der Bauart und der Vertheilung der Gebäude.

Alle Anhöhen und Hügel sind mit besonders schön blühenden Bäumen bepflanzt. Die Ufer der Canäle und der kleinern fließenden Gewässer sind nicht wie in Frankreich mit glatten Steinen und in einer geraden Linie eingefaßt, sondern sie sehen rauh aus und sind von verschiedenen Steinsorten, von welchen manche hervorragen, während andere nach innen zurückweichen; sie sind aber mit so großer Kunst geordnet, daß man sie für das Werk der Natur hält. Auf einigen Puncten ist das Wasser breit, an andern schmal; hier windet es sich schlangenförmig fort und dort breitet es sich aus, als wenn es von den Hügeln und Felsen zurückgestoßen würde. Die Ufer sind mit Blumen bedeckt, die sich selbst durch die Ritzen zwischen den Felsen erheben, als ob sie von der Natur dort erzeugt worden. Unter den Blumen herrscht zu jeder Zeit des Jahres eine große Mannichfaltigkeit.

Neben den Bächen sind stets Spaziergänge oder vielmehr mit kleinen Steinen gepflasterte Fußpfade, die von einem Thale nach dem andern führen. Diese Fußpfade sind auch unregelmäßig; zuweilen winden sie sich längs der Ufer der Gewässer und an andern Stellen sind sie weit von ihnen entfernt.

An dem Eingang in jedes Thal sieht man die in demselben befindlichen Gebäude vor sich. Die ganze Fronte bildet eine Säulenhalle mit Fenstern zwischen den Säulen. Das Holzwerk ist vergoldet, bemalt und lackirt. Auch die Dächer sind mit lackirten Ziegeln von verschiedenen Farben — roth, gelb, grün, blau, purpurfarbig — bedeckt, die durch ihre zweckmäßige Mischung und die Art sie zu stellen eine angenehme Verschiedenheit von Abtheilungen und Zeichnungen bilden. Fast alle diese Gebäude sind nur ein Stockwerk hoch und ihre Hausflur liegt zwei bis acht Fuß höher als der Erdboden. Man steigt zu ihnen nicht auf regelmäßigen steinernen Stufen hinauf, sondern auf rauhen Felsenstücken, die aussehen, als habe die Natur selbst diese Stufen gebildet. Das Innere dieser Wohnungen entspricht ganz der äußern Pracht derselben. Außerdem daß die Zimmer sehr zweckmäßig vertheilt sind, zeigen die Meubel und Verzierungen einen sehr großen Reichthum und einen ausgezeichneten Geschmack. In den Höfen und Gängen erblickt man Vasen von Metall, Porzellan und Marmor, die mit Blumen gefüllt sind, und vor einigen dieser Häuser giebt es anstatt nackter Statuen einige ihrer hieroglyphischen Thierfiguren und auf Fußgestellen von Marmor Urnen, in denen wohlriechende Stoffe brennen.

Jedes Thal hat, wie ich Ihnen bereits erzählt habe, sein Lusthaus; allerdings klein im Verhältniß zum ganzen Bezirk, doch aber groß genug, um den größten Edelmann in Europa mit seinem ganzen Gefolge aufnehmen zu können. Einige dieser Häuser sind von Cederholz gebaut, das mit großen Kosten aus einer Entfernung von fünfzehnhundert Meilen herbeigeschafft wird. Und was meinen Sie wohl, wie viel solche Paläste in allen Thälern der ganzen Umzäunung sind? Es giebt deren über Zweihundert, ohne die eben so große Zahl der Häuser für die Verschnittenen zu rechnen; denn sie sind die Personen, denen die Sorge für jeden Palast übertragen ist, und ihre Häuser sind immer ganz in der Nähe derselben, im Allgemeinen nur in einer Entfernung von fünf bis sechs Fuß. Diese Häuser der Verschnittenen sind sehr einfach und aus diesem Grunde stets entweder durch den Vorsprung einer Mauer oder hinter einem der künstlichen Hügel versteckt.

Ueber die fließenden Gewässer führen in geeigneten Entfernungen Brücken, um die Verbindung eines Palastes mit dem andern zu erleichtern. Gewöhnlich sind sie von Ziegel- oder Bruchsteinen erbaut, zuweilen aber auch von Holz, doch alle liegen so hoch, daß Boote bequem unter ihnen durchfahren können. Sie sind mit einem schön gearbeiteten Geländer versehen und mit Kunstwerken en relief verziert, doch sämmtlich sowohl in ihren Verzierungen wie in ihren Entwürfen von einander verschieden. Bilden Sie sich aber ja nicht ein, daß diese Brücken wie die unserigen in geraden Linien laufen; im Gegentheil machen sie viele Windungen und schlängeln sich in einem solchen Grade, daß einige von ihnen, deren Länge, wenn sie in gerader Linie liefen, nicht mehr als dreißig bis vierzig Fuß betragen würden, einhundert bis zweihundert Fuß lang sind. Auf einigen derselben giebt es entweder in der Mitte oder an den Enden kleine Pavillons, die theils auf einer, theils auf acht, ja selbst auf sechzehn Säulen ruhen. Gewöhnlich finden sie sich auf den Brücken, von denen man die schönste Aussicht hat. An den Enden anderer Brücken finden sich Triumphbogen, entweder von Holz oder von weißem Marmor; sie sind in einer sehr hübschen Art geformt, aber gänzlich verschieden von allem Derartigen was ich in Europa gesehen habe.

Ich habe Ihnen bereits erzählt, daß diese kleinen Bäche oder Flüsse einige größere Gewässer oder Landseen mit Wasser zu versorgen haben. Einer dieser Seen hat beinahe fünf Meilen im Umfange und die Chinesen nennen ihn ein Meer oder eine See. Das ist einer der schönsten Theile der ganzen Lustgärten.

(Schluß folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Heirathsgesuch eines Königs. Daß ein solider Geschäftsmann, dem es an einigen tausend Thalern zur Erweiterung seines Geschäfts fehlt, oder ein Beamter mit einem sicheren Gehalt von 5 – 600 Thalern, dem es aber wegen seines zurückgezogenen Lebens an Damenbekanntschaften mangelt, oder auch ein junger Witwer von angenehmem Aeußern, der bei der Wahl seiner zweiten Lebensgefährtin weniger darauf sieht, ob sie Jungfrau oder Witwe, sondern daß sie von einnehmendem Aeußern, verträglich und im Besitz eines disponiblen Vermögens von circa 4000 Thalern — daß alle diese Heirathscandidaten ihre schönere Hälfte häufig auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Zeitungsannonce aufsuchen, das weiß jedes Backfischchen. Daß es aber auch Könige giebt, die zu diesem nicht mehr ungewöhnlichen und auffallenden Mittel ihre Zuflucht nehmen, das wird mancher unserer schönen Leserinnen etwas wie Humbug erscheinen... Und doch ist dieser Fall vorgekommen. Freilich war es, wie sich Georg Forster in der bekannten Unterhaltung mit Friedrich dem Großen ausdrückte, eine Art wilder und kein zahmer König. Es war der König von Luknow in Ostindien, welcher während der dreißiger und vierziger Jahre regierte und eines Tages in den in Calcutta erscheinenden englischen Zeitungen bekannt machen ließ, daß er sich mit einer **Engländerin** zu vermählen wünsche, die von guter Familie sein und ein Vermögen von 50 Lack Rupien (ungefähr 6 Mill. rheinischer Gulden) haben müsse. Seine indische Majestät versprach Demjenigen, welcher ihm zu einer solchen Frau verhelfen würde, eine angemessene Belohnung. Leider sind wir nicht im Stande unsere Leserinnen darüber zu beruhigen, welchen Erfolg dieses königliche Heirathsgesuch gehabt hat.

K. W.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 6. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

10. Februar.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Versunken.

Sie reichte mir die kleine Hand
Mit süßen, liebevollen Blicken;
Doch ach, was ich dabei empfand, —
Es wollte mir das Herz erdrücken!
O diese Hand, so weiß und klein,
Ich küsse sie wohl nimmer wieder!
Ach, dieser Augen Sonnenschein
Strahlt nimmermehr auf mich hernieder!

Ich war allein, das Posthorn klang
Mir aus der Ferne noch herüber,
So lustig erst und dann so bang,
Und immer ferner, immer trüber;
Da war's verhallt, sein letzter Ton
Erstorben in des Thales Ferne, —
Und mir, so arm und elend schon,
Versank der letzte meiner Sterne!

Arthur Neuhaus.

Der Prinzenhof.

Novelle von Bernd von Guseck.

(Schluß.)

Endlich kam Ramiro nach Hause — geistig gebrochen, lebenssatt. Der frevelhafte Gedanke, der ihn einst im Gebirgsthale heimgesucht hatte, war, nachdem er sich von dem Freunde seines Hauses getrennt, von Neuem und mit verstärkter Gewalt über ihn gekommen — was konnte ihm und auch der Mutter das Leben noch bieten? und dasselbe leicht und schmerzlos, in sinnumflortem Zustande gemeinschaftlich zu verlassen, war es nicht eine Wohlthat? Aber kaum war dieser entsetzliche Gedanke in ihm dämonisch erwacht, als ihn ein unnennbares Grauen vor sich selbst erfaßte und er, wie ein Flüchtling, in rastloser Eile das einzige Asyl suchte, das ihn noch schirmen konnte, die Nähe der Mutter.

Er sah betroffen auf, als ihm das Mädchen sagte, daß ein Verwandter angekommen sei; er bemerkte aber den eigenthümlichen Blick voll Mitleid nicht, den die Dienerin auf ihn richtete. Rasch trat er ein, durch die Nachricht aus seinem Zustande aufgeschreckt; er fühlte, daß er als Mann vor den Oheim treten müsse, den er unter ganz andern Verhältnissen verlassen hatte. Der Castellan begrüßte ihn mit Freundlichkeit und treuherziger, aber eben deshalb schonungsloser Rede. Er machte nicht erst viel Worte, sondern ging gerade auf die Sache, denn die Mutter hatte sich, kurz ehe Ramiro kam, in ihr Zimmer zurückgezogen, um an den Freund ihres Hauses zu schreiben. Sie bat ihn, noch heute zu ihr zu kommen, denn sie wollte um jeden Preis bald fort — ihm sollte Alles überlassen werden, hatte er ja doch bereits ihre gültige Vollmacht zur Erledigung aller Geschäfte. Ramiro, hoffte sie, werde mit ihr gehen; dort in der Heimath, im stillen Frieden konnten ja die Pläne für die Zukunft gefaßt werden.

Ramiro hörte den greisen Oheim seiner Mutter schweigend an, als er ihm erzählte, daß sie im Prinzenhofe eine Zuflucht finden solle; er hatte sein Auge fest auf den Boden geheftet und nur seine zuckende Lippe hätte verrathen können, was in ihm vorging, als ihm der Alte alle Vortheile dieser Begünstigung aufzählte, daß sie freie Wohnung habe, keine Bedienung brauche, da sich die Kleberin aus alter Freundschaft nicht werde nehmen lassen, ihr hilfreich zu sein, daß sie mit ihm, dem Onkel, essen könne und daß es dort sehr wohlfeil sei — es war Todesqual für ihn, diese Demüthigung, die er eine Erniedrigung nannte, zu tragen und er biß sich die Lippe blutig, um das zu können. Doch trug er sie. Dann kam der Alte auf ihn selbst zu sprechen; er sagte ihm Alles, was er schon der Mutter vorgestellt hatte und rückte denn endlich mit seinem Vorschlage heraus; in seinem Städtchen war die Stelle eines Polizeisecretairs offen und er getraute sich wohl, durch Fürsprache einiger

Personen, die ihm wohl wollten, Ramiro diese Stelle, die nicht schlecht war, zu verschaffen.

Da wich die todblasse Farbe auf Ramiro's Wangen plötzlich einer brennenden Gluth, er schlug das Auge auf und ein flammender Blick traf den Greis, welcher ihn wohl verstand, aber dadurch sich nicht im Geringsten beirren ließ.

„Ja, mein Sohn, den Hochmuth mußt Du fahren lassen", sagte er, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte. — „Ich habe mit dem Fräulein von Sulzberg viel über Dich gesprochen, sie war auch der Meinung, daß Du vor der Hand die Stelle annehmen solltest — sie selbst kann dazu beitragen, daß Du sie bekommst."

„Sehr gütig!" erwiederte Ramiro mit bebender Stimme. „Es ist also ein Frauenrath über mich gehalten worden, wozu gewiß auch die verehrten Verwandten des Fräuleins gezogen worden, Frau Schwester nebst Töchterlein, vielleicht auch die würdige Frau Kleber, die jedenfalls Connexionen bei der Frau Bürgermeisterin oder Amtsschreiberin hat —"

„Die Frau Schwester des Fräuleins von Sulzberg meint es sehr gut mit Dir", versetzte der Castellan, indem er über den unzeitigen Spott mißbilligend den Kopf schüttelte. „Sie hat aber jetzt andere Dinge zu thun, als sich um Dich zu kümmern, da sie ihre Tochter nächstens verheirathen wird."

„Johanna?" rief Ramiro lebhaft und betroffen. Der Alte bejahte es trocken, ohne den Namen des Verlobten zu nennen, den zu wissen Ramiro brannte; er kam dann wieder auf seinen Vorschlag und rieth, sich die Sache zu überlegen, während er den Herrn Director Ritzinger aufsuchen werde, um mit ihm über die Abreise der Mutter alles Nöthige zu verabreden. „Ich denke, Du kommst gleich mit", schloß er, „stellst Dich den Herren vor und wartest die Entscheidung bei mir ab. Dadurch gehst Du allen Verdrießlichkeiten hier aus dem Wege."

Ramiro antwortete nur durch eine stumme Verbeugung. Sobald aber der Großoheim, der sich Ritzingers Wohnung genau hatte angeben lassen, fortgegangen war, brach die lange zurückgehaltene Leidenschaft des jungen Mannes um so stürmischer aus und trieb ihn zu einem Entschlusse, den er schon in unbestimmter Form mit sich getragen hatte. Seiner Mutter Zukunft wußte er, wenn sie Resignation finden konnte, gesichert — er aber konnte sich nimmermehr erniedrigen lassen! — Als die Mutter nach ihm fragte, war er nicht im Hause, Niemand hatte ihn weggehen sehen, er kehrte auch nicht zum Thee zurück, was er in letzter Zeit nie versäumt hatte. Der Castellan war lange ausgeblieben, er hatte mit dem Freunde des Hauses Alles besprochen und diesem durch die Mittheilung, daß seine Nichte eine stille Freistatt gewonnen habe, einen Stein vom Herzen genommen; Ritzinger hatte die umfassendste legale Vollmacht, er versprach, die Verhältnisse baldmöglichst zu ordnen und war mit der ungesäumten Abreise der Frau von Hallmann vollkommen einverstanden. So kam der Oheim sehr zufrieden nach Hause, wo nur das rücksichtslose Ausbleiben des Sohnes sein Mißfallen von Neuem erregte. Ganz spät lief endlich durch die Stadtpost ein Brief von ihm ein — zitternd vor einem neuen Unglück erbrach ihn die Mutter und las: „Du bist geborgen, meine geliebte Mutter, Du wirst still und zufrieden leben — mich aber ruft das Leben in den Kampf mit meinem Schicksal. Sorge nicht um mich, niemals werde ich Dir Kummer oder Schande machen. Der Schlag, der uns getroffen, hat mich nicht zermalmt, nur gestählt — er ist vielleicht zu meinem Glücke die Ursache. Dem wohlwollenden Onkel sage ich Dank für seine guten Absichten, wenn ich sie auch nicht annehmen kann — auch dem edlen Fräulein bin ich für ihre Güte verpflichtet, möge sie Freude erleben an ihrem neuen Familienglück der Nichte, für welche der Rechte endlich gekommen scheint. Ich werde des Prinzenhofes und seiner Bewohner oft in der Ferne gedenken und sobald ich mir aus eigner Kraft eine feste Existenz gesichert habe, sollst Du von mir hören. Lebe wohl, bete für Deinen Sohn."

Tief betrübt war die Mutter, aber der Brief, wie sehr die Trennung sie auch schmerzte, enthielt doch so Manches, was sie aufrichtete und auf ihren Liebling stolz machte. Sie nahm ihn gegen den Onkel in Schutz und hoffte mit Zuversicht, daß sich Ramiro, schön und klug, wie er war, schon in der Welt Bahn brechen werde; über die Mittel zum Fortkommen freilich, nach denen der praktische Mann fragte, wußte sie ihm keine Auskunft zu geben, diese erhielten Beide erst am andern Morgen durch den Freund, der sich einstellte, um Abschied zu nehmen. Ramiro war bei ihm gewesen und hatte ihm seinen Entschluß mitgetheilt, auch angedeutet, daß er noch von der unterbrochenen Reise her genugsam mit Geld versehen sei, um den Ort, wohin er sich zuerst wenden wolle, zu erreichen und dort eine Zeitlang zu leben. Diesen Ort hatte er nicht genannt, auch seine Pläne nicht näher entwickelt; der Director vermuthete aber, daß er nach Rußland gehen werde, wo er von den Studienjahren her einen Freund und viele gute Bekannte habe, kurische Edelleute, mit denen er vorzugsweise verkehrt habe.

Für Frau von Hallmann war es noch eine bittere Stunde, von dem Hause zu scheiden, wo sie lange Jahre des ungetrübten Glückes verlebt hatte, doch ging auch das vorüber. Sie folgte dem Onkel ganz allein, es war ihr lieb, keinen Zeugen ihres verlassenen Glanzes mitzunehmen. Der Director kündigte der Dienerschaft erst nach ihrer Abreise die Entlassung zur gesetzlichen Frist an und schritt dann ernstlich zur Regulirung der Verhältnisse, welche zu seiner großen Genugthuung zu dem unerwartet günstigen Resultate führte, daß mit Aufopferung der werthvollen Einrichtung des Hauses wenigstens alle Schulden des Verstorbenen getilgt werden konnten.

Im Prinzenhofe war es ein Ereigniß, als die neue Bewohnerin einzog. Von den alten Dienern, welche sie hier als Kind gekannt hatten, lebte außer ihrem Oheim nur noch die Frau, mit welcher sie als Mädchen befreundet gewesen war, und diese, wie lieb sie auch diese Erinnerung hatte, fühlte doch sehr richtig, welcher Abstand jetzt zwischen ihnen sei. Ihre Begrüßung hatte etwas Verlegenes, nur in ihren Augen lebte die helle Freude und ging in Thränen auf, als Frau von Hallmann sie bewegt in die Arme schloß. Damit war aber nur für den Moment die Kluft, welche sie trennte, überbrückt; — es war nicht allein die höhere Stellung in der Gesellschaft, zu welcher Flora emporgehoben worden war, sondern Alles, was sie dadurch in ihrem eignen Wesen gewonnen hatte. Die alte demüthige Frau war nur glücklich, daß sie nicht ganz vergessen war — ihre Jugendfreundin mußte sich den Umgang jetzt in passenden Kreisen suchen.

Umgang aber suchte Frau von Hallmann nicht; sie richtete sich ihr Stillleben mit einer Bescheidenheit ein, welche alle ihre früheren Bekannten in Erstaunen gesetzt haben würde; selbst ihr Sohn würde sie deren nicht für fähig gehalten haben. Ihre liebsten Bücher hatte sie mitgenommen; sie liebte die Blumen, von denen sie hier

aus dem Hofgarten sich wieder schöne Pfleglinge verschaffen konnte; vor Allem war sie fleißig in weiblichen Arbeiten, wie sie es auch in ihrer glänzenden Lage immer gewesen war. Aber es mochte wohl der Zauber unvergeßlicher Erinnerungen aus froher Kindheit sein, der ihr das Leben im Prinzenhofe so lieb machte: jede Stätte weckte diese Erinnerungen und der Hauch stillen Friedens, der hier waltete, milderte ihren Gram, linderte auch die Sehnsucht nach dem entfernten Sohne. Mit dem greisen Oheim hatte sich bald das rechte Verhältniß gestaltet. Er ging freundlich und liebevoll mit der Nichte um, aber die Vertraulichkeit, die er aus der alten Zeit mit in die ersten Momente des Wiedersehens hinübergenommen hatte, wurde durch die Achtung, welche ihm ihre geistige Ueberlegenheit einflößte, gewissermaßen veredelt. Fräulein von Sulzberg hatte sie mit dem feinsten weiblichen Tacte vom ersten Augenblicke an behandelt; nicht die leiseste Andeutung mahnte je an das frühere Verhältniß zwischen ihnen: Zeit, Rang und Bildung hatten Flora ihr näher geführt und hätte diese nur das freundliche Entgegenkommen erwiedert, so würde sich ein ansprechender Umgang für sie gestaltet haben; denn Frau von Kattenau, welche an ihrem Schicksal, das ihr die Schwester geschildert, den innigsten Antheil nahm, hatte für die noch immer anmuthige Frau, die ihr Loos mit solcher Würde trug, ein lebhaftes Interesse gefaßt, und ihre Tochter zeigte dasselbe bei jeder Begegnung noch in höherm Maße. Aber Frau von Hallmann, wie dankbar sie auch für diese Zeichen von Theilnahme war, zog sich doch zurück und lebte in stiller Abgeschiedenheit, die nur die Hoffnung, bald von ihrem Lieblinge eine glückliche Nachricht zu erhalten, verklärte. Seinen letzten Brief las sie oft, und die Stelle, wo er der Nichte des Fräuleins von Sulzberg erwähnte, beschäftigte sie zuweilen, da sie erst jetzt zu der ironischen Weise, in welcher sie gehalten war, den Schlüssel bekommen hatte. Der Rechte, von welchem Ramiro schrieb, war aber trotz der Nachricht, welche damals der Onkel gebracht, noch immer nicht erschienen: ihre Mutter und Tante hatten lebhaft die Verbindung mit dem reichen und vornehmen Manne, der sich zu jener Zeit um sie beworben, gewünscht, und die ganze Stadt war überzeugt gewesen, daß sie zu Stande kommen werde, weil sich vernünftiger Weise gar nichts dagegen sagen ließ; aber Fräulein Johanna dachte anders und ihre Mutter liebte sie zu zärtlich, um sie zu überreden, wo sie so gar keine Neigung fühlte, und so war zu ihrer großen Befriedigung nicht einmal ein förmlicher Antrag gestellt worden.

„Der Rechte wird schon kommen!" äußerte Johanna's hübsches Landmädchen gegen Frau Kleber mit so zuversichtlichem Lächeln, daß diese sie dringend fragte, ob sie etwas wisse. Das Mädchen lachte aber und lief ihr davon. Als die alte Frau sie später noch einmal deshalb zur Rede stellte, sagte Christel mit einem schelmischen Trotze: „Eine Hand wäscht die andere! Wenn ich reden soll, frage ich erst: wer will es denn wissen? Sie doch nicht!"

Die Kleber gerieth in eine gewisse Verlegenheit, betheuerte zwar, daß es nur ihr eigener Antheil an Fräulein Hannchen sei, aber sie erfuhr doch nichts, als daß der Rechte, wenn er auch noch so lange ausbleibe, endlich doch kommen werde. Das konnte sich die alte Frau allein sagen. „Manchmal bleibt er aber ganz aus!" versetzte sie etwas spitz. Christel schlug ein Schnippchen: „Bei uns nicht!"

Der Winter kam und waltete streng und lange über dem Berglande. Um so lieblicher war das Erwachen des Frühlings, und manches Herz, das in den stürmischen, sonnenlosen Tagen gar schwer gewesen war, hob sich wieder leichter; manche Hoffnung, die schon erstorben schien, grünte wieder frisch zu neuem Leben empor. Frau von Hallmann hatte sich oft recht einsam und verlassen gefühlt, am meisten am heiligen Weihnachtsabend, wo sie mit Bestimmtheit eine Nachricht von ihrem fernen Sohn erwartet hatte, die jedoch ausblieb. Er hatte also noch immer keine feste Zukunft, vielleicht — — doch von diesem Gedanken, der auch sie vernichten konnte, riß sie sich los. Mit den mildern Frühlingslüften und dem knospenden Grün lebte sie wieder auf; sie war viel im Freien; sie fühlte sogar das Bedürfniß, sich anzuschließen. Wenn sie Fräulein von Sulzberg im Hofgarten begegnete, wich sie ihr nicht mehr aus; sie nahm sogar zuweilen die ungezwungene Einladung an, ihr eine Stunde in ihrer Wohnung zu schenken. Da traf sie fast immer mit Frau von Kattenau oder deren Tochter zusammen und es bildete sich zwischen ihnen ein freundliches Verhältniß, besonders die Katteuan, welche ihr an Jahren näher stand, fand großes Gefallen an ihrem Umgange. Zu einem solchen im eigentlichen Sinne wollte es jedoch immer nicht kommen. Nur im Hofgarten saßen die Frauen an schönen, warmen Tagen im Mai längere Zeit zusammen und Frau von Hallmann konnte dann wieder mittheilend werden, ihr liebenswürdiges Naturell, von schwerem Grame unterdrückt, brach sich allmälig wieder Bahn.

So sprach sie einst lebhafter als je — sie erzählte von einer Reise, welche sie mit ihrem Mann und Sohn nach dem Süden Deutschlands gemacht hatte, als der Letztere noch ein Knabe gewesen, und mit Vorliebe verweilte sie bei ihm. Da suchte sie der Postbote auf und brachte ihr — sie ahnte es, als sie ihn erblickte! — das lang ersehnte Pfand des Glücks. Ein schwerer Brief mit vielen Stempeln! Sie wollte aufstehen, sich zurückziehen, um ihn zu lesen, aber unwillkürlich hatte ihre ungeduldige Hand schon das Convert aufgerissen und das erste, was ihrem Auge begegnete, war ein Portrait in Schwarz. Sie stieß einen Laut des Staunens und Entzückens aus, das Bild entglitt ihrer bebenden Hand, als sie es aus dem Convert zog und ehe sie es wieder vom Tische nahm, konnten es Alle sehen. Es war das Bild eines schönen jungen Mannes in Uniform, mit einer fremdartigen pelzverbrämten Kopfbekleidung, in welcher ein Kennerauge sofort den russischen Papach erkannt haben würde, den die ganze kaukasische Armee, und nur diese, trägt. Frau von Hallmann hatte das Bild schnell an sich genommen: „Es ist mein Sohn!" sagte sie mit zitternder Stimme und glänzenden Augen. „Verzeihen Sie mir, wenn ich gehe, zu lesen was er mir schreibt!"

Die Damen sprachen ihren aufrichtigen Antheil aus, nur Johanna blieb stumm. Sie war in unverkennbarer Befangenheit erröthet und hatte ihr Auge eifrig auf ihre Arbeit geheftet; ihre Mutter sah sie prüfend an und wechselte dann mit der ältern Schwester einen raschen Blick. Frau von Hallmann aber eilte mit dem Briefe, den sie an das stürmisch bewegte Herz drückte, in ihr stilles Zimmer, wo sie die Bestätigung dessen las, was ihr das Bild schon gesagt hatte. Ihr Sohn hatte russischen Kriegsdienst genommen; seine Freunde waren für ihn thätig gewesen; durch ihre Verwendung hatte sich ein einflußreicher Mann für ihn interessirt; er war dem Kaiser vorgestellt worden und dieser hatte ihn bei der

kaukasischen Armee angestellt, wo er denn Ruhm und Ehre oder einen ehrlichen Soldatentod zu gewinnen hoffte.

„Lächelt mir das Glück, dann komme ich einmal in die Heimath, Dich wieder zu sehen — Jahre vergehen vielleicht darüber, aber ich komme dann gewiß. Bis dahin treues Ausharren und Hoffen!“.

Sie ließ das Blatt sinken und faltete in seliger Freude die Hände zum Dankgebet.

Der Sommerpalast des Kaisers von China.

(Schluß.)

An den Ufern des Sees finden sich einige Gebäude, die durch Bäche oder die bereits erwähnten künstlichen Hügel von einander getrennt sind. Am reizendsten von Allen ist aber eine Insel oder ein Felsen in der Mitte des Sees, der gegen sechs Fuß sich über die Oberfläche des Wassers erhebt. Auf diesem Felsen findet sich ein kleiner Palast, der indessen gegen hundert verschiedene Gemächer enthält. Er hat vier Fronten und ist mit einer unaussprechlichen Schönheit und gutem Geschmack erbaut; der Anblick desselben füllt einen Jeden mit Bewunderung. Von ihm hat man die Aussicht auf alle Paläste, die in geeigneten Entfernungen rings an den Ufern dieser See zerstreut sind; auf alle Hügel, die sich an derselben endigen; auf alle Bäche, die entweder ihre Gewässer in dieselbe ergießen oder aus derselben mit Wasser versorgt werden; auf alle Brücken, die in der Nähe dieser See über die Bäche führen; auf alle Pavillons oder Triumphbogen, die irgend eine dieser Brücken verzieren; und auf alle Lusthaine, welche angelegt worden sind, um die verschiedenen Paläste zu trennen und zu schützen, und zu verhüten, daß die Bewohner eines dieser Paläste von denen in den andern beobachtet werden können. Die Ufer dieses reizenden Gewässers sind unendlich verschiedenartig; nicht zwei Puncte derselben sind sich gleich. Hier sieht man Landestellen von glatten Steinen mit Säulenhallen, Spaziergängen und Fußpfaden, welche von den Palästen, die die See umgeben, nach derselben herablaufen; dort sind andere von Felsen, welche Stufen bilden, die mit der größtmöglichsten Kunst ausgeführt sind; hier sind natürliche Terrassen mit Wendeltreppen an den Enden, die zu den höher liegenden Palästen hinaufführen, und über diesen giebt es andere Terrassen und andere Paläste, die immer höher und höher steigen und eine Art von Amphitheater bilden. Dann bietet sich ein Hain von schönblühenden Bäumen dem Auge dar; ein wenig weiter erblickt man eine Anpflanzung von wilden Waldbäumen, die nur auf den ödesten Gebirgen wachsen. Dann vielleicht große Bäume, die ein gutes Bauholz liefern, mit ihrem Gesträuch; dann Bäume aus allen fremden Ländern und nach diesen einige mit Blüthen bedeckte und andere mit verschiedenen Obstsorten belastete Bäume.

An den Ufern dieses Sees giebt es auch eine große Zahl geflochtener Häuser und Pavillons, die halb auf dem Lande und zur andern Hälfte in dem Wasser stehen, für alle Arten von Wasservögeln; etwas höher an dem Ufer stößt man oft auf Menagerien von allen Arten von Thieren und selbst auf kleine Parks für die Jagd. Für nichts haben aber die Chinesen eine so große Vorliebe als für eine Art von Fischen, von welchen die meisten goldfarbig glänzen, andere silberfarbig, noch andere roth, grün, blau, purpurfarbig und schwarz aussehen, während bei einigen alle diese Farben mit einander vermischt sind. In allen Theilen des Gartens giebt es verschiedene Behälter für diese Fische, der bedeutendste von allen ist aber in diesem See. Er nimmt einen sehr großen Raum ein und ist von einem Netzwerk von Metalldraht umgeben, worin die Oeffnungen so klein und schmal sind, daß kein Fisch in das Hauptwasser durchschlüpfen kann. Um Ihnen die Schönheit dieser reizenden Stelle in ihrer größten Vollkommenheit sehen zu lassen, möchte ich Sie einmal hierher versetzt sehen, wenn der ganze See mit vergoldeten oder lackirten Booten bedeckt ist, wie es zuweilen der Fall ist, um frische Luft zu schöpfen, zuweilen um zu fischen und zuweilen für Wettfahrten, Kämpfe und andere Belustigungen auf dem Wasser; doch vor Allem in einer schönen Nacht, wenn hier Feuerwerke abgebrannt werden, zu welcher Zeit alle Paläste, alle Boote und beinahe jeder Baum illuminirt sind. In ihren Feuerwerken übertreffen die Chinesen uns bei weitem; weder in Frankreich noch in Italien habe ich je etwas der Art gesehen, was mit den ihrigen einen Vergleich auszuhalten vermöchte.

Der Theil, worin der Kaiser mit der Kaiserin, seinen liebsten Frauen und den Verschnittenen, die sie bedienen, gewöhnlich residirt, ist ein Verein von Gebäuden, Höfen und Gärten, der ganz wie eine kleine Stadt aussieht und wenigstens eben so groß wie die Stadt Dole in Frankreich ist. Der größere Theil der andern Paläste wird nur benutzt, um dahin Spaziergänge zu machen, oder bei besondern Gelegenheiten dort zu Mittag oder zu Abend zu speisen.

Dieser Palast für die gewöhnliche Residenz des Kaisers liegt gleich innerhalb des großen Eingangsthors des Lustgartens. Zuerst kommen die Vorzimmer, dann die Audienzsäle und nach ihnen die dazu gehörigen Höfe und Gärten. Das Ganze bildet eine Insel, welche von einem breiten, tiefen Canal ganz umgeben ist. Es ist eine Art von Serail, in dessen verschiedenen Gemächern man die schönsten Sachen sieht, die in Meubeln, Verzierungen, Gemälden — ich meine natürlich die im chinesischen Geschmack — nur zu erdenken sind; eben so finden sich dort die schätzbarsten Holzsorten, chinesische und japanesische lackirte Sachen, alte Porzellanvasen, seidene und von Gold und Silber gewebte Stoffe. Man hat Alles dahin gebracht, was guter Geschmack und Kunst zu den Reichthümern der Natur hinzufügen konnten.

Von diesem Palaste des Kaisers führt eine fast ganz gerade Straße zu einer kleinen Stadt in der Mitte des eingefriedigten Bezirks. Sie bildet ein Viereck und jede Seite ist beinahe eine Meile lang. Sie hat vier Thore, die nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind, mit Thürmen, Wällen, Brustwehren und Mauern mit Zinnen. Sie hat ihre Straßen, freien Plätze, Tempel, Börse, Marktplätze, Läden, Gerichtshöfe, Paläste und einen Hafen für Schiffe. Kurz Alles, was sich im Großen in Peking findet, ist hier en miniature dargestellt.

Sicher werden Sie fragen, zu welchem Zweck diese Stadt erbaut wurde? Soll sich der Kaiser bei einem Aufstande oder einer Revolution als in einen Platz der Sicherheit dahin zurückziehen? Sie möchte allerdings für diesen Zweck ziemlich gut sein und es ist wohl möglich, daß dieser Gedanke dem Geiste, der den Plan dazu entworfen hat, nicht ganz fremd gewesen ist; der Hauptzweck war aber, dem Kaiser das Vergnügen zu verschaffen, den ganzen Verkehr und Lärm einer großen Stadt im Kleinen zu sehen, wenn er zuweilen den Wunsch haben sollte, sich diese Art von Zerstreuung zu verschaffen.

Der Kaiser von China ist viel zu sehr eine Sklave seiner Größe, als daß er sich je seinem Volke zeigen sollte, selbst wenn er zuweilen aus seinem Palaste herausgeht. Er sieht auch dann nichts von der Stadt, durch welche er sich begiebt. Alle Thüren und Fenster sind geschlossen. Ueberall werden große Stücken Tuch ausgebreitet, damit Niemand ihn sehen möge. Einige Stunden vorher, ehe er durch eine Straße passirt, werden die Bewohner derselben davon in Kenntniß gesetzt; und wenn sich irgend Jemand in derselben erblicken ließe, wenn der Kaiser erscheint, so würde er sich von Seiten der kaiserlichen Wache der größten Züchtigung aussetzen. Wenn er sich je auf das Land begiebt, so reiten an beiden Seiten der Straße zwei Abtheilungen Reiterei eine gute Strecke vor ihm voraus, theils wegen seiner Sicherheit, theils um die Straße von allen andern Reisenden zu säubern. Da die chinesischen Kaiser sich nun genöthigt sehen, in dieser eigenthümlichen Art von Einsamkeit zu leben, so haben sie immer sich bemüht, den Verlust aller öffentlichen Zerstreuungen, an denen Theil zu nehmen ihre hohe Stellung ihnen nicht erlaubt, durch andere Mittel und Erfindungen, je nach ihrem verschiedenen Geschmack und ihren Launen, zu ersetzen.

Diese Stadt wurde daher während der beiden letzten Regierungen — denn es war der Vater des Kaisers Kien-lung, der sie erbauen ließ — den Eunuchen angewiesen, zu verschiedenen Zeiten des Jahres darin den ganzen Handel, das Feilhalten, die Künste und Gewerbe, den ganzen Verkehr und das Treiben, ja sogar alle die Schurkereien, wie man sie in großen Städten findet, zu betreiben. Zu der bezeichneten Zeit legt jeder Verschnittene den Anzug des Gewerbes oder der ihm angewiesenen Rolle an. Einer ist ein Krämer, der Andere ein Handwerker; dieser ist Officier, jener ein gemeiner Soldat. Der Eine fährt mit einem Schiebkarren durch die Straßen der Stadt, ein Anderer trägt als Lastträger einen Korb auf seinen Schultern. Mit einem Worte, ein Jeder hat das unterscheidende Zeichen seiner Beschäftigung. Die Schiffe kommen in dem Hafen an; die Läden werden geöffnet und die Waaren zum Verkauf ausgestellt. Ein Theil der Stadt ist für die, welche seidene Stoffe, ein anderer für die, welche Tuch zu verkaufen haben; eine Straße ist für das Porzellan, eine andere für lackirte Waaren. Man kann sich mit Allem versorgen, was man bedarf. Dieser Mann verkauft Hausgeräthe von allen Sorten, jener Kleidungsstücke und Schmucksachen für Damen; ein Dritter hat alle Arten von Büchern für Gelehrte und Unterhaltungsschriften. Es giebt auch Kaffee- und Gasthäuser von allen Sorten, gute und schlechte; eben so ziehen viele Leute durch die Straßen, welche Obst jeder Art oder verschiedene erfrischende Getränke zum Kauf anbieten.

Die Krämer fassen den an ihrem Laden Vorübergehenden an dem Ärmel und dringen in ihn, etwas von ihren Waaren zu kaufen. In dem ganzen Orte herrscht Freiheit und Ungebundenheit, und der Kaiser ist kaum von dem Geringsten seiner Unterthanen zu unterscheiden. Jedermann ruft aus, was er zu verkaufen hat; Einige zanken sich mit Worten, Andere kommen zu Thätlichkeiten, und um sich her erblickt man das ganze verwirrte Treiben auf einer Messe. Die öffentlichen Beamten kommen und schreiten zur Verhaftung der sich Streitenden, führen sie vor die Richter in den Gerichtshöfen; die Klage wird formgerecht verhandelt, der Schuldige zur Bastonade verurtheilt und der Urtheilsspruch kommt zur Ausführung, und das so kräftig, daß dieser Zeitvertreib des Kaisers zuweilen dem armen Acteur sehr große wirkliche Schmerzen bereitet.

Die Kunst des Diebstahls wird bei dieser allgemeinen Vorstellung nicht vergessen. Dieses edle Geschäft wird einer bedeutenden Anzahl der gewandtesten Eunuchen angewiesen, welche ihre Rolle bewundernswerth gut spielen. Läßt sich Einer von ihnen auf frischer That ertappen, so wird er verhöhnt und vor den Richter gestellt, der ihn — wenigstens werden alle Formen befolgt, ihn zu verurtheilen — verurtheilt, je nach der Abscheulichkeit des Verbrechens und der Größe des Diebstahls, die Bastonade zu erhalten, oder gebrandmarkt, oder verbannt zu werden. Stehlen sie mit Geschick, so haben sie die Lacher auf ihrer Seite; man klatscht ihnen Beifall und dem Bestohlenen bleibt nichts übrig, als sich ruhig in sein Geschick zu ergeben, was er übrigens um so leichter thun kann, da am Ende der Messe jedes gestohlene Gut seinem wirklichen Eigenthümer zurückgegeben wird.

Diese Messe wird — wie ich Ihnen bereits gesagt habe — blos für die Unterhaltung des Kaisers, der Kaiserin und der Lieblingsfrauen des Kaisers gehalten. Es ist ganz ungewöhnlich, daß Einer der Prinzen oder der hohen Beamten zugelassen wird, sie zu sehen; und wenn irgend Jemandem diese Gunst zu Theil wird, so geschieht es erst dann, wenn die Damen sich bereits in ihre verschiedenen Wohnungen zurückgezogen haben. Die Waaren, welche hier ausgestellt sind und verkauft werden, gehören größtentheils Kaufleuten in Peking, die sie den Händen der Verschnittenen übergeben, um sie wirklich zu verkaufen, so daß die hier gemachten Geschäfte zum geringsten Theil Scheinkäufe sind. Ganz besonders kauft der Kaiser sehr viele Dinge, und man kann sich leicht vorstellen, daß er sie theuer genug bezahlen muß. Auch einige der Damen machen Einkäufe und ganz dasselbe geschieht von manchen Eunuchen. Wenn mit diesem Feilhalten gar keine wirklichen Geschäfte vermischt wären, so würde dieser Messe ein großer Theil der Geschäftigkeit und des Lebens fehlen, welcher jetzt das Treiben um so thätiger und die Zerstreuung, welche die Messe bietet, um so größer macht.

Auf diese Handelsscene folgt zuweilen eine ganz verschiedene, die des Ackerbaues. Es giebt in dem eingefriedigten Bezirk eine Abtheilung, welche ganz allein für diesen Zweck vorbehalten ist. Man sieht dort Felder, Wiesen, Pachthöfe und zerstreute kleine Hütten mit Ochsen, Pflügen und Allem, was für die Betreibung der Landwirthschaft nothwendig ist. Man säet dort Weizen, Reis, Hülsenfrüchte und alle Getreidearten, dann erntet man und bringt die Erzeugnisse des Bodens nach Hause; kurz man ahmt hier Alles nach, was auf dem Lande gethan wird, und in Allem herrscht eine ländliche Einfachheit und die schlichten Sitten des Landlebens, die man möglichst treu darzustellen sucht.

In ihren Lusthäusern herrscht eine schöne Unordnung und ein möglichst großes Abweichen von allen Regeln der Kunst. Dem gemäß habe ich noch keine zwei dieser kleinen Paläste im ganzen Umfang des eingefriedigten Bezirks gesehen, die einander gleich sind, obgleich sie in einer oft sehr beträchtlichen Entfernung von einander liegen. Man sollte fast glauben, sie seien nach den Ideen eben so vieler fremder Länder oder nach bloßem Zufall gebaut und von Stücken zusammengefügt worden, die nicht für einander bestimmt gewesen seien. Wenn Sie das lesen, so werden Sie vielleicht glauben, daß diese Gebäude sehr lächerlich aussehen und eine sehr schlechte Wirkung auf das Auge machen müssen; doch könnten Sie dieselben sehen, so würden Sie finden, daß es ganz anders ist, und Sie würden die Kunst bewundern, mit der man die Unregelmäßigkeit angewandt hat. Alles ist von einem guten Geschmack und so geordnet, daß die Schönheiten stufenweise eine nach der andern erscheinen. Um sie ganz zu genießen, müßten Sie ein Gebäude nach dem andern für sich selbst betrachten, und Sie würden des Schönen genug finden, um sich eine lange Zeit damit zu unterhalten und Ihre ganze Wißbegierde zu befriedigen.

Außerdem sind die Paläste selbst — obschon ich sie im Vergleich zu dem Ganzen klein genannt habe — weit davon entfernt, unbedeutend zu sein. Ich sah im vorigen Jahre einen in demselben Bezirk von einem Prinzen von Geblüt erbauen, der ihm beinahe 200,000 Pfd. Sterling zu stehen kam, ohne dabei das Meublement und die Verzierungen im Innern in Anschlag zu bringen, denn diese waren ihm von dem Kaiser zum Geschenk gemacht.

Ich muß noch ein Wort in Bezug auf die Verschiedenheit hinzufügen, die in diesen Lusthäusern herrscht. Dieselbe findet sich nicht nur in ihrer Lage, ihren Aussichten, innern Eintheilungen, ihrer Größe und Höhe, sondern auch in den geringern Theilen, aus denen sie zusammengesetzt sind. So giebt es z. B. kein Volk in der Welt, das eine solche Verschiedenheit in der Gestalt und Form der Thüren und Fenster zeigt, wie die Chinesen. Sie haben runde, ovale, viereckige und alle Arten winkeliger Figuren; einige haben die Form eines Fächers, andere die von Blumen, Vasen, Vögeln, Säugethieren und Fischen; kurz aller regelmäßigen und unregelmäßigen Formen.

Auch glaube ich, daß man nur hier solche Säulengänge sehen kann, wie ich sie Ihnen sogleich beschreiben werde. Sie dienen dazu, solche Theile der Gebäulichkeiten in demselben Palaste mit einander zu verbinden, die ziemlich weit von einander entfernt liegen. Zuweilen haben sie nur an der Seite nach dem Hause zu Säulen und auf der andern Seite finden sich Oeffnungen verschiedener Gestalt in den Mauern; zuweilen haben sie Säulen auf beiden Seiten, was stets der Fall ist, wenn die Säulenhalle von einem der Paläste nach einem der offnen Pavillons führt, in denen man frische Luft schöpft. Am eigenthümlichsten aber ist an diesen Säulenhallen oder Colonnaden, daß sie selten in einer geraden Linie laufen, sondern hundert Wendungen und Krümmungen machen, zuweilen nach einer Baumpflanzung, an andern Stellen hinter einem Felsen weg oder längs der Ufer ihrer Flüsse und Seen. Es läßt sich gar nichts Ergötzlicheres denken; sie haben ein solches landschaftliches Ansehen, das ganz entzückend und bezaubernd ist.

Aus dem, was ich Ihnen mitgetheilt, haben Sie sicher den Schluß gezogen, daß diese Lusthäuser sehr große Geldsummen gekostet haben müssen und in der That ist nur der Beherrscher eines so großen Staates wie China im Stande, solche große Ausgaben zu bestreiten und eine solche Zahl großartiger Werke in so kurzer Zeit herzustellen, denn das Alles wurde im Verlaufe von zwanzig Jahren errichtet. Der Vater des jetzigen Kaisers begann das Werk und sein Sohn fügt nur hier und da Bequemlichkeiten und Verzierungen hinzu.

Darin liegt aber durchaus nichts Ueberraschendes oder Unglaubliches; denn außerdem daß die meisten dieser Gebäude nur ein Stockwerk hoch sind, bedient man sich hier auch einer sehr großen Zahl Arbeitsleute, so daß Alles außerordentlich rasch vorschreitet. Mehr als die Hälfte der Schwierigkeiten ist beseitigt, sobald erst die erforderlichen Materialien an Ort und Stelle sind. Ueber diese wird sofort ordentlich verfügt und in wenig Monaten ist dann das Gebäude fertig. Sie erscheinen beinahe wie jene fabelhaften Paläste, die in irgend einem schönen Thale oder auf der Spitze eines Hügels plötzlich durch einen Zauberspruch entstanden sein sollen.

Dieser ganze eingefriedigte Bezirk heißt Yuen-minghuen, der Garten der Gärten oder der Garten par excellence. Es ist nicht der einzige Garten, der dem Kaiser gehört; er besitzt noch drei von der nämlichen Art, doch keiner von ihnen ist so groß und so schön wie dieser. In einem derselben lebt die Kaiserin, seine Mutter, mit ihrem ganzen Hofe. Er wurde von dem Kaiser Chang-hy oder Kang-hi, dem Großvater des jetzigen Kaisers, erbaut und heißt Tchang-tchun-yuen oder der Garten des ewigen Frühlings. Die Lustgärten der Prinzen und der Großen des Reichs sind im Kleinen, was die des Kaisers im Großen sind.

Vielleicht werden Sie mich fragen: „Wozu diese lange Beschreibung? Hätten Sie nicht lieber von diesem großartigen Garten Zeichnungen aufnehmen und sie nach Frankreich senden können?“ Nein, das zu thun, hätte ich wenigstens drei Jahre nöthig gehabt, ohne in dieser Zeit irgend eine andere Arbeit in die Hände zu nehmen, während ich keinen Augenblick übrig habe und gezwungen bin, die Zeit, welche ich zum Schreiben dieses Briefes bedarf, meinen Ruhestunden zu entlehnen. Dann müssen Sie noch bedenken, daß es für ein solches Werk für mich nothwendig sein würde, volle Freiheit zu haben, nach meinem Belieben an irgend einen Punct des Gartens gehen zu können und dort so lange, als es mir gefiele, zu verweilen, was hier durchaus nicht auszuführen ist. Es war für mich ein besonderer Glücksumstand, daß ich ein wenig von der Malerei verstehe, denn ohne das würde ich in derselben Lage mit einigen andern Europäern gewesen sein, die zwischen zwanzig und dreißig Jahre hier sind, ohne noch einen Fuß auf irgend eine Stelle in dem Garten der Gärten haben setzen zu können. Hier giebt es nur Einen Mann und das ist der Kaiser. Alle Lusthäuser sind für ihn allein gemacht. Dieser reizende Platz wird außer von dem Kaiser, seinen Frauen und Verschnittenen fast von Niemand gesehen. Die Prinzen und andern vornehmen Männer des Landes werden selten weiter zugelassen als in die Audienzsäle. Von allen hier lebenden Europäern betrat Keiner je diesen Bezirk, die Uhrmacher und Maler ausgenommen, deren Beschäftigung es nothwendig macht, daß sie überall zugelassen werden müssen. Der Platz, welcher uns zum Malen angewiesen ist, ist in einem der oben erwähnten kleinen Paläste, wohin der Kaiser fast täglich kommt, um uns arbeiten zu sehen, weshalb wir uns nie von dort entfernen können.

Aus den Grenzen dieses Palastes gehen wir nur in dem Falle heraus, wenn wir etwas zu malen haben, was uns nicht dahin gebracht werden kann, und in solchen Fällen werden wir von einer zahlreichen Wache der Verschnittenen an Ort und Stelle geführt. Wir sind dann verpflichtet rasch und ganz geräuschlos zu gehen, und uns dabei so still zu halten, als gingen wir auf bösen Wegen. In dieser Art bin ich durch den ganzen schönen Garten gegangen und habe ihn gesehen, und eben so bin ich in die Gemächer eingetreten. Der Kaiser residirt jedes Jahr gewöhnlich zehn Monate hier. Wir sind ungefähr zehn Meilen von Peking. Den ganzen Tag sind wir in den Gärten, wo der Kaiser uns beköstigen läßt. Für die Nächte haben wir ein Haus gekauft, das ganz nahe an dem Eingange in die Gärten liegt. Wenn der Kaiser nach Peking zurückkehrt, so begleiten wir ihn dahin, erhalten eine Wohnung innerhalb seines Palastes und gehen jeden Abend in die französische Kirche.

Ich denke, es ist für Sie und für mich hohe Zeit, daß ich diesen Brief schließe, der viel länger geworden ist, als es anfangs in meiner Absicht lag. Ich wünsche, daß er Ihnen Vergnügen machen möge und würde mich freuen, wenn es in meiner Macht stände, etwas Größeres zu thun, um Ihnen die vollkommene Hochachtung zu beweisen, die ich für Sie hege. Ich werde Ihrer stets in meinen Gebeten gedenken und ersuche Sie, sich auch zuweilen in dem Ihrigen meiner zu erinnern. Ich bin mit der größten Achtung Ihr gehorsamster Diener Attiret."

Friedrich Coßmann.

In der Fremde.

Ich weiß ein theuerwerthes Land,
Mein Herz ist zu ihm hingebannt;
Ich kann es nimmermehr vergessen
Das liebe Land der blinden Hessen.

Nicht ist es sonnenreich und warm,
An Gold und Silber ist es arm;
Reich ist es nur an tausend Schmerzen
Und an der Treue Gold im Herzen.

Wenn einstmals in der weiten Welt
Die Treu der Klugheit räumt das Feld,
Sonst nirgend eine Ruhstatt hätte,
Das Hessenland bleibt ihre Stätte.

Ich wandre fremd in weiter Fern',
Hätt's aus dem Sinn geschlagen gern,
Doch unablässig singt mir leise
Das Heimweh seine schlimme Weise.

Wo meiner Lieben Gräber stehn,
Wo meiner Fulda Wellen gehn
Und dunkle stille Wälder säumen,
Bin ich in Nacht- und Tagesträumen.

Herr Gott, wenn einst mein Leben stirbt
Und seine erste Ruh erwirbt,
Laß mich in meiner letzten Wiegen
Daheim im Hessenlande liegen.

Es rauschen dann in meine Ruh
Der Fulda Wellen immer zu,
Als sänge mir die Mutter wieder
Die alten lieben Schlummerlieder.

Karl Altmüller.

Sonntags-Plauderei.

Wechsel der Jahreszeiten in Schweden. In Schweden giebt es keinen langen, zögernden Frühling, der Blatt für Blatt, Blüthe nach Blüthe entfaltet; — keinen langen, zögernden Herbst, prächtig durch sein buntfarbiges Blättergewand. Aber Winter und Sommer sind wunderbar schön und folgen sich ohne Uebergänge.

Kaum ist der Wachtelschlag im Korn verhallt, da streut auch schon der Winter aus den Falten herabhängender Wolken Schnee, Eiszapfen und rasselnde Hagelkörner mit vollen Händen auf das Land. Jäh und jäher nehmen die Tage ab. Bald erhebt sich die Sonne kaum eine Hand breit über den Horizont — jetzt erhebt sie sich gar nicht mehr. Der Mond und die Sterne scheinen den ganzen Tag; nur gegen Mittag erbleichen sie und nehmen ab; und im Süden flammt, wie beim Sonnenuntergang, ein rother Feuerschein über den Horizont und erlischt wieder. Und lieblich klingen unter dem Silbermonde und den stillen, feierlichen Sternen die Stahlschuhe der Schlittschuhläufer auf dem gefrornen See, vermischt mit Stimmen und Kirchenglocken.

Und nun beginnt das Nordlicht zu glühen, im Anfang matt, wie Sonnenstrahlen, die über blaue Meerfluth gaukeln. Dann färbt ein weiches Carmoisin das Firmament; ein Erröthen beschleicht die Wange der Nacht. Die Farben kommen und gehen, und wechseln von Scharlach zu Gold, von Gold zu Scharlach. Ueber den Schnee liegt ein rosiges Licht gebreitet. Von beiden Seiten des Zenith, im Ost und West, flammt ein Feuerschwert, und ein breiter Streifen zieht sich quer über das Firmament wie beim Sonnenuntergang. Weiche Purpurwolken segeln durch den Aether, und durch ihre feuchten Nebelfalten nicken die Sterne und glänzen wie Silber. Mit solcher Pracht künden sich die fröhlichen Weihnachten an, und doch war nur ein einziger Stern der Herold ihres ersten Erscheinens.

Und zum Gedächtnisse jenes Tages tanzen die schwedischen Bauern auf Stroh und die Dorfschönen werfen mit Strohhalmen nach den Balken der Decke, und für jeden Strohhalm, der in einer Spalte stecken bleibt, kommt ein Gast zu ihrer Hochzeit. Fröhliche Weihnachten fürwahr! Für fromme Seelen giebt es Andacht und Kirchengesänge, und für schwedische Landleute Branntwein und nußbraunes Bier in Holzkannen, und den großen Weihnachtskuchen mit einer Krone von Käse und einer Aepfelguirlande,

und darüber einen dreiarmigen, das Christfest überstrahlenden Leuchter. Und dabei erzählt man sich Geschichten von Jöns Lundsbracka und Lunkefus und dem großen Riddar Fincke von Pingsdada.

Und nun ist der frohe blätterreiche Mittsommer da, mit seinen Blüthen und Nachtigallen. Der heilige Johannes hat die Blumen und Feste des heidnischen Balder übernommen, und in jedem Dorfe ragt ein 50 Fuß hoher Maienbaum, geschmückt mit Kränzen, Rosen und im Winde flatternden Bändern, und auf der Spitze einen Wetterhahn, dem Dorfe zu künden, von wannen der Wind kommt und wohin er geht. Die Sonne geht nicht vor zehn Uhr Nachts unter, und noch eine Stunde später spielen die Kinder auf der Straße. Alle Fenster und Thüren sind geöffnet, und bis Mitternacht kann man draußen sitzen und ohne Licht lesen.

O wie prächtig ist die Sommernacht, die keine Nacht ist, sondern ein sonnenloser und doch unbewölkter Tag, der sich mit Thautropfen, Schatten und erfrischender Kühle herabsenkt! Wie prächtig das lange, milde Zwielicht, das wie mit Silberarmen das Heute und Gestern umfängt! Wie prächtig die stille Stunde, wo Morgen und Abend so beisammen sitzen, Hand in Hand, unter dem sternenlosen Firmament der Mitternacht! Vom Kirchthurm am Marktplatz verkündet die Glocke mit weichem, melodischem Geläut die Stunde, und der Wächter im Glockenthurm stößt dazu zwölfmal in sein Horn, und viermal, nach den vier Zeichen der Windrose, singt er mit klangreicher Stimme:

„He, Wächter, he,
Zwölf ist die Glock'!
Gott schütz' unsre Stadt
Vor Feuer und Brand
Und Feindeshand!
Zwölf ist die Glock'!"

Von seinem Schwalbenneste im Glockenthurm kann er die Sonne die ganze Nacht lang sehen; und noch höher im Norden steht der Priester in der warmen Mitternacht vor seiner Thür und zündet seine Pfeife mit einem gewöhnlichen Brennglase an.

G. P.

Natürliche Magie. Der Jägerbursche Wilhelm Wohmann und der Revierjäger Hans Keller von Kronenberg waren beide starke Verehrer von Spirituosen jeder Art. Es war daher nicht zu verwundern, wenn Hand und Auge unsicher wurden und die Kugel fast regelmäßig ihr Ziel verfehlte. Die Wilddiebe spotteten ihrer und noch mehr hatten sie unter den Verhöhnungen der Bauern auszustehen. Es war ganz offenbar, die zwei Forstmänner hatten sich in Folge ihres großen Durstes dienstunfähig getrunken. Alle Welt wußte dies auch, nur die Geistlichen der beiden Dörfer, denen die Beschuldigten angehörten, erkannten in dem Uebel nicht das, was es war, sondern einen Hexenspuk, dem durch eine Wallfahrt nach dem Gnadenbilde der Hofheimer Capelle und eine entsprechende Wachs- und Geldspende für den heiligen Hubertus abgeholfen werden könne.

Nachdem die zwei Schuldbewußten also bei ihren Beichtigern Gehör gefunden, entfernten sie sich voll des Bewußtseins, daß Peter Griebel, gewöhnlich der schwarze Harzeber genannt, ein bekannter Wildbahnstörer, von dem man behauptete, daß er sich dem Teufel verschrieben, die ganze Schuld ihres Unglücks — nämlich ihrer Fehlschüsse — trage. Der Bezüchtigte wurde daraufhin ohne Weiteres beim Hofmarschallamt zu Mainz und bei der Oberjägermeisterei verklagt, und in der That wurde auf Anordnung des Ministers Stadion eine Untersuchung eingeleitet. Vor den klaren Augen der Richter zerrann der Hexenspuk indeß in Nichts; die Angaben der Geistlichen wurden lächelnd übergangen, denn man erkannte die wahre Ursache des Uebels, und die zwei Kläger sahen sich zu ihrem nicht geringen Erstaunen durch den Urtheilsspruch der Richter für so lange von ihrer Bedienstung suspendirt, bis ihnen das Amt ein Zeugniß darüber ausstellen würde, daß sie seit Monaten keinen Branntwein getrunken. Die richterliche Entscheidung erwies sich als außerordentlich erfolgreich. Wurde es auch den beiden Jägern ungemein schwer ihren Durst durch etwas Anderes als durch Alkohol zu stillen, so war doch die bittere Nothwendigkeit vorhanden, ihm zu entsagen, und siehe da, ihre Augen wurden wieder klar, ihre Hand sicher und sie selbst wieder die wackern Schützen, die sie ehedem gewesen waren.

D.

Ein Günstling in Gefahr. Um der Kaiserin Katharina die Krone von Taurien selbst auf das Haupt zu setzen, überredete Potemkin sie zur Reise dorthin. Katharina, die bereits genug Kronen trug, verwarf weder den Vorschlag, noch nahm sie ihn augenblicklich an; sie begnügte sich damit, die Ausführung für eine spätere Zeit zu verschieben. Potemkin ließ nicht ab, ihr vorzustellen, welche Vortheile sowohl für sie wie für den Handel daraus erwachsen würden, und Katharina, die Potemkin nie auf die Dauer widerstehen konnte, machte ihm Hoffnung einzuwilligen.

Der Hof, dem dieser Plan bald bekannt wurde, gab unverhohlen seine Freude darüber kund, und statt ihm Hindernisse in den Weg zu legen, suchte man ihn zu fördern; keineswegs geschah dies in der Absicht, Potemkins Absichten zu fördern, im Gegentheil dachte man daran, den unbeliebten Günstling zu stürzen. Wie man dies bewirken wollte, wußte man freilich noch nicht, man überließ es dem Zufall und den Umständen. Da erkrankte plötzlich die Kaiserin bedenklich und die Reise mußte aufgegeben werden. Auf den stolzen Fürsten Potemkin hatte dies die eigenthümlichste Wirkung. Die Furcht vor der Möglichkeit eines unglücklichen Ausganges der Krankheit machte ihn so herablassend, daß er sogar sonst kaum beachtete alte Kameraden wieder aufzusuchen anfing. So begegnete ihm um diese Zeit ein alter Schul- und Spielgefährte, ein Staatsrath von der Münze. Wider alles Vermuthen umarmte ihn der Fürst und überhäufte ihn mit Vorwürfen, weil er ihn nicht besuche. „Ach", sagte der Staatsrath, „was soll ich bei Euch Großen machen, Ihr steht ja so hoch und habt so viel Geschäfte, daß Ihr ja kaum einen Blick, noch weniger eine Gefälligkeit für Einen habt." „Aber", versetzte der Fürst, „Du wirst doch wohl zuweilen einen alten Freund besuchen können?" „Ich bedaure, meine Zeit ist zu karg." In diesem Augenblicke näherte sich ein gebrechlicher, ärmlich gekleideter Bauer. „Siehe da Einen", fuhr der Staatsrath fort, „wenn Du ein Werk der Barmherzigkeit üben willst, so gieb ihm ein Almosen."

In der That hatte Potemkin Alles zu fürchten, wenn die Kaiserin mit Tode abging. Er wußte, wie wenig ihm der Großfürst geneigt war, er hatte ihn zu rücksichtslos behandelt, und der plötzliche Tod eines seiner Freunde, der ihm schuld gegeben wurde, würde sicher gerächt werden. Um sich im schlimmsten Falle vor einem ersten stürmischen Angriff zu schützen, ließ er um seine Besitzungen eine Art Bollwerk aufführen und dieses mit ihm ergebenen Soldaten besetzen; auch ein Schiff stand schon bereit ihn mit seinen Schätzen in Sicherheit zu bringen. Zum Glück für ihn ging diesmal die Gefahr an ihm vorüber, und dies verfehlte nicht, ihn so übermüthig wie zuvor zu machen.

D.

Das Vermögen der sämmtlichen Wohlthätigkeits-Anstalten und milden Stiftungen beträgt in Frankreich 158,438,176 Franken. Davon kommen auf Immobilien 37,090,050 Franken und auf Mobilien (Bibliotheken, Utensilien, Capitale, Staatsrenten 2c.) 121,348,126 Franken.

v. A.

Briefkasten.

Frau Baronin Suckow in Stuttgart. Es hat uns herzlich gefreut, wieder einmal ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Wir glaubten Sie noch in Spanien, sonst würden wir Sie bereits an Ihre früheren Verheißungen erinnert haben. Ihren Wunsch wird die Expedition erledigen, und bemerken wir dabei, daß außer dem Ihnen Zugegangenen des beschränkten Raumes wegen noch nichts weiter zum Abdruck kommen konnte. Besten Gruß!

Herrn Heinrich von Brehmer in Ohlau. Das Gewünschte durch die Expedition, das Angebotene willkommen.

Herrn S. Heymann in Goch bei Cleve. Wir sind Ihnen ganz vorzüglich dankbar, daß Sie uns mit diesem „Naturdichter" (wie nun einmal der nichtswürdige, zopfmäßige Schulausdruck lautet) bekannt gemacht haben. Die Verse dieses Handwerkers würden manchen unserer vornehmen Goldschnittenen beschämen. Auf das Dringendste ersuchen wir Sie daher, uns recht bald mehr von seinen Erzeugnissen einzusenden, vielleicht gelingt es uns dann, eine noch passendere Auswahl für den Abdruck zu treffen.

Herrn F. A. in Hildesheim. Schönsten Dank für die freundliche Uebersendung des anspruchslosen Heftchens. Ihr Freund ist nicht ganz ohne Talent; dies die einzige Kritik, welche wir uns erlauben dürfen, da unser Blatt keine Recensionen bringt.

Frau Luise S. in Waltershausen. Was macht Lina?

Herrn Joseph Trippenbach in Elbing.

„Doch durch meinen Busen zieht
Schon der Herbst so trübe,
Denn Du bist mir längst verblüht,
Himmelsbaum der Liebe."

Sie hättens einmal während des Blühens versuchen sollen.

Herrn Referendar Besser in Suhl. Recht hübsch, aber in der Pointe etwas zu frivol. Die „Homburger" haben das zu erwartende Schicksal gehabt. Aus Ihrer Stadt sind uns ja ganz merkwürdige Geschichten berichtet worden, in denen Sie, theilweise wenigstens, eine hervorragende Rolle zu spielen scheinen. Wittgenstein ist noch immer der Alte!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 7. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

17. Februar.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Die Brieftaube.

(Nach dem Englischen des Thomas Moore.)

Die Taube, die im Morgenland
Voll Sehnsucht heim sich schwingt,
Senkt nie den Flug zum Erdenrand,
Wo eitles Locken klingt;
Nein, hoch durch Licht und Aether schweift
Sie nah dem Sternenzelt,
Wo ihre Bahn kein Schatten streift,
Kein Erdenband sie hält.

So laß, o Gott, befreit und klar
Vom Staub der Sünde hier
Hinzieh'n mein Seelenflügelpaar
Durch's Aetherlicht zu Dir!
Laß es, von Wolken unbedroht,
Mit Deinem Sonnenschein,
Am Fittig noch Dein Morgenroth,
In Deinem Hafen ein!

Georg Pertz.

Das Bienenliedchen.

Erinnerung an einen Heimgegangenen.

Von Elise Polko.

In der Wohnstube des Cantors der berühmten Leipziger Thomasschule, Johann Gottfried Schicht, saßen am Sylvesterabend des Jahres 1818 einige fröhliche Menschen beisammen am warmen Ofen. Eisblumen blühten an den Fensterscheiben, es war bitter kalt da draußen; der Schnee knisterte unter den Tritten der eilenden Wanderer, und die Sterne schauten in fast blendendem Glanze herab auf die kleine Erde. — Die da drinnen in der Cantorstube aber spürten davon nichts; der gewaltige Kachelofen that seine Schuldigkeit und obendrein stand noch auf dem Tische eine Schaale voll dampfenden Glühweins. Es mußte etwas Absonderliches sich begeben haben, denn sonst hätte es wohl nimmer so festlich in der düstern Stube ausgesehen. Eine weiße Decke lag auf dem breiten Tische, ein Teller voll Backwerk stand darauf und zwei Kerzen, und grüne Tannenreiser waren hinter die schwarzen Rahmen der Bildnisse des Sebastian Bach und Martin Luther gesteckt, und ein Kränzlein von Strohblumen umgab den Schattenriß der selig verstorbenen Hausfrau. — Auch das Angesicht des Herrn Cantors selber sah so hell und freundlich aus, wie man es seit dem Heimgang seiner Herzliebsten wohl kaum gesehen. — Und es war auch in der That etwas absonderlich Frohes geschehen: die einzige Tochter des Cantor Schicht, die dunkeläugige Henriette, war nämlich mit ihrem Eheherrn von Hamburg herübergekommen, den Vater zu besuchen. Da — in der Ecke am Ofen saß sie, die kleine lebensvolle, kaum siebenundzwanzigjährige Frau, mit den üppigen Formen und rothen Lippen, und plauderte gar eifrig mit ihrem stattlichen Nachbar zur Rechten, dem in ganz Leipzig hochgeehrten Weimarschen Hofrath Doctor Friedrich Rochlitz. Das Licht der Kerzen fiel auf sein gar kluges Angesicht und seine edle Stirn. Und wovon die Beiden wohl plauderten, möchte wohl nimmer schwer zu errathen sein — sie redeten von der Musik, die ja ihres beiden Lebens Leuchte und Freude war und bleiben sollte bis an ihr Ende. Der Herr Hofrath war damals der Herausgeber der vielgelesenen Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung und der eifrige Förderer und Schützer jeglichen wahrhaften Musiktalentes, in welcher Gestalt es sich auch zeigen mochte. Die Henriette Weißin aber war ein echtes leichtherziges Musikantenkind, und die heilige Cäcilia, ihre Schutzpatronin, hatte eine köstliche Stimme in ihre Wiege gelegt, die der Cantor Schicht und seine Frau, die

ehemals hochberühmte Sängerin Constanze Valdesturla, gar sorgsam gepflegt und kunstgerecht gebildet. Die Hamburger nannten die kleine Frau ihren Liebling und die „Lerche von der Pleiße". Die Musik hatte auch das Ehebündniß der beiden Gatten geschlossen. Karl Weiße, der reiche Kaufherr, handhabte nämlich das Cello mit seltener Geschicklichkeit, und seine rührenden Töne hatten das Herz der kleinen spröden Henriette ganz und gar zerschmolzen, so daß sie sich nicht weigerte, mit dem fremden Spielmanne hinauszuziehen in die weite Welt. Sie hatte freilich zu tausend Malen gesagt: ich verbleibe mein Lebtag in Leipzig und begehre allda begraben zu werden, auch gedenke ich meinen Vater nicht zu verlassen, es sei denn, daß der Herr Sebastian Bach noch einmal wiederkehrte und mich zum Eheweibe verlangte. — Es ist nun einmal sicherlich kein Fleckchen auf der ganzen Erde, das nur halb so hübsch wie unsere Lindenstadt! — So und ähnlich hat schon manches Leipziger Töchterlein gesprochen — und doch sind sie fortgezogen von der lieben Heimath, weit über Berg und Thal, und sogar oftmalen mit Eheherrn die nicht halb so rührend Cello zu spielen verstanden, wie der Karl Weiße aus Hamburg.

Der Cantor Gottfried Schicht sah sein Herzenskind freilich mit Seufzen ziehen, aber es war ihm doch ein rechter Trost, daß sie einen wirklichen und tüchtigen Musikanten zum Manne genommen. — „Uebe fleißig jedweden Morgen Deine Solfeggi und Tonleitern", rief er seinem Töchterchen mitten in den Abschiedsthränen zu, „Dein Eheherr wird Dir solches nimmer verweisen. So ers thäte, lasse Dich augenblicklich von ihm scheiden und komm zurück in mein Haus!"

Der Karl Weiße saß just neben dem Schwiegervater, ein stattlicher Herr mit einem mild ernsten Angesicht. Man konnte es den Beiden wohl anmerken, daß sie sich gar sehr lieb hatten. Der Sohn hielt eben die Hand des Cantors und schien ihm einen ganz besondern Herzensdank zu sagen, der dem Johann Gottfried Schicht an die Seele ging; denn seine Augen schimmerten feucht, als er so zuhörte, und seine Stimme klang gewaltig unsicher, als er endlich halblaut sagte: „Ja, ja, — mein Herr Sohn, sie ist ein braves Kind, die Jette, fast solch ein Kleinod wie ihre selige Mutter, meine herzliebe Constanze, war. Die sang auch, daß die Engel im Himmel hätten neidisch werden mögen, und hielt doch ihres Eheherrn Wäsche gar fein in Ordnung und ließ ihr Kind niemals unsäuberlich einhergehen, und wußte in ihrer Küche eben so wohl Bescheid wie in ihren Notenbüchern, und hielt die Mägde in strenger Zucht." — „Wohl dem, der Freude erlebt an seinen Kindern", sagte da eine sanfte Stimme vom Ofen her. Ein schlanker, nicht sonderlich großer Mann stand dort und wärmte sich die Hände, denn er war noch nicht lange da, und sah dabei mit großen, wundersam milden Augen auf den alten Cantor. Der nickte auch lächelnd zu ihm hinauf und rief: „Wer weiß, was Euch der Herr noch zugedacht, liebwerther Herr Magister; für solch eine fromme Seele müssen noch besondere Freudenblümlein aufblühen am Lebenswege." Der freundliche Mann aber antwortete: „Ein harmlos Finklein ist gar leicht zufrieden! Ein Stück blauen Himmels, ein Nestlein, das der Sturm verschont, und Futter und klares Wasser von einem Tage zum andern, mehr begehre ich nicht."

Der Solches sprach, war aber ein gar wohlangesehener Mann in Leipzig, dazumal Director einer weit und breit berühmten Erziehungs-Anstalt, welche vom Rathe der Stadt concessionirt; auch ein absonderlich beliebter Kanzelredner; vor allen Dingen aber ein echter und wahrhaftiger Diener der heiligen Cäcilia, und die Musik war die einzige Erquickung und das höchste Labsal seiner Seele. Sein Name war Gottfried Wilhelm Fink. Nach des Tages Last und Hitze, nach jedweder Kränkung, die ihm zu Theil wurde, und sein schwerer Beruf brachte ihm nicht wenige, nach jedem Weh, das sein allzuweiches Herz traf, zog er sich in sein Stüblein zurück, allwo sein kleines Clavier stand, und spielte die Sorgen und Kümmernisse sich von der Seele, in allerlei frommen Chorälen und lieblichen Melodien, und wer ihn dann nach einer Stunde vielleicht heraustreten sah, mußte denken, es gäbe keinen fröhlichern Mann auf der Erde denn eben ihn.

Eben hatte er ausgeredet, indem er seine Hand traulich auf die Schulter seines Freundes, des Cantors, legte, als Jemand an die Thür klopfte, und auf Schichts: „Herein" ein junger, gewaltig schlanker Mensch, in etwas gebeugter Haltung eintrat, eine Notenrolle unter dem Arm. Erschreckt schaute er sich um, und schien bereit, zur Stelle wieder umzukehren; Gottfried Schicht aber erwischte ihn an dem Schoße seines kurzen Röckleins und rief: „Heda! will Er wohl stillhalten! Braucht Er spornstreichs davon zu laufen, wenn Er einmal ein anderes Gesicht allhier findet, denn das seines grämlichen Lehrmeisters? Schau Er sich die Leute erst an, ehe Er die Flucht ergreift, — den Magister und den Hofrath kennt Er doch schon eine geraume Weile, und hat gar manchen Bogen im Dienste der Beiden vollgeschrieben. Und nun komm Er näher ans Licht und zeige sich auch dem Frauenzimmer da, vor der noch Niemand davon gelaufen bis zur Stunde, — das ist meine Tochter Henriette, und da ist mein Schwiegersohn, der Karl Weiße aus Hamburg." Verwirrt und doch erfreut zugleich verneigte sich der Jüngling, wobei ihm sein dickes schwarzes Haar, das er frei auf die Schulter niederfallend trug, fast über die schmalen Wangen zusammenschlug. Dann richtete er sich auf, wendete sich wieder zu Gottfried Schicht und sagte: „Ich bin fertig mit den Chorälen, Herr Cantor."

„Er ist ein absonderlich fleißiger Mensch", antwortete der alte Herr heiter, „und ich wollte, alle meine Schüler machten mir so wenig Noth als Er. Zum Lohn mag Er jetzt auch ein Stündlein hier verweilen. Jettchen, gieb ihm ein Glas heißen Weines." — „Ich kann aber nicht hier bleiben — es ist Sylvesterabend und da habe ich dem kranken Externen, meinem Landsmann, dem Reinhold — Ihr wißts ja und kennt ihn — versprochen, bei ihm zu bleiben."

„— Wenn das ist, mag ich Ihn nicht halten; — aber meine Henriette muß Er doch zuvor hören. Bleib Er nur ein Weilchen, es ist erst sechs Uhr und der Abend wird lang am Krankenbette."

Während der Zeit hatte die hübsche Weißin dem Schüchternen mit freundlicher Miene ein gefülltes Glas credenzt, er nahm es auch und that einen tüchtigen Zug daraus. „Auf Euer Wohl!" sagte der Jüngling, sah der anmuthigen Geberin muthig in die Augen und leerte alsdann das Glas in einem Zuge. Wie Feuer floß es durch seine Adern, — er wußte selbst nicht, war es das selten gekostete Getränk oder das reizende Lächeln der jungen Frau vor ihm, was ihn so wundersam erwärmte.

„Komm her Jettchen — sing uns jetzt eine ordentliche Arie, der Karl Zöllner mag Dich begleiten, er wird sich jetzt nicht mehr fürchten", lächelte der Cantor, „und Du brauchst Dich auch nicht vor ihm zu fürchten, er

verdirbt Dir keine Fioritur, noch fällt er zu früh auf die Tasten, wenn Du einen Triller schlägst. Ich stehe ein für den da. Und wir hören zu, der Magister und der Hofrath, und wollen scharf recensiren und aufmerken, ob die kleine Frau auch wirklich noch singen kann."

Mit heiterer Miene setzte der Cantor Gottfried Schicht sich in dem weiten Lehnsessel zurecht, und der Hofrath Rochlitz nahm neben ihm Platz mit den Worten: „Wehe ihr, wenn sie's verlernte! Ich ließe einen gewaltigen Artikel los für die Leipziger gegen die Weißin, geborene Henriette Schicht!" Karl Weiße aber stand auf, schlang seinen Arm um seine Frau und rief: „Singe nur Jettel, und zeige ihnen, in welch guter Hut nicht nur Du selbst, sondern auch Deine Stimme gewesen, seit Du die Lindenstadt verlassen."

„Auf dem Spinett liegen noch alle Noten Deiner Mutter", sagte jetzt der Cantor, und ein Schatten legte sich auf seine Stirn; „wähle Dir aus mein Kind."

„Da liegt just die Arie des Graun: „Singt dem göttlichen Propheten" — es ist die letzte, die wir mitsammen studirten, wißt Ihr noch liebster Vater? Der Lauf bis ins hohe B wollte immer nicht recht nach Eurem Sinn gerathen. Ihr wart zu Zeiten ein wenig unwirsch deshalb. Aber der Begleiter wird seine Noth haben, denn ich schrieb die Arie selber, und das Notengekritzel meiner Hand ist nicht sonderlich leserlich!" — „Sorge Dich nicht, ich sagte Dir schon einmal, ich stehe für den Karl Zöllner!" lautete die Gegenrede.

(Schluß folgt.)

Der Stiefsohn.

Novelle von August Schrader.

1.

Man erwartete die Ankunft eines Eisenbahnzuges. Es war gegen Abend, die rothen Laternen brannten schon. Ein eisiger Wind trieb die ersten Schneeflocken von Norden her. An dem Nordbahnhofe versammelten sich die Hotelwagen und Fiaker, die Reisende nach der zehn Minuten entfernten Stadt zu bringen hofften. Einzelne Gestalten, Arbeiter, bewegten sich an dem großen Eisengitter auf und ab, die Hände reibend und mit den Füßen stampfend. Die armen Teufel erduldeten Wind und Kälte, ohne zu wissen, ob sich ihnen Gelegenheit bieten würde, etwas zu verdienen.

In der Nähe des Perrons stand ein Mann, der ruhig ausharrte. Er lehnte mit dem Rücken an einem Packwagen und hielt beide Hände in den Taschen seines Rocks, dessen aufgeschlagener Kragen die Ohren verhüllte. Der Hut mit schlaffer Krämpe saß tief in die Stirn gedrückt. Eine Gasflamme warf ihren falben Schein in sein bleiches, knochiges Gesicht, das von einem starken Barte eingerahmt ward. Unter dem linken Arme hielt er seinen Stock.

— Guten Abend, Herr Falk! grüßte ein Eisenbahnarbeiter, der vorüberging.

Herr Falk dankte mürrisch, ohne sich zu bewegen.

Einzelne Personen kamen an, die Reisende empfangen wollten. Das rege Leben begann, das der Ankunft eines Zugs vorangeht. Herr Falk richtete sich jetzt empor; er schien um einen Kopf größer geworden zu sein, man erkannte eine lange, hagere Gestalt, die langsam die Stufen zu dem Perron hinanstieg. Der lange Mann mußte am Podagra leiden, denn er stützte sich auf den Stock, um das Gehen zu erleichtern. In dem Lichtkreise der Gasflammen ließ sich erkennen, daß seine Kleider abgetragen waren. Sein Hut hatte zwar eine moderne Form, aber er war schlecht und zerdrückt. Sein großes Auge, das glühend aus dem vollen Bart leuchtete, prüfte verstohlen die einzelnen auf- und abgehenden Leute.

Nach fünf Minuten ließ sich ein schrillendes Pfeifen vernehmen und der Zug bewegte sich langsam und geräuschlos in die große Halle. Es war ein Schnellzug, der heute nur wenig Passagiere brachte. Die Schaffner rissen die Thüren auf und die Reisenden erschienen. Ein Dutzend Hausknechte priesen mit lauter Stimme ihre Hotels an. Zwei von diesen Ausdringlichen hatten sich eines kurzen, dicken Herrn bemächtigt, der, in seinen feinen Pelz gehüllt, neben dem Wagen stand und das Aussteigen einer Dame erwartete.

— Stadt Paris, mein Herr; Hotel ersten Ranges, in der Nähe der Börse — draußen steht die Equipage!

— Russischer Hof, das bequemste Hotel in der Stadt — Preise billig!

— Soll ich Ihre Reisetasche nach dem Hotel zur Krone schaffen? Es liegt dem Bahnhofe am nächsten!

Der alte Herr hatte Mühe, seine sauber gestickte Reisetasche vor den Zudringlichen zu schützen; sechs Hände streckten sich danach aus.

— Zurück! rief er endlich. Dann wandte er sich an Herrn Falk, der dem Treiben ruhig zusah: mein Herr, sind Sie aus der Stadt?

Der Angeredete zog seinen Hut — eine ehrwürdige Glatze ward sichtbar.

— Ja, mein Herr, ich bin Bürger dieser Stadt.

— Die Anpreisungen dieser Leute sind mir zuwider; ich bitte, nennen Sie mir ein Hotel, das solid ist. Ich werde vier bis sechs Wochen Aufenthalt darin nehmen...

Der kleine dicke Herr sah lächelnd über seine Brille zu dem langen Manne empor. Herr Falk, der trotz seiner eben nicht glänzenden Toilette durch sein biederes und ruhiges Gesicht Zutrauen einflößte, bedeckte sein halbkahles Haupt wieder, indem er antwortete:

— Ich empfehle Ihnen die Stadt Paris. Der Besitzer derselben ist mein Freund — Sie können nirgends billiger, bequemer und eleganter wohnen. Der solide Kaufmannsstand verkehrt dort.

— Der Kaufmannsstand — vortrefflich!

— Von dem Hotel bis zur Börse sind nur wenig Schritte —

— Gut, recht gut!

— Auch liegt das Theater in der Nähe.

— Ich danke Ihnen, mein Herr. Auguste, sagte der Reisende zu der Dame, die indeß an seine Seite getreten war, wir werden in der Stadt Paris wohnen. Das Hotel wird gerühmt — die Kaufmannschaft verkehrt dort. Es ist dies ein Umstand, den ich beachten muß.

Auguste zeigte unter dem schwarzen Sammethute ein reizendes Gesicht. Ihre Wangen waren frisch und rosig wie der junge Mai, ihr dunkles Auge blitzte lebhaft. Die schönsten Lippen bildeten einen reizenden Mund. Ein seidener mit Pelz verbrämter Mantel hüllte ihre schlanke Gestalt ein.

— Sorge nur so rasch als möglich für ein gutes Zimmer, lieber Vater! sagte sie bittend.

Jetzt begann die Thätigkeit Falks; er übergab die Reisetasche einem Hausknechte und befahl ihm, den Wagen bereit zu halten. Dann ließ er sich von dem alten Herrn den Gepäckschein geben und ging der Gepäckausgabe zu.

— Wer ist der dienstfertige Herr? fragte der Reisende den Hausknecht.

— Ein Advocat, war die Antwort. Er hat viel mit Kaufleuten zu thun und ist täglich in unserm Hotel. Auf den kann sich der Herr verlassen. Folgen Sie mir zu unserm Wagen.

Der Mann führte die Reisenden zu einer eleganten Equipage, die an dem Eingange zum Wartesaale hielt. Vater und Tochter stiegen ein. Nach kurzer Zeit brachte man das Gepäck, das der Kutscher zu sich nahm, und der Wagen fuhr der Stadt zu. Herr Falk war durch einen jungen Mann zurückgehalten, der ihn mit den Worten anredete:

— Verzeihung, mein Herr, ich möchte mit Ihnen sprechen.

Das Costüm des jungen Mannes verrieth, daß er mit dem Zuge angekommen war. Er trug einen schweren Reisemantel und eine Pelzmütze. Sein Gesicht war ein wenig bleich, aber zart und interessant. Das schwarze Bärtchen über der Oberlippe stand ihm gut.

Falk sah den jungen Mann einen Augenblick forschend an, dann fragte er:

— Was wünschen Sie, mein Herr?

— Sie haben den alten Herrn und die junge Dame in Empfang genommen?

— Ja.

— Stehen Sie zu den Leuten in Beziehung?

Diese Frage erregte die Aufmerksamkeit Falks im hohen Grade. Mit einer Art Gutmüthigkeit, die seine Schlauheit verdecken sollte, gab er zur Antwort:

— Nun ja. Ich habe Vater und Tochter erwartet. Doch, mein Herr, aus welchem Grunde suchen Sie mich auszuforschen? Interessirt Sie die junge Dame? fügte er lächelnd hinzu.

Der Reisende suchte seine Verlegenheit zu bekämpfen.

— Es liegt mir daran, antwortete er, den alten Herrn näher kennen zu lernen, der mir in meinem Leben schon einmal begegnet sein muß. Gründe veranlassen mich, ihn nicht direct anzureden.

— Ich bin bereit, die Vermittelung zu übernehmen...

— O mein Herr, Sie werden mich dankbar finden! Kennen Sie den Namen des Reisenden?

Falk hatte den Namen auf einem der Koffer gelesen.

— Natürlich! murmelte er. Anselm Ehrenberg...

— Anselm Ehrenberg? rief bestürzt der junge Mann. Aus Lüttich?

— Anselm Ehrenberg aus Lüttich! wiederholte bestimmt Falk, obgleich er den Wohnort des fraglichen Mannes nicht kannte, weil er auf dem Koffer nur den Namen gelesen hatte.

Herr Falk, ein ehemaliger Advocat, errieth, daß hier eigene Verhältnisse obwalten mußten. Das war Wasser auf seine Mühle. Die Bestürzung, die sich des Reisenden bei Nennung des Namens bemächtigt, ließ auf Verwickelungen schließen, die Falk auszubeuten beschloß. Es hatte sich ihm lange keine Gelegenheit zum „Verdienen" geboten. Seit ihm die Praxis genommen war, lebte er in kümmerlichen Verhältnissen, es fehlte seiner Familie oft am täglichen Brode.

Einige Bahnbeamte, die vorübergingen, lächelten, als sie den Exadvocaten, den sie kannten, mit dem Fremden verkehren sahen. Falk ging im Gespräche weiter.

— Sind Sie bekannt in unserer Stadt? fragte er.

— Nein. Empfehlen Sie mir ein Hotel.

— Wie lange wollen Sie hier bleiben?

— Vielleicht drei bis vier Wochen. Ich habe wichtige Geschäfte am hiesigen Platze zu besorgen.

Falk ließ das Gepäck auf einen Fiaker laden und fuhr mit dem Fremden, der sich Karl Engels nannte, nach der Stadt, wo er ihm den Lindenhof anwies, ein gut renommirtes Hotel.

— Mein Herr, sagte Engels, ich erwarte Sie morgen früh. Ich bedarf eines sichern Mannes zur Ausführung einiger Aufträge, die mir wichtig sind. Die Hauptsache bleibt aber Anselm Ehrenberg und seine reizende Tochter. Nehmen Sie dieses Goldstück für die mir heute geleisteten Dienste.

Der Exadvocat versprach Eifer und Verschwiegenheit. Dann ging er zu dem Hotelbesitzer, um den Lohn für die Zuführung des Fremden in Empfang zu nehmen. Von dort eilte er nach der Stadt Paris. Er traf Anselm Ehrenberg in einem prächtigen Zimmer des ersten Stocks. Auguste, eine reizende Blondine von zweiundzwanzig Jahren, war mit dem Auspacken eines Koffers beschäftigt. Als Falk die edle Gestalt und das anmuthige Gesicht des jungen Mädchens sah, begriff er die Freigebigkeit dessen, der eine Anknüpfung mit Herrn Ehrenberg suchte.

— Mein Herr, begann Falk, nachdem er sich tief verneigt hatte, Sie sind in Geschäften hierher gekommen...

— Ja.

— Ich erlaube mir, Ihnen meine Dienste als Agent zu empfehlen. Als Bürger hiesiger Stadt bin ich mit allen Verhältnissen bekannt, und über meine Zuverlässigkeit wird Ihnen der Hotelbesitzer Auskunft geben.

— Eines solchen Mannes bedarf ich, sagte freundlich Herr Ehrenberg. Ich reise in Familienangelegenheiten und habe Erkundigungen über verschiedene Dinge und Verhältnisse einzuziehen. Besuchen Sie mich morgen gegen Mittag, und wir werden uns verständigen. Für die Empfehlung dieses Hotels danke ich Ihnen einstweilen, es gefällt mir. Also morgen sehen wir uns wieder.

Falk grüßte höflich und entfernte sich, um mit dem Hotelbesitzer Rücksprache zu nehmen.

— Vater, sagte Auguste, der Mann, der sich als Agent empfohlen hat, gefällt mir nicht.

— Warum?

— Wie traurig ist er gekleidet!

— Lebte er in guten Verhältnissen, so würde er nicht als Agent thätig sein; es ist dies ein mühseliges und widerwärtiges Geschäft. Glaube mir, ich kenne das. Ein ehrlicher Agent verdient wenig, und die Armseligkeit dieses Mannes beweist, daß er ehrlich ist. Schwindler gehen stattlich geputzt, präsentiren sich als große Herren und sprechen viel — dieser hier ist nicht aufdringlich, er beobachtet Bescheidenheit, spricht wenig, aber gut, und drängt sich nicht auf. Erinnere Dich, daß ich ihn angeredet habe. In seinem großen dunkeln Auge liegt ein offener Charakter — kurz, der Mann gefällt mir. Ich bin Menschenkenner und habe mich in der Physiognomie

noch nie getäuscht. Rechnen wir noch dazu, daß der Agent Zutritt in dieses Hotel hat, das auf seinen Ruf halten muß, so schwindet das letzte Bedenken. Uebrigens werde ich morgen früh den Wirth kommen und mir genaue Auskunft geben lassen. Du weißt, mein Kind, daß ich die Menschen kenne. Dieser ist gerade der Mann, dessen ich in meiner delicaten Angelegenheit bedarf.

Auguste lächelte, als ob sie in die Menschenkenntniß des Alten, dessen Hauptcharakterzug Gutmüthigkeit war, ein großes Vertrauen nicht setzte. Um seine heitere Laune nicht zu verscheuchen, widersprach sie ihm ferner nicht, sondern behielt ihre Ansicht über den Agenten für sich. Vater und Tochter gingen zur Ruhe, nachdem sie ein splendides Abendessen eingenommen.

2.

Falk suchte seine Wohnung auf, die sich in einer engen, schmuzigen Gasse befand. Auf der schmalen und dunkeln Hausflur des Erdgeschosses zog er eine Klingel. Kaum hatte sich der heisere Ton vernehmen lassen, als vier Kinder herbeistürzten und die Thür öffneten. Mit einem lauten Freudengeschrei empfingen sie den Vater, der durch ermahnende Worte die kleinen Tumultuanten zu beruhigen suchte. In ihrer Mitte betrat er das kleine, armselige, aber reinliche Zimmer, das durch eine grüne Schirmlampe erhellt ward. An einem Tische saßen zwei Frauen, emsig arbeitend. Die eine war die Gattin des Agenten, die andere die Tochter, ein hübsches bleiches Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren.

— Guten Abend, Frau! Guten Abend, Kinder! grüßte Falk.

Die Gattin, ärmlich gekleidet, blickte auf. Als sie das heitere Gesicht ihres Mannes sah, fragte sie:

— Hast Du heute Glück gehabt, Falk?

— Hier ist Geld; besorgt ein gutes Abendessen. Mich hungert und dürstet!

Er warf den glänzenden Friedrichsd'or auf den Tisch. Die Kinder stießen ein lautes Freudengeschrei aus.

— Gold! flüsterte überrascht die Mutter, indem sie ihren Mann mit schmerzlicher Freundlichkeit ansah.

— Ein vollwichtiges Goldstück! murmelte Falk. Ich habe lange keins gesehen. Sophie, wechsele und besorge, was nöthig ist. Dafür, daß wir diesen Mittag nicht gegessen, wollen wir uns heute Abend entschädigen. Ich hoffe, daß in einigen Tagen mehr solcher Füchse folgen werden.

Frau Falk nahm mit der Tochter Rücksprache, dann entfernte sich die Letztere, nachdem sie ein dünnes Mäntelchen um die Schultern geworfen hatte. Der Familienvater zog einen alten Schlafrock an und warf sich in das Sopha, das mit einer aus hundert Stücken zusammengesetzten Kattundecke überhangen war.

Das Zimmer des Agenten bot für den Beobachter einen rührenden Anblick. Ueberall zeigte sich der Kampf der Armuth mit Reinlichkeit und Ordnungsliebe. Einzelne Kleinigkeiten erinnerten an den frühern Wohlstand derer, die heute unter der Last der Sorgen und Entbehrungen seufzten. Die Zeit war nicht so fern, in der diese gebildete Familie in einem glücklichen Wohlstande lebte.

Die bleiche, abgehärmte Gattin, deren Haar der Kummer zeitig weiß gefärbt, ließ sich an der Seite ihres Mannes nieder, der behaglich eine Cigarre rauchte.

— Georg, flüsterte sie ganz leise, Du bist also glücklich gewesen?

— Das nenne ich Glück, wenn ich in einer Stunde ein Goldstück gewinne. Du magst mit Sophie den ganzen Monat arbeiten, und verdienst nicht die Hälfte.

— Leider! seufzte die Frau. Was hast Du für das Geld gethan?

— Bis jetzt noch nichts.

— Georg!

— Meine Thätigkeit wird morgen erst beginnen. Sei nur ruhig, Friederike, ich werde in einigen Tagen die schwerste Last abstoßen, die uns drückt. Der fleißige Arbeiter geht zu Grunde — der Speculant, der Agent gewinnt! Frau, ich werde morgen meine ersten Geschäfte als Agent machen.

Die Kinder, die um den Tisch saßen, unterhielten sich in diesem Augenblicke lebhaft; sie hörten die Frage nicht, die Frau Falk, besorgt und ängstlich, leise an ihren Mann richtete:

— Lieber Georg, Du gehst doch in dem Drange, für uns zu schaffen, nicht zu weit? Du vergißt Dich doch nicht?

Die hohe Stirn des Agenten legte sich in Falten.

— Frau, murmelte er, Du repräsentirst in diesem Augenblicke unsere verkrüppelte Humanität — sie kann nicht vergessen! Bereite das Abendbrod und glaube an die Rechtlichkeit und Klugheit Deines Mannes. Bis zu dem Augenblicke, in dem man mich stürzte, bin ich zu dumm gewesen. Vielleicht ertrüge ich den Schlag, der mich so jäh betroffen, mit ruhiger Ergebung; aber wenn ich Dich, wenn ich meine Kinder ansehe, deren Zukunft durch die Schurkerei eines guten Freundes in Frage gestellt ist, dann rollt das Blut rascher durch meine Adern und der Aerger über meine Gutmüthigkeit packt mich. Verlaß Dich darauf, Friederike, ich bin ein kluger Mann geworden und werde als solcher handeln. Da kommt Sophie!

Das junge Mädchen trat mit einem bepackten Korbe ein. Die Mutter legte eine weiße Serviette auf den Tisch und fünf Minuten später begann die hungrige Familie ihr Nachtessen.

Falk war glücklich, als er den Appetit der gesunden und wohlerzogenen Kinder sah; er liebkoste alle und küßte ihnen der Reihe nach die Stirn. Ach, das Herz mußte ihm wohl schwer werden, wenn er die hoffnungsvollen Knaben anblickte und seine traurige Lage bedachte! In dem ältesten, der fast vierzehn Jahre zählte, war der Grund zu einer höhern Bildung bereits gelegt; seit dem Verfalle der äußeren Umstände war die Hoffnung, diese Bildung zu vollenden, geschwunden. Die übrigen Kinder besuchten die Armenschule. Sophie's Erziehung war vollendet, sie hatte bis zum siebenzehnten Jahre Unterricht in einer höhern Töchterschule genossen. Seit länger als einem Jahre war sie die Erhalterin der herabgekommenen Familie gewesen; sie hatte durch feine Stickereien, in denen sie Meisterin war, redlich zu verdienen gesucht. Aber was nützt eine solche Arbeitskraft sieben Consumenten? Die fleißige Tochter hatte Tag und Nacht gearbeitet, aber dennoch war oft das liebe Brod nicht im Hause gewesen. Die zufällige Einnahme des Vaters erlaubte dem armen Mädchen, für diese Nacht der Ruhe zu pflegen.

Nach dem Abendessen gingen die Kinder zu Bett. Frau Falk und Sophie nahmen noch einmal die Arbeit zur Hand. Der Agent saß sinnend in dem Sopha; er dachte an Herrn Ehrenberg und Karl Engels. Da ward plötzlich die Glocke an der äußern Thür gezogen.

Die beiden Frauen erschraken. Ein Besuch so spät in der Nacht war ungewöhnlich.

— Was ist das? murmelte Falk, der glaubte, daß man aus einem der Hotels nach ihm schicke.

Er wollte gehen. Sophie hielt ihn zurück; sie übernahm es, die Thür zu öffnen.

— Wo ist Ihr Vater? hörte man draußen ängstlich eine Frau fragen.

— Das ist ja Frau Westmeier, die über uns die Etage bewohnt, sagte die Mutter, indem sie ihre Arbeit bei Seite legte.

Frau Westmeier, eine Witwe, die ihr gutes Auskommen hatte, war der Familie des Agenten oft gefällig gewesen. Man bat sie freundlich, einzutreten.

— Herr Falk, sagte sie mit vor Angst bebender Stimme, ich wende mich an Sie.

— Ich stehe Ihnen zu Diensten, Madame.

— Begleiten Sie mich in meine Wohnung.

— Was ist geschehen?

— Kommen Sie, kommen Sie, ehe es zu spät wird!

Die Witwe, die eine Kerze trug, ging voran. Falk und Sophie folgten ihr eine schmale Treppe hinan. Ein Brandgeruch quoll ihnen entgegen.

— Um Gotteswillen, rief Falk leise, was ist das?

— Der Rauch ist jetzt stärker geworden, sagte die Witwe, die am ganzen Körper zitterte.

— Woher kommt er?

— Ich glaube, aus dem Zimmer meines Miethsmanns.

Die drei Personen standen auf dem Vorsaale. Aus den Ritzen einer verschlossenen Thür quoll wirklich ein erstickender Kohlengeruch hervor.

— Ist Ihr Miethsmann zu Hause? fragte Falk.

— Ja. Gegen Abend habe ich ihn gesehen. Das Klopfen hilft nichts — um das Aufsehen zu vermeiden, habe ich Sie gerufen — großer Gott, was soll ich beginnen?

Die Angst hatte die Witwe rathlos gemacht. Falk schloß die Thür des Saals hinter sich und öffnete ein Fenster, das nach dem Hofe hinausging.

— Wie heißt Ihr Miethsmann? fragte er.

— Herr Martens.

Nun klopfte er an die verschlossene Thür und rief laut den Namen des Bewohners. Es erfolgte keine Antwort. Der Vorsaal füllte sich immer dichter mit Rauch, der augenscheinlich aus dem vermietheten Zimmer kam. Als wiederholtes Rufen und Klopfen erfolglos blieben, forderte Falk ein Beil und zertrümmerte das Schloß — die Thür sprang auf. Eine dichte Rauchwolke zog in den kleinen Raum; die drei Personen erstickten fast, die Kerze erlosch.

— Ein anderes Licht! rief Falk.

Louise eilte die Treppe hinab. Man öffnete alle Fenster auf dem Saale. In dem Zimmer des Miethsmanns sah man weder Licht noch Feuer. Nichts regte sich. Falk ging hinein und riß die Fenster auf. Augenblicklich entstand eine scharfe Zugluft, die den beißenden Rauch rasch verdünnte.

— Herr Martens! rief die Witwe.

Niemand antwortete. Da trat Sophie mit dem Lichte ein. Falk, der seine letzten Habseligkeiten durch einen Brand zu verlieren fürchtete, trat zu dem Ofen — er öffnete rasch die Klappe in dem Rohre — das Feuer in dem Ofen begann zu brennen. Der Zugwind vertrieb den Rauch. Alle athmeten frei.

— Barmherziger Gott! schrie die Witwe, die mit dem Lichte neben dem Bette stand.

Falk und seine Tochter eilten zu ihr. Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihnen — der Bewohner, ein junger Mann von zwei- bis dreiundzwanzig Jahren, lag todtbleich und regungslos auf der Decke. Seine rechte Hand hing auf den Boden herab. Ein Papier lag daneben, das wahrscheinlich der erstarrten Hand entfallen war. Daß Falk sich dieses Papiers bemächtigte, gewahrten die bestürzten Frauen nicht, die sich weinend abgewendet hatten. Der Exadvocat kannte den Werth der Papiere — er verbarg den Fund rasch in der Tasche seines Schlafrocks.

Nun beschäftigte man sich mit dem jungen Manne. Die Witwe, eine rüstige Frau, hob ihn empor, so daß die kalte Luft, die von der Straße durch das geöffnete Fenster hereinzog, sein Gesicht treffen konnte. Die Retter waren noch zeitig genug gekommen, um dem Erstickungstode vorzubeugen — der Unglückliche erwachte aus der Betäubung, er schlug nach einigen Minuten die Augen auf. Frau Westmeier rieb ihm die Schläfe mit Essig und gab ihm Wasser zu trinken. Dann legte sie ihn in das Bett und warf die wärmende Decke über ihn.

— Sie haben uns einen tödtlichen Schrecken eingejagt, Herr Martens! sagte sie grollend. Wären wir einige Minuten später gekommen, Sie lebten jetzt nicht mehr. Wie kann man die Klappe in dem Ofenrohre verschließen! Das ist mehr als Unvorsichtigkeit, das ist Dummheit!

Nun stellte sie die Ordnung in dem Zimmer wieder her, das gänzlich von Rauch frei war.

Der Kranke sah zur Seite; sein erster Blick traf Sophien, die mit gefalteten Händen neben dem Bette stand. Ein schmerzliches Lächeln verbreitete sich über sein bleiches Gesicht; er wollte sprechen, aber noch fehlte ihm die Kraft dazu. Sophie neigte sich über das Bett und flüsterte:

— Soll ich einen Arzt rufen?

Martens schüttelte mit dem Kopfe. Dann reichte er der lieblichen Jungfrau die Hand und sah sie mit seinen großen feuchten Augen an, als wolle er sie um Verzeihung bitten. Sophie neigte sich zu ihm und sagte leise:

— Gott sei Dank, daß Ihre Unvorsichtigkeit nicht schlimmere Folgen gehabt hat.

Sie reichte ihm noch einmal das Glas, aus dem er in hastigen Zügen trank. Dabei berührte er mit den Lippen ihre Fingerspitzen. Hätte Falk, der das Zimmer verlassen, diese Scene gesehen, er würde nicht daran gezweifelt haben, daß zwischen seiner Tochter und dem jungen Manne ein zärtliches Verhältniß stattfand. Sophie half der Nachbarin die letzten Spuren des Unfalls verwischen. Als Fenster und Thüren wieder geschlossen waren, hielt die Witwe dem Kranken eine derbe Strafpredigt. Martens hörte die Zürnende ruhig an; seine ersten Worte waren:

— Ich weiß nicht, wie es gekommen ist!

Sophie athmete hoch auf. Als die Witwe sich einen Augenblick entfernt hatte, trat Sophie zu dem Bette.

— Gute Nacht, Felix!

— Sophie, flüsterte er leise zurück, ich segne das Leben, weil Sie mich lieben! Verlassen Sie mich, wird mir der Tod willkommen sein.

— Felix, Sie haben doch wohl nicht selbst...

— Nein, nein! rief er verwirrt. Ich werde nicht freiwillig aus der Welt scheiden, in der mein lieber Engel lebt. Schwören Sie, mir treu zu bleiben, wie sich auch mein Schicksal gestalten möge!

— Das schwöre ich Ihnen! flüsterte sie unter Thränen.

Dann drückte sie einen flüchtigen Kuß auf seine bleichen Lippen.

— In den nächsten Wochen, Sophie, wird es sich entscheiden, was ich von meiner Familie zu hoffen habe.

Die Witwe unterbrach das kaum begonnene Gespräch der Liebenden. Sophie grüßte, nahm ihr Licht und ging zu ihren Aeltern hinab. In der Straße ließ sich das Horn des Wächters hören.

— Wie geht es dem jungen Manne? fragte theilnehmend Frau Falk.

— Er hat sich wieder erholt.

— Trägt seine Unvorsichtigkeit die Schuld an dem Unfalle?

Diese Frage beantwortete der Agent mit den Worten:

— Sprecht nicht weiter über die Geschichte, damit wir nicht noch in eine Untersuchung verwickelt werden. Gehe zu Bett, liebe Frau, Du hast in der verflossenen Nacht wenig geschlafen. Sophie, Du folgst der Mutter.

— Und Du, Georg? fragte die Gattin.

— Ich habe noch einen Brief zu schreiben, der morgen früh zur Post soll.

Bald war Falk allein. Nachdem er sich überzeugt, daß er vor Störung sicher sei, zog er das Papier hervor, das er an dem Bette des betäubten Martens gefunden hatte. Die Adresse war an Frau Westmeier gerichtet. Der Agent erbrach ohne Zaudern das Siegel. In dem Couverte lag ein Zettel und ein Brief, der ebenfalls versiegelt war. Der Zettel enthielt folgende Zeilen:

„Madame.

Diesen Brief werden Sie neben meiner Leiche finden. Damit Sie für die freundliche Aufnahme, die Sie mir haben zu Theil werden lassen, nicht in unangenehme Berührung mit den Behörden kommen, bestätige ich hiermit, daß ich mir selbst den Tod durch Erstickung gegeben. Die Gründe, die mich dazu veranlaßt, mögen ein Geheimniß bleiben. Alles, was ich hinterlasse, meine Uhr, meine Ringe, Wäsche, Kleidungsstücke und Bücher vermache ich Ihnen. Decken Sie davon die Auslagen, die Sie für mich gemacht haben.

Ich vermuthe, daß sich in der nächsten Zeit Jemand einfinden wird, der im Namen eines Herrn Anselm Ehrenberg Erkundigungen nach mir einzieht — statt aller Antwort übergeben Sie ihm beifolgenden Brief, der die Adresse des genannten Herrn trägt. Nehmen Sie meinen Dank für ihre mütterliche Pflege und Güte, und bewahren Sie ein ehrenvolles Andenken — dem unglücklichen Felix Martens."

— Das ist seltsam! dachte Falk. Der bleiche Mensch, der hier so still und eingeschränkt lebte, der durch Sprachunterricht kaum so viel erwarb, als er bedurfte, dieser Mensch steht zu dem reichen Anselm Ehrenberg in Beziehung! Es wacht entweder ein guter Stern über mir, oder der Zufall, der mir tausend tückische Streiche gespielt, will mich einmal glücklich machen. O, mir wird jetzt so Manches klar. Ehrenberg wird mich zur Auffindung dieses Felix Martens benutzen wollen. Warum geht er so still und geheimnißvoll zu Werke? Warum wendet er sich nicht an die Behörden? Warum nimmt sich Martens das Leben? Die Antwort auf alle diese Fragen kann nur die sein: hier liegt ein Geheimniß, vielleicht die Absicht eines Verbrechens zum Grunde. Aufgepaßt, Falk, es blüht dein Weizen! Die reichen Leute werden freigebig, wenn sie wissen, daß man ihre Leidenschaften kennt.

Unschlüssig, den zweiten Brief in der Hand haltend, ging der Agent im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen und erbrach das Siegel, indem er flüsterte: Niemand hat gesehen, daß ich das Papier zu mir gesteckt — ich muß das ganze Geheimniß kennen lernen, wenn ich Nutzen daraus ziehen will. Es steht ja bei mir, die Papiere zu vernichten

Man sieht, daß der Exadvocat es mit der Ehrlichkeit nicht allzugenau nahm. Er las also den Brief, der an Anselm Ehrenberg adressirt war, und folgendermaßen lautete:

„Mein Herr!

Ihnen, dem zweiten Manne meiner unglücklichen Mutter und meinem Vormunde, gelten diese Zeilen, die ein Sterbender an Sie richtet. Mein Tod kommt Ihnen vielleicht gelegen; aber ich suche ihn, weil mir der Kampf mit dem Leben verhaßt ist. Sie haben mich nicht allein um mein Vermögen, Sie haben mich auch um das Glück der Zukunft betrogen, indem Sie meine Erziehung vernachlässigten. Besäße ich die Fähigkeiten, mein Leben anständig zu fristen, daß ich das Mädchen, das ich liebe, als Gattin heimführen könnte, ich würde arbeiten und mich über Ihren schmählichen Betrug hinwegsetzen. Aber die trostlose Aussicht, auf das höchste Glück, dessen der Mensch theilhaftig werden kann, verzichten zu müssen, erfüllt mein Herz mit Bitterkeit und treibt mich zur Verzweiflung. Ich kann nicht mehr gegen das Schicksal ankämpfen, das Sie mir bereitet haben. Die Bekanntmachung, welche die Behörde in den Zeitungen erlassen, hat mich völlig zu Boden geschmettert. Das Urtheil, das darin ausgesprochen wird, ist Ihr Werk. Gott ist mein Zeuge, daß ich unschuldig bin; aber wer glaubt an meine Schuldlosigkeit? Selbst die Jungfrau, die ich liebe, wird mich verachten müssen. Sie haben nicht nur mein Vermögen an sich gerissen, Sie haben auch meinen guten Ruf, meine Ehre zerfleischt, um Ihrer Beute desto sicherer zu sein. Mir bleibt keine Waffe, mit der ich mich gegen Sie vertheidigen kann. So will ich denn sterben, damit Sie sich meinen Tod zum ewigen Vorwurfe machen. Der Genuß, den Sie in Ihrem Reichthume finden, mag Ihnen durch das Gewissen verbittert werden, das Ihnen Tag und Nacht das Wort „Mörder" zuflüstert. Ihre Hand hat das Feuer angezündet, dem der tödtliche Rauch entströmt. Ich muß schließen — das Zimmer wird immer finsterer — ich sehe kaum die Kerze noch — meine Hand zittert — Mutter, bald werde ich bei Dir sein — Felix Martens."

Der Agent zitterte vor Aufregung; er hatte ein Geheimniß kennen gelernt, das ihm gute Früchte tragen mußte, wenn er es mit Vorsicht ausbeutete. Daß der freundliche und gutmüthig aussehende Ehrenberg seinen Stiefsohn bis zur Verzweiflung hatte treiben können, um sich ein wahrscheinlich beträchtliches Vermögen anzueignen, war ein Unternehmen, dessen man ihn kaum für fähig gehalten. Falk dachte noch einige Zeit über die Bosheit der Menschen nach, dann legte er sich schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Das Wörterbuch der französischen Akademie. Die Académie française ward 1635 von Richelieu gegründet, „um die Sprache zu befestigen und zu glätten“ (pour fixer et polir la langue). In Verfolgung dieses Zweckes gab sie 1694 ein Wörterbuch heraus, dessen letzte Ausgabe, die sechste, vom Jahre 1835 ist. Gegen Ende 1858 ist nun die erste Lieferung des „dictionaire historique de la langue française, publié par l'académie française“ (Geschichtliches Wörterbuch der französischen Sprache, herausgegeben von der französischen Akademie) erschienen. Dieses Werk ist als die siebente Ausgabe des alten Wörterbuches zu betrachten, dessen Plan aber außerordentlich erweitert ist; denn das neue behandelt den gesammten Sprachschatz, Wort für Wort, historisch, etymologisch, literarisch und grammatisch. Leider ist dies so werthvolle und interessante Unternehmen seiner riesenhaften Ausdehnung halber ganz unausführbar, wie ein einfaches Rechenexempel darthut.

Die vorliegende erste Lieferung des neuen Werkes, welches in Quartformat erscheint, hat 368 Seiten und schließt mit dem Worte abusivement (mißbräuchlich). In der sechsten Ausgabe des ursprünglichen Wörterbuches, welches im Ganzen 1872 Seiten zählt, steht abusivement auf der dreizehnten Seite. Dividirt man nun mit 13 in 1872, so ergiebt sich, daß der Abschnitt bis abusivement den einhundertvierundvierzigsten Theil des gesammten Werkes ausmacht, folglich wird das neue Wörterbuch 368 × 144 = 52,992, oder in abgerundeter Zahl 53,000 Seiten haben, was einhundertundsechs Bände, zu je fünfhundert Seiten, ausmacht. Zur Ausarbeitung und Veröffentlichung dieser ersten Lieferung hat die Akademie zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahre gebraucht. Um das Werk nach dem vorliegenden Plane auszuarbeiten, ist mithin ein Zeitraum von ungefähr dreitausenddreihundert Jahren erforderlich (144 × 23 = 3312). Die letzte Lieferung werden sonach diejenigen erhalten, welche gegen das Jahr 5150, also gegen die Mitte des zweiundfünfzigsten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung leben werden. Um sich nun aber einen recht deutlichen Begriff zu machen von den Umwälzungen, welche dreiunddreißig Jahrhunderte hervorbringen, und davon, wie es im Jahre 5150 mit Wörterbüchern, in französischer sowohl als anderen Sprachen, mit der Akademie und ähnlichen Instituten aussehen wird, drehe man die Berechnung um und gehe in der Zeit rückwärts. Angenommen das Wörterbuch sei vollendet, und 1858 nicht die erste, sondern die letzte Lieferung ausgegeben worden, so wäre die erste ungefähr 1440 vor Christi Geburt erschienen, also kurz nach dem Einzuge der Israeliten in das gelobte Land, oder zu der Zeit, da König Minos über Creta herrschte, der Sohn Jupiters und der Europa; die zwölfte Lieferung wäre in den trojanischen Krieg hineingerathen; Kaiser Augustus hätte die zweiundsechzigste bis dreiundsechzigste erhalten u. s. w. u. s. w. Aber auch, wenn die Akademie im Stande wäre, alle fünf Jahre eine Lieferung zu veröffentlichen, so wäre das Werk doch erst in siebenhundertzwanzig Jahren vollständig, und erst die Nachkommen in der vierundzwanzigsten Generation eines heutigen Abonnenten würden in den Besitz der letzten Lieferungen gelangen. Die Herstellungskosten des ganzen Werkes könnten nur nach Millionen berechnet werden, und auch die Anschaffung wäre nur sehr Wenigen möglich; denn der Buchhändlerpreis der ersten Lieferung beträgt 8 Francs, und es würde sonach das gesammte Wörterbuch jeden Abonnenten 1152 Francs — etwas über dreihundert Thaler — zu stehen kommen.

Die Weltgeschichte in den Schulen. Es ist eine traurige, aber gegründete Wahrnehmung, daß in unserem Deutschland unter den sogenannten gebildeten Ständen sowohl wie unter den weniger gebildeten Volkskreisen es sehr Viele giebt, welche in geschichtlichen Dingen eine wahrhaft erschreckende Ignoranz offenbaren. Am auffälligsten aber erscheint diese Unkenntniß gewisser Perioden der Geschichte bei denen, welche die sogenannten Gelehrten- oder lateinischen Schulen besucht haben. Bildet sich hier Einer nicht selbst fort, so kann es leicht kommen, daß er die Universität bezieht ohne von dem, was man Weltgeschichte nennt, mehr zu wissen, als was bis zum peloponnesischen Kriege, das heißt 431 bis 404 vor Christi Geburt, oder höchstens was bis zum Untergange des weströmischen Reichs 476 nach Christi Geburt sich ereignete. Ein sehr glücklicher Umstand ist es, wenn ihm etwas über die Völkerwanderung mitgetheilt wird; und eine außerordentliche Gunst des Schicksals wird ihm zu Theil, wenn der Professor seinen philologischen Stolz so weit vergißt und sich erinnert, daß es neben Griechen und Römern in der Weltgeschichte auch eine Nation giebt, welche die deutsche genannt wird... Die neuere Geschichte aber, insbesondere die Geschichte der französischen Revolution mit ihren welterschütternden Folgen, ist für den Gymnasiallehrer ein noli me tangere oder ein verschleiertes Bild zu Sais, von dem man nicht ohne Gefahr den Schleier heben darf. Die Folgen einer solchen Behandlung der Geschichte bleiben nicht aus. An dem politischen Elend, welches die Nation heimsucht, ist zum nicht geringen Theil die Unkenntniß des Volks hinsichtlich unserer eigenen deutschen Geschichte schuld. Alle die Uneinigkeit, alle die Eifersüchteleien und Sonderbestrebungen, welche jetzt der Neugeburt des Vaterlandes in den Weg treten, haben schon oft verhängnißvolle Rollen in unserer deutschen Geschichte gespielt. Die Geschichte zeigt auch, wo die Hauptquellen dieser Uneinigkeit und Sonderbestrebungen zu suchen sind. Wir müßten ein Volk von Beotiern sein, wenn wir diese Quellen nicht verstopften, nachdem wir ihre traurige Wirkung erkannt. Aber damit dies geschehe, ist es nothwendig, daß das deutsche Volk seine Geschichte studire, die freilich zuweilen — wir erinnern nur an die jammervolle Zeit des dreißigjährigen Kriegs — eine Leidensgeschichte ist, wie sie trauriger kaum ein zweites Volk aufzuweisen hat. K. W.

Ein verschollenes Königreich. Frankreich besaß zur Zeit des Mittelalters ein höchst sonderbares Tribunal, das unter dem Namen des Königreichs Basoche in der Geschichte erwähnt wird und seinen Sitz wie andere Gerichtshöfe im sogenannten Palast zu Paris hatte. Dieses Tribunal, das 1303 gestiftet wurde und gewissermaßen eine Parodie der Magistratur war, bestand aus jungen Studirenden und Gerichtsschreibern, die man dadurch fähig machen wollte, Procuratoren und Advocaten zu werden. Man setzt den Ursprung dieser komischen Stiftung in die Zeit, da das Parlament zu Paris für beständig fixirt wurde. Damals schon nahm dieser Gerichtshof den prächtigen Titel eines Königreiches an. Der Präsident nannte sich König von Basoche, er sprach zu Recht über seine Unterthanen oder vielmehr Mitbrüder. Im fünfzehnten Jahrhundert gingen aber diese Könige noch weiter, denn sie beschäftigten sich auch mit den Ergötzlichkeiten ihrer Unterthanen wie des Publicums überhaupt. Sie veranstalteten allerhand Arten von Schauspielen, „Fressen und Moralitäten“, worüber die Basochianer das Privilegium hatten.

Der König von Basoche stand an der Spitze eines vollständigen Magistratscollegiums. Hier gab es einen Kanzler, zwölf ordentliche und drei außerordentliche Requetenmeister, einen Großreferendarius, einen Großschatzmeister und einen Großalmosenier, dessen Amt die Austheilung der Strafgelder war, die zu barmherzigen Werken verwendet wurden. Ferner hatten sie einen Generalprocurator, einen Generaladvocat, einen Obergerichtsschreiber und einen Obergerichtsdiener. Die wichtigsten Personen waren indeß die Schatzmeister, denn ihnen lag es ob, von ihren Unterthanen den Tribut einzufordern und für die öffentlichen Mahlzeiten zu sorgen, die den Basochianern oft gegeben wurden. Man versichert, daß sie auch eine eigene Münze hatten, die aber nur als Goldpapier bestand und blos innerhalb dieses Königreichs circulirte. Diese Posse wurde so ernsthaft behandelt, daß das Parlament zu Paris im sechzehnten Jahrhundert verschiedene Verordnungen ergehen ließ, wodurch die Ausdehnung der Rechte der Basoche geregelt wurden. Unter Anderem ward 1545 ein Parlamentsbeschluß gefaßt, bei welchem der nachherige Kanzler Poyet, der damals nur Advocat war, die Sache des Königs von Basoche verfocht. Die Statuten dieses seltsamen Gerichtshofes waren gedruckt und im Parlament registrirt.

Mit der Zeit mißbrauchten die Basochianer die ihnen eingeräumten Vorrechte, und zwei Mal wurden sie zu Geldstrafen, einige der Brüder sogar zu Kerkerstrafen bei Wasser und Brod verurtheilt.

Nachdem dieses Institut lange Zeit hindurch die Magistratspersonen belustigt hatte, ist es endlich so sehr verfallen, daß man kaum noch eine Spur davon antrifft.

D.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 8. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt.

Zur Unterhaltung für alle Stände.

24. Februar.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Das Bienenliedchen.

Erinnerung an einen Heimgegangenen.

Von Elise Polko.

(Schluß.)

Der junge schlanke Schüler Schichts setzte sich an das Spinett, überflog mit seinen klugen Augen nur eine kleine Weile das wunderlich bekritzelte Blatt, nickte der Weißin dann muthig zu, schlug den ersten Accord an, und spielte das Ritornell rasch und feurig. — Einen Augenblick lang flog doch ein Beben durch seinen ganzen Körper, als so dicht neben ihm eine Sopranstimme wie auf Adlerschwingen emporstieg in dem köstlichen Lauf:

„Singt dem göttlichen Propheten“ —

Solche Stimme hatte er ja noch nie vernommen, — solch ein Gesang war noch nie vor ihm laut geworden — aber die Besonnenheit verließ ihn darum doch nicht. Während der ganzen Arie, in dem Brillantfeuer der prächtigsten Fiorituren, in dem blendenden Licht der lang ausgehaltenen Töne blieb er vollkommen ruhig, — jede Note der Begleitung war an ihrem Platze, jedes Ritardando stimmte mit dem der Sängerin, jedes Accelerando fand ihn gerüstet, kein Forte beirrte, kein Pianissimo überraschte ihn. Es war, als ob eben diese Beiden schon ein halbes Menschenalter lang mit einander Musik getrieben; die Leistung war wie aus einem Guß, und die lebhafte Henriette beugte nach dem letzten Ton sich blitzschnell herab zu dem Jüngling, drückte einen Kuß auf seine Stirn und rief: „Er hats brav gemacht, lieber Junge!“

„— Und Du nicht minder!“ lächelte der alte Schicht, unter mühsam unterdrückten Thränen. „Komm her, laß Dich umarmen, Jettchen. Der heiligen Cäcilia sei Dank, daß sie Dich einem Musikanten in die Arme geführt, der den Schatz Deiner Stimme zu hüten wußte. Jetzt war der Lauf, wie ich ihn immer haben wollte. Du hast meinem alten Herzen wohlgethan, Kind!“

Die junge Frau küßte erst ihren Vater, umhalste dann ihren Mann, nahm lachend die feinen Lobsprüche des entzückten Herrn Hofrath entgegen, während Gottlieb Wilhelm Fink leise mit dem jungen Zöllner redete, der mit hochgerötheten Wangen und blitzenden Augen neben dem Spinettlein stehen geblieben war.

„Nicht so, Herr Magister,“ aus dem da wird einmal ein ordentlicher Musikmeister“, rief jetzt Henriette Schicht dazwischen, trat herzu und legte ihre volle weiße Hand auf die Schulter des jungen Mannes.

„Wird leider ein Candidatus theologiae aus ihm“, antwortete Fink, „es ist Solches aber wahrlich eine Sünde wider die hochheilige Musika selber. Seine Mutter hat sichs nun einmal in den Kopf gesetzt, den Sohn im Priesterröcklein zu sehen, — und man sagt, was die Weiblein einmal wollen — —“

„Aber daraus wird nun und nimmermehr etwas!“ rief die hübsche Henriette, — „und daß ich, ich selber, die Henriette Weißin, daran die Schuld trage, daß er kein geistliches Herrlein wird, ist gar zu schön. Ich sage Euch, von heute an kann er gar kein Theologe werden — er muß ein Musikant sein und bleiben sein Lebenlang — denn ich habe ihn ja geküßt!“ — Es dauerte eine geraume Weile, ehe sie den Männern, die wie aus einem Munde mit allerlei Fragen, Scherzen und staunenden Ausrufungen auf sie eindrangen, ordentlich Rede zu stehen vermochte. Endlich trat sie vor ihren Vater hin, und ihre Feuerblicke neckisch von einem zum Andern schickend, lächelte sie: „Sind da doch wahrlich vier alte Musikanten im Stüblein versammelt, und doch besinnt sich Keiner auf das alte Sprüchlein:

„Wen geküßt Musikantenkinds rother Mund,
Gehört der heiligen Cäcilia von selbiger Stund;
Muß werden ihr unterthan ganz und gar,
Mit Leib und Seelen und Haut und Haar!“

„Und ich bin nimmer gesonnen, solch köstlich Sprüchlein zu Schanden zu machen“, rief plötzlich Karl Zöllner strahlenden Blicks, „Ihr sollt es erleben, so hoffe ich, Frau Henriette! — Es wird nichts mit dem Pfarrherrn, ich fühls in dieser Stunde gar zu mächtig! Und ich denke, mein Mütterlein in Eisleben wird sich trösten,

und eines Tages erkennen, daß ein rechter Musikant doch sicherlich eben so viel werth als ein geistlicher Herr!"

Diese feurige Rede des sonst so Schüchternen rief eine laute allgemeine Heiterkeit hervor.

„So habe ich den Karl noch niemals gesehen, — da sieht man, was ein ordentlicher regelrechter Gesang zu Wege bringt", sagte der alte Schicht. Der Hofrath Rochlitz aber küßte der Sängerin die Hände und scherzte: „Da sieht man vielmehr, wie ein paar schöne Augen alle althergebrachte Regel und Ordnung umstoßen! Jung und Alt versteht Ihr an Euer Triumphwäglein zu spannen. Wohl und wehe dem, der sich in Euern Netzen fängt, schelmische Henriette Weißin."

Nachher spielte Karl Weiße noch ein köstlich Adagio auf dem Cello zu allgemeinem Ergötzen, — und in dem lebhaften Hin- und Widerreden über das Gehörte war es, wo Karl Zöllner sich fortschlich, ohne daß Jemand seine Flucht gewahrte. Es wurde ihm gar schwer sich loszureißen, aber sein kranker Mitschüler erwartete ihn, und da hätte ihn nichts abhalten können, sein Versprechen zu lösen. — Erst wie er draußen in der Kälte stand, und den Schnee unter seinen Füßen fühlte und der eisige Wind in seinen Haaren wühlte, fühlte er wie es in ihm glühte, wie seine Wangen brannten und sein Herz klopfte. — Und wie er so dahinschritt im leichten Röckchen, umtönten ihn noch die herrlichen Klänge der wunderschönen Frauenstimme, und dazwischen sang und klagte das Cello. — Ehe er sichs träumen ließ, stand er in der Reichsstraße, allwo seine Schulfreunde wohnten, die ihn zu dem Kranken begleiten sollten. — Es galt ja dem Armen eine kleine frohe Ueberraschung zu bereiten, zum Jahresschluß. Unwillkürlich griff er an die Brust — ja, die Notenrolle war noch da. Während er die vier dunkeln Stiegen hinaufkletterte und von Zeit zu Zeit die Namen jener Vier, die er eben suchte, laut rief, quälten ihn allerlei Sorgen. Wenn sie nur Alle auch ordentlich sangen! Der Tenor hatte in der letzten Probe so gar bedenklich geschwankt, — der Baß konnte sich trotz aller Mahnungen und Bitten das arge Schreien nicht abgewöhnen! — Es wogte und wallte etwas von der Furcht und stolzen Hoffnung eines Componisten in der Seele dieses Jünglings, es bereitete sich ja Wichtiges vor: der kranke Freund sollte sein erstes Männerquartett hören! — Wer aber jemals die arge Welt mit einem opus 1 beglückt, der weiß nur allzuwohl, welche Gefühle die Seele durchziehen, wenn solches zum ersten Mal zu Gehör gebracht werden soll.

Die größten Künstler der Welt vermögen es ja nimmer so auszuführen, wie der Componist es in jenen seligen Stunden des Schaffens singen und klingen gehört. — Ach und gerade heute hätte der Karl Zöllner ein Stück seines eigenen Lebens dahin geben mögen, wenn es dem Kranken so recht lieb und froh ins Ohr geklungen!

In der Schloßgasse, in einem engen Stübchen im dritten Stockwerk, dessen Fenster hinausging auf einen dunkeln Hof, saß ein junger kranker Mensch in einem alten Lehnsessel. Eine trübe Lampe brannte auf dem Tisch, ein Bett stand im Winkel. Es war gewaltig heiß in dem engen Raume, das Feuer im Ofen arbeitete mächtig, und doch streckte der arme Knabe seine bleichen Hände dem schwarzen Freunde entgegen, wie Einer den die Kälte peinigt. Unruhig sah er von Zeit zu Zeit nach einer Uhr, die auf dem Tische neben ihm lag; er war schon gar lange allein, denn der gutmüthige Schuster, sein Hauswirth, hatte ihn vor einer Stunde verlassen, um mit einigen seiner alten Zunftgenossen und Bekannten einen lustigen Sylvesterabend zu feiern. Und das Alleinsein ist nur süß für die Gesunden und Glücklichen, den Armen und Kranken bringt es bittere Qualen.

Der Reinhold saß da und dachte an vergangene Zeiten, allwo er ein frohes Kind mit frohen Geschwistern, und Vater- und Mutteraugen noch über ihm leuchteten. —

Er sah das kleine Aelternhaus ganz deutlich, mit seinem niederen rebenübersponnenen Dach; — sah den Hof und den Garten, wo die Bienenstöcke standen; — sah den prächtigen Wald dahinter, von dem die Kinder damals glaubten, er habe kein Ende. — Und er sah auch den staubigen Weg, der vom Hause in die Stadt Eisleben führte, — auf dem er allmorgentlich zur Schule wanderte. — Er dachte auch an den letzten Sylvesterabend, den er daheim verlebt; — sie hatten Alle bei einander gesessen um den runden Tisch in der Wohnstube, Vater und Mutter, die beiden Schwestern und er selber mit seinem besten Schulkameraden, dem Karl Zöllner. Und die Mutter hatte Kuchen gebacken, und der Vater gab Jedem ein halbes Gläslein voll heißen Punsches. — O, er hörte noch deutlich das silberne Lachen der Schwestern, als auf die Frage des Vaters: was er wohl dermaleinst werden wolle, der Karl Zöllner so lustig rief: „Ein Spielmann!" — Dann hatte die Mutter ihn selber gefragt, und er hatte so recht aus vollem Herzen gesagt: „Ein Förster, wie es der Vater ist, damit ich allezeit im grünen Walde leben kann!"

Und ein Jahr nachher — — wie anders war Alles geworden, und wie bitter traurig. Der Vater von Wilddieben erschossen; die Mutter vor Schrecken zur Stelle gestorben, als sie ihn heimgebracht; — die eine Schwester fortgezogen weit, weit übers Meer mit fremden reichen Leuten; die andere, die schöne blonde Anna, mit gebrochenem Herzen und irren Sinnen, verlassen von einem schlauen Verführer, in einem Irrenhause; und er selbst — sollte Student werden und Pfarrer gar, so wollte es der Vormund. — Zwar hatte der Reinhold gemeint, er müsse sterben, als er von dem Hause und dem Garten mit den summenden Bienen, und sonderlich von dem rauschenden Walde Abschied nahm — er war aber leben geblieben, hatte sogar fleißig gelernt, und gute Zeugnisse dem Vormund geschickt. — Daß er dabei hinsiechte, sah Niemand als sein Freund Karl Zöllner, den sie ja auch nach Leipzig geschickt hatten, auf die weltberühmte Thomasschule. — Aber wenn sich auch Karl Zöllner oftmals um das bleiche Aussehen und das gebrochene Wesen Reinholds bekümmerte, helfen konnte er ihm doch nichts, — höchstens die eigene Armuth mit ihm theilen, oder ihm zusprechen wie man einem kranken Kinde zuredet. Und das Reden half weniger als ein Spaziergang vor den Thoren, oder eine leise Weise auf dem Spinett gespielt. Dann allein vergaß der Reinhold auf Augenblicke jenen brennenden Schmerz seines Herzens, jenes tödtliche Heimweh nach dem grünen Walde, an dessen Saum er aufgewachsen. — Er lag wiederum im Grase auf dem Rücken, blickte durch das Laubwerk hindurch in den hellen Himmel, sah die Goldkäfer und Schmetterlinge schwirren und fliegen, — und hörte die Bienen summen. O, dies wundersüße, köstliche Bienengesumme! — —. Der Reinhold meinte in der ganzen Welt keine besseren Freunde zu haben, denn die Bienen, und kein Vogelsang deuchte

ihm auch nur halb so schön, — selbst nicht beim Schlage der Nachtigall ließ sichs so herrlich träumen.

Und als endlich der Reinhold krank wurde, sehr, sehr krank, und dennoch nimmer den Doctor fragte wegen des bösen Hustens und schweren Athemholens, — und zuletzt nicht mehr seine arme kleine Stube verlassen konnte, da war es wiederum sein bitterstes Leid, nicht mehr die Bienen summen zu hören, — und nicht mehr das Laub des Waldes rauschen. Der Frühling kam ja noch lange, lange nicht — — und der Winter war so dunkel und traurig. — Selbst die Musik war verstummt für ihn, seit er da oben in seinem Kämmerlein saß, — denn er selber hatte ja kein Spinett wie sein junger Freund. — Der kam zwar getreulich, so oft er konnte, — aber der Stunden „sind ja allzuviel", wie's in dem alten Volksliede heißt, für den Kranken wenigstens sicherlich, der Gesunde zählt sie nicht, — und o wie endlos lang sind sie!

An all diese Dinge dachte der arme Knabe — — bis er Tritte auf der Treppe hörte und ein Klopfen, und Karl Zöllners freundliches Gesicht zur Thür hineinschaute. „Grüß Gott, Reinhold", sagte er — — „ich hab' Dir was mitgebracht zum neuen Jahre. Den grünen Wald und die Haide kann ich Dir freilich nicht ins Stübchen tragen, das könnte zur Stunde, glaub' ich, der liebe Gott selber nicht; — aber was Anderes bringe ich mit, — und da draußen stehen noch Vier, die mir tragen halfen, — dürfen sie hereinkommen?"

Und der Kranke hob den blonden Kopf, ein Lächeln flog über seine feinen Züge, die großen blauen Augen richteten sich erwartungsvoll nach der Thür. Er nickte lebhaft, als er vier seiner Schulkameraden erkannte, die jetzt mit feierlicher Miene eintraten und sich seinem Sitze gegenüber aufstellten.

„Jetzt denk', es sei Sommer, Reinhold", sagte Karl Zöllner, „und Du lägest draußen im Grase — —" „Was hilft es mir — — die Bienen, meine alten Freunde, sind doch nicht da —", flüsterte der Kranke. Da erhoben sich — Karl Zöllner schwang eine Notenrolle als Tactstab — vier frische weiche Knabenstimmen und sangen das schlichte Bienenliedchen des Halberstädter Dichters:

„Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her und sog
Süßigkeit aus allen Blumen;
„Bienchen", sprach die Gärtnerin,
Die sie bei der Arbeit trifft,
„Manche Blume hat auch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen?"
„Ja", sagt sie zur Gärtnerin,
„Ja, das Gift laß ich darin!"

Aber was war das? — Um die lieblich einfache Melodie webte sich leibhaftiges, wirkliches Bienengesumme; es war als ob die lustigste Biene „emsig hin und her" summte, bald hoch, bald tief, bald leise, bald laut, — aber immer in derselben Tonart des Liedes; — eine Biene wars also nicht allein, sondern sogar eine ganz musikalische! — War das Zauberei? — Kam der herrliche Sommer daher, — wehte es vom fernen Heimathswalde herüber, — zog der Duft des Haidekrautes in das arme Stüblein? — Der Kranke hatte sich aufgerichtet: „o die Biene, die Biene!" murmelte er, mit verklärten Blicken um sich schauend. — Als die jungen Sänger schwiegen und näher zu ihm herantraten, schaute er sie Alle mit feuchten Augen an, und lächelte ihnen zu. Um Karl Zöllners Hals aber schlang er die matten Arme und flüsterte: „Dank Dir, Du Guter, Lieber, — laß mirs noch einmal singen — ich kann dann besser athmen — die Brust wird mir weit — — o, sie summt just so wie daheim, Deine Biene! — — Ich weiß wohl, daß Du diese Biene bist, Karl, aber Du hasts ja auch von unsern Bienen gelernt; denn ich habe in der Fremde noch nie eine Biene so summen gehört, wie dort in unserm Garten!"

Und sie sangens ihm noch einmal, und ein Roth der Freude färbte seine blassen Wangen, und er ließ sie Alle nicht wieder von sich in dieser Sylvesternacht, — und die Sänger hatten Allerlei mitgebracht zur Feier des letzten Jahresabends, und da wurde ein wunderlich Getränk gebraut, das die frohen jungen Gesellen Glühwein benannten, und kleine Kuchen fanden sich auch in irgend einer Tasche; — und wenn man sie so bei einander sah, hätte man nicht meinen sollen, daß Einer unter ihnen, der kaum noch einen Monat zu leben.

Das Bienenlied sangen sie dem armen Reinhold auch in seinem Sterbestündlein, — und der Karl Zöllner konnte kaum summen vor lauter Thränen — und als der letzte Ton verhallt war, da lag der junge Freund mit sanft geschlossenen Augen, still und regungslos. — Sein Antlitz aber war so friedvoll und glückselig, als läge er auf grünem Rasen draußen in seinem Walde — und lausche dem Schwirren der Goldkäfer. — Er war daheim.

Es war etwa im Jahre 1847 im Juli, als sich in dem gastfreien, stattlichen Hause des liebenswürdigen, echten Musikfreundes Friedrich H. zu Reudnitz bei Leipzig eine zahlreiche Gesellschaft junger und älterer Musiker und Musikliebhaber zusammengefunden hatte. Gefeierte Namen waren darunter, berühmte Componisten mit ihren hoffnungsvollen Schülern und begeisterten Anhängern, vielversprechende junge Virtuosen, anmuthige Sängerinnen.

Es war eine jener musikalischen Soireen, wie sie in jenen Räumen zu Anfang eines jeden Monats stattzufinden pflegten. Köstlich frisch wurde dort musicirt und ernst, doch zugleich auch mild kritisirt; dabei war der Ton der Gesellschaft der heiterste von der Welt, und die geistvollsten Männer und liebenswürdigsten Frauen allda als regelmäßige Besucher zu finden. Man hörte junge Stimmen und classische Musik, Neues und Bewährtes, konnte kommen und gehen nach Belieben — und fand Alles dort — nur keine Langeweile. Gegen Ende der Soiree wurden auch einige neue Männerchöre vortrefflich gesungen. Schreiberin dieses, damals ein junges Mädchen, sah da zum ersten Mal einen sehr großen schlanken Mann, der diese Chöre dirigirte. Sein Gesicht war scharf ausgeprägt, Augen und Mund von heiterer, fast kindlicher Güte im Ausdruck. Dichtes dunkles Haar fiel ihm auf die Schultern nieder. Auf ihr Befragen nannte man ihr den Namen des Dirigenten. Es war Karl Zöllner, damals schon ein vielgesuchter Lehrer und der Gründer mehrerer Gesangvereine.

Man verlangte noch mehr zu hören an jenem Abend, als der frische Chor der Sänger schwieg. — Da ließ der Meister, nach kurzem Sinnen, vier junge Männer in eine Fensternische treten, — er selbst stand hinter ihnen, halbversteckt von dem herabwallenden Vorhang, — und plötzlich klang es sanft und lieblich:

„Eine kleine Biene flog
Emsig hin und her — —" u. s. w.

Und echtes wahrhaftes Bienengesumm durchzog den Raum, und mit ihm Grüße von der Haide, Waldesduft und Sonnenschein. — Man staunte, lachte, und begehrte endlich stürmisch eine Wiederholung — und die Biene, Karl Zöllner, flog von Neuem unter lebhaftestem Jubel „emsig hin und her". — — Ich hörte den Componisten nachher einer hübschen neugierigen Fragerin antworten: „Ich schrieb dies Liedchen einst vor vielen, vielen Jahren, — heut ist der Sterbetag dessen, dem ich es sang." — — Und so ist denn diese kleine Geschichte entstanden.

Wer aber an jenem Abend in dem freundlichen H.schen Hause war, hat das Bienenliedchen sicher eben so wenig vergessen, als der Componist desselben jemals vergessen wird, in all jenen gesegneten Landen, allwo

„die deutsche Zunge klingt
und Gott im Himmel Lieder singt."

Den Traum, den geliebten Sohn als ehrwürdigen Pfarrherrn zu sehen, hatte sein Mütterlein aufgeben müssen, aus dem Karl Zöllner war wirklich ein „Spielmann" geworden. Die anmuthige Henriette Weiße hat bis an ihr Lebensende behauptet (sie starb in ihrem lieben Leipzig an den Masern 1831), daran sei einzig und allein ihr Kuß schuld, — und der Karl Zöllner hat dem auch niemals widersprochen.

Der Stiefsohn.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen erwachte Felix Martens aus einem unruhigen Schlummer. Die gräßlichsten Träume hatten ihn abgemartert; er war so erschöpft, als ob er eine schwere Krankheit überstanden hätte. Die Kraft, das wirklich Geschehene von dem Geträumten zu unterscheiden, kehrte erst spät zurück. Er erinnerte sich des Briefes, den er an seinen Stiefvater geschrieben, aber auch Sophiens, deren liebliches Gesicht sein erster Blick getroffen, nachdem er aus der Betäubung erwacht — er erinnerte sich ihres Schwures und ihres Kusses. Das Leben war ihm wieder lieb geworden und mit Entsetzen gedachte er des gräßlichen Entschlusses, dessen völlige Ausführung ein glücklicher Zufall vereitelt hatte.

Frau Westmeier erschien, um sich nach dem Befinden ihres Miethsmanns zu erkundigen. Felix versicherte, daß er sich kräftig genug fühle, um das Bett zu verlassen. Dann fragte er nach dem Briefe.

— Ich habe keinen Brief gesehen, antwortete die Witwe.

Sie durchsuchte das ganze Zimmer. Felix ward unruhig; er nahm an, daß Sophie das Papier gefunden und eröffnet haben könne. Da er den Versuch, sich das Leben zu nehmen, jetzt bereuete, so war es ihm mehr als unangenehm, wenn die Geliebte, an deren Achtung ihm lag, die Zeilen kennen lernte, die Muthlosigkeit ihm dictirt hatten. Er bat die Witwe, Nachfrage zu halten. Sie eilte die Treppe hinab und traf Falk, der das Haus verlassen wollte.

— Haben Sie einen Brief gefunden, Herr Nachbar?

— Wo? fragte der Agent.

— In dem Zimmer meines Miethsmanns.

— Nein.

— Dem armen Menschen liegt viel daran. Außer Ihnen und Sophie hat Niemand das Zimmer betreten.

— So fragen Sie meine Tochter.

Die Witwe wollte gehen. Falk hielt sie zurück.

— Noch eine Frage, Frau Nachbarin.

— Fragen Sie.

— Hat der arme Teufel vorsätzlich das Ofenrohr geschlossen?

— Daran zweifle ich; Herr Martens ist ein so guter Mensch, daß er so schlechte Gedanken nicht aufkommen läßt.

— Das Ereigniß bleibt mir dennoch verdächtig. Ist Ihnen die Herkunft des jungen Mannes bekannt?

— Ich kenne nur seinen Namen und weiß, daß er ein sehr ordentlicher Mensch ist. Dies ist genug, um ihm mein Zimmer ferner zu lassen.

— Sie haben Recht. Pflegen Sie ihn, daß er sich bald wieder erholt. Aber achten Sie auch auf ihn — wenn irgend etwas vorfällt, so rufen Sie mich nur, ich stehe Ihnen jederzeit zu Diensten.

Nachdem der Agent diese Worte in einem freundlichen Tone gesagt hatte, entfernte er sich.

— Ein braver Mann! dachte die Witwe. Ich bedaure ihn, denn er hat das traurige Schicksal, das ihn betroffen, nicht verdient.

Sophie, die sie nun befragte, hatte ebenfalls keinen Brief gesehen. Die Witwe erzählte Frau Falk die Einzelheiten des Vorfalls, dann ging sie in ihre Wohnung zurück. Mit Staunen sah sie, daß Felix im Sopha saß; er war sehr bleich, schien sich aber völlig erholt zu haben. Die Witwe brachte ihm das Frühstück, das er mit Appetit verzehrte. Da ward die Glocke an der Saalthür gezogen. Frau Westmeier eilte, um zu öffnen. Ein stattlicher Mann stand auf der Schwelle. Er grüßte vornehm und fragte, ob der Sprachlehrer Felix Martens hier wohne.

— Ja, mein Herr.

— Ich möchte ihn sprechen.

— Er ist krank.

— Trotzdem muß ich Sie bitten, mich zu ihm zu führen.

Es geschah; die Witwe öffnete die Thür und ließ den Fremden eintreten, der einen kostbaren Pelz trug. Felix sah ihn überrascht, fast bestürzt an. Der Fremde war ein Mann von vielleicht vierzig Jahren; sein schwarzes Haar und die frische Gesichtsfarbe ließen ihn jedoch jünger erscheinen. Er trug eine feine Goldbrille, die den Ausdruck seines Auges zu erkennen verhinderte. Sein Auftreten war ruhig, gemessen, vornehm.

— Herr Martens? fragte er artig.

Felix verneigte sich.

— Sie sind krank; ich bedaure, mein Herr, daß ich gerade heute Ihre Ruhe stören muß. Die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, gestattet keinen Aufschub. Sie haben vorgestern einen Brief durch die Stadtpost erhalten?

— Ja; von dem Advocaten Herrn Petri.
— Ich bin der Advocat Petri.
— Sie! murmelte Felix verwirrt.
— Sie sind meinem Ersuchen, sich in meinem Bureau einzufinden, nicht nachgekommen. Ich erkenne den Grund in Ihrer Krankheit —
— Mir ist heute besser, mein Herr; verhandeln Sie ohne Rückhalt, ich kann Sie anhören.
Der Advocat ließ sich auf dem Stuhle nieder, der neben dem Tische stand.
— Das ist mir Ihretwegen lieb, Herr Martens, da eine rasche Verständigung Vortheil für Sie bringen kann. Zunächst habe ich Ihnen Eröffnungen von Seiten Ihres Stiefvaters und ehemaligen Vormundes zu machen. Herr Anselm Ehrenberg in Lüttich erbietet sich, Ihnen die Summe von zehntausend Thalern zu zahlen, wenn Sie Europa verlassen, und sich jenseit des Meeres eine Existenz gründen. Er nimmt an, daß Ihnen diese Veränderung nicht schwer fallen wird, da sich Ihnen hier eben keine tröstliche Aussicht bietet. Ich referire, was man mir von Lüttich ans geschrieben hat.
Felix hatte ruhig zugehört. Jetzt zeigte sich eine schmerzliche Bitterkeit in seinen Zügen.
— Herr Advocat, dieser Antrag überrascht mich nicht; er ist der letzte Versuch, mich zu entfernen, zu vernichten. Doch lassen wir das, es gehört nicht in den Kreis unserer heutigen Besprechung. Sind Sie im Stande, mir die Frage zu beantworten: was wird Herr Anselm Ehrenberg thun, wenn ich auf seinen Antrag nicht eingehe?
— Er wird Sie Ihrem Schicksale preisgeben.
— Wenn er nur dies beabsichtigt, so bin ich zufrieden mit ihm.
— Was soll ich meinem Correspondenten antworten?
— Antworten Sie ihm, daß ich in Europa bleiben, daß ich seiner Großmuth nichts zu danken haben wolle, und daß ich früher oder später Abrechnung mit ihm halten würde.
Der Advocat war plötzlich sehr ernst geworden.
— Ist das Ihr fester Entschluß? fragte er.
— Diesen Entschluß wird keine Macht der Erde ändern.
— Herr Martens, ich gebe Ihnen noch acht Tage Frist, die Angelegenheit reiflich zu überlegen...
— Hoffen Sie auf nichts — ich habe mit meinem Stiefvater gebrochen.
Herr Petri erhob sich.
— So ist meine Mission beendet.
— Vollständig, mein Herr.
— Ich bedaure, daß ich nicht gütlich einwirken konnte. Da Sie den Vermittelungsvorschlag abweisen, zwingen Sie mich, die Wechselklage anhängig zu machen, die ich Ihnen in meinem Briefe ankündigte.
— Sie sprechen immer noch von den Wechseln? rief Felix erbittert.
— Weil ich muß.
— Die Wechsel sind falsch — ich habe nie Wechsel ausgestellt!
— Beweisen Sie das vor Gericht.
— Der Beweis soll mir nicht schwer werden.
— Vorläufig werde ich meine Pflicht als Rechtsanwalt erfüllen. Auf Wiedersehen!
Petri grüßte nachlässig und entfernte sich.
— Ich bleibe fest! murmelte Felix vor sich hin. Wäre ich nicht so schwankend gewesen, meine Situation würde heute eine andere sein. Sophie, Deine Liebe giebt mir Muth und Selbstvertrauen — verlaß mich nicht, geliebtes Mädchen, bleibe Deinem Schwure getreu.
Felix fühlte sich zwar noch ermattet, aber er begann dennoch seine Toilette zu machen, die, als sie vollendet war, ihm vortrefflich stand. Er war ein eleganter junger Mann mit angenehmen Manieren. Man sah, daß er sich viel in guten Zirkeln bewegt hatte. Nachdem er sich in seinen kurzen Mantel gehüllt, verließ er das Haus, um die für den Morgen angesetzten Lectionen zu ertheilen.

3.

Herr Anselm Ehrenberg und Auguste hatten das Frühstück eingenommen, als Falk in das Zimmer trat. Der Rentier, der über die Zuverlässigkeit des Agenten von dem Hotelbesitzer das beste Zeugniß erhalten, empfing ihn freundlich. Auguste zog sich in ein Nebenzimmer zurück, um die Toilette zu vollenden. Die beiden Männer blieben allein. Anselm, der Menschenkenner, nahm den Exadvocaten auf vier Wochen in seine Dienste. Falk versicherte auf sein Ehrenwort, die strengste Discretion zu beobachten und sich mit Eifer den Geschäften zu unterziehen, die man ihm auftragen würde. Der Rentier ging nun ohne Weiteres zur Sache selbst über.
— Ich suche meinen Stiefsohn hier auf, begann er. Eigenthümliche Verhältnisse zwingen mich, meine Forschungen geheim zu halten, und darum will ich mich einer Person bedienen, von der Felix Martens nicht argwohnt, daß sie in meinem Auftrage handelt.
— Felix Martens heißt also Ihr Stiefsohn? fragte Falk, als ob er sich den Namen merken wolle.
— Ja. Was er treibt, um sein Brod zu verdienen, weiß ich nicht; nur so viel ist mir bekannt, daß er ein lustiges, lockeres Leben führt, mich verdächtigt, wie und wo er kann, mitunter einen Wechsel ausstellt, der nicht ganz in Ordnung ist, und meine väterlichen Rathschläge mit Hohn zurückweist. Der Fabrikant Martens, der erste Mann meiner verstorbenen Frau, hat zwar ein bedeutendes Vermögen hinterlassen; aber mein Gewissen verbietet es mir, es dem leichtsinnigen Felix zu übergeben, dessen Vormund ich gewesen bin. Martens, der vor zwanzig Jahren aus dem Leben schied, bat mich auf dem Sterbebette, ich möge mich seiner Witwe und seines vierjährigen Sohnes annehmen — so ward ich Vormund und später der Mann der Witwe, die mir vor zehn Jahren durch den Tod entrissen wurde. Auguste ist die Stiefschwester dessen, nach dem Sie forschen sollen. Von den Nachrichten, die Sie mir über meinen Stiefsohn bringen, wird es abhangen, ob ich noch einmal mündlich mit ihm verkehren werde oder nicht. Der Mensch hat mich zu tief beleidigt, als daß ich ihn ohne Weiteres aufsuchen könnte. Aber ich möchte die letzte Maßregel nicht ergreifen, bevor ich mich nicht persönlich von dem überzeugt habe, was mir mein Correspondent über Felix berichtet hat.
— Ah, Sie haben einen Correspondenten!
— Ja.
— Und wer ist dieser Correspondent? Ich möchte ihn wissen, um ihn bei meinen Forschungen umgehen zu können.
— Sie haben Recht. Da wir gewissermaßen hinter seinem Rücken handeln, dürfen Sie ihm nicht begegnen! sagte bedächtig der Menschenkenner. Das erfordert die Klugheit. Mein Correspondent ist der Advocat Petri.
Bei Nennung dieses Namens zuckte Falk heftig zusammen; aber schon im nächsten Augenblicke hatte er seine Fassung wiedererlangt, so daß der Menschenkenner den

Eindruck nicht gewahrte, den seine Mittheilung auf den Agenten ausgeübt.

— Ich kenne den Advocaten! murmelte er.

— Sie kennen ihn; das freut mich! Was halten Sie von dem Manne? fragte Anselm mit schlauen Mienen.

— Je nun, er ist ein tüchtiger Rechtsanwalt.

— Aber wie steht es mit seinem Charakter? fragte der Rentier leise weiter.

— Diese Frage, lieber Herr, werde ich Ihnen beantworten, nachdem ich mich über die Lage Ihres Sohnes werde erkundigt haben. Petri erfreut sich eines guten Leumunds, man hält ihn für tüchtig und brav — aber in dem vorliegenden Falle, mein Herr, entscheide ich nur dann über ihn, wenn ich die Verhältnisse kennen gelernt habe.

— Sie sind ein vorsichtiger Mann, sagte Ehrenberg zufrieden. Ich sehe, daß ich mich auf Sie verlassen kann. Sie urtheilen nicht nach dem Scheine — das ist auch mein Grundsatz. Diesem Grundsatze folgend, habe ich die Reise unternommen.

— Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich präsumire, daß Sie in Ihren Correspondenten nicht volles Vertrauen setzen...

— Offen gestanden, ja! Ich kann nicht glauben, daß mein Stiefsohn ein so schlechter Mensch geworden ist, wie man ihn mir schildert. Er war ein gutgearteter Knabe, ehrte das Andenken seiner Mutter und bezeigte mir die Achtung, die er dem Stiefvater und Vormunde schuldig ist. Das Alles hat sich nun geändert — Felix soll ein ganz anderer Mensch geworden sein.

— Ich kenne jetzt Ihre Intentionen, Herr Ehrenberg, und werde danach handeln. Heute beginne ich zu forschen, und in einigen Tagen schon werde ich berichten.

— Sie werden vielleicht Auslagen zu machen haben...

— Das ist wahrscheinlich, denn ich muß verschiedene Orte besuchen —

— Hier sind zehn Thaler, die Sie dazu verwenden mögen.

Der Rentier händigte dem Agenten das Geld ein, der seinen Diensteifer noch einmal versicherte und sich dann entfernte.

Der Rentier rieb sich vergnügt die Hände, indem er dachte:

— Das ist der rechte Mann! Während er statt meiner handelt, werde ich mich mit meiner Tochter den Zerstreuungen überlassen, welche die große Stadt bietet. Der unglückliche Felix hat mir Kummer genug gemacht — von nun an will ich darauf bedacht sein, meine alten Tage sorglos zu genießen.

Auguste erschien in vollständiger Toilette. Sie war ganz in schwarze Seide gekleidet. Der Alte betrachtete entzückt das reizende Mädchen, an dem er mit der ganzen Liebe eines zärtlichen Vaters hing.

— Ist nun Alles eingeleitet? fragte sie.

— Zu meiner großen Zufriedenheit. Ich kann von Glück sagen, daß ich Herrn Falk gefunden habe.

— Sorge, lieber Vater, daß Felix bald mit uns vereinigt werde. Ein junger Mann, der sich selbst überlassen durch die Welt irrt, kann leicht auf Abwege gerathen. Man muß ihn deshalb nicht schonungslos verdammen. Er bleibt ja immer mein Bruder.

— Du siehst, Auguste, daß ich Alles aufbiete, um Deinen Wunsch, den ich sehr natürlich finde, in Erfüllung gehen zu lassen. Wer trägt denn die Schuld an dem traurigen Zerwürfnisse? Habe ich Deinem Bruder Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben? Habe ich sein Vermögen nicht mit der größten Gewissenhaftigkeit verwaltet? Habe ich ihm mein Haus verschlossen, das er seit Jahren hartnäckig meidet?

— Nein, in dieser Beziehung trifft Dich kein Vorwurf! sagte freundlich und mild Auguste.

— Du bedarfst das Vermögen Deines Bruders nicht, denn ich hinterlasse Dir ein Capital, das Deine Zukunft sichert. Deine verstorbene Mutter, von der das vorhandene Vermögen kommt, hat zwar in ihrem Testamente verordnet, daß Felix auf den Pflichttheil gesetzt werden solle, wenn er nach meinem Ermessen der Erbschaft unwürdig sei; wenn er, was bei seinem leichten Charakter zu befürchten stehe, in die Fußtapfen seines verschwenderischen Vaters träte — und in diesem Falle solle auf Dich das Vermögen übergehen — aber ich habe ja noch gar keine Entscheidung getroffen und will auch keine treffen...

— Das ist nach meiner Meinung der Fehler! unterbrach ihn Auguste eifrig.

— Ein Fehler? fragte gespannt Vater Anselm.

— Erlaube mir, daß ich es so nenne. Dem armen Felix kann sich leicht der Gedanke aufdrängen, da er um die Testamentsclausel weiß und auch die Befürchtung unserer Mutter kennt, Du wollest die Sache zu meinen Gunsten drehen und wenden. Ich glaube selbst, daß Du ihm einmal mit Enterbung gedroht hast.

— Ganz recht; aber ich drohete ja nur, um ihn einzuschüchtern und ihn zu bewegen, in dem Comptoir zu bleiben, das ich ihm zu seiner Ausbildung angewiesen hatte.

— Das konnte Felix nicht wissen.

— Der junge Mensch muß mich kennen! rief Anselm ärgerlich. Ich habe in meinem Leben keine Schurkerei verübt und werde sie, selbst zu Deinen Gunsten, nie verüben!

Auguste wollte den Alten besänftigen.

— Väterchen, sagte sie schmeichelnd, setze Dich an die Stelle Deines Stiefsohnes: wie würdest Du geurtheilt haben, wenn Du erfahren hättest, daß der Stiefvater nicht mehr Vormund sein wolle und die Verwaltung einem fremden und als sehr streng bekannten Manne übergeben habe? Die Strenge des frommen und rechtlichen Fabrikanten Beaumont ist ja sprüchwörtlich geworden.

— Diesen Mann habe ich nach reiflicher Erwägung gewählt. In der getroffenen Wahl hätte Felix meine Unparteilichkeit erkennen müssen.

— Ich bleibe dabei, Du hättest Dich Deines Amtes nicht begeben müssen. Deine milde Gesinnung würde anders entschieden haben als die unbeugsame Strenge des Fabrikanten, der schon den Vater unseres Felix haßte.

— Und das mit Recht! fuhr der aufgeregte Anselm fort. Martens hat Deiner seligen Mutter großen Kummer bereitet; er hat sie selbst mehr als ein Mal gemißhandelt, wenn er berauscht nach Hause kam. Aber wenn ich dies Alles auch nicht in Anschlag bringen will, so konnte ich dennoch nicht anders handeln.

— Warum?

— Felix hat mich zu schwer gekränkt.

— Das war nicht so genau zu nehmen.

— Er hat meine Rechtlichkeit in Zweifel gezogen. Nun laß ab, Mädchen, und mache mir das Herz nicht schwer. Jetzt bin ich hier, und werde sehen, was sich thun läßt. Der Vormund hat seine Stelle niedergelegt — der Vater wird seiner Pflicht nachkommen und den Sohn auf den rechten Weg zurückzuführen suchen, wenn es nicht

zu spät ist. Du siehst ja, fügte er ärgerlich hinzu, mir liegt daran, dem leichtsinnigen Felix das mütterliche Vermögen zu erhalten. Wäre mir die Angelegenheit gleichgültig, ich würde wahrlich nicht mitten im Winter eine Reise unternommen haben.

— Und Du wirst sehen, rief Auguste, daß mein Bruder nicht so strafbar ist, als man ihn zu schildern sucht. Seinen Leichtsinn will ich nicht bestreiten; aber ehe ich an seine Schlechtigkeit glaube, muß ich genügende Beweise haben.

Ein Kellner kündigte an, daß der Wagen vorgefahren sei.

Anselm verließ mit seiner Tochter das Hotel, bestieg den Wagen und ließ sich nach dem Museum fahren. Wir fügen hinzu, daß der Rentier ein leidenschaftlicher Liebhaber von Gemälden war und eine nicht unbedeutende Sammlung werthvoller Kunstgegenstände besaß. Ob er ein richtiges Urtheil besaß oder der Kunst nur aus Modesucht huldigte, wissen wir nicht; so viel aber steht fest, daß er für manches Bild mehr bezahlt hatte, als es werth war.

Anselm betrat mit einer heiligen Scheu die der Kunst geweihten Hallen; er wußte, daß die Sammlung eine der berühmtesten in Deutschland war. Vor jedem der einzelnen Bilder blieb er länger stehen als ein gewöhnlicher Beschauer; er faßte jede Einzelheit genau ins Auge, machte eine wichtige Kennermiene und schrieb Bemerkungen in sein sauberes Taschenbuch. Auguste kannte die Eigenheiten ihres Vaters; sie überließ ihn seinen Betrachtungen und suchte sich zu zerstreuen. So kam es, daß sie ohne den Vater einen Saal betrat, der Werke der neueren Meister enthielt. Anselm ergötzte sich, Alles vergessend, an einem Correggio.

In dem Saale, den Auguste betrat, befanden sich bereits einige Herren und Damen. Das Rauschen ihres seidenen Kleides erregte die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes, der mit verschränkten Armen vor einem Bilde stand. Er wandte sich — Auguste, die vorübergehen wollte, blieb überrascht stehen. Erröthend dankte sie auf den Gruß des Fremden, der sich tief verneigte. Auch er erröthete; man sah es ihm an, daß er nach Fassung rang. Der Leser kennt ihn bereits — er war derselbe Reisende, der in der Halle der Eisenbahn den Agenten Falk nach dem Rentier Ehrenberg gefragt und sich ihm unter dem Namen Karl Engels vorgestellt hatte. Engels war ein stattlicher, interessanter Mann von siebenundzwanzig Jahren. Seine Toilette war einfach, geschmackvoll, und verrieth den wohlhabenden Mann. Der braune, eben nicht starke und mit Sorgfalt gepflegte Bart stand dem edeln und frischen Gesichte gut. Das volle braune Haar kräuselte sich zu natürlichen Locken, ein Umstand, den viele Damen hoch anschlagen.

Auguste wußte ihre Ueberraschung zu verbergen; sie dankte lächelnd auf den ehrerbietigen Gruß und trat dem Bilde näher, das Engels bisher betrachtet hatte. Es war ersichtlich, daß sie ihm nicht ausweichen wollte. Engels bemerkte es mit sichtlichem Wohlgefallen.

— Mich hat ein glücklicher Stern in das Museum geführt, begann er mit leise bebender Stimme das Gespräch.

Auguste begriff zwar den Sinn dieser Worte, aber sie fragte dennoch:

— Warum?

— Weil ich Sie, mein verehrtes Fräulein, hier antreffe.

— Wie im verflossenen Sommer in Brüssel!

— Es war mir nicht vergönnt, mich damals von Ihnen zu verabschieden.

— Auch ich habe es bedauert; aber mein Vater ist ein seltsamer Tourist, ich muß mich seinen Launen, die plötzlich entstehen, fügen. Fällt es ihm in der Nacht ein zu reisen, so besteigen wir am nächsten Morgen früh den Waggon. Und so ist es gekommen, daß ich das Brüsseler Museum nicht wieder besuchen konnte. Der Zufall macht gut, was die Bizarrerien meines Vaters vereiteln.

Engels sah sich in dem Saale um; als er bemerkte, daß die übrigen Personen sich entfernt hatten, flüsterte er dem jungen Mädchen zu:

— Ich will es nur gestehen, daß der Zufall hier nicht allein spielt.

— Sie haben mich doch wohl nicht verfolgt? fragte Auguste im komischen Erstaunen.

— Nein, mein Fräulein, das würde ich nicht gewagt haben. Der Befehl, den Sie mir in Brüssel gegeben, ist mir heilig.

Er ergriff die kleine Hand Auguste's und drückte sie respectvoll an seine Lippen.

— Sie sprechen von einem Befehle! flüsterte sie erröthend, ohne ihre Hand zurückzuziehen. Und doch habe ich in Brüssel nur gesagt, daß mich triftige Gründe veranlassen, Sie zu bitten, meinem Vater Ihre Annäherung geheim zu halten. Dieselbe Bitte, mein Herr, wiederhole ich auch heute.

— Halten Sie sich der Gewährung desselben versichert. Aber reisen Sie nicht wieder ab, ohne mir Gelegenheit gegeben zu haben...

— Sie wollten mir erzählen, unterbrach sie ihn rasch, wie der Zufall nicht allein Sie geführt hat. Beeilen Sie sich, denn mein Vater ist in jenem Saale. Ich möchte gern wissen...

— Ich bin auf einer Geschäftsreise begriffen. Gestern Abend komme ich mit dem Schnellzuge hier an — ich warte auf den Mann, der mir das Gepäck besorgt, da sehe ich Sie an der Seite Ihres Vaters, der mit einem bärtigen Mann sich eifrig unterhält. Gern hätte ich mich Ihnen genähert, aber ich war Ihres Befehls eingedenk und begnügte mich, Sie aus der Ferne zu beobachten und zu bewundern.

— Leider habe ich Sie nicht gesehen! flüsterte Auguste erröthend.

— Plötzlich waren Sie verschwunden. Die Menge der Reisenden, die sich nach der Gepäckausgabe drängte, hinderte mich, in den Wartesaal zu gelangen.

— Dort würden Sie uns auch nicht gefunden haben, denn wir bestiegen sofort den Hotelwagen.

— Ich faßte mich also in Geduld und präsumirte: die hiesige Stadt hat ein berühmtes Museum, der Vater Deiner schönen Unbekannten ist ein leidenschaftlicher Kunstfreund — Du triffst sie sicherlich vor einem Bilde wie in Brüssel. Kaum waren die Hallen der Kunst geöffnet, als ich sie betrat, und zwar mit dem festen Vorsatze, den ganzen Tag hier zu verbringen...

— Mein Herr, Sie würdigen die Unbekannte einer so großen Aufmerksamkeit — —

— Verzeihung, mein liebes Fräulein, wenn ich versichere, daß ich Ihnen bis an der Welt Ende nachreisen könnte. Ich habe noch lange in Brüssel, und leider vergebens, nach Ihnen geforscht. Diesmal werden Sie sich nicht wieder trennen, ohne mir zu sagen...

— Mein Herr, flüsterte Auguste, nennen Sie mir zuvor Ihren Stand und Ihren Namen.

Der junge Mann gerieth in Verlegenheit. Er schwieg einige Augenblicke, dann antwortete er plötzlich:

— Ich bin Kaufmann und heiße Karl Engels.

— Karl Engels! wiederholte Auguste. Es scheint, Sie haben sich mir nicht gern genannt.

— Nein, nein; ich dachte an meine Empfehlungskarte, die ich zufälligerweise nicht bei mir trage.

— Nun, mein Vater ist ein Privatmann aus Lüttich — vielleicht kennen Sie seine frühere Firma: Anselm Ehrenberg und Compagnie.

— Diese Firma hatte in der Handelswelt einen guten Klang — ich erinnere mich ihrer noch lebhaft.

Ein Geräusch von Schritten ließ sich in dem angrenzenden Saale vernehmen.

— Mein Vater kommt! flüsterte Auguste, indem sie sich stellte, als ob sie aufmerksam das Bild betrachtete.

Auch Karl Engels ward ein aufmerksamer Beschauer, obgleich ihm das Blut zu Kopfe stieg und die Pulse heftig klopften. Ihm kam es vor, als ob Auguste seit der Zeit, daß er sie nicht gesehen, noch schöner und liebenswürdiger geworden sei.

Der Vater kam indeß nicht; einer der Aufseher durchschritt langsam den Saal. Kaum hatte er sich entfernt, als der junge Mann das Gespräch fortsetzte. (Fortsetzung folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Aus der alten „guten“ Zeit. Ich habe, erzählt Schuppius in seinen gesammelten Schriften, einen Studenten gekannt, welcher eines Schmiedes Sohn war aus einem Landstädtchen, der behalf sich auf Universitäten gar elend und studirte sehr fleißig; er brachte es endlich so weit, daß er mit höchstem Ruhm ein Doctor beider Rechte werden konnte. Er schrieb an seinen Vater und bat ihn höchlich, er wolle doch sein äußerstes Vermögen angreifen und ihm beförderlich sein, daß er Doctor werden könne; er wolle hernach mit Gottes Hülfe wiederum sein und seines Hauses Joseph sein. Der Vater ließ die ganze Zunft der Schmiede zusammenkommen und fragte, ob wohl hierbevor geschehen, daß eines Schmiedes Sohn Doctor worden sei? Da antwortete die ganze Zunft der Schmiede: Nein, das sei in ihrer Stadt nicht Herkommens, sondern es sei ein unerhörtes, ungereimtes Ding in ihrer ganzen Stadt, daß Schmiedskinder Doctores würden, und man solle es billig bei dem Herkommen, bei der alten löblichen Gewohnheit lassen verbleiben. Der Vater antwortete: Wohl, ihr lieben Zunftbrüder, weil es nicht Herkommens ist, so soll auch mein Sohn der erste nicht sein, der wider die alte löbliche Gewohnheit, wider das Herkommen sündigen soll, oder ich will ihm mit diesem meinem Hammer die Hirnschale entzweischlagen. Darauf schrieb er alsbald an seinen Sohn: Lieber Sohn, ich vernehme ungern, daß Du Doctor werden wollest; ich habe alle meine Zunftbrüder, sonderlich den alten Meister Peter gefragt, was sie darum denken, welche einmüthiglich mir geantwortet, daß das nicht Herkommens in dieser Stadt sei, daß der Schmiede Kinder Doctor würden. Also bitte und ermahne ich Dich väterlich und treulich, daß Du Deinem Vaterlande den Schimpf nicht anhängest und etwas Neues anfangest. Ich rathe Dir auch treulich, daß Du nicht naseweiser werdest wie unser Stadtschreiber und der alte Procurator-Schreiber Hans, deren Keiner ein Doctor ist und sind doch ehrliche vornehme Leute, welche genugsam in die Milch zu brocken haben. Wirst Du meiner väterlichen Vermahnung zuwiderhandeln, so will ich Dich für meinen Sohn nicht erkennen. Gott befohlen!

Schade, daß Schuppius nicht auch erzählt, ob der Student des Vaters Befehl gehorsam war. D.

Das Departement der Landes oder der Haiden. Dieses am Gestade des biscayischen Meerbusens gelegene Departement bildet einen der ödesten und am wenigsten bebauten Landstriche Frankreichs, bietet aber trotzdem viel Eigenthümliches und Interessantes dar. So sah z. B. kürzlich der Feuilletonist eines französischen Blattes, der jene Gegend auf einer Excursion besuchte, einige Stunden lang ein seit vierhundert Jahren verschwundenes Gebäude, das auf einige Stunden aus dem Grabe hervorkam, das es verschlungen hat. Dieses Wunder trug sich in Mimizan zu, das früher ein Seehafen war und jetzt vier Kilometres vom Meere entfernt liegt. Ein außerordentlich heftiger Sturm hatte während der Nacht einen Theil des alten Hafens aufgeräumt, so daß die Schiffskiele und eine in Ruinen liegende Kirche sichtbar geworden waren. Dann schlug aber der Wind nach Westen um und brachte die Sandmassen zurück, welche der Ostwind fortgejagt hatte und in einer kurzen Zeit waren der Hafen, die Schiffe und die Kirche wieder mit Sand bedeckt und vielleicht für Jahrhunderte oder gar für immer den menschlichen Augen entrückt. Ein solches ergreifendes Schauspiel vermögen nur les Landes darzubieten!

Dieses Wunder ist übrigens in jenem Departement, das keinem andern Theile Frankreichs gleicht, gar nicht so selten wie man vielleicht glaubt. Im Jahre 1858 grub z. B. der Erzbischof von Bordeaux, Monsignor Donnet, die Kirche Notre Dame de la fin des Terres in der Nähe des alten Soulac aus dem Sande heraus. Als der Prälat mit einem frommen Gefolge vor dem Monument ankam, das an die römische Architektur im elften und zwölften Jahrhundert erinnert, fand er es fast ganz im Sande vergraben, so daß nur das halb zerbrochene Dach aus demselben hervorragte; er ergriff selbst eine Hacke, ließ einen Schubkarren herbeifahren und schaffte selbst die oberste Sandlage weg. Sein Gefolge ahmte das von ihm gegebene Beispiel nach und die Kirche wurde dem Sandmeer, womit es bedeckt war, glücklich entrissen.

Die Haiden bilden einen großen 250 Kilometres langen und 40 Kilometres breiten Sandstrich, der sich von der Gironde bis an den Adour ausdehnt. Das atlantische Meer speit jährlich auf diesen Küstenstrich eine Sandmasse, die man auf mehr als eine Million Kubikmetres schätzt. Seit Jahrhunderten aufgehäuft, erstreckt sich dieses Sandlager bereits mehr als 80 Kilometres ins Innere des Landes und bedroht sogar die fruchtbaren Ebenen von Aire und Villeneuve de Marsan. Gewöhnlich ist die Sandlage nur 40—60 Centimetres dick, doch an der Meeresküste ist es ganz anders. Dort häuft der Sand sich in Hügeln auf, die zuweilen 40, 60, ja selbst 100 Metres hoch sind, und die ewigen Wanderungen derselben machen noch in unseren Tagen die Verzweiflung der Bewohner der dortigen Gegend. Da der Westwind dort am häufigsten und stärksten ist, so gewinnt der unaufhörlich von der See aus Land geschwemmte Sand immer mehr Grund. Der Sand marschirt förmlich. Trifft er auf ein Feld, so begräbt er es unter einer Sanddecke. Mehr als hundert Dörfer sind in dieser Art in den Haiden verschwunden. In den Haiden finden sich auch zuweilen Sümpfe, die mit Wasserpflanzen bedeckt sind, über die sich allmälig eine Sandlage hinzieht, die dem Sumpfe das Ansehen eines festen Grundes und Bodens verleiht. Ist ein Fußgänger so unglücklich, auf einen solchen Sumpf zu gerathen, so versinkt er zuweilen bis an den Gürtel und je mehr er sich anstrengt, sich herauszuarbeiten, um so tiefer versinkt er, und es hat sich schon öfters ereignet, daß ein solcher Unglücklicher Tage lang in einem solchen beweglichen Grabe zugebracht hat, ehe ihm Hülfe zu Theil wurde.

Die französische Regierung giebt sich jetzt viel Mühe, die Haiden urbar zu machen, und man hofft in Zeit von fünfzig Jahren es so weit zu bringen, daß dieses Departement den übrigen gleichen soll. C.

Briefkasten.

„Aus Frauenhand“ hier. Eine gewisse Sinnigkeit und poetische Beschaulichkeit nicht zu verkennen, aber in Form und Ausdruck nicht nur häufige Unebenheiten, sondern auch sogar Unverständliches, wie z. B.:

„Ein Wandern ist es ohne Wort
Und doch so reich an Kraft,
Ein Gang ist es in jenem Bord
Der täglich Fahrzeug schafft.“ (???)

Wir würden diese „Frauenhand“ gern drücken, aber drucken können wir sie leider nicht.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 9. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

3. März.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Der Stiefsohn.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

— Mein Fräulein, ich bitte um eine Gunst.

— Was kann ich Ihnen gewähren?

— Wir werden uns nur flüchtig und zufällig sehen...

— Das ist wohl möglich. Leider, mein Herr, kann ich es nicht ändern.

— Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen ein Briefchen übersende.

— Herr Engels!

— Ich habe Ihnen so viel mitzutheilen.

Auguste sah die ängstliche Erwartung, die sich in dem schönen, männlichen Gesichte Karls aussprach. Sie erröthete, als sie fast unwillkürlich die Worte äußerte:

— Sie machen mich neugierig!

— Es bedarf nur Ihrer Zustimmung, und ich befriedige diese Neugierde.

— So schreiben Sie mir! flüsterte Auguste, die oft und schmerzlich an den jungen Mann aus dem Brüsseler Museum gedacht hatte.

Karl hätte dem Engel zu Füßen fallen mögen.

— O Dank, tausend Dank! flüsterte er entzückt.

— Aber wie gelangt Ihr Brief in meine Hände?

— Daran habe ich schon gedacht.

— Nun?

— Ihr Herr Vater hat einen Agenten angenommen.

— Sie meinen Herrn Falk...

— Ja!

— Wie haben Sie ihn kennen gelernt? fragte Auguste rasch.

— Ich sah in der Bahnhalle, daß er Aufträge von Herrn Ehrenberg empfing. Nun ward der Mann für mich ein Kleinod, das ich um jeden Preis gewinnen mußte. Ich nahm ihn in meine Dienste. Sie sehen, daß die Hand gefunden ist, die sicher unsere Briefe befördert. Der Mann ist ehrlich und verschwiegen.

— Aber er betrügt meinen Vater, dem er zu dienen versprochen, sagte Auguste lächelnd.

— Wenn Sie die Sache von diesem Gesichtspuncte aus auffassen, dann, mein Fräulein, theilen wir das Vergehen des guten Mannes, der froh ist, für seine Familie etwas zu verdienen.

— Sie haben Recht, mein Herr!

— Mir wäre es lieb, wenn wir eines Vermittlers nicht bedürften.

— Schreiben Sie.

— Und werden Sie mir antworten?

— Ja, Ja!

— Noch heute wird sich der Bote bei Ihnen einstellen.

Auf ein neues Geräusch von Schritten gingen sie rasch auseinander. Diesmal trat Herr Anselm Ehrenberg wirklich in den Saal. Er war entzückt über den reichen Kunstschatz, den er hier vorfand. Nun begann er, seine Tochter auf einzelne Bilder aufmerksam zu machen, die unbeachtet blieben, obgleich sie, nach seiner Meinung, an Werth diejenigen übertrafen, welche die meisten Beschauer fanden. Für Engels hatte die Kunst keinen Reiz mehr; Auguste, die herrliche Natur, war ihm Alles. Er folgte ihr durch alle Gemächer und hörte, wie sie, geduldig die langweiligen Erklärungen Anselms an, der die Entstehungsgeschichte fast aller bedeutender Bilder kannte. So verfloß eine Stunde. In dem Zimmer, wo die Garderobe aufbewahrt ward, fand Engels Gelegenheit, seiner Angebeteten rasch die Hand zu küssen. Dies geschah, während Anselm, von dem Portier bedient, sich behäbig in seinen Pelz hüllte. Der Wagen, der an der Thür hielt, brachte Vater und Tochter nach dem Hotel zurück.

Engels eilte durch die Promenaden, nicht achtend des Ostwindes, der ihm Reif und Schnee in das brennende Gesicht trieb. Er hätte laut aufjauchzen mögen vor Wonne, denn sie, um die er getrauert wie um eine Verlorene, war wiedergefunden; sie hatte ihm lächelnd die Hand zum Kusse gereicht und versprochen, seine Briefe zu beantworten. Eines eclatantern Beweises, daß er wiedergeliebt ward, bedurfte es nicht. Auguste allein war ihm das Wesen, das er lieben konnte. Und er liebte stark genug, um mehr Freude zu empfinden, indem er einen Handschuh, die Spitze ihres Taschentuchs berührt, ein Wort von ihr hört oder einen verstohlenen Blick auf sie wirft, als in dem beglückenden Besitz der feurigsten Liebe. Auguste befand sich in derselben Lage; die kurze und zufällige

Bekanntschaft in Brüssel hatte genügt, in ihrem Herzen Liebe zu dem Unbekannten zu erwecken. Das unverhoffte Wiederfinden hatte sie eben so glücklich gemacht als ihn. Aber warum durfte der Vater, der so zärtlich um seine Tochter besorgt war, diese Liebe nicht wissen? Weil der Kunst- und Menschenkenner bereits für Augusten eine Wahl getroffen hatte. Sein Freund, der Fabrikant Beaumont in einem belgischen Städtchen, derselbe, der über Felix Martens entscheiden sollte, hatte einen Sohn, und diesem Sohne hatten die Väter das hübsche Kind bestimmt. Auguste kannte zwar den jungen Herrn Beaumont noch nicht, der in einem englischen Etablissement für das Haus seines Vaters, das er einst übernehmen sollte, ausgebildet ward; aber sie wußte, daß sie dem reichen Erben, der zum Frühjahre aus England zurückerwartet wurde, die Hand reichen solle. Mit der Folgsamkeit einer guten Tochter hatte sie dem geliebten Vater das Versprechen gegeben, sich seinem Wunsche fügen und dem jungen Beaumont die Hand reichen zu wollen, wenn er irgend geeignet wäre, Sympathien in ihr zu erwecken. Nun war Karl Engels ihr entgegengetreten, der ihr besonderes Wohlgefallen in dem Grade erregt hatte, daß sie sich unfähig fühlte, seine Annäherungen zurückzuweisen. Seit der Zeit, daß der alte Beaumont Einfluß auf ihren Stiefbruder auszuüben in den Stand gesetzt war, konnte sie sich einer Abneigung gegen dessen Sohn nicht erwehren, da sie das ganze Heirathsproject für eine Speculation hielt; sie nahm selbst an, daß Beaumont den armen Felix Martens für einen leichtsinnigen Verschwender und somit des mütterlichen Vermögens als unwürdig erklären würde, um den Reichthum seiner künftigen Schwiegertochter zu vermehren. Aus diesem Grunde hielt sie ihre Liebe geheim und suchte den Stiefbruder zu vertheidigen. Die gegenwärtige Reise hatte man ebenfalls auf ihren Betrieb unternommen. Es lag ihr daran, den Bruder gerechtfertigt und in dem vollen Besitze seines Vermögens zu sehen. Daß sie Karl Engels wiedergefunden, der in den letzten Monaten ihre Phantasie und ihr Herz beschäftigt hatte, nahm sie als eine gute Vorbedeutung. Sie hatte fest beschlossen, dem Plane des Fabrikanten entgegenzuarbeiten, den schwachen Vater umzustimmen und ihre Hand nach freier Wahl zu verschenken. So hoffte sie, sich selbst und dem Bruder zu nützen.

4.

Falk begann an demselben Tage noch seine Thätigkeit. Wir können ihm nicht Schritt um Schritt folgen, da er Manches unternahm, was zu seiner Information diente, und dem Leser nicht interessant erscheint; deshalb werden wir die Hauptmomente seines Wirkens hervorheben, deren Zusammenhang sich von selbst erklärt.

Um drei Uhr Nachmittags betrat er das Zimmer, das Karl Engels bewohnte. Es war dies die verabredete Stunde. Der junge Mann hatte so eben einen Brief versiegelt.

— Herr Falk, rief er, Sie sind pünctlich wie die Sonne!

— Ich kenne meine Pflicht, Herr Engels, antwortete ruhig der Agent. Haben Sie mir Aufträge zu ertheilen?

— Ja. Zwei wichtige Aufträge. Dieser Brief ist dem Fräulein Auguste Ehrenberg bestimmt. Warum starren Sie mich an, Herr Falk? Die Dame erwartet den Brief; säumen Sie nicht, ihn abzugeben, aber so, daß es der alte Herr nicht bemerkt. Auch darf er nicht durch die Hände eines Dritten gehen.

— Die Dame erwartet den Brief? fragte Falk verwundert.

— Nun ja, ich habe sie diesen Morgen im Museum gesprochen.

— Ah, das ändert die Sache.

— Auguste weiß, daß Sie mein Vertrauter sind, und darum wird sie Ihnen die Antwort übergeben.

Falk betrachtete einige Augenblicke sinnend den Brief.

— Tragen Sie Bedenken? fragte der junge Mann.

— Nein, mein Herr, nein; wenn ich Ihnen zur Erreichung Ihres Herzenswunsches behilflich bin, begehe ich kein Unrecht. Aber ich denke so eben daran, daß ich heute keinen Vorwand habe, dem Herrn Ehrenberg einen Besuch abzustatten. Der alte Herr erwartet mich erst in den nächsten Tagen wieder.

— Der Brief muß heute noch an die Adresse besorgt werden. Herr Falk, rief Karl in großer Aufregung, ich werde Sie als den Beförderer meines Glücks fürstlich belohnen. Fangen Sie es an wie Sie wollen; aber übergeben Sie Augusten diesen Brief. Es handelt sich hier nicht um eine flüchtige Liebeständelei, sondern um eine wahre, ernste Neigung, die Fräulein Ehrenberg eben so ernst und wahr erwiedert. Sie werden uns Beide zu großem Danke verpflichten. Ich verhehle Ihnen nichts, damit Sie Ihr Verfahren einzurichten wissen.

— Gut, ich werde gehen, sagte lächelnd der Agent. In dem Hotel findet sich schon ein dienstbarer Geist, der mir hilft. Dem Herrn Ehrenberg soll die Correspondenz seiner Tochter ein Geheimniß bleiben. Sie sprachen von einem zweiten Auftrage, Herr Engels.

— Der junge Mann übergab dem Agenten einen zweiten Brief. Falk las die Adresse: „An den Rechtsanwalt Herrn Petri.“

— Kennen Sie den Advocaten? fragte Karl.

— Ich kenne ihn wie so viele Leute in der Stadt —

— Auch dieser Brief muß heute noch besorgt werden. Ich bleibe so lange zu Hause, bis Sie mir Antwort bringen.

— So werde ich mich beeilen.

Falk verließ das Zimmer und das Haus.

— Die Dinge verwickeln sich immer mehr! flüsterte er vor sich hin. Petri ist der Correspondent des Herrn Ehrenberg, der über seinen Stiefsohn Erkundigungen einziehen will, ohne daß jener wackere Rechtsanwalt darum weiß — und Herr Engels, der heimliche Liebhaber Augustens, correspondirt ebenfalls mit diesem Petri. Aufgepaßt, Falk, Du kannst einen tüchtigen Schlag thun! Vorwärts, vorwärts auf dem sauern Wege!

Er knöpfte seinen Rock bis an den Hals zu, zog den Hut tiefer in die Stirn und schwankte dem scharfen Winde entgegen, der heulend die Straße herabschnob. Erschöpft erreichte er das Hotel, in dem Herr Ehrenberg wohnte. Er fragte den Portier nach dem Gaste von Nummero Sieben.

— Nummer Sieben ist so eben ausgefahren, war die Antwort.

— Der alte Herr mit der Glatze?

— Und dem schönen braunen Pelze. Seine schöne Tochter rief ihm aus dem Fenster ein freundliches „Adieu!“ nach.

Falk wußte genug. Er stieg die Treppe hinan, klopfte an die Thür und — fand Auguste allein, die freudig erschreckt den erwarteten Boten anstarrte. Hätte der Agent gewußt, daß die Tochter den Vater fortgeschickt hatte!

— Was bringen Sie, Herr Falk? fragte sie freundlich.
— Einen Brief.
— Von wem?
— Von einem jungen Manne, dem ich als Agent diene.
— Für den Vater?
— Nein, für Fräulein Tochter.

Auguste zögerte, das Papier anzunehmen. Falk murmelte lächelnd:

— Man sagte mir, daß Herr Ehrenberg nicht darum wissen dürfe.

— Und doch nehmen Sie den Auftrag an?

— Ich bemühe mich, Fräulein Tochter zu dienen, wie dem Herrn Vater. Sollten Sie übrigens Bedenken tragen — so gebe ich dieses Papier dem Absender zurück.

— Nein, nein! rief Auguste. Geben Sie!

Falk überreichte ihr, sich verbeugend, das Papier. Auguste erbrach das Siegel, trat zu dem Fenster und las. Ihr reizendes Gesicht ward purpurroth. Sie las ziemlich lange. Falk konnte nicht unterscheiden, ob der Brief sehr lang war, oder ob die Leserin ihn zwei Male durchflog. Nur so viel ward ihm klar, daß der Inhalt eine überaus günstige Wirkung hervorbrachte. Auguste war vor Erregung ganz verwirrt geworden. Sie hatte dem Boten den Rücken zugewandt und sah durch das Fenster. Nach einigen Minuten machte sich Falk bemerkbar. Er bat um Antwort.

Auguste zog ihre Börse und drückte dem Exadvocaten zwei Thaler in die Hand.

— Das ist für den Weg, flüsterte sie lächelnd. Eben so viel Goldstücke folgen nach, wenn Sie verschwiegen sind.

— Ich habe versprochen, nicht ohne Antwort zurückzukehren, murmelte Falk, nachdem er die zarte Hand der Geberin dankbar geküßt hatte. Wenn kann ich sie abholen?

Auguste hatte die Antwort, während der Vater sein Nachmittagsschläfchen gehalten, bereits geschrieben; sie mochte schon gewußt haben, was der Brief des Geliebten enthalten würde. Sie zog ein Papier aus der Tasche ihres seidenen Kleides und gab es, während ihr Gesicht in Purpur aufflammte, dem Boten. Auguste glich der Rosine im Barbier von Sevilla, und Falk, der Exadvocat, dem Figaro. Wäre Herr Ehrenberg nun noch ein verliebter und eifersüchtiger Vormund gewesen, die Leser könnten den Verfasser beschuldigen, er habe diese Situation Rossini's vortrefflicher Oper entlehnt; aber er kann versichern, daß diese Aehnlichkeit eine rein zufällige ist.

Seit diesem Augenblicke besaß Falk das volle Vertrauen des jungen Mädchens.

— Herr Falk, begann sie, Sie sind nun in alle Geheimnisse eingeweiht, die für uns Bedeutung haben. Erlauben Sie mir, daß ich ein offenes Wort zu Ihnen rede.

— Ich bitte Sie darum, mein Fräulein.

— Das Verhältniß, das zwischen meinem Vater und meinem Stiefbruder obwaltet, kennen Sie.

— Ja.

— Führen Sie eine Versöhnung herbei.

— Wenn es irgend möglich ist, versicherte der Agent.

— Ich werde Ihnen behilflich sein. Haben Sie meinen Bruder bereits entdeckt?

— Morgen werde ich mich ihm nähern.

— Ehe Sie meinem Vater Bericht erstatten, theilen Sie mir das mit, was Sie in Erfahrung gebracht haben. Außerdem bitte ich Sie, mir eine heimliche Zusammenkunft mit Felix zu verschaffen. In Ihre Hand ist viel gegeben. Sie können, wenn Sie wollen, unsere Familie glücklich machen. Sollte mein armer Bruder wirklich auf Abwege gerathen sein, so wollen wir ihn zurückführen und dem Reuigen die Arme des Vaters öffnen. Sie fördern ein gutes Werk, wenn Sie die Verirrungen meines Bruders verschweigen. Glauben Sie mir, fügte sie bewegt hinzu, ich kann mich Ihnen dankbar zeigen, und wenn Alles zu einem guten Ende gediehen ist, werde ich meine Schuld dergestalt tilgen, daß Sie gern an Auguste Ehrenberg denken. Sie selbst sind Vater und wissen, was Einigkeit und Friede in der Familie bedeuten. Auch kann ich Ihnen die Versicherung ertheilen, daß Sie, indem Sie vermittelnd auftreten, meinem Vater, der seine Eigenheiten besitzt, einen großen Dienst leisten. Dies sei für heute genug. Wollen Sie sich danach richten?

Falk versprach es, und ging. Er hatte den festen Vorsatz, zu nützen — sehen wir zu, ob er Wort hält. Draußen hielt er einen vorüberfahrenden Fiaker an, der ihn zu dem Advocaten Petri brachte. Der Rechtsanwalt, der eine ausgebreitete Praxis besaß, wohnte in einem großen eleganten Hause. Falk las mit einem Blicke, der Haß und Groll verrieth, das Schild, auf dem der Name des Advocaten in glänzenden Buchstaben stand. Es war noch nicht so lange her, daß er ein ähnliches Schild an seiner Thür hatte. Jetzt fristete er sein Leben durch Dienste, die eines gebildeten Mannes unwürdig waren. Aber er verrichtete diese Dienste aus Rücksicht auf seine Familie. Sonst hatte er das Haus Petri's gemieden; heute betrat er es mit einer Art Hast, die er kaum zu verbergen vermochte. Mühsam stieg er die breite Treppe hinan, die mit einem weichen Teppich belegt war. Als er den Corridor des ersten Stocks erreicht hatte, mußte er ruhen. Er lehnte sich an das glänzende Geländer der Treppe. Da trat aus einer der Thüren eine reich geputzte Dame; sie war in die kostbarsten Pelze eingehüllt. Ihr Gesicht war aristokratisch bleich, aber geistreich und schön. Das große Auge glühete dunkel unter schön geschweiften Brauen. Die Scheitel ihres schwarzen Haares glänzten wie Ebenholz unter dem prachtvollen Hute von weißem Atlas. Madame Petri, dies war die Dame, galt für eine der größten Schönheiten der Stadt. Falk zog, ehrerbietig grüßend, seinen zerdrückten Hut. Die Dame rauschte vorüber und dankte durch ein stolzes Nicken mit dem Kopfe. Dann verschwand sie auf der Treppe.

— Geh' nur, murmelte Falk, geh' nur, stolzes Weib, und schmücke Dich mit dem Schweiße der Armuth — wenn es eine Gerechtigkeit im Himmel giebt, reißt sie Dir den Putz vom Leibe und weist Dir die gebührende Stellung an. Dein Schmuck ist von dem Gelde bezahlt, das ich veruntreut haben soll! Jene leben in Pracht und Hoffahrt, und ich — bin ein Bettler! O, es giebt noch eine Vorsehung, und Falk, der removirte Advocat, der Liebesbriefe trägt und leichtsinnige Söhne beobachtet, ist das Werkzeug dieser Vorsehung!

(Fortsetzung folgt.)

Die französische Presse seit der Julirevolution.

Von Eduard Schmidt-Weißenfels *).

Die Presse und der Despotismus. Karl X. — Armand Carrel und der „National“. Marrast. — Das „Journal des Débats“. Die Gebrüder Bertin. Sacy. St. Marc Girardin. Chevalier. — Der „Constitutionnel“. Dr. Véron. Mirès. Laguerronière. Granier de Cassagnac. — Der „Siècle“. — Emil von Girardin und die „Presse“. — Das Feuilleton. Jules Janin. — Die Presse unter Louis Napoleon.

Es liegt in unserer Zeit mehr denn jemals eine unendliche Macht in dem freimüthigen, redlichen Worte des unbescholtenen Mannes, der sein oder der Seinigen Recht vertheidigt — in dem ruhigen, ernsten, wohlerwogenen Wort, dem in aller Welt nichts entgegen zu stellen ist als die brutale Gewalt. Sie kann dem Wort den Weg versperren, kann ihm die freie Verbreitung versagen, mit Verordnungen und zweideutigen Gesetzen ihm Fallen stellen, — diese brutale Gewalt, welche für sich Gesetze macht und in eigener Sache richtet, kann den Mund, der Wahrheit spricht, verschließen; — aber sie irrt, wenn sie glaubt, daß Alles still und gut ist, weil laut keine Stimme erschallt. Die Kraft des Wortes stärkt sich durch den Druck. Je leiser es von Mund zu Mund geflüstert wird, um so tiefer dringt es ein, um so weiter geht seine Wirkung. Was die Unterdrückten im entlegenen Winkel halblaut einander vertrauen, das erfüllt wie Geisterhauch das Land, das wird mit stiller Warnung den Gewaltthätigen schrecken, bis es endlich mit dem Brausen des Sturmes zurückhallt und den Sieg des Rechts verkündet!

Das ist der Kampf unserer Zeit — der Kampf der rohen Gewalt, die das freie Wort scheut und fürchtet, mit der öffentlichen Meinung, welche der Wahrheit zum Siege und der Freiheit zum Triumph verhelfen will.

Wo mehr als in Frankreich konnte dieser Kampf große Dimensionen annehmen und zur größten Ausbildung der Tactik auf beiden Seiten führen? Seit achtzig Jahren ist Frankreich der Spielball des Ehrgeizes und der Herrschsucht so vieler Parteien gewesen, die alle mit dem Feldgeschrei der Freiheit den Kampf begannen und nach dem Siege die Freiheit zu unterdrücken suchten. Der Despotismus Napoleons I. duldete kein freies Wort — wie konnte es auch sein, da es nur zu Anklagen gegen ihn sich gestalten konnte, der alle Idealität haßte und alle Geister uniformiren wollte? — Noch mehr fürchtete das restaurirte Bourbonenthum die freie Presse; denn was war der Rechtstitel seiner überlebten Legitimität noch werth in einer Nation, welche die Ideen der Revolution in sich aufgenommen hatte? Wie konnte ein Bourbon die Wahrheit vertragen, da seine Macht nur kraft fremder Bajonnette und in Folge der Erschöpfung Frankreichs wiederhergestellt war?

Aber das Bourbonenthum, dies lichtscheue, heuchlerische Regime, sollte es erfahren, daß alle Ketten, die man der freien Presse umlegt, in dem Moment zerspringen, wo das Volk den Willen hat, sie zu zerreißen. Niemanden giebts, mächtig und stark genug, und geböte er über eine Million Bajonnette, den Marsch der Ideen aufzuhalten, wenn sie vorwärts wollen! Der Geist des Fortschrittes, dessen Armee in Zeiten der Noth das Volk ist, überrennt unerbittlich alle Schranken, alle Barren, alle Macht der Gewalt, und wehe dem, der es bis zu einem Kampf auf Leben und Tod ankommen läßt! Karl X. glaubte, er könne mit einigen Ordonnanzen die Ideen der Nation, das Verlangen nach Freiheit der Presse, nach Freiheit ertödten; — wie ein Kartenhaus brach sein Thron zusammen, und drei Tage genügten, seine Dynastie zu stürzen, ihn ins Exil zu führen.

Unter die Kräfte, welche zum Sturz der Bourbons 1830 wesentlich mit beitrugen, gehört auch die Presse, wie gedrückt sie auch war, wie viel Ketten sie auch schleppte, wie gewaltsam auch die Regierung Karls X. gegen sie verfahren! Trotz alledem war sie unendlich mächtig, und zuletzt legte sie die Macht des Königthums in Trümmer. Das ists, daß die Presse die Trägerin der öffentlichen Meinung ist und nicht nur eine Anzahl von Zeitungen, die nach Laune heute schmähen und morgen loben. Jene Zeitungen, welche nur den niedrigen Bedürfnissen des Scandals und der ehrabschneiderischen Flibusterei genügen, diese bedeuten nichts als ein schmuziges Stück Papier und wäre auch noch so oft von Mannesehre und Gesinnung darin die Rede. — Sie sind die Schmarotzer der Presse, welche stets mittraben im großen Geleise, die lautesten, vorwitzigsten, frechsten Schreier sind und in der Zeit der Sieges selbstgefällig ihren Antheil an den Verdiensten aufzählen, in der Zeit der Gefahr das Stichwort der großen politischen Zeitungen auffassen, es paraphrasiren und dann über ihr journalistisches Gebräu selber am meisten entzückt sind.

Sie bedeuten nichts; aber das ist die wahre Presse, welche fest und unverrückt ihr Ziel im Auge hat; nicht wankt und weicht, ob auch Gefahren drohen. Sie hat ewig die Fühlhörner in der öffentlichen Meinung; ihr Wort ist der fleischgewordene Gedanke des Volks; ihr Streben ist, der Freiheit durch die Schergen des Despotismus eine Gasse zu bahnen, sie zu zügeln, wenn sie triumphirt. Sie denkt nicht daran, für einen Tag zu gefallen und zu nützen, sondern sie hat das Ganze im Auge und wartet den Moment ab, wo sie mit ihren Ketten klirrt, die Trommel rührt, wo die Nation die Fahne der Freiheit auf die zerstörten Citadellen der Tyrannei pflanzt. Dann braust der Sturm und sie ist voran, kalt, entschlossen, unversöhnlich eindringend in den Feind — mit ihr ist das Volk, mit ihr ist dann Alles und auch Gott!

Ein solches Blatt, welches der Ausdruck der öffentlichen Meinung in den letzten Monaten der Herrschaft Karl X. war, ist der „National“ gewesen. Er spielte die Rolle der Nemesis an Karl X. und stürzte seine Dynastie — nicht als einzelnes Zeitungsblatt, sondern weil der „National“ die Standarte der Freiheit war, nach welcher ganz Frankreich verlangte.

Anfangs des Jahres 1830 gründeten Thiers, Lafitte und Armand Carrel den „National“. Carrel wurde die Seele des Journals und sowohl seine literarische Vergangenheit als auch sein Charakter befähigten ihn zu der Stellung, die er einnahm. Er war eine edle, hochherzige

*) Dieser Artikel ist eine der Vorlesungen, welche der Herr Verfasser kürzlich in Prag mit außerordentlichem Beifall gehalten. Bei dem innigen Zusammenhange, in welchem er mit den heutigen Verhältnissen steht, wird er sicher für unsere Leser eine so willkommene als interessante Gabe sein. D. R.

republikanische Natur, glühend für die Freiheit, rastlos thätig, sie zu erringen; ein Ehrenmann dabei in der höchsten Bedeutung des Worts. Er hatte als Soldat gedient und im Freicorps Mina's Anfangs der zwanziger Jahre für die Freiheit der Spanier gegen seine eigenen Landsleute gekämpft, welche die berüchtigte von Metternich durchgesetzte Intervention in Spanien vollzogen, damit nirgends in Europa die Kirchhofsruhe des Despotismus gestört werde und die Weltgeschichte so gehe wie es der Vorsehung spielenden Hofkanzlei zu Wien gefiel.

Man hatte Armand Carrel dafür in Frankreich zum Tode verurtheilt, aber bei der nochmaligen Revision des Processes ward er wieder freigesprochen. Dann war er in das Haus des Historikers Augustin Thierry gekommen und hatte, angeregt durch diesen hohen Geist, eine „Geschichte der Contrerevolution in England 1688" geschrieben, bis er als Redacteur des „National" sein eminentes Talent als Journalist und seine Macht als politischer Charakter entwickelte.

In wenigen Wochen war der „National" das erste Oppositionsblatt in Frankreich, Armand Carrel der Chef der republikanischen Partei, damals unendlich zahlreich. Rücksichtslos und mit hinreißender Leidenschaft begann er den Kampf gegen das Bourbonenthum, welches wie erschrocken über diese fulminanten Angriffe anfangs zurückwich, dann aber mit einem Gewaltstreich alle Opposition zu unterdrücken beschloß. Am 26. Juli 1830 erschienen die Ordonnanzen Karls X., welche die Preßfreiheit suspendirten und die oppositionelle Kammer auflösten. Sofort veranlaßte Carrel die Herausgeber und Redacteure der Journale in Paris zu einer energischen Protestation dagegen, und hiermit begann die Revolution. — In drei Tagen brach der Sturm die Krone hinweg, welche die diplomatische Kunst sechzehn Jahre früher wieder auf den morschen Stamm gepfropft. Auf den verlassenen Thron aber kam der bourbonische Vetter, Ludwig Philipp von Orleans, der Bürgerkönig. Er hatte schlau die gefallene Krone aufgerafft.

Armand Carrel focht die Julirevolution mit aus. Nach dem Siege schlug er, minder ehrgeizig als sein College Thiers, die ihm angebotene Staatsstellung aus und blieb einfacher Journalist. Er war der Mann der Partei des „National" und kämpfte im Sinne der Julirevolution gegen die Sophistik Louis Philipps, über den sich unter der demokratischen Partei bald alle Täuschung verlor. Carrels Leidenschaftlichkeit zog ihm viele gerichtliche Anklagen zu, aber niemals eine Verurtheilung; sein vernichtender Spott gegen die Royalisten führte Duelle mit diesen herbei, in einem derselben seine schwere Verwundung. Wie bei Mirabeau's Sterben, so lagerte damals das Volk vor seiner Thüre, um die Bulletins über das Befinden seines Lieblings allstündlich zu vernehmen. — Indessen strengte sich die Regierung an, den gefährlichen Mann um jeden Preis zu stürzen. Zuerst verurtheilte man ihn zu sechs Monaten Gefängniß und später, da Carrel die Schilderhebung der Republikaner 1834 — nicht aus Ueberzeugung, sondern als Ehrenmann, der selbst für die Ausschreitungen seiner Partei miteinstand — vertheidigt und dabei die Pairs als käufliche Naturen bezeichnet hatte, stellte man ihn vor die Pairskammer. Er trat nicht als Angeklagter, sondern als Ankläger auf. „Ich kenne euch", rief er den Pairs zu, „ihr seid die Richter des Marschalls Ney; ich bin stolz darauf, der Erste zu sein, der hier im Namen Frankreichs gegen diesen verabscheuungswürdigen Mord protestirt!" Ein furchtbarer Tumult entstand.... „Ja", übertönte des Marschall Excelmanns Stimme den Lärmen, „die Verurtheilung Ney's war ein gesetzloser Meuchelmord!" — Die Pairs verurtheilten Carrel zu 100,000 Francs Geldbuße und zwei Jahren Gefängniß; die 100,000 Francs zahlte die Nation.

Carrel kämpfte bis zu seinem Ende im Jahre 1836. Aus Rauflust forderte ihn der nach Aufsehen verlangende Emil von Girardin und erschoß den hochherzigen Mann. Girardin befreite so das Julikönigthum von seinem mächtigsten Feinde — er, der Inbegriff alles Charakterlosen, genoß den Triumph, Frankreich des rechtschaffensten politischen Charakters zu berauben.

Der Erbe Armand Carrels am „National" war Armand Marrast. Der „National" hatte seine Mission erfüllt; er blieb ein Hauptblatt der Opposition, aber er trat nicht wieder an die Spitze der Bewegung. Armand Marrast war gleichwohl würdig, durch Talent wie durch Charakter, der Nachfolger Armand Carrels zu sein. Er wurde wegen seiner Verdienste im Kampfe um die Freiheit 1848 Maire von Paris und Präsident der Nationalversammlung. Aber als seine Popularität verbraucht worden war, fiel kein anderer der Februarhelden in größere Vergessenheit, denn er. Es bewährte sich auch an ihm das schwere Wort, daß jede Revolution gleich Saturn ihre eigenen Kinder verschlinge. Als Marrast 1852 in Armuth und erbittert über den Undank der Menschen starb, da entsann man sich erst des Mannes wieder, der 1848 sogar der Rival Louis Napoleons als Präsidentschaftscandidat gewesen war.

Der „National" war der Kämpfer für die Freiheit gewesen, der stürmische, feurige, begeisterte Jüngling, der sich wild in den Kampf stürzt und sein Leben einsetzt, um den Sieg zu erringen. Das „Journal des Débats" ist dagegen als der besonnene, parlamentarische Vertreter der Freiheit anzusehen, als das Blatt, welches alle Leidenschaftlichkeit stets dem prüfenden Verstande unterstellt. Es ist eins der ältesten französischen Journale und genießt noch heute eines gewissen Rufes, obgleich es nichts mehr im Vergleiche zu dem ist, was es, namentlich unter Louis Philipp, war.

Napoleon I., der keine Opposition, besonders Seitens der geistreichen Leute liebte, unterdrückte es, und so wandelte es sich in das „Journal de l'empire" um, bis es nach dem Sturz des Kaisers wieder seinen alten Namen annahm. Von jeher war es das Organ der intelligenten gebildeten Bourgeoisie, der Aristokratie des Geistes, und die Akademie, die Sorbonne, das Institut lieferten die Mitarbeiter daran. Das trug natürlich wesentlich zu seinem Ruhme bei, besonders unter der Julidynastie, wo die gebildete Bourgeoisie die Hauptmacht in Händen hatte. Das „Journal des Débats" gehörte damals den Gebrüdern Bertin und noch heute derselben Familie. Die beiden Bertin waren ausgezeichnete Männer, welche in Wahrheit als die Häupter der intelligenten Mittelclasse Frankreichs zu betrachten waren und auch einen bedeutenden Einfluß auf die Regierung und selbst auf den Bürgerkönig übten. Der eine Bruder war Pair von Frankreich, der andere, der es nicht werden wollte, hatte trotz seiner puritanischen Einfachheit doch noch mehr Macht als der Pair. Zu ihm kamen die, welche Minister werden wollten und werden konnten, und er machte sie zu Ministern. So auch Guizot, der am „Journal des Débats" fleißig mitarbeitete. Ueberhaupt ist zu berücksichtigen, daß der Journalismus in Frankreich insofern

viel höher steht als bei uns selbst noch heute, als jeder Staatsmann hiermit seine Carrière anfängt oder sie damit schließt. Das Journal ist für ihn entweder das Lyceum oder das Invalidenhaus.

Das „Journal des Débats", als das Blatt des gemäßigten Liberalismus, verlor mit dem Zusammenbruch der Dynastie Orleans 1848 die hohe Bedeutung, welche es während der Julimonarchie besessen. Wo die politischen Leidenschaften ihr wildes Spiel trieben, da war für die Besonnenheit und den feinen, diplomatischen Ton keine Zeit mehr. Wie die gebildete Bourgeoisie die Februarrepublik als etwas Unvermeidliches hinnahm, so auch das „Journal des Débats"; es sprach für die Ordnung und unterstützte daher Louis Napoleons Candidatur; aber es verdammte ihn, als er sein Gelüst nach dynastischer Macht zu erkennen gab. Unter der allgemeinen Maßregelung nach dem 2. December und während des Kaiserreichs hörte jede Selbstständigkeit der politischen Meinung auf, und zuletzt durfte auch das „Journal des Débats" den Groll nicht mehr austönen, welchen noch heute die intelligenten Classen gegen den verjüngten Bonapartismus hegen. Die Macht der rohen Gewalt steht immer der Intelligenz als Feindin gegenüber; denn sie weiß, daß die Intelligenz sie über lang oder kurz vernichtet.

Seit langer Zeit hat Sylvestre de Sacy, ein gelehrter Philolog, Orientalist und der erste Journalist, der Mitglied der Akademie wurde, die Redaction des „Journals des Débats". Er trägt die Verantwortung für jeden Artikel, der nicht von dem Verfasser selbst unterzeichnet ist; denn es ist Gesetz in Frankreich, daß jeder einzelne Artikel mit dem Namen des Verfassers versehen sei. Wo nun aus irgend welchen Rücksichten der wirkliche Autor seinen Namen zu verschweigen wünscht, borgt der Redacteur des Blattes den seinigen, so daß es etwas Gewöhnliches ist, den Namen eines der Redacteure unter einem Aufsatz zu finden, den Andere geschrieben haben. Diesem Umstande ist es zu danken, daß man die französischen Journalisten mehr kennt als die englischen und deutschen; denn weder in England noch in Deutschland ist es Gesetz noch Sitte, jeden Zeitungsartikel mit Namen zu versehen. Hier ist die Zeitung ein Ganzes und Alles; was sie enthält, vertritt sie als Ganzes; während in Frankreich das Journal mehr nur als die Form erscheint, um einzelnen individuellen Meinungen zum Ausdruck zu dienen.

Zu den ältesten Mitarbeitern am „Journal des Débats" gehört St. Marc Girardin, ebenfalls Mitglied der Akademie, Professor der Literatur an der Sorbonne, unter Louis Philipp Staatsrath und Deputirter. Da er sich mit dem Imperialismus nicht aussöhnen wollte, verlor er seine Aemter und blieb einfacher Journalist. Er ist einer der glänzendsten unter diesen, weniger bedeutend als Politiker denn als Stylist und dies namentlich durch seine Artikel über die Literatur im „Journal des Débats" wie in der „Revue des deux Mondes", die in Gesinnung und durch ihre Mitarbeiter sehr innig mit dem „Journal des Débats" verbunden ist.

Bemerkenswerth ist noch Michel Chevalier, welcher politische und nationalökonomische Artikel für das Journal schreibt. Er war in früherer Zeit Saint-Simonist und Apostel des Papstes Enfantin. Nach Abbüßung einer Gefängnißstrafe ging er nach Amerika, besserte sich, d. h. wurde anstatt eines Demokraten ein Liebediener der Regierung, und kehrte als solcher nach Paris zurück, um eine Stellung beim „Journal des Débats" zu finden. Nach Louis Philipp diente er der Republik, dann eben so loyal dem neuen Kaiser, der ihn zu belohnen wußte, indem er ihn zum Staatsrath machte. Ein so charakterloser Politiker Chevalier indessen ist, so bedeutend ist er als Nationalökonom.

Noch ein drittes Journal charakterisirt die politische Strömung der Zeit von der Restauration der Bourbonen bis zu der der Napoleoniden. Es ist der „Constitutionnel", zugleich ein eigener Typus der französischen Presse. Dies Journal wurde gleich nach dem Sturz Napoleons gegründet und machte sich, ehe der „National" auftauchte, zum Stimmführer der Opposition. Nicht in der heroisch-gesinnungsvollen Weise des „National", sondern in der Art des Bourgeois, der eigentlich gar keiner Partei zugehört, aber liberal ist, und zu Zeiten, wenns nicht zu ändern ist, eine kleine gemüthliche Revolution nicht ungern sieht. Vor der Revolution war es das einzige oppositionelle Journal gewesen und hatte deshalb eine bedeutende Macht ausgeübt, besonders nach unten hin. Es ruinirte den Bourbonismus und überließ es dann den Keulenschlägen Armand Carrels, ihn zu vernichten. Unter der Julirevolution bemächtigte sich Thiers dieses Blattes, um gegen Guizot eine Macht zu haben. Natürlich lagen sich „Constitutionnel" und „Journal des Débats" stets in den Haaren, und ein jedes dieser Journale suchte seinen Schützling emporzubringen, und den des andern, wenn er Minister war, zu stürzen.

Der „Constitutionnel" fand zuletzt einen Besitzer, welcher den Manövers von Thiers noch eifrigere Unterstützung gab, nämlich den Doctor Véron. Véron war erst Apotheker gewesen, dann Director der Oper und ein reicher Mann dabei geworden. Ehrgeizig, wie er war, trachtete er nach einem politischen Amt und Einfluß, und so kaufte er den „Constitutionnel", in der Hoffnung, zu derselben Bedeutung wie die beiden Bertin, die Besitzer des „Journal des Débats", zu kommen. Mit Thiers im Bunde, calculirte Falstaff-Véron, könne es ihm nicht fehlen, Staatsrath, vielleicht sogar Minister zu werden. Er that alles Mögliche, und auf eine politische Gesinnung mehr oder weniger kam es ihm nicht an, um nur politischer Charakter zu werden. Aber es gelang ihm nicht. Thiers half ihm nicht und seit der Februarrevolution konnte er den guten Véron auch nicht mehr vertrösten. Empört ließ ihn daher Dr. Véron fallen und wendete sich dem neuen Gestirn, Louis Napoleon, zu. Dieser benutzte ihn und Véron wurde wegen des Staatsstreichs ins Vertrauen gezogen. Er war der Freund von Morny und Fould, den Vertrauten des Prinz-Präsidenten — wie konnte es ihm fehlen, bei nächster Gelegenheit hoch oben in der Regierung zu sitzen? Auch versprach man ihm alles Mögliche und Véron posaunte dafür eifrig den Ruhm und das Verdienst Louis Napoleons aus. Aber nach dem Staatsstreich und der Wiederherstellung des Kaiserreichs kannte die neue Dynastie den edlen Doctor nicht mehr. Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, der Mohr konnte gehen!

Und er ging, erbittert, ergrimmt über den Undank. Nun wollte er nicht wieder der Dupe werden, sondern der reiche Bourgeois bleiben, weiter nichts. Nur der kleine Ehrgeiz, ein berühmter Schriftsteller zu sein, plagte ihn noch. Deshalb schrieb er die „Memoiren eines Bourgeois", in denen er all sein Mißgeschick ziemlich geistvoll erzählte und den Groll gegen die, die ihn getäuscht, ausschüttete. Dann schrieb er den Roman: „Fünfhunderttausend Francs Rente oder das Haus Pitou",

wurde dabei Mäcen der Journalisten und der Schriftsteller, wofür ihn diese dankbarer Weise zum berühmtesten Collegen der Neuzeit erklärten. Damit war der edle Bourgeois zufrieden und entsagte nun der undankbaren Politik. Er verkaufte 1855 den „Constitutionnel" an den Banquier Mirès, den großen finanziellen Parvenu des Kaiserreichs, der 1848 noch keine Ahnung davon hatte, daß er zehn Jahre später die dritte Großmacht der Pariser Presse sein würde.

Mirès kaufte auch ein anderes Journal, das „Pays", und machte seinem Gönner Louis Napoleon zu Ehren daraus das „Journal de l'empire", ein halb officielles Blatt, eben so wie der „Constitutionnel", der die Leitung der öffentlichen Meinung übernommen hat und heute Europa die Räthsel über die Absichten der Politik des Kaisers aufgiebt.

Dazu fanden sich nun freilich keine ehrlichen Schriftsteller, sondern nur jene Creaturen, welche ihr Talent auch der schlechtesten Sache widmen, wenn sie nur Vortheil davon haben. Am „Constitutionnel" trieb zuerst Guerronière sein Wesen; Guerronière unter der Republik, Laguerronière unter der Präsidentschaft, Vicomte de Laguerronière unter dem Kaiserreich — er taufte sich, je nachdem er Republikaner, Gemäßigter und Bonapartist wurde. Im Jahre 1850 war er noch Demagoge; während des Staatsstreichs blieb er Republikaner, unter dem Kaiserreich wurde er Lakai und schrieb auf Commando seine Artikel im „Constitutionnel", bis er Staatsrath wurde und nun in vornehmer Weise nur noch bei feierlicher Gelegenheit die Brandbroschüren der napoleonischen Politik nach höheren Anweisungen verfaßt. Er ist jetzt der kaiserliche Hofjournalist, welcher auch das berüchtigte Pamphlet „Napoleon III. und Italien" kurz vor Ausbruch des italienischen Krieges in die Welt sandte.

Sein Nachfolger in der Stellung beim „Constitutionnel" wurde Granier aus Cassagnac. Dieser Mann ist in drei Worten zu kennzeichnen: er ist Friseur der Weltgeschichte und stutzt sie je nach der Mode zu. Er war auf allen Parteien und überall nichts, nur unter dem Kaiserreich wurde er etwas, ich glaube gar auch ein Staatsrath. Man nehme Alles in Allem, er war ein elender Mensch seit je; aber Bedienten kann man keine Verantwortung aufbürden.

Der „Siècle", das Organ der gemäßigten Republikaner, ist weniger eingreifend in die Geschichte des neueren französischen Journalismus, da der „National" ihm in allen Fragen voran und, als das Journal der Republikaner überhaupt, von bedeutenderem Einfluß war; aber noch ein letztes Blatt darf nicht übersehen werden, schon weil es der Tummelplatz eines der verschlagensten und industriösesten journalistischen Talente war. Dieses Blatt ist die „Presse"; dieses industriöse Talent ihr Gründer und langjähriger Besitzer, Emil von Girardin.

Es war nach der Julirevolution, da trat ein Mensch auf, einige zwanzig Jahre alt, der seinen Vater verklagt, weil dieser ihm nicht seinen Namen zu tragen gestattet. Der Proceß machte Furore und um so mehr, da ihn der Sohn gegen den Vater gewann. Mit einem Male war Emil von Girardin, der uneheliche Sohn des Herrn von Girardin, eine Illustration der chronique scandaleuse geworden.

Das war in Paris schon viel werth. Wer dort gekannt ist, gleichviel wie, kann seine Carrière machen. Emil von Girardin wußte dies sehr gut und speculirte damit. Er bewarb sich um Delphine Gay, die reizende, geistreiche Tochter Sophie Gay's, und bereits eine der gefeiertsten Dichterinnen Frankreichs. Ein unvernünftiges Glück krönte diese Frechheit: die schöne, gefeierte Delphine gab 1831 dem häßlichen, berüchtigten Girardin ihre Hand.

Ein speculativer Kopf wie Girardin mußte schon längst erkannt haben, welch ein mächtiger Hebel für den Ehrgeiz die Presse war. So setzte er denn Alles daran, sich ein Journal zu schaffen, und es gelang ihm in der That, seinen Plan durch Hülfe Anderer Geldbeutel ins Werk zu setzen. Im Jahr 1836 gründete Girardin das Journal „la Presse". Es war bestimmt, sein Glück durch principielle Opposition zu machen, kostete aus diesem Grunde auch jährlich nur 40 Francs, wodurch die übrigen Journale, die 80 Francs kosteten, sich bedroht sahen, und hatte zum ersten Mal ein stehendes Feuilleton mit einem Roman aus der Feder eines der berühmten Schriftsteller — ein glücklicher Gedanke, den bald darauf auch die übrigen Journale sich aneigneten. Die „Presse" erreichte durch diese Mittel eine außerordentliche und immer steigende Abonnentenzahl, dadurch einen gewaltigen Einfluß und Girardin selbst ein bedeutendes Vermögen. Er trieb die Opposition aus Grundsatz, um Aufsehen zu erregen und dem Einfluß auf die Massen immer größere Steigerung zu geben. Girardin selbst sorgte dafür, daß er nie aus dem Munde der Leute kam — er scheute sich sogar nicht, mit dem berühmtesten Journalisten, Armand Carrel, ein Duell einzugehen. Wir haben bereits vernommen, daß Armand Carrel auf solche Weise sein Leben verlor. Die Flüche, die auf Girardin in Folge des Todes Carrels geschleudert wurden, erhöhten bei alledem seinen Ruhm und schmeichelten seinem Ehrgeiz. Er war ein Mann von Namen geworden und so ward er auch Deputirter.

Der Ehrgeiz steigerte sich nun, je mehr ein merkwürdiges Glück diesen Charlatan gehoben hatte. Girardin steuerte zuletzt auf ein Portefeuille hin und hoffte ein solches durch die Abdankung Ludwig Philipps und die Ernennung der Herzogin von Orleans zu erhalten. Er täuschte sich; anstatt der Regentschaft kam die Republik und warf alle Pläne Girardins über den Haufen. Er konnte dies auch nie der Republik vergessen und war einer ihrer heftigsten Angreifer in der Presse, bis Louis Napoleon zur Präsidentschaft kam. Da kehrte er den Spieß um, wurde plötzlich Führer der rothen Republikaner und erbitterter Gegner des Prinz-Präsidenten. Dieser verstand den ehrgeizigen Mann, und da er ein so bedeutendes Journal wie die „Presse" und eine so gewandte scharfe Feder wie die Emil von Girardins während der im Stillen betriebenen Vorbereitung zum Staatsstreich nicht zu Feinden haben wollte, fetirte er den Redacteur der „Presse" und ließ durchblicken, daß er ihn in besseren Zeiten für einen Ministerposten auserkoren habe. Flugs stieß nun Girardin in das Horn des Präsidenten und blindlings, wie ihm die Noten aus dem Elysee geschickt wurden. So diente er der Ausführung des Decemberstreichs wie Dr. Véron. Wie dieser, wurde auch er nach demselben ignorirt und mit seinem Anspruch auf Dank kühl abgewiesen. Wie konnte es daher wundern, daß Girardin nun wieder die heftigsten Angriffe gegen Napoleon losließ? Sie waren um so gefährlicher, als sie nicht in Polemiken bestanden, sondern in beredten Citaten der früheren Reden des Präsidenten und der Verfassung von 1848. Louis Napoleon versöhnte den Erzürnten wieder und Girardin hoffte von Neuem, bis er, des Harrens und Narrens müde, mit Eclat sein Journal aufgab. Er verkaufte die „Presse" und schied von ihr

mit einem Manifest, in dem er erklärte, daß ein Mann von Gesinnung unter den bestehenden Verhältnissen kein Journalist mehr sein könne. So machte sich diese politische Wetterfahne schließlich noch zu einem „Mann von Gesinnung" und zog sich ins Privatleben zurück, natürlich, um bei guter Gelegenheit wieder eine neue Rolle zu spielen.

Es wurde erwähnt, daß Emil von Girardin das Feuilleton gegründet habe, und in der That, sowie es heute zu einem specifischen Genre der Literatur geworden ist, verdankt es dem speculativen Geist des Redacteurs der „Presse" seine Entstehung. Girardin logirte zuerst aus Princip den Roman ins Erdgeschoß der Journale, unter jenen Strich, der heute die Politik von der bloßen Plauderei trennt, und das Glück, welches diese Erfindung machte, bewog bald alle anderen Journale, sich ebenfalls ein Feuilleton, ein Blättchen am Blatte, zuzulegen. Man cultivirte das Genre und behandelte zuletzt mit raffinirter Kunstfertigkeit alle, auch die ernstesten Gegenstände in der leichten pikanten Manier des Feuilletonstyls. Das Feuilleton bildete das Boudoir, den Salon der Journalistik, in dem über Alles in spielender, geistreicher Weise geplaudert wurde, über Bäder, Moden, Reisen, Theater, Musik, Bälle u. dergl. mehr. Der Gegenstand war gleichgültig; die Kunst war die, bunte Seifenblasen zu machen, eine kleine pikante Idee wie ein Atom Gold so platt zu schlagen, daß die paar Spalten des Feuilletons wie Blattgold schillerten.

Am meisten unter allen Feuilletonisten verstand Jules Janin diese Kunst. Er ist der König des Feuilletons, welches er auf alle Gegenstände am glücklichsten zur Anwendung zu bringen wußte. Jules Janin schreibt noch heute das Feuilleton des „Journal des Débats" und manchmal noch so interessant wie vor zwanzig Jahren. Aber jüngere Talente haben ihn überflügelt. Janin, sonst der Kritiker, der den Ton für Alles angab, was in Paris geschah, hat heute seinen Einfluß verloren und es geschieht auch Vieles ohne Janin. Einst — da war er die Stimme, auf welche die Theaterdirectoren und das Publicum hörten. Er machte die Rachel berühmt und stürzte sie noch. Er war die Vorsehung für die Pariser, der geistige Nährvater; er schrieb wie Andere sprechen und warf derart das Vermögen, das ihm die Natur gegeben, verschwenderisch in kleiner Münze zum Fenster hinaus.

Wie nun die französische Presse speciell unter dem zweiten Kaiserreich beschaffen ist, das dürfte wohl schon genügend aus den einzelnen Andeutungen ersichtlich geworden sein. Die heutige französische Presse ist zu einer Claviatur des macchiavellistischen, frivolen Cäsarenthums gemacht worden. Die Agenten des 2. December haben sich fast aller Journale bemächtigt und ihre Aufgabe ist, die öffentliche Meinung zu erziehen und für den Dienst ihres Herrn zu organisiren. Ein bleierner Druck ruht auf der Presse und kein Wunder, daß sich die Journale, um interessant zu sein, mit der Speculation auf Effect und Frivolität, die ja das Wesen des Napoleonismus ausmachen, befassen. Der Despotismus scheut das freie Manneswort. Doch das tröstet: wie schwer der Druck auch sei, unter dem die freien Geister sich beugen müssen — er lehrt sie einträchtig der Hoffnung zuzustreben. Macht doch die Noth nur Großes, die Tyrannei nur frei, und wie lange es auch Nacht gewesen — einmal zieht ja doch die Sonne der Freiheit wieder golden am Firmamente auf!

Sonntags-Plauderei.

Ein Stückchen vom Grafen Brühl. Wenige Jahre vor dem siebenjährigen Kriege befand sich in Folge der Brühl'schen Haushaltung das Finanzwesen Sachsens in dem elendesten Zustande. Von den Officieren der Armee hatte seit achtundzwanzig Monaten keiner auch nur einen Heller Tractament erhalten. Selbstverständlich wurden dadurch die, welche kein eigenes Vermögen besaßen, in die traurigste Noth versetzt. Ein Oberst — sein Name ist leider der Nachwelt nicht aufbewahrt worden — nahm sich das Wehklagen seiner Officiere sehr zu Herzen. So lange sein eigenes Vermögen zureichte, hatte er ihnen aus demselben Vorschüsse gegeben; aber endlich reichte es nicht mehr zu. Er faßte daher den Entschluß, sich selbst an den König zu wenden und diesem die große Noth zu klagen, unter welcher die Armee litt, und um einige Tausend Thaler als Abschlagszahlung zu bitten. Seine kurze aber nachdrückliche Supplik war wirklich so glücklich aller Brühl'schen Aufseher ungeachtet in des Königs Hände zu gelangen. Dieser war über den Inhalt der Schrift aufs äußerste bestürzt, er wußte nicht anders als daß die Finanzen sich in der besten Verfassung befänden und daß alle Civil- und Militairbeamte aufs pünctlichste bezahlt würden. Er ließ sofort den Grafen Brühl rufen. Dieser aber war nicht so leicht aus der Fassung zu bringen. Er las das Schreiben, welches ihm der König hinreichte, ruhig bis zu Ende und sagte dann lächelnd, daß das Ganze nichts als ein Anschlag seiner Feinde sei, ihn bei seinem Fürsten in Mißcredit zu setzen; übrigens sei die Sache sehr übel ausgesonnen, denn er könne und wolle bis zum andern Morgen aufs klarste beweisen, daß die ganze Armee und alle Officiere bis auf den laufenden Monat voll und richtig ausbezahlt worden seien. Um dies zu bewirken, ließ Brühl sofort an alle Regimenter Steuerscheine zur Bezahlung der rückständigen Gagen ausfertigen, den letzten Monat ließ er sogar in baarem Gelde auszahlen und mit dem eidlichen Zeugniß des Generalkriegszahlmeisters und den Quittungen der in Dresden stehenden Obersten versehen, erschien er vor seinem Fürsten und bewies demselben auf diese Art, daß sämmtliche Officiere bis zum letzten Monat bezahlt seien.

Inzwischen hatten sich bereits einige Vertraute Brühls zu dem Obersten begeben und diesem die Alternative gestellt, ob er sofort auf den Königstein abgeführt und dort auf Lebenszeit in einem unterirdischen Kerker als Gefangener verwahrt werden und seine Güter confiscirt sehen wolle, oder ob er es vorziehe in einem Bittschreiben dem König zu berichten, daß er zuweilen in Melancholie verfalle und in solchen Momenten seines Verstandes nicht mächtig sei. Was blieb dem Obersten anders zu thun übrig als diese letzte Bedingung einzugehen, wozu ihn ohnedies seine Verwandten und Freunde drängten, und Alles niederzuschreiben, was ihm Brühls Abgesandte in die Feder dictirten. Die Bittschrift ging ab und der von dem Oberst selbst begehrte Abschied wurde ihm mit einem Gnadengehalt, der aber nie zur Auszahlung gelangte, bewilligt. Brühl aber stieg, statt gestürzt zu werden, dadurch in der Gunst seines Fürsten nur noch höher.

D.

Briefkasten.

Fräulein Caroline v. M........h in Berlin. In diesen Tagen wird von der Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin ausgegeben: **Bukarest und Stambul**, Skizzen aus Ungarn, Rumänien und der Türkei, von **Richard Kunisch**. Sie haben Bruchstücken aus diesem Buche bereits in unserem Blatte und in der Voß'schen Zeitung gelesen und das allgemeine Interesse dafür getheilt. Der Verfasser hat als Gesandtschafts-Attaché den Orient aus eigener Anschauung kennen gelernt; über sein Talent der Schilderung, die Eleganz seines Styles, die pikante, durch und durch moderne Manier, aufzufassen und zu erzählen, brauchen wir Ihnen, seiner unbedingten Verehrerin, nichts hinzuzufügen. Sie wundern sich, daß Marie ihn nicht zu fesseln vermochte, wie nicht; er ist so blasirt, daß er Madeira mit Zimmet und Cayenne-Pfeffer dem Champagner vorzieht. Auf Wiedersehen im April.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 10. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

10. März.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Der Stiefsohn.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Nachdem er einige Augenblicke unheimlich vor sich hin gelächelt, raffte er sich zusammen, stützte sich auf seinen Stock und schlich bis zu der Thür, an der in großen Buchstaben die Worte standen: „Expedition des Advocaten Dr. Petri“.

— Doctor utriusque juris! murmelte Falk. Ein Gelehrter, ein Mann der Wissenschaft!

Dann trat er in die Expedition. Fünf Schreiber sahen von ihren Arbeitspulten auf. Einige warfen sich höhnische Blicke zu, als sie den Exadvocaten sahen. Es waren dieselben, die einst in Falks Diensten gestanden.

— Ist der Herr Doctor zu sprechen?

Man deutete auf die Glasthür eines Cabinets, die mit grünen Gardinen verhangen war. Falk klopfte an und trat auf den Ruf „herein!“ in ein elegantes Arbeitszimmer. Der Rechtsanwalt, eine feine Havanna-Cigarre rauchend, stand sinnend an seinem Arbeitspulte. Sein Gesicht verfinsterte sich, als er Falk eintreten sah. Aber wie eine flüchtige Wolke war der Unmuth verschwunden, als er herablassend fragte:

— Was führt Sie zu mir, Herr Falk?

Dieser vermochte nicht sogleich zu antworten; er hatte mit einer furchtbaren Aufregung zu kämpfen.

— Sie sind doch Herr Falk? fragte der rechtskundige Doctor. Oder täusche ich mich...

— Nein, Sie täuschen sich nicht, Herr Doctor, unterbrach ihn Falk, der seine Fassung wiedererlangt hatte. Ich bin Falk, wie er leibt und lebt.

— Und was wollen Sie?

— Ich bringe einen Brief, den ich in die Hand des Herrn Doctors legen soll.

— Von wem?

— Von einem Fremden, der im Lindenhofe logirt. Ich glaube, er nennt sich Herr Engels.

Der Doctor nahm den Brief und betrachtete sorgfältig das Siegel, das er nur dann erst erbrach, als er sich überzeugt hatte, daß es unverletzt war. Falk bemerkte dieses Zeichen des Mißtrauens, aber er schwieg und verbiß seinen Groll. Petri hatte den Brief gelesen.

— Aber mein bester Herr Falk, rief er überrascht, wie kommen Sie zu diesem Botendienste?

Er hätte gern gefragt, wie der Exadvocat zu Herrn Engels komme.

— Auf die einfachste Weise von der Welt, Herr Doctor, antwortete Falk in schmerzlicher Ruhe. Da man mir die advocatorische Praxis genommen hat, muß ich mir eine andere suchen, denn meine zahlreiche Familie will leben.

— Das begreife ich; aber ich sollte glauben, daß ein Mann von Ihren Fähigkeiten...

— Eine bessere Beschäftigung erhalten könne? An meine Fähigkeiten, Herr Doctor, denkt Niemand, wohl aber denkt Jeder an mein Schicksal. Man trauet dem removirten Advocaten nicht, von dem die Welt spricht, daß er sich Unrechtlichkeiten und Unredlichkeiten hat zu Schulden kommen lassen. Warum sollte man ihn auch aus dem ehrenwerthen Advocatenstande verstoßen? Seit zwei Jahren gehöre ich dem Stande der Handarbeiter an. Aber was kann ein von der Gicht geplagter Mann schaffen? Nun empfange ich die Fremden auf den Eisenbahnen, weise ihnen Hotels nach, besorge das Gepäck, leiste nach Kräften kleine Dienste und ertrage ruhig den Spott der kräftigen Arbeiter, die nicht selten über meine Bemühungen lachen. Meine früheren Collegen verachten mich, und meine jetzigen hassen mich, weil ich ihnen mitunter eine kleine Arbeit nehme. Das ist mein gegenwärtiges Loos. Vorgestern führte ich Herrn Engels in den Lindenhof — heute benutzt mich der junge Mann als Bote. Meine Pflicht als Familienvater befiehlt mir, das geringe Verdienst mitzunehmen. So kommt es, daß Sie Ihren früheren Collegen in dieser Eigenschaft vor sich sehen.

Der Doctor, anscheinend gerührt, holte einen Thaler aus seinem Bureau und gab ihn dem Agenten mit den Worten:

— Sie haben auch mir einen Dienst geleistet — hier ist Ihr Lohn.

Falk nahm ruhig das Geldstück und dankte. Dann wollte er sich entfernen.

— Warten Sie, sagte Petri freundlich.

— Haben Sie mir etwas aufzutragen, Herr Doctor? fragte Falk, der schon die Hand nach der Thür ausgestreckt hatte.

— Ich benutze die Gelegenheit, die sich mir in Ihrem heutigen Besuche bietet, um auf unsern Proceß zurückzukommen.

— O lassen Sie doch den Proceß! rief Falk. Das Criminalgericht hat entschieden, ich habe meine Praxis und mein Vermögen verloren, und die Sache ist abgemacht. Warum wollen Sie Erinnerungen anregen, die ich mühsam zu verbannen suche? Meine Schuld muß doch wohl ihre Richtigkeit haben, da sie die Behörde für constatirt erachtet.

— Hören Sie mich an, Herr Falk. Sie haben früher, in Folge Ihrer schmerzlichen Erregung, hier und dort Worte geäußert, die mich compromittiren müssen. Man hat eben kein großes Gewicht darauf gelegt, weil unsere gegenseitige Stellung zu bekannt war. Jeder Verurtheilte glaubt, daß ihm Unrecht geschehen sei. Ihnen, der Sie selbst lange advocirt haben, brauche ich das wohl nicht zu sagen.

Falk lächelte wehmüthig.

— Nein, antwortete er; außerdem habe ich Ihnen ja so eben meine Ansicht ausgesprochen.

— Sie begreifen, daß ich verpflichtet war, jene Anzeige zu machen, die Sie in den unglückseligen Proceß verwickelte. Ich mußte auf eine Revision der Acten antragen, um den Verdacht abzuwälzen, der sich zunächst auf meine Person richtete. Später hat der Staatsanwalt die Sache zu der seinigen gemacht...

— Lassen wir das, lassen wir das! murmelte Falk. Wozu wollen Sie sich rechtfertigen?

— An Rechtfertigung denke ich nicht; wohl aber möchte ich Sie bitten, mich ferner aus dem Bereiche Ihrer Besprechungen zu lassen. Ich hätte Ihnen schon längst Unterstützungen zufließen lassen, wenn sich mir nicht die Befürchtung aufgedrängt, daß die Welt, und auch Sie, mein Mitleiden falsch gedeutet haben würden. Heute sehe ich Sie als Bote — mit blutendem Herzen habe ich den Brief aus Ihrer Hand empfangen. Sie schämen sich keiner Verrichtung, um den Unterhalt für Ihre Familie zu gewinnen — das ist brav, das ist edel; aber es erregt in mir ein so peinliches Gefühl, daß ich Ihnen gern ein anderes Loos bereiten möchte. Es ist schon oft in unserm Vereine die Rede davon gewesen; aber da Sie keinen Ihrer frühern Collegen angesprochen haben...

— Ich wollte nicht betteln, Herr Doctor! sagte Falk sehr ernst. Auch mußte ich fürchten, daß man mir auf mein Gesuch antworten würde: Du hast Dein Schicksal verdient! Sollte ich um Arbeit nachsuchen? In diesem Falle würde man mir gesagt haben: wir können einem Manne nicht trauen, der zwanzigtausend Thaler unterschlagen und seinem Clienten falsche Rathschläge ertheilt hat. Vergessen Sie nicht, Herr Doctor, daß ich ein Verurtheilter, ein Gebrandmarkter bin! Die Leute freuen sich über mein Unglück, denn sie halten es für ein verdientes. Man versagt selbst meiner Familie das Mitleiden, da man sie um ihren frühern Wohlstand beneidet. Meine Tochter ist eine geschickte und fleißige Stickerin — was hat das arme Kind hören müssen, wenn es um Arbeit nachsuchte! Der Eine wollte ihr die Stoffe nicht anvertrauen, der Andere bebte zurück vor der Tochter des removirten Advocaten. Hier zuckte man mit den Achseln, dort ließ man sie gar nicht vor. An Credit war nicht zu denken. In dieser Noth haben wir die Bettelpfennige zusammengenommen, haben Stoffe gekauft, und mein armes Kind hat die fertige Arbeit ausgeboten, die man bewunderte, aber schlecht bezahlte. Lieber Herr, es wäre thöricht, wollte ich über meine Vergangenheit sprechen; ich danke Gott, wenn sie mit der Zeit in Vergessenheit geräth. Und nun betrachten Sie mich in meinen traurigen Verhältnissen: wer wird wohl meiner Behauptung glauben, daß Sie die Schuld an meinem Unglücke tragen? Vielleicht habe ich früher, als mich die Verzweiflung ergriffen, ein gehässiges Wort fallen lassen — jetzt denke ich nicht daran. Sie haben Ihre Pflicht als Rechtsanwalt gethan, und mich hat die gerechte Strafe für meinen Leichtsinn getroffen.

Petri schien mit den Anschauungen des Agenten zufrieden zu sein.

— Sie haben Recht, murmelte er. Ihre Philosophie gereicht Ihnen zur Ehre.

Falk zuckte traurig mit den Achseln.

— Aber, fuhr der Doctor fort, es ist beschämend für unsern Stand, daß ein früheres Glied...

— Sprechen Sie es nur aus, Herr Doctor, rief Falk.

— Das ein früheres Glied sich solchen Verrichtungen unterziehen muß.

— Es sind ehrliche Verrichtungen, Herr Doctor. Arbeit, und sei sie noch so niedrig, schändet nicht. Der fleißige Lastträger steht mir höher als der faule Rentier. Jener nützt der Welt — dieser saugt sie aus. Ich habe das in meiner Praxis oft erfahren. Wie oft ist mir der Auftrag von einem reichen Filz geworden, arme Leute wegen einer kleinen Schuld zu ruiniren. Ich habe sie so schonend als möglich — ruinirt. Fiat justitia, et pereat mundus! war der Wahlspruch.

— Bleiben wir bei der Sache, Herr Falk. Ich halte es für Pflicht, Ihnen das Drückende Ihrer gegenwärtigen Lage ganz zu zeigen.

— O, ich kenne das Drückende.

— Nicht ganz. Scheint es doch, als ob der Zufall gegen Sie wirkte.

— Der Zufall?

— Ja.

— Ich verstehe Sie nicht, Herr Doctor.

— Wissen Sie, wem Sie Botendienste leisten?

— Einem jungen Manne, der sich Karl Engels nennt.

— Dieser Karl Engels ist der Sohn jenes Fabrikanten Beaumont...

— Beaumont? rief Falk erschüttert.

— Desselben, der den Vergleich mit Ihnen ausschlug und Sie dem Staatsanwalte denuncirte.

— Wäre es möglich!

— Die wenigen Groschen, die Sie für Ihre Dienste erhalten, kommen von Ihrem Vermögen —

— Von dem Vermögen meiner Frau! sagte Falk zitternd. Das arme Weib hat Alles hergegeben, um mich vom Zuchthause zu retten. Wenn dieser Engels der Sohn meines Vernichters wäre!

— Er ist es! versicherte der Doctor. Sie werden fragen, warum er diesen Namen führt? Weil der junge Mann einen Reisenden seines Vaters verfolgt, der im Verdachte steht, einen großartigen Betrug vorzubereiten. Sie sehen, daß ich es gut mit Ihnen meine. Halten Sie es für räthlich, so benützen Sie dieses Avertissement. Auf meine Unterstützung mögen Sie zählen...

— Ich danke Ihnen! rief der unruhige Falk. Diese Nachricht hat allerdings großen Werth für mich — Adieu — vielleicht sehen wir uns wieder!

Er verließ schwankend das Zimmer.

— Gut! murmelte der Doctor. Meine Worte haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Der eingeschüchterte Falk wird sich zurückziehen und den Unannehmlichkeiten, die uns der Zufall bereitet, ist vorgebeugt. Das Incognito des jungen Beaumont ist nicht von Wichtigkeit. Wichtiger aber ist die Nachricht, daß sich Anselm Ehrenberg hier befindet. Ein Zusammentreffen des Vaters mit dem Sohne muß um jeden Preis verhindert werden.

Der Doctor schrieb rasch einen Brief und übergab ihn einem Schreiber zur Besorgung auf die Stadtpost. Nun arbeitete er noch eine Stunde. Dann verließ er das Bureau und betrat das Familienzimmer. Seine Gattin war so eben zurückgekehrt; sie legte Hut und Mantel ab. Charlotte, eine üppige Frau von kaum dreißig Jahren, stand in einem Kleide von schwerer brauner Seide vor ihrem Gatten, der sie entzückt einige Augenblicke betrachtete.

— Bin ich nicht pünctlich? fragte sie lächelnd.

— Wie die Domuhr; so eben hat es fünf geschlagen.

Sie bot ihm den Mund zum Kusse und zog ihn zu dem Sopha. Das elegante Zimmer ward durch das Feuer, das in dem Ofen brannte, matt erhellt. Die schweren Goldrahmen der großen Oelgemälde, die an der dunkelrothen Wand hingen, flimmerten in dem matten, traulichen Lichte. Draußen heulte der Wintersturm, der von Zeit zu Zeit Schnee an die Fenster peitschte und das Feuer im Ofen rascher brennen machte, daß es die Gesichter der beiden Gatten hell beleuchtete. Es war dies gewöhnlich die Stunde, in der Otto Petri sein Tagewerk schloß und sich traulich mit seiner reizenden Frau unterhielt. Beide waren seit sechs Jahren verheirathet; aber noch liebten sie sich zärtlich wie in den ersten Tagen ihrer Ehe, die bis jetzt kinderlos geblieben.

Ueber die Gattin des Advocaten waren mancherlei Gerüchte im Umlaufe. Man wußte, daß sie Witwe gewesen, als sie Petri geheirathet, und sprach davon, daß sie ihrem Manne ein ansehnliches Vermögen zugebracht habe. Dieses Vermögen sollte einzig und allein von dem ersten Gatten kommen, einem alten Gutsbesitzer, der die reizende Charlotte, trotz der Verschiedenheit der Jahre, leidenschaftlich geliebt. Als sie ihn geheirathet, war sie zweiundzwanzig Jahre alt gewesen; nach einem Jahre war der Gutsbesitzer gestorben — man erzählte, vom Schlage getroffen — Charlotte war ein Jahr Witwe geblieben, und dann hatte sie dem Advocaten die Hand gereicht, dem sie außer ihrem Vermögen auch die erste Liebe zugebracht. Ueber ihre erste Abstammung waren die Meinungen sehr verschieden; Einige hielten sie für ein blutarmes adeliges Fräulein, Andere für die Tochter eines bankerotten Kaufmanns, und wieder Andere sprachen die Vermuthung aus, daß Madame Petri, ehe sie den Gutsbesitzer geheirathet, Sängerin oder Balletttänzerin gewesen sei. In der That, Charlotte besaß eine sehr schöne Sopranstimme, sang correct und gewandt wie die Sonntag und spielte fertig Piano. In Familienkreisen hatte sie die Zuhörer oft bis zum Enthusiasmus entzückt; aber dazu, in öffentlichen Concerten zu singen, war sie nicht zu bewegen gewesen. Auf den Bällen tanzte sie leicht und graziös wie ein Sylph; keine der Damen kam ihr gleich. Die Musikkenner, die ihre gründliche Gesangsschule bewunderten, hielten sie für eine Sängerin vom Fach, und die jungen Leute, die sie um ihren anmuthigen Tanz beneideten, ließen sich nicht von der Ansicht abbringen, daß die schöne Frau früher Tänzerin in irgend einem großen Ballet gewesen. Die verheiratheten Frauen meinten, Charlotte kenne Alles; die unverheiratheten dagegen behaupteten, sie könne noch Vieles lernen. Die Beobachter von Profession fanden, daß Madame Petri vorzüglich weiße und zarte Hände und sehr niedliche Füße habe, daß sie die aristokratisch schönste Frau der Stadt sei, vielleicht einige Jahre mehr zähle als sie angäbe, und sich in jeder Gesellschaft mit dem feinsten Tacte zu benehmen wisse. Bei dieser Meinungsverschiedenheit konnte es nicht fehlen, daß man hier das eheliche Glück des Rechtsanwalts bestritt, dort beneidete. Aber trotz der Thätigkeit der eleganten Medisance blieb Charlotte die bewunderte Frau, die Seele der vornehmen Damengesellschaften und das tonangebende Muster in der Mode. Man nahm ihre Einladungen an und sandte ihr Einladungen in Fülle.

Ein großer Theil der Advocaten sprach unverhohlen die Ansicht aus, daß Petri die ausgebreitete Praxis seiner Frau verdanke. Falk, der stets zu aufrichtig gewesen, hatte hinzugefügt, daß die Frau dem Manne mehr koste als sie ihm eintrage. Das glückliche Paar, dafür hielt es die Welt, kümmerte sich indeß um die Meinungen Anderer nicht; Charlotte blieb die erste Modedame, war von allen Seiten gesucht und besucht, und Otto, stolz auf sein Glück, betrieb ruhig seine Geschäfte. Wir haben gesehen, daß er es nicht verschmähete, die Wohnung armer Leute zu besuchen, um erhaltenen Aufträgen zu genügen.

— Du bist verstimmt, Otto? begann sie nach einer langen Pause.

— Nein, nein; die angestrengte Thätigkeit hat mich ein wenig abgespannt. Ein Stündchen in Deiner Gesellschaft wird mich neu beleben.

Ein inniger Kuß belohnte dieses Compliment, das übrigens, wir müssen es gestehen, nicht eine hohle Phrase war. Charlotte war zu fest von der unwandelbaren Liebe ihres Gatten überzeugt, als daß sie ihm nicht aus vollem Herzen danken sollte. Sie hing wie ein Kind an seinem Halse und sah ihn mit ihren großen glänzenden Augen zärtlich an.

— Du arbeitest zu viel, mein lieber Freund! Schone Dich...

— Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist. Die Leute bestürmen mich mit Aufträgen. Kaum hat sich ein Client entfernt, so tritt der andere wieder ein. Alle Schichten der Gesellschaft sind in meinem Buche vertreten — selbst das Proletariat.

— Aus der letzteren Schicht habe ich einen gesehen.

— Wo?

— Auf dem Vorsaale, als ich vor einer Stunde nach dem Modewaarenmagazine fahren wollte. Ich habe ihn wenigstens für einen Clienten gehalten. Er lehnte an dem Treppengeländer und sah mich mit starren Blicken an. Sein Auge war dunkel und durchdringend; in seinen Zügen lag die Anmaßung des Bettelstolzes und die Gemeinheit des Pöbels. Als er den Hut abnahm, sah ich einen entsetzlichen Kopf — der struppige Bart, das verworrene Haar, die große Glatze — mich schaudert jetzt noch, indem ich daran denke. Wer war der Mensch? Was wollte er?

Das Thema, das zufällig zur Verhandlung kam, war dem Doctor nicht lieb.

— Ich kann Niemandem meine Thür verschließen, antwortete er. Der Arzt und der Jurist kommen mit den Extremen in Berührung — heute mit dem reichen

Manne, morgen mit dem Bettler. Der, den Du gesehen, ist ein removirter Advocat —

— Wie, ein Advocat?

— Er hat noch vor einigen Jahren in guten Verhältnissen gelebt. Der Mann selbst trägt die Schuld an seinem Schicksale. Ich müßte Dir ein düsteres Bild entrollen, wollte ich Dir die Geschichte des Advocaten Falk erzählen. Und wahrlich, Charlotte, wir haben wohl Besseres zu thun, als von den Unredlichkeiten der Menschen zu reden. Wie weit bist Du mit Deinen Vorbereitungen zum Balle?

Die schönen Züge der jungen Frau belebten sich; sie lehnte sich an die Achsel ihres Gatten und flüsterte:

— Meine Toilette wird reizend sein. Das weiße Atlaskleid mit echten Spitzen wird fertig — es ist ein Meisterstück von Eleganz und Geschmack. Die Stickerei auf den Volants übertrifft Alles, was ich bis jetzt gesehen habe. Wäre nur mein Collier nicht so altmodisch.

— Altmodisch? fragte erstaunt der Gatte.

— Es ist sechs Jahre alt.

— Ganz recht.

— Ich trug es bei unserer Trauung. Seit jener Zeit hat die Mode mehr als ein Mal gewechselt. Im verflossenen Winter spielte die Präsidentin höhnend auf die veraltete Kette an — Otto, darf ich mir einen Vorschlag erlauben?

— Rede, mein Kind!

— Ich gebe den veralteten Schmuck an und wähle einen neuen — dann haben wir nur wenig herauszuzahlen. Es wäre doch gar zu verdrießlich, wenn wir durch die bisher gehabten Ausgaben den Zweck nicht vollständig erreichten, das heißt, eine musterhafte Toilette herstellten. Man sieht auf Deine Frau, Otto; Alles, was sie trägt, wird mit kritischen Blicken geprüft. Sieh, meinetwegen will ich nicht glänzen — aber Du sollst stolz sein auf Deine Charlotte, und ich bin stolz auf Dich, den ersten Rechtsanwalt der Stadt.

— Deinen Brautschmuck möchte ich behalten.

— Aber bedenke die Ausgabe!

— Für meine Charlotte ist mir keine Ausgabe zu groß.

— Otto!

— Fahre morgen zu unserm Juwelier, der mein Client ist, und wähle Dir das Collier, das Dir gefällt.

— Du bist ein musterhafter Ehemann!

Die ehelichen Zärtlichkeiten wurden durch ein Klopfen unterbrochen. Otto forderte zum Eintreten auf. Das Kammermädchen Charlottens erschien.

— Was giebts, Elise?

— Frau von Haineck ist angekommen.

Das Ehepaar erhob sich.

— Empfange Deine Freundin! sagte Otto.

Charlotte befahl Licht und eilte in das Vorzimmer. Schon im nächsten Augenblicke kam sie mit einer Dame zurück, die laut lachend an ihrem Arme hing.

— Kein Licht! rief sie aus. Ich unterbreche wohl ein trauliches Kosen? Verzeihung, Charlotte, es drängte mich, Sie zu sehen, denn ich habe Ihnen wichtige Neuigkeiten mitzutheilen. Guten Abend, Herr Doctor! Ihre Hand, mein Herr! Ah, welch ein köstlicher Raum! Dieses Halbdunkel ist entzückend! Wie die Schatten auf den Teppichen spielen, wie die Bilder glänzen, wie traulich das Feuer murmelt! Charlotte, Sie besitzen ein unschätzbares Talent, das Leben angenehm zu machen. Es giebt wohl kein Boudoir in der Stadt, das dem Ihrigen gliche. Zu Hause sind Sie die still waltende Fee, und in Gesellschaften die strahlende Göttin, die Alles an ihren Zauberwagen fesselt. Sie sehen, Herr Doctor, daß ich neidlos die Vorzüge Ihrer Gattin preise. Hier thauet mir das Herz auf, hier erblicke ich eine Ehe wie sie sein soll.

— Ich sollte meinen, gnädige Frau, sagte Otto, Sie hätten sich über Ihre Häuslichkeit nicht zu beklagen.

— So scheint es — aber fragen Sie Charlotten. Mein Mann liegt den ganzen Tag dem edeln Waidwerk ob, und kehrt er Abends heim, so ist er müde bis zum Umsinken. Diesen Abend werde ich ihn gar nicht zu sehen bekommen, denn er bleibt die Nacht auf dem Gute des Obersten, wo man ein großes Treibjagen abhält. So verfließt der Winter. Im Sommer leben wir einförmig auf unserm Landgute — der Herr Gemahl sieht nach seiner künstlichen Fischzucht, und geht in großen Stiefeln auf die Wasserjagd — ich lese die neuesten Romane und käme um vor Langeweile, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit Besuche erhielte. Das ist mein Leben.

Elise brachte eine prachtvolle Astrallampe, die sie auf den Tisch setzte. Den Pelzmantel, den Muff und den Hut der gnädigen Frau tragend, entfernte sie sich wieder.

Frau von Haineck stand in Charlottens Alter; sie war eben keine pikante Schönheit, aber ein bleiches, interessantes Wesen, das durch seine Munterkeit, durch stets heitere Laune und geistreiche Unterhaltung sich angenehm zu machen wußte. Die Gattin hatte eine kurze, aber erschöpfende Charakteristik ihres Mannes geliefert; Herr von Haineck war ein reicher Mann, ein leidenschaftlicher Jäger, Fischzüchter und Botaniker. Seine Frau lebte nach ihrem Geschmacke, er nach dem seinigen. Diese verschiedenen Lebensweisen störten indeß den häuslichen Frieden nicht, wenn Helmine sich auch zuweilen beklagte. Der Edelmann war fünfzehn Jahre älter als seine Frau — diese Angabe wird vielleicht Manches erklären. Petri war der Rechtsanwalt des Herrn von Haineck; er verwaltete die Besitzungen desselben in der Stadt, schloß Miethcontracte ab und empfing die Miethzinse. Außerdem führte er einige Familienprocesse des Edelmanns, die schon seit länger als zwanzig Jahren obschwebten. Wir wissen nicht, ob die Advocaten oder die Gerichte die Schuld trugen, daß diese Processe so lange dauerten.

Früher hatte Helmine den Umgang Charlottens gesucht, um sich zu zerstreuen; jetzt ward sie von der Freundschaft getrieben, sich der jungen Frau zu nähern.

— Ich komme so eben aus unserm Modewaarenmagazine. Ihr neues Ballkleid, Charlotte, ist himmlisch! begann Helmine.

— Sie haben es gesehen?

— Ja.

— Wie gefällt Ihnen die Stickerei, zu der ich die Zeichnung geliefert habe? fragte rasch die Frau des Doctors.

— Von dieser wollte ich eben sprechen. Die Stickerei ist ein Muster von Geduld, Sauberkeit und Geschmack; sie übertrifft Alles, was ich bisher gesehen habe. Und, meine liebe Freundin, von großer Wichtigkeit für uns ist der Umstand, daß ich jetzt die geschickte Stickerin kenne.

— Werden die Arbeiten nicht in Brüssel oder Paris besorgt?

— Die Modistin ist eine schlaue Person — wir müssen hiesige Arbeiten für Pariser bezahlen. Ein armes, schwaches Mädchen ist die Künstlerin, die Tag und Nacht um geringen Lohn arbeitet, um ihre Aeltern und Geschwister

zu erhalten. Ich spreche nicht davon, daß die Modistin unsere Börsen stark in Anspruch nimmt; aber ich finde es empörend, daß dem armen Mädchen der Lohn nicht zufließt, den wir zahlen. Die faule dicke Frau, die sich wie ein Truthahn putzt, in schlechtem Französisch auf Ehre versichert, daß sie in Paris arbeiten läßt, giebt kaum den vierten Theil von dem ab, was die Kunden zahlen. Es ist himmelschreiend! Dieser Fall beweist eclatant, wie wir düpirt und die armen Menschen betrogen werden.

— Auf welche Weise haben Sie erfahren —?

— Auf die einfachste von der Welt. Diesen Morgen wird mir ein junges Mädchen angemeldet, das mich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht. Die dringende Angelegenheit reizte meine Neugierde und ich ließ das Mädchen kommen. Ein reizendes Kind trat ein. Die ärmliche Kleidung paßte wunderbar zu ihrer Schönheit. Der kleine Hut von schwarzer verschossener Seide stand dem anmuthigen Gesichte köstlich. Unter dem dünnen Umschlagetuche zeichneten sich seine elegante Körperformen ab. Mein Interesse war in dem ersten Augenblicke gefangen genommen.

„— Was wünschen Sie, mein Kind?“ fragte ich freundlich, um die sichtlich Befangene zu ermuthigen.

— Das Mädchen öffnete einen Carton, den es auf den Armen trug. Die kleinen Hände zitterten dergestalt daß sie den Deckel zu Boden fallen ließen.

„— Ich bitte, gnädige Frau, sagte eine zitternde zarte Stimme, prüfen Sie diese Stickerei.“

— Charlotte, rief Helmine, ich war wie geblendet! Eine solche Arbeit hatte ich nie gesehen. Erlaß mir die Beschreibung; aber glaube mir, daß ich ein Wunderwerk vor mir hatte, dessen Feinheiten je deutlicher hervortraten, je länger ich es betrachtete. Wahrlich, solche Blätter und Blüthen konnten nur Feenhände hervorgebracht haben. Und wie geschmackvoll war die Wahl der Farben getroffen! Wie köstlich war die Zeichnung! Alles vereinigte sich, um mich zur lauten Bewunderung hinzureißen. Das arme Mädchen zitterte vor Freude.

„— Wessen Hände haben dieses Prachtstück gefertigt?“ fragte ich.

— Das Mädchen verneigte sich, leicht erröthend.

„— Sie, mein Kind?“

„— Ich habe länger als zwei Jahre daran gearbeitet.“

„— Das glaube ich Ihnen!“

„— Und nun möchte ich meine Arbeit verkaufen. In dieser Absicht bin ich zu Ihnen gekommen.“

„— Ein solches Kleid kann nur eine Fürstin tragen.“

— Denken Sie sich, schaltete Helmine ein, die kostbarsten Blumen waren auf weißen Atlasgrund gestickt; es fehlten nur noch die Diamanten, um einen königlichen Schmuck daraus zu machen. Ich fragte nach dem Preise, denn, offen gestanden, das Kleid reizte mich. Meine Frage setzte die Stickerin in große Verlegenheit. Sie sah eine Zeit lang verwirrt zu Boden, und als sie das große himmelblaue Auge aufschlug, rieselten schwere Thränen über die bleichen Wangen herab. Die kleinen niedlichen Hände der Stickerin spielten zitternd mit dem Bande der verbleichten Schürze. Das Mädchen bot einen reizenden Anblick.

„— Warum sprechen sie nicht, mein liebes Kind? Es hat Jeder das Recht, den Preis für seine Arbeit anzugeben.“

— Jetzt lächelte die Stickerin unter Thränen. Das war ein unbeschreibliches Lächeln.

„— Verzeihung“, flüsterte sie, „meine Forderung wird Ihnen zu hoch erscheinen.“

„— Das kommt darauf an. Wenn irgend Jemand, so weiß ich Kunst und Geschmack zu schätzen. Außerdem haben Sie auch bedeutende Auslagen gehabt.“

„— Ja, gnädige Frau, alle Stoffe sind echt.“

„— Nun, so fordern Sie in Gottes Namen!“

„— Sie werden mich anmaßend, unverschämt nennen“, flüsterte die Stickerin; „aber sollte auch die Arbeit den Werth nicht haben, den ich angebe, so bedarf ich doch der Summe — mein Lebensglück hängt davon ab.“

„— Ihr Lebensglück?“ fragte ich verwundert.

„— Und Sie sind so reich — die Vorsehung hat Sie mit irdischen Gütern gesegnet — ich wende mich nicht nur an Ihren guten Geschmack, sondern auch an Ihr edles Herz, das schon so viel Wohlthaten erzeigt hat.

— Verwunderung und Neugierde hatten in mir den höchsten Grad erreicht. Die Stickerin hatte diese Worte mit einer Naivetät gesprochen, die einen Zweifel darüber nicht aufkommen ließ, daß sie keine Schmeicheleien, sondern Ueberzeugung waren. Nachdem sie noch einmal die äußerst mühsame Arbeit hervorgehoben und von schlaflosen Nächten gesprochen hatte, forderte sie dreihundert Thaler.

— Das ist zu viel für eine Stickerei! rief der Doctor.

— Es ist eine große Summe, fügte Charlotte hinzu; aber wenn man bedenkt, daß die Arbeit Jahre in Anspruch genommen hat und eine außerordentliche Geschicklichkeit erfordert, so kann man sich darüber nicht wundern. Ein fleißiges Mädchen kann wohl in zwei Jahren dreihundert Thaler verdienen. Was thaten Sie, Helmine?

— Die Stickerin dauerte mich und ihre Arbeit gefiel mir dermaßen, daß ich mich zum Ankaufe entschloß. Das arme Mädchen fiel mir fast zu Füßen. Wie es früher vor Angst, so bebte es jetzt vor Freude. Leider konnte ich nicht gleich zahlen, weil mein Mann abwesend ist. Ich behielt die Arbeit und bestellte das junge Mädchen auf übermorgen wieder zu mir. Und nun erfuhr ich, wie von den Kaufleuten eine solche Arbeit bezahlt wird. Die Stickerin, die sich Sophie Falk nennt, arbeitet auch für unsere Lieferantin und versichert, daß sämmtliche Putzartikel hier gefertigt werden; sie bat mich, ihr direct Aufträge zugehen zu lassen. Vor einer Stunde fuhr ich zu Madame Detroit, um mit ihr Rücksprache wegen des neuen Kleides zu nehmen; ich will nämlich die Stickerei auf dem Balle bei dem Präsidenten zeigen. Da sah ich auch Ihr Kleid, das der Vollendung nahe ist. Die gute Frau schwört bei allen Heiligen, daß die Stickerei in Paris gefertigt ist; aber ich glaube es nicht, ich wette vielmehr Tausend gegen Eins, daß sie aus den Händen der armen Sophie hervorgegangen.

Helmine bat nun, die geschickte Arbeiterin zu berücksichtigen, was Charlotte auch versprach.

Des Doctors hatte sich eine merkliche Mißstimmung bemächtigt, seit er den Namen „Falk“ gehört. Es war ihm mehr als unangenehm, daß die Tochter des Exadvocaten mit den Damen in Berührung kommen sollte.

— Es ist bald sechs Uhr, sagte er; ich habe noch einen Geschäftsweg abzumachen. Die gnädige Frau bleibt diesen Abend bei uns, und somit sehen wir uns wieder.

Er küßte zärtlich seine Frau, reichte Helminen die Hand, und ging. Eine Viertelstunde später brachte ihn ein Fiaker nach dem Lindenhofe.

(Fortsetzung folgt.)

Den Frauen*).

Von Louise Otto.

3. Selbstständigkeit.

Im Ernst kann es wohl Niemandem mehr einfallen, die ganze Hälfte des Menschengeschlechtes in einem in allen Beziehungen unselbstständigen Zustande erhalten wissen zu wollen. Wenn es auch noch genug Institutionen und durch Brauch und Sitte hergebrachte Anordnungen giebt, welche die Frauen im öffentlichen Leben als unselbstständig hinstellen, so ist man doch jetzt nun so weit gediehen, selbstständige Urtheile und Handlungen von ihnen nicht nur zu dulden, sondern zu erwarten. Selbstständig in Wahrheit kann aber nur derjenige sein, der, wie es das Wort bezeichnet, „selbst stehen" kann, und dazu ist wieder das erste Erforderniß: sich auf sich selbst verlassen, sich selbst wenigstens die nothwendigsten Bedingungen zum Leben verschaffen zu können.

Ein Blick auf die verschiedene Behandlung der Söhne und Töchter durch die Aeltern zeigte uns schon in erschreckender Weise, wie wenig für die letzteren geschieht, ihren Lebensweg zu erleichtern, auf irgend einen Beruf sie vorzubereiten. Wenn von einem solchen die Rede ist, so haben die meisten Aeltern immer nur eine künftige Ehe im Auge, und da mit dieser die Leitung eines Hauswesens im Großen oder Kleinen und die Mutterschaft und Kindererziehung meist zusammenhängt, so glauben Viele ihr Bestes zu thun, wenn sie die Aufmerksamkeit ihrer Töchter auf diese Puncte lenken. Auch wir halten die Ehe, d. h. nur eine rechte, zu wahrhaft gegenseitiger Ergänzung geschlossene, für das höchste Gut des Lebens und für denjenigen Zustand, in dem alle schönsten Anlagen des Gemüthes sich am segensreichsten entwickeln lassen; aber wir finden eben darum in der Ehe eine **für beide Theile ganz gleiche menschliche**, keineswegs nur eine specifisch weibliche Bestimmung, und so nöthig wie es ist ein Mädchen über die Pflichten zu belehren, die sie in der Ehe übernimmt, so nöthig wäre dies auch bei dem Manne. Es hat auch nur dadurch Mancher seine Familie unglücklich gemacht, daß er nicht wußte, was die Erhaltung einer solchen erforderte und niemals begriff, daß auch die beste und fleißigste Hausfrau einen Hausstand nicht in Blüthe zu erhalten vermag, wenn der Mann nicht eben so rastlos wie sie für die Seinen arbeitet und um ihretwillen sich selbst auch einmal etwas versagen kann. Und was die Kindererziehung betrifft, so macht oft der Unverstand und die Unfähigkeit manches Vaters, Kinder richtig zu behandeln, auch das mühsamste Werk der gewissenhaftesten Mutter zu nichte, und statt sie in ihrem schwierigen Werke durch Rath und That kräftig zu unterstützen, erschwert er es nur durch seine Einfälle, Launen, oder durch Theorien, die sich meist unter den gegebenen Verhältnissen nicht ausführen lassen (deutlicher könnten wir auch sagen: mit dem gegebenen Wirthschaftsgeld). Es fällt aber mit Recht Niemandem ein, durch Redensarten oder Handlungen die Ehe für denjenigen Beruf des Mannes zu erklären, der die meisten Vorbereitungen erfordere, wie dies bei den Frauen geschieht, und wenn diesen auch durch Alles, was mit der Mutterschaft verbunden, die schwerere Aufgabe zu Theil wird, so ist es doch immer gewagt, ein ganzes Leben zur Vorbereitung auf einen Fall zu machen, der möglicherweise niemals eintritt.

Vor allen Dingen kommt es doch bei beiden Geschlechtern darauf an, Verstand und Gemüth nach allen Seiten hin harmonisch auszubilden, sie zu sittlichen und edlen Charakteren zu erziehen, ihnen in sich selbst Halt und außer sich Gelegenheit zur Entwickelung ihrer Anlagen und einer sich selbst und Anderen nützlichen Bethätigung ihrer Fähigkeiten zu geben. Das **Besondere** gerade, nicht das **Allen Gemeinsame** ist es, was einer besondern Vorbereitung bedarf. Das wahrhaft harmonisch durchgebildete Weib wird auch die praktischste Hausfrau, die liebendste Gattin, die sorgsamste Mutter sein. Umgekehrt aber ist es schwer, wenn ein Mädchen nur erzogen, einmal die Hausfrau repräsentiren zu können, daß es sich in eine andere Lage findet, wenn es das Leben gebietet.

Fähigkeit und Gelegenheit, sich selbst wenigstens die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens verschaffen zu können — auf diese Forderung kommen wir immer wieder zurück. In den arbeitenden Classen gilt sie als selbstverständlich. Viel ist freilich auch hier zu sagen über die viel schlechtere Bezahlung der Arbeiterinnen und weiblichen Dienstboten im Gegensatz zu den Männern, denn wenn wir es auch vollständig berechtigt finden, daß die Männer darum mehr verdienen müssen, weil der stärkere männliche Organismus auch mehr Nahrungsstoff bedarf als der weibliche, so findet trotzdem noch ein auffallendes Mißverhältniß statt. Aber wir lassen dies einstweilen dahingestellt und denken darüber nach, wie dies noch zehnmal größere Mißverhältniß in den sogenannten höheren Ständen abgeschafft und vorerst nur wenigstens erreicht werden könnte, was bei den arbeitenden Classen als Norm gilt, daß alle Glieder der Familie arbeiten und verdienen müssen. Schilderten wir schon früher, wie die Bildung der Mädchen vernachläßigt werde, damit vorerst die Ausgaben für ihre Brüder bestritten werden können, so müssen wir daran erinnern, wie viel besser eine Familie daran ist, welche in gleicher Weise ihre Töchter wie ihre Söhne zu einem nützlichen Berufe vorbereiten kann, so daß sie binnen Kurzem — und zwar meist jene früher als diese — wenigstens einen Theil ihres Unterhaltes sich selbst verdienen. Unter solchen Verhältnissen würde eine Familie ein viel harmonischeres Ganze bilden als es jetzt der Fall ist. Wie viele Schwestern werfen nicht — mit Worten oder Gedanken, fügen wir für alle nachfolgenden Fälle hinzu — ihren Brüdern das flotte Leben vor, das sie als Gymnasiasten, Studenten, Kaufmannsdiener u. s. w. führen können — wie viele Brüder dafür ihren Schwestern das häusliche Nichtsthun, die guten Tage daheim, die sie in Sorglosigkeit hinleben, Alles, was sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, ja sogar ihrer Wünsche brauchen, jetzt von den Aeltern und einst von ihren Gatten erwartend! Wie viele Töchter möchten mit ihren Aeltern rechten über die Abhängigkeit und Unselbstständigkeit, in der sie erhalten werden, über das Einerlei, in dem sie ihre Tage resultatlos verbringen — und wie viele Aeltern seufzen über ihre Töchter, daß sie ihnen zu viel kosten und daß es höchst zweifelhaft ist, ob sie einen Mann bekommen, noch mehr, ob auch einen solchen, bei dem sie das gute Leben von daheim nicht allzu schmerzlich vermissen werden. Wie viel Mädchen aber verheirathen sich nur gerade darum

*) Siehe Leipziger Sonntagsblatt II. Jahrgang Nr. 25 S. 220.

mit dem ersten Besten, der um ihre Hand sich bewirbt, um sich befreit zu sehen von der heimischen Abhängigkeit, um nicht mehr als Kind behandelt zu werden, um die Hausfrau zu spielen, zu der sie allein vorbereitet sind, ja eben aus dem edelsten Motiv: um einen entsprechenden Wirkungskreis zu haben, eine Stellung im Leben, um ihre weibliche Bestimmung zu erfüllen; am öftersten freilich allein aus dem Grunde, um sich zu versorgen.

Dies Alles ist schon tausendmal gesagt worden, aber es scheint, als müsse es noch einige tausendmal gesagt werden, ehe Ausreichendes geschieht, dem Uebel abzuhelfen, wenn wir auch freudig zugestehen, daß, seit wir vor länger als einem Decennium diese Fragen zuerst anregten, schon unendlich Vieles in diesen Beziehungen besser geworden ist. Man kommt allmälig von der alten Anschauung zurück, nach welcher die unwissendste und unselbstständigste Frau als diejenige galt, die ihren Beruf am besten erfüllte. Die Aeltern mehren sich, die es nicht mehr für eine Schande halten, wenn ihre Töchter etwas verdienen und sich selbst eine Stellung im Leben schaffen, und eben so die Männer, die bei der Wahl einer Lebensgefährtin diejenige nicht mehr mit mißtrauischen Blicken betrachten, welche noch andere Fähigkeiten als die der Wirthschaftführung besitzt, und es nicht unter ihrer Würde findet für sich selbst zu sorgen, sondern sogar bereit ist, auch in der Ehe nicht allein erhalten, sondern auch miterwerben zu helfen.

Mädchen, die für sich selbst sorgen können, werden viel weniger leichtsinnig oder aus dem bloßen Grunde, „um sich zu versorgen", einem Manne ihre Hand reichen. In der Regel heirathen sie nur aus Liebe, gewiß nicht aus Egoismus, selten aus Berechnung, niemals aber sich selbst zwingend oder durch ihre Angehörigen und die Verhältnisse zwingen lassend. Ein Mann, der ein solches Mädchen wählt, kann viel sicherer sein, ein nur von wahrer Neigung dictirtes Ja zu erhalten, als bei jenen müssigen Damen, die oft nur abwägen, ob ihre Verhältnisse in der Ehe besser werden als im Vaterhause, oder nur in diese treten, weil sie nach dem Tode des Vaters sonst verlassen wären. Selbstständige Mädchen werden es vorziehen, unvermählt zu bleiben, wenn nicht das Herz ihnen einen andern Entschluß dictirt. Jedenfalls werden sie nicht dem ersten Besten die Hand reichen, sondern warten, bis „der Rechte" kommt — nun, und wenn er nicht kommt, so werden ihnen wohl die bittern Stunden nicht erspart bleiben, die jedes einsame Herz hat, mag es in einer Weibes- oder Mannesbrust schlagen; aber sie werden sich mitten in ihnen doch durch das Bewußtsein trösten, keine Falschheit begangen zu haben, keine Heuchlerinnen zu sein, und sich tausendmal glücklich preisen jenen unglücklichen Gattinnen gegenüber, die zu spät erkennen, daß eine Ehe ohne Liebe und gegenseitige Uebereinstimmung und Achtung die größte Qual des Lebens und die Wurzel alles Unheils ist.

Man klagt gerade in den gebildeten Ständen über Verminderung der Ehen, und von beiden Seiten darüber, daß bei den gegenwärtig gesteigerten Ansprüchen es kaum möglich sei, eine Frau „ohne Vermögen" zu heirathen. Wollte man sagen, ohne Vermögen selbst etwas zu leisten und zu verdienen, so hätte die Sache eher einen Sinn. Denn das Capital muß schon ziemlich groß sein, das so viel Interessen abwirft, um zu der neuen Wirthschaft einen ansehnlichen Zuschuß zu gewähren, besonders wenn man bedenkt, daß ein vermögendes Mädchen gewöhnlich auch mit Ansprüchen erzogen ist, die noch über dies Vermögen gehen. Außerdem aber ist dasselbe auch unter hundert Fällen neunzig Mal gewöhnlich in kurzer Zeit sehr geschmolzen oder gar spurlos verschwunden. Der Mann bezahlt seine Schulden davon, und im Bewußtsein einen Rückenhalt zu haben, wird es auch nicht so genau genommen neue zu machen oder mehr zu verbrauchen als das Einkommen erlaubte, oder man trachtet es durch Actien- und andere Speculationen zu vermehren, die oft verunglücken; — kurz, wenn der Mann stirbt, sieht sich die Witwe oft eben so arm wie diejenige, welche nie Vermögen besaß, und hülfloser als sie. Ist es denn dann nicht vortheilhafter eine Frau zu heirathen, die kein anderes Vermögen besitzt als ihre Arbeitskraft, und bereit ist, sie dem Manne zu widmen; bereit, die Last, eine Familie zu ernähren, nicht ihm allein aufzubürden, sondern mit ihm vereint auch dafür zu wirken? Ein solches Wirken ist allerdings auch die Führung einer großen Wirthschaft (z. B. wenn der Mann ein großes Geschäft hat, dessen Leute mit beköstigt werden, oder Pensionaire u. s. w.) und die Pflege der Kinder, und dadurch erhält die Frau ohne speciell mit zu verdienen — aber dies sind eben auch schon Ausnahmen von der Regel, während bei Schließung der meisten Ehen die Frau entweder eine müssige oder ganz untergeordnete Rolle übernimmt, das Letztere, wenn sie das Dienstmädchen selbst abgiebt, das Erstere, wenn sie ein solches hält: denn dann hat sie, wenn nicht den ganzen, doch den halben Tag Zeit, sich anderweit nützlich zu beschäftigen. Man sage nicht, daß eine Frau, wenn sie z. B. durch Stundengeben oder eine andere Arbeit, die etwas einbringt, mit erwerben hilft, darüber ihren Gatten vernachlässigt — freilich wird es peinlich sein, daß dann auch er nicht willkürlich über ihre Zeit verfügt, so wenig sie dies über die seine thut; aber er wird dann auch keine Klage über Langeweile von ihr hören, noch über Vernachlässigung und über tausend andere Dinge, auf welche jeder Mensch verfällt, dessen Tagesstunden nicht von einer nützlichen Thätigkeit ausgefüllt sind. Tausend Veranlassungen einander durch Kleinlichkeiten das Leben zu erschweren fallen weg, wenn auch die Frau eine selbsterworbene Einnahme hat und über dieselbe frei verfügen kann, und wenn damit jener Standpunct fällt, der die Frau nur zur ersten Dienerin des Mannes macht, deren Bedürfnisse er oft nicht einmal gleich denen einer Haushälterin befriedigt, die sie von ihrem Verdienst bestreitet, sondern die jede Kleinigkeit erst von ihm erbitten muß, so ist dies ein anderer wesentlicher Schritt, die weibliche Würde aufrecht zu erhalten, die bisher mehr in den Gedichten als in der Lebensweise der Deutschen ihre Berücksichtigung fand. — Die Ehen werden zahlreicher und glücklicher werden durch die ökonomische Selbstständigkeit der Frauen.

Wie viele der besseren Männer gerade werden nicht durch die quälende Sorge: was wird aus Weib und Töchtern nach deinem Tode? zu übermäßigen Arbeiten, gewagten Speculationen, zur Aufreibung aller ihrer Kräfte und einem beschleunigten Ende getrieben! Haben sie aber eine Gattin, die schon vor ihrer Verheirathung sich selbst zu erhalten verstand, die auch in der Ehe sich mit mehr beschäftigte als mit Kochen und Putzen, so wird diese Sorge sehr wesentlich verringert — und schon allein oft dadurch die Kraft und Gesundheit des Mannes länger erhalten. Oder wenn diese doch wankt — welch ein Trost dann, wenn die Gattin ihm noch anders beizustehen weiß als mit ihrer liebenden Pflege! Wenn sie selbst thätig eingreifen kann, statt nur zu klagen. Und wenn er stirbt und sie mit ihm den besten Theil ihres Lebens

verliert, so bleibt ihm doch auf dem Sterbebette noch der Trost, daß sie und seine Kinder nicht an das Mitleid Fremder gewiesen sind, sondern daß die Gattin sich selbst durchs Leben schlagen kann, daß die Töchter für sich selbst sorgen können gleich den Söhnen.

Haben wir gezeigt wie nothwendig und wünschenswerth es sei, daß auch die Frauen Gelegenheit zu ausreichendem Verdienst und damit zu ökonomischer Selbstständigkeit erlangen, so müssen wir uns in dem Folgenden nach solcher Gelegenheit umsehen.

Sonntags-Plauderei.

Ein Lichtblick aus finsterer Zeit. Ein gewisser Bube zu Obernburg im alten Maingau war (1696) der Hexerei verdächtig, weil er hin und wieder Worte vom Teufel, von Hexen und Zauberern fallen ließ. Die Sache machte in der ganzen Umgegend viel Aufsehen, denn da dieser Bube in den benachbarten Orten fleißig umherlief, so schreckte er durch sein närrisches Betragen entweder den Leichtgläubigen, der in allen Worten und Geberden gleich den Teufel und sein Hexenheer im Hinterhalte fürchtete, oder er diente in Wirthsstuben den Gesellschaften zur Kurzweil. Dem Magistrat und einem großen Theil der Bürgerschaft zu Obernburg waren diese Austritte nicht gleichgiltig, zumal da man bemerken wollte, daß wegen dieses Hexenbuben, wie er allgemein genannt wurde, die Stadt von Fremden gemieden wurde, was dem Rufe der Einwohner, noch mehr aber dem Gewerbe derselben sehr nachtheilig war. Man schritt daher zur Verhaftung des Unglücklichen, stellte ihn als der Hexerei angeschuldigt vor das peinliche Verhör und holte über die Art der Untersuchung und sonstigen Procedur gegen ihn von Zeit zu Zeit Verhaltungsbefehle vom Vicedomamt ein. Es kamen von daher allerlei Verfügungen zum Vorschein. Bald ließ man ihn auf den Engelsberg zu den Kapuzinern bringen, bald wurde er mit Ruthen gezüchtigt — das einemal im Beisein des Obervoigts von Großostheim, weil er den Kapuzinern entlaufen war, besonders scharf — bald sollte der Pfarrer ihn zur Vernunft bringen, und wieder einmal der Frühmesser, der sich indeß dessen weigerte, weil er hierbei nichts verdienen könne und er doch wegen „seiner schlechten Competenz" dem Brodverdienst nachgehen müsse. Mehrere Jahre beschäftigte man sich mit diesem Prozesse; kein Strafmittel blieb unversucht, bis man zuletzt sich laut über die Kosten beklagte, die der Stadt dadurch erwuchsen. Endlich gab folgender Vorfall Anlaß, die leidige Angelegenheit in ein anderes Geleis zu lenken. Der Hexenbube war den Kapuzinern abermals entlaufen; man zog ihn sofort in Obernburg gefänglich ein und hielt ein weiteres Criminalverhör gegen ihn ab, wovon man die Protokolle mit Bericht um Verhaltungsbefehle höhern Orts einsendete. Es kam hierauf folgender Befehl, der als ein wahres Actenstück der Zeitgeschichte wohl verdient, der Nachwelt aufbewahrt zu werden, datirt vom 1. Dezember 1698, zu Obernburg an.

„Welchergestalt Burgermeister und Rath und einig Burger wegen des inhaftirten Jungen N. N. halber vor einiger zeyt vorgenommenen ungebührlichen Zeugenverhörs, als auch gedachten Jungen selbst zu rebt gesetzt, und was Ihr hierbei habt weiter fürnehmen wollen, ein solches haben wir .... vernommen; wor, auff unsere befehlende Meinung hiermit ist, ihr hättet gemeldeten armen jungen, welcher vielmehr närrisch und einfältig als eyn veneficus zu sein scheint, also gleich durch genugsame Mannschaft uff Prozelden in das Hospital, wo es sich am besten schickhen mögte, in ein erträgliche und leidentliche Custodi bringen zu lassen, allermaßen wir an dasigen Keller und Spitalmeister allbereits haben Befehl ergehen lassen, wie es seiner Verpflegung halber gehalten werden soll Nicht weniger hättet ihr einem jeden der 63 Bürger, so das bewußte Examen vorgenommen, deßfalls gnädigste Herrschaft vorgegriffen, fünf Gulden zur Straff anzusetzen, auch dieselbe allsogleich zu deren Zahlung wie auch zu Abstattung der beim letzteren Examen verursachten Zehrungskosten, so weit solche nit zu excessivi, anzuhalten und fembtlicher Burgerschafft bei arbitrari straff ernstlich injungiren lassen, von demjenigen, so mehrgedachten Jung sowohl in alß extra carcerem von Hexen und Hexereien ohne Grundt und Fundamendt geschwetzt, keineswegs weither etwas melden und zu gedenkhen. Daßigem Burgermeister und Rath aber scharpf einzubinden, uff dergleichen leichtfertig und ohnbegründetes geschwätz zu verhuethung ferner Confußion daßigen Orth zu guth obsicht zu haben und diejenige, so dagegen handeln, alßogleich pro re nata mit dem Zuchthauß oder gar mit dem Thurn abzustraffen rc."

Das wirkte. Die Obrigkeit hütete sich wohl fernerhin so leicht an Hexen und Teufel zu glauben, wenigstens berichtet die Geschichte des Ortes von keinen späteren Hexenprozessen. Um den Burschen aber kümmerte sich, nachdem er im Hospitale zu Prozelden untergebracht worden war, Niemand — wenigstens unser Chronist — nicht mehr.

D.

Briefkasten.

Herrn Ad. Bolger in Landsberg an d. W.

„O glücklich, der an's volle Herz
Ein solches liebes Mädchen hält!
Wer gäb' für solchen Augenblick
Nicht gerne hin die ganze Welt?
Die ganze Welt schau' ich in Dir,
Sie ruht Dir groß im Busen klein;
Du fassest sie mit Deinem Aug'
In einem Strahl der Liebe ein."

Ein solches Glück verdient mit noch schöneren Versen besungen zu werden, weshalb wir den Ihrigen die Aufnahme leider nicht gewähren können.

Herrn O. Seibt in Dresden. Ihre „Heimkehr" verräth einen entschiedenen Fortschritt im Vergleich zu den früher uns eingesandten Gedichten, nur müssen Phrasen, wie die am Schlusse:

„Ich tausch' für solches Glücke
Ein Königreich nicht ein!"

ihrer Trivialität wegen vermieden werden. Vielleicht senden Sie uns nächstens einmal etwas Druckbares.

Herrn G. T. Hieronymus in Kloster-Haeksweg bei Emden.

„Steter Wechsel gilt hienieden,
Ruhe erst im ew'gen Frieden —
Und doch auch ist's hier sehr schön,
Weil wir schnell von hinnen geh'n."

Wir haben noch niemals einen trüberen Gedanken unbeholfener ausgedrückt gefunden. Verargen Sie es uns nicht, wenn wir Ihnen erklären, daß Sie ohne dichterischen Beruf sind; allein im Uebrigen haben Sie uns so aufrichtiges Interesse eingeflößt, daß wir Ihnen Offenheit schuldig zu sein glauben.

Herrn G. R. R. hier.

Heißer Wunsch.

„O könnte ich der Mantel sein,
Der ihre Brust umhüllet,
Es wäre, ob's auch seltsam klingt,
Mein schönster Wunsch erfüllet.

Denn ihr so eisig kaltes Herz
Würd' ich alsdann erwärmen,
Und wie sie für den Mantel jetzt,
Würd' dann für mich sie schwärmen."

Wir haben an diesem „Mantelliede" genug, und ersuchen Sie, falls Sie beim Beginn des Lenzes vielleicht die Frühlingsgarderobe Ihrer Geliebten besingen sollten, sich um anderweite Unterbringung zu bemühen.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 11. Leipziger Sonntagsblatt 1861.
Zur Unterhaltung für alle Stände.
17. März.
Herausgegeben von Albert Traeger.
Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Der Stiefsohn.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

5.

Um dieselbe Zeit eilte Sophie durch die Straßen, in denen ein rauher Wind dichte Schneewolken emporwirbelte. Zwar brannten die Gaslaternen, aber es war dunkel, da der Schnee massenhaft zur Erde fiel. Die arme Stickerin achtete des Unwetters nicht; sie eilte in froher Hast weiter. Hatte sie doch ihre Arbeit zu dem hohen Preise verkauft, den sie gefordert. Sie kam aus dem Hause der Frau von Haineck. Bald betrat sie ihre ärmliche Wohnung.

— Wo ist der Vater? fragte sie.

— Er wird erst gegen acht Uhr heimkehren, antwortete die Mutter. Seine Geschäfte gehen gut.

— Hat er wieder Geld gebracht?

— Beruhige Dich nur, Sophie, wir sind auf vierzehn Tage versorgt, und der Miethzins ist auch bezahlt.

— Gut; so will ich noch einige Einkäufe für meine Arbeiten machen. Vielleicht gelingt es, daß ich mich von der Willkür der hartherzigen Madame Detroit freimache. Ich bin dessen herzlich satt, um ein Spottgeld zu arbeiten.

— Das gebe Gott! seufzte die Mutter. Die Frau wird reich, putzt ihr Gewölbe immer stattlicher heraus, und wir müssen arbeiten und darben.

Sophie hüllte sich jetzt in den alten Mantel der Mutter, bedeckte das reizende Köpfchen mit einer Kappe, und verließ die Wohnung. Der Taffethut und das Umschlagetuch, das sie zum Besuche bei der vornehmen Dame angelegt, durfte dem Wetter nicht preisgegeben werden.

Anstatt das Haus zu verlassen, stieg sie die Treppe hinan. Frau Westmeier war auf dem Vorsaale beschäftigt.

— Ich gehe aus, flüsterte Sophie; kann ich Ihnen kleine Einkäufe besorgen?

Sophie leistete diese Dienste nicht zum ersten Male.

— Danke, mein gutes Kind! antwortete freundlich die Witwe. Für heute habe ich nichts mehr zu besorgen. Ist Ihnen Herr Martens nicht auf der Treppe begegnet?

— Nein!

— So eben war er hier; aber nur auf fünf Minuten.

— Er hat wohl noch Unterricht zu ertheilen?

— So sagte er. Ich möchte nur wissen, was es mit dem armen Menschen ist; er war so verstört und hatte es so eilig, als ob er fürchtete, das Dach fiele ihm über dem Kopfe zusammen. Und dann hat ein Mann diesen Nachmittag zwei Mal nach ihm gefragt.

— Was für ein Mann?

— Ich kenne ihn nicht; aber er kam mir höchst sonderbar vor. Als ich ihm sagte, daß Herr Martens nicht zu Hause sei, mußte ich ihm das Zimmer zeigen. Nachdem er sich überzeugt, daß der Bewohner fehlte, ging er wieder.

Sophie bekämpfte ihre Aengstlichkeit.

— Frau Westmeier, flüsterte sie, wenn Ihr Miethsmann sich nur kein Leid anthut.

— Wie kommen Sie auf diese Vermuthung?

— Der Vorfall von gestern...

— Ah, Sie meinen wohl, er hat sich das Leben nehmen wollen?

— Ich gestehe offen, die Sache kam mir verdächtig vor.

— Das ist wohl möglich! murmelte bedenklich die Witwe. Und dabei sucht er immer noch nach einem Briefe, der, wie er behauptet, gestern in der Stube gelegen habe. All mein Suchen hilft nichts — ich finde keinen Brief.

— Achten Sie auf ihn, liebe Frau Westmeier, bat Sophie. Den armen Menschen drückt ein Leid, das er zu verbergen sucht. Wenn irgend etwas vorfällt, rufen Sie nur gleich den Vater.

— Das wird geschehen; ich habe ja sonst Niemanden, an den ich mich wenden könnte. Herr Martens macht mir viel zu schaffen — hätte ich ihn nicht so lieb, ich würde ihm sagen...

— Nur jetzt sagen Sie ihm nichts! fiel ihr Sophie hastig in das Wort. Nicht wahr, Sie schweigen mir zu Liebe und mehren das Drückende seiner Lage nicht; er bezahlt Sie pünctlich, und mehr können Sie ja nicht fordern. Gute Nacht!

Sophie eilte die Treppe hinab.

— Nicht übel! murmelte die erstaunte Witwe. Da geht mir ein helles Licht auf! Das Mädchen liebt meinen Miethsmann. Die Frage, ob ich Besorgungen hätte, war nur ein Vorwand — Martens ist ein hübscher Junge, Sophie kann sich mit ihrem Engelsgesichte sehen lassen — richtig, da geht etwas vor! Wie ängstlich sie mich bat, daß ich schweigen möge — nun, Dir zu Liebe, armes Kind, werde ich schweigen, obgleich ich nicht recht einsehe, was aus der Geschichte werden soll. Martens verdient wenig, und Sophie hat nichts — du lieber Gott, es geht in der Advocatenfamilie oft traurig genug her. Manchen Abend sind die armen Kinder hungrig zu Bett gegangen. Das ist ein Elend!

Wir begleiten Sophien, die hastig durch die Straßen eilt. Der dichte Mantel, dessen Kragen sie über den Kopf gezogen, schützt sie vor dem schneidenden Winde. Niemand hätte unter der unscheinbaren Hülle das reizende Kind vermuthet. Nachdem sie einige Straßen und Gäßchen durchschritten, blieb sie vor einem hohen Hause stehen. Die unzähligen erleuchteten Fenster deuteten an, daß hier eine Menge Familien unter einem Dache wohnten.

— Ich bin am Ziele! flüsterte Sophie vor sich hin. Gebe Gott, daß ich den Weg nicht vergebens gemacht habe.

Sie öffnete die Thür des Hauses und trat auf die lange schmale Hausflur, die vollständig finster war. Es gehörte Muth dazu, in die Finsterniß einzudringen. Der Zufall kam der ängstlichen Sophie zu Hülfe. Auf der Treppe entstand ein Geräusch, und gleich darauf ward ein altes Weib mit einer Laterne sichtbar. An diese Alte wandte sich die ängstliche Sophie mit der Frage, ob in dem Hause Herr Fink wohne.

— Sie meinen den Handelsgerichtsdiener?

— Ja.

— Eine Treppe hoch, links die erste Thür.

Sophie dankte und eilte hinan. Tappend fand sie die Thür und die Klingel, die sie zog. Eine Frau öffnete.

— Guten Abend, Frau Fink!

Frau Fink kannte die Stimme nicht sogleich; als Sophie aber ihr Gesicht zeigte, rief jene freudig erstaunt:

— Fräulein Falk, Sie sind es?

— Ich bin es.

— Und so spät?

— Ich möchte Ihren Mann sprechen.

— Er muß jeden Augenblick nach Hause kommen. Treten Sie ein — ach, wie freut es mich, daß ich Sie einmal wieder sehe.

Frau Fink war außer sich vor Freude. Mit einem wahren Jubel führte sie Sophien in ein reinliches, hübsch eingerichtetes Stübchen, das hell erleuchtet und behaglich erwärmt war. Vor dem Sopha stand ein gedeckter Tisch. Ein niedliches Mädchen von vier Jahren spielte mit einer Puppe. Frau Fink, die vielleicht achtundzwanzig Jahre zählen mochte, nahm mit freundlicher Gewalt Sophien den schneebedeckten Mantel ab.

— Hier, rief sie, indem sie die Hand des Kindes ergriff, ist Ihre Pathe. Was sagen Sie dazu?

Sophie küßte die weiße Stirn des Kindes, das die Fremde erstaunt anblickte.

— Damals waren andere Zeiten, flüsterte sie in schmerzlicher Freundlichkeit. Wären sie geblieben, ich würde für meine kleine Sophie sorgen...

— Mein liebes Fräulein, Sie haben genug gethan, unterbrach sie eifrig die junge Frau. Mein Mann war Schreiber bei Ihrem Herrn Vater, und sowohl ihm als Ihnen danken wir, daß wir uns heirathen konnten. Mein Mann hatte einen Vorschuß von fünfzig Thalern von Herrn Falk erhalten — Sie legten die zerrissene Schuldverschreibung auf die Wiege unseres Kindes und steckten mir einen Pathenbrief mit einem Goldstücke zu...

— Denken Sie doch nicht daran.

So etwas vergißt man nicht. Wir haben oft davon gesprochen und bedauert, daß Herr Falk ein solches Unglück gehabt hat. Mein Mann bleibt dabei, der Doctor Petri hat nicht recht gehandelt. Die Sache hätte auf gütlicherm Wege ausgeglichen werden können. Es ist abscheulich, so viel Unglück über eine Familie zu bringen.

— Es ist nun einmal geschehen und läßt sich nicht ändern. Sind Sie mit Ihrem Loose zufrieden?

— Seit mein Mann Wechseldiener ist, kann ich mich nicht beklagen; er hat zwar nur einen kleinen Gehalt, aber wir kommen doch aus. Ach Gott, könnten wir uns doch so dankbar beweisen, als wir wohl möchten. Nun bleiben Sie diesen Abend hier und essen mit uns. Ah, jetzt kommt mein Mann! Ich kenne seinen Zug an der Glocke.

Die Frau eilte hinaus. Gleich darauf trat Herr Fink, der Wechseldiener, ein. Er war ein stattlicher, kräftiger Mann von einigen dreißig Jahren.

— Kennst Du Fräulein Sophien noch? fragte Frau Fink.

— Wir haben uns diesen Morgen schon gesprochen. Willkommen, Fräulein Sophie.

Während die Frau in der Küche beschäftigt war, fand zwischen dem jungen Mädchen und dem Wechseldiener folgendes Gespräch statt.

— Herr Fink, ich nehme keinen Anstand, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.

— Seien Sie versichert, daß ich gern zu Diensten stehe. Ich und meine Frau, wir sind ja Ihre dankbaren Schuldner. Sagen Sie mir offen, worin ich Ihnen nützlich sein kann.

— Als wir uns diesen Morgen an dem Hause trafen, in dem wir wohnen, sagten Sie mir, daß Sie einen jungen Mann verhaften sollten...

— Felix Martens, ganz recht. Auf einen Wechsel von dreihundert Thalern. Ich komme so eben zum dritten Male aus seiner Wohnung.

— Sie haben ihn doch nicht verhaftet? fragte Sophie erschreckt.

— Nein; ich habe ihn nicht angetroffen. Indeß morgen früh sechs Uhr...

— Hören Sie mich an, Herr Fink. Das Geld wird bezahlt werden, auch ohne daß Sie die Verhaftung vornehmen. Uebermorgen händige ich Ihnen dreihundert Thaler ein.

— Sie, mein liebes Fräulein? fragte erstaunt der Wechseldiener.

— Felix Martens ist ein seltsamer Mensch; die Furcht vor der Verhaftung ist so groß, daß er sich hat das Leben nehmen wollen. Schonen Sie ihn nur den einen Tag — sorgen Sie dafür, daß er die ihm drohende Gefahr nicht erfährt — Sie verrichten ein gutes Werk, ohne daß Sie dem Gläubiger Schaden zufügen. Ich verbürge mich für die Zahlung. Das Geld ist mir sicher, übermorgen erhalte ich es. Nun habe ich mich Ihnen in Vertrauen eröffnet und bitte Sie, keinem Menschen ein Wort von meinem Vorhaben zu sagen, selbst Herrn Martens nicht. Sie empfangen das Geld, und die traurige Angelegenheit ist abgemacht.

Die arme Sophie preßte beide Hände auf den Busen, sie mußte sich erheben, denn die Angst hatte sie erschöpft.

— Können Sie meine Bitte erfüllen? fragte sie nach einer Pause.

Der Wechseldiener sah die Angst des jungen Mädchens.

— Was soll ich thun? murmelte er vor sich hin. Ich habe die gemessensten Befehle — man weiß, daß Herr Martens krank, also zu Hause ist — —

— Wer ist sein Gegner?

— Der Advocat Petri; er war wüthend, als ich ihm vorhin die Nachricht brachte, daß der Wechselschuldner nicht anzutreffen sei. Morgen früh sechs Uhr will er mich begleiten — ihm liegt viel an der raschen Verhaftung. Wäre nicht gerade Petri der gegnerische Advocat, ich würde Ihnen rathen...

— Nein, zu dem Manne kann ich nicht gehen! rief Sophie.

— Es giebt noch ein Mittel —

— Nennen Sie mir dieses Mittel.

— Geben Sie dem Herrn Martens zu erkennen, daß er morgen früh vor sechs seine Wohnung verlassen und sich den ganzen Tag bei einem Freunde aufhalten möge. Ein leeres Nest können wir nicht ausnehmen. Dann bleibt Ihnen Zeit, die Sache zu ordnen. Ich gebe Ihnen später weitere Nachricht. Aber verrathen Sie mich nicht, denn mein Dienst steht auf dem Spiele.

Frau Fink brachte das Abendessen. Sophie, der ein wenig leichter ums Herz geworden war, blieb als Gast bei den guten Leuten, die ihre Dankbarkeit auf jede Weise zu bethätigen suchten, dann entfernte sie sich, um Maßregeln zum Schutze des bedrängten Felix zu ergreifen. Wie aber konnte sie ihn bewegen, so früh schon das Haus zu verlassen? Durfte sie ihm die Wahrheit sagen, ohne sein Zartgefühl zu verletzen? Durfte Felix überhaupt erfahren, daß sie seine Noth kannte? Ließ sich bei seiner Reizbarkeit nicht Alles fürchten? Sie legte den weiten Weg zurück und erreichte das Haus, ohne einen Ausweg gefunden zu haben. Unschlüssig stand sie an der Thür. Sollte sie die Witwe in ihr Geheimniß ziehen? Sie überlegte noch, als die Gestalt eines Mannes über die Schwelle trat. Es war Felix. Auch er schien unschlüssig zu sein, ob er die Treppe ersteigen oder die Glocke an Falks Wohnung ziehen solle. Sophie hatte ihn erkannt; sie begriff, daß sie ihn anreden mußte, da er sie in dem Mantel der Mutter nicht erkennen würde.

— Herr Martens!

— Wer ruft? fragte erschreckt der junge Mann.

— Ich, Sophie!

— O mein Gott! Sie setzen sich der scharfen Zugluft aus?

Er ergriff ihre Hände und drückte sie stürmisch an seine Lippen. Dann traten Beide tiefer in das Haus, um von denen, die eintreten würden, nicht bemerkt zu werden. Felix drückte seine Freude darüber aus, daß ein glücklicher Zufall ihn mit der Geliebten zusammenführe.

— Nennen Sie es nicht Zufall, daß wir uns treffen, flüsterte Sophie. Ich habe Sie erwartet. Ist es denn recht, daß Sie mich den ganzen Tag in Ungewißheit über Ihren Gesundheitszustand lassen? Sie gehen und kommen, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen, die ich Sie gestern Abend am Rande des Grabes gesehen habe.

— Und Ihre Hand hat mich in das Leben zurückgeführt! Es nicht recht, aber verzeihen Sie mir, ich hatte viel zu besorgen. So eben sann ich auf ein Mittel, mich Ihnen bemerkbar zu machen. Sophie, Ihnen gehört mein Leben, das Sie dem Tode entrissen, und Gott ist mein Zeuge, daß ich den redlichen Willen habe, es Ihnen zu weihen. Sie haben mir ewige Treue geschworen...

— Und ich halte meinen Schwur! versicherte Sophie. Felix! fügte sie ganz leise hinzu, denn es war das erste Mal, daß sie den Vornamen des Geliebten nannte.

Der junge Mann bebte freudig zusammen, als er sich so nennen hörte.

— Sophie! Sophie! flüsterte er zurück. Sie söhnen mich mit meinem trüben Geschicke aus und machen mich zum glücklichsten aller Menschen.

— Haben Sie auch Alles bedacht? fragte sie schüchtern.

— Was? Giebt es noch ein Hinderniß, das sich unsern Wünschen entgegenstellt, wenn wir uns gegenseitig lieben?

Man sieht, daß der Sprachlehrer Idealist war. Die reale Welt war ihm nichts, obgleich er mit argen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte. Er stand in dem glücklichen Alter, in dem jeder Liebhaber Optimist ist. Die Gegenwart gilt ihm wenig, er hofft Alles von der Zukunft, die ihm wie ein herrliches Morgenroth erscheint.

— Ich bin arm, bin die Tochter eines unglücklichen Advocaten — mein Vater hat durch die Bosheit Anderer seine Praxis und auch wohl den guten Ruf verloren...

— Sophie, und wären Sie die Tochter eines Verbrechers, ich müßte Sie lieben! Aber Ihr Vater ist schuldlos, ich weiß es. O wäre ich reich, ich würde ihn für die erlittene Unbill entschädigen.

— Wird auch Ihre Familie so urtheilen?

— Ich habe keine Familie mehr. Die wenigen Anverwandten, die noch leben, kann ich nicht beachten, denn sie haben mir mein Vermögen gestohlen. Ich kenne kein Gesetz, als meinen Willen, und mein Wille ist meine Liebe zu Ihnen. Sophie, lassen Sie von mir, so fesselt mich nichts mehr an das Leben —

— O, mein Freund, verbannen Sie solche Gedanken! flüsterte Sophie erschreckt. Anstatt zu fürchten, handeln Sie. Ich bin kein Mann, aber ich bebe nicht zurück, wenn...

— Sophie, flüsterte Felix hastig, Sie haben Recht: ich werde handeln! Noch einmal will ich den Versuch machen, meinem Stiefvater das Vermögen zu entreißen, das mir meine Mutter hinterlassen hat. Morgen früh werde ich zu dem Doctor Petri gehen.

— Was wollen Sie bei diesem Manne?

— Er ist der Rechtsanwalt meines Stiefvaters.

— Gehen Sie nicht zu ihm.

— Warum?

— Derselbe Mann hat meinen Vater in das Verderben gestürzt. Meiden Sie ihn, er ist Ihr Feind, wenn er Ihrem Gegner dient. Felix, versprechen Sie mir, bei dem Doctor nichts zu unternehmen. Bedürfen Sie eines Rathgebers, so wenden Sie sich an meinen Vater, der als tüchtiger Jurist bekannt ist. Dem Manne sich offenbaren, heißt, ihm Waffen in die Hände geben.

— Ich will Ihrem Rathe folgen, murmelte Felix. Doch nun habe ich Ihnen etwas zu sagen. Sie werden mich einige Tage lang nicht sehen. Beunruhigen Sie sich deshalb nicht. Es ist ein Jugendfreund angekommen, der mich während seines Aufenthaltes stets um sich haben möchte.

— Gut, recht gut, die Zerstreuung wird Ihnen wohlthun. Gehen Sie diesen Abend noch zu ihm.

— Das ist meine Absicht. Aber zuvor wollte ich Sie davon benachrichtigen. Abends um diese Stunde komme ich auf einige Augenblicke. Wollen Sie mich erwarten?

— Mit dem Schlage acht Uhr finden Sie mich hier. Gehen Sie mit Gott, Felix. Ich werde Ihrer Wirthin Nachricht geben. Aber versäumen Sie nicht, jeden Abend zu kommen. Gute Nacht, Felix!

— Gute Nacht, meine liebe Sophie!

Sie trennten sich nach einem langen innigen Kusse. Felix verließ das Haus, Sophie betrat ihre Wohnung, froh über die günstige Wendung der Dinge. Sie nahm an, daß der Geliebte die Absicht des Doctors wisse und sich seinen Nachstellungen zu entziehen suche. Nun war sie der traurigen Nothwendigkeit überhoben, ihn direct zu warnen. Die kleine Lüge verzieh sie ihm gern, sie erkannte ja das Peinliche seiner Lage.

6.

Um die bestimmte Stunde fand sich Sophie bei Frau von Haineck ein; sie war in großer Sorge, denn Petri hatte Alles aufgeboten, um sich seines Schuldners zu bemächtigen. Felix, den sie, wie verabredet, heimlich gesprochen hatte, war unruhig und aufgeregt gewesen; es läßt sich denken, daß die arme Sophie für ihn zitterte, zumal da Fink erklärt, daß er täglich die Wohnung des abwesenden Martens besuchen müsse.

Frau von Haineck ließ der Stickerin durch das Kammermädchen sagen, daß die Rückkehr ihres Gatten drei Tage später erfolgen werde, daß sie also dann erst Zahlung leisten könne.

Diese Mittheilung war ein Donnerschlag für das arme Mädchen, das wie betäubt die Wohnung der reichen Dame verließ. Sophie wußte kein anderes Mittel, Geld zu erhalten, als durch den Verkauf ihrer Arbeit; außer Frau von Haineck würde sich Niemand geneigt finden, eine solche Summe zu zahlen. In qualvoller Angst erwartete sie den Abend. Felix kam. Seine Stimme zitterte, wenn er sprach.

— Sind Sie krank? fragte das besorgte Mädchen.

— Nein, nein!

— Warum sind Sie so unruhig? Wenn Sie mich lieben, entdecken Sie mir offen, was Sie drückt.

Felix suchte auszuweichen.

— Es ist nichts, Sophie. Haben Sie nur noch kurze Zeit Geduld mit mir, und meine trübe Stimmung wird gehoben sein. In den nächsten Tagen werde ich auch mit Ihrem Vater sprechen — wir müssen etwas unternehmen, um meine Zukunft zu sichern. So kann es nicht bleiben.

Der Abend war sehr kalt; man kürzte das Gespräch ab.

— Bleiben Sie noch einige Tage bei Ihrem Freunde? fragte Sophie.

— Er reist bald ab.

— Aber Sie kommen doch morgen?

— Wie immer.

Felix eilte hinweg. Als Sophie in das Zimmer trat, fand sie den Vater mit der Mutter im Gespräche. Der Agent erzählte von dem reichen Herrn Ehrenberg und seiner Tochter.

— Apropos, Sophie, rief er, Du sollst morgen früh zu der jungen Dame kommen, die sich Deines Raths bei einigen Einkäufen bedienen will. Ich habe Dich empfohlen. Richte Dich ein, daß Du den Vormittag bei Fräulein Ehrenberg bleiben kannst. Sie wohnt Stadt Paris Nummer Sieben. Die Bekanntschaft kann von Vortheil sein, denn die junge Dame will große Anschaffungen machen.

Sophie versprach, dem Auftrage zu genügen. Sie arbeitete noch lange, dann ging sie sorgenvoll zu Bett. Der Gedanke an den Gemüthszustand ihres Felix' verscheuchte den Schlaf. Wie mußte er leiden unter dem Drucke der widerwärtigen Verhältnisse, die sich stündlich unerträglicher gestalteten! Und was würde er thun, wenn der Advocat ihn der Freiheit beraubte? Sophie dachte sich das Wechselgefängniß als einen finstern Kerker, in welchem die Gefangenen wie Verbrecher behandelt würden. Sie sah in ihrem unruhigen Traume den armen Felix bleich und abgehagert, Ketten an Händen und Füßen, ein Raub der Verzweiflung. Als sie am nächsten Morgen ihre Toilette gemacht hatte, sah sie ungewöhnlich bleich aus.

— Falk, flüsterte die besorgte Mutter ihrem Gatten zu, mir wird recht bange um unsere arme Sophie.

— Sie darf nicht mehr arbeiten und muß bessere Kost haben, antwortete der Agent. Die Aufopferung des Mädchens hat mir längst am Herzen genagt. Ich hoffe, daß ich unserer Tochter bei Fräulein Ehrenberg eine Stelle verschaffen werde. Mit der Familie des Rentiers wird sie reisen und sich erholen.

— Wir sollen uns von Sophie trennen? fragte erschreckt die Mutter.

— Nur für die Zeit, deren sie zur Herstellung ihrer Gesundheit bedarf. Dann, mein liebes Weib, werde ich auch eine günstige Umgestaltung unserer Verhältnisse bewirkt haben. Glaube mir, es geht in nächster Zeit Manches vor, von dem Du Dir nichts träumen läßt!

(Fortsetzung folgt.)

Eine Uniform.

Kleinstaatliches Genrebild von H. von G.

Der Landrath R. erzählte dem Vernehmen nach nur selten und dann immer nur sehr genauen Bekannten, wie er — eigentlich ein fremdes Landeskind — in den O.schen Staatsdienst gekommen war. Das wußte ich wohl, aber trotzdem getraute ich mir, der ich den lebensprühenden humoristischen Mann bei einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in A. hatte kennen lernen, denselben bei Gelegenheit eines heitern Mittagsmahls in einer befreundeten Familie zur Mittheilung dieser entscheidenden Episode aus seinem Leben aufzufordern. Waren wir doch in mehr als einer Hinsicht verwandte Naturen, Collegen vom Fache und überdies beide Diener zweier jener Staaten en miniature, welche nach innen wie außen betrachtet dem humoristischen Beobachter ein so reiches Feld bieten!

Der Landrath ließ sich auch nicht lange nöthigen und erzählte, nachdem er zuvor noch sein Glas geleert und den kleinen Kreis seiner Zuhörer mit offenbarer Genugthuung darüber, daß er lauter ehrliche Gesichter um sich versammelt sah, durchmustert hatte, ungefähr Folgendes:

Allerlei Verdrießlichkeiten und ärgerliche Vorgänge hatten mich — es sind nun über fünfundzwanzig Jahre her — bestimmt, um meinen Abschied aus dem W.schen

Militairdienste einzukommen, in den mich eigenthümliche Verhältnisse verschlagen hatten. Dieser Abschied war mir denn auch in Gnaden verwilligt worden. Als Oberlieutenant von der Artillerie schnürte ich mein Bündel, augenblicklich in Verlegenheit, was ich nun eigentlich beginnen sollte. Ihr wißt ja Alle, wie schwer es hält, sich wieder in der Welt zu placiren, wenn man einmal aus dem Geleise gerathen ist und noch dazu einige standesmäßige Vorurtheile und Ansprüche mit auf den Weg nimmt. Item — ich wußte vor der Hand nichts Besseres zu thun, als mich eben in den phlegmatischen Postwagen zu setzen und meinen Cours nach der Heimath zu nehmen, wo mein Vater, damals Gott sei Dank noch munter und rüstig, als wohlbestallter herzoglich B.scher Oberförster sein Handwerk trieb. Freilich wußte ich im Voraus, daß ich erst allerhand Noth haben würde mit dem alten gestrengen Herrn, der es durchaus nicht gebilligt hatte, daß ich, in gerechtem Unmuthe über mir widerfahrenes Unrecht und die grenzenlose Nachsicht des Commandos gegenüber den junkerhaften Anmaßungen mehrerer Kameraden von einer anderen Waffe, mit denen ich bei Gelegenheit eines Ehrenhandels in Conflict gerathen war, — meinen Abschied genommen und mich hierdurch einer Laufbahn entfremdet hatte, die Anfangs mir selbst im hoffnungsvollsten Lichte erschienen war. Allein die große Liebe des Vaters und der zu verhoffende Beistand der Mutter ließen mich denn doch erwarten, daß sich für mich, den Heimgekehrten, die gemüthliche Sonne des Familienlebens nicht allzu lange hinter allerlei Wolken der Unzufriedenheit und des Mißmuths verhüllen werde, und so ging ich, nach kurzer brieflicher Anzeige über meinen Entschluß, der Heimath und den unvermeidlichen Verantwortungen im Familienrathe ziemlich getrost entgegen. Beruhigte mich doch namentlich auch der Umstand, daß mein Jugendfreund, Wilhelm von S., der mit mir in demselben Militairdienste, wenn schon bei einer andern Waffe gestanden hatte — Wilhelm war Officier bei einem Reiterregimente — und den mir mein Vater von jeher als ein Muster von verständiger Ueberlegsamkeit hingestellt hatte, mein Schicksal theilte, ebenfalls um seinen Abschied eingekommen und schon einige Zeit vor mir in seine, der meinigen nächst benachbarte Heimath, woselbst sein Vater mit einem ansehnlichen Gute angesessen, zurückgekehrt war. Daß ich freilich, streng genommen, die Veranlassung gegeben hatte zu diesem Rücktritte meines Freundes, der in meine Händel verwickelt gewesen war, das mußte ich dem alten Herrn weislich verschweigen, eben so wie das zeitweilige Ende vom Liede, daß ich nämlich mit Wilhelm dermalen in Folge eines freundschaftlichen Wortwechsels gespannt lebte und mich nach nichts weniger sehnte, als nach einem allzu baldigen Wiedersehen meines Schicksalsgenossen. Aber ich konnte doch immer dem murrenden Vater entgegenhalten, daß der verständige und besonnene Freund eben auch nicht anders und besser habe handeln können als der allerdings weniger vortreffliche, jedoch den Kinderschuhen schon längst entwachsene Herr Filius.

Es war auch in der That nichts so Schlimmes, dieser Empfang in der Heimath. Meine Aeltern hatten denn doch eine herzliche Freude, mich einmal wieder bei sich zu haben, und namentlich nahm mein Vater die Erzählung von der Veranlassung und den Motiven meines Rücktritts vom Militairstande über alles Erwarten gnädig auf, indem sich sein Unwille — Dank meiner vielleicht nicht ganz objectiven Darstellung! — vorzugsweise auf meine vormaligen Kameraden und das Truppencommando hinlenkte.

Als ich jedoch meine Erzählung beendet und von den letzten Ereignissen in der früheren Station berichtet hatte, schien er noch immer eine Frage auf dem Herzen zu haben, mit welcher er sich nur nicht recht herausgetraute, und auch die Mutter, welche dabei saß und meinen Bericht mit allerhand leisen Ausrufen über die Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit der Welt, insbesondere der uniformirten, begleitet hatte, verrieth offenbar ein zur Zeit noch unbefriedigtes Interesse bei der Sache.

Ja, ja, — sagte der Vater, meiner Antwort wohl bereits gewiß — eine verdammte Geschichte das! Nun sitzest Du da und fängst vom Frischen an. Die Gage bekommst Du natürlich nicht fort und von Pensionirung ist begreiflicher Weise auch keine Rede. Es ist doch nicht anders?

Ich nickte mit dem Kopfe und erwiederte dann, um den alten Herrn beim Guten zu erhalten: Freilich, einige Wochen muß ich schon das Gnadenbrod bei Ihnen essen; dann aber wird sich schon etwas finden für Unsereinen, der ja doch nicht gerade auf den Kopf gefallen ist und jedenfalls das Seinige gelernt hat.

Aber der Abschied ist Dir doch in allen Ehren verwilligt worden, Herr Sohn, es haftet doch kein Makel an der Sache und — und — Du verstehst mich schon, Du hast doch — nun, Du weißt ja wohl, was ich fragen will? So rücke doch mit der Sprache heraus. Was sollen mir denn so unvollständige Berichte?

Ja, Du hast doch wohl die Erlaubniß erhalten, die —, die — aber ich weiß gar nicht, weshalb Du Dich so ausfragen läßt wie ein Schulbube?

So eiferten jetzt beide Aeltern in mich hinein, aber ich wußte wahrhaftig nicht, was sie wollten, und starrte sie nun wirklich verblüfft an.

Da platzte der Vater, fast ernstlich böse, mit der Frage heraus:

Donnerwetter, jetzt hab' ichs satt. Ob Du Deine Uniform noch tragen darfst, will ich wissen, und ob sie sammt Hut und Degen oben in Deinem großen Koffer liegt, der so prahlerisch aussieht und sich so federleicht heben läßt, daß Katharine und der Johann vor Lachen bersten wollten, als sie ihn zusammen die Hühnersteige hinauf in die Mansarde trugen?

Vater und Mutter blickten mich bei dieser Frage mit athemloser Spannung an, als ob von meiner Antwort Leben und Seligkeit abhänge oder als wenn sich doch wenigstens hiernach bemessen lasse, ob ich dereinst als geachtetes Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft unter Dach und Fach versterben oder als jämmerlicher Streuner und Vagant hinter einem beliebigen Zaune verenden würde.

Die Uniform — ja, die Uniform! — Daran hatte ich leichtsinniger Mensch gar nicht mehr gedacht! Und doch lag sie nebst allem übrigen Rüstzeuge wohl conditionirt in dem Koffer oben, dessen monströse Form eigens diesen Requisiten gewidmet war. Ja, die Uniform, die gute leidige Uniform! — Ich durfte sie noch tragen. Es war mir bei Gewährung meines Abschieds von dem allerhöchsten Kriegsherrn ausdrücklich die Erlaubniß ertheilt worden, das militairische Ehrenkleid auch fernerhin tragen zu dürfen. Ich Undankbarer hatte diese mir zu Theil gewordene Gnade bis jetzt noch gar nicht gebührend anerkannt und war — ich muß es zu meiner Schande gestehen — auch noch in diesem Augenblicke weit entfernt, zu begreifen, daß mir hiermit etwas besonders Dankenswerthes widerfahren sei. Denn wahrhaftig, der nagende Verdruß meines letzten Vierteljahrs im Dienste hatte mir

die Freude an meinem Stande und dessen äußerem Kleide gründlich verleidet, und obschon ein Mann in den ersten dreißiger Jahren und noch nicht wie jetzt durch handgreifliche Andeutungen von beginnendem Embonpoint verunstaltet, hatte ich mir in der Garnisonsstadt, wo eine wahre Fülle eleganterer Uniformen den Markt und die Straßen belebte, in meinem wenn schon kleidsamen, doch eigentlich sehr anspruchslosen militairischen Gewande nie übermäßig gefallen.

Wie aber jetzt Vater und Mutter mit strahlenden Gesichtern und freudigen Stimmen fast unisono ausriefen: Also die Uniform hast Du mitgebracht, Du darfst sie tragen, sie ist oben im Koffer? Konntest Du's nicht gleich sagen? — Da empfand ich zum ersten Male eine Art von Genugthuung darüber, daß ich doch in dieser einen Hinsicht wenigstens den Wünschen und Hoffnungen der wackern Aeltern gerecht werden konnte.

Mir fiel es auch plötzlich nachdrücklichst ein, daß ich mich nicht mehr in dem größeren Staate befand, in welchem ich Soldat gewesen, sondern mit meiner Rückkehr in das älterliche Haus zugleich auch, fürs Nächste wenigstens, in eines jener kleinen deutschen Vaterländer heimgekehrt war, die ein rüstiger Wanderer beim Scheine eines Sonnenlichts fast mitten hindurch begehen kann, ohne noch fürchten zu müssen, seinem Körper durch übermäßige Anstrengung zu schaden. Ich dachte nun wohl auch daran, daß in diesen beschränkten Kreisen das Erscheinen einer fremden Uniform mehr oder weniger zu den Ereignissen gehören müsse, und daß insofern auch die Auffassung meiner Aeltern hinsichtlich der vollen Tragweite einer Erlaubniß, wie der nurgedachten, vollständig gerechtfertigt sein dürfte.

Das Forsthaus, in welchem mein Vater seine Dienstwohnung hatte, lag etwa einen Büchsenschuß entfernt von dem nächsten Walddorfe. Fast unmittelbar vor seinen Fenstern kreuzten sich drei Wege, welche in der Entfernung von je einigen hundert Schritten in die Gebiete von drei verschiedenen Landesherren hinüber führten. Ja, es gab ganz in der Nähe des Hauses eine Stelle im Forste, wo man mit einem Satze in vier souveraine Territorien gelangen konnte. Daher kam es auch, daß in dieser Gegend eine fortwährende Grenzverwirrung herrschte und daß in Folge dessen Grenzbesichtigungen und Berichtigungen an der Tagesordnung waren; Geschäfte, über welche sich mein Vater, sonst ein sehr loyaler Mann, aber ein geschworener Feind aller Federfuchsereien, überaus gern lustig machte.

So erzählte er mir auch jetzt, nachdem ich erst einige Tage wieder im älterlichen Hause war, mit herzlichem Lachen, daß die Herren von der hochlöblichen Landesregierung in diesen Tagen wieder einmal in Gemeinschaft mit dem herzoglich A.schen Gouvernement die Landesgrenze feststellen zu lassen im Sinne hätten, und daß ihn höchst wahrscheinlich das Loos treffen werde, statt seines erkrankten Collegen, des Unterförsters, der fraglichen Grenzexpedition beizuwohnen.

Eine ungeheuer profitable Geschichte — setzte mein Vater launig hinzu, — diese Grenzberichtigungen! Ein einziges Frühstück mit Wein und kalter Küche, das die Herren von der Expedition zu sich nehmen, ist wahrlich mehr werth als die Quarkspitze von Land, um die es sich für hüben oder drüben handelt. Aber was thuts? Die Commissarien gerathen dabei eben so gewaltig in officiellen Harnisch wider einander; es wird netto gerade so viel Papier verschrieben, auch nach gethaner Arbeit eben so stark und freundschaftlich zusammen gefrühstückt, als ob es sich mindestens um die Abtretung von Schlesien oder die Theilung Polens handelte. Verdammte Federfuchsereien! Wenn sie nur wenigstens Unsereinen ungeschoren ließen. Ihr Frühstück könnten sie meinetwegen für sich behalten!

Es half aber dem Alten nichts, daß er so raisonnirte und sich ungeberdig stellte. Denn nach einigen Tagen langte in der That eine Weisung der Oberbehörde bei ihm an, nach welcher er sich zu bestimmter Zeit und Stelle zur Dienstleistung bei der dort eintreffenden Commission bereit halten sollte, und es traf auch noch überdies wegen der besondern Wichtigkeit der bevorstehenden Expedition einige Tage vor dem anberaumten Termine der jenseitige A.sche Oberforstmeister im Hause meiner Aeltern ein, um sich zuvor in Begleitung meines Vaters über das strittige Terrain an Ort und Stelle zu unterrichten und hierdurch den Geschäften der Expedition vorzuarbeiten.

Mein Vater war sehr überrascht durch den unerwarteten Besuch des ihm bis dahin nur oberflächlich bekannten hochgestellten Mannes, empfing aber denselben jedenfalls mit der ihm eigenen zwanglosen Zuvorkommenheit, führte ihn noch Herzenslust im Forste herum und ersuchte ihn nach gethaner Arbeit im Forsthause ein frugales Abendbrod einzunehmen. Der Oberforstmeister hatte dieses Anerbieten auch dankbar angenommen, und mein Vater kam selbst in meine Stube, um auch mich zu veranlassen, herunter zu kommen und bei dieser Gelegenheit den Gast des Hauses kennen zu lernen. Ich weiß nicht recht, wie es geschah, daß ich die Aufforderung meines Vaters ablehnte und ihn bat, mich für heute ruhig auf meinem Zimmer zu lassen. Denn ich war nichts weniger als menschenscheu und versäumte nur ungern eine Gelegenheit, die Einförmigkeit meines jetzigen Lebens durch irgend eine neue Bekanntschaft unterbrochen zu sehen. Kurzum, ich lehnte ab, mein Vater ging ein wenig empfindlich seines Wegs und ich setzte mich, um nur etwas zu thun und mich wegen meiner Laune gewissermaßen vor mir selbst zu rechtfertigen, an den Schreibtisch, um einen bereits angefangenen Brief zu vollenden. Wichtig genug war allerdings diese Correspondenz, denn sie hatte nichts Geringeres zum Zwecke als mir durch Wiederanknüpfung einer alten einflußreichen Bekanntschaft einen Wirkungskreis im bürgerlichen Leben zu eröffnen und meinem unliebsamen Schlaraffenleben ein Ende zu machen. Aber so eilig war sie nicht, um nicht mit einem distinguirten Gaste des Hauses ein Butterbrod essen und vielleicht auch eine Cigarre rauchen zu können.

Doch es dauerte gar nicht lange und ich war dem Schlusse meines Briefs nur wenig näher gerückt, als es abermals die Treppe heraufpolterte und mein Vater halb ergrimmt, halb belustigt wieder eintrat und mir mit seiner Stentorstimme entgegenrief:

Nun hilft es Alles nichts, Herr Sohn, augenblicklich mußt Du herunter. Der Oberforstmeister thuts nicht anders, er will Dich sehen, Dich kennen lernen, Dir schöne Dinge sagen und was weiß ich sonst? Allons also! Wenn Du in zehn Minuten nicht zur Stelle bist, so rückt er Dir aufs Quartier und sieht mit eignen Augen, was Du hier oben für eine heillose Wirthschaft führst!

Aber, mein Gott — fragte ich befremdet — was fällt denn dem Herrn Oberforstmeister ein? Bin ich denn ein Wunderthier oder eine menschliche Celebrität, daß er auf meine Bekanntschaft so brennt oder hast Du vielleicht gar in väterlicher Machtvollkommenheit seine

Protection für mich angefleht, und er will nun erst sehen, was für eine Sorte von Menschen er eigentlich protegiren soll?

Spaß bei Seite — erwiederte mein Vater, indem er sich vergnügt die Hände rieb — auf so etwas wie eine Protection könnte die Geschichte doch am Ende hinauslaufen, obschon ich auf Ehre bis jetzt kein Wort von Dir gesprochen hatte. Denn wenn ich Deiner einmal erwähnte, Du Eigensinn, so hättest Du Dich auch dem Gaste vorstellen müssen, und da Du dies partout nicht wolltest, so mußte ich natürlich auch reinen Mund halten. Aber denke Dir nur: da fällt es der Katharine ein, im Hofe unten, gleich vor dem Fenster der Gaststube, wo wir sitzen, Deine Uniform auszuklopfen, die Du zum Reinigen in die Kammer gehängt hattest. Die Mutter wollte sogleich hinaus, um dem Unfuge zu steuern. Aber der Oberforstmeister, der seine Augen überall hat und die Fliege an der Wand bemerkt, wenn es eine extraordinäre Fliege ist, hatte auch schon die Uniform erblickt, fuhr wie elektrisirt in die Höhe, sprang an das Fenster, überzeugte sich von der Farbe des Tuchs, der Aufschläge u. s. w. in nächster Nähe und fragte mich im Tone des höchsten Erstaunens: Ei, ei, Herr Oberförster, ein Officier im Hause, ein W.scher Officier, und nicht von der Gesellschaft? Ei, ei, bester Freund, was für Geheimnisse, welches Incognito! Darf ich denn nichts wissen? — Natürlich erzählte ich ihm nun kürzlich von Dir und Deinen Erlebnissen so viel als ich für gut hielt, und der Herr Oberforstmeister kann nun den Augenblick nicht erwarten, Dich kennen zu lernen. Er hat sogar befohlen, daß der Wagen ein Stündchen später vorfahren soll, als er sich eigentlich vorgenommen hatte.

In diesem Augenblicke trat auch die Katharine herein, die verhängnißvolle Uniform auf dem Arme, der Vater aber eilte in die Nebenkammer, um rasch den Degen und was sonst erforderlich herbeizuholen.

Etwas verblüfft fragte ich: Ja, soll ich denn in Uniform — —?

Freilich, freilich, zum Donnerwetter — lautete die Antwort — in voller Parade stellst Du Dich dem Oberforstmeister vor, und Du sollst sehen, was der für Augen macht. Hab' ich den Vogel einmal pfeifen hören, so weiß ich auch, wie man ihn fangen muß. Also rasch, rasch, Du gehst Deinem Glücke entgegen!

Mein Vater brach von Neuem in ein halb unterdrücktes schelmisches Lachen aus und ging seines Wegs. Ich aber besann mich nicht lange und besorgte meine Toilette. Die instinctive Freude des Alten steckte mich beinahe an, und als ich mich kurz darauf nach vollendetem Anzuge in dem winzigen Spiegel meines Zimmers musterte, schaute mir in der That ein lustiges aufgeräumtes Gesicht entgegen, wie ich es von meiner allernächsten Bekanntschaft gar lange nicht zu sehen bekommen hatte.

(Schluß folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Eugen Scribe's Großmuth. Der am 20. Februar d. J. in Paris so plötzlich gestorbene Scribe hinterläßt den Ruhm, daß er von seinem großen Vermögen, das sich auf einige Millionen Franken beläuft, und das er sich nicht durch die Agiotage und Speculationen, sondern durch seinen unermüdlichen Fleiß als dramatischer Schriftsteller zu erwerben verstand, stets einen edelmüthigen Gebrauch gemacht hat. Wir entnehmen einem französischen Blatte einige Züge seiner Großmuth.

Einer seiner frühern Mitarbeiter, von dem mehrere Lustspiele keinen Erfolg gehabt hatten, war in große Noth gesunken. Scribe wünschte seinem unglücklichen Collegen zu helfen und dabei doch zugleich seine Empfindlichkeit zu schonen. Er schickte deshalb dem damaligen Director des Vaudeville, Bouffé, 1000 Franken und schrieb dabei:

„Mein theurer Freund, N. würde nichts von mir annehmen, und dennoch will ich ihn aus der traurigen Lage retten, worin er sich befindet. Bestellen Sie bei ihm ein Stück und geben Sie ihm als Vorschuß darauf die beifolgenden 1000 Franken. Wenn er diese Summe erschöpft hat, so setzen Sie mich davon in Kenntniß und ich werde Ihnen dann die Mittel zugehen lassen, ihm neue Vorschüsse leisten zu können. Drängen Sie ihn aber wegen des Stückes ja nicht. Sie wissen, daß N. nur mit großer Mühe arbeiten kann. Wir werden überdies nöthig haben, uns dieses Mittels, ihm zu Hülfe zu kommen, ohne ihn erröthen zu lassen, längere Zeit zu bedienen.

Ich rechne, mein theurer Freund, auf Ihre Geschicklichkeit, Ihre Güte und Verschwiegenheit.

Ganz der Ihrige E. Scribe."

N. arbeitete vier Jahr an seinem Stücke und während dieser Zeit machte Scribe ihm Vorschüsse auf diese Arbeit, die gar nicht beendigt werden sollte. N. starb und Scribe setzte der Witwe desselben eine Pension aus.

Er besaß die erfinderische und bescheidene Wohlthätigkeit der Männer von Herz, welche das Gute um des Guten willen, nicht aber für die Befriedigung ihrer Eitelkeit thun.

Ein dramatischer Schriftsteller starb und hinterließ einen Sohn in Armuth. Scribe ging zu dem Vormunde des Kindes und sagte zu ihm:

— B. hatte mir den Plan des Stückes geliefert, das übermorgen gespielt wird. Er hatte ein Recht auf die Hälfte der Autorengebühren. Er ist gestorben, ehe wir unsern Vortrag unterzeichnet haben; ich will ihn mit Ihnen im Interesse des Minderjährigen unterzeichnen.

Es war ein wichtiges Stück, das viele Autorengebühren eingebracht hat und noch einbringt, da es sich auf dem Repertoire aller Provinztheater findet. Scribe gab dem Kinde mit Hülfe einer großmüthigen Lüge einen wahren Rentenschein.

Ein anderer dramatischer Schriftsteller starb und hinterließ eine Witwe in dem größten Elend. Sie war aber eben so stolz wie arm und würde von Niemandem eine Unterstützung angenommen haben. Ihr verstorbener Gatte hatte mit Scribe ein Stück gefertigt, das aber keinen Beifall fand und nach einigen Vorstellungen von dem Repertoire verschwand.

Eines Morgens empfing die arme Witwe von dem Agenten der dramatischen Schriftsteller einen Brief, worin er sie bat, sich in seinem Bureau einzufinden. Sie eilt dahin und der Agent überreicht ihr etwas über 500 Franken. Als die Witwe ihn verwundert ansah, sagte er ihr:

— Es sind die Autorgebühren Ihres verstorbenen Gatten für das und das Stück.

Man kann sich leicht die Freude der armen Frau denken. Zehn Jahre lang lebte sie von dem Ertrage dieses Stückes und sie wunderte sich nur darüber, daß ein Stück, das in der Provinz einen solchen außerordentlichen Erfolg hatte, in Paris nie wieder gegeben wurde.

Das Stück war nie auf dem Repertoire eines Theaters in der Provinz gewesen und Scribe lieferte die so gut angewandten eingebildeten Autorgebühren.

Scribe verdankte auch einem Acte der Großmuth seine Vermählung. Als er eines Tages zu seinem Notar oder zu seinem Sachwalter ging, traf er dort eine junge Frau in Thränen, deren Schmerz ihn tief ergriff. Er erkundigt sich und erfährt, daß der Gatte der jungen Frau, ein Kaufmann, nothwendig 50,000 Franken braucht, um fällige Zahlungen leisten zu können. Ohne die Personen näher zu kennen, die er verpflichtet, leiht er ihnen die 50,000 Franken. Der Mann stirbt und nach Ablauf der Trauerzeit heirathet Scribe die Witwe. Seine Großmuth wurde reich belohnt, denn diese junge Frau machte das Glück seiner letzten zwölf Lebensjahre. Er war nämlich bereits 58 Jahr alt, als er diesen Ehebund schloß. E.

Orientalischer Geschmack. Am 5. März d. J. wurde in Paris die Hochzeit zwei tunesischer Israeliten gefeiert. Nach dem religiösen Gebrauche ihres Landes war das Brautpaar in der frühesten Kindheit verlobt worden und der Bräutigam hatte das Mädchen, das er heirathen sollte, nie gesehen. Er ist in der That direct aus den Barbareskenstaaten nach Paris gekommen, um die für ihn vor zehn Jahren von seiner Familie dem jungen Mädchen gegenüber übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen.

Die Schönheit der Mouni ben B..., welche in Paris einen Laden mit orientalischen Seltenheiten hielt, war vor noch wenig Monaten in der ganzen Stadt sehr populär.

Indem ich von der Schönheit dieses liebenswürdigen jungen Mädchens spreche, rede ich in der vergangenen, nicht in der gegenwärtigen Zeit, denn noch vor ein paar Monaten blieben die Vorübergehenden haufenweise an ihrem Laden stehen, um das schöne Mädchen zu bewundern; doch seitdem ist leider mit Mouni eine Umgestaltung vorgegangen, welche sie selbst für die wärmsten Bewunderer ihrer fünfzehn Jahre, ihrer schlanken Taille und ihrer niedlichen Arme fast nicht mehr erkennbar macht.

Um sich nach einer tunesischen Sitte zu richten, haben ihre Aeltern sie vierzig Tage lang gemästet. Um zu diesem sonderbaren Erfolg zu gelangen — sich dabei fortwährend nach den Traditionen ihres Landes richtend —, haben sie das arme Mädchen vom 15. December bis zum 25. Januar in einer dunkeln kühlen Kammer gehalten. Man gab ihr viel zu trinken und ließ sie möglichst lange schlafen; gewöhnlich brachte sie täglich dreiundzwanzig Stunden im Bett zu. Sobald die Mitternachtsglocke ertönte, ließ ihre Mutter sie aufstehen und zwang sie, eine nach den jüdischen Gebräuchen geregelte gewisse Zahl kleiner Klöße von Couscousson und ölhaltigen Körnern des Sesam zu essen.

Durch den Beistand Jehovahs und die Beharrlichkeit der Mutter Mouni's gelang die Operation. Die Armbänder, womit man ihre Arme verziert hatte und die mit Leichtigkeit von dem Handgelenk bis an den Ellbogen fortgeschoben werden konnten, sitzen jetzt am Handgelenk fest und die Haut bildet oberhalb des Armbandes einen Wulst, der den Ideen des Bräutigams von der plastischen Schönheit der Frauen vollkommen entsprochen hat. Kurz, Mouni wog an ihrem Hochzeitstage volle zwanzig Pfund mehr als an dem Tage, wo die Mutter die Mästung derselben begonnen.

Unsere Leserinnen werden vielleicht lächeln, doch wir legen ihnen die Frage vor: Ist das bei unsern Damen übliche Abmagern am Ende nicht eben so lächerlich als jenes Mästen? In jedem Falle schadet die Tortur einer Schnürbrust mit dem stählernen Blankscheit, welche die Brust und die Rippen in einer so unvernünftigen Weise zusammenpreßt, der Gesundheit weit mehr als jene Diät.

Uebrigens besteht das Ideal der Schönheit bei allen Tunesen, mögen sie Juden oder Mohamedaner sein, so wie den Orientalen im Allgemeinen, in einer großen Wohlbeleibtheit.

Zur Zeit der Krönung Karls X. kam aus den Barbareskenstaaten ein Gesandter nach Paris, um dieser Feierlichkeit beizuwohnen. Man bemühte sich, ihm seinen Aufenthalt in Paris so angenehm wie möglich zu machen und führte ihn auch in die Oper.

Man glaubte, die Vorstellung eines Ballets, worin die schönsten Tänzerinnen aufträten, werde für den sinnlichen Mohamedaner einen großen Reiz haben und führte ihn in eine Loge ganz nahe an der Bühne.

Als das Stück anfing, machte der Gesandte, trotz der affectirten Ruhe, welche die Orientalen der europäischen Civilisation gegenüber annehmen und beibehalten, eine Bewegung der unangenehmen Ueberraschung, und sich sehr lebhaft an seinen Dolmetscher wendend, fragte er ihn:

— Will man mich hier zum Besten haben oder mich verspotten?

— Sie verspotten, Sidi?

— Mir solche Ungeheuer zu zeigen?

— Ungeheuer, wo denn?

— Ach, jetzt begreife ich, unterbrach ihn der Muselmann, der sofort seine ganze Heiterkeit wieder fand, mit einem Lächeln; in Frankreich belustigt man sich damit, magere Frauen zu sehen, wie wir uns in Afrika damit belustigen, ungestaltete Zwerge zu sehen.

In diesem Augenblick betrat eine Figurantin die Bühne, die wegen ihrer auffallenden Wohlbeleibtheit auf den Gedanken, sich zur Ballettänzerin auszubilden, hatte verzichten müssen, und sie entriß dem Tunesen einen Ausruf der Bewunderung. Von da an beschäftigte er sich den ganzen Abend nur mit ihr, hielt fortwährend die Lorgnette auf sie gerichtet, und als der Vorhang gesunken war, verlangte er, man solle ihn auf das Theater führen und ihn der schönen Houri vorstellen.

Man führte das arme ganz bestürzte Mädchen, die sich für das Opfer einer jener Mystificationen hielt, denen sie wegen ihrer zu vollen Proportionen von Seiten ihrer Gefährtinnen öfters ausgesetzt gewesen war, vor ihn.

Sie fühlte sich in dieser Hinsicht indessen bald beruhigt, als der Gesandte einen reich mit Diamanten besetzten Ring von einem seiner Finger zog und ihr denselben überreichte, indem er zugleich vermittelst des Dolmetschers ihr ein sehr schönes Compliment machte, indem er sie mit einem Elfenbeinthurm verglich.

Etwas Aehnliches ereignete sich, als der Exdey von Algier nach Paris kam und man zur Zerstreuung des entthronten Fürsten nichts Besseres aufzufinden wußte als ihn in die Oper zu führen.

Bei dem Anblick der Tänzerinnen wendete er unwillig das Gesicht ab, und den Rosenkranz von Bernstein ergreifend, den die Muselmänner Tesbih nennen und den sie beständig bei sich führen, begann er die einzelnen Kügelchen desselben in einer fieberhaften Art durch seine Finger gleiten zu lassen.

Als man nach dem Grunde seines Verfahrens fragte, antwortete er:

— Ich mag keinen Vorgeschmack von der Hölle haben. Allah, welcher seinen Auserwählten in dem Paradiese die schönen Houris verspricht, wird die Verdammten mit solchen lebenden Skeletten umgeben.

Als etwas später Ibrahim, der Sohn Mehemet Ali's, nach Paris kam, fragte eine junge Dame ihn eines Abends auf einem Balle:

— Prinz, wie theuer würde man mich in Egypten verkaufen?

— Vier Beutel, antwortete er, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, indem er zugleich, auf eine sehr wohlgenährte Nachbarin zeigend, hinzufügte: aber für jene Dame würde man hundert Beutel bezahlen!

— Und mich? fragte ganz unbesonnen ein Mädchen von sechzehn Jahren, so liebenswürdig und mager, wie man es in diesem Alter zu sein pflegt.

— Mein Fräulein, antwortete der Dey ganz ernsthaft, ich bezweifle, daß sich für Sie ein Käufer finden würde, wofern sie nicht vorher vierzig Tage Couscousson und Klöschen von Sesam gegessen hätten, und selbst dann würde es noch fraglich sein. C.

Ein Fastnachtsstücklein vom Dr. Luther. Der ehrsame Rath zu Wittenberg beschloß zur Befestigung der Freundschaft und Einigkeit — denn es herrschte damals in der Stadt zweierlei Regiment — die Fastnacht etliche Tage lang auf dem Rathhause festlich zu begehen und dazu wurden auch die Universitätsverwandten eingeladen. Luther, der mit zu den Gebetenen gehörte, schlug für seine Person die Ladschaft aus. Indem er ihnen wünschte im Namen Gottes fröhlich und guten Muthes zu sein und Frieden und Einigkeit zu stiften und zu erhalten, blieb er zu Hause. Damals wußte man die Fastnacht nicht besser zu begehen als durch allerhand Mummenschanz. So kamen auch Etliche vor des Doctors Haus, aber um üble Nachreden zu vermeiden erhielten sie keinen Einlaß. Unter denen, die da kamen, war auch ein junger gelehrter Mann mit seiner Gesellschaft, die als Schieferhäuer mit ihren Scheidehämmern einherzogen, aber nicht wie viele Andere Unfug damit trieben. Diese Gesellschaft ließ Luther, als sie bei ihm anklopfte, ein; denn als Sohn eines Bergmanns und selbst als Bergmann erzogen, konnten sie ihm schon willkommen sein, und sie waren es um so mehr, als sie nicht mit gemalten Königen, Päpsten, „Carniffeln“, Teufeln und Säuen sich anmeldeten, sondern, wie Matthesius schreibt, „staffieren sich mit einem künstlichen Schachspiel, darin Doctores wie viele große Leute gern pflegten zu ziehen.“ Als der Doctor hörte, daß eine Mummerei von ehrlichen Schieferhäuern vor der Thür stand, sprach er: „Die laßt mir herein, das sind meine lieben Landsleute und meines lieben Vaters Schlägelgesellen. Den Leuten, weil sie die ganze Woche unter der Erde stecken in bösem Wetter und Schwaden, muß man jeweilen ihre ehrliche Ergötzung und Erquickung gönnen und zulassen.“ Darauf trat die Gesellschaft vor des Doctors Tisch und setzte ihr Schachspiel auf. Luther, ein geübter Schachzieher, nahm das Spiel an. „Ihr Bergleute“, sagte er, „wer in diesem und andern tiefen Schachten ziehen und nicht Schaden nehmen oder sie mit Unrath verbauen will, der soll, wie das Sprüchwort lautet, seine Augen nicht in die Tasche stecken, denn es gilt an beiden Orten Aufsehens.“ Darauf mattete der Doctor seine Schachgesellen, und sie blieben bei ihm in Ehren und sprangen und sangen, wie denn unser Doctor gern, wo es die Gelegenheit gab, fröhlich war und nicht ungern sah, daß junge Leute bei ihm in ziemlicher und mäßiger Leichtsinnigkeit fröhlich und lustig waren. D.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von C. Polz in Leipzig.

№ 12. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

24. März.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Der Stiefsohn.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Sophie hatte sich nach Kräften geschmückt; sie trug ihren kleinen Hut von schwarzer Seide und das Umschlagetuch von grauer Wolle. Das braune Merinokleid war zwar ärmlich, aber sauber und elegant. Der Vorrath an Garderobe, der aus der guten Zeit stammte, war von der Familie verbraucht und neue Anschaffungen hatten die Verhältnisse nicht erlaubt. Bald erreichte Sophie das Hotel. Sie suchte und fand das bezeichnete Zimmer.

Auguste war allein; Herr Ehrenberg hatte sich entfernt, um Zeitungen zu lesen.

— Sie sind ohne Zweifel Demoiselle Falk?

Mit dieser Frage trat ihr die junge Dame freundlich entgegen.

— Mein Vater sendet mich zu Ihrer Dienstleistung, mein Fräulein. Wollen Sie mich mit Aufträgen beehren, so werde ich mich bemühen, das Vertrauen zu rechtfertigen, das Sie in mich setzen.

Auguste war erstaunt über den Tact, der sich in dem ganzen Wesen des bleichen Mädchens aussprach. Das feine reizende Gesichtchen mit den dunkelblauen schwermüthigen Augen riß sie zur Bewunderung hin. Sie konnte es fast nicht über sich gewinnen, dieser Erscheinung gegenüber von Dienstleistungen zu sprechen.

— Ich bin hier fremd, fuhr Auguste ein wenig befangen fort; meine Reisegarderobe ist nicht auf Besuche eingerichtet — und doch hat mein Vater die Einladung zu einem Balle angenommen. Es wäre mir lieb, wenn Sie mir bei Anschaffung von Toilettengegenständen mit Ihrem Rathe nützlich sein wollten.

Auguste ergriff die Hand Sophiens und führte sie zu dem Sopha. Die nun folgende Unterredung betraf die Anschaffung eines Ballstaates. Die Tochter des Agenten zeigte so viel Geschmack in dem, was sie vorschlug, daß Auguste ihr mit Freude das ganze Arrangement überließ. Nach der ersten Viertelstunde schon war es Fräulein Ehrenberg klar geworden, daß sie es mit einem fein gebildeten Mädchen zu thun hatte. Sie fühlte sich zu Sophien auf eine wunderbare Weise hingezogen. Nun ward beschlossen, im Laufe des Vormittags einige Einkäufe zu machen, damit die Arbeit beginnen konnte; denn der Ball sollte schon in acht Tagen stattfinden. Auguste hüllte sich in ihren Pelzmantel.

— Mademoiselle Falk, rief sie, es ist heute sehr kalt. Ich bitte Sie um eine Gefälligkeit.

— Befehlen Sie, mein Fräulein.

— Sprechen Sie das Wort „befehlen“ nicht aus. Ich freue mich, daß ich Sie kennen gelernt habe, und wenn es Ihnen recht ist, werden wir die Bekanntschaft fortsetzen, so lange ich hier bleibe. Ihr Vater hat uns bereits wichtige Dienste geleistet, und, ich kann es Ihnen sagen, speciell auch mir — nun gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen dankbar zeige. Nehmen Sie diesen Shawl; er schützt besser gegen die Kälte als Ihr Tuch. Ich habe ihn gestern in einem Magazine gekauft, weil er mir gefiel. Sie sehen ja, daß ich einen Pelzmantel trage.

Während sie diese Worte gesprochen, hatte sie einen großen Wintershawl entfaltet und warf ihn der erstaunten Sophie über die Schultern.

— Er steht Ihnen vortrefflich! fügte sie hinzu. Aber Ihr Hut paßt nicht zu dem Shawl. Hier ist ein Capüchon von schwarzer Seide — so, nun sind Sie geschützt!

Sophie mußte es sich gefallen lassen, daß Auguste ihr den Hut abnahm und ihr Köpfchen mit der seidenen Kappe bedeckte. Das hübsche Kind sah reizend, wie eine vornehme Dame aus. Auguste zog sie vor den hohen Spiegel.

— Gefällt Ihnen der Shawl?

— Er ist so kostbar...

— Tragen Sie ihn aus Gefälligkeit für mich! Er ist Ihr Eigenthum. Sprechen Sie nicht von Dank — Sie sollen bald erfahren, warum ich Ihrem Vater verpflichtet bin. Nun begleiten Sie mich in das Magazin.

Nach einer Stunde kamen Beide in einem Fiaker zurück; sie brachten Packete und Schachteln mit. Herr Ehrenberg, der seine Tochter erwartete, lud die Tochter seines Agenten zu Tische ein. Der Alte sah mit Wohlgefallen die Freude seiner geliebten Tochter über die neue Bekanntschaft. Der Nachmittag verfloß unter mancherlei

Beschäftigungen. Die Stoffe wurden in Arbeit gegeben. Als Sophie gegen Abend schied, war der Grund zu einer Freundschaft gelegt, die heilsame Folgen auf beide jungen Mädchen ausüben sollte. Hätte Auguste gewußt, wie nahe Sophie ihrem Stiefbruder stand, dessen Glück ihr am Herzen lag!

Nach dem frohen Tage sollte ein trauriger Abend folgen. Als Sophie ihr Haus erreichte, traf sie den Wechseldiener an der Thür.

— Was wollen Sie, Herr Fink?

— Ich suche Sie, Fräulein Falk.

— Nun? fragte sie ängstlich.

— Herr Martens ist verhaftet.

Sophie war keines Lautes mächtig; sie starrte den Bringer dieser Unglücksbotschaft einige Augenblicke an, ohne sich zu regen.

— Ich konnte es leider nicht verhindern, fuhr Fink fort. Der Doctor Petri ließ mich holen und ging mit mir in das Hotel zum Lindenhof. In dem Zimmer eines Reisenden, den ich Herr Engels nennen hörte, mußte ich Herrn Martens verhaften und in Wechselgewahrsam bringen. Der Verhaftete dauerte mich, denn er ward bleich wie der Tod und fügte sich ruhig in sein Schicksal. Uebrigens ist er gut aufgehoben; beschaffen Sie das Geld, mein Fräulein, und der Gefangene wird sofort auf freien Fuß gesetzt. Wäre es möglich gewesen, so hätte ich ihn auf dem Wege zu dem Gefängnisse entwischen lassen.

— Was hinderte Sie daran? fragte bebend die arme Sophie.

— Der Gefangene selbst; er war so alterirt, daß ich ihn in einem Fiaker fortschaffen mußte. Ich tröstete ihn und gab ihm zu erkennen, daß er bald frei werden würde — aber er schwieg und starrte düster vor sich hin.

Ueber Sophiens bleiche Wangen rannen heiße Thränen.

— Sagen Sie mir aufrichtig, schluchzte sie, kann Felix in dem Gefängnisse sich ein Leid anthun?

— Nein, dazu fehlt ihm die Gelegenheit. Denken Sie doch nicht an solche Dinge! Uebrigens, Fräulein, will ich Ihnen im Vertrauen eine Mittheilung machen. In dem Hotelzimmer hörte ich, daß der Doctor Herrn Martens rieth, nach Amerika zu reisen; wenn er sich dazu entschlösse, würde man ihm eine Summe von zehntausend Thalern geben — er lehnte das Erbieten ab und ließ sich fortführen. Im Gehen murmelte er zornig vor sich hin: Das ist das Werk meines bösen Stiefvaters, der mich verderben will!

— Seines Stiefvaters?

— Ja, so sagte er.

— Das wäre entsetzlich! Der Vater läßt seinen Sohn einkerkern! Mein Gott, was für ein Mensch muß dieser Vater sein!

— Es gehen seltsame Dinge in der Welt vor. Wenn Sie wüßten, was ich in meinem Dienste zu beobachten schon Gelegenheit hatte. Aber ich muß schweigen, um mein Brod nicht zu verlieren.

— Ich werde Geld schaffen, flüsterte Sophie.

Dann reichte sie dem theilnehmenden Manne die Hand und ging in das Haus; sie war bis zum Tode erschöpft von den rasch wechselnden Aufregungen.

— Wie ihre Hand zittert, dachte der Wechseldiener. Die arme Sophie muß sterblich verliebt sein in den Herrn Martens, der ein hübscher Mann ist. Dreihundert Thaler — das ist eine starke Summe für die Tochter Falks.

Er ging, um mit seiner Familie das Abendessen einzunehmen.

Sophie suchte ihre Betrübniß zu verbergen. Der Shawl und die reizende Kopfbedeckung, die sie als Geschenk von Auguste erhalten, brachten eine freudige Aufregung in der Familie hervor. Falk ward nicht müde, die junge Dame zu rühmen und setzte große Hoffnung auf die neue Bekanntschaft. Die Familie ging zeitig zur Ruhe. Sophie konnte nicht schlafen; sie gedachte der Lage des Geliebten in dem traurigen Kerker. Es war kalt, draußen heulte der Sturm — wie mußte der arme Felix leiden! Und an dieser entsetzlichen Lage war der Stiefvater schuld, der den Sohn wie einen Verbrecher hatte einsperren lassen. Die Einsamkeit und der gräßliche Aufenthalt mußten den Gefangenen zur Verzweiflung treiben, der sich nach der Geliebten sehnte. Sophiens lebhafte Phantasie schuf tausend entsetzliche Bilder; sie weinte die ganze Nacht. Ihr Entschluß stand fest: Felix sollte eine zweite Nacht in dem Gefängnisse nicht zubringen. Nach dem Frühstücke machte sie Toilette.

— Wohin? fragte die Mutter.

— Zu Fräulein Ehrenberg, die mich erwartet.

Sophie mußte den Shawl anlegen und ihr Köpfchen in die warme Kaputze hüllen; die Mutter ließ nicht nach. Falk war stolz auf seine Tochter, als er sie in diesem Schmucke sah. Ein bitteres Gefühl mischte sich in diesen Stolz, denn er mußte sich sagen, daß seine Tochter stets solche Kleider hätte tragen können, wenn Petri den Streich gegen ihn nicht ausgeführt hätte. Nach langer Zeit zum ersten Male wieder küßte er ihr die Stirn. Sie ging auf dem kürzesten Wege nach der Wohnung der Frau von Haineck. Es schlug zehn Uhr, als das Kammermädchen sie in das Boudoir treten ließ. Charlotte, die Gattin Petri's, befand sich bei der Frau vom Hause. Beide Damen bewunderten die Stickerei, die ausgebreitet auf einem Tische lag.

— Ah, unsere Stickerin! rief Helmine.

Charlotte sah erstaunt das junge Mädchen an, das heute in einem kostbaren Shawl erschien. Nach der Beschreibung Helminens hatte sie ein halb verhungertes, ärmlich gekleidetes Geschöpf erwartet. Louise faßte Muth; es galt ja die Rettung des Geliebten, der im kalten Kerker schmachtete. Zwar kannte sie die Gattin des Advocaten, der ihr Unglück herbeigeführt hatte, aber sie verlor ihre Fassung nicht.

— Verzeihung, gnädige Frau, daß ich heute schon störe, begann sie mit ihrer sanften, kindlichen Stimme, die leise zitterte.

— Ich habe Sie übermorgen erwartet! rief Helmine. Morgen Abend kehrt mein Mann von der Jagd zurück. Sie sind wohl des Geldes bedürftig? Ich kann Ihnen eine Anzahlung von fünfzig Thalern machen, die mir für den Augenblick zu Gebote stehen. Nehmen Sie — für einige Tage reicht es schon hin.

Sie griff nach einem zierlichen Taschenbuche.

— Mein Gott, wozu diese Umstände? rief Charlotte. Ich werde Ihnen das Geld leihen, meine liebe Freundin.

— O, Mademoiselle giebt mir wohl Credit — der unangenehme Zufall, daß mein Mann abwesend ist...

— Gnädige Frau, sagte Sophie, ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich Ihnen lästig gewesen bin. Die Noth zwang mich, dieses Kleid zu verkaufen — da nun die Noth beseitigt ist — —

— So wollen Sie die Stickerei behalten?

— Sie ist ursprünglich zu meinem Brautkleide bestimmt, das ich vor Jahren in einer kindischen Laune begonnen habe.

— Zu Ihrem Brautkleide! riefen beide Frauen.

— Ich möchte es nun nicht verkaufen.

— Weil Sie es selbst tragen wollen? fragte Charlotte spöttisch.

— Vielleicht.

— In diesem Falle wünsche ich Ihnen viel Glück! rief Helmine, welche die Stickerei in den Carton legte. Ich hätte sie gern behalten.

— Nennen Sie mir Ihren Namen und Ihre Wohnung, sagte Charlotte; ich werde Ihnen Arbeit zukommen lassen.

Sophie nannte Namen und Wohnung, empfing den Carton, verneigte sich und ging. Die beiden Frauen sahen sich lächelnd an.

— Mit der Stickerin, die vor einigen Tagen mich als einen rettenden Engel begrüßte, muß eine große Veränderung vorgegangen sein, meinte Charlotte. Sie trug einen werthvollen Shawl.

— Ich vermuthe, daß sie eine andere Käuferin gefunden hat.

— Gleichviel. Gefällt Ihnen das Mädchen?

— Es gehört einer verrufenen Familie an. Der Name Falk hat keinen guten Klang in der Stadt. Doch lassen wir das. Es ist mir Ihretwegen lieb, daß aus dem Handel nichts geworden ist.

Eine Magd meldete den Doctor Petri.

— Schon? rief Charlotte. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich Sie für heute in Beschlag nehme. Sie begleiten uns zu einer Matinee im großen Concertsaale, dann speisen Sie bei uns. Ueber den Nachmittag verfügen wir gemeinschaftlich.

Frau von Haineck nahm den Vorschlag freudig an. In Begleitung des Doctors fuhren die Damen zu dem Concerte, das ein berühmter Geigenvirtuos gab. Petri fehlte bei solchen Gelegenheiten nie, denn er liebte es, sich als Kunstkenner zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Uniform.

Kleinstaatliches Genrebild von H. von G.

(Schluß.)

Der Oberforstmeister, ein kleiner corpulenter Mann mit einem offnen und Zutrauen erweckenden Antlitz, welchem er nur von Zeit zu Zeit — gleichsam sich besinnend, daß es eigentlich so sein müsse — einen etwas aristokratischen Beigeschmack zu geben bemüht war, empfing mich mit der größten Artigkeit, ich möchte fast sagen Auszeichnung, und freute sich, wie er mehrfach äußerte, auf das Lebhafteste, meine werthe Bekanntschaft zu machen. Die Aeltern schmunzelten vor Vergnügen über unsere gegenseitige rasche Annäherung. Aus den Blicken des Vaters aber las ich die schweigende Mahnung heraus: Bilde Dir nichts ein, Du Tropf, Dir gilt es nicht, es gilt Alles Deinem Kleide, dem Meisterstücke der alten Katharine!

Der Oberforstmeister war sehr gesprächig. Er erzählte uns, welch eine große Last dermalen auf seinen Schultern ruhe. Ja, eine gewaltige Last neben seinen eigentlichen Berufsgeschäften! Der Oberstallmeister nämlich, der zugleich das Hofmarschallamt verwaltete, war seit mehreren Monaten leidend und brauchte eine Cur im Franzensbade. Da war nun dem armen vielgeplagten Oberforstmeister, interimistisch wenigstens, auch das Hofmarschallamt aufgebürdet worden, ein Amt, das ihm, trotz der wirklich abominabeln Liebenswürdigkeit der hohen Herrschaften, große Noth und Sorge bereitete.

Und denken Sie nur, mein Herr Oberlieutenant, — klagte er weiter, hauptsächlich zu mir gewendet, — da soll ich nun in den nächsten Tagen einen Hofball arrangiren zu Ehren der Prinzessin Mathilde, die gegenwärtig am Hofe zum Besuche ist; einen Hofball in gegenwärtiger Jahreszeit, bei diesem grenzenlosen Mangel an Cavalieren! Es hilft eben nichts, die Prinzessin ist eine leidenschaftliche Tänzerin, es muß um jeden Preis getanzt werden. Nun ja, ich werde auch mein Contingent von Tänzern stellen, aber was für welche, bester Herr Oberlieutenant, was für welche! Kerls wie Raben und Krähen mit ihren melancholischen schwarzen Spitzkleidern und langweiligen weißen Cravatten; einige Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, Secretaire, Auditoren und ähnliches Gelichter; Kerls, an denen die jungen Damen aus guten Familien gar keine rechte Freude haben und haben können von Gott und Rechtswegen, weil es im Grunde auch nur ein Nothbehelf ist — so ein schwarzfrackiger Balljammer! — Muß es da nicht eine wahre Lust sein, als bunter Vogel unter dem schwarzen Gesindel zu erscheinen und Allen ein Schnippchen zu schlagen? Ja, ja, bester Herr Oberlieutenant, das sollen Sie. Ich nehme Sie hiermit in Beschlag für den Hofball; ich presse Sie hiermit, Sie dürfen nicht widersprechen. Sie erscheinen mir wie ein Engel in der Noth. Ich habe entsetzliches Malheur gehabt mit allen meinen Einladungen zu dem Feste, habe erst heute wieder ein halbes Dutzend Körbe erhalten. Der Lieutenant N. hat Familientrauer bekommen, der Jagdjunker von S. ist mit dem Pferde gestürzt und hat sich am Fuße beschädigt, der Fähndrich von W. hat eine schlimme Nase und schämt sich, vor den Herrschaften zu erscheinen, und so fort und so weiter! Alles ist mir conträr gegangen, aber auch Alles. Gott sei Dank, daß ich Sie gefunden habe; es ist doch etwas oder — ich bitte um Entschuldigung — es ist sehr viel: eine Uniform, eine auswärtige Uniform. Serenissimus, die Frau Herzogin, die Prinzessin, die Hofdamen, Alles wird entzückt sein. Man wird Sie mit Höflichkeiten überschütten, Sie werden Triumphe feiern und ich — werde Dank ernten!

Der Oberforstmeister strahlte vor Vergnügen über seinen bescheidenen Fund und widerlegte alle meine Einwendungen mit so triftigen Gründen, daß ich endlich einwilligte und ihm versprach, der Einladung, welche an mich ergehen sollte, Folge leisten zu wollen. Ich that dies nicht allein aus Rücksicht auf meine Aeltern, deren beredte Blicke ich nicht mißverstehen konnte, sondern auch aus einer gewissen Neugierde, den A.schen Hof, von welchem ich schon manches Ergötzliche hatte erzählen hören, einmal in nächster Nähe zu beobachten, wozu sich mir ja bei diesem Hoffeste die beste Gelegenheit bot. Zudem gefiel mir der Oberforstmeister gar nicht übel und es hätte mir leid gethan, ihm seine Bitte abzuschlagen. Er war offenbar eine jener harmlosen, gutmüthigen Naturen,

denen ihre beschränkte Welt ein unermeßliches Gebiet dünkt, und welche in dem zufriedenen Lächeln Serenissimi, in einer gnädigen Bemerkung der Landesmutter ihr Himmelreich oder mindestens den Gipfelpunct alles menschlichen Strebens erblicken, und gerade deshalb, weil sie ihr Programm so schlicht und unbefangen zur Schau tragen, nur belustigen, aber nicht verletzen können.

Als der Oberforstmeister spät am Abend von dannen fuhr, schieden wir als die besten Freunde, und ich bewies ihm meine aufrichtige Theilnahme an seiner Thätigkeit als interimistischer Hofmarschall insbesondere noch dadurch, daß ich ihm meinen Freund Wilhelm von S., meinen Schicksalsgenossen und gleich mir mit der Erlaubniß zum Tragen der Regimentsuniform begnadeten Reiterofficier, als zweiten uniformirten Hofballs-Candidaten unter der Bedingung in Vorschlag brachte, daß er mich auf keinen Fall als Vermittler dieser Bekanntschaft verrathen dürfe. Wußte ich doch nicht, ob Wilhelm hiermit in der That ein Gefallen geschah und fürchtete ich doch zugleich, daß er in diesem Schritte von meiner Seite den ersten Versuch einer Wiederannäherung erblicken würde, deren Einleitung meines Erachtens nur ihm zukam. Im Stillen hoffte ich freilich, daß uns der Hofball wieder vereinigen werde.

Der Oberforstmeister war entzückt, als ich ihm diese zweite, noch glänzendere Perspective eröffnete, und erklärte es für eine Leichtigkeit, mit Wilhelm bekannt zu werden. Er werde in den nächsten Tagen, vielleicht morgen schon, bei dem Vater Wilhelms einmal vorfahren, irgend einen Vorwand machen und so weiter, und so weiter. Auf alle Fälle aber müsse der schmucke Reiterofficier, wenn er nicht gerade mit dem Pferde gestürzt sei und lahm gehe, wie der arme Jagdjunker, ebenfalls zu dem Hofballe. Das verstehe sich ganz von selbst. Wenn solche Leute feiern wollten und müssig hinter dem Ofen hocken, dann sei es höchste Zeit, daß der Begriff Cavalier für immer aus der Sprache getilgt werde!

Nach einigen Tagen befand ich mich in der That in den Vorzimmern des Ballsaales im herzoglichen Residenzschlosse zu A., woselbst in einer halben Stunde etwa der viel besprochene Hofball eröffnet werden sollte.

Ja, der Oberforstmeister hatte Recht, — ich sah es nun mit eignen Augen. Während die ziemlich zahlreich versammelten Damen ein gar anmuthiges Bild boten an Jugend und Liebreiz, — obschon die eigentlich vornehmen und aristokratischen Erscheinungen die große Minderzahl bildeten, — und während sich auch unter den älteren Herrschaften, Männern und Frauen, mancher interessante Kopf, manche stattliche Figur hervorthat, ließ es sich gar nicht verkennen, daß die Zahl der eigentlichen Tänzer eine äußerst kleine und mühselig zusammengestoppelte sein mochte. Einige schmächtige Lieutenants mit faden oder doch unbedeutenden Gesichtern, die sich aber ihrer uniformirten Bedeutung für die Gesellschaft gar wohl bewußt zu sein schienen und sich deshalb angelegentlich in den Vordergrund drängten; einige derbe starkknochige Burschen, denen Frack und Weste nicht allzu knapp saß und welche sich auf dem väterlichen Hühner- und anderweitigen Hofe jedenfalls heimischer fühlen mochten, als auf diesem etwas glatteren Boden, ohne sich deshalb doch weniger breitspurig und bescheidener zu geberden als dort; endlich mehrere jüngere Beamtete, die sich in einem Uebermaße von Devotion und Bescheidenheit sehr zurückgezogen hielten, die Bilder und Statuetten an den nicht allzu prunkenden Wänden aufmerksam studirten und trotz dieser augenfälligen Kunstliebhaberei jedem andern Orte höchst wahrscheinlich den Vorzug gegeben hätten; das war das eigentlich tanzbare Publicum unter der Männerwelt.

Ich war nur eben mit meiner Musterung zu Ende und hatte mit dem Oberforstmeister, dem einzigen mir bekannten Gesichte in diesen Räumen, einige wenige Worte gewechselt, als mein Freund Wilhelm im vollen Prunke der Paradeuniform ebenfalls in die Vorzimmer eintrat. Auch sein Auge spähte, wie kurz zuvor das meinige, nach irgend einer bekannten Persönlichkeit unter den Anwesenden herum. Da erblickte er mich in einer Ecke des Gemachs. Einen Augenblick stutzte er und schien zu überlegen, was er thun, ob er mich begrüßen, ob er mich übersehen sollte. Aber hundert Augen hafteten auf ihm, dem völlig Unbekannten. Es ist dies ein gar peinlicher Augenblick und man empfindet es dann als wahre Erleichterung, einem bekannten Menschen die Hand schütteln oder doch ein paar Worte sagen zu können. So ging es auch Wilhelm, denn nicht einmal der Oberforstmeister war augenblicklich in dem Zimmer, da ihn ein Hofbedienter abgerufen hatte. Rasch besann er sich deshalb, trat zu mir heran und in wenig Minuten hatten wir uns verständigt. Wir plauderten zusammen, lachten im Stillen und moquirten uns ein klein wenig. Die jungen Herren kamen uns äußerst komisch vor, namentlich die dürftigen kleinen Lieutenants in ihrer lächerlichen Grandezza. Ihnen gegenüber mochten wir Beide allerdings als Kriegsknechte aus früheren stattlicheren Zeiten erscheinen. So hatten wir Beide sichtlich unsere Freude an einander und die alte treue Kameradschaft blühte so lustig wieder wie jemals.

Inmittelst trat der Oberforstmeister in Begleitung eines anderen Herrn zu uns heran, welchem er uns vorstellte. Es war der Landrath des Bezirks, ein ältlicher Mann mit offnen, gewinnenden, kreuzbraven Zügen, der aber jetzt recht trübselig dareinschaute. Es fiel uns dies nicht nur sofort auf, ich sollte auch nicht lange darüber im Ungewissen bleiben, warum denn eigentlich der Herr Landrath so niedergeschlagen und desparat vor sich hin blicke.

Der Oberforstmeister zog mich nämlich bei Seite und flüsterte mir ins Ohr:

Wie gefällt Ihnen der Landrath, Herr Oberlieutenant? Nicht war, ein prächtiger ehrlicher Kopf mit ein Paar seelenguten blauen Augen? Ja, ja, 's ist auch ein trefflicher verdienstvoller Mann, der Landrath, nur unvorsichtig bisweilen, sehr unvorsichtig, mit der Sprache vornweg und gar kein Politikus. Und was für eine Tochter hat der alte Herr, ein wahres Prachtmädchen, viel hübscher und interessanter wie er selbst! Sehen Sie, die dort mit dem blauen Kleide und der weißen Camelie im Haare, das schlanke Mädchen, die jetzt mit dem Lieutenant von Dünnbier spricht! Haben Sie die Kleine? Nicht wahr, ein Bild von einem Mädchen? Leider aber ohne Vermögen; der Lieutenant von Dünnbier würde sie sonst nimmermehr aus dem Garne lassen. Doch zur Sache, Verehrtester. Wollen Sie dem alten Herrn einen großen Dienst erweisen?

Von Herzen gern, erwiederte ich. Nur sehe ich nicht ein, in welcher Weise dies möglich wäre?

Eine wahre Leichtigkeit, Verehrtester, bloße Spielerei! fuhr Jener lebhaft fort. Sie haben weiter nichts zu thun, als dem Landrathe zu gestatten, daß Er — und nicht ich, so ungern ich hierauf verzichte — Sie, als den Sohn eines Jugendfreundes, Serenissimo und dem übrigen Hofe vorstellt, während ich mich für meinen Theil mit der Introduction Ihres Freundes begnüge.

Aber, hochverehrter Herr Oberforstmeister, was soll das dem Landrathe nützen, und wie kann er mich als den Sohn — —

Der Oberforstmeister ließ mich gar nicht ausreden. Glauben Sie doch mir, Herr Oberlieutenant, und machen Sie sich keine Sorgen. Die Frage ist nur, ob Sie dem wackern Manne einen Dienst erweisen wollen oder nicht. Wollen Sie es, gut denn, so folgen Sie mir. Mit dem Landrathe habe ich schon von der Sache gesprochen. Er ist glücklich bei dem Gedanken, auf diese Weise durch die Vorstellung des verdienstvollen Sohnes eines Jugendfreundes, eines W.schen Officiers, — die verscherzte Gnade Serenissimi unfehlbar wiederzugewinnen. Und sehen Sie wohl: der Landrath bedarf der Gnade Serenissimi gar so dringend. Sein Sohn bewirbt sich dermalen um eine Assessur beim Landescollegium. Wie soll der wackere junge Mann reussiren, wenn der Papa in Ungnade steht, in gerechter Ungnade noch dazu? Denken Sie sich diesen unvorsichtigen Landrath: spricht der Mann in einem Immediatberichte ad Serenissimum zu wiederholten Malen von „einem Fluche kleiner Staaten". Was sagen Sie dazu: ein sonst so loyaler Mann und eine solche Phrase, die den Keim zu Umsturz und Hochverrath so sicher in sich birgt, wie eine gesunde Kartoffel ihren harmlosen Keim im Frühjahre? Aber es war nicht böse gemeint, bewahre Gott! Sie dürfen deshalb dem Landrathe dennoch gefällig sein. Er bereut seine Uebereilung so schmerzlich, so aufrichtig, daß ich ihm selbst von ganzem Herzen Ihre Unterstützung gönne und — Sie ausdrücklich darum bitte!

Es verstand sich ja ganz von selbst, daß ich Ja sagte. Nur meine Eigenschaft als Sohn eines Jugendfreundes blieb mir bedenklich. Doch der Oberforstmeister beruhigte mich sehr bald auch hierüber.

Sehen Sie, mein Herr Oberlieutenant, eines Vorwands bedarf es, diese Vorstellung Ihrer werthen Person von Seiten des Landraths. Denn von Rechtswegen gebühren die Vorstellungen mir, als interimistischem Hofmarschall. Nun erinnerte sich aber der Landrath vorhin, als ich ihm Ihren Namen und Ihren Vater nannte, sehr deutlich, daß er vor vielen vielen Jahren, als Sie vielleicht noch gar nicht geboren waren, auf einem Balle in C. einmal mit Ihrem Vater in Berührung gekommen ist. Die Herren hatten nämlich damals ihre Hüte verwechselt und sich bei diesem Anlaß einiges Unangenehme gesagt, was doch gewiß eine Art von Jugendbekanntschaft, wenn auch nicht gerade Freundschaft ist, und Ihre Bezeichnung als Sohn eines Jugendfreundes hinreichend rechtfertigt. O mein bester Herr Oberlieutenant, man darf da nicht so scrupulös sein, wenn es gilt, Einem bei Hofe fortzuhelfen, hier zu Lande wenigstens, hier zu Lande!

Und es geschah genau so, wie es der Herr Oberforstmeister voraus gesagt hatte. Wilhelm und ich — wir waren die Löwen des Abends. Serenissimus und der übrige Hof empfingen uns mit der größten Herablassung und Gnade. Insbesondere hatte Wilhelm die Ehre, bei Tafel neben dem fürstlichen Gaste, der Prinzessin Mathilde, zu sitzen, wogegen hinwiederum ich von Serenissimo mit einer länger als halbstündigen Unterhaltung über Montirung und Equipirung des W.schen Militairs, über die Einrichtung der Casernen, der Reitschulen und andere militairökonomische Dinge begnadigt wurde, für welche Serenissimus das lebhafteste Interesse an den Tag legte. Die größte Freude aber machte mir die Mittheilung des Oberforstmeisters, daß der Souverain allen Groll gegen den Landrath vergessen zu haben scheine und dessen Sohn, den ebenfalls anwesenden Assessuraspiranten, mit den huldvollsten und aufmunterndsten Worten beglückt habe. Sollte mich das nicht freuen, der ich die liebenswürdige Tochter des Landraths zur Nachbarin halte und aus ihren Blicken die innige Befriedigung über die Ereignisse dieses Abends herauslas?

Und dieser Abend entschied in der That über mein, er entschied über Wilhelms und mehrerer anderer Menschen Schicksal. Wilhelm und ich blieben nachmals in A. Serenissimus hatte an unsern Personen und — Uniformen oder — soll ich bescheiden sein? — Uniformen und Personen so großes Gefallen gefunden, daß nach einiger Zeit Wilhelm Hauptmann der Gensdarmerie, ich aber erst eine Art von Obergeometer, dann Steuerbeamteter und endlich — der Nachfolger meines trefflichen Schwiegervaters, des alten Landraths, wurde, als sich derselbe später zur Ruhe setzte. Denn zu gleicher Zeit, als mein nachmaliger Schwager Assessor beim Landescollegium wurde, feierte ich meine Verlobung mit Elisabeth, meiner Tischnachbarin auf jenem denkwürdigen Hofballe im Residenzschlosse zu A.!

Dies Alles aber, Ihr lieben Leute, hat eigentlich meine Uniform gethan, welche die täppische Katharine zur ungeschickt geschickten Stunde mit dem Stocke bearbeitet hatte. Seitdem halte ich merkwürdig viel auf Uniformen, das mögt Ihr glauben, obschon sich inzwischen in unserm kleinen Staate gar Manches verändert hat und dieser — wie sich ein jüngst verstorbener hoher Herr ausgedrückt haben soll — beinahe ein „Racker von Staat" geworden ist. Aber meine drei Jungen hab' und will ich mir dessenungeachtet nicht uniformiren lassen. Dem Einen glückts, den Andern verrückts, könnte man von dem Uniformirtsein sagen, und weil der erste Theil des Spruchs am Alten wahr geworden, soll mir sein zweiter Theil nicht etwa gar die armen Jungen treffen!*)

*) Nachwort. Der Herr Verfasser dieser allerliebsten Skizze mag sich über sein kleinstaatliches Vaterland trösten, wir haben große Staaten, wo die Abgötterei der Uniform mehr als kleinstädtisch betrieben wird. D. R.

Die unbewußte Leibwache.

Erzählung eines Reisenden, aber eine wahre. Aus Once a week.

Es war spät im Herbste des Jahres 183—, als ich nach Beendigung meiner Studien auf der Universität zum ersten Mal über das atlantische Meer segelte, und zwar in der Absicht, einige Jahre im westlichen Theile von Obercanada zu verleben. Anhaltende heftige Winde, die uns entgegenbliessen, hielten uns für die ungewöhnlich lange Zeit von siebenundfünfzig Tagen zur See, so daß ich Newyork zu spät erreichte, um mein Reiseziel auf dem

Hudson und Erie-Canal erreichen zu können, da ein frühzeitig eingetretener Frost der Schifffahrt für die Jahreszeit ein Ende gemacht hatte. Es war mir höchst unangenehm, eine so lange Reise in einem amerikanischen Postwagen auf Straßen zurückzulegen, auf denen der tiefe Herbstkoth oft plötzlich in Klumpen hart wie Stein verwandelt wird, und ich hätte meine Abreise gern bis zum Eintritt der Schlittenfahrt verschoben, doch die von mir übernommenen Verpflichtungen erlaubten mir es nicht. Ich bezahlte das Fahrgeld an eine Gesellschaft, welche die Beförderung von Reisenden und deren Gepäck von Newyork bis Buffalo in Zeit von einer Woche übernahm, und erreichte am Ende des ersten Tages meiner Reise die Stadt Newburgh am rechten Ufer des Hudson, wo ich erfreut in das beste Gasthaus mich begab, um mich die Nacht über dort zu erholen.

In Folge der schlechten Wege kamen wir erst nach der gewöhnlichen Stunde des Table d'hôte-Abendessens an, doch für die wenigen Reisenden, die mit dem Postwagen ankamen, und eine oder zwei andere Personen wurde sofort von neuem gedeckt. Wir waren zusammen nicht mehr als sechs oder sieben Personen. Die Unterhaltung drehte sich um die Beschaffenheit der Straßen und die Unannehmlichkeiten, welche eine Reise zu dieser Jahreszeit mit sich führe. Ich gab natürlich den Gefühlen Worte, welche die Aussicht auf eine Reise von sechs Tagen und Nächten in einem solchen Wagen und auf solchen Landstraßen, wie ich sie im Laufe des verflossenen Tages kennen gelernt hatte, in einem Engländer erregen muß, der in seinem Vaterlande an macadamisirte Landstraßen und bequeme Kutschen mit vier Sitzen im Innern derselben gewöhnt ist. Ich drückte mein großes Bedauern aus, daß ich in dem Eifer, den Ort meiner Bestimmung zu erreichen, das ganze Fahrgeld bis Buffalo bezahlt hatte, anstatt eine so mörderische Reise in kleinen Abschnitten zu machen, die mir erlaubt haben würden, unterwegs zwei bis drei Nächte ruhig zu schlafen und mich zu erholen. Meine Klage schien die Aufmerksamkeit des Gastes zu erregen, der mir gegenüber saß, ein schlanker, wohlgebauter Mann, nicht ganz vierzig Jahr alt, mit dunklem Haar, Augen und Gesichtsfarbe und regelmäßigen Zügen, deren Ausdruck aber, wenn das Auge sich einmal auf sie gerichtet hatte, es nicht leicht wieder frei gab, während der Geist sich fruchtlos bemühte zu bestimmen, welche Charkter dieselben anzeigten. Dieser Mann setzte mir auseinander, daß ich meine Reise auf dem Wege, den ich gewählt habe, ganz unnützer Weise verlängere und daß ich sie sehr abkürzen könne, wenn ich, anstatt längs der beiden Seiten eines rechtwinkeligen Dreiecks zu reisen, wie ich thun müsse, indem ich zuerst nördlich nach Albany und von dort wieder westlich nach Buffalo fahre, meine Reise nach der Hypothenuse von Newburgh, wo wir uns befanden, nach Rochester nähme. Er gab zu, daß die Straße dahin im Sommer schlechter sei als die auf der rechtwinkeligen Linie, die ich gewählt habe, und welche durch die bevölkertsten Theile des Landes führe; doch in der Jahreszeit, worin wir uns befänden, seien die Landstraßen in den nördlichen Staaten gleich schlecht und der Zeitgewinn auf dem nähern Wege sei so groß, um den Reisenden zu erlauben, jede Nacht während der Reise, die letzte ausgenommen, sich in einem Bett für die Reise des nächsten Tages zu stärken. Diese Mittheilung veranlaßte mich, nochmals mein Bedauern auszusprechen, daß ich das Fahrgeld für die ganze Linie im Voraus bezahlt habe; doch mein vis à vis wendete sich an den Wirth, der am obern Ende der Tafel saß, mit der Frage, ob es ihm als Agent für beide Straßen nicht möglich sei, mir für mein Fahrbillet ein anderes für die kürzere Fahrt zu geben. Der Vorschlag schien mir etwas unvernünftig und, wie mir es vorkam, auch dem Wirthe; doch als ungefähr eine Stunde nach dem Abendessen vergangen war, brachte der Letztere mir ganz unerwartet ein Fahrbillet für die kürzere Fahrt, das er gegen das Fahrbillet, das ich besaß, umtauschte. Er hatte, wie er sagte, Jemanden gefunden, der im Begriff stehe, von Newburgh auf dem längeren Wege nach Buffalo zu reisen, dem er mein Fahrbillet überlassen wolle. Ich ging über mein Glück erfreut zu Bett und der letzte Gedanke, dessen ich mich von jenem Abend erinnere, war das Bedauern, nicht die Gelegenheit gehabt zu haben, meinem unbekannten Tischgenossen bei dem Abendessen für den mir ertheilten Rath danken zu können. Zuletzt hatte ich ihn, einige Minuten nach dem Abendessen, in einer Privatunterhaltung mit dem Wirth gesehen.

Mein Schlaf war von der Art, wie er in dem Alter, in dem ich damals stand — vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahr — nach einem ermüdenden Tage allgemein folgt. Kaum ein Augenblick schien zwischen dem Beginn und dem Ende desselben zu liegen, welches letztere durch eine förmliche Salve von Schlägen gegen die Thür meines Schlafzimmers und die Erscheinung eines Gegenstandes veranlaßt wurde, der meinem letzten Gedanken am Abend vorher so ähnlich war, daß ich glaubte, gar nicht geschlafen zu haben; und doch so seltsam, daß ich im nächsten Augenblick dachte, ich hätte nicht blos geschlafen, sondern träume noch jetzt. Es war der Mann, der mir am vorigen Abend einen Rath ertheilte, welcher in mein Zimmer trat, mit einem indianischen Rock, wie man ihn damals nannte, bekleidet, von dem dicksten Bettflanell gemacht, mit einer Capote zwischen den Schultern von demselben Stoff, doch von jedem Kleide dieser Art, die ich bisher gesehen, ganz verschieden, denn es war von grasgrüner Farbe und rings des Randes mit einer Besetzung von glänzendem Weiß und Scharlach eingefaßt. Er hatte eine brennende Kerze in seiner Hand, die er auf den Tisch im meinem Zimmer mit den Worten niedersetzte: „Ich besorgte, Sie möchten es verschlafen und darüber den Postwagen versäumen", worauf er sogleich mein Zimmer verließ. Meine Dankbarkeit für seinen guten Rath am vorigen Abend wurde durch die Zudringlichkeit, — so erschien mir sein Verfahren nach meinen englischen Ideen —, mit der er meinen süßen Schlaf so plötzlich gestört hatte, sehr geschwächt. Da ich indessen fand, daß mir wirklich nur wenig Zeit übrig blieb, so kleidete ich mich eilig an und als ich die Treppe hinuntergegangen war, war der Postwagen bereits für die Abfahrt fertig und in demselben war nur ein Reisender, der seinen Platz schon eingenommen hatte. Ich warf mich in den entgegengesetzten Sitz und wir fuhren ab.

Nachdem ich mich so warm ich konnte in meinen Buffaloüberzieher, wie dieses Kleidungsstück genannt wurde, oder Auerochsenhaut, wie es eigentlich heißen sollte, mit dem alle amerikanischen Reisewagen damals sehr reichlich versehen waren, eingewickelt hatte, überließ ich mich von neuem dem kurz zuvor unterbrochenen Schlafe, bis ich etwa eine Stunde später durch die vergrößerte Rauhigkeit der Straße von neuem aufgeweckt wurde. Als ich mich nun bemühte, mit Hülfe des zunehmenden Tageslichtes meinen Reisegenossen zu betrachten, mit dem ich bisher noch kein Wort gewechselt hatte, war ich sehr überrascht, als ich sah, daß

seine Gesichtszüge eine große Aehnlichkeit mit denen meines neuen Bekannten vom gestrigen Abend hatten und als dann die Sonnenstrahlen auf seinen grünen Flanellrock fielen, so zeigte es sich, daß derselbe mit mir in dem Postwagen saß. Ich drückte, wie ich glaube, meine Verwunderung darüber aus, mir keinen Wink gegeben zu haben, daß er mein Reisegenosse sein werde. Darauf ertheilte er mir keine bestimmte Antwort, sondern er lenkte die Unterhaltung auf andere Gegenstände, welche bis zu unserer Ankunft am nächsten Halteplatze, wo wir unser Frühstück genießen konnten, fortdauerte. Hier trafen wir mit zwei andern Reisenden zusammen, die einige Stationen weit mit uns reisten, und so weit ich mich dessen erinnere, waren wir nicht wieder allein, bis wir spät in der Nacht das Dorf Monticello erreichten, wo wir übernachteten. Nach dem Abendessen wurde mir ein Zimmer angewiesen, worin sich zwei Betten befanden, und kaum hatte ich mich in eins derselben gelegt, als mein Reisegefährte eintrat, sich stillschweigend entkleidete und sich ins andere warf. Ich wunderte mich darüber, denn das Gasthaus, worin wir uns befanden, war sehr geräumig, gehörte zu den besten Hotels und enthielt, wie ich wußte, der Fremdenzimmer viel und gerade in dieser Nacht war die Zahl der darin logirenden Reisenden ziemlich gering.

Am nächsten Morgen nahmen wir unsere Reise frühzeitig wieder auf und hatten den Postwagen ganz zu unserer Verfügung. Ich bemerkte, daß mein Reisegenosse mittheilender war als am Tage vorher in der Gegenwart Anderer, und daß es ihm wünschenswerth zu sein schien, mir jede Belehrung zu ertheilen, die einem Fremden, der kaum im Lande angekommen war, von Interesse sein möge. Ganz besonders erinnere ich mich einer Sache. Die Erzeugnisse der Gegend, durch welche wir fuhren, bildeten einen der Gegenstände unserer Unterhaltung, und als Buchweizen als einer derselben erwähnt wurde, fragte er mich, ob ich schon jemals slap jacks gekostet hätte, eine familiäre Bezeichnung, wie er mir auf meine Frage erzählte, für Buchweizenpfannkuchen. Ich antwortete ihm verneinend, worauf er mir sagte, ich solle bald mit der größten amerikanischen Delicatesse, wie er es nannte, Bekanntschaft machen. Als wir nun in das Gasthaus eintraten, wo wir frühstücken wollten, bestellte er sofort demgemäß, daß slap jacks für uns bereitet werden sollten, die wir uns mit Ahornsyrup recht gut schmecken ließen. Dies war nur einer der Reihe von ähnlichen Aufmerksamkeitsbeweisen, die er mir im Laufe dieses Tages gab. Ich bemühte mich, so höflich als ich konnte, ihn in eine Unterhaltung zu verwickeln, aus der ich etwas Näheres über seine Verhältnisse schließen könne, es war aber nutzlos. Er wich allen meinen Anschlägen ohne irgend eine scheinbare Anstrengung aus. Von Zeit zu Zeit warf ich, wenn ich von ihm nicht beobachtet war, einen prüfenden Blick auf ihn, um in meinem Geiste eine Idee seiner Geschichte und Beschäftigung bilden zu können, was mir indessen nicht gelang.

In dem eigenen Vaterlande fällt es nicht schwer, aus dem Anzug und dem Betragen eines Reisegefährten einen richtigen Schluß auf dessen Rang und Stand zu machen, doch in einem fremden Lande, besonders in Amerika, muß man sich länger als ein paar Tage aufgehalten haben, wenn man im Stande sein will, das zu thun. Augenscheinlich hatte er eine beschränkte Erziehung genossen, obwohl er eine große Einsicht besaß. Dies und daß er ein Eingeborner des Staates Connecticut war, war Alles, wovon ich mich vergewissern konnte. Der Ausdruck seines Gesichts und die Gesichtszüge selbst hatten einige Aehnlichkeit mit denen des Lords Byron; ob sie aber eine tiefe Besorgniß oder tiefe Pläne, ein großes geistiges Leiden oder große Schurkerei bezeichneten, konnte ich nicht herausbringen. Ein Geheimniß fing an den Mann zu umgeben. Ich fühlte, was man in Schottland „cerie" nennt, ein Grauen, eine Art von Gespensterfurcht, wenn ich mich mit ihm allein befand, und ich erinnere mich, daß es eine große Erleichterung für mich war, als sich auf einer Station ein anderer Reisender für einige Meilen uns zugesellte. Die zweite Nacht während unserer Reise blieben wir in einem ganz anständigen Gasthause in dem Dorfe Cosbecten am Flusse Delaware, welcher die Staaten Newyork und Pennsylvanien von einander trennt, und eben so wie in der vorigen Nacht wies man uns in ein Zimmer mit zwei Betten, obwohl Zimmer genug da waren, um Jedem von uns ein besonderes Zimmer anzuweisen.

Der nächste Tag verging ganz wie der vorhergehende; da wir aber den ganzen Tag bis zum Abend allein waren, so wurde mein Geisteszustand, welchen der geheimnißvolle Ausdruck meines Reisegefährten erzeugte, außerordentlich peinlich. Die große Neugierde reizte mein ganzes Nervensystem auf, und einige Fragen und Bemerkungen meines Begleiters erweckten in mir zuletzt die Besorgniß vor einem mir drohenden Uebel. Er erkundigte sich, ob ich gewöhnt sei, bewaffnet zu reisen. Als ich ihm eine ausweichende Antwort gab, bemerkte er, die meisten Engländer seien, wie er gehört, sehr erfahren im Boxen. Er habe einst in Newyork der Vorstellung zweier englischer Faustkämpfer beigewohnt und sei über die Schnelligkeit, Geschicklichkeit und Kraft, mit der sie von den ihnen von der Natur verliehenen Waffen Gebrauch gemacht hätten, ganz erstaunt gewesen.

Auf seine Frage, ob ich das Boxen gelernt habe, erwiederte ich ihm, ich sei Mitglied eines gymnastischen Clubs gewesen, worin die Ausübung dieser Kunst uns gelegentlich beschäftigt habe.

„Dann vermuthe ich", fuhr er fort, „nach der Geschwindigkeit der Boxer, die ich in Newyork sah, zu urtheilen, wenn ein Mann mit einem Pistol nach Ihnen schösse und sein Ziel verfehlte, so würden Sie ihn niedergeschlagen haben, ehe er nach seinem zweiten Pistol greifen könnte."

Ich konnte ihm blos antworten, ich würde versuchen, das zu thun.

Hätte irgend etwas gefehlt, um meine wachsende Furcht zu bestätigen, so hätte eine andere Unterhaltung es gethan, welche mein Reisegefährte bald nachher begann und deren Zweck offenbar darin bestand, zu erfahren, ob ich eine bedeutende Summe baares Geld in meinem Gepäck oder in meiner Kleidung bei mir führe. Er sagte nämlich, alle Landleute, die nach Amerika kämen, brächten gewöhnlich die Summe, wofür sie Land ankaufen wollten, in Sovereigns mit, und das sei sehr verständig, da man sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Canada für englisches Gold Agio bezahle. Indessen erhielten die Neuangekommenen den vollen Betrag des Agio's, das ihnen eigentlich zukomme, gewöhnlich nicht. Im Fall ich eine bedeutende Summe in Sovereigns bei mir führe, so wolle er mich in Binghamton, durch welches unser Weg führe, bei einem Makler einführen, der mich beim Umwechseln derselben gegen Landesmünzen ganz ehrlich und rechtschaffen bedienen werde. Ich entgegnete ihm, ich führe nur die Summe bei mir, von der ich die Reisekosten bis

an meinen Bestimmungsort bestreiten könne. In der That hatte ich nur etwa achtzig Dollar, die mir von den zweihundert Dollar übrig blieben, die ich mir von einem Banquier in Newyork hatte auszahlen lassen. Ich stand im Begriff ihm den Betrag dieser Summe mitzutheilen; doch bei der Besorgniß, die in meinem Geiste entstanden war, fiel mir ein, diese Summe möge noch immer hinreichend sein, um die Habsucht eines unehrlichen Mannes zu reizen. Während des nun folgenden Stillschweigens nahmen meine Befürchtungen eine bestimmte Gestalt an. Konnte es nicht möglich sein, fragte ich mich selbst, daß ich in einer einsamen Gegend eines fremden Landes der Reisegefährte eines Räubers war, der sich, ehe er seinen Plan ausführte, erst darüber Gewißheit zu verschaffen suchen wollte, was die wahrscheinliche Frucht seines Verbrechens sein werde, und welchen Widerstand er von meiner Seite zu erwarten habe. Dieser peinliche Gedankengang wurde dadurch unterbrochen, daß wir einen neuen Reisegefährten erhielten, der uns bis in den Ort begleitete, wo wir übernachteten. Es begann eine allgemeine Unterhaltung, in deren Lauf mein Begleiter weniger geheimnißvoll als vorher und besser gesinnt, als ich mir ihn gedacht hatte, erschien, und meine Befürchtungen wurden in einem gewissen Grade beruhigt.

Indessen beschloß ich, mir für die kommende Nacht ein besonderes Schlafzimmer zu sichern und demzufolge bat ich, als wir in das Gasthaus eintraten, mir ein Schlafzimmer mit einem Bett anzuweisen, in das ich, obgleich es schlecht meublirt und ohne jede Bequemlichkeit war, mein Gepäck bringen ließ. Als ich nach dem Abendessen mich dahin begab, fand ich das Bett bereits von einer Person besetzt, welche ganz gesund schlief. Auf meine Nachfrage erzählte man mir, mein Begleiter habe sich mein Schlafzimmer zeigen lassen, habe als mein Freund sein Mißvergnügen ausgesprochen, daß man mich so schlecht logiren wolle; ich sei ein fremder Gentleman, der an bessere Logis gewöhnt sei, und habe befohlen, mein Gepäck in das Zimmer zu bringen, wohin man mich führte. Zu meinem Verdruß fand ich, daß in demselben zwei Betten standen, doch man sagte mir, das Haus enthalte weiter kein Fremdenzimmer als dieses und das Zimmer, das man mir zuerst angewiesen habe, das aber einem andern Reisenden eingeräumt worden sei. So war ich demnach wieder gezwungen mit dem Gegenstande meiner Abneigung und Furcht in einem und demselben Zimmer zu übernachten, der augenscheinlich beschlossen hatte, mich in seiner Gewalt zu behalten, indem er mich zwang, mit ihm das Schlafzimmer zu theilen. Es blieb mir aber keine Zuflucht übrig. Es war nichts vorgefallen, was, ohne einen unmännlichen und vielleicht nicht zu rechtfertigenden Verdacht zu äußern, mir erlaubte, eine Störung zu veranlassen. Ich legte mich nur halb entkleidet zu Bett und hatte das kaum gethan, als mein Verfolger eintrat und auf Anerkennung eines Verdienstes, wegen der in meinem Interesse getroffenen Zimmerveränderung Anspruch machte, auf den zu antworten ich nicht Heuchelei genug besaß, worauf er sich ebenfalls zu Bett begab. Die Nacht war für mich eine Nacht des Schreckens und des Elends. Der Morgen brachte mir etwas Heiterkeit und Muth zurück. Indessen konnte mir doch nur der Gedanke, daß meine Seereise mehr Zeit in Anspruch genommen habe als ich vermuthet hatte, und daß meine Geschäfte in Canada mir keinen Aufenthalt unterwegs gestatteten, so viel Selbstbeherrschung verleihen, um meine Reise fortzusetzen. Wir sollten diesen Abend ganz gewiß Binghamton, eine ziemlich bedeutende Stadt, erreichen, wo es mir leicht fallen mußte, einen Wagen für mich zu miethen. Um mich gegen die Gefahren des Tages zu schützen, fühlte ich große Lust, mir das Vorlegemesser auf dem Tische, an den wir an diesem Tage vor unserer Abreise frühstückten, anzueignen und es unter meiner Kleidung zu verbergen, und ich hätte mich sicher mit irgend einer Vertheidigungswaffe versorgt, hätte es in meiner Macht gestanden, es in ehrlicher Weise zu thun. Als das Beste unter diesen Umständen öffnete ich, sobald wir im Postwagen saßen, die große Klinge meines Federmessers, das ich in meiner Hand hielt, die während des Tages in der großen Tasche meines Ueberziehers verborgen war. Oefters berechnete ich, wenn ich nach den zusammengezogenen Augenbrauen und den unruhigen Augen meines Begleiters sah, ob diese Klinge im Fall eines Angriffs seinen Flanellrock durchdringen und sein Herz erreichen könne. Ich überwachte ihn fortwährend und erwog die Vortheile von zwanzig verschiedenen Angriffsarten auf so viele Theile seines Körpers.

(Schluß folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Eine gute Antwort. Während eines Concertes, das zum Besten eines mildthätigen Werkes veranstaltet worden war, hatte eine sehr elegante und eben so hübsche junge Dame die Einsammlung der Gaben übernommen. Es regnete förmlich Goldstücke in ihre Börse. Ein junger Mann, der von dem Liebreiz der schönen Einsammlerin ganz bezaubert war, zog aus seinem Taschenbuch eine Hundertfrankennote und indem er sie in die ihm hingereichte Börse legte, sagte er zu ihr:

— Aus Liebe zu Ihnen, Madame.

Die junge Dame richtete an den so großmüthigen und so galanten jungen Mann ein Lächeln voller Dankbarkeit und dann reichte sie ihm mit einer freundlichen Verbeugung von neuem ihre Börse, indem sie zu ihm sagte:

— Und aus Liebe für die Armen, mein Herr?

Ein zweites Hundertfrankenbillet war die Belohnung dieser passenden Antwort.

C.

Eine beißende Antwort. Ein Schotte fragte einen Irländer: „Zu welchem Zweck prägt man in England halbe Farthings (Zweipfennigstücke)?" Die Antwort lautete: „Um es den Schotten möglich zu machen, für wohlthätige Anstalten zu unterzeichnen."

C.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von C. Polz in Leipzig.

№ 13. Leipziger Sonntagsblatt 1861.

Zur Unterhaltung für alle Stände.

31. März.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Der Stiefsohn.

Novelle von August Schrader.

(Fortsetzung.)

Der Leser erräth wohl, daß Sophie mit ihrer Stickerei zu Augusten geeilt war. Wir treffen beide Mädchen in dem Cabinette, das die Tochter des Rentiers allein bewohnte. Die prachtvolle Stickerei lag auf dem Tische ausgebreitet. Auguste war wie geblendet. Man hatte bereits über den Preis gesprochen.

— Ihnen will ich mich ganz entdecken, flüsterte Sophie. Es ist nöthig, damit Sie meine Lage beurtheilen können. Vor drei Jahren, als mein Vater noch ein angesehener Advocat war, lernte ich auf dem Balle einen jungen Mann kennen; Felix tanzte oft mit mir und, ich will es gestehen, wir sahen uns später in der Kirche und auf der Promenade. Dann und wann sprachen wir uns auch. Felix war meinem Herzen theuer geworden, und ich glaubte seinen Versprechungen — er wollte, sobald er seine Familienangelegenheiten geordnet, bei meinen Aeltern um mich werben. Damals war ich nicht gezwungen, um Brod zu arbeiten; ich begann diese Stickerei, um sie als Braut zu tragen. Heimlich, in aller Stille arbeitete ich daran. Da flüsterte mir Felix eines Tags in der Kirche zu, er müsse auf unbestimmte Zeit verreisen. Wir verabredeten eine Correspondenz. Felix reiste, und ich arbeitete an meinem Brautkleide. Ach, ich habe schöne Stunden in der Betrachtung der Blumen verlebt, die wie durch ein Wunder unter meinen Händen entstanden. Das Kleid war zur Hälfte fertig, als meinen armen Vater der harte Schlag traf, der seinen Wohlstand vernichtete. Meine Mutter gab nicht allein ihr Vermögen hin, man verkaufte uns auch das Mobiliar. Dazu kam noch, daß Felix mir nicht schrieb — ich wußte nicht einmal, wo er sich aufhielt. Wir bezogen eine ärmliche Wohnung. Die Kunst des Stickens, die ich sonst zur Unterhaltung übte, ward nun Broderwerb. Wenn Alles schlief, arbeitete ich an meinem Brautkleide, um es, wenn es einst vollendet, theuer zu verkaufen. So war ein Jahr verflossen. Da miethete ein junger Mann ein Stübchen in demselben Hause, das wir bewohnten. Es war Felix, der als Sprachlehrer seine Existenz fristete.

— Weiter! Weiter! rief Auguste, die in ängstlicher Spannung zuhörte.

— Er klagte mir, daß sein Stiefvater ihn um das Vermögen gebracht habe, und daß er, Felix, nun auf seinen eigenen Erwerb angewiesen sei. In seinem Schmerze um den Verlust habe er nicht schreiben können; er habe es nicht einmal gewagt, Hoffnungen in mir zu nähren, die nach damaliger Lage der Dinge nie in Erfüllung gehen konnten.

— Das war brav.

— Nun waren wir beide arm, fuhr Sophie fort. Wir näherten uns schüchtern, sprachen aber kein Wort von Liebe. Felix wußte, daß ich die Stütze meiner Aeltern war; er wollte ihnen vielleicht diese Stütze nicht rauben. Wenn meine Aeltern und Geschwister schliefen, arbeitete ich an meiner Stickerei und dachte an Felix. Meine Arbeit war vollendet — sie lag schon einige Tage fest verschlossen in einem Koffer. Gegen Abend ruft die Frau, die über uns wohnt, um Hülfe — wir folgen ihr — ein dichter Rauch füllt die Wohnung an — mein Vater sprengt die Thür des Zimmers — wir finden Felix halb todt auf seinem Bette.

— Großer Gott! rief Auguste entsetzt.

— Es gelang, ihn ins Lebens zurückzurufen. Sein erster Blick traf mich, die ich um ihn beschäftigt war. Wir erklärten uns und gaben gegenseitige Versicherungen ewiger Liebe. Wenn ich damals schon vermuthete, daß ihn Verzweiflung zu einem extremen Schritte getrieben, so hatte ich Recht — gleich darauf ward Felix verhaftet und ins Schuldgefängniß geführt. Zu seiner Befreiung sind dreihundert Thaler erforderlich — nun wissen Sie, warum ich für meine Arbeit eine solche Summe fordere.

— Kennen Sie den Familiennamen Ihres Geliebten?

— Martens!

— Felix Martens! rief Auguste.

Dann ergriff sie die zitternden Hände der bleichen Sophie und sagte hastig: Ihnen soll Felix seine Freiheit verdanken.

Sie verließ das Zimmer. Sophie hörte, daß Auguste mit dem Vater ein lebhaftes Gespräch führte. Nach zehn Minuten erschien das junge Mädchen wieder und warf die geforderte Summe in Banknoten auf den Tisch. Die Stickerin sank laut weinend ihr zu Füßen nieder.

— Gehen Sie, gehen Sie! rief Auguste. Aber sind Sie denn auch fest überzeugt, daß Felix Sie liebt?

— Er ist treu und brav, ich weiß es. Wenn er mich nicht liebte, so würde er zehntausend Thaler, die man ihm geboten, genommen haben und nach Amerika gegangen sein, wie es sein harter Stiefvater wünscht.

— Wer hat ihm das Geld geboten?

— Der Advocat Petri, derselbe, der die Wechselhaft bewirkte, nachdem Felix den Antrag abgelehnt.

— Nun verlieren Sie keine Zeit. Eilen Sie und geben Sie Ihrem Felix, dem jede Stunde eine Ewigkeit werden muß, die Freiheit zurück. Sobald Sie können, bringen Sie mir Nachricht über den Verlauf der Sache.

Auguste wies jede Dankbarkeitsbezeigung zurück — sie küßte erregt den feinen Mund der neuen Freundin und begleitete sie dann bis auf den Corridor. Sophie bediente sich, um rascher zum Ziele zu gelangen, eines Fiakers. Das arme Kind hielt krampfhaft das Geld in den Händen, nach dem sie in Angst und Pein gestrebt hatte. Es war reich und glücklich wie eine Fürstin. Der Gedanke, daß die liebenswürdige Auguste die Besitzerin des reizenden Kleides geworden, erhöhte Sophiens Glück. Sie traf Fink, der das Geld annahm und die Einlösung des Wechsels zu besorgen versprach.

— Das ist eine saubere Geschichte! flüsterte Auguste vor sich hin, als sie allein war. Meine Befürchtung trifft ein: man hintergeht Felix und meinen guten Vater. Zehntausend Thaler hat man ihm geboten, um ihn zu entfernen! Aber wer kann ein Interesse an der Sache haben? Niemand in der Welt als jener fromme Beaumont, der seiner künftigen Schwiegertochter ein großes Vermögen erhalten will. Das begreift ein geringerer Verstand als der meinige. Sie haben Ihre Rechnung ohne den Wirth gemacht, Herr Beaumont! Und wäre Ihr Sohn ein Adonis, ich will ihn nicht, auch wenn ich nicht schon liebte. Aber still, ich muß behutsam verfahren — die bösen Menschen sollen sich in ihrer eigenen Schlinge fangen.

In diesem Augenblicke trat der Agent Falk ein. Er fragte nach Herrn Ehrenberg.

— Mein Vater ist zu seinem Banquier gegangen.

— Ich hätte ihn gern gesprochen.

— Bringen Sie Nachricht von meinem Stiefbruder?

— Ich habe ihn bis jetzt nicht ausfindig machen können; er hat seit einigen Tagen seine Wohnung nicht betreten. Fast fürchte ich, daß die Nachricht von dem lockern Leben des jungen Herrn gegründet ist.

Auguste lächelte; sie wußte besser, wie es mit Felix stand.

— Lassen wir das, Herr Falk. Sie werden Herrn Martens heute oder morgen schon antreffen. Und nun? fragte sie verschämt.

— Ich habe Herrn Engels gesagt, daß Sie die Stunde von elf bis zwölf in dem Museum zubringen würden. Es hat schon elf geschlagen.

— Besorgen Sie einen Fiaker. Wenn Sie Zeit und Lust haben, mögen Sie mich begleiten.

Falk erklärte sich bereit. Ein Fiaker brachte Beide nach dem Museum.

7.

Karl Engels wartete bereits seit einer halben Stunde in demselben Saale, in dem er die Geliebte zum ersten Male wiedergesehen hatte. Zeit und Umstände waren ihm günstig — er befand sich allein. Nur wenige Besucher, die einzeln durch die Menge der Zimmer wandelten, hatten sich eingefunden. Es herrschte eine heilige Stille in den der Kunst geweihten Räumen. Die Uhr auf dem Thurme der nahen Pfarrkirche schlug halb zwölf. Karl lauschte mit angehaltenem Athem auf jedes Geräusch, das sich in den angrenzenden Gemächern vernehmen ließ.

— Ob mich Falk auch recht berichtet hat? fragte er sich.

Das Rauschen eines seidenen Kleides ließ sich vernehmen. Niemand unterscheidet ein solches Rauschen genauer, als ein harrender Liebhaber. Und wirklich, Auguste, den Katalog des Museums lesend, trat langsam ein. Als sie aufsah, rief sie leise:

— Ah, Sie hier, Herr Engels? Und allein?

Der junge Mann küßte ihr respectvoll die Hand. Er war wie geblendet von der Schönheit des Mädchens, das freundlich lächelnd ihn anblickte. Er zweifelte nicht einen Augenblick daran, daß sie seinetwegen gekommen sei. Im Stillen gelobte er dem guten Falk ein ansehnliches Geschenk.

— Ein Glück, daß ich allein mich Ihnen nähern kann, flüsterte er zurück.

— Warum?

— Weil es mir gestattet ist, die Bekanntschaft mit Ihnen fortzusetzen, an deren Dauer das Glück meines Lebens hängt. Erlauben Sie mir, daß ich die günstigen Augenblicke benutze, um Ihnen meine innige Verehrung auszudrücken. Müßte ich Sie verlassen ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen —

Er schwieg, als er die Verwirrung Augustens bemerkte.

— Ich gebe Ihnen gern die Erlaubniß, sich meinem Vater zu nähern, flüsterte sie nach einer Pause. Aber verrathen Sie vor der Hand Ihre wahre Absicht noch nicht — es walten Umstände ob, die mich zu dieser Forderung veranlassen.

Engels versprach es.

Beide betrachteten nun die Bilder, obgleich sie wenig Interesse daran fanden. Auguste war zufrieden mit dem Benehmen dessen, den sie liebte — es verrieth, daß sie leidenschaftlich wiedergeliebt ward. Wie verächtlich kam ihr die Speculation des alten Beaumont vor, der seinem Sohne eine reiche Partie zu verschaffen suchte. Arme Auguste! Engels war ein Mann nach ihrem Sinne.

Man sprach von dem Balle des Präsidenten; es ergab sich, daß auch Engels geladen war. Der Ball hatte für Auguste nun ein doppeltes Interesse. Es schlug zwölf Uhr. Man verabredete für den nächsten Tag eine Zusammenkunft an derselben Stelle.

— Dank, Dank! rief der überglückliche Engels.

— Vertrauen Sie ganz unserm Boten, flüsterte Auguste.

— Ich werde ihn fürstlich belohnen, denn er vermittelt mir das Glück meines Lebens.

Die Liebenden traten in das angrenzende Zimmer, wo sie sich nach einigen Minuten trennten. Kaum hatten sie sich entfernt, als Falk, der gelauscht, erschien.

— Vortrefflich, Herr Beaumont, murmelte er vor sich hin, Sie sind in die Schlinge gegangen. Sie werden geliebt, stehen dem Ziele Ihrer Wünsche nahe — ich stürze Sie! Das sei die Rache dessen, dem Ihr Vater Verderben gebracht.

Er eilte nach dem Portale, wo er Augusten fand, die ihm ihre Börse in die Hand drückte und dann entließ.

— Gehen Sie zu Ihrer Familie! sagte sie lächelnd.

Dann bestieg sie den Wagen, der sie nach dem Hotel brachte.

— Ueber die reichen Leute! murmelte Falk. Wie freigebig sie sind, wenn man ihre Leidenschaften befriedigt. Die junge Dame wird mir es Dank wissen, daß ich sie nicht zum Gegenstande einer gemeinen Speculation werden lasse.

Jetzt erschien auch Engels. Falk half ihm den Pelz anziehen. Der glückliche Liebhaber schenkte seinem Boten ein Goldstück. Dann ging er zu dem Rechtsanwalte Petri, der ihn zu Tische geladen hatte. Als sich beide Männer in dem Arbeitscabinette allein befanden, fand folgendes Gespräch zwischen ihnen statt.

— So eben erhalte ich die Nachricht, sagte der Doctor, daß sich Felix Martens auf freiem Fuße befindet. Man hat die Schuldsumme bezahlt.

— Wer hat sie bezahlt? fragte Engels.

— Ich weiß es nicht.

— Sie wissen es nicht?

— Der Wechseldiener hat ein Couvert mit der Summe und die Weisung empfangen, dem jungen Martens den Wechsel einzuhändigen, was auch bereits geschehen ist. Ich bin besorgt...

— Weshalb?

— Wir haben einen geheimnißvollen Gegner.

— So lassen wir der Sache ihren Lauf! sagte Engels, der nie so glücklich gewesen war als heute. Ich bedaure den armen Martens.

— Bedauern Sie Ihren Vater! sagte ernst der Doctor.

— Mein Vater war nur darauf bedacht, einem Verschwender das Vermögen zu entziehen.

— Ich muß Sie ganz aufklären, mein lieber Freund. Mit Ihrem Vater, dessen Verhältnisse ich genau kenne, steht es schlecht; er ist ruinirt, wenn er das Vermögen des leichtsinnigen Martens herausgeben soll.

— Unmöglich! rief Karl bestürzt.

— Jene zweimalhunderttausend Thaler hatten wir in einer Creditbank angelegt, die in den nächsten Tagen ihre Zahlungen einstellen wird. Andere unglückliche Actienunternehmungen kommen dazu — sorgen Sie dafür, daß Auguste Ehrenberg Ihre Gattin wird — —

— Sie liebt mich; so eben habe ich die Gewißheit davon erhalten.

— Desto besser; aber das ist nicht genug. Wir müssen dafür sorgen, daß Martens Vermögen auf Ihre Braut übergeht. Nur in diesem Falle können wir eine Rückzahlung vermeiden. Meine Plane sind gescheitert — Ihr Vater hat Sie hierher geschickt, um mir behilflich zu sein — helfen Sie also.

— Aber wie?

— Sie nähern sich Martens unter dem angenommenen Namen und unterstützen ihn in seinen Leidenschaften. Das Nähere werde ich Ihnen nach Tische mittheilen. Er ist kleinmüthig geworden — ein einziger Schlag, klug ausgeführt, wird ihn dahin bringen, wo wir ihn haben wollen. Und nun ertheile ich Ihnen noch einen Rath: trauen Sie dem Agenten Falk nicht, er ist der erbittertste Feind Ihres Vaters. Erführe er Ihren wahren Namen, er würde Ihnen auf jede Art und Weise zu schaden suchen. Darum seien Sie vorsichtig.

Charlotte erschien und lud zu Tische ein. Als die Männer in den Salon traten, fanden sie auch Frau von Haineck vor. Das Tischgespräch bildete die prachtvolle Stickerei und das Benehmen der Tochter des Exadvocaten, die für ihre Arbeit dreihundert Thaler gefordert hatte. Der Doctor müßte früher nicht Criminalactuar gewesen sein, wenn er die Erzählung gleichgültig angehört hätte. Sophie war die Tochter Falks, Martens wohnte mit Falk in einem Hause, Sophie war nach der Beschreibung ein reizend schönes Mädchen — wenn zwischen allen diesen Verhältnissen ein Zusammenhang stattfände?

— Wer hat nun das Kleid gekauft? fragte er.

— Wir wissen es nicht, antwortete Helmine. Das Mädchen sagte, es wolle es behalten. Vielleicht hat sich ein Anbeter gefunden, der aus der Noth hilft.

Man sprach nun von dem Balle, von Putzsachen und andern Dingen, die für Damen von Interesse sind.

Um die Zeit, als der Rechtsanwalt mit dem Sohne seines Clienten eine geheime Unterredung abhielt, betrat Felix seine Wohnung. Es war ihm unmöglich, den Helfer zu errathen, dem er seine Freiheit verdankte. Der verhängnißvolle Wechsel befand sich in seinen Händen. Er betrachtete ihn näher; diesen hatte er wirklich einem Wucherer ausgestellt. Aber der Advocat hatte noch von andern Wechseln gesprochen, und doch erinnerte er sich nicht, derartige Papiere ausgestellt zu haben. Sein Kopf war wüst wie nach einer durchschwärmten Nacht. Noch einmal überdachte er die Vorgänge der letzten Tage: Falk hatte ihn zu einem Fremden beschieden, der Unterricht in der französischen Sprache nehmen wollte; er war zu Herrn Karl Engels gegangen, bei dem man ihn während der ersten Lection verhaftete. Welch eine Schmach!

Die Witwe steckte ihren Kopf durch die halbgeöffnete Thür.

— Sind Sie endlich da, Sie Schwärmer? Seit wie lange habe ich meinen Miethsmann nicht gesehen!

Felix suchte sein Ausbleiben so gut als möglich zu beschönigen. Die Witwe erzählte nun, daß verschiedene Herren nach ihm gefragt hätten und zeigte an, daß Herr Falk ihn diesen Abend besuchen wolle.

— Bleiben Sie denn nun zu Hause, Herr Martens?

— Ja.

— So empfehle ich Ihnen meine Wohnung; ich muß mich auf eine Stunde entfernen.

— Gehen Sie, ich bewache das Haus!

Die Witwe hatte sich entfernt. Kaum waren zehn Minuten verflossen, als sich leise die Klingel hören ließ. Es mußte eine schüchterne Hand gezogen haben. Felix öffnete. Sophie trat ein. Zitternd vor freudiger Ueberraschung führte er sie in das Stübchen. Zum ersten Male sanken sich die Liebenden einander in die Arme.

— Die Nachbarin ist ausgegangen, sie begegnete mir, begann Sophie; nun wollte ich fragen, wie Sie sich befinden.

— Gut. Aber was ist das — Sie tragen einen kostbaren Shawl! rief Felix überrascht.

— Gefällt er Ihnen?

— Sie sehen aus wie eine vornehme Dame.

— Ich putze mich so gut es geht, um Ihnen zu gefallen, Felix.

— Und der schöne Sammethut — —

— Ist meine Arbeit. Fast scheint es, als ob Sie mich in den ärmlichen Kleidern lieber sähen.

— Meine Sophie bedarf des Putzes nicht, um schön zu sein.

— Schmeichler! rief sie, nachdem sie ihn geküßt hatte.

Zu dieser Scene zärtlicher Ergießung hatte die Freude des Wiedersehens Beide hingerissen. Sophie war stolz wie eine Königin — die Befreiung des Geliebten war ihr Werk. Felix kannte die ärmlichen Verhältnisse der Familie, er wußte, daß sie Alles verloren hatte — regte sich nun auch die Eifersucht ein wenig in ihm, denn den kostbaren Shawl konnte Sophie nach seiner Ansicht nicht gekauft haben, so weidete er sich dennoch an dem Anblicke des lieblichen Mädchens, dessen zarte Wangen heute eine zarte Röthe übergoß. Nie war ihm die Armuth drückender vorgekommen als jetzt.

— Felix, begann sie schelmisch nach einer Pause, wissen Sie, daß ich eifersüchtig bin?

— Eifersüchtig — auf wen?

— Auf alle die Damen, denen Sie Unterricht ertheilen. Heute hat mich eine reizende Frau beauftragt, Sie ihr zuzuführen. Diese Frau ist reich und gehört zu meiner Kundschaft, ich konnte es ihr also nicht abschlagen. Morgen früh zehn Uhr begleiten Sie mich. Das wollte ich Ihnen noch sagen.

— Aber Sie sind ja eifersüchtig! rief Felix.

— Ich will Sie auf die Probe stellen.

— O, Sie werden mich bewährt finden! Ich folge Ihnen gern. Sophie, von heute an werde ich Alles aufbieten, um Geld zu verdienen, und dann...

— Still, mein Freund! Sie sind nicht beharrlich in Ihren Vorsätzen.

— Ich werde es sein.

— Felix, legen Sie die Hand aufs Herz und antworten Sie mir offen: wer hat die Klappe dort am Ofen geschlossen?

— Sophie!

— Bekennen Sie es nur — Sie hatten den Muth nicht, zu leben, weil man Ihnen das Vermögen genommen hatte.

Felix hatte nicht den Muth, zu widersprechen. Als Sophie seine Verwirrung sah, fuhr sie mit bewegter Stimme fort:

— Was wäre aus mir geworden, wenn Sie Ihren Zweck erreicht hätten? Aber Sie haben kein Vertrauen zu mir, sonst hätten Sie mir Alles entdeckt, was Sie drückt. Ich mache ja keine Ansprüche, ich will gern mit Ihnen arbeiten.

— Verzeihung, Sophie, rief Felix hingerissen, ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig! Während ich mit meinem eigenen Schicksale zu kämpfen hatte, sah ich die Leiden, die Sie bedrückten — meine Armuth hinderte mich, Ihnen die Hand zu bieten — ach, Sophie, es hatte sich meiner eine völlige Verzweiflung bemächtigt. Und dann, ich will es nur bekennen, drohete mir der Wechselarrest. Ich bin bis diesen Mittag Gefangener gewesen.

— Das sind mir köstliche Geheimnisse! Eine Wechselhaft hat nicht viel zu bedeuten, der bravste Mann kann dazu gelangen, wie mein Vater sagt. Aber wer hat denn Ihre Freiheit bewirkt?

— Ich weiß es nicht! antwortete Felix treuherzig. Man sagte mir, ich sei frei und gab mir mein Papier zurück. Nun, Sophie, habe ich kein Geheimniß mehr vor Ihnen...

— Aber ich habe Grund, eifersüchtig zu sein. Die Person, die Ihnen einen so großen Dienst geleistet, muß Ihnen wirklich recht gut sein. Also morgen früh gehen wir zu der Dame. Auf Wiedersehen, mein lieber Freund!

Sie küßte ihn flüchtig und verschwand. Der Shawl und der Sammethut Sophiens machten dem armen Felix Sorge; trotzdem bemühte er sich, einen Argwohn nicht aufkommen zu lassen. Auch über die Dame, die seine Schülerin werden wollte, dachte er weiter nicht nach; er nahm an, daß sich Sophie bestrebe, die Einnahmen ihres künftigen Mannes zu vergrößern.

— Wohlan, rief er aus, ich werde als Mann handeln, rastlos arbeiten und mein Recht verfolgen.

Der Abend kam. Um acht Uhr erschien Falk. Felix empfing in ihm den Vater der Geliebten und den Rechtsanwalt.

— Herr Martens, begann der Agent, ich kenne Ihre Lage, weiß, daß man Sie verfolgt und biete Ihnen meine Dienste an. Petri ist unser gemeinschaftlicher Feind; er hat mich ruinirt, und sucht Ihnen ein gleiches Schicksal zu bereiten. Es wäre dem würdigen Manne schon gelungen, wenn meine Hand nicht jene verhängnißvolle Klappe zur rechten Zeit geöffnet hätte. Erröthen Sie nicht; ich weiß aus Erfahrung, daß ein eiserner Charakter erforderlich ist, um unter Umständen das Leben zu ertragen. Ich habe an der Vorsehung gezweifelt; jetzt zweifele ich nicht mehr, denn daß gerade meine Hand das tückische Werk Petri's vereitelt hat, ist nicht etwa eine Fügung des Zufalls. Man hat Sie zur Verzweiflung getrieben, um Sie zu beseitigen — Ihr Vermögen, das in Beaumonts Händen sich befindet, sollte auf Ihre Stiefschwester übergehen, und Auguste ist die Braut des jungen Beaumont.

— Herr Falk, rief der bestürzte Felix, Sie zerreißen vor meinen Blicken ein entsetzliches Gewebe.

— Hören Sie mir weiter zu: ich beschied Sie zu einem gewissen Herrn Engels.

— Ja.

— Man verhaftete Sie dort.

— Zu meiner Schmach. Ich begreife nicht, wie Petri wissen konnte...

— Engels ist der Sohn Beaumonts.

Felix stieß einen Schrei der Wuth aus.

— Erklären Sie sich nun den Zusammenhang? fragte der Agent, dessen große Augen Feuer sprühten. Man hat mich als willenloses Werkzeug zu Ihrer Verhaftung benützt. Sie werden dem armen Agenten, der nach Brod sucht, dies verzeihen. Damals kannte ich das Sachverhältniß nicht ganz; aber jetzt liegt es klar vor meinen Blicken. Man hat jenen Beaumont, der einen andern Namen führt, geschickt, daß er dem wackern Petri helfe.

— Meine Schwester, mein Vater! rief Felix. O, ich bin ja nur ein Stiefsohn! fügte er hinzu, indem er die geballte Faust an die Stirn legte. Und Auguste, das sanfte Mädchen, ist meine Stiefschwester! Mein Gott, kannst Du denn so etwas geschehen lassen? Des elenden Mammons wegen treibt man mich zur Verzweiflung!

— Der Mammon, mein Herr, ist der nervus rerum gerendarum! sagte ruhig der Exadvocat, während er sich an der Aufregung des jungen Mannes weidete. Was ist das Glück, selbst das Leben eines Menschen, wenn es sich um zweimalhunderttausend Thaler handelt? Sie gehen unter, Herr Beaumont heirathet Ihre Schwester und der Doctor Petri erhält seine Procente. In vier Wochen spricht kein Mensch mehr von der Geschichte.

— Ich werde nicht untergehen! rief Felix energisch.

— Das ist ein guter Vorsatz.

— Sie sind Jurist, rathen Sie mir: was soll ich zunächst thun?

Falk winkte dem jungen Manne näher und flüsterte:

— Wir dürfen nicht zu hastig verfahren, denn noch fehlen uns die Unterlagen zu einer wirksamen Denunciation. Unsere Feinde sind schlau zu Werke gegangen.

— Was soll ich thun? wiederholte Felix.

— Sie stellen sich, als ob Sie keine Silbe von dem heillosen Plane wüßten und lassen sich einschüchtern. Beaumont kennen Sie nicht, Sie kennen nur Herrn Engels. So nur können wir erwarten, daß jene Burschen ihre neuen Pläne entfalten. Unternehmen Sie nichts — jene müssen unternehmen. List gegen List, Ränke gegen Ränke! Von Allem, was geschieht, geben Sie mir Nachricht, ich werde stets in Ihrer Nähe sein. So, hoffe ich, retten wir mit Gott Ihr Vermögen und meinen guten Ruf, der arg gelitten hat. Das, Herr Martens, sollen die Procente sein, die ich beanspruche.

— Wir gehen Hand in Hand!

— Und werden zum Ziele gelangen. Nun bitte ich noch um einige Aufschlüsse.

— Fragen Sie, Herr Falk.

— Woher stammt Ihre Mutter?

— Aus hiesiger Stadt.

— Und ihr Familienname?

— Elisabeth Horn.

Falk stutzte. Dann wiederholte er:

— Elisabeth Horn, die Tochter des Banquiers Horn?

— Mein Großvater war Banquier. Er fallirte, aber meine Mutter rettete einen Theil ihres Vermögens...

— Dasselbe, das man Ihnen zu entreißen gedenkt. Sind Ihnen Papiere geblieben von Ihrer verstorbenen Mutter?

— Nichts als ein Taschenbuch, das einige mir unverständliche Notizen enthält. Hier ist es.

Felix holte ein Buch aus dem Secretaire und gab es dem Agenten. Dieser durchblätterte es scheinbar ruhig und bat um die Erlaubniß es einige Tage behalten zu dürfen. Felix willigte ein. Falk entfernte sich. Als er sein Zimmer betrat, schloß er erregt die Gattin an seine Brust.

— Friederike, murmelte er zitternd, ich habe den Beweis in Händen, daß Petri ein Schurke ist.

Die bleiche Frau brach in Freudenthränen aus.

— Georg, rief sie, kannst Du Deine Ehre wiederherstellen?

— Und Du, arme Dulderin, wirst Dein Vermögen zurückerhalten. Es giebt doch eine Vorsehung, eine göttliche Gerechtigkeit, die früher oder später die Verbrechen an das Licht zieht. (Schluß folgt.)

Die unbewußte Leibwache.

Erzählung eines Reisenden, aber eine wahre. Aus Once a week.

(Schluß.)

Der Tag war gar nicht dazu geeignet, um mich zu beleben. Während meines mehrjährigen Aufenthalts auf der andern Seite des atlantischen Meeres habe ich in der That einen eben so finstern Tag nicht wieder erlebt. In den letzten Tagen war das Wetter klar, scharf, frostig mit glänzendem Sonnenschein gewesen. Der Morgen dieses Tages war trübe und finster. Rings um uns her herrschte eine unheimliche Stille und die Atmosphäre schien sich bis zur Finsterniß zu verdichten. Die Gegend, durch welche wir an diesem Tage fuhren — der nordöstliche Theil Pennsylvaniens —, war elend und unbewohnt. Wir fuhren meilenweit über niedrige, unfruchtbare, felsige Hügel, die dünn mit erbärmlichen Eichen und Buchen bedeckt waren, und nur gelegentlich kamen wir durch einen Morast oder über angeschwemmten Boden, wo die Straße, die eine bloße Spur über den höhern Grund war, dann einige hundert Yards lang ein tiefer enger Graben zu sein schien, der durch einen Wald von dunkeln riesenmäßigen Sumpfulmen ausgehauen war. Meilenweit sah man nirgends ein bebautes Feld oder eine menschliche Wohnung.

Kurz nachher hatten wir gegen Mittag an einem elenden Wirthshause die Pferde gewechselt, als Schnee zu fallen begann, wie mein Reisegefährte es am Morgen vorausgesagt hatte, und obwohl in kleinen Flocken, doch so dicht und schnell, daß unsere Straße sehr dadurch litt. Die Güte der Postwagen und Pferde hatte stufenweise abgenommen, je mehr wir uns dieser öden Landschaft näherten und Beide waren jetzt ganz schlecht. Viele Meilen weit arbeiteten wir uns durch das Gebüsch und die öde Gegend mühselig hindurch. So wie der Schnee zu fallen begann, nahm die todähnliche Stille der Luft ein Ende. Eine Brise erhob sich, die sich schnell in einen starken Wind verwandelte und um drei Uhr Nachmittags ein heftiger Sturm geworden war, welcher den dichtfallenden Schnee horizontal nordwestlich trieb, so daß unser Postillon und die Pferde davon beinahe geblendet wurden, und ihn hier und dort so hoch aufhäuften, daß die Straße dadurch ganz versteckt wurde. Der Postillon sagte, es sei klar, daß wir keine Hoffnung hätten, diesen Abend Binghamton zu erreichen. Wir könnten Gott danken, wenn wir bis zum Gasthof bei Great Bend — einem Flecken an einer Schlucht des Susquehanna — kämen. Es fing an dunkel zu werden, und er sagte uns, er könne es nun nicht wagen, bis Great Bend zu fahren. Er schlug uns vor, uns nach einem Wirthshause zu bringen, das seitwärts eine Meile von dem Puncte, wo wir uns eben befanden, liege. Dieser Vorschlag erweckte meine Besorgnisse in einer schrecklichen Art. Ich erinnerte mich, daß dieser Postillon auf diesem Wege der Erste war, der mit meinem Reisegefährten bekannt zu sein schien, und doch hatten sie Beide sich Mühe gegeben, dies vor mir zu verbergen; denn ich hatte gesehen, wie Beide in einer Ecke des Stalles, wo dieser Postillon seine Pferde stehen hatte, mit einander gesprochen hatten. Ich fühlte, daß die Krisis sich jetzt nähere, die mir seit Tagen so viel Furcht gemacht hatte. So schlecht auch die Wege und das Wetter augenscheinlich geworden waren, so schien mir das doch kein hinreichender Grund zu sein, um unsere Straße zu verlassen, wenn ein gutes Gasthaus zum Uebernachten nicht mehr weit entfernt war. Mein Verdacht einer bösen Absicht wurde noch durch den Gedanken bestärkt, daß in eine so öde Gegend schwerlich Reisende zu ihrem Vergnügen kommen konnten, weshalb schwerlich selbst ein Wirthshaus der geringsten Classe sich dort finden werde. Ich machte diesen Einwand und drang sehr ernstlich darauf, daß wir Great Bend zu erreichen suchen müßten. Man antwortete mir hierauf, das Wirthshaus, wohin wir fahren wollten, sei allerdings den größten Theil des Jahres wenig besucht, sei aber zur Zeit des Holzfällens der Zufluchtsort der damit beschäftigten Arbeiter und wir würden dort wenigstens Nahrung und Obdach finden, wogegen wir leicht im Schnee umkommen könnten, wenn wir nach Great Bend zu fahren versuchten. Es war unmöglich zu widersprechen oder zu entfliehen, aber der ganze Plan war nun klar. Der Postillon war ein Mitschuldiger des Schurken, der mich vor vier Tagen in Newburgh zu seinem Opfer ausersehen hatte. Wäre ich aus dem Wagen gesprungen, was zu thun ich mehrmals im Begriff stand, so würde das den

Todesstreich nur beschleunigt haben, oder im glücklichsten Falle wäre ich durch die Wuth der Elemente umgekommen. Ich konnte nichts weiter thun, als im Stillen ein Gebet gen Himmel zu senden und zu beschließen, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

Weit früher als ich erwartet hatte erreichten wir den vorgeschlagenen Ruheplatz. Es war viel mehr eine Farmerswohnung als ein Wirthshaus, aber das äußere Ansehen und die Umgebung waren ganz außerordentlich elend. Es stand am Ufer des Susquehanna, der hier noch nicht breit ist und theilweise gefroren war, während an den Stellen, wo er schneller floß, sich noch kein Eis gebildet hatte. Mit Schrecken dachte ich, daß vielleicht in wenig Stunden mein Leichnam an einer solchen offnen Stelle von den Wellen mit fortgerissen werden möge. Das Haus war insofern ein Wirthshaus, als darin Liqueure und Branntwein verkauft wurden. Gleich nach unserm Eintritt ließ mein Reisegefährte ein Glas mit Rum füllen und drang während unserer gemeinschaftlichen Reise zum ersten Mal in mich, ihn zu trinken. Ich lehnte das Anerbieten ab, das meinen Verdacht nur vergrößerte. In dem Hause war nur die Familie anwesend und die Gesichter derselben waren nicht geeignet, mich zu beruhigen, denn in denselben sprachen sich Laster und Schurkerei ganz deutlich aus. Jüngere Kinder fanden sich nicht unter ihnen. Nach einiger Zeit wurde ein Abendessen aufgetragen, das weit besser ausfiel, als ich es erwartet hatte, und nach demselben bat ich, man möge mir den Platz anweisen, wo ich die Nacht verleben sollte. Es war für ankommende Fremde nur ein einziges Zimmer im Hause, das vier Betten enthielt. Ich überblickte es, wie Jemand ein Grab betrachten würde, in welches er eben lebendig geworfen werden sollte, und doch konnte ich keine Entschuldigung ausfinden, um die Annahme eines Bettes in demselben zu verweigern. Ich dachte, ich könnte meine Furcht vor Ungeziefer geltend machen und um die Erlaubniß bitten, lieber die Nacht durch am Kamin sitzen bleiben zu dürfen; ich hatte aber schon gelernt, daß die Wanze, die ursprünglich in Nordamerika zu Hause und von dort nach Europa verpflanzt worden sein soll, während der schrecklichen Kälte eines amerikanischen Winters ganz machtlos ist, und so sah ich, daß diese Entschuldigung mir nichts nützen könne. Eben so wenig konnte ich einen Grund anführen, um es abzulehnen, wie früher dasselbe Schlafzimmer mit meinem Reisegefährten zu theilen; denn obwohl die Umstände mich ihn als einen Räuber betrachten ließen, so hatte er sich doch gegen mich sehr gütig und stets bereit bewiesen, um mir als einem Fremden nach seiner Art die Honneurs seines Vaterlandes zu machen. Es ist wahr, diese Zeichen von Aufmerksamkeit, die gelegentlichen gezwungenen Scherze und dieses offenbar affectirte Lächeln waren eben so viele Bestätigungen meines Verdachtes; doch was ich auch glauben mochte, beweisen konnte ich nichts. Meine Verlegenheit war nicht zu beschreiben. Ans Schlafen war nicht zu denken. Ich setzte mich ein wenig an den Ofen im Schlafzimmer, in dem man wegen der großen Kälte eingeheizt hatte, und bereitete meinen Geist auf das Schlimmste vor. Ich legte zwei oder drei große Stücken Holz in den Ofen, bedeckte das Feuer mit Asche, damit es bis zum nächsten Morgen fortbrennen sollte und beschloß die ganze Nacht am Ofen sitzen zu bleiben. Mein Reisegefährte und der Postillon traten bald nachher in das Zimmer und warfen sich in zwei Betten, wo sie bald in einen gesunden Schlaf sanken oder sich wenigstens so stellten. Auf den schrecklichen Tag, den ich verlebt hatte, folgte eine noch schrecklichere Nacht. Bei dem leisesten Laute griff ich nach meinem Federmesser und der Feuerzange. Da ich von der Anstrengung und der gestrigen schlaflosen Nacht erschöpft war, so konnte sogar meine schreckliche Furcht mich nicht ganz wachend erhalten. Der Kampf zwischen Schrecken und dem unwiderstehlichen Drange nach Schlaf war furchtbar und machte mich fast wahnsinnig. Zuletzt schlief ich einigemal ein, aber ich glaube wirklich, daß ich manchmal nicht fünfzehn Secunden geschlummert hatte, als ich durch Visionen eines mörderischen Angriffs den Schrecken meiner wirklichen Lage zurückgegeben wurde. Unter den Eingebungen der schmuzigsten Rachsucht könnte ich meinem größten Feinde unmöglich ein größeres Leiden wünschen, als ich in jener Nacht erfuhr. Zuletzt wurde das Zimmer, das bis dahin nur ein wenig von dem Feuer im Ofen erhellt worden war, von dem Monde erleuchtet. Der Schneefall hatte aufgehört, Mond und Sterne glänzten am Himmel und das Zimmer war nun ganz hell. Zuletzt wagte ich, mich in das Bett zu legen, doch nicht mit der Absicht und wie ich glaubte auch außer Stande zu schlafen, aber die Natur machte sehr bald ihre Rechte geltend, und ich sank in den tiefsten Schlaf, den ich je gehabt habe, einen wahren Todesschlaf.

Als ich erwachte, war es heller Tag und die Sonne schien so klar ins Zimmer wie in England an einem schönen Junitage. Mein Reisegefährte stand ganz angekleidet an meinem Bette und hatte mich in der That aufgeweckt. Er sagte mir, der Morgen sei schon weit vorgerückt, doch da er gesehen habe, wie sehr ich der Ruhe bedürfe, so habe er mich nicht wecken mögen, um mit dem Postwagen abzufahren, der schon vor einigen Stunden leer nach Great Bend abgefahren sei. Außerdem, daß er gewünscht habe, ich möge ordentlich ausschlafen, habe er noch einen andern Zweck im Auge gehabt. Ich sei noch nie in einem Schlitten gefahren, und um mich damit bekannt zu machen und zugleich um unsern Weg abzukürzen, da wir mit den Schlitten eine Straße einschlagen könnten, die mit einem Postwagen nicht zu befahren sei, habe er den Schlitten unseres Wirthes gemiethet, der uns mit seinen Pferden nach Binghamton fahren lassen werde. Der Schlitten habe erst in Stand gesetzt werden müssen, werde aber fertig sein, ehe ich mein Frühstück genossen hätte. Obwohl ein gesunder Schlaf meine Nerven gestärkt und die Jugendkraft mir meine kalte Besonnenheit und Entschlossenheit zurückgegeben hatte, so erblickte ich in diesem neuen unerwarteten Vorschlage doch nichts weiter als einen neuen, sehr listigen Plan, den mein Feind ersonnen hatte, um sein scheußliches Vorhaben um so besser ausführen zu können. Unter dem Vorwande der Gefälligkeit sollte ich von dem gewöhnlichen Wege der Reisenden entfernt und auf entlegene Nebenwege gebracht werden, wo ich um so sicherer ausgeplündert oder ermordet werden könnte. Davon war ich so fest überzeugt, daß ich auf dem Puncte stand, einen Umstand zu benutzen, der meines Reisegefährten Aufmerksamkeit auf sich zog und von meiner Seite eine Erklärung zu verlangen schien, um ihm meinen Verdacht und meine Besorgnisse ins Gesicht zu sagen, und ihm Alles, was ich hatte — was, wie gesagt, keine hundert Dollar betrug — anzubieten, und zwar unter der Bedingung, daß er mich von seiner verhaßten Gesellschaft befreien möge.

Der Umstand war folgender. Als ich die Decke meines Bettes zurückwarf, um aufzustehen, sah ich in seinem Gesichte eine große Ueberraschung, deren Ursache mir sogleich einleuchtete. Er bemerkte nämlich, daß ich mich in meinen

Kleidern ins Bett geworfen und die Feuerzange neben mir liegen hatte. Er war darüber erstaunt [illegible] sprach das offen aus, und ich stand auf dem Pun[illegible] einer ganz offnen Erklärung mit ihm zu komme[illegible] die bloße Möglichkeit, daß ich mich über seine [illegible]äu- schen könne, die mir allerdings nicht einleucht[illegible]e, und ein Gefühl der Scham hielt mich ab, dies[illegible] Geständniß zu machen. Ich stammelte etwas von S[illegible]nambulismus und den seltsamen Dingen, welche zuweilen von Menschen während des Schlafes vorgenommen würden, wenn sie übermüdet oder überreizt seien. In der größten Verlegenheit darüber, was ich wohl thun könne, aber ohne daß ich ein Rettungsmittel entdecken konnte, ging ich zum Frühstück und beschloß im Vertrauen auf die Vorsehung meine Reise fortzusetzen. So trat ich meine erste Schlittenfahrt, auf die ich mich vor meiner Abreise von England so sehr gefreut hatte, mit der Besorgniß an, daß diese Fahrt die erste und letzte Schlittenfahrt in meinem Leben sein werde. Während andere Reisende, welche Nordamerika im Winter besucht haben, mit Entzücken von ihrer ersten Schlittenfahrt, dem hellen Tage, dem blauen Himmel, dem glänzenden Schnee, der Aufregung des Kutschers, die von seinem Rosse getheilt wird, das anstatt eines schweren Wagens das kaum bemerkbare Gewicht des Schlittens hinter sich fühlt, der mit so großer Leichtigkeit über den Schnee wegläuft, sprechen, ging dieser ganze Genuß für mich verloren; denn die Furcht vor einem Mordversuch von Seiten meines Reisegefährten gegen mich beschäftigte mich ganz allein und ich hielt fortwährend in meiner Seitentasche das offene Federmesser in der Hand, um damit mein Leben zu vertheidigen. Ich setzte mich viele folgende Winter nie in einen Schlitten, ohne an jene Schlittenfahrt an den Ufern des Susquehanna zu denken.

Unsere Fahrt ging, obgleich der Schnee nur einen Fuß hoch lag, doch ziemlich langsam, etwa drei Meilen in der Stunde, weil unser Pferd erst Bahn brechen mußte. Wir fuhren indessen durch manche Strecke dunkeln Waldes und an offnen Stellen des Susquehanna vorbei, die ganz dazu geeignet gewesen wären, die Spuren eines Verbrechens zu verbergen, und ich war nicht im Stande mir zu erklären, weshalb man den Mordversuch gegen mich noch länger verschob. Als wir zwei Stunden lang gefahren waren, gelangten wir auf einen Weg, auf dem schon Schlitten Bahn gebrochen hatten, und meine Furcht fing an sich zu legen, während die Unruhe meines Reisegefährten mit jeder Viertelstunde höher stieg. Zuletzt erhob er sich und sagte dem Kutscher einige Worte ins Ohr, worauf dieser die gebahnte Straße verließ und in ein Thal einlenkte. Als ich in diesem Augenblick in den Händen meines Reisegefährten ein großes Bowiemesser erblickte, von dem ich bis dahin noch nichts gesehen hatte, hielt ich mich für verloren und wäre gern aus dem Schlitten gesprungen, wenn es möglich gewesen wäre, doch nach wenig Minuten gelangten wir wieder in eine gebahnte Straße, die mit einer Unzahl von Schlitten bedeckt war, womit meine Todesangst verschwand. Unser Schlitten flog gleichsam voran und bald befanden wir uns auf dem Marktplatze von Binghamton, und der Schlitten hielt an der Thür eines Hotels.

„Fremder!“ rief mein Begleiter aus, sich, als er aus dem Schlitten heraussprang, an mich wendend, „kommen Sie mit mir“, und als ich den Schlitten verlassen hatte, mich an dem Arm fassend, zog er mich in das Hotel, die Treppe hinauf und in ein Gastzimmer mit der Aussicht nach dem Marktplatz. So erstaunt ich war, so benahm die Gegenwart anderer Personen mir doch jede Furcht, obschon ich sah, daß er das Bowiemesser noch immer in seiner Hand hielt. Mich vor sich her ins Zimmer schiebend und dann die Thür desselben mit dem Ellbogen verschließend, warf er weit schneller als ich es zu erzählen vermag, zuerst seinen Ueberzieher von grünem Flanell ab, dann seinen Rock, hierauf eine Oberweste, wie er mit dem Bowiemesser auf den vor mir stehenden Tisch warf, indem er zu mir sagte: „Fremder — kein Wort — thun Sie mir den Gefallen dieses Packet, so schnell Sie es vermögen, loszutrennen“, wobei er auf ein acht Zoll langes und fünf Zoll breites Packet wies, das in ein seidenes Taschentuch eingewickelt und auf der innern Seite des hintern Theils der Weste mit hundert Stichen befestigt war. Während er das sagte, zog er eine zweite Weste aus und begann mit einem kleinern Messer an beiden Seiten zwei ähnliche, aber kleinere Packete loszutrennen. Das Ganze war das Werk weniger Minuten. Dann zog er seinen grünen Flanellüberzieher an, ohne sich um die übrigen Kleidungsstücke zu bekümmern, ergriff die drei Packete, flog aus dem Zimmer, die Treppe hinab. Voller Verwunderung, das Bowiemesser noch immer in der Hand, trat ich ans Fenster gerade in dem Augenblick als mein Reisegefährte in die Thür eines dem Hotel gegenüberliegenden Gebäudes eintrat, über der sich die Inschrift fand: „Chenango County Bank“, als eben der Zeiger einer Uhr, die sich über dem Eingange befand, auf vier Uhr zeigte. Was konnte das bedeuten? Wollte er die Frucht früherer Schurkereien dort niederlegen? Es schien mir wahrscheinlich, doch in jedem Falle konnte ich mich darüber freuen, daß mein Geld nicht dabei war. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück mit einer glatten Stirn und fröhlichen Augen und ergoß sich in Ausdrücken der Dankbarkeit gegen die Vorsehung und mich, obschon ich nicht einsah, inwiefern ich für meine Person seinen Dank verdient hatte.

„Fremder“, rief er zuletzt aus, „ich vermuthe, Sie wurden ganz irre an mir, ich vermuthe, Sie dachten nicht, daß in diesen drei Packeten 16,000 Dollar in Hundertdollarnoten enthalten waren.“

Ich hatte das sicher nicht vermuthet und es ging mir endlich ein Licht über die Sachlage auf. Mit einem Lächeln, das mürrisch genug ausfiel, bemerkte ich ihm, ich sei darüber verwundert, daß er einem Fremden, wie ich es ihm sei, ein Bowiemesser zu der Zeit, wo er so viel Geld sehen ließ, in die Hand gegeben habe.

„Wie“, sagte ich, „wenn ich mich des Packets, das ich für Sie lostrennen mußte, bemächtigt und das Bowiemesser, anstatt es Ihren Händen zu übergeben, in Ihr Herz gestoßen hätte?“

„Davor hatte ich keine Furcht“, entgegnete er. „Von dem Augenblick, wo ich Sie in Newburgh sah, erkannte ich in Ihrem Gesichte, daß Sie ein rechtschaffner Mann sind.“

„O, hätte ich das doch auch in Ihren Gesichtszügen lesen können“, rief ich aus, „so wären mir viele angstvolle Stunden erspart worden.“

Es kam nun zwischen uns zur Erklärung. Er ließ einige Erfrischungen auftragen und erzählte mir dann seine Geschichte, die kürzlich folgende war.

Sein Name, den ich jetzt zum ersten Mal hörte, war Peter Richards. Er hatte als erwachsener junger Mann in einer benachbarten Grafschaft einen Handel begonnen, der ihn zu einem wohlhabenden Manne gemacht hatte. Indem er, wie viele Amerikaner in Landstädten, ein halbes Dutzend verschiedene Geschäfte — Krämer,

Gerber, Farmer, Mahl- und Sägemüller — mit einander vereinigt hatte, hatte er vor ein paar Jahren gemeinschaftlich mit einem Freunde von der Regierung von Pennsylvanien das Recht des Holzfällens auf einer großen Strecke Landes im nördlichen Theile des Staates gekauft. Sein Compagnon führte die unmittelbare Aufsicht über die Holzfäller und befand sich zu diesem Zwecke an Ort und Stelle. Die Heimath meines Reisegefährten war im Staate Newyork, in den wir diesen Morgen wieder [illegible]getreten waren und nicht zwanzig Meilen von Binghamton, wo wir uns befanden, entfernt. Es war seine Gewohnheit, jährlich viermal den District, wo das Holz gefällt wurde, zu besuchen und die Bezahlung für die zahlreichen Arbeiter, die sie beschäftigten, für das verflossene Vierteljahr selbst dorthin zu bringen. Sobald seine Geschäfte bei den Holzfällern abgemacht waren, reiste er in die Seestädte, in welche das Holz hinabgeflößt wurde, und wenn er dort die Zahlungen von den Käufern desselben erhoben hatte, kehrte er in den westlichen Theil des Staates Newyork mit einer hinreichenden Summe, um die Zahlungen für das neue Vierteljahr an die Holzfäller leisten zu können, zurück, die er dann in die Bank niederlegte, in die ich ihn heute hatte eintreten sehen. Nachdem er sich dann einige Wochen erholt hatte, begab er sich von neuem auf seine vierteljährliche Reise. Er fügte hinzu, an dem Nachmittage, an dem wir uns in Newburgh getroffen, habe er einen geheimnißvollen Wink erhalten, man wisse, daß er eine große Summe Geldes bei sich führe, werde ihm auf seinem Wege in einem Hinterhalte auflauern und vielleicht ermorden. Da er von Natur ein furchtloser Mann war, so beschloß er, seine Reise trotzdem fortzusetzen, und als er mich sah, fiel ihm der Gedanke ein, mich unterwegs zu seinem Reisegefährten zu machen, damit ich ihm als Wache gegen einen nächtlichen Ueberfall diene, denn er war ein sehr gesunder Schläfer, und im Fall eines Angriffs ihm helfe. Das erklärte seinen Entschluß, mich immer des Nachts bei sich zu haben. In Betreff seiner Unterredung mit dem Postillon, der uns nach Great Bend fahren sollte, in dem Stalle, theilte er mir mit, er habe in demselben den Sohn eines Nachbars erkannt, der als ein wilder Bursche seinen Aeltern entlaufen sei. Er habe die Gelegenheit benutzt, ihm einige Nachrichten von seiner Familie mitzutheilen und ihm gute Rathschläge zu geben. Es wäre ihm sehr erwünscht gewesen, daß der Schneesturm ihm eine Entschuldigung geboten habe, um nicht Great Bend berühren zu müssen, in dessen Nähe er am ersten einen Angriff zu besorgen gehabt hätte, und daß der Schnee es ihm möglich gemacht habe, vermittelst eines Schlittens schneller nach Binghamton zu gelangen, als es mit der Postkutsche auf der gewöhnlichen Straße möglich gewesen sei. Das sei für ihn von der größten Wichtigkeit gewesen, denn es sei ihm am Morgen eingefallen, daß an diesem Tage bei der Bank ein Wechsel fällig wurde, zu dessen Einlösung ein Theil dieser 16,000 Dollar bestimmt gewesen sei. In seinem ganzen Leben sei der Fall nicht vorgekommen, daß einer seiner Wechsel am bestimmten Tage nicht honorirt worden sei. Seine Frage, ob ich Waffen bei mir führe und mich aufs Boxen verstehe, wurde blos gestellt, um zu erfahren, in wie weit er auf meine Unterstützung rechnen könne. Daß er in dem Schlitten das Bowiemesser herauszog, das mich so [illegible]r erschreckte, hatte seinen Grund darin, daß er entschlo[illegible] die Banknotenpackete noch unterwegs von seiner[illegible]loszutrennen, wenn er die Stadt nicht vor [illegible]reichen könne.

[illegible]lles erklärt. Der Mann, den ich so sehr ge[illegible]hatte, war so furchtsam wie ich und hatte sein [illegible]n in Betreff der Beschützung seines Lebens auf [illegible] gesetzt, während ich glaubte, er dürfte nach dem meinigen! Ich athmete nunmehr freier, als ich es in den letzten drei Tagen gethan hatte.

In der Zeit war die Postkutsche, der wir durch unsere Schlittenfahrt auf Nebenwegen vorgeeilt waren, von Great Bend angekommen, und ich mußte in derselben meine Reise fortsetzen. Der Weg nach der Heimath meines Reisegefährten lag in der entgegengesetzten Richtung. Er drückte sein großes Bedauern über die Angst aus, die er mir verursacht habe und drang in mich, ihn in seinen Wohnort zu begleiten und auf einige Tage sein Gast zu sein, was meine Verpflichtungen mir nicht anzunehmen gestatteten. Und um die Wahrheit zu sagen, obschon ich ganz natürlich meine Meinung über den Mann gänzlich geändert und ehe wir uns trennten, gesehen hatte, daß er in Binghamton sehr bekannt und geachtet war, so konnte ich doch nicht so plötzlich die Gefühle ändern, mit denen ich ihn seit drei Tagen und eben so viel Nächten betrachtet hatte, und war daher erfreut, als ich mich von ihm trennte. Als ich ihm zum Abschiede die Hand reichte, ergriff mich entweder ein Schauder der Furcht oder ich zitterte vor Freude; doch noch Monate lang hatte ich in meinen Träumen oft die Vision seiner schlanken Figur und seines geheimnißvollen Gesichts, seines grünen Flanellüberziehers und seines Bowiemessers. Wenn Peter Richards noch am Leben ist — und ist das der Fall, so kann er die Sechzig noch nicht lange überschritten haben —, so mag diese Erzählung ihm leicht zu Gesicht kommen und sollte er denken, daß dies oder jenes mit zu lebhaften Farben gemalt worden sei, so wird er doch eingestehen, daß das für das Elend, das ich erduldete, während ich ihm unbewußt durch die wilden Gegenden am Susquehanna als Leibwache diente, eine leichte Rache ist.

Briefkasten.

Herrn X... in Grimma.

Die einsame Rose.

„Es blühete eine Rose
Verlassen und nicht geseh'n,
Sie war umwachsen mit Moose,
Was ihr that herrlich steh'n."

Dergleichen für ein Gedicht zu halten, und unfrankirt einer Redaction zur Aufnahme zu übersenden — wissen Sie selbst einen Ausdruck dafür, den wir gebrauchen könnten, ohne Ihnen zu nahe zu treten??

Herrn Wilhelm Schröter hier. Sie haben ein ganz unverkennbares dichterisches Talent, auch die Form der uns eingesandten Gedichte empfiehlt sich durch Lebhaftigkeit und Glätte. Wenn wir dessenungeachtet noch nichts davon abdrucken, so geschieht dies lediglich aus dem Grunde, weil wir Ihnen noch öfters zu begegnen hoffen, und Sie in spätern Einsendungen Unebenheiten des Gedankens und des Ausdruckes, wie sie sich diesmal noch vorfinden, sicher ganz vermeiden werden.

Herrn Friedrich Ahrens in Hildesheim. Wort für Wort paßt obiger Bescheid auf Sie, und mögen Sie uns daher im Interesse des Setzers die Wiederholung freundlichst erlassen.

Fräulein M. B. hier. „Sieh', das Gute liegt so nah!" Die von Ihnen so gefeierte Dichterin Louise Otto weilt ganz in Ihrer Nähe: in Reudnitz. Sie ist die Gattin von Adolf Peters (Elfried von Taura), dessen gediegene und wahrhaft volksthümliche Erzählungen Ihnen sicher nicht unbekannt sein werden.

Fräulein Caroline L.... in Würzburg. Wie man sich doch manchmal begegnet. Schon in den nächsten Nummern bringen wir Einiges von Wilhelm Osterwald, dessen reizende Lieder Ihr Lieblings-Componist Robert Franz mit Vorliebe zu seinen Texten gewählt hat. Osterwalds Gedichte erschienen zu einer ungünstigen Zeit, im Jahre 1848, und deswegen sind sie weniger bekannt als sie es zu sein verdienten.

Mit nächster Nummer beginnt ein neues Quartal und wird daher um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements gebeten.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 14. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände

7. April.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Zwei Lieder

von Wilhelm Osterwald.

1. Zwei Blumen.

Nun gehn die Andern alle
Dahin im bunten Kranz,
Wo schon mit lautem Schalle
Die Geige ruft zum Tanz;
Ich bleib' am stillen Fensterlein
Alleine,
Und können All' in Freuden sein,
Senk' ich mein Haupt und weine.

Zwei Blumen sind alleine
Noch was ich Liebes hab',
Ein Rosenstock die eine
Auf meiner Mutter Grab,
Die andr' ein Myrthenzweigelein:
Beim Scheiden
Gab mir's zum Trost der Liebste mein,
Zum Trost in langen Leiden.

Ach! kehrt er nimmer wieder
Und denket nicht mehr mein,
Neben der Mutter nieder
Legt mich ins Grab hinein;
Und die mein süßes Lieb mir gab
Beim Gehen:
Die Myrthe soll mir auf dem Grab
In Trost und Blüthen stehen.

---

2. Wenn ich's nur wüßte.

Vor meinem Fenster regt
Die alte Linde
Das dunkle Haupt, bewegt
Vom Morgenwinde.

O Linde, treuer Baum,
Was soll Dein Schütteln?
Willst Du aus süßem Traum
Mein Herze rütteln?

Ach hin — ja hin und her!
Wenn ich's nur wüßte,
Ob er so immer wär',
Als da er mich küßte?

Der Stiefsohn.

Novelle von August Schrader.

(Schluß.)

8.

Sophiens Absicht, Felix der Schwester zuzuführen, ward durch einen Zwischenfall vereitelt. Fall gebot nämlich am nächsten Morgen, daß Alles vermieden werden solle, was die Beziehungen seiner Familie zu Herrn Ehrenberg verrathen könne; er forderte streng Discretion und ein reservirtes Verhalten. Dies sei nöthig, fügte er hinzu, um das eingeleitete Verfahren einem gedeihlichen Ende zuzuführen. Seine Forderung war das Resultat des Nachdenkens während der Nacht, die der aufgeregte Agent schlaflos verbracht hatte. Sophie fügte sich um so lieber, als sie wußte, daß Felix mit ihrem Vater eine

vertrauliche Unterredung gehabt. Falk befand sich in einer fieberhaften Aufregung, als er das Haus verließ, das er im Laufe des Tages nur auf eine Stunde wieder betrat, um das Mittagsessen mit seiner Familie einzunehmen. Spät Abends erst sah man ihn wieder.

Die Zeit verfloß. Sophie, die täglich ihren Felix flüchtig sprach, war ausschließlich für Auguste beschäftigt, die ihrerseits oft den [illegible] im [illegible] traf. Falk beförderte den Umgang [illegible] Letzteren nach Kräften. Wir werden bald die [illegible] kennen lernen, die ihn dazu veranlaßten.

An dem Tage, der dem Ballabende voranging, war Sophie schon früh in dem Hotel. Zwischen ihr und Auguste hatte sich ein inniges Freundschaftsverhältniß gebildet. Beide Mädchen standen fast in einem Alter und auf einer Bildungsstufe — und beide liebten. Auguste schätzte die Freundin um so höher, da sie wußte, was jene für den Stiefbruder gethan.

— Warum führen Sie mir Felix nicht zu? fragte sie.

— Mein Vater selbst wird die Annäherung bewirken; greifen wir ihm nicht vor, antwortete Sophie.

Um fünf Uhr begann Auguste ihre Toilette. Sophiens geschickte Hände waren dabei behilflich. Die Zusammenstellung der einzelnen Toilettenstücke war ein kleines Meisterstück. Gegen sieben Uhr war das große Werk vollendet — Auguste glich einem Engel.

— Könnten Sie mich doch begleiten, meine liebe Freundin! sagte sie mit einem schmerzlichen Lächeln.

— Wie würde ich mich ausnehmen auf dem Balle des Präsidenten, die Tochter eines abgesetzten Advocaten! Sie werden sich gewiß amüsiren, denn Herr Engels ist ja ebenfalls geladen.

— Freilich, da mein Bruder ausgeschlossen ist. Der arme Mensch! Nur Geduld, liebe Sophie, die Zeiten und die Verhältnisse ändern sich rasch, und Sie werden an der Seite Ihres Felix auch Bälle besuchen. Ich ruhe und raste nicht, bis eine vollständige Ausgleichung zu Stande gekommen ist.

— Nun zeigen Sie sich Ihrem Herrn Vater.

Sophie führte die Freundin in das Zimmer. Statt Herrn Ehrenbergs fand man Falk vor, der ruhig wartete. Er grüßte und betrachtete die reizende Balldame mit sichtlicher Freude.

— Wo ist mein Vater? fragte Auguste.

— Ich fand das Zimmer leer, als ich kam. Doch es ist gut, mein liebes Fräulein, daß ich Sie allein treffe, denn ich habe Ihnen eine Entdeckung von großer Wichtigkeit zu machen.

— Nun?

— Karl Engels täuscht Sie — er ist der Sohn des Fabrikanten Beaumont, der Ihren armen Bruder verfolgt.

— Vater, Vater! rief Sophie.

Auguste hielt sich zitternd an der Lehne eines Stuhls.

— Herr Falk, flüsterte sie, ist Ihr Bericht auch genau?

— Ich verbürge die Wahrheit mit meinem Kopfe. Errathen Sie nun, warum man den armen Felix verdächtigt? Der Fabrikant sorgt für seine künftige Schwiegertochter — sie soll dem Sohne, der viel Geld braucht, das ganze Vermögen zubringen. Ich glaube Ihnen diese Eröffnung schuldig zu sein; nun richten Sie sich danach. Sie sehen, daß ich Ihre Interessen nach allen Richtungen hin wahrnehme. Halten Sie es für nöthig, so unterrichten Sie auch Ihren Vater von dieser saubern Entdeckung. Ich ziehe mich zurück — viel Vergnügen, mein liebes Fräulein!

Falk warf noch einen stechenden Blick auf die zitternde Auguste, dann verschwand er aus dem Zimmer. Sophie suchte nach Kräften zu trösten und meinte, der Vater könne sich getäuscht haben.

— Das wäre ein harter Schlag! flüsterte die Balldame, indem sie ihre zarten Hände auf den Busen preßte. Diese Nachricht macht mir so Manches klar. Ich habe bis jetzt die Dinge, die vorgegangen, nicht begreifen können.

— Verschaffen Sie sich Gewißheit! bat Sophie.

— Darum werde ich den Ball besuchen. Andernfalls würde ich mit Ihnen den Abend in meinem Zimmer verbringen.

Die arme Auguste besaß Kraft genug, scheinbar ihre Fassung zu bewahren; sie sehnte sich nach dem Momente, der ihr gestattete, dem Manne, von dessen uneigennütziger Liebe sie sich bisher überzeugt gehalten, in das Auge zu schauen. Er mußte ein großer Intriguant, ein vollendeter Roué sein, wenn seine zärtlichen Blicke und seine Liebesschwüre Heuchelei gewesen. Sie dachte mit Entsetzen an die Macht des Geldes. — Herr Ehrenberg erschien; er war bereits zur Abfahrt gerüstet.

— Ah, rief er erstaunt, wie schön Du bist, mein Kind! Deine geschmackvolle Toilette wird Aufsehen erregen. Und dies danken wir Mademoiselle Falk.

Der Alte ward nicht müde, seine reizende Tochter zu betrachten, auf die er stolz war.

— Auguste, flüsterte er ihr zu, ich wollte, der junge Beaumont könnte Dich in dem Ballsaale sehen.

— Wer weiß! antwortete Auguste seufzend.

— Das wäre wohl ein Ding der Unmöglichkeit! Karl Beaumont befindet sich in einer englischen Fabrik jenseit des Canals — er bildet sich nach großen englischen Mustern, um nächsten Herbst das ausgedehnte Geschäft seines Vaters zu übernehmen.

— Weißt Du das genau, Vater?

— So eben erhielt ich einen Brief, der mir aus Lüttich nachgesendet ist — Beaumont schreibt mir, daß er große Freude an seinem Sohne erlebe, denn es seien ihm die günstigsten Zeugnisse zugegangen.

Dies war der sicherste Beweis, daß man auch den gutmüthigen Alten zu täuschen bemüht sei.

Sophie hüllte ihre zitternde Freundin in einen kostbaren Pelzmantel. Papa Ehrenberg, stolz wie ein König, nahm den Arm seiner Tochter und führte sie zu dem Wagen, der an der Thür des Hotels wartete. Sophie hüllte sich in ihren Shawl, verschloß das Zimmer, übergab dem Portier den Schlüssel und eilte ihrer Wohnung zu, wo ihrer ein zärtliches Stelldichein mit dem Geliebten harrte.

Wir betreten mit dem Rentier den Saal des Präsidenten, der heute sein jährliches Winterfest gab. Die glänzende Gesellschaft bestand aus den Notabilitäten der Juristen, der Aerzte, und einigen hohen Verwaltungsbeamten und Officieren. Auch Herr von Haineck, der Nimrod jener Gegend, war mit seiner Gattin geladen. Karl Engels hatte durch Vermittelung des Doctors Petri eine Einladung erhalten. Der Rentier Ehrenberg war ein Schulfreund des Präsidenten, Beide hatten das Gymnasium ihrer Vaterstadt besucht und später eine Correspondenz unterhalten. Wir fügen hinzu, daß Ehrenberg dem angehenden Juristen einen großen Dienst erwiesen — er hatte ihm ein Capital zur Vollendung der Studien

geliehen. Aus dem armen Referendar war der Präsident, und aus dem schlichten Fabrikanten der Rentier geworden. Ehrenberg hatte um so lieber dem Drängen seiner Tochter, die Reise zu unternehmen, nachgegeben, als sich ihm darin eine Gelegenheit bot, den Jugendfreund als Präsidenten zu begrüßen. Dazu, in dem Hause des Freundes zu wohnen, war er nicht zu bewegen gewesen; er liebte die Freiheit und wollte nicht lästig fallen. Die Einladung zum Balle hatte er seiner Tochter wegen angenommen. Die Präsidentin, eine Dame von zweiunddreißig Jahren, schön, geistreich und kokett, beherrschte ihren bejahrten Mann, und der glänzende Ball, den man in jedem Winter gab, war ihr Werk. Auguste, die sich von der Präsidentin nicht angezogen fühlte, hatte der stolzen Dame nur zwei Höflichkeitsbesuche gemacht; sie würde auch wohl den Ball nicht besucht haben, wenn Karl Engels ihr nicht gesagt hätte, daß er dazu geladen sei. Die Liebenden benutzten die Gelegenheit, sich zu sehen und zu tanzen.

— Willkommen, Anselm! rief der Präsident, ein großer stattlicher Mann mit bereits ergrautem Haar.

Er umarmte den kleinen dicken Herrn und stellte ihn den Anwesenden als seinen Jugendfreund vor. Auguste ward von der Präsidentin empfangen, die würdevoll und gemessen die Honneurs machte. Petri und Gattin erschienen später.

Nach der Polonaise erschien Karl Engels. Er suchte Auguste auf und engagirte sie zum nächsten Walzer. Die Nähe einiger Damen gestattete ihr nicht, ein Wort an den Tänzer zu richten, der heiter und sorglos und mit der Miene der Zuversicht sich in der Gesellschaft bewegte. Auguste zitterte vor Erregung; sie, die den jungen Mann liebte, konnte es nicht glauben, daß er eine Rolle in der tückischen Intrigue übernommen habe. Sie fühlte aber auch die Pein schon, die sie empfinden würde, wenn sich die Wahrheit dessen bestätigen sollte, was Falk ihr mitgetheilt.

Der Walzer begann. Karl holte seine Tänzerin, deren Schönheit und natürliche Grazie allgemeines Aufsehen erregten.

— Sie zittern, sagte er nach der ersten Tour. Was ist Ihnen, mein Fräulein?

— Führen Sie mich in ein Nebenzimmer, es ist zu heiß in dem Saale!

Der besorgte Elegant kam der Aufforderung nach. Das Nebenzimmer, das er gewählt, war zufällig leer, die Tanzlust animirte noch alle Gäste. Karl führte seine Dame zu einem Sessel.

— Ich danke Ihnen, Herr Beaumont! sagte sie mit einem stechenden Blicke und den Namen betonend.

Karl zuckte leise zusammen, aber er verlor seine Fassung nicht. Auguste bemerkte, daß ein flüchtiges Roth seine Wangen färbte. Dies Zeichen der Schuld wälzte eine Centnerlast auf ihr Herz.

— Was wollen Sie sagen? fragte er, um die peinliche Pause zu unterbrechen.

In Augustens Augen erschienen Thränen.

— Mein Herr, sagte sie mit zitternder Stimme, wollen Sie immer noch die Maske tragen, die Sie, mich zu täuschen, vorgelegt haben?

Er ließ sich neben ihr nieder und ergriff sanft ihre Hand.

— Auguste, heute wollte ich mich Ihnen entdecken!

— Nachdem Sie meinen armen Bruder verdächtigt und mich zu einem Geständnisse verleitet, das ich Herrn Beaumont nie würde abgelegt haben! Und nun wähnen Sie, am Ziele zu stehen...

— Nein, nein, Auguste; ich erachte mein Ziel nur dann als erreicht, wenn kein Geheimniß mehr eine Schranke zwischen uns zieht. Bin ich doch selbst nur ein Werkzeug in einer gewissen Hand gewesen.

— Sie sind also wirklich Karl Beaumont? fragte Auguste.

— Ich bin es! Hören Sie mich an, ehe Sie mich verurtheilen, fügte er rasch hinzu, als er bemerkte, daß die reizende Balldame ihm die Hand entziehen wollte. Erst am Abend unserer Ankunft hier erfuhr ich Ihren Namen. Auguste, ich habe Sie geliebt, ehe ich wußte, wer Sie waren. Unser Begegnen in Brüssel hat über mein ganzes Leben entschieden. Ich kannte den Plan meines Vaters, wonach er mich mit der Tochter seines Geschäftsfreundes verbinden wollte — ich hatte mir vorgenommen, ein ungehorsamer Sohn zu sein, weil ich Sie in Brüssel gesehen und weil ich die Hoffnung nicht aufgegeben, Sie wiederzufinden. Der Zufall ließ diese Hoffnung in Erfüllung gehen...

— Warum verleugneten Sie Ihren Namen? Warum haben Sie heimlich die Reise nach dieser Stadt unternommen? Oder weiß Ihr Vater...

Der junge Mann gerieth in Verwirrung.

— Fragen Sie nicht weiter! bat er zitternd. Auguste, wenn Sie mich lieben, wie ich hoffen darf, so sagen Sie mir, was ich zur Ehrenrettung Ihres Bruders thun soll. Aber verzeihen Sie auch meinem Vater, er ist durch einen verschlagenen Advocaten zu dem verleitet, was er gethan hat und noch zu thun beabsichtigt. Ich kann den Vater verlieren; aber entziehen Sie mir Ihre Achtung, Ihre Liebe, so geben Sie mir den Tod.

Auguste müßte weniger geliebt haben als sie liebte, wenn sie diesen Versicherungen nicht Glauben geschenkt hätte.

— Man kommt! flüsterte sie. Führen Sie mich in den Saal zurück.

— Und Ihr Urtheil?

— Werden Sie hören, wenn Sie mir den Bruder zuführen und meinem Vater eine offene Erklärung abgeben.

Beaumont versprach es und führte seine Dame in den Saal zurück. Die Absicht Falks, der die Familie Beaumont haßte, war zwar vereitelt, aber er hatte dennoch der ganzen Intrigue eine Wendung gegeben, die ihm nützlich werden sollte.

Denselben Abend noch stellte sich Karl dem Rentier unter dem Namen Beaumont vor. Anselm Ehrenberg war erfreut über dieses unerwartete Zusammentreffen. Der interessante junge Mann gefiel ihm und daß dieser Augusten im Ballstaate schon kannte, war sein Stolz.

Der Advocat Petri zog den Sohn seines Clienten bei Seite.

— Wie, flüsterte er, Sie haben Ihr Incognito aufgegeben?

— Ich bedarf dessen nicht mehr, denn Ehrenbergs Tochter liebt mich.

— Aber Felix Martens?

— Wird vor der Hand noch nichts erfahren.

— Verhindern Sie eine Zusammenkunft des Vaters mit dem Sohne.

— Ich werde thun, was an mir ist.

Die Ballnacht ging vorüber. Als Auguste sich von dem Geliebten trennte, flüsterte sie ihm zu:

— Bis jetzt bin ich mit Ihnen zufrieden. Besuchen Sie morgen meinen Vater.

Zwei Tage nach dem Balle erschien Falk bei dem Rentier.

— Wie weit sind Sie? fragte Anselm.

— Ich komme, um Ihnen Bericht zu erstatten.

— Nehmen Sie Platz.

— Ihr Stiefsohn, Herr Ehrenberg, sendet Ihnen diesen Brief.

Falk überreichte den Brief, den er in Felix Zimmer gefunden und an sich genommen hatte. Der Leser kennt den Inhalt desselben und kann wohl ermessen, daß die verhängnißvollen Zeilen den Stiefvater tief erschütterten.

— Ist er todt? fragte er stammelnd.

— Nein, mein Herr. Ich habe ihn gerettet.

Falk beschrieb nun die Scene, die in der Wohnung der Witwe stattgefunden.

— Das ist hart! murmelte Ehrenberg. Ich bin dem Jungen stets ein guter Vater gewesen.

— Aber Ihr Correspondent hat ihn zur Verzweiflung getrieben, und wenn Sie jetzt nicht energisch auftreten, wenn Sie nicht schleunigst von Ihrem Freunde Beaumont das Vermögen Ihres Stiefsohnes zurückfordern, so wird man ihn darum betrügen. Der Fabrikant steht auf dem Puncte Bankerott zu machen.

Anselm erstarrte zur Bildsäule.

— Mann, stammelte er, Sie sprechen Dinge aus, die eine schwere Verantwortung auf Sie wälzen. Beaumont ist ein unbescholtener Mann und mein Freund.

— Er ist ein Schurke und Ihr ärgster Feind. Seit Sie jene reiche Witwe geheirathet, deren Vermögen er liebte, haßt er Sie. Der Advocat Petri ist sein Helfershelfer.

— Mein Correspondent?

— Derselbe Correspondent hat auch mich ruinirt, der ich ein Grundstück des verstorbenen Martens hier verwaltete. Man hat bewiesen, daß ich zwanzigtausend Thaler unterschlagen habe.

— Wie ist das möglich?

— Hören Sie mich an. Martens besaß ein großes Haus, das an dem Markte liegt. Ich verwaltete das Haus und sandte die Pachtgelder an den Advocaten Beaumont in Lüttich, den Bruder des Fabrikanten, der sich als den Rechtsanwalt der Witwe legitimirt hatte. Daß die Witwe sich wieder verheirathet, erfuhr ich erst lange nach ihrem Tode. Zehn Jahre war ich Administrator gewesen und hatte ehrlich die mir anvertrauten Gelder abgeliefert. Da fordert mich Petri plötzlich auf, Rechnung abzulegen, weil das Haus in den Besitz des Fabrikanten Beaumont übergegangen sei. Man bestritt den Empfang der von mir abgesendeten Gelder und erklärte die Quittungen des Advocaten in Lüttich für falsch. Der Advocat selbst trat als Zeuge gegen mich auf. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man die Betrügerei systematisch betrieben hat. Ich kann Ihnen die Einzelnheiten des gräßlichen Processes nicht mittheilen, der zu seiner Zeit großes Aufsehen erregte. Nur so viel erfahren Sie, daß ich der Fälschung und Unterschlagung überführt und verurtheilt wurde. Jetzt hat die saubere Compagnie ein ähnliches Werk begonnen — man will auf Grund des Testamentes, zu dem der Advocat Beaumont die Mutter des jungen Martens veranlaßt, das Vermögen Ihrer Tochter, und Ihre Tochter dem jungen Beaumont zuspielen, nachdem man bewiesen hat, daß der arme Felix ein Abenteurer, ein lüderlicher Schuldenmacher und Verschwender ist. Nach dem, was jene Burschen eingeleitet haben, kann die Beweisführung nicht schwer werden. Sie selbst sind auf Felix erbittert wegen gewisser falscher Wechsel — man ist noch weiter gegangen, man hat es versucht, den armen Menschen zur Verzweiflung zu treiben. Sie halten den Brief in der Hand, den das Opfer am Rande des Grabes geschrieben hat. Verwarnungen in den Zeitungen, Aufforderungen zu zahlen und wiederholte Wechselhaft auf Grund spitzbübischer Papiere mußten den armen verlassenen Felix endlich dahin bringen, daß er seines Lebens müde wurde. Und Beaumont, der Sohn, bietet zu allen diesen saubern Unternehmungen die Hand, er hat selbst die Bekanntschaft Ihres Stiefsohnes gesucht, um ihn desto sicherer zu verderben und dann Ihre schöne und reizende Tochter zu heirathen. Das ist mein Bericht.

Anselm rieb sich die Stirn, als ob er die Dinge nicht fassen könne. Dann lief er einige Minuten unruhig im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er stehen.

— Beaumont ist hier.

— Schon seit einigen Wochen.

— Und der Vater schrieb mir, daß der Sohn sich in London befinde.

— Um das Incognito desselben zu wahren.

— Aber er hat sich mir vorgestellt.

— Weil er der Entdeckung zuvorkommen wollte und weil er die Ungunst Ihrer Tochter fürchtet, für die er leidenschaftlich schwärmt.

— Was ist zu thun, Falk?

— Sie treten als Zeuge gegen den Advocaten Petri auf, den ich im Namen Ihres Sohnes denuncirt habe.

— Das soll geschehen! rief Anselm energisch. Eine solche Schurkerei muß an das Licht gezogen werden. Mein Gott, ich habe die Menschen nicht für so bösartig gehalten. Was unternehmen sie nicht, um sich in den Besitz des elenden Mammons zu setzen, ohne zu arbeiten!

In diesem Augenblicke trat Auguste mit ihrem Stiefbruder ein. Ehrenberg, der gutmüthige alte Mann, den man seit Jahren so schmählich gemißbraucht, weinte Thränen der Freude und der Rührung an dem Halse seines Stiefsohns.

— Ich verzeihe Dir Alles, rief er aus; nur die Halsstarrigkeit nicht, mit der Du Dich von mir fern hieltest. Eine Verständigung würde rascher zum Ziele geführt und mir manche traurige Stunde erspart haben. Doch, es sei aller Groll vergessen; denken wir an die Erhaltung Deines Vermögens, das ich in der Fabrik Beaumonts angelegt habe.

— Es wird ihm erhalten bleiben, versicherte Auguste.

— Wer bürgt dafür? fragte Ehrenberg.

— Ich! Karl Beaumont ist bereits nach Lüttich gereist, um die Angelegenheit zu ordnen; er kehrt bald zurück und dann wird er gegen den Advocaten auftreten, der vor einigen Jahren den wackern Falk zu Grunde gerichtet hat und jetzt ein neues Meisterstück auszuführen im Begriffe steht.

Im fernern Verlaufe der Unterhaltung erfuhr Falk zu seinem großen Erstaunen die Liebe seiner Tochter zu Martens.

— Das ist eine Entschädigung für meine Trübsale! rief er aus. Die Gerechtigkeit Gottes zeigt sich, sie wird auch meinen Feind bestrafen!

Der Proceß gegen Petri war eingeleitet, der Staatsanwalt hatte sich der Angelegenheit bemächtigt. Als die Gerichtsdiener den Angeklagten verhaften wollten, fanden sie ihn todt in seinem Bette — er hatte Gift genommen.

Petri's Verhältnisse waren völlig zerrüttet; die Kosten des großen Lebens, das er mit seiner koketten Gattin geführt, hatten mehr verschlungen als den Ertrag des redlichen Erwerbs. Unter den mancherlei Gerüchten, die sich verbreiteten, hob man vorzüglich das hervor, daß die Witwe, die nach dem Tode ihres Mannes in ein benachbartes Fürstenthum übersiedelt war, so viel an Kostbarkeiten und Capitalien mit sich genommen habe, daß sie sorglos leben könne. Bei genauer Durchsuchung der Papiere fand sich Manches, das für die Unschuld Falks sprach. Die Gnade des Landesherrn setzte den hart geprüften Mann in seinen vorigen Stand wieder ein. Beaumont, der Advocat in Lüttich, hatte sich auf die Kunde von dem Processe gegen seinen Freund heimlich entfernt; man sagte, er sei nach Brasilien gegangen. Beaumont, der Fabrikant, konnte nicht angefochten werden, da er jedes Einvernehmen mit seinem Bruder in Abrede stellte und Beweise vom Gegentheile nicht vorlagen. Die eintretenden kriegerischen Ereignisse gaben seiner Fabrik so viel Arbeit, daß er den Aufträgen kaum genügen konnte. Ohne Zögern zahlte er das ihm anvertraute Vermögen des jungen Martens an Ehrenberg zurück. Die Liebe besiegte alle Vorurtheile und schlug alle Bedenken nieder — Auguste reichte ihrem Karl nach einem Jahre die Hand. Felix betheiligte sich an einem soliden Handlungshause und führte seine Sophie heim, die von Auguste mit dem Brautkleide geschmückt wurde, das sie einst zur Befreiung des Geliebten verkauft hatte. An Falks Unschuld zweifelte Niemand mehr; er war wieder der geachtete Rechtsanwalt und erfreute sich einer ausgedehnten Praxis. Anselm Ehrenberg, der die Processe haßte wie die Sünde, war zufrieden mit der Lösung der Wirren; er lebte abwechselnd bei seinem Stiefsohne und bei seiner Tochter. Als später der Präsident ihm versicherte, daß Beaumont der Vater wohl nicht so ganz schuldlos sei, antwortete er:

— Soll der Sohn die Sünden seines Vaters büßen? Wäre ich selbst doch fast dahin gebracht, daß ich eine Ungerechtigkeit an meinem Stiefsohne begangen hätte, der ein braver und ehrlicher Mensch ist.

Karl Beaumont ist jetzt der alleinige Besitzer der Fabrik; sein Vater starb auf einer Geschäftsreise nach Italien.

Das beste Bild von Schiller.

Von Schmidt-Weißenfels.

Jedermann wird beim nur oberflächlichen Vergleichen der zahllosen Bilder und Statuetten von Schiller gefunden haben, wie sehr verschieden dieselben die Physiognomie und Gestalt des großen Dichters wiedergeben. Man kann ganz gut zwei, drei der besseren Portraits zusammenhalten und wird außer dem langen Hals und den Locken, die typisch geworden sind, so wenig Aehnlichkeit unter ihnen bemerken, daß man nicht glauben mag, sie seien alle getreu oder alle von Künstlerhänden componirt. Selbst die Nase ist gerade auf den Portraits von Schiller, welche noch zu seinen Lebzeiten verfertigt wurden, ungemein verschieden in der Form und im Charakter; erst die neuere Zeit hat die Schillernase feststehend adoptirt und damit den bekannten idealen Charakterkopf geschaffen, den wir Alle als den getreuen Schillers lieb gewonnen haben. Die übertriebene Idealisirung und die Apotheose Goethe's wie Schillers, welche unserer Generation in der Erziehung zur Pflicht gemacht wurde und die mit Schuld an der Blasirtheit und Naserümpfigkeit trägt, mit der unsere Jüngeren die zeitgenössische Literatur betrachten, erforderte auch Bilder unserer Dichterdioskuren, welche diesen Anschauungen von ihrem Wesen entsprachen, mindestens nicht schroff entgegentraten. Aber das ist eine krankhafte Schwäche, vor der Realität die Augen zu schließen, um nur sein liebes Ideal nicht zu kränken. Schiller bleibt wahrhaftig derselbe Dichter, wenn man sich auch gesteht, daß er in Wirklichkeit nicht so manneschön und poesieverklärt ausgesehen hat, wie er sich gewissermaßen von selber durch seine Dichtungen in die Herzen der Nation gemalt. Das ruhige Auge Unparteiischer und das verschleierte seiner enthusiastischen Verehrer hat Schiller übrigens schon bei Lebzeiten sehr verschieden gesehen, und einige Aeußerungen von Zeitgenossen über die Gestalt Schillers werden daher den Lesern überhaupt von Interesse sein, wie sie denn auch der kleinen Familienerinnerung, welche wir mittheilen wollen, zur nothwendigen Einleitung und Ergänzung dienen.

Ein Brief des Berliner Buchhändlers Sander vom Jahre 1797, der sich in Weimar kurze Zeit aufgehalten, äußert sich in folgender, etwas eingenommener Weise über Schiller: „Ja so! Hätte ich doch bald vergessen, daß ich auch Schiller gesprochen habe und daß wir am Ende der Unterhaltung sogar bis zum Händeschütteln kamen. Aber — Schiller ist nicht mein Mann. Ein sehr gemeines Gesicht und dabei etwas Widriges. Denke Dir sehr eingefallene Backen, eine sehr spitze Nase, fuchsrothes Haar auf dem Kopfe und über den Augen." — Schillers Jugendfreund Petersen erzählte speciell über die Nase Schillers (Morgenblatt, 1809) Folgendes: „Von den Einwirkungen des Gemüths auf die Gesichtszüge ist Schiller eines der merkwürdigsten Beispiele. In den Jahren 1781 und 1782, da er doch schon dreiundzwanzig Jahr alt war, hatte sein Gesicht noch etwas Flaches, Kahles, Unausgezeichnetes. Seine Nase war eingedrückt, und der Ordensstern des Genies, si magna licet componere parvis, funkelte keineswegs aus seinen Augen. Aber wie anders in dem Jahre 1794. Auffallend hatten sich alle seine Züge verschönert. Die eingedrückte Nase hatte sich zur Adlernase erhoben und ausgegossen waren über sein ganzes Gesicht Lieblichkeit und Großheit. Tiefes Sinnen, Seelenadel und Geisteshoheit leuchteten mehr als sprechend aus seinem Antlitz hervor."

Dieses Urtheil aus dem Jahre 1794 ist gegen das Sanders von 1797 so divergirend, wie letzteres wieder mit dem Petersens vom Jahre 1782 harmonirt. Schon daraus geht mit ziemlicher Bestimmtheit hervor, daß Schiller noch im Jahre 1797 keine besondere Schönheit, was die äußere Erscheinung betrifft, sein konnte. Auch entgegnete Professor Schlüter, der Physiognom, auf den Petersen'schen Artikel in Rattmanns „Abenderheiterungen"

Folgendes: „Gern wollen wir das hier von Schiller Gesagte glauben, bis auf den einzigen Punct, daß — wohlgemerkt, nach dem dreiundzwanzigsten Jahre noch — die eingedrückte Nase sich zur Adlernase gestaltet habe. Hoc credat Judaeus Apella! Eben so gut könnte behauptet werden, seine bisher perpendiculäre Stirn habe eine schräge Lage angenommen und sein zurückgehendes Kinn sei ein vorstehendes geworden."

So viel steht nach allen Berichten der Zeitgenossen fest, daß die Erscheinung Schillers an sich nichts Ideales hatte. Die Haltung seines Körpers, seine ungestalten Füße, die man in Tübingen Weinstühlchen nannte, und die sonderbare Bewegung seines Kopfes waren sehr unangenehm. In seiner Kleidung hatte er nicht nur keinen Geschmack, was wohl zu verzeihen gewesen wäre, sondern er handelte so sehr gegen alle Regeln desselben, daß er meist wunderlich angezogen war, besonders wenn er sich putzen wollte. Er konnte dann leicht einen blauen Frack und ein rothes Halstuch, gelbe Beinkleider und dunkle Strümpfe zusammen anziehen, und dies gab seiner ganzen Figur, besonders durch die zusammenstoßenden Kniee und auswärts gebogenen Füße etwas Bizarres. So waren auch seine Verbeugungen gegen alle Fremden. Seine Stimme war im freundschaftlichen Gespräche angenehm und, eine gewisse Heiserkeit ausgenommen, wohlklingend. Aber ihn eines seiner Gedichte declamiren zu hören, war nicht auszuhalten. Wer ihn nicht gekannt und ihn declamiren gehört hätte, würde ihn für einen unverständigen Menschen gehalten haben, der nicht weiß was er liest und das Schönste verdirbt. Es nimmt sich daher wirklich sonderbar aus, wenn man in Bildern und Statuen Schillers den Realismus so weit von sich stieß, daß eine Erscheinung geboten wird, welche nicht mehr den künstlerischen und berechtigten Idealismus, sondern eine totale Phantasie vertritt. Der Künstler muß und soll die prosaue Wirklichkeit der Dinge allerdings verschönen und den künstlerischen Einklang seiner Schöpfung über Alles stellen; aber er muß dabei auch der Wahrheit getreu bleiben und seinen künstlerischen Idealen zu Liebe nicht der Wirklichkeit ins Gesichte schlagen. Vor mehreren Jahren fanden einige Touristen in Rudolstadt ein Aquarell-Portrait Schillers bei den Fräulein Junot, den Stieftöchtern von Caroline von Schiller. Sie geriethen darüber in den stereotypen Touristen- und Entdeckerenthusiasmus, der jeden zufälligen Fund als etwas Ungeheures, Außerordentliches zu preisen gedrungen ist. So schrieb einer dieser Touristen über dies Bild, welches Schiller in seiner ersten Jugend darstellt, „so recht als den kühnen Verfasser der Räuber, als jenen Autor, der auf sein erstes Buch einen aufspringenden Löwen mit den Worten: in tyrannos setzen ließ". — „Es ist ein Heldenkopf von gewaltiger Kühnheit und von stolzer, ungebrochener Willensstärke, wie man ihn an unserem Dichter auf seinen Bildnissen gar nicht gewöhnt ist (das beweist schon genug). Die Bilder von ihm, die alle aus späterer Zeit sind (was auch nicht wahr ist), geben gar keinen Begriff von dem Zauber dieser Mannesschönheit." Das ist geradezu die Sprache des blinden Idealismus, und wenn dies Portrait wirklich solche Empfindungen über seine künstlerischen Eigenschaften hinaus erregt, so kann man, ohne es gesehen zu haben, behaupten, es sei dem wahren Original nicht ähnlich.

Unter den einzelnen vortrefflichen Portraits Schillers hat der Stich des genialen Schwerdtgeburth immer einen vornehmen Rang eingenommen und ist noch heute das verbreitetste und populärste Bild des Dichters. Es stellt Schiller auf einer Bank dar, gen Himmel blickend und ein Buch in der Hand. Der Zeichner desselben ist der Maler Schmidt aus Sömmerda, rühmlichst bekannt durch seine Portraits, namentlich die von der Königin Victoria von England und Prinz Albert. Er hat in dem Bilde von Schiller diesen vornehmlich als Dichter aufgefaßt und dabei die wirkliche Erscheinung des Menschen doch so weit festgehalten, als es der Künstler thun mußte. Es ist deshalb auch unter den Portraits Schillers, was Aehnlichkeit desselben anbetrifft, das beste, und die Geschichte dieses Kunstwerks, an und für sich sehr anziehend, von höherem Interesse.

Der Maler Schmidt, in der Familie nur „Schmettervit" (Vetter Schmidt) genannt, hatte durch den prächtigen Goethestich Schwerdtgeburths die Idee gefaßt, ein Pendant dazu von Schiller zu malen. Ein Verehrer von des Dichters Werken und ein Künstler in echter Bedeutung des Wortes lag ihm weniger daran, die Unzahl der Bilder von Schiller noch um eines à tout prix zu vermehren und eine Speculation damit zu verknüpfen, sondern er wollte ein Werk schaffen, das ihm genüge und der Nation werth und lieb sein sollte. Mit dem Buchhändler Müller in Erfurt, der, wenn ich nicht irre, in den vierziger Jahren starb, wurde der Plan besprochen und Müller, der sonst ein ziemlich unbedeutendes Geschäft hatte, interessirte sich außerordentlich für die Idee und ging den Pact mit dem Maler mit Begeisterung ein.

Vor allen Dingen handelte es sich nun darum, ein möglichst getreues Portrait Schillers zu erhalten, um danach arbeiten zu können. Schmidt wußte sehr gut, daß die meisten der vorhandenen Bildnisse dem Original mehr oder minder unähnlich seien, die wenigen guten und Originalportraits sich aber im Besitz von Familien befanden, welche mit Schiller einst innigen Verkehr unterhielten und sein Bild ungewöhnlich hüteten oder längst — wer weiß wohin? — verschenkt oder verkauft hatten. Während seines Aufenthalts in Weimar fand er endlich im Besitz einer Familie ein Portrait Schillers, welches nach dem Original gezeichnet worden war und in dem er mit Künstlerblick sogleich die Wahrheit der Wiedergabe erkannte; denn es liegt in den Bildnissen echter Künstler jenes unsagbare Etwas, welches die Ueberzeugung von der Treue derselben aufzwingt. Dieses Portrait war sehr klein und nach der Mode der Zeit, in der es angefertigt wurde, farbig. Schiller machte nach demselben einen gleichen Eindruck, von dem Sander gesprochen und den unbefangene Zeitgenossen überall bestätigten. Er war in rother Toga gemalt und mit dem röthlichen Haar, welches er besaß, gab dies eben kein geschmackvolles Ensemble. Aber das Leben sprach so sehr aus dem Kopf, daß über die Aehnlichkeit kein Zweifel walten konnte. Um jedoch auch über diesen Punct die letzten Scrupel zu beseitigen, beschloß Maler Schmidt das Portrait, welches ihm für den Zweck der Copirung gern überlassen wurde, einem der wenigen noch lebenden Zeitgenossen Schillers zur Prüfung vorzulegen.

Er wandte sich an den Geheimen Ober-Medicinalrath von Froriep in Weimar, der mit zu dem berühmten Kreise der weimarischen Dichter gehört hatte. Froriep war der Schwiegersohn Bertuchs, ein ausgezeichneter Gelehrter, Naturforscher und Arzt, befreundet gewesen mit Karl August, Goethe und Schiller. Kaum sah er das ihm von Schmidt vorgelegte Portrait, als er es als das sprechend ähnlichste erklärte, das er je von ihm gesehen,

und mit lebhaftestem Interesse die Nachforschung nach dem Künstler begann, der es gemalt habe. Froriep besaß eine der reichsten und seltensten Portraitsammlungen, mehr als achtzehnhundert. Es war von Jugend auf seine Passion gewesen und noch im Alter legte er dafür ein außerordentliches Interesse an den Tag. In einem kleinen Zimmer seiner Wohnung war diese Sammlung sorgsam und wohlgeordnet in Mappen aufgestellt; kein Freund, der ihn besuchte, kein Reisender, den er nicht in dieses Heiligthum führte und mit erklärlichem Stolz die Schätze zeigte. Auch Maler Schmidt wurde in dieses Museum geführt und der alte Rath machte sich mit Eifer daran, in allen Mappen nachzuschlagen, um zu erfahren, von wem das Portrait sei. Es stellte sich endlich heraus, daß es eine vorzügliche Copie des vom Hessen-Kasselschen Hofmaler Tischbein angefertigten Bildes sein mußte, von dem Froriep einen Kupferstich besaß, und welches später zufällig in dem Laden eines Hamburger Buchhändlers entdeckt wurde, der schwerlich den Werth desselben würdigte. Froriep erzählte seinerseits, um sein Urtheil über die Aehnlichkeit des Portraits zu bekräftigen, von dem Aeußern Schillers und betonte namentlich die ungemein steife Haltung des Körpers. Man habe, meinte er, Schiller auf den meisten Bildern schiefköpfig gemalt, aber eine solche Haltung sei erst in den letzten Jahren bemerkbar geworden, als der Dichter seinen Brustleiden preisgegeben war und sein ganzes Wesen durch den schleichenden Tod in auffallender Weise sich umwandelte. In früherer Zeit habe er durchaus militairische Haltung gehabt; der Karlsschüler ließ sich nicht verleugnen, die Art und Weise seines Wesens sei durchaus die eines Corporals gewesen. Er pflegte immer steifen Schrittes und Körpers durchs Zimmer zu marschiren, die Hände auf dem Rücken und am Ende des Zopfes drehend. Bei der ersten Aufführung des Tell in Weimar stand er in der Loge, als wäre er ein Soldat in Parade. Dies Alles gab das Tischbein'sche Bild, sowie die Copie desselben getreu wieder.

Nun war es dem Künstler freilich angenehm, ein anerkannt getreues Bildniß Schillers zu seiner Arbeit benutzen zu können; aber das Künstlergefühl sträubte sich mächtig gegen die Schöpfung steifer und unschöner Formen. Lange Zeit quälte sich Schmidt mit dem Gedanken, wie Wahrheit und Kunst in diesem Falle innig zu vermählen seien, wie ein getreuer Schiller auch zugleich in berechtigtem Maße idealisirt werden könne, um der Absicht zu entsprechen: ein schönes Bild und der deutschen Nation ein liebes zu sein. Schmidt studirte darüber eifrig; er befragte den Schädel des Todten und die herrliche Dannecker'sche Büste. Endlich fand er die Lösung des Problems: um die Unschönheit der Gestalt zu maskiren, sollte Schiller auf einer Bank in halb liegender Stellung dargestellt werden; um die steife Haltung des Kopfes zu vermeiden, bot der träumerische Blick gen Himmel einen glücklichen Ausweg. So wurde der Wirklichkeit nichts vergeben und doch ein schönes Bild des Lieblingsdichters der deutschen Nation geschaffen.

Schwerdtgeburth lieferte den trefflichen Stich des Portraits, welches auch von der Familie Schillers als das beste und ähnlichste anerkannt wurde. Cotta wollte es, sowie er davon hörte und die große Verbreitung desselben bemerkte, vom Buchhändler Müller in Erfurt kaufen und sehr theuer bezahlen. Aber in Müller steckte so viel Grimm gegen den glücklichen Verkäufer der Schiller-Goethe'schen Werke, daß ers ihm zum Trotz abschlug und auf die bedeutenden Vortheile der Offerte lieber verzichtete.

Sonntags-Plauderei.

Ein origineller Diebstahl. Man darf nicht glauben, daß erst das neunzehnte Jahrhundert das Industrieritterthum ausgebildet hat, es gab im achtzehnten Jahrhunderte, zumal in Frankreich schon eine Menge Chevaliers de la fortune, welche ihr Handwerk ganz gut verstanden. Eine der kecksten Thaten dieser Industrieritter ist aber gewiß der Diebstahl, welcher in den letzten Decembertagen des Jahres 1785 zu Lyon bei den Herren Fingerlin und Scheerer, einer großen Firma, welche mit Seidenwaaren handelte, ausgeführt wurde. Dieser Diebstahl erlangte eine Art europäischer Berühmtheit und die „Leipziger Zeitung“ theilt in ihrem 31. Stück von Montag den 13. Februar 1786 in einer Correspondenz aus Lyon d. d. 1. Februar 1786 Folgendes mit: „Der bei den Herren Fingerlin und Scheerer mit dem Beschlusse des vorigen Jahres begangene Diebstahl ist nicht allein einer der wichtigsten, welcher jemals geschehen ist, sondern mancher Umstände wegen auch einer der merkwürdigsten. Das geraubte Geld betrug an Gewicht an die sechsundzwanzig Centner, daher viele Personen daran Theil haben mußten, und doch hat man bei aller Lebhaftigkeit und allem Scharfsinne unserer Polizei noch nicht auf die geringste Spur kommen können. Ein ganz neuer Umstand vermehrt das Sonderbare. Die Diebe hatten nebst dem baaren Gelde zugleich mehrere Wechselbriefe und Lotterieloose geraubt, und man hoffte, daß die Thäter vielleicht dadurch entdeckt werden würden. Allein unvermuthet kamen diese ehegestern an die Herren Fingerlin und Scheerer zurück, und zwar mit folgendem Brief: „Sowohl Klugheit als Billigkeit befehlen uns, die eingeschlossenen Papiere an Dieselben wieder zurückzusenden... Die Klugheit, weil diese Papiere uns verrathen könnten, wenn wir sie länger behielten; die Billigkeit aber, weil wir nicht gern etwas vernichten wollen, was Ihnen noch nützlich sein kann. Es thut uns von Herzen leid, daß wir zu einem solchen Mittel schreiten mußten, uns zu helfen; allein die Noth hat uns dazu gezwungen, welche kein Gesetz erkennet... Unsere That ist auch nicht ohne Beispiel... Vermittelst der guten Maßregeln unseres Anführers ist uns der Streich völlig geglückt, und wir rathen Ihnen, alle weiteren Nachforschungen einzustellen, und durch unnütze Kosten Ihren Verlust nicht noch zu vermehren. Wir haben es vorhergesehen, daß Sie denen, die etwas davon entdecken können, eine beträchtliche Summe versprechen würden, allein wir versichern Ihnen, daß Sie auf diesem Wege nie etwas erfahren werden. Wir haben die Sache folgender Gestalt angefangen: Den 30. December befand sich einer von uns in Ihrem Comptoir, und da er ein aufgeschlagenes Bett darin sah, so hielt er die Sache noch nicht für thunlich... Allein als wir den 30. December erfuhren, daß der Handlungsbediente nicht in dem Zimmer schlafen würde, so vertheilten wir unsere Leute und öffneten die Kasten... Die Stärksten von uns trugen jeder acht, und die Schwächsten fünf Säcke mit Geld unter den Mänteln, wobei wir freilich ein wenig buckelig aussahen... Zugleich hatten wir Filzschuhe an, damit wir auf dem Eise nicht fallen möchten. In 2¼ Stunde war Alles geschehen und wir trugen unsere Beute zu Jemand, der gewiß nicht das Mindeste davon merkte. Den folgenden Tag war Einer von uns auf Ihrem Comptoir und sah Ihre Bestürzung mit an. Ihr Schicksal kränkt uns; indessen ist es noch ein Glück, daß wir uns an ein Haus, wie das Ihrige ist, gemacht haben, welches den Verlust verschmerzen kann... Jetzt sind wir reich und können uns wieder

unter rechtschaffenen Leuten sehen lassen." Soweit dieser Brief, der, wie die „Leipziger Zeitung" noch bemerkt, den Poststempel von Paris trug. Die Naivetät und der treuherzige Humor gewisser Stellen ist sicherlich höchst originell. K. W.

Ein Pariser Scandal. In der vornehmen Pariser Welt beschäftigt man sich noch viel mit einem kleinen, ziemlich belustigenden Scandal, der sich erst kürzlich dort zugetragen hat.

In dem Salon der Madame de X... waren einige Damen versammelt, als man der Dame des Hauses meldete, ihre Putzmacherin bringe ihr die Robe, von welcher sie noch denselben Abend bei dem Balle ich weiß nicht welches Gesandten Gebrauch machen wolle. Madame X... ist eine der elegantesten Damen in Paris und ihre Putzmacherin, der wir hier den Namen Coralie beilegen wollen, natürlich eine der Gesuchtesten in Paris.

— Lassen Sie Coralie mit Ihrer Robe eintreten, daß wir die letztere bewundern können, riefen die zum Besuch anwesenden Damen, von Neugierde getrieben, einstimmig.

Coralie trat ein; man fand die Robe bewundernswerth und eine der Damen bestellte sich sofort eine ähnliche.

Einige der Damen begannen hierauf Coralie zu bestürmen, in Betreff der Uebertreibung der Toilette eine Reform zu bewirken. Sie verlangten den Rock weniger weit, weniger Volants, weniger Garnituren, sie wünschten mit einem Wort weniger theure, weniger zu Grunde richtende Moden.

— Aber Ihre Sparsamkeit würde mich zu Grunde richten, entgegnete Coralie und sie suchte ihnen zu beweisen, daß ihr Wunsch gar keinen vernünftigen Sinn habe.

Madame de X... ergriff nun das Wort und unterstützte die Reformanträge. Coralie, welche bisher sehr höflich gewesen war, erhob sich mit einem sehr lebhaften Zorn und rief:

— Ich begreife recht gut, daß diesen Damen Reformen wünschenswerth sind, aber Sie haben dazu kein Recht und ich verbiete Ihnen, mit mir weiter darüber zu sprechen.

Mit diesen Worten erhob sie sich und ging erzürnt fort.

Was hatte sie mit den Worten sagen wollen: „Sie haben dazu kein Recht und ich verbiete Ihnen, mit mir weiter darüber zu sprechen?" Darüber wünschten die andern Damen sich Licht zu verschaffen und es gelang ihnen. Madame de X... war die lanceuse — die deutsche Sprache hat für dieses Wort keinen Ausdruck — Coraliens. Die Kleiderkünstler haben ebenfalls lanceurs. Brummel hatte zu seinem Schneider den alten Perkins, der sich die ihm gelieferten Kleidungsstücke nie bezahlen ließ. Als der Schneider Levison seinem Collegen Perkins die Kundschaft Brummels entziehen wollte, überbrachte er ihm einen prachtvollen Rock, in dessen Tasche sich eine Banknote von 200 Pfund Sterling befand.

— Nehmen Sie mich zu Ihrem Schneider, sagte er zu Brummel, und ich werde Ihnen jeden Monat einen neuen Rock mit demselben Besatz der Tasche bringen.

Der Modeherr Brummel verließ Perkins und nahm Levison.

Madame de X... ist der weibliche Brummel Coraliens; die Letztere schenkt der Ersteren alle ihre Toiletten. Ich glaube indessen nicht, daß sie in die Tasche jeder neuen Robe auch noch 5000 Franken steckt.

O Kokettrie! O Liebe zur Toilette! O Eitelkeit! So unwiderstehlich ist die Macht dieser Leidenschaften, daß sogar eine vornehme Dame sich dadurch bestimmen läßt, sich zur employée ihrer Putzmacherin zu erniedrigen! C.

Adam. In der Domkirche zu Halberstadt zeigt man an einer Säule einen Stein, auf den sich vor Alters zur Aschermittwoch ein Mensch setzen mußte, der Adam genannt wurde, weil er unsern ersten Stammvater vorstellen sollte. Er war mit Lumpen bedeckt und hatte sein Haupt verhüllt. Sobald die Messe beendigt war, jagte man ihn zur Kirche hinaus. Von jetzt an mußte er den ganzen Tag über bis Mitternacht barfuß durch alle Gassen laufen und wenn er an einer Kirche vorüber kam, neigte er sich tief zum Zeichen der Verehrung. Wie bereits erwähnt durfte er nicht früher Ruhe suchen als nach Mitternacht, auch durfte er nicht selbst um ein Obdach ansprechen, es mußte ihm angeboten werden. Jetzt konnte er auch essen, was man ihm vorsetzte, nur durfte er kein Wort dabei reden. Dieses Umherlaufen dauerte fort bis zum grünen Donnerstag. Erst jetzt ward ihm erlaubt, die Kirche wieder zu besuchen; hier empfing er die Absolution und zugleich eine Summe Geldes, die in der Zwischenzeit als Almosen für ihn gesammelt worden war. Von da an galt er als von Sünden gereinigt und im Stande der Unschuld wie Adam vor seinem Falle. Die Halberstädter waren dabei der Meinung, daß diese Absolution des Adam der ganzen Stadt und allen Einwohnern zu gute komme.

Ein ähnliches Fest hatten die alten Perser. Es sollte das Abschiednehmen des Winters vorgestellt werden und die Aufführung fand um Tag- und Nachtgleiche statt. Man nannte die Festlichkeit Kausa Nischin oder die Bartlosigkeit eines alten Mannes, der sitzt oder reitet. Es ritt nämlich ein alter unbärtiger einäugiger Mann auf einem Esel. In der einen Hand hielt er einen Beutel, in der andern eine Peitsche und einen Fächer. So durchzog er die Gassen. Vornehm und gering, die königliche Familie so gut wie der Bettler folgten ihm nach und trieben ihre Possen mit ihm. Man bespritzte ihn mit Wasser, mit heißem sowohl wie mit kaltem. „Heiß! heiß!" rief er und fächelte sich. Nicht selten schlug man ihn, auch das mußte er sich gefallen lassen. Dafür stand ihm aber auch jedes Haus, jeder Laden offen. Wo er anhielt, mußte ihm ein Stück Geld gereicht werden; geschah dies nicht, so durfte sich der Alte an seiner Waare vergreifen und der Widerwillige, gleichviel wie vornehm er war, mußte es hinnehmen, daß ihm die Kleider mit einer Mixtur aus Tinte, rother Erde und Wasser, die der Unbärtige in einem Topfe bei sich trug, bespritzt wurden. Selten kam es so weit, Jeder stand an der Thür bereit ihm seinen Tribut zu reichen. Das, was er von der Zeit seines Auszugs bis zur ersten Betstunde erhielt, gehörte dem König oder den Statthaltern; alles Uebrige war sein. Mit Beginn der zweiten Betstunde war seine Rolle zu Ende. So schnell wie möglich mußte er sich flüchten, denn wer ihm nach dieser Zeit noch begegnet sein würde, hatte das Recht, ihn derb abzuprügeln, ohne daß der Alte das Recht gehabt darum zu klagen. D.

Ein schlimmes Amt. Das Amt eines Henkers gehört unstreitig zu denjenigen, die von allen städtischen Bedienstungen am wenigsten beneidenswerth sind. Vor etlichen hundert Jahren aber, als noch der Fluch der Unehrlichkeit auf ihm lastete, war es ungleich undankbarer. Und doch besaß fast jede Stadt von nur einiger Bedeutung ihren Scharfrichter, der für die mannichfachen an ihn gestellten Ansprüche nur geringe Entschädigung erhielt. Herzog Johann Georg der Zweite von Sachsen verwilligte dem Dresdener Nachrichter einen Gehalt von zweihundert Thalern, wofür er dessen Rüden füttern, das gehegte Wild mit Aas versorgen, die Hofschleusen reinigen und den Wolfs- und Fuchszwinger des Jägerhauses von Unrath räumen lassen mußte, ohne einer Unzahl anderer Plackereien zu gedenken. Der Magistrat Dresdens gab ihm nur freie Wohnung, die er auf eigene Kosten in gutem Stande zu erhalten hatte, größere Reparaturen an den Gebäuden ausgenommen. Dafür ward ihm die Reinhaltung der Stadt von todtem Vieh zur Pflicht gemacht und es waren drei Tage der Woche festgesetzt, an denen er sämmtliche Straßen danach begehen lassen mußte. Seine sonstigen Obliegenheiten, sowohl für den Rath als für Privatpersonen, hatten ihre festgesetzte Taxe. So lautet der §. 5 seiner Artikel: „So oft der Scharfrichter Jemanden, der des Raths Gefangener ist, justificirt und richtet, es sei mit Feuer, Wasser, Schwert, Strang oder wie es durch Urtheil und zu Recht sonst erkennet worden, und geschehen mag, soll er von jeder Execution mehr nicht denn fünf Groschen, wie von Alters hergebracht, haben und überkommen." Die meisten Executionen war er gehalten in Person zu vollziehen, nur hatte man ihm auf Ansuchen gestattet, den Staupenschlag und das Henken einem Knechte übertragen zu dürfen. Für die Ausfindigmachung von gefallenem Vieh erhielt er als Lohn von Einheimischen vier Groschen, von einem Fremden indeß einen Thaler; wurde ihm jedoch die Anzeige gemacht, so hatte er nichts zu beanspruchen. Für die „Beschickung" von Selbstmördern innerhalb des Weichbildes hatte er gleichfalls nichts zu fordern, es war ihm nur nachgelassen, zu nehmen, was man ihm „aus gutem Willen verehren" würde. Die Reinhaltung der Gefängnisse und des Kreuzthurms war ihm gleichfalls vom Rath übertragen; für erstere erhielt er nichts, nur für das letztere verwilligte man ihm von jedem Fasse Unrath vier Groschen „zum Lohne". Einer der Paragraphen seiner Artikel untersagte ihm, „fremde Biere und Wein einzulegen, dasselbe zu verzapfen und zu verkaufen, herrenloses Gesinde und Umherstreicher zu herbergen und aufzuhalten, sonderlich die mit öffentlichen Uebelthaten behaftet seien, bei Androhung ernster, unnachlässiger Strafe und Ungelegenheit"; wonach es fast scheint, daß unter seinen Vorgängern sich nicht Alle scheuten, mit dem Scharfrichter zu verkehren, sondern sogar seine Wohnung außer als Freistätte auch als Schenklocal benutzten. D.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 15. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

14. April.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Jetzt und dereinst.

Das müde Haupt in Deinen Schoos,
In Deinen süßen Schoos gebettet,
Träum' ich mich gern von Allem los,
Was mich an diese Welt noch kettet;
Und legt sich Deine kleine Hand
Mir auf das Herz, das heißbewegte,
Ist mir, als ob von Gott gesandt
Ein Engel mich zur Ruhe legte!

Doch wenn ich einst verlassen bin,
Ein müder Wanderer am Wege,
Wo wend' ich dann die Schritte hin,
Daß ich mein Haupt zur Ruhe lege?
O möge, eh' von Allem los
Mein Herz zum letztenmal geschlagen,
Mich dann in Deinen süßen Schoos
Zurück ein schönes Wunder tragen!

A. Neuhaus.

Ein Erbe.

Novelle von **J. E. Mand.**

1. Ueberraschungen.

Der Thé dansant in dem Casino von Friedrichsruh nahte sich seinem Ende, zur großen Befriedigung sämmtlicher Mütter, deren müde Augen und Zungen in der That nach sechsstündiger Anstrengung der Ruhe sehr bedurften. Alle Kritiken der einzelnen Paare des Cotillons, alle Beobachtungen über die mehr oder minder interessanten Beziehungen derselben zu einander waren gemacht und festgestellt, und die Schlußtour mit ihren Orden und Blumen konnte die Scharfsichtigkeit Jener nur bestätigen.

So war es denn unter Anderm eben zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß der Lieutenant von Ruhberg dem Fräulein Alma von Walter einen Heirathsantrag oder doch mindestens eine Liebeserklärung gemacht habe; denn er schien nur Augen für sie zu haben, und hatte im eifrigen Gespräch fast immer die Tanztouren versäumt, ohne daß die junge Dame ihrerseits für gut gefunden ihn daran zu erinnern. Und dazu hatte das Pärchen seinen Platz in der Fensternische so glücklich gewählt, daß kein neidisches Ohr ihnen unbequem werden konnte. — „Gewiß, es war zu auffallend, Liebe! und ich begreife die Mutter nicht!" sagte in tugendsamer Entrüstung die Frau Hofräthin zu der Frau Directorin. „Nun, meine Beste, solche Partie gönne ich ihr", entgegnete diese — glückliche Mutter von drei mündigen Töchtern —, „da kann Fräulein Walter noch in alle Ewigkeit warten, denn für einen Lieutenant reichen ihre paar Thälerchen nicht zu. Der ist sans conséquence!" Unter diesen und ähnlichen Randglossen hatten sich die Honoratioren des Casino's getrennt und waren, je nach Umständen, zu Wagen oder mit eigner Gelegenheit unter das friedliche Dach ihrer Wohnungen zurückgekehrt, wo der ersehnte Schlummer ihrer harrte.

In dem behaglichen Wohnzimmer der verwitweten Präsidentin von Walter brannte noch die trauliche Lampe inmitten des zierlich geordneten Theetisches; das Mädchen ward entlassen und Alma, die ihr rosiges Ballkleid abgeworfen hatte, zog die wärmende Hülle dichter um die schönen Schultern und setzte sich neben die Mutter auf das Sopha. Sie sah ihr bittend, aber auch mit leuchtenden Mienen in das ernste Antlitz und sagte schmeichelnd: „Du bist mir böse, mein Mütterchen?"

„Und kann ich anders, wenn ich Dich liebe? entgegnete mild die treue Freundin. „Hast Du nicht heute Abend ganz und gar meine Warnungen und Bitten, Dich nicht zum Gegenstand scharfer Beobachtungen und Kritik

zu machen, vergessen? Gerade jetzt, wo sich Dir durch den Antrag des Professor Heß eine so gute Partie bietet, ermuthigst Du mehr als je die Huldigung des jungen Ruhberg, die heute in der That zu überschwänglich schien. Wer die Verhältnisse nicht besser kennte, hätte Euch geradezu für ein Brautpaar nehmen können."

Dunkles Roth überzog das liebliche Gesicht der Tochter; sie barg es an der Brust der Mutter, legte ihre weißen Arme um deren Hals und sagte leise: „Und wenn wir es nun doch einmal würden, Mütterchen?"

„Ich will nicht hoffen, daß Du" — — — sagte erschrocken Frau von Walter. „Nein, nein, sei ruhig!" unterbrach sie lächelnd die Tochter, „wir haben uns nichts gelobt. — Aber", rief sie mit innerlichem Jubel, „nun weiß ich doch, daß er mich wirklich liebt, nur mich! — Und ich — ach Mütterchen, ich liebe ihn so! ich kann Dir gar nicht sagen wie!" — Und ein Thränenstrom erleichterte das volle Herz des jungen Mädchens.

Frau von Walter zog den Liebling an sich, küßte ihr zärtlich das braune wellige Haar und die schöne Stirn, und fand nicht den Muth über eine Katastrophe zu zürnen, die sich so allmählig unter ihren eignen Augen vorbereitet hatte. Freilich war ihrerseits den lebhaften Huldigungen des Lieutenant von Ruhberg eben so wenig ernstere Bedeutung beigelegt worden, als im Allgemeinen die, junger aussichtsloser Officiere von Seiten der Mütter zu erfahren pflegen. Auch fühlte sie wohl, daß sie hierin gefehlt habe. „Und was soll daraus werden, mein theures Kind?" fragte sie endlich mild, wenn auch mit bekümmertem Tone, als sich der Sturm, den dieses Bekenntniß in Alma's Brust erregt hatte, gelegt, „der Ruhberg hat noch gar weit bis zum Hauptmann, und eine ewig lange Brautschaft ist mir eine zu entschieden peinliche Situation, um darein zu willigen." „Ei, so kürze sie ab!" sagte, schon wieder lächelnd, die Tochter. „Ein klein wenig Vermögen hat ja wohl Léon — nein, Lieutenant Ruhberg wollt ich sagen, dazu giebt uns mein Mütterchen für ein paar Jahre, was an der nöthigen Summe fehlt, die wir deponiren müssen, und sind wir erst Hauptmann, dann hat es keine Noth mehr! Da geben wir Dir das Geld wieder." — Daß dann meist die Noth eigentlich anfange, fiel ihr freilich nicht bei, dafür war es aber der Mutter völlig klar, daß auch im glücklichsten Falle die Existenz ihres Lieblings immer nur eine sehr beschränkte, schwer mit den Anforderungen ihrer geselligen Stellung in Einklang zu bringende sein werde. Auch das von dem seligen Präsidenten von Walter hinterlassene Capital war kleiner, als Alma zu glauben schien, und zum Theil zur Ausbildung ihrer Brüder bestimmt. Aber trotz Allem fand Frau von Walter in ihrem mütterlichen Herzen nicht den Muth, die schöne, kaum erschlossene Lebensblüthe ihres Kindes mit einem entschiedenen Nein zu knicken. „Geh nun zur Ruhe, liebes Herz", sagte sie, „wir wollen Gott bitten, daß er uns den rechten Weg zeige und Alles zum Besten lenke!" — Innig hielten sich beide Frauen umfaßt und die Mutter blieb, als sie allein war, noch lange sinnend vor dem Bild ihres verstorbenen Gatten stehen, als müsse sie ihm anvertrauen, welche Sorge ihr Herz bedrückte. Sie war zu jedem Opfer bereit, wenn sie damit ihrer Alma wahres Glück zu erringen hoffen durfte.

Die Tochter aber faltete die Hände und sah hinauf zu dem himmlischen Vater; ihre Seele war wieder voll reinen Glückes über die Gewißheit von Léons Liebe und bereit zu jeder Entsagung, die ihr das Leben etwa auferlegen möchte. „O Gott", schloß sie ihr inniges Dankgebet, „keine Mühe soll mir zu groß, keine Prüfnng zu schwer sein, wenn ich sie mit Léon theilen darf! — Dann küßte sie noch einmal die Blumen, die sie vor einer Stunde von ihm erhalten hatte und entschlief mit seinem Namen auf den Lippen.

Baron Léon von Ruhberg hatte den Kreis seiner noch bei Punsch und Cigarren vereinten Kameraden verlassen, um allein mit seinen überströmenden Gefühlen zu sein. Er hatte sein Glück mehr in Alma's Augen gelesen als durch Worte erfahren, aber daß sie sein war, das wußte er nun doch! und er hätte die ganze Welt an sein Herz drücken mögen in seinem ersten Entzücken.

In heftiger Aufregung aber schritt der junge Mann in seinem Zimmer auf und nieder; sein Gesicht war bleich, seine Stirn glich einer Gewitterwolke und die Arme fest über der Brust gekreuzt, blieb auch er endlich am Fenster stehen und sah ebenfalls hinauf. Aber kein Dankgebet erhob sich in den gestirnten Himmel über ihm, nur einen Blick voll Bitterkeit und Schmerz richtete er empor: „Mein Gott! Du kannst nicht wollen, daß ich sie aufgebe", seufzte er, „daß ich eine Liebe aus meinem Herzen reiße, die der gute Engel desselben ist? Nein, Deine ewigen Gesetze stehen höher als jene Menschensatzungen, die einer finstern Zeit angehören! — O, daß es ein Traum wäre, der mich bedrückt!"

Aber es war eben kein Traum, sondern blieb klare, unumstößliche Gewißheit, daß dort vor dem tief heruntergebrannten Licht ein großes Convert mit schwarzem Siegel lag, dessen Inhalt in einzelnen Blättern auf dem Fußboden umher gestreut war. Das erste Blatt, welches Léon jetzt aufnahm und wieder durchlief, war die Todesanzeige eines seiner Vettern, des Grafen von Ruhberg, der im kräftigsten Mannesalter durch einen Sturz vom Pferde sein Ende gefunden hatte. Er hinterließ nur zwei Töchter, und das sehr bedeutende Majoratsvermögen des Hauses ging sammt dem Grafentitel an die Seitenlinie der Barone von Ruhberg über, und zwar zunächst an einen Vetter Léons, der im Großherzogthum Oldenburg ein Gut besaß. Von diesem Letzteren war das zweite Blatt — das eigentlich verhängnißvolle — was Léon abermals mit finstern Blicken durchflog. Von diesem galt so recht eigentlich das Wort des Dichters: „Schmerz und Freude liegt in einer Schale; ihre Mischung ist der Menschheit Loos!" Der Vetter Ruhberg entsagte nämlich der Erbschaft, und gratulirte ihm, dem nunmehrigen Familienhaupte Grafen Léon von Ruhberg zu dieser Würde und einem jährlichen Einkommen von zwanzigtausend Thalern.

„Sieh, mein Junge", schrieb er unter Anderm, „als wir uns zum letzten Male sahen, da lachten wir zu des seligen Grafen Ermahnungen: ja der Bedingungen nicht zu vergessen, unter denen wir einmal seine Nachfolger werden könnten. Sah er doch selbst aus wie die kräftigste Buche auf meinem Gut! Und war ihm auch eben ein Söhnlein gestorben, je nun — es brauchte ja noch lange nicht der letzte Sproß dieses Stammes zu sein, dachten wir, besonders aber ich, als der nächste Erbe. Du warst ja ein funkelneuer Lieutenant und dachtest wohl an nichts weniger als an Hymens Joch, obwohl Du schon damals Dir ein ganz gesetztes „rangirtes" Ansehen gabst, wie der Oberst sagte. — Nun, ich hoffe zu Deinem Heil, daß Du auf diesen Wegen weiter gewandert bist, und namentlich in Deinen Herzensaffairen nie den Cardinalpunct vergessen haben wirst, daß nämlich eine Gräfin

Ruhberg in spe zweiunddreißig Ahnen aufzuweisen haben muß? Ja, so ists, Du glücklichster aller Lieutenants, zu dem nunmehr nur noch Reichsgräfinnen ihre Augen erheben werden! Suche Dir davon die hübscheste und liebenswürdigste aus, und dann bringe sie zu mir, da wollen wir sehen, ob meine kleine Frau sich nicht getrost neben sie stellen darf, wenn schon ihr Adelsbrief noch gar nicht Zeit gehabt hat, gelb zu werden — denn sie hat ihn erst am Hochzeitstage von unserm Gnädigsten bekommen. Ja sieh, mein Bester, das ist eben die Ursache meiner überaus großmüthigen Abtretung des Majorats! Du brauchst Dich also nicht übermäßig dafür zu bedanken. Noch viel weniger aber bedaure mich etwa, das bitte ich mir aus! Denn ganz abgesehen davon, daß meine Sophie ein recht artiges Vermögen besitzt, war mir die Gewißheit mit ihr glücklich zu sein lieber als jede entfernte Speculation auf eine unwahrscheinliche Erbschaft, mit einem nebelhaften Ahnfräulein als sine qua non im Hintergrunde. Kurz, ich bin glücklich, und da mich der Ehrgeiz nie geplagt hat, zufrieden mit einem bescheideneren Loose als das Deine nun ist. — „Ja, bei Gott! er hat Recht. Auch ich will mich nicht verkaufen!“ hatte Léon ausgerufen, als er den Brief zuerst gelesen. Da aber war ihm ein anderes fein beschriebenes Blättchen in die Hände gefallen, dessen Worte seine Seele aus ihrem Gleichgewicht gebracht hatten, so daß sie nun zwischen Pflicht und Liebe schwankte, ohne einen festen Stützpunct finden zu können. Für sich selber sah er überall nur Opfer; wem er sie aber zu bringen habe? Das war eben die Frage.

Seine Mutter, die seit ihrer Witwenzeit in einem Familienstift der Altmark lebte, war eine vortreffliche Dame, die ihre beiden Söhne, Léon und dessen jüngeren Bruder Hans, von Herzen liebte, wenn schon sie dieselben nur selten sah. Ersterer war Lieutenant und Kammerjunker an einem kleinen süddeutschen Hofe, und Letzterer hatte eben in Potsdam die ersten königlich preußischen Garde-Epauletten angelegt. Im Puncte der Ahnen war die Baronin besonders untadelhaft und kein störender Balken, ja nicht einmal ein Splitter durchkreuzte ihren Stammbaum, dessen frische Sprößlinge sie sorgfältig auferzogen hatte, und zwar nicht nur in ritterlichen Manieren, sondern auch in wahrhaft adligem Denken und Handeln. Das beste Mittel freilich zur Pflege eben jenes Stammbaumes wäre dies wohl gewesen, wenn nicht die Hand der Zeit, der neuen Zeit — die sich weniger auf die Kraft der Familie als auf das Individuum stützt, ihrem Bemühen entgegen gewirkt hätte.

Mit tiefer Entrüstung hatte die vor wenig Monden erst geschlossene Mesalliance des Oldenburger Vetters die Baronin erfüllt, und nur die ihrem geliebten Léon dadurch eröffnete Aussicht, einen Schritt näher an möglichem Glanz und Würden zu stehen, hatte sie einigermaßen beruhigt. Nie aber wär ihr der Gedanke gekommen, daß ihr Sohn mehr als eine anständige Inclination, wie sie einem jungen Cavalier zu seiner völligen Ausbildung sogar nothwendig sei, für irgend Jemand nicht völlig ebenbürtiges empfinden könne. Und das eben war Alma von Walter durchaus nicht; denn ihr „Von“ gehörte lediglich dem Verdienstorden ihres Vaters an und war nur durch Gebrauch auf sie übertragen worden. Die Baronin Ruhberg schrieb sich selten mit ihren Söhnen und da Léons Briefe stets mit Berichten aus dem Hofkreise angefüllt waren, der sie vor Allem interessirte, so begnügte sie sich bei dem Gedanken, ihn in seinem geborenen Elemente zu wissen.

„Welch ein Glück, mein Sohn“, schrieb sie nach allerlei erbaulichen Betrachtungen über die Richtigkeit irdischer Größe, „welch ein Glück, daß Du Deine Hand bis jetzt frei gehalten hast, wie ich Dir stets rieth! O, mein Mutterherz schwillt vor Stolz, Dich meinen theuern Léon als Haupt der Ruhbergs in die uralten Mauern jenes Stammschlosses einziehen zu sehen, und Dir zur Seite träume ich mir die Perle unter allen Fräuleins als Deine Gemahlin. Gott sei gelobt über diese Fügung! Es wäre mir ein tödlicher Schmerz, müßtest Du dem Majorat entsagen und ferner in Dürftigkeit und Dunkelheit leben, während Dein jüngerer Bruder, dessen Leichtsinn mir oft Sorge macht, eine so bedeutende Stellung im Vaterlande einnehmen und von Glanz und Ehren umgeben sein sollte, wie es einem Grafen Ruhberg zukommt.

Ich selbst bedarf keiner Stütze, denn für meine bescheidenen Ansprüche ist bis an mein Ende gesorgt; aber in dem Glück der Meinen, dessen Mittelpunct Du sein wirst, mein Léon, will ich mich sonnen. Dein Bruder wird rasch Carrière machen, wenn Du ihn stützest, und Deine Schwester gewinnt in ihrer Stellung als Hoffräulein auch eine andere Bedeutung bei ihrer Fürstin, und wer weiß — noch eine gute Partie? Denn Alliancen, mein Sohn, das gilt in der Welt fast so viel wie eine große Mitgift.

Schade, daß die Töchter des verstorbenen Grafen erst zehn- und zwölfjährig sind“, schloß die fürsorgliche Mama, „aber ich will mich schon nach einem würdigen Kleinod umsehen. Komm nun, mein theurer Sohn, so bald das Begräbniß und die förmliche Uebernahme der Herrschaft vorüber ist, damit ich in Deinem Anblick schwelge, Du mein Stolz und meine Hoffnung.“

„Mein Gott, welche Qual! Was soll ich thun?“ seufzte Léon, indem er den Brief weglegte und abermals auf und nieder ging. Fast tagte der Morgen, als sich der reiche Erbe bleich und übermüdet auf das Lager warf, sorgenvoller und unglücklicher als je in seiner bescheidenen Stellung als großherzoglicher Lieutenant.

Ein scharfer Frost hatte sich während der Nacht eingestellt und eine leichte Schneedecke lag am andern Morgen über Stadt und Land gebreitet. Zwei schöne zarte Herzensblüthen hatte er mit rauher Hand berührt und über manch frische Hoffnung legte sich die kalte Hülle, die Entsagung heißt. Léon war nach Schloß Ruhberg abgereist, nachdem er vom Oberst Urlaub erhalten, und Alma hielt ein Billet des Geliebten — das erste — in den zitternden Händen und starrte es an, ohne es zu verstehen. „Ich soll Dich nicht besitzen dürfen, theure Alma, und kann Dich doch nicht lassen! Gott wird mir einen Ausweg zeigen, hoffe mit mir! Bald erfährst Du Alles.“

Mehr hatte der gequälte Glückliche nicht schreiben können, umringt wie er war von dem ganzen Schwarm seiner glückwünschenden Kameraden, unter denen sich die Nachricht von dem stupiden Glück „des neuen Grafen“ wie ein Lauffeuer verbreitet hatte.

„Ein Wort, Freund Salis“, sagte Léon und zog den Freund in die Kammer, „dies Billet schickst Du sogleich an Fräulein von Walter, dann gehst Du hin und erklärst den Damen die ganze Geschichte, die mich noch um den Verstand bringen wird, so schonend als möglich.“ „Aber sage mir doch erst wie“, bat Salis. „Hier lies diese Briefe, dann weißt Du Alles. Sage ihnen, ich hoffe sie bald wiederzusehen, und nun kein Wort mehr, wenn Du mich liebst.“

Der Wagen rollte vor und der letzte Händedruck war endlich gewechselt; es war die höchste Zeit zum nächsten Bahnzug, der Léon seinem neuen Glück mit Windeseile entgegenführen sollte.

2. Wirkungen.

Nur wer das Leben in einer kleinen Residenz kennt, vermag sich einen richtigen Begriff darüber zu machen, welche Bewegung die im Lauf des Morgens sich verbreitende Nachricht von der schnellen Abreise des Lieutenant von Ruhberg und deren Veranlassung in den verschiedensten Kreisen hervorrief. Er war eigentlich in allen gleich beliebt, wenn schon er sich ausschließlich nur zu dem des Hofes hielt; aber die Gleichmäßigkeit seiner Höflichkeit, die ruhige, vornehme Haltung, die ihn nie in Unannehmlichkeiten mit Andern, am wenigsten mit Geringeren verwickelte, seine geregelte Lebensweise, die ihn zwar nicht dem fröhlichen Treiben seiner Kameraden entfremdete, aber von den Excessen derselben fern hielt, dies zusammengenommen hatte Léon eine so allgemeine Beliebtheit in der guten Residenz Friedrichsruh verliehen, als sich nur wenige seiner Standesgenossen rühmen konnten.

Wenn der Hof-Schuster, -Schneider und -Handschuhmacher sich über den Glücksstern ihres Kunden freuten, so kam das lediglich auf Rechnung ihres edlen Gemüthes; denn Baron Ruhberg war ein pünctlicher Zahler und duldete keine langen Rückstände; eben so uneigennützig hätte man die Freude des Casinowirthes nennen können, wäre ihm nicht ein Wörtlein über das zu hoffende Festmahl, was der reiche Erbe unfehlbar seinen Freunden geben werde, entschlüpft. Auch brachte ihm diese Erbschaft einstweilen den kleinen Vortheil, die sämmtlichen Conto's seiner Tischgäste mit einer hübschen Anzahl Flaschen Champagners belasten zu dürfen, die an jenem denkwürdigen Tage zu Ehren ihres Kameraden geleert wurden.

Der Oberst ging weit leutseliger und zufriedenen Antlitzes, auf welchem man sogar ein Lächeln bemerken wollte, von der Parade auf das Schloß zu Serenissimus; denn heute gab es wenigstens einmal etwas zu berichten, was sich der Mühe verlohnte, und sein scharfsichtiger Geist hatte bereits im Hintergrund dieser Begebenheit neue Ereignisse entdeckt, die sich auf den muthmaßlichen Abschied des Grafen und allerlei Arrangements bezogen.

Glücklicherweise hatte sich der Fürst bis jetzt in seinem Cabinet eingeschlossen gehalten und es gelang daher dem braven Obersten, demselben wirklich einmal etwas zu berichten, was er noch nicht wußte, und zwar etwas Gutes, höchst Glückliches, wie er meinte.

Serenissimus war hoch erfreut. „Wir müssen uns den Grafen am Hofe zu erhalten suchen, auch wenn er aus dem activen Dienst scheidet“, sagte er nachdenkend, und schritt, die Hände auf dem Rücken, in dem Gemach auf und nieder. „Ich werde ihn zunächst zum Kammerherrn und Hauptmann à la suite ernennen — dann wollen wir weiter sehen, ob wir nicht etwa auch schöne Bande finden, um den jungen Mann, den ich immer wie einen Freund geliebt habe, dauernd hier zu fesseln. Was meinen Sie, Oberst?“ fragte er diesen, vor ihm stehen bleibend, mit schlauem Lächeln. Die Herzensangelegenheiten seiner Officiere waren nun zwar dem tapfern Herrn bisher eine terra incognita gewesen, er hatte schon genug an ihren andern Angelegenheiten; aber sein Stern wollte, daß er heute wie ein wahrhaft delphisches Orakel bestand. Er wußte von Allem! Denn glücklich, wem die Götter ein kluges Weib bescheeren! Die Frau Oberstin, welcher der Gemahl die Tagesneuigkeit in das Schlafgemach hineinrief, vergaß alsbald ihre Migräne und richtete sich mit dem Ausruf empor: „Welch ein Glück für die Walters! Gestern Abend hat sich Ruhberg gewiß mit Alma verlobt!“ — Das fiel dem Oberst gerade zur rechten Zeit bei, und er antwortete dem Gnädigsten, daß Lieutenant Ruhberg bereits gefesselt scheine, und zwar mit Fräulein von Walter. — „Walter?“ fuhr Serenissimus aber auf, „das ist ja nur Verdienstadel, und der Graf darf nur ein wirklich geborenes Fräulein mit sechzehn Ahnen von jeder Seite zur Gemahlin nehmen. Nein, Oberst, der will höher hinaus, hoffe ich! So eine kleine amour zu dem Mädchen begreife ich wohl, denn sie ist in der That hübsch und weiß sich zu benehmen, wenn sie mitunter bei Hofbällen erscheint; denn so halb und halb müssen wir die Walters aus Rücksicht auf die Verdienste des verstorbenen Präsidenten schon zur Gesellschaft zählen. Aber Gräfin Ruhberg!? Nein, mein braver Oberst — das konnte sich Niemand ausdenken als Sie!“ sagte der Gnädigste, ihn lachend auf die Schulter klopfend. „Da muß ich doch gleich zur Fürstin! Gräfin Ruhberg! Ha, ha, ha!“ und lachend entließ er den verblüfften Oberst, und lachend trat er in das Boudoir der Fürstin.

„Aber ich begreife nicht, mein Freund“, sagte die milde Amalia am Schluß seines Berichtes mit leisem Vorwurf, „was darin so Komisches liegen kann, daß diese verhängnißvolle Erbschaft nur durch das Glück zweier Herzen zu erkaufen ist?“

„Das hätte ich mir denken können, daß Sie, meine Allergnädigste, die Sache abermals tragisch nehmen würden“, rief der Fürst unwillig. „Bei Ihren romantischen Ideen meinen Sie wohl gar, der Ruhberg solle um der hübschen Augen der Mamsell Walter willen auf die Erbschaft verzichten?“

Die Fürstin schwieg, weil sie den Gemahl nicht reizen wollte, der sonst wohlwollend und verständig, im Puncte des Adels aber höchst reizbar war. „Sie schweigen nur, weil Sie mir nicht widersprechen wollen, Madame, aber ich habe längst Ihre Sympathien für Alles, was Parvenü heißt, durchschaut, und möchte Ihre Ansichten über diesen Punct gern vernehmen“, sagte der Fürst, eigensinnig auf diesem Thema beharrend.

„Ich würde mich freuen, wenn dem Lieutenant Ruhberg die schwere Wahl erspart würde, indem sein gnädiger Fürst, mein Gemahl, die Verdienste des seligen Präsidenten in die nöthige Ahnenzahl umwandeln wollte“, entgegnete die kluge Fürstin ausweichend.

„Glücklicherweise ist der Stifter dieses Fideicommisses klug genug gewesen, solche Fälle vorauszusehen und unmöglich zu machen, Madame! Himmel! wenn es nach Ihnen ginge, mein Hof würde bald eine wahre Volksversammlung werden — der Spott aller Höfe Europa's“, rief der Fürst ganz entsetzt. „Nein, nein, die kleine Walter giebt er auf, das versteht sich; und wenn er dann zurückkehrt als Graf Ruhberg, so geben Sie ein Zauberfest, wozu Sie alle stiftsfähigen Damen des Landes einladen mögen, die jungen heißt das! — A propos ma chère“, sagte er, noch einmal an der Thür umkehrend, mit leichtem Ton, „da ich den Hofkreis überhaupt zu verkleinern wünsche, können wir mit der Präsidentin Walter den Anfang machen. Besprechen Sie es mit der Oberhofmeisterin, daß die Damen nicht mehr eingeladen werden.“

„Albert!“ rief die Fürstin, mit tiefem Unwillen sich erhebend. „Das kann nicht Ihr Ernst sein, mein Fürst“, fuhr sie fort, „es wäre ungerecht, ja grausam — und unklug zugleich.“

„Ueberlassen Sie mir getrost die Verantwortung dessen, was ich zu thun für gut finde, Madame“, entgegnete der Gemahl sehr gereizt.

„Wohl, so thun Sie selbst die nöthigen Schritte!“ sagte Amalia mit entschiedenem Tone, „ich selbst werde jedoch fortfahren, die Damen bei mir zu sehen, und bei den festlichen Gelegenheiten, wo sie bisher eingeladen worden sind, ebenfalls nicht erscheinen, wenn Sie versäumen, dieselben zu behandeln wie früher.“ Das feurig stolze Blut ihrer königlichen Ahnen regte sich in der hohen Frau; ihre Wangen glühten und ihr glänzendes Auge senkte sich nicht zu Boden vor den finster zusammengezogenen Brauen ihres Gemahls.

„Fürstin!“ rief er mit kaum verhaltenem Zorn ihr näher tretend.

„Ja, ich bin Fürstin von Gottes Gnaden“, entgegnete sie voll Würde, „und ich erkenne die ganze Bedeutung dieses Wortes; aber außer dem Rechte der Geburt erkenne ich auch noch einen andern Adel an, dem Gott seinen unverkennbaren Stempel aufgedrückt hat, den Seelenadel, der mir von einem edlen Menschenantlitz entgegenleuchtet, wie dies bei Fräulein Walter der Fall ist. Und diesen werde ich nie verläugnen, wo er in meine Nähe kommt, und ihm die Dornen zu ersparen suchen, womit etwa eitles Pochen auf zufällige Geburt jede halbe Stellung in der Gesellschaft zu erschweren bereit ist. — Dies, mein Gemahl, ist die Sympathie, welche Sie mir vorhin vorwarfen, und in welcher ich ja eigentlich nur Ihrem eignen Beispiele gefolgt bin. Ihr Bestreben, Ihren Hof zum Sammelplatz höherer Intelligenz zu machen, beweist mir, daß Sie die Forderungen Ihrer Zeit zu wohl begriffen haben, um nicht freiwillig jener Macht die Anerkennung zu zollen, der wir uns doch nicht werden entziehen können und wodurch wir uns selbst am meisten ehren.“

Der Fürst ging noch einmal im Zimmer auf und ab, dann nahm er galant die Fingerspitzen seiner Gemahlin: „Ich küsse die Hand meiner klugen Königin!“ sagte er wieder lächelnd und ging davon.

Also bei Hofe. — Die Herren und Damen der Gesellschaft waren indeß in einer Bewegung geblieben, um die Tagesfrage hin und her zu tragen, und von allen Seiten zu beleuchten. Es war ein zu prächtiger Tag; selbst verkühlte Freundschaften und offene Antipathien begegneten sich heute herzlich und einträchtiglich auf dem Boden dieser Neuigkeit. Bei der Gemahlin des Hofmarschalls, einer Russin, saß noch der Club derer beisammen, die zu den Ultra's im Spätessen und somit zu der crême de la crême gehörten; auch ward die Unterhaltung natürlich französisch geführt, so gut es eben gehen wollte, und hatte bereits hinreichend die Vorzüge dieses neuen Epouseurs erschöpft.

„Hé bjien“, nahm in einer Pause ein alter Cavalier vom Lande das Wort, „la pauvre Demoiselle Walter est bjien à plaindre, pour n'avois pas trente deux ânes.“

„Quest-ce-qu'il dit?“ fragte leise die Dame des Hauses einen jungen Diplomaten neben sich und sah ein Zucken über alle Gesichter fahren, welches eine bedenkliche Explosion verkündete. „Monsieur a raizon, c'est triste en effet, que la jeune Demoiselle n'a pas autant de quartiers de noblesse qu'elle en mériteroit“, erläuterte der Gefragte. Der brave Cavalier war gerettet, aber der Club löste sich auf, um draußen seiner Lachlust ungehindert freien Lauf zu lassen. Seit diesem Tag hieß Fräulein von Walter nur noch „la Demoiselle à trente deux ânes“, denn dieses Bonmot mußte verewigt werden — coûte qui coûte!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lebensabend.

Aus der Wirklichkeit von G. Jacobi.

Mein Aufenthalt in D... ging zu Ende; ich war eben im Begriff meine Bücher und sonstigen Sachen zum Einpacken zurecht zu legen, da trat Alfred, der Sohn meiner Wirthin zu mir ins Zimmer.

„Sie haben wohl Ihr mir gegebenes Versprechen ganz vergessen“ — sagte er, indem er, als wollte er mich am weitern Räumen hindern, meine Hand ergriff.

„In der That, lieber Alfred“, erwiederte ich, „ich kann im Augenblick mich keiner Ihnen gemachten Zusage entsinnen.“

„Ei, welch kurzes Gedächtniß müssen Sie haben“, scherzte Alfred; „nun wohlan, ich will Ihnen ein wenig nachhelfen, denken Sie nur an das kleine polnische Liedchen, das Sie uns neulich vorgesungen und das uns Allen so gut gefallen hat.“

Ja, jetzt entsann ich mich, ich hatte Alfred versprochen das kleine Lied aufzuschreiben und mit deutscher Uebersetzung für einen seiner Bekannten zu geben; abgeschrieben, und so gut dies ging, übersetzt hatte ich es auch; ich suchte nun das Blättchen in meinen Papieren und reichte es, als ich es endlich gefunden, meinem jungen Freunde.

„Schönen Dank“, sagte dieser; „doch bester Berthold, das ist noch nicht genug, unser alter Bekannter, Herr L..., nämlich für den Sie so freundlich waren diese Zeilen zu schreiben, wünscht Sie zu sehen und zu sprechen; ich möchte Sie deshalb bitten, mich heute Nachmittag zu ihm zu begleiten.“

Ich wars zufrieden, und bald nach Tische machten wir uns auf den Weg; dieser war lang, denn weit draußen, wohl eine halbe Meile von der Stadt, wohnte Herr L..., wie Alfred sagte, und wir wanderten zwischen Klee-, Kartoffel- und Stoppelfeldern — es war gegen Ende September und die Ernte längst vorüber — als es mir endlich in den Sinn kam, meinen Freund zu fragen, was Herrn L... denn eigentlich bewogen habe, so weit von der Stadt seinen Wohnsitz zu nehmen, und womit er sich in dieser Abgeschiedenheit beschäftige.

„Das sollen Sie Alles erfahren“, erwiederte Alfred, „erst jedoch Herrn L... selbst kennen lernen; ich habe mir vorgenommen Sie zu überraschen und Sie müssen sich schon für diesmals darein finden überrascht zu werden; in ernster Weise jedoch, so viel will ich Ihnen voraus sagen, denn es ist jedenfalls ein betrübender Anblick, ein schon im Erlöschen begriffenes Leben sich bis zum letzten Augenblick um das tägliche Brod abmühen zu sehen.“

Diese Worte meines Freundes erregten mein lebhaftes Interesse; da er jedoch hartnäckig die Beantwortung jeder hierauf bezüglichen Frage verweigerte, so blieb mir nichts

übrig, als meine Schritte zu beschleunigen, um so bald als möglich die Bekanntschaft des Herrn L... zu machen.

„Das ist Altdorf und das Ziel unseres heutigen Spazierganges", sagte endlich Alfred und bog, als wir das Dorf erreicht hatten, in einen schmalen Seitenweg, an dessen Ende er die Thüre eines niedrigen Zaunes öffnete, und von mir gefolgt, in einen ziemlich wüst aussehenden Garten trat.

Einige alte Bäume warfen hier ihre dunkle Schatten auf den üppig wuchernden Rasen, dem des Gärtners Scheere fremd zu sein schien; — hin und wieder sah man ein verwildertes Blumenbeet, einen verblühten Rosenstrauch und mitten im Garten ein niedriges Häuschen mit spitz zulaufendem, rothem Dach. — Das Ganze machte keinen unangenehmen Eindruck, trotz der augenscheinlichen Einsamkeit und Vernachlässigung, deren deutliche Zeichen die grasbewachsenen Gänge trugen; — unwillkürlich fühlte man sich hier zum Sinnen und Träumen geneigt; es war mir plötzlich zu Muth, als müßte ich mich unter einen der alten Bäume lagern und dem Rauschen und Säuseln des Laubes lauschen.

Alfred, der auf dem schmalen Gange vor mir herschritt, unterbrach meine Gedanken.

„Es ist mir wunderbar", meinte er, sich zu mir umwendend, „heute Niemand hier im Garten zu finden; sonst pflegt Freund L... bei so schönem Wetter sich stets im Freien zu beschäftigen."

„Wohnt er Winter und Sommer hier draußen?" frug ich.

„Seit einer Reihe von Jahren ist dieser Ort sein steter Aufenthalt und in dem letzten Jahre hat er leider diesen Garten nicht mehr verlassen können."

Noch ehe ich mein Erstaunen über diese sonderbar klingende Antwort aussprechen konnte, faßte Alfred meinen Arm und deutete mit der Hand auf eines der geöffneten Fenster des Häuschens. Meine Blicke folgten der angegebenen Richtung und ich sah in einem höchst einfach meublirten Zimmer, das ich von der Stelle, an der ich stand, ganz überblicken konnte, einen Mann in sehr vorgerücktem Alter — das zeigten die tiefen Furchen auf dem den Ausdruck des Nachdenkens tragenden Gesicht und die spärlichen weißen Haare des uns zugewandten gebückten Hauptes.

Er saß in einem großen gepolsterten Lehnstuhl, der von allen Meubeln im Zimmer das beste Stück zu sein schien; von dunkelm Holze und hübsch geformt, bildete er einen Gegensatz zu dem einfachen weißen, mit Büchern und Papieren bedeckten Tische, an welchem Herr L... eifrig schrieb; zuweilen stützte er den Kopf in die Hand und blickte sinnend hinaus in den Garten; bei dieser Gelegenheit gewahrte er uns, die wir unweit des Fensters standen.

„Ach Sie, lieber Alfred", sagte er, die Feder weglegend, überaus freundlich, indem er es versuchte sich vom Sessel zu erheben; wir beeilten uns nun durch die offene Hausthüre zu ihm in das Zimmer zu kommen, wo er, nachdem er uns beide herzlich begrüßt, entschuldigend sprach:

„Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen nicht entgegen kam, aber seit Sie lieber Alfred bei uns gewesen, hat sich mein Zustand bedeutend verschlimmert; die Fabel vom Prometheus wird bei mir zur bittern Wirklichkeit; seit Wochen bereits bin ich an diesen Sessel gefesselt, die geschwollenen Beine versagen mir den Dienst und das Wasser in der Brust macht mir das Liegen zur Unmöglichkeit; — in Ihrer Gesellschaft, die mir heute besonders lieb und werth, will ichs versuchen mein Leid zu vergessen."

Wir sprachen unsere Theilnahme aus, worauf Alfred sich nach der Hausfrau erkundigte.

„Das ists eben, was Ihren Besuch mir doppelt lieb macht, da ich heute ganz allein und der Zerstreuung bedürftig bin; — wir erhielten gestern leider die betrübende Nachricht von der Erkrankung unseres jüngsten Knaben, der, wie Sie wissen, eine Freistelle im Cadettenhause in W... erhalten; — meine Frau ist heute früh dorthin abgereist, um ihn zu pflegen oder womöglich hierher zurückzubringen. Sie müssen schon mit mir vorlieb nehmen", fuhr er zu mir gewendet fort, „und denke ich auch Sie recht sehr in Anspruch zu nehmen, denn es liegt mir viel daran, über Polen und polnische Zustände möglichst genaue Auskunft zu erhalten und wie ich höre, haben Sie längere Zeit in diesem Lande gelebt, weshalb ich denn unsern Freund Alfred gebeten habe, mir Ihre werthe Bekanntschaft zu verschaffen."

Alfred reichte das bereits erwähnte Liedchen Herrn L..., der sich darüber zu freuen schien, indem er mir seinen Dank dafür aussprach; hierauf begann er eine sehr lebhafte Unterhaltung, während welcher er seinen Kummer sowohl als auch seine Leiden zu vergessen schien. Nachdem ich ihm die gewünschte Auskunft gegeben hatte, wandte sich das Gespräch deutschen Zuständen, hauptsächlich der Literatur zu, die ihn besonders interessiren mußte, denn er sprach lange und mit scharf durchdachtem Urtheil über die neuesten literarischen Werke damaliger Zeit, wobei er unter Anderm eine Aeußerung that, die damals mich wenig berührte, späterhin aber mir sehr richtig und treffend zu sein dünkte, weshalb ich es nicht unterlassen kann, selbe hiermit anzuführen.

„Man klagt allgemein und mit Recht über unsere seichte Literatur", sagte L..., „wie soll diese aber anders sein, als sie gerade ist, wenn die Meisten eben nur lesen wollen, um sich die müssige Zeit zu vertreiben, um leicht unterhalten zu sein; — etwas Ernstes, Gediegenes findet wenig oder gar keinen Anklang, überdies sind nach dieser Seite hin dem Schriftsteller die Flügel gar sehr gestutzt; über Religion und Politik darf nichts geschrieben, die Klerisei sowohl als auch das monarchische Princip müssen respectirt werden; — wehe demjenigen, der sich erdreistet die Mängel der Kirche oder des Staates aufzudecken oder zu rügen; wehe auch demjenigen, der es wagt, dergleichen zu drucken und zu verlegen; droht auch nicht Sibirien und die russische Knute wie bei Ihnen in Polen, so weiß man doch in unsern zahlreichen deutschen, polizeilich wohl überwachten und viel regierten Vaterländchen Mittel und Wege jedes freie Wort zu unterdrücken und zu fesseln. Durch solchen Zwang wird das Schreiben über die Gegenwart und über jetzige wirkliche Zustände gekünstelt oder schaal, daher stöbern auch die meisten deutschen Schriftsteller in den staubigen Pergamenten der Vergangenheit und bearbeiten bis zum Ueberdruß immer wieder, was längst schon ausgebeutet ist, oder sie verlieren sich in Phantasterei und Unnatur, worin sie es ihren würdigen Vorbildern, den Franzosen, durchaus gleich thun wollen; noch lieber aber sind mir diese, als die heuchlerischen Pietisten und Frömmler, die es nur um des Vortheils willen sind, weil solche Schriften von oben herab Beifall und Aufmunterung finden, weshalb, brauche ich nicht erst zu sagen; — doch der Mensch thut Vieles, wo nicht Alles, um des Vortheils willen, und die meisten Schrift-

steller schreiben nur fürs tägliche Brod, obgleich dieses oft kärglich genug ist." — L... fuhr sich mit der Hand über die gefurchte Stirn, als wolle er die ihn bestürmenden Gedanken verjagen; „zu bedauern ist Derjenige", schloß er seufzend, „der gezwungen ist, seine Ueberzeugung zu verläugnen; der schreiben muß, weil die Nothwendigkeit es gebietet."

Alfred beeilte sich dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, die Ursache der Erbitterung über Schriftstellernoth, die Herr L... so deutlich aussprach, näher erforschen zu können; wir plauderten nun über gleichgültigere Sachen, und da der Tag sich zu neigen begann, gedachten wir der Rückkehr, dennoch zögerten wir aufzubrechen; Herr L... schien sich ganz allein in dem Häuschen zu befinden, wenigstens hatten wir während unserer mehrstündigen Anwesenheit kein lebendes Wesen außer dem Kranken wahrgenommen. Wie leicht konnte ihm in so gänzlicher Verlassenheit ein Unfall begegnen. Weder Alfred noch ich äußerten unsere Befürchtungen, er errieth sie jedoch.

„Ich bin nicht ganz verlassen", sagte er lächelnd; „dieser Klingelzug, den ich recht gut mit der Hand erreichen kann — wir hatten ihn übersehen — führt unser Dienstmädchen in meine Nähe; ich wollte aber ungestört arbeiten und hatte daher Margarethe befohlen nur auf meinen Ruf zu kommen."

„Wie, Sie wollten arbeiten, so leidend wie Sie sind?" wagte ich zu erinnern.

Wiederum lächelte er, aber diesmal recht schmerzlich; „die Arbeit ist mir ein großer Segen, ich vergesse darüber, wie bei anregender Unterhaltung, was Ihnen nicht entgangen sein wird, meine Qualen; ja die Arbeit hilft mir über meine schlaflosen Nächte, welche mich sonst zur Verzweiflung treiben könnten."

Nun, da wir ihn nicht ohne Beistand wußten und überdies befürchten mußten dem Kranken lästig zu werden, zögerten wir nicht länger mit unserer Entfernung; wir verabschiedeten uns daher, nachdem wir Herrn L... das Versprechen gegeben hatten, bald wieder kommen zu wollen. Mein Interesse für den Greis, den wir so eben verlassen hatten, war aufs höchste gestiegen, und kaum hatten wir die Gartenthür erreicht, als ich meinen Freund mit Fragen über ihn bestürmte.

„Haben Sie nie etwas von T... gelesen?" frug Alfred.

Ich gestehe, daß ich damals in der Literatur sehr unbewandert war, weshalb ich bekennen mußte, T...s Werke nicht gelesen zu haben; dennoch aber war mir dieser Name nicht fremd, und ich entsann mich ihn als den eines in jener Zeit beliebten belletristischen Schriftstellers oft nennen gehört zu haben.

„T... und L... sind eine und dieselbe Person", erwiederte Alfred, „der vom Publicum viel gelesene und viel begehrte T... sitzt nun schon seit Jahren hier in diesem kleinen Häuschen, das nicht einmal sein, sondern des Buchhändlers R... Eigenthum ist, und sinnt und arbeitet Tag und Nacht, weniger für sich und die Seinen, als für den gedachten Buchhändler, der an seinen Schriften ganz enorme Summen verdient, dem armen L... aber für eine bestimmte Anzahl von Bogen, die er ihm im Laufe des Jahres liefern muß, hier draußen freie Wohnung und fünfhundert Thaler jährlich giebt; — erlahmt L...s Geist, so bleibt der Gehalt aus; es ist daher ganz natürlich, daß der Aermste von jeher über seine Kräfte gearbeitet hat und es noch thut, trotz der furchtbaren Krankheit, welche ihn an den Sessel fesselt, den, zu seiner Ehre will ich es sagen, der Buchhändler L... geschenkt, als das Uebel überhand nahm und ihm jede Bewegung erschwerte."

„Eine solche Abhängigkeit ist ja schrecklich", sagte ich, wie konnte nur L... bei seinem Talent sich darein fügen?"

„Denken Sie, daß er es gern gethan?" meinte Alfred, „gewiß nicht; er suchte jedoch seinen Arbeiten eine edlere Tendenz zu geben, als dies gewöhnlich bei Unterhaltungsschriften der Fall zu sein pflegt, deshalb und weil fast Alles, was eine Feder führen kann, schreibt — Viele thun es nur, um ihren Namen gedruckt zu sehen — wurde es ihm, besonders da er für Honorar schreiben mußte, überaus schwer einen Verleger zu finden; R... verstand sich dazu L...s Arbeiten zu verlegen, aber nur unter den Ihnen bekannten Bedingungen, und da er sich Jahre lang vergebens gemüht, überdies die bittere Noth ihn drückte, willigte er ein und wurde R...s Sklave."

Tief ergriffen von dem trüben Schicksal des armen Schriftstellers kehrte ich in die Stadt zurück; dennoch fühlte ich mich Alfred verpflichtet, daß er mich zu ihm geführt hatte; auch nahm ich mir vor, ihn jedenfalls vor meiner Abreise noch einmal hinaus zu begleiten; unvorhergesehene Hindernisse aber verzögerten diese und nahmen meine Zeit so in Anspruch, daß die neue Bekanntschaft, so interessant sie mir auch war, in den Hintergrund treten mußte.

Endlich den Tag, ehe ich D... verließ, war es mir möglich mit Alfred, der auch seit jenem Nachmittage nicht draußen gewesen war, an eine Wiederholung unseres Besuches zu denken.

Wie das erste Mal fanden wir die Gartenthür unverschlossen, erblickten jedoch sogleich im Hereintreten eine in den Gängen auf- und abwandelnde, in tiefe Trauer gekleidete Frauengestalt.

Erschrocken blieb Alfred stehen; „sehen Sie", sagte er, „das ist L...s Frau, sie ist in Trauer, ein Unglücksfall muß sie betroffen haben."

Wir wagten uns nicht weiter und überlegten, ob wir näher treten sollten, denn in solchen Fällen ist die Gegenwart eines Fremden oft höchst lästig; da bog Frau L... in den Gang ein, in dem wir noch überlegend standen, sie hatte uns gesehen, Alfred erkannt, und näherte sich diesen zu begrüßen.

Wie das aber zu gehen pflegt, wenn wir nach einem großen Verlust, der uns betroffen, Jemand, der den theuern Geschiedenen gekannt, unvermuthet begegnen, so überwältigte auch sie bei Alfreds Anblick der Schmerz, und anstatt einer Begrüßung brachte sie nur, auf ihre Kleider zeigend, die Worte hervor: „Mein Sohn", und brach in Thränen aus.

Wir blieben stumm; — sie hatte ihr einziges Kind verloren, wer hätte da ein Trosteswort wagen mögen?

Leise weinend geleitete sie uns zu ihrem Gatten, den wir gleichfalls geistig tief niedergebeugt fanden, der aber, als seine Frau sich bald darauf entfernte, seinem Schmerze Worte gab.

„Daß ich auch diesen Schlag noch erleben mußte", sagte er wehmüthig, „ist wahrlich allzu bitter; warum traf's nicht mich, den verdorrten Stamm, warum den frischen, blühenden Sproß, meines ohnehin schwer geprüften Weibes einzige Freude? — Das ist auch eine jener Fragen, die ich murrend an das unerbittliche Schicksal richte"; er zerdrückte eine Thräne, ehe er fortfuhr, „und das Bitterste ist, daß meine Frau den Tod des Knaben dem Aufenthalt im Cadettenhause zuschreibt; seinem noch sehr zarten Körper mangelte dort die nöthige Pflege, dem

durch unsere Zärtlichkeit Verwöhnten fehlte der Aeltern Nähe, — ach, und daran ist meine Armuth schuld, ja, meine Armuth; denn trotz langjähriger angestrengter Arbeit habe ich nie genügendes Brod erringen können; in Frankreich und in England ist das anders, dort bauen sich die Schriftsteller Paläste, hier gehen sie unter; doch was klage ich, ist ja selbst dem hochbegabten Schiller kein besser Loos zu Theil geworden als mir, dem armseligen Novellenschreiber; — hart aber ists und schwer zu tragen."

Er schwieg; wir jedoch entfernten uns sehr bald, erschüttert von so großem, unverschuldetem Mißgeschick.

„Wie kommt es", frug ich Alfred auf dem Heimwege, „daß L... erst in vorgerücktem Alter geheirathet hat? Seine Frau scheint überdies dreißig Jahre jünger als er zu sein."

„Das ist sie auch und L...s zweite Frau, die er wohl nicht geheirathet haben würde, wenn nicht eigenthümliche Verhältnisse ihn dazu vermocht hätten", erwiederte Alfred. „Unser alter Freund war viele Jahre Witwer und die Kinder seiner ersten Frau bereits selbstständig, da lernte sein ältester Sohn zufällig ein junges Mädchen, das gänzlich verwaist im Hause entfernter Verwandten ihre Jugend vertrauerte, kennen und lieben; seine Neigung wurde erwiedert, und da er hoffte eine Frau ernähren zu können, verlobte er sich mit Hedwig, so hieß das junge Mädchen; — sich anzugehören war ihnen nicht bestimmt; der Bräutigam erkrankte plötzlich in Folge einer heftigen Erkältung und starb nach kurzem Krankenlager am Nervenfieber. — L... hatte bald nach der Verlobung die Braut seines Sohnes ins Haus genommen, wo sie bis zur Hochzeit hatte bleiben sollen; jetzt betrauerte er mit ihr den herben Verlust, der sie beide gleich schwer getroffen hatte; böse Zungen aber verdächtigten dieses Verhältniß, da L...s Kinder bereits alle außer dem Hause versorgt waren. Um nun der schutz- und heimathlosen Hedwig ferner eine Zuflucht gewähren zu können, bot L... nach Verlauf zweier Jahre ihr seine Hand; — leicht mag sie sich zu diesem Bündniß nicht entschlossen haben, ihr blieb jedoch keine Wahl, das Loos einer Dienenden mochte ihr wohl zu hart scheinen, so wurde sie denn des alten Mannes Frau, und sie hat ihre oft schweren Pflichten aufs treulichste erfüllt; ihr Knabe füllte ihre ganze Seele; ich war zugegen, als sie sich von ihm trennen mußte, da er nach W... abreiste. Schon damals litt sie unsäglich, und ich fürchte sie wird diesen Schmerz nie überwinden, denn sie ist eine sehr tief fühlende Frau, die nur ihrem Gatten und ihrem Kinde lebte."

Noch Vieles erzählte mir Alfred aus dem Leben des alten Schriftstellers und versprach mir schließlich über sein voraussichtlich nahes Ende schriftlich zu berichten.

Den andern Tag reiste ich in meine Heimath, wo ich anfangs oft in unbeschäftigten Augenblicken meines jungen Freundes und der durch ihn gemachten Bekanntschaft gedachte; — ein halbes Jahr war vergangen, ehe ich den ersten Brief von ihm erhielt.

„Meinem Versprechen gemäß", schrieb er unter Anderm, „theile ich Ihnen mit, daß L... ausgelitten; die letzten Monate hat er seinen Sessel gar nicht mehr verlassen, vor Schmerzen fast gar nicht mehr schlafen können, sein Geist aber blieb rege bis zum letzten Augenblick; als es ihm nicht mehr möglich war selbst die Feder zu führen, dictirte er seiner Frau, die mit unvergleichlicher Geduld und Liebe auf diese Weise Nacht für Nacht an seiner Seite ausharrte; L...s letzte Arbeit, die nächstens im Druck erscheinen wird, ist eine in Polen spielende Novelle; er hat in derselben sowohl Ihr Liedchen, als auch die ihm von Ihnen ertheilten Notizen geschickt benutzt. Vor drei Tagen haben wir den Vielgeprüften bestattet; der Buchhändler R... hat der ganz mittellosen Witwe ferner freie Wohnung in dem Ihnen bekannten Häuschen und eine kleine Pension angeboten."

Achtzehn Jahre sind seitdem vergangen; vollkommen vergessen ist des Schriftstellers Name, vergessen und veraltet sind auch seine Novellen und Erzählungen, sie ruhen bestaubt in den hintern Fächern alter Bibliotheken; versunken und verschwunden ist auch sein Grab, das ich auf einer Reise durch jene Gegend begriffen vergebens auf dem Altdorfer Kirchhofe suchte. Von des Schriftstellers Witwe habe ich nichts mehr erfahren können; der Einzige, der mir vielleicht Auskunft hätte ertheilen können, mein Freund Alfred, hatte, nachdem er mir bereits seit Jahren nicht mehr geschrieben, D... verlassen; wohin er sich gewandt, wußte mir Niemand zu sagen.

Sonntags-Plauderei.

Eine gute Natur. Franz von Liville befand sich, obgleich erst zwanzig Jahre alt, als Hauptmann zu Rouen, als dieses von Karl IX. belagert wurde. Eine Musketenkugel drang ihm während eines Sturmanlaufs der Feinde zum Kinnbacken hinein und fuhr im Genick wieder heraus. Liville lag als todt im trocknen Wallgraben und die Schanzarbeiter warfen andere Todte über ihn. Der Bediente des Hauptmanns, der nach seinem Herrn suchte, erfuhr endlich den Ort, wo er gefallen war. Schon wollte er seine Nachforschungen aufgeben, als er an einem Diamantringe die aus der Erde hervorragende Hand seines Herrn erkannte. Er grub den Leichnam aus, um ihm die letzte Ehre zu erzeigen; aber während er dies that, entdeckte er noch Wärme in dem Körper seines Herrn. Statt ihn nun der Erde zu übergeben, trug er ihn nach dem Hospital. Hier hatten indeß die vielbeschäftigten Aerzte keine Lust, ihre Zeit an einem Todten zu verschwenden und der treue Diener schleppte den Hauptmann in sein Quartier, wo er fünf Tage lang, zwar nicht leblos, aber doch bewegungslos auf seinem Bett liegen blieb. Die Hülfe dreier Aerzte erweckte ihn endlich wieder zum Leben. Erst am siebenten Tage erlangte er wieder Bewußtsein. Inzwischen wurde die Stadt mit Sturm genommen. Anfangs belästigten die feindlichen Krieger den Schwerkranken nur wenig; später indeß kamen rücksichtslosere in das Quartier, die Liville durch das Fenster in den Hof hinabstürzten. Glücklicherweise ward ein Düngerhaufen seine Lagerstätte. Hier blieb er drei Tage und drei Nächte hilflos und nur mit dem Hemd bekleidet liegen, bis ihn einer seiner Verwandten, ein feindlicher Officier, der Herr von Croisset, auffand und, nachdem er ihn nach einem andern Hause gebracht, verpflegen ließ. In seinem Schlosse sollte er Ruhe und Genesung finden. Vier Soldaten wurden mit seinem Transport beauftragt; sie brachten ihn auch glücklich bis vor das Schloß, hier aber mochte der Thürhüter, ein eifriger Katholik, den Ketzer nicht einlassen, und eine peinlich lange Stunde verging, bevor er sich entschloß das Thor zu öffnen. Liville war ohne Leben, die kalte Nachluft schien zum dritten Male ihn getödtet zu haben. Da erbarmte sich seiner ein Diener des Hauses, und ihm war es zu verdanken, daß endlich sich wieder Lebenszeichen an dem vermeintlichen Todten zeigten. Allein statt Ruhe und Pflege hatte der Schwerverwundete nur Mangel und Entbehrung zu erdulden, und daß er nicht wirklich starb, verdankte er nur seiner guten Natur. Kaum einigermaßen genesen, brachte der treue Diener Liville's seinen Herrn nach der Provinz Caux, wo er endlich so weit genas, um wieder zu den Waffen greifen zu können. Als später unter Heinrich III. die grausame Verfolgung der Protestanten Liville nach England trieb, wurde dem dreimal vom Tode zum Leben Erweckten dort von zwei berühmten Aerzten die Gesundheit vollständig wiedergegeben. Zweimal verheirathet und Vater mehrerer Kinder überlebte er sein tragisches Schicksal noch fünfundsechzig Jahre und starb im fünfundachtzigsten Jahre seines Alters.

D.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 16. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

21. April.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Zwei Lieder.

1. Dein liebes Angesicht.

O, daß Dein liebes Angesicht
Für immer meinem dunkeln Leben
Des heitern Tages mildes Licht
Und stillen Frieden könnte geben!

O, daß Dein liebes Angesicht,
Zu dem ich knieend aufgesehen,
Gleich einer fernen Sonne nicht
Mir wieder müßte untergehen!

O, daß Dein liebes Angesicht,
Wenn mich des Todes Flügel fächeln,
Wenn unerhört dies Herz zerbricht,
Nur einmal noch mir möchte lächeln!

2. Wohin Du ziehst.

Wohin Du ziehst, in alle Weiten
Soll auf der Lüfte lindem Weh'n
Des Dichters Segen Dich begleiten
Und sein Gedenken mit Dir geh'n.

Wird Dich im Arm die Freude halten,
O glaube dann, daß sein Gebet,
Daß seiner Hände frommes Falten
Das Glück auf Dich herabgefleht.

Doch droht im Leid Dein Herz zu brechen,
Versenke in sein Lied Dich still,
Und tröstend wird er zu Dir sprechen,
Bis daß Dein Kummer schweigen will.

Albert Traeger.

Ein Erbe.

Novelle von J. C. Mand.

(Fortsetzung.)

In der Wohnung der Präsidentin von Walter war es im Laufe des Vormittags wenig leer geworden von mittheilsamen Freundinnen, die eigentlich wohl noch mehr zu erfahren als zu berichten hofften, und für den Nachmittag hatten sich noch einige der „intimsten" angemeldet. Frau von Walter hatte für Alle ein williges Ohr, was da hören und nicht hören konnte, und war gewappnet gegen jeden Stich. Sie ertrug mit heldenmüthigem Stoicismus die Qualen dieses Tages, indem sie lächelnden Mundes dem Kaffeetisch präsidirte, an welchem recht gründlich erörtert wurde, was nun einmal die Luft der Residenz erfüllte. Man wollte sehen, wie es bei Walters stehe, und dachte nicht an die Grausamkeit des Experimentes, ein zuckendes Menschenherz zu beobachten. Alma jedoch hatte nur den ersten der Besuche, den Lieutenant von Salis, gesehen; von da ab war sie verschwunden und die Mutter hatte sie bis zum Abend dispensirt zu erscheinen. Der arme Lieutenant befand sich eigentlich in großer Verlegenheit über Léons Auftrag; er wußte nicht, wie weit sein Freund gebunden sei, und ob er die Lösung vorbereiten solle oder nicht! Und ergriff daher als tapferer Krieger den Entschluß gerade heraus mit der Wahrheit zu gehen, und schilderte zuletzt den Damen den aufgeregten Zustand seines Freundes bei dessen Abreise. Alma war blaß wie ein Wachsbild zum Fenster getreten, aber hören mußte sie doch bis zu Ende. Die Mutter reichte dem jungen Mann, der fast beklommen vor ihr stand, die Hand: „Lieutenant von Salis, Sie sind ein

Cavalier und ich traue Ihnen keine Indiscretion zu; diese Stunde bleibt nur zwischen uns." — Er neigte sich vor der ernsten Frau, und tiefer noch vor dem bewegungslosen Bild am Fenster, dann ging er, und die Mutter fing die zusammenbrechende Tochter in ihren Armen auf.

Während nun draußen die Welt jubilirte, stritt und witzelte, lag Alma in ihrem stillen Gemach wie Einer, der von großer Höhe gestürzt, sich nicht besinnen kann, was mit ihm geschehen sei. Sie fühlte wohl, daß sie nicht sterben werde, aber es schien ihr doch, als könne sie auch nicht wirklich leben nach dem entsetzlichen Sturz, den sie seit gestern erfahren hatte.

„Geh nun, mein Mütterchen!" bat sie, „ich brauche nichts als tiefe Stille und will nicht, daß die Leute wissen sollen, wie uns zu Muthe ist. Gewiß, ich bin ganz gefaßt! Gieb mir noch meine Bibel ans Bett — so — und nun zeige den Leuten kein bekümmertes Gesicht."

Endlich war der Abend gekommen und Frau von Walter athmete auf, als die letzte ihrer „Intimen" mit süßen Empfehlungen an die liebe böse Alma geschieden war. Sie hatte ihr Möglichstes gethan, indiscreten Zungen keinen Stoff zu geben; aber ob es ihr gelungen, blieb freilich sehr zweifelhaft. Zwischen zwei Gesellschaftskreisen stehend, hatte Frau von Walter wenig zuverlässige Freunde; jener, in welchem sie geboren worden, war der bürgerliche, der ihr nie ganz vergab, daß sie sich in dem des Adels, wohin sie ihre späteren Verhältnisse geführt hatten, heimisch gemacht; und in diesem wiederum war sie eigentlich mehr geduldet als damit verwachsen. Sie fühlte es wohl als kluge Frau, aber um Alma's willen blieb sie an dem Platze, auf welchen sie ihr verstorbener Gemahl gestellt hatte. Bei dieser Gelegenheit aber empfand sie es doch schmerzlich, daß sie keiner Partei angehöre und von beiden verlassen werde.

Leise, um Alma nicht zu wecken, trat sie in deren Gemach; aber sie fand es von der Lampe erhellt und die Tochter beschäftigt einen Brief zu siegeln. Zwar waren indessen ihre Augen reiche Thränenbäche gewesen, das sah man wohl, aber jetzt versuchte sie wieder der Mutter entgegen zu lächeln und führte sie zu dem großen Lehnstuhl am Bett, in welchen Frau von Walter sich erschöpft niederließ. „Komm zu mir, mein armes Kind, jetzt können wir ungestört sprechen." Alma setzte sich ihr zu Füßen auf ein kleines Bänkchen und legte ihr müdes Haupt, wie in den schönen Kinderjahren, auf die Knie der Mutter, die ihre Wangen küßte und die Thränen trocknete, die aus ihren Augen darauf fielen.

„Weine nicht mehr, gute Mutter, es ist Gottes Wille so; und wenn er nur Léon glücklich macht, so ist mein Gebet ja erhört. Ich weiß, was ich thun mußte, und hoffe, Du wirst mit mir zufrieden sein." Sie hob das Haupt und sah mit stolzem Blick zu der Mutter empor, indem sie fortfuhr: „Entsagen muß ich, denn Léon darf es nicht, wenn er der Léon bleiben soll, den ich geliebt. Aber nimmer könnte ich ein Opfer annehmen, welches ihn seiner Mutter entfremdete, deren Hoffnung und Stolz er ist, und ihn von seinem jetzigen hohen Standpunct in die beschränkte Sphäre hinabzöge, die er durch Gottes Wink verlassen soll. — Habe ich nicht Recht?"

„Ja, mein Kind, und dem Himmel sei Dank, daß Du Dein Loos so ergeben annimmst."

„Nun, so höre weiter", fuhr sie mit gepreßter Stimme fort; „mein Opfer muß ganz gebracht sein, denn Léon könnte mich wankend machen wollen und meine Entsagung nicht annehmen; darum schreibe Du ihm — daß Du — über meine Hand verfügt habest."

Die Mutter aber schüttelte den Kopf zu diesem heroischen Entschluß: „Gewiß, Alma, Deine Entsagung muß der Art sein, daß ihm die völlige Nutzlosigkeit eines Verzichtes auf das Erbe völlig einleuchtet, und so mag es denn genug sein, wenn er an Deine Verlobung glaubt; sie zu schließen jedoch mag einer späteren Zeit vorbehalten bleiben."

Alma küßte ihr dankbar die Hand. „Und nun noch etwas, bestes Mütterchen! Auch von Dir muß ich mich trennen, denn hier in Friedrichsruh kann ich für jetzt nicht bleiben; darum laß mich morgen nach Olsdorf zu Tante Lina. Sie ist kränklich und da kann ich ihr nützen. Das wird mir wohl thun und Dich einstweilen trösten."

Wieder gingen dieselben Sterne wie am gestrigen Abend ihre unwandelbare Bahn, aber nicht mehr dasselbe harmlos glückliche Mädchenantlitz von gestern vertraute ihnen ihr seliges Geheimniß; die heilige Weihe des Schmerzes war indeß darüber gekommen; es war das Weib in der vollen Glorie seiner Liebe und seiner Aufopferung, auf welches sie heute herniederschauten.

3. Der Erbe.

Die feierliche Beisetzung des seligen Grafen Ruhberg in der uralten Familiengruft der kleinen Schloßkirche war vorüber; die dazu herbeigeeilten Familienglieder hatten der Gräfin Witwe ihr Beileid und dem Grafen Léon ihre Glückwünsche gebracht, wie sich das nun einmal in der Welt gesellt, wo nicht selten ein Sarg das Piedestal für eines Andern Erhebung wird. Alle waren sie nun wieder abgereist, bis auf den Vetter aus Oldenburg, der auf Léons besonderen Wunsch noch geblieben war.

Dumpfe, lautlose Stille lag über dem altersgrauen weitläuftigen Schlosse und herrschte in dem weiten Hofraum, in welchen man über eine wohlerhaltene Zugbrücke gelangte, so wie in dem Innern des Gebäudes selbst. Der rechte Seitenflügel, der in einen runden Thurm endete, war die eigentliche Wohnung der gräflichen Familie und alle Treppen und Gänge, auf welchen man zu den Gemächern der Witwe gelangte, waren mit schwarzem Tuch belegt. Darinnen selbst aber sah es noch düsterer aus; denn die Fenster waren verhängt, die Meubles mit Schwarz bezogen, und Alles, was Gold oder Glanz war, in tiefen Krepp gehüllt. Zahlreiche Wachskerzen nur erhellten die Zimmerreihe, in welchen die männliche Dienerschaft in tiefer Trauer vertheilt war, und erst ganz am Ende, in dem sonst so heitern Thurmzimmer saß die trauernde Witwe wie in einer Grabcapelle. Schwarz waren hier sogar auch die Wände und von dem Bogengewölbe der Decke herab hing eine Alabaster-Ampel, die in Gemeinschaft mit andern geschickt verhüllten Lampen ein träumerisches Licht über die marmorweißen edlen Züge der Gräfin Ruhberg verbreitete, die hier ihre sämmtlichen Condolenzbesuche annahm. Ja, sie sah aus wie ein schönes Bild aus Stein gemeißelt; denn sie war eine bewunderte Schönheit gewesen und kaum Anfangs der Dreißig. Ihre Augen waren weder von Thränen geschwollen, noch zuckte um ihren Mund der mühsam zurückgekämpfte Schmerz, was Beides an sich freilich unschön, aber von tiefem Leid unzertrennlich ist. Es war die Gräfin, die hier den Grafen betrauerte. Sie hatten sich über ihre mächtigen Stammbäume hinweg die Hand gereicht, ohne Liebe, aber auch ohne Abneigung, und dabei war es eben

geblieben. Er hatte sie stets „mon ange“ genannt und sie ihn unwandelbar „mon ami“! Wenn ihre vollentfaltete Schönheit in der Wintersaison der Residenz glänzte, war der Graf stolz auf seine Gemahlin gewesen, und die Gräfin entzückt, die übrigen Damen des Hofkreises an Glanz überstrahlen zu können. Das war nun vorüber! und diesem Gefühl galt auch wohl zumeist die Trauer in diesem wohlpräparirten Heiligthum des Schmerzes. Das hatte auch Léon wohl herausgefühlt, als er der Gräfin seinen Beileidsbesuch machte. Er bot dabei zugleich der Witwe die freie Disposition über die bisher von ihr bewohnten Räume auch für die Zukunft an, da er nicht beabsichtige, dieselben zu bewohnen, und entfernte sich dann aus dieser kühlen Atmosphäre, in welcher die Etiquette jeden Pulsschlag zu regeln schien. Die Gräfin aber, deren scharfer Blick eine Weile prüfend auf dem jungen Mann geruht hatte, sah ihm sinnend nach. Ein Graf Ruhberg ohne Gemahlin, das war ja ganz undenkbar!

Durch die weiten, jetzt so düstern Prunkgemächer des Mittelbaues schritt Léon nachdenklich an den Fremdenzimmern des linken Schloßflügels vorüber nach dem letzten Gemach, welches ebenfalls ein rundes Thurmzimmer war; und während er diese Hallen, jetzt die seinigen, wenn er wollte, betrachtete, kam ein unbeschreibliches Gefühl von Traurigkeit und Vereinsamung über ihn; er konnte es nicht lassen an jede Stelle Alma's liebliches Bild zu setzen, und sich auszumalen, welch heiteres, warmes Sonnenlicht mit ihr in diese Räume einziehen würde. Er seufzte bei dem Gedanken, wie glücklich er jetzt sein könnte, und sagte abermals „nein — nie und nimmer!“

In dem alterthümlichen Thurmgemach sah es weniger feierlich als drüben, aber dafür desto gemüthlicher aus. Durch die gothischen Fenster desselben, an denen in bunter Glasmalerei die Wappen der Ruhbergs prangten, streifte der letzte gelbe Abendschein das freundliche Gesicht des Oldenburger Vetters. Er saß mit dem unvermeidlichen Glimmstengel im Munde in einem der hochlehnigen Armstühle, die zu beiden Seiten des Marmorkamins an einem runden Tisch von Eichenholz standen. Die lustig knisternde Flamme eines kleinen Baumstammes warf freundliche Lichtblicke auf den edlen Rebensaft, der bereit stand, etwaige Reuegedanken des Vetters über das verlorene Erbe hinabspülen zu helfen. Doch war es eigentlich durchaus nicht nöthig; er lehnte sich behaglich zurück und blies die blauen Wölkchen hinauf an die gewölbte Decke des Gemaches, von welcher abermals der Löwe, Adlerflügel und der Türkenkopf des gräflichen Wappenschildes herabschauten, umgeben von denen anderer illüstrer Allianzen. Nun, schloß er endlich seinen Gedankenmonolog, nachdem er eben sämmtliche Besitzthümer, die zu dem Majorat gehörten, mit dem Kennerblick eines Landwirthes gemustert hatte; nun, wenn mich diese Erbschaft nicht glücklicher gemacht hätte, als es der arme Schelm, der Vetter Léon, zu sein scheint, da habe ich wahrlich nichts verloren! — Ja, ja, die Testamentsclausel ist schon für manchen Ruhberg ein saurer Apfel gewesen, und wird es mehr und mehr in unsern Zeiten, wo die ausgleichende Bildung den Unterschied der Stände verwischt. Nun, ich will hoffen, daß es nichts Ernstliches gewesen ist, was er hat brechen müssen! So ein Mädchenherz heilt nicht immer wieder; und das soll Einem dann doch immer auf dem Gewissen liegen und keinen rechten Segen ins Haus bringen. — So sagte man auch vom seligen Grafen — —“ Da trat Léon in das halbdunkle Gemach, Kerzen wurden gebracht, und beide junge Männer vertieften sich nun in Pläne, Anschläge, Einnahmen und Abgaben der zum Majorat gehörigen Güter, wozu auch der Oberamtmann berufen wurde, um die nöthigen Aufklärungen zu geben. Sie waren so vertieft, daß Léon den eintretenden Diener auf seine Frage: wo der Graf befehle zu Nacht zu speisen? nur stumm bedeutete und dabei übersah, daß Jener auch den silbernen Präsentirteller mit Briefen zur Seite stellte, die er ihm hatte überreichen wollen.

„Wir besuchen also morgen den Forst und das Terrain nach dem Flusse zu, über die versumpften Wiesen und den Moorgrund, Herr Oberamtmann, zuerst aber müssen Sie mich in das Gartenhaus unten im Park führen; denn ich gedenke es zu bewohnen, wenn ich hier bin.“

„Aber hochgräfliche Gnaden! das wird unmög.....“

„Gut, gut, mein Bester, wir wollen es schon möglich machen!“ sagte Léon freundlich, aber bestimmt, und entließ den erstaunten Beamten, der kopfschüttelnd und nachdenklich über das neue Regiment, welches sich so anders ankündigte, als das des verstorbenen Grafen, davonging.

Bis Mitternacht beschäftigten jene, für den Besitzer so interessanten Details über Boden- und Forstcultur und Verbesserungen aller Art die beiden Vettern. „Ja, das scheint mir außer Zweifel“, sagte endlich der Oldenburger, „die Revenüen der Herrschaft können bedeutend gesteigert werden, wenn mans recht anfängt. Du könntest sie selbst verdoppeln, wenn Du speculiren wolltest, und industrielle Unternehmungen beginnen, was ich jedoch nicht hoffe!“

„Gewiß nicht, entgegnete Léon, eine letzte Cigarre anzündend, „wenn Dir dabei Runkelrübenzuckerfabriken, Branntweinbrennereien oder dergleichen vorschweben. Doch bin ich darum keineswegs gesonnen, hier Alles beim Alten zu lassen. Wir müssen die Fortschritte, welche die landwirthschaftliche Cultur gemacht hat, benutzen, um die Güter zu heben und Versäumtes nachzuholen, und nur so weit der Industrie huldigen, als sie im Zusammenhang mit den Producten des Landbaues steht. — Gerade der Vorzug des großen gesicherten Grundbesitzes liegt für meine Anschauung in der ruhigen Existenz, die über dem athemlos fieberhaften Drängen und Rennen der Concurrenz, dieses Lebensprincipes aller Industrie, stehen kann. Warum sich dem Wechsel von Ebbe und Fluth, dem gefährlichen Spiele von Wind und Wogen aussetzen, wenn man stolz und sicher seine Bahn ziehen und für höhere allgemeine Interessen wirken kann? — Nein, mein braver Freund, das wäre meiner ganzen Natur fremd; ganz abgesehen von dem Wagniß. Du weißt ja, daß mir jetzt noch alle Vorkenntnisse für meine Stellung fehlen, und sollst deshalb als Mentor und treuer Rath mir zunächst den Mann ausfindig machen, der meiner eignen Unkenntniß zur Seite stehen kann.“ Sie schüttelten sich die Hände und trennten sich für diese Nacht.

Als Léon sich erhob, fiel ihm erst der Briefteller ins Auge und gleichgültig ergriff er eines der Blätter nach dem andern, womit in Gestalt von Glückwünschen, Empfehlungen, Offerten und Preiscourants die Aufmerksamkeit seiner theilnehmenden Mitmenschen den neuen Grafen täglich überhäufte, und dieser war undankbar genug, den verlöschenden Kohlen des Kamins damit neues Leben zu geben. Ganz unten aber lag noch ein Brief, der ihm alles Blut gewaltig zum Herzen trieb. Zwei Blätter lagen darin. „Sie haben“, schrieb Frau von Walter, „in der Erinnerung an unsern freundlichen Verkehr und manche froh verlebte Stunde ganz richtig auch unsere besondere Theilnahme an der überraschend

glücklichen Wendung Ihres Schicksals vorausgesetzt, und es ist mir daher Pflicht und Bedürfniß zugleich, Ihnen dieselbe mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr ferneres Wohl hiermit auszusprechen. — Auch meiner Tochter erlaube ich ein Gleiches, da sie schwerlich in Friedrichsruh sein wird, wenn Sie dahin zurückkehren sollten. Sie wird für einige Zeit durch das Amt einer Krankenpflegerin fern gehalten werden. Bei ihrer Rückkehr jedoch hoffe ich die Verlobung derselben mit einem würdigen Manne, der in ihr Ersatz für eine verlorene Lebensgefährtin sucht, öffentlich anzeigen zu können, so wie ich es jetzt Ihnen auf vertrauliche Weise mittheilen will."

„Nein, das ist unmöglich!" rief der junge Mann, „ich glaube es nicht bis Alma selbst es mir sagt." Und damit erbrach er hastig das feine Blatt mit zitternder Hand, küßte die zierlichen Schriftzüge und las: „Das erste und einzige Mal, wo ich Ihnen, nein, Dir, mein Léon, schreibe, soll Wahrheit zwischen uns sein. Die Gewißheit Deiner Liebe, der Du gestern Worte verliehest, hat mich namenlos glücklich gemacht; denn auch mein Herz gehörte Dir, seit ich zum ersten Male mit jungfräulichem Bewußtsein in die Welt trat. Du weißt es! wenn ich es Dir auch nicht mit Worten sagen konnte — Du weißt es doch — und die Seligkeit einer ganzen Zukunft voll Liebe durchzog noch gestern unsere Herzen. Doch heimisch sollten diese schönen Hoffnungen nicht darin werden! Die Welt — mein Léon, die Fügung Gottes will ich lieber sagen, sie hat uns getrennt und wir müssen uns ihr unterwerfen; Du im Annehmen und ich im Entsagen. Du mußt den hohen Platz annehmen, auf welchen das Schicksal Dich beruft, und nimmer könnte ich ein Opfer annehmen, welches den Pflichten gegen Deine Mutter, Deine Familie widerstritt und Dein Leben zu Dürftigkeit und Abhängigkeit verurtheilte. — Nein, theurer Léon, so gern ich auch sonst mit heiterm Muth die bescheidenste Zukunft mit Dir getheilt hätte, jetzt würde mir davor bangen, und jede zufällige Wolke auf Deiner Stirn, jeder kleine Anstoß im täglichen Leben würde mich mit der Besorgniß quälen, Du bereutest das gebrachte Opfer. Dieses unbestimmte Etwas, was sich zwischen unsere Herzen legen würde, vermöchte selbst all unsere Liebe nicht zu bannen. — So laß uns denn Muth fassen, unser Geschick anzunehmen und Jedes in seiner Weise würdig zu erfüllen; Du, in dem weiten Beruf, der sich Dir öffnet, indem Du Dir getrost die Grafenkrone auf Dein edles Haupt setzest; ich, auf dem engen Pfade der Pflicht, die ich als letzten Lebensanker jetzt erfasse. Ich habe meine Zukunft willenlos in die Hände meiner guten Mutter gelegt, und sie wird Dir sagen, wie sie darüber bestimmt hat.

So — nun ist es geschehen! Gott sei mit Dir auf allen Deinen Wegen und führe Dir ein Herz zu, welches Dich liebt wie das meine! Und nun lebe wohl! Du meiner Jugend Hoffnung und Stern — mein Léon."

Da kam das ganze Weh der Trennung über die starke Seele des jungen Mannes, er legte das Haupt in beide Hände auf den Tisch und saß lange wie gebeugt von einem schweren Schlag. An der Wand gegenüber hing das Bild des Majoratsstifters Hans von Ruhberg und schien mit etwas spöttischem Lächeln auf diesen Träger seines Namens herab zu schauen; war er doch nicht der Erste, der in diesen Räumen den schweren Kampf mit seinem Herzen und einer verlockenden Zukunft voll Glanz und Ehre kämpfte, und wohin der Sieg sich auch diesmal neigen würde, das schien dem stolzen alten Herrn unzweifelhaft.

Ein feuchter Glanz schimmerte noch in Léons dunklem Auge, als er das Haupt wieder aufrichtete; aus seinem bleichen Gesicht und den schmerzlich zusammengepreßten Lippen sprach der Trotz eines fest gefaßten Entschlusses. Ja, er war ein echter Freiherr von Gottes Gnaden, dieser Ruhberg, und das stolze Blut seiner Vorfahren empörte sich gegen den Zwang, der aus dem sechzehnten Jahrhundert hinübergreifen wollte in das neunzehnte, an die zartesten Fasern eines Menschenherzens. — Er war nicht schwärmerisch genug, um etwa zu glauben, daß die Liebe, die das eigentliche Lebenselement des Weibes ist, auch das Dasein des Mannes, will er nicht seine eigentliche Bedeutung verlieren, auszufüllen vermöge. Aber daß sie die holde Blume sei, die er nach eigner freier Wahl in sein Herz pflanzen dürfe, um sich an ihrem Duft zu erquicken und mit ihren Blüthen seinen oft dornenvollen Pfad zu schmücken — dies eingeborene, unveräußerliche Vorrecht eines freien Mannes aufzugeben, dagegen stritt nicht allein Léons Liebe, sondern auch sein Stolz. Léons aristokratische Natur erkannte in ihrer Ausschließlichkeit gegen alles Gemeine jedem edlen Geschlecht das Recht zu, über die sittliche Reinheit seines Stammbaumes zu wachen; aber im Puncte des Seelenadels dachte er wie Fürstin Amalia. Er hätte leichter einem Familienrath das Urtheil über den Werth oder Unwerth seiner Wahl zugestanden, als sich der mittelalterlichen Clausel der zweiunddreißig Ahnen unterwerfen.

Die wenigen Tage seines Aufenthaltes in der Herrschaft Ruhberg hatten Léon bereits den Werth einer unabhängigen Stellung in der Welt klar gemacht, und der Reiz eignen Grundbesitzes ihn mächtig erfaßt. Alma's richtiges Gefühl hatte erkannt, daß es Opfer gebe, die man weder bringen, noch annehmen dürfe; er konnte jetzt nicht mehr zurücktreten in die bescheidene Sphäre eines Lieutenants, um in ewiger Abhängigkeit sich zugleich in dem Conflict abzumühen, einen stolzen Namen mit Anstand zu tragen, ohne die Mittel zu haben, ihn zu stützen. Darum war sein Plan gefaßt gewesen, noch ehe er den Scheidebrief der Geliebten erhielt, welcher ihn unnütz zu machen bestimmt war.

Der kalte Märzwind rüttelte an den Bogenfenstern und ein heftiger Windstoß, der sich durch den Kamin Eingang erzwingen wollte, weckte endlich Léon aus seinem düstern Nachsinnen. Er erhob sich mit festem Tritt aus dem Sessel und eine der fast verlöschenden Kerzen ergreifend, sagte er mit dem Ausdruck eines energischen Willens: „Nun wohl, es soll doch dabei bleiben! ich nehme die Grafenkrone an, um wieder als Freiherr zu handeln!" und mit einem finstern Blick nach dem alten Grafenbild ging er, die Ruhe aufzusuchen.

Zwar versuchte Léon am nächsten Morgen brieflich Alma's Mutter und diese selbst für seine Pläne zu gewinnen, und die vielleicht noch nicht unwiderrufliche Bestimmung über ihre Hand abzuwenden, doch vergebens. Frau von Walter wollte nicht halb gethan haben, was sie einmal Léons Familie, dem Urtheil der Welt und ihrem eignen Gewissen gegenüber als unabweislich erkannt hatte; sie las zwar mit Thränen der Rührung den Brief des jungen Mannes und betrachtete dessen Wahlspruch: „Fest und getreu", der das Siegel eines zweiten Briefchens rings umgab; aber sie legte es mit schwerem Herzen unerbrochen zu den Heiligthümern ihres Schreibtisches. Es mußte doch so bleiben; wozu Alma neue Kämpfe auferlegen? Ohne Léon zu antworten, rüstete sie sich selbst zur Abreise nach Olsdorf; denn sie konnte seine dringende

Frage über die Unwiderruflichkeit von Alma's Verlobung nicht mit Ja beantworten, und wollte eben so wenig Nein sagen.

Sie gedachte ohnehin jetzt nur ungern fast ihres dem Professor früher halb gegebenen Versprechens, und die Nachricht war ihr eine Art Erleichterung, daß derselbe ein sehr vortheilhaftes Anerbieten zu einer längeren wissenschaftlichen Expedition anzunehmen gedenke. Seinen Vorschlag, noch vor seiner Abreise die Verlobung mit Alma schließen zu dürfen, lehnte sie ab, und die Freude der Tochter über diesen Aufschub belehrte die Mutter über die Mißlichkeit dieses Heilmittels. Sie stellte daher im Stillen Léons Pläne und Alma's Zukunft Gottes Führung und der Entwickelung der Zeit anheim, ohne irgend wie fördernd oder hemmend eingreifen zu wollen.

Die feierliche Uebergabe der Herrschaft Ruhberg hatte stattgefunden und Léon sein Schicksal angenommen, aber nicht um sich ihm willenlos zu ergeben, sondern um es männlich und frei zu beherrschen und zu lenken.

Während in dem Schlosse Ruhberg tiefe Ruhe herrschte, regte es sich dafür in der näheren und weiteren Umgebung desselben um so lebendiger, seit der vom Oldenburger Vetter gesandte tüchtige und wissenschaftlich gebildete Landwirth angekommen und seine schaffende Hand überall angelegt hatte. Er war freilich dem Oberamtmann ein Dorn im Auge, der sich aber kluger Weise fügte und seine Zufriedenheit äußerte, bei so vermehrten Geschäften einen Gehülfen zu haben wie er meinte, obschon Jener entschieden die Oberleitung führte. Der große Forst war versumpft und mußte gelichtet und ein Theil der Wiesen ebenfalls mit Gräben durchzogen werden; ein reiches Kohlenlager war entdeckt und in Pacht gegeben worden; dann sollten zu leichterem Vertrieb der Producte bessere Wege nach dem für Kähne schiffbaren Flusse gebaut werden; von den Obstpflanzungen in Flur und Gärten oder den neuen Sämereien, die für die nächste Bebauung der Felder verschrieben wurden, gar nicht zu reden.

Auch Bauleute rüsteten hier und da auf den Gütern, aber keine neuen Jagd- oder Lustschlößchen erhoben sich, sondern höchst praktische Mühlen, Ställe, Speicher und Wirthschaftsgebäude, und wer irgend fleißige Hände nach Ruhberg mitbrachte, war sicher dort lohnende Arbeit zu finden. Die Gutsbesitzer der Umgegend aber schüttelten mit dem Oberamtmann um die Wette die Köpfe über den unerhörten, ganz unaristokratischen Neuerungseifer des jetzigen Grafen und prophezeiten ihm unter sich alles mögliche Unheil. Welch ein ganz „teufelmäßiger Cavalier" war dagegen der Verstorbene gewesen! Er ritt, jagte, spielte und gastirte mit Allen um die Wette, wenn er in Schloß Ruhberg war, unterschrieb die nöthigen Quittungen, gab Beiträge zu allen möglichen guten Zwecken und war Mitglied aller Jagd-, Renn- und Agriculturvereine der Provinz, und wohnte regelmäßig den Stiftungsfesten derselben bei.

Schon die Absicht des Grafen Léon, das unscheinbare Gartenhaus im Schloßpark zu bewohnen, versprach geringe Aussichten für seine gastlichen Absichten; und noch bevor er es bezog, war sein Ruf als Sonderling bereits festgestellt.

Nichts desto weniger gab es aber doch in der Nachbarschaft barmherzige Seelen, die es im Verein mit den Töchtern der Familie zur edlen Pflicht machen wollten, ihn von diesem einsamen Pfade abzulenken. Es half dem jungen Majoratsherrn nichts, die Einladungen waren zu gut gemeint und dringend, und mit seinen Nachbarn muß man es nirgends verderben, am wenigsten auf dem Lande. So hatte er denn seinem neuen Range zu Ehren manch feierliches Mahl mitgehalten, bei welchem alle Pracht des Hauses entfaltet wurde, und manch Ahnfräulein dabei an seiner Herzseite gesehen, ohne daß dieses darum aus seinem ruhigen Tact gekommen wäre, obgleich es darunter gar lebensfrische und wohlerzogene gab, die mit einem so allerliebsten Stolz ihr fein geschnittenes Näschen emportrugen, daß man ihnen gleich ansehen mußte, sie seien viel zu gut für irgend einen andern Sterblichen außer einem Majoratsherrn. Auch manches ältere Fräulein glaubte erst jetzt den Wink des Schicksals zu verstehen, welches sie bisher so unbeachtet gelassen, um sie zu hohen Ehren aufzusparen. Sie verspürten eine plötzliche Anwandlung von romantischer Melancholie und schwärmten für alle verfallnen Gartenhäuser, und die Modehändlerin der nächsten Stadt staunte über den Verbrauch von rosa und himmelblau von Seiten gewisser Kundinnen, sowie sie überhaupt gute Geschäfte machte, so lange diese hoffnungsreiche Festzeit dauerte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Studentenkrawall.

Ein Blatt aus der Geschichte Wiens.

In seinem Gemache zu Wien, in einem Hause des Kohlmarktes, unfern der kaiserlichen Hofburg, eine Stiege hoch gelegen, ging der hochgestellte, mächtige, allgemein gefürchtete, von vielen gehaßte und verabscheute, und vielleicht von keinem einzigen Menschen geliebte kaiserliche Geheimerath von Hocher mit heftigen Schritten auf und nieder.

Er war in sichtlicher Aufregung, doch schien diese nicht peinlicher Art zu sein, denn von Zeit zu Zeit umspielte ein verschmitztes unheimliches Lächeln seinen Mund, dessen herabgezogene Winkel in vollkommenem Einklange zu den harten Zügen seines Gesichtes standen, das man nicht häßlich nennen konnte, und das dennoch einen beinahe abschreckenden Charakter trug.

Mehrmals hemmte er seine hastigen Schritte, trat an das Fenster, öffnete es, bog sich ein wenig hinaus und schien nach der linken Seite hin zu lauschen, von wo her, je nach dem stärkeren Lufthauche, bald lauter, bald minder laut, ein dumpfes Summen und Brausen erschallte wie von zahlreichen Menschenstimmen.

So oft dieses Getöse das Ohr des Geheimerath von Hocher mit größerer Deutlichkeit traf, rieb er sich vergnügt die Hände und murmelte halblaut vor sich hin:

„So ist es Recht! — Die Sache scheint immer ernster zu werden. Hoffentlich giebt es eine hübsche Anzahl blutiger Köpfe, und fehlte es sogar an einigen Leichen nicht, dann müßte ich gewonnen Spiel haben und nicht länger würde der gutmüthige schwache Kaiser die energischen Schritte verweigern können, um die ich ihn schon so lange vergebens angegangen bin, und durch welche endlich der Uebermuth dieser tollköpfigen Burschen gezügelt werden muß!"

Ein Schuß, der zwar durch die Entfernung gedämpft, aber dennoch deutlich genug herüberschallte, unterbrach das Selbstgespräch des Geheimenraths, der sich binnen kurzer Zeit, ein Gegenstand allgemeinen Neides, von dem unbeachteten Ausländer durch Ränke aller Art, aber freilich auch durch ausgezeichnete Geistesgaben, zu dem mächtigen Günstlinge des schwachen Kaiser Leopold emporgeschwungen hatte.

„Herrlich!" rief Hocher. „Jetzt fängt auch das Schießgewehr an mit hineinzusprechen; da werden denn doch einige Todte kaum ausbleiben können, und ich erblicke mich endlich am Ziele! — Diese unerhörten Privilegien müssen fallen!"

In seine Gedanken vertieft schritt er wieder mehrmals in dem Zimmer auf und nieder, fortwährend nach dem fernen Getöse lauschend, zugleich aber allem Anscheine nach noch auf Anderes sinnend.

„Wo nur der Rochus bleibt?" rief er endlich nach einer längern Pause ungeduldig aus. „Seine Rolle muß er doch jetzt, da die Sache so schön im Gange ist, schon längst gespielt haben, und er sollte daher bereits hier sein, um mir über das Vorgefallene Bericht abzustatten."

Wieder trat er zu dem Fenster und blickte hinaus, ob er den Erwarteten nicht erspähen könne. Zahlreiche Menschen liefen eilfertig die Straße hinauf, in der Richtung des Getöses, doch Rochus zeigte sich nicht, und gleichwohl müßte er um so leichter zu erkennen gewesen sein, da er dem Menschenstrome entgegen zu schwimmen hatte.

Schon wollte Herr von Hocher unmuthig das Fenster wieder zuwerfen, da bog um die Ecke des hohen Marktes ein Mann, der die Richtung gegen das Haus des Geheimerathes einschlug und sich dabei mühsam einen Weg durch die zahlreich ihm Entgegenkommenden bahnte. Der Geheimerath glaubte in ihm den erwarteten Rochus zu erkennen und noch war der Mensch auf dem Kohlmarkt nicht weit gegangen, als Herr von Hocher sich überzeugte, daß er sich nicht getäuscht hatte.

„Wie der Kerl schleicht!" brummte er ärgerlich. „Sollte man nicht meinen, es gälte die gleichgültigste Sache von der Welt? — Und doch weiß der Mensch, wie viel mir daran liegt, Näheres zu erfahren."

Er bog sich nun weiter zum Fenster hinaus und winkte dem Rochus ungeduldig zu, seine Schritte zu beschleunigen. Der Diener bemerkte beinahe augenblicklich seinen Herrn und dessen Zeichen; er ging auch wirklich etwas schneller, aber man konnte deutlich sehen, daß er sich dazu sehr anstrengte; auch bemerkte der Geheimerath jetzt, daß sein Diener die eine Hand fest gegen die Seite preßte, wie man wohl zu thun pflegt, um einen heftigen Schmerz zu lindern.

„Sollte der Kerl verwundet sein?" dachte Hocher. Aber ohne durch diesen Gedanken zum Mitleid gestimmt zu werden, rief er zornig hinab: „Wirst Du Dich wohl beeilen, Hallunke? — Weshalb kriechst Du wie eine Schnecke? — Lauf oder Dich soll der Donner erschlagen!"

Angespornt durch diese rauhen Worte seines Gebieters, dessen unbarmherzige Strenge er nur zu gut kannte, da er schon oft dessen rohe Mißhandlungen zu erdulden gehabt hatte, bot Rochus alle seine Kräfte auf, und obgleich ihm das schnellere Gehen offenbar sehr schwer wurde, trat er schon nach wenigen Minuten zu dem Geheimerath in das Zimmer.

„Nun, wie steht es?" fragte Herr von Hocher hastig. „Wird die Sache ernst?"

„Mehr als mir lieb sein kann", entgegnete Rochus mit einer Dreistigkeit, die er sich sonst nicht gegen seinen Gebieter herauszunehmen wagte. „Ich habe von einem der Studenten mit dem Gefäße seines Schlägers einen so heftigen Stoß hier in die Seite bekommen, daß mir gewiß ein paar Rippen zerbrochen sind, denn ich stehe furchtbare Schmerzen aus."

„Wird so arg nicht sein!" sagte der Geheimerath fühllos. „Indeß kannst Du Dich nachher untersuchen lassen. — Jetzt erzähle vor allen Dingen."

„Wie Ihr es befohlen hattet, gnädigster Herr Rath", begann nun der Diener, auf dessen Gesicht Leichenblässe und dunkle Röthe, die Wirkungen des Schmerzes, rasch mit einander wechselten und der sich mehrmals durch laute Seufzer und heftige Klagelaute unterbrechen mußte, „hatten ich und einige Freunde die letzten Tage daher die Soldaten der Stadtguardia und die Studenten durch allerhand Reden so gegen einander aufgehetzt, daß nur eine ganz geringe Veranlassung dazu gehörte, um zwischen ihnen eine Schlägerei herbeizuführen, die allem Vermuthen und aller Wahrscheinlichkeit nach viel erbitterter und viel blutiger ausfallen mußte, als alle die vielen früheren. — Eine solche Veranlassung wußte ich denn auch heute glücklich herbeizuführen. Ich veranlaßte nämlich einen Freund von mir, indem ich ihm eine reiche Belohnung versprach und ihn halb in das Geheimniß zog, auf der Straße, in der Nähe eines Gasthauses, das nicht weit vom Lugeck entfernt ist, und wo zu jeder Tagesstunde eine Menge der rauflustigsten Studenten verkehren, einen solchen Lärm zu vollführen, daß es nicht schwer halten konnte, dem nächsten Wachtposten der Stadtguardia begreiflich zu machen, der tolle Lärmer sei betrunken und müsse daher arretirt werden. — Als die Wache dann Hand an meinen guten Freund legen wollte, sträubte sich dieser nach unserer getroffenen Verabredung gewaltig und schrie so laut er konnte nach Hülfe, ich aber lief in das Gasthaus neben dem Lugeck, sprang in das Gastzimmer und fragte mit allen Zeichen des Schreckens und der Angst, und indem ich that, als sähe ich die vielen Studenten, die bei ihren Weinkrügen saßen, gar nicht: „Was hat denn nur der schmucke Student dort draußen auf der Gasse begangen, daß die Stadtguardia ihn gegen das Privilegium der Universität in Verhaft schleppen will?"

Kaum hatten das die Studenten vernommen, da sprangen sie wild von ihren Weinkrügen auf und ohne weiter eine Frage nach dem nähern Zusammenhange der Sache zu thun, flogen ihre Klingen aus der Scheide, und sie stürmten hinaus auf die Gasse und auf die Soldaten der Stadtguardia ein, ohne sich auch nur darum zu kümmern, ob es auch wirklich einer ihrer Commilitonen war, der verhaftet werden sollte. — Die Soldaten wollten sich ihre Beute nicht entreißen lassen, und so entstand augenblicklich eine gewaltige Rauferei. — Anfangs hatten die Studenten die Mehrzahl und die Ueberraschung des ersten Angriffs für sich, aber ich hatte durch meine Kameraden im Voraus dafür gesorgt, daß bald mehr und mehr Mannschaften von der Guardia herbeikamen. So würde es denn den Studenten vielleicht bald gar schlecht ergangen sein, hätte der Lärm nicht von der unfern gelegenen Aula her auch viele der Ihrigen herangezogen. Dadurch wurde denn das Gefecht binnen kurzer Zeit immer hitziger und es nahmen von beiden Seiten immer mehr und mehr Kämpfer daran Theil.

Ich stand dabei in sicherer Ferne; denn ich wollte wohl das Feuer schüren, aber mich nicht selbst an dessen Flamme verbrennen, und dennoch mußte das Unglück mich ereilen. Als ich nämlich sah, daß die Ueberzahl der Studenten zu sehr wuchs, fürchtete ich, die Guardia möchte Reißaus nehmen, noch ehe die Händel so ernst geworden wären, wie Ihr es wünschtet, gnädigster Herr Geheimerath. Deshalb zog ich einen Rottmeister der Guardia bei Seite und ertheilte ihm den Rath, er möchte einen oder ein Paar seiner Leute nach den nächsten Wachtposten schicken und von dort Succurs herbeiholen lassen. — Ein Student, der eben erst herbeikam, hatte das wahrscheinlich gehört; denn er versetzte mir, wie ich Euch schon sagte, mit dem Gefäße seines Schlägers einen furchtbaren Rippenstoß und sagte dazu, indem er laut und höhnisch lachte: „Da hast Du die Bezahlung für Deinen guten Rath!“ — Ich brach unter dem Stoße zusammen; dann aber raffte ich mich wieder auf, und indem ich den Platz verließ, auf dem der Kampf sich jetzt hart genug entsponnen hatte, zog ich das verborgen gehaltene Pistol hervor und feuerte es in die Luft ab. — Ich dachte dabei an die Worte, die Ihr, gnädigster Herr, mir im Vertrauen gesagt hattet, und zugleich auch, der Schuß würde für beide kämpfende Parteien ein Zeichen sein, daß außer der blanken Waffe auch die Kugelröhre ihre Dienste leisten könnten.“

„Und Dein Zeichen ist verstanden worden“, sagte der Geheimerath vergnügt, indem jetzt rasch hintereinander mehrere Schüsse in der Richtung fielen, in welcher der Tumult tobte.

„Ich bin mit Dir zufrieden, Rochus“, fuhr Herr von Hocher dann fort, nahm von einem Tische eine ziemlich reich gefüllte Börse, warf sie dem armen Teufel zu, der sich kaum noch auf den Beinen zu erhalten vermochte, und sagte: „Nimm das einstweilen als Lohn und Schmerzensgeld und dann laß Dich untersuchen, ob Du wirklich so schwer verletzt bist, wie Du glaubst. — Für den Augenblick kannst Du mir weiter nichts nützen, brauche ich Dich aber wieder, dann sollst Du es erfahren, und ich hoffe, Dich zu meinem Dienste eben so bereit zu finden wie immer.“

Rochus, der gegen das Ende seiner Erzählung immer bleicher und bleicher geworden war, drohte ohnmächtig niederzusinken. Er machte daher ungesäumt von der erhaltenen Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, Gebrauch und wankte wie ein Betrunkener zur Thür hinaus, die ihm so nöthige Hülfe zu suchen.

Kaum erblickte der Geheimerath Hocher sich allein, so rief er voller Freuden:

„Jetzt, Ihr Herren Studenten, werde ich es endlich durchsetzen, daß Eure Privilegien etwas beschnitten und gekürzt werden. — Ei, das wäre mir das Rechte! — Abgesonderten Gerichtsstand und anerkannte Privilegien der Freiheit haben, und noch überdies für so manchen verübten Frevel straflos ausgehen, weil unser allergnädigster Kaiser und Herr gar so weichmüthig ist? — Nein, das soll und wird ein Ende nehmen und es darf sich ferner nicht jeder Bösewicht für sicher halten, weil er die Kleidung eines Studenten angelegt hat, um ungestraft ein zügelloses Leben führen zu können, wie jetzt so viele Strolche thun zu dürfen glauben, obschon sie gar nicht einmal daran denken, den Studien und den Wissenschaften obzuliegen.

Mit dieser letztern Anschuldigung hatte der Geheimerath von Hocher zwar vollkommen Recht, denn allerdings ließen sich viele wüste Gesellen als Studenten einschreiben, um unter dem Schutze der Universitäts-Privilegien in verhältnißmäßiger Sicherheit und Straflosigkeit ihren Leidenschaften fröhnen zu können; allein obgleich er sich den Anschein gab, als eifere er danach, wirkliches Unrecht zu unterdrücken, wurde er doch eigentlich nur von persönlicher Rachgier getrieben. Denn wenn er sich auch von dem Stande eines gewöhnlichen Advocaten zu einem Mitgliede des Geheimenrathes emporgeschwungen und es mit Advocatenschlauheit verstanden hatte, sich den Ruf großer Gelehrsamkeit, alterthümlicher Geradheit und strenger Gerechtigkeitsliebe zu erwerben, war er doch der lauten Verhöhnung und einer öffentlichen Beschimpfung durch mehrere wirkliche Studenten nicht entgangen, als er, um seinen herrischen Willen durchzusetzen, sich mehrerer himmelschreiender Bedrückungen und Grausamkeiten schuldig gemacht hatte.

Dafür verlangte er Rache; aber kalt und grausam, wie er war, übte er diese nicht an den einzelnen Beleidigern, sondern an der ganzen Genossenschaft, der dieselben angehörten. Deshalb rief er durch absichtliche Hetzereien seiner Helfershelfer auf beiden Seiten einen öffentlichen Kampf hervor, der, nach den von ihm in aller Stille und Heimlichkeit durch seine Satelliten getroffenen Anstalten, ungleich größere Dimensionen annehmen und viel blutigere Erfolge haben mußte, als die zahlreichen früheren Raufereien der Studenten mit der übelgelittenen Stadtguardia oder mit den Gesellen einer oder der andern Zunft. Selbst Leichen wünschte er sich, ohne in seiner herzlosen Selbstsucht daran zu denken, daß leicht ganz Unschuldige als Opfer eines solchen Straßentumultes fallen konnten. Nur auf diesen kam es ihm an, alles Uebrige kümmerte ihn dabei nicht; denn er zweifelte nicht, daß er durch einen so großartigen Exceß den Anhalt gewinnen würde, den Kaiser zu der Beschränkung der Universitäts-Privilegien zu bestimmen, eine Rache, an der er schon längst, bisher aber immer vergebens, gearbeitet hatte.

Er hielt sich aber jetzt des Gelingens seiner Absicht um so mehr versichert, da er durch seine Weise, seinem kaiserlichen Herrn den Vorfall darzustellen, viel dazu beizutragen hoffen durfte, auf den schwachen, aber wahrhaft gerechtigkeitsliebenden Kaiser Leopold Eindruck zu machen.

Vielleicht wäre dies auch in der That heilsam gewesen; denn es ließ sich nicht läugnen, daß in jener Zeit mit beispielloser Frechheit großer Unfug getrieben wurde und daß das Menschenleben selbst auf offener Straße und am hellen lichten Tage gefährdet war. Hatte doch erst noch ganz kürzlich der schwedische Graf Horn wegen eines unbedeutenden Streites bei dem Spiele den kaiserlichen Obersten Braida niedergestochen!

Zwar verhängte das Gesetz für solche und ähnliche Missethaten Enthauptung und Güterconfiscation, aber Kaiser Leopold war für gewöhnlich viel zu gutmüthig, um dem Gesetze ungehindert seinen Lauf zu lassen, und oft begnadigte er selbst da, wo strenge Strafe wohlverdient gewesen wäre.

Deshalb möchte es trotz des heimtückischen Mittels, welches Hocher angewendet hatte, um den großartigen Studentenkrawall hervorzurufen, der ihn zu seinem Ziele führen sollte, für die größere Menge vielleicht sehr wohlthätig gewesen sein, wenn er seine Absicht erreicht hätte; allein dies geschah nicht, und erst späterer Zeit war es vorbehalten, eine heilsame Beschränkung der Universitäts-Privilegien herbeizuführen.

L. v. Alvensleben.

Sonntags-Plauderei.

Deutsche Gegensätze. Johann Kepler, der berühmte Reformator der Sternkunde, welcher das für die astronomische Wissenschaft so hochwichtige Gesetz: „daß die Quadrate der siderischen Umlaufszeiten der Planeten wie die Würfel ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne sich verhalten“, fand, starb buchstäblich an Hunger und Kummer; denn seine ganze Hinterlassenschaft, von welcher er sich und seine Familie auf lange Zeit hinaus erhalten sollte, bestand aus 22 Thalern und einem elenden Gaul, aus welchem 11 Gulden gelöst wurden. Zur selben Zeit, wo Kepler hungerte und bei Kaiser und Reich vergeblich um Auszahlung seines rückständigen Gehalts bettelte, erforderte der tägliche Küchenbedarf des Fürsten von Friedland, Albert von Wallenstein, folgende Rationen: 2 gute Ochsen, 20 Hammel, 10 Hauer, 4 Kälber, 1 gutes Schwein, 2 Seiten Speck, 1 Tonne Butter, ¼ Tonne ungesalzene Butter, ⅓ Salz, 40 junge Hühner, 15 alte Hühner, 12 Gänse, 4 italienische Hähne, 6 Schock frische Eier, 70 Maaß Milch, 600 Laib Weißbrod, 400 Laib Roggenbrod, 2 Scheffel Weißmehl, 8 Tonnen gutes Bier, 2 Tonnen Rheinwein, 4 Eimer Frankenwein, 2 Eimer Weinessig, 1 Eimer Bieressig, 1 Pfund Safran, 1 Pfund Pfeffer, 1 Pfund Ingwer, 3 Pfund Zimmet, 1 Pfund Muscatblüthen, ¼ Pfund Muscatnüsse, 20 Pfund Reis, 40 Pfund Zucker, 16 Pfund Wachslichter und in gleichem Maße Oliven, Citronat, Rosinen, Capern, gesalzene Lemonien, Confect, Gartengemüse aller Art! Die Kolbenstöße der rohen Waffenknechte des Friedländers öffneten alle Truhen und Millionen wurden, wie Wirth in seiner „Geschichte der Deutschen“ sagt, verfügbar. Keplers Laufbahn war ein Martyrium vom Anfang bis zu Ende und mit vernichtenden Worten spricht Kästner in seinem Epigramm ein hartes aber gerechtes Urtheil über Keplers Zeitgenossen aus, wenn er sagt:

> So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
> Als Kepler stieg; und starb in Hungersnoth.
> Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
> Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

Und dann in einem zweiten an Christlob Mylius bei Uebersendung von Keplers Werk Harmonia mundi:

> Freund, da Dein zärtlich Ohr der Tonkunst Reiz empfindet,
> Des Weltbaus Harmonie Dein tiefer Geist ergründet,
> Lies, was von beiden hier der Lehrer Newtons schreibt,
> Den Deutschland hungern ließ und — seiner unwerth bleibt!

Isaak Newton dagegen, gewissermaßen Keplers Schüler und auf seinen Schultern stehend, erntete für seine Gesetze über die Schwerkraft Ruhm, Würden und irdische Güter. Während Deutschland seinen großen Astronomen Kepler in einem ärmlichen Gasthofe zu Regensburg vor Noth umkommen ließ, wetteiferte ganz England, um seinem berühmten Newton die ausgesuchtesten Ehren zu erweisen. Er hinterließ bei seinem Tode ein prächtiges Landhaus und 32,000 Pfund Sterling, die ersten Würdenträger Englands trugen sein Leichentuch. So ehrte England und so Deutschland seine großen Männer! K. W.

Ein hübscher Nachtisch. „Eines Abends“, erzählt Graf Alexander von Tilly in seinen Memoiren, „hatte ich mich selbst, meine Langeweile und dreißig Louis — Alles, was ich noch in meinem Vermögen besaß — zum Präsidenten von Champ.. gebracht, in dessen Hause stark gespielt wurde und wo ich häufig zu sehen war. Von meinen Louis besaß ich eben nur noch fünf, als mir die Marquise de Souveil.., die Nichte des Präsidenten, zur Tafel die Hand bot. Ich führte sie mit dem edeln Gleichmuth eines Spielers, den die Gegenwart zu Boden drückt, der aber aus Gewohnheit gegen eine Schöne aus der vergangenen Zeit artig ist; denn sie schien mir in der That schon der Vergangenheit anzugehören und mit ihren Jugendreizen etwas sehr geeilt zu haben. Einem gewissen Herrn von Poinst.., welcher sich in Versailles beim Spieltisch der Königin als Croupier eingeschoben hatte, war meine bedrängte Lage nicht entgangen; meine Jugend und das Unglück im Spiele, welches mich verfolgte, hatten seine Theilnahme erregt.

— Wenn Sie zur Tafel gehen, redete er mich an, so geben Sie mir Ihre fünf Louis.

Ich besann mich keinen Augenblick; ja ich wußte nicht einmal recht — so sehr war ich gewohnt zu verlieren — ob ich sie nicht schon verloren hätte und sie ihm noch geben könne. Er nahm sie. Ich setzte mich zur Tafel, er an den Spieltisch. Nach einer Stunde kam ich wieder, sah ihn und vor ihm einen großen Haufen Goldes, worauf ich nicht den geringsten Anspruch machen zu können glaubte. Ich glaubte, er habe meine armseligen Goldstücke geopfert, das Spiel dann auf eigene Rechnung fortgesetzt und das viele Gold gewonnen. Er spielte indessen weiter, pointirte mit unglaublicher Kaltblütigkeit ohne mir ein Wort zu sagen, ohne mich anzusehen. Erst nach einiger Zeit wendete er sich nach mir um.

— Sind Sie der Meinung, daß es thöricht von Ihnen gehandelt sein würde, die in den letzten Zügen liegende Bank vollends sprengen zu wollen? — Ich gebe Ihnen den Rath sich zurückzuziehen.

— Mein Herr! antwortete ich überrascht.

— Sie gewinnen viel.

— Ist denn das Geld —

— Es ist Ihr Geld; ich habe nicht für meine Rechnung gespielt.

— Sie scherzen!

— Nun, dann ist es wenigstens ein Scherz, den Sie nicht übel deuten könnten. — Seien Sie aber ganz ruhig; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, das Geld gehört Ihnen.

Ich schüttete es in meinen Hut, es waren über zwölfhundert Louis. War das nicht ein edler Zug eines edeln Mannes? War das nicht eine allerliebste Art, aus Wenigen Viel zu machen?“ D.

Briefkasten.

Herrn Ernst Heinze in Saalfeld. Seien Sie überzeugt, daß es niemals in unserer Absicht liegt, zu kränken. Wir nehmen nur die Sache so ernst, daß uns die Person gleichgültig ist; auch halten wir Offenheit für unsere Pflicht. Sie irren nicht, wenn Sie glauben, Fortschritte gemacht zu haben. In einzelnen der übersandten Gedichte, z. B. „Die Trauernde“ und „An Franziska“ findet sich manches Gelungene; liegt Ihnen aber daran, von uns gedruckt zu werden, so müssen Sie sich einer noch größeren Unerbittlichkeit gegen sich selbst befleißigen.

Herrn A. v. B. in Colditz.

> „Ach, wenn es doch nur auch schon wär' vorüber,
> Wenn ich doch nur auch stände schon am Grab;
> Es wird ja um mich trüber, immer trüber —
> Ach, dürft' zerbrechen ich den Wanderstab.“

Gedruckt werden Ihnen diese Verse fremder erscheinen, als in der eigenen Handschrift; lesen sie dieselben mit aufmerksamem Blicke, und fragen Sie sich, ob wohl ein Dichter begraben würde, wenn Sie jetzt Ihren Wanderstab zerbrächen. Auch Sie scheinen viel zu nachsichtsvoll gegen sich selbst zu sein, denn die beiden andern Gedichte sind so ungleich besser, daß sie uns zu dieser Antwort bewogen haben.

Herrn Alfred G. in Wartheim.

„Guter Rath.“

> „Was Heiliges Du einst empfunden,
> Verschließe sorgsam in des Herzens Schrein;
> Und nur in schmerzensreichen Stunden
> Führ' die Erinnerung den Schmerz hinein,
> Damit er mit in Seligkeit zergehe
> Und wieder schöne Zeiten sehe.“

Ein in Seligkeit zergangener Schmerz, der wieder schöne Zeit sieht — der „gute Rath“, den wir Ihnen geben möchten, würde den Ihrigen an Verständlichkeit sicher übertreffen.

Herrn Louis Schmidt in Gahry bei Forst. Ihr Aufsatz: „Ein Stück Erd-Revolte“ eignet sich nicht zur Aufnahme. Sollen wir Ihnen das kleine Manuscript zurücksenden?

Herrn F. H. K. hier. Ihre Ausstellungen sind vollkommen begründet, allein wir sind zuweilen auch in mißlicheren Lagen, als Sie sich wohl vorstellen. Es liegt uns Alles daran, Sie zufrieden zu stellen, und vielleicht haben Sie sich in der Zwischenzeit wieder mit uns versöhnt, da Ihre Erwartung gewiß nicht getäuscht ward.

Herrn Wilhelm Biolet hier. Besten Dank für Ihr freundliches Interesse und den ertheilten Wink. Dergleichen Gemeinheiten bleibt man leider auch bei der größten Vorsicht stets ausgesetzt.

Herrn Otto Engelmann in Herzberg. Wir befinden uns bereits im Besitz dieser schätzbaren Mittheilung. Hat die Calmie aus Gent die weite Reise glücklich überstanden, und denkt die Besitzerin freundlich des Gebers?

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 17. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

28. April.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Junges Paar auf Reisen.

Wir tragen unser junges Glück
Hoffend hinaus ins Land,
Und dann als ew'ges Gut zurück,
Was Eins im Andern fand.

Des Tages Wandern, Abends Ruh,
Nur Liebe um und um;
Du küssest mir die Augen zu,
Ich Dir die Lippe stumm.

Wie ist so anders doch die Flur,
Mit Deinem Aug' gesehn;
Du spendest so mir der Natur
Tiefsinniges Verstehn.

Und ob uns keine Seele kennt,
Das ist uns kaum bewußt,
Und was man Glück auf Erden nennt,
Das wohnt in unsrer Brust.

Uns ist die Welt mit ihrer Zier
Gleichwie ein Haus bestellt,
Und heimgekehret finden wir
In unserm Haus die Welt.

Ludwig Bauer.

Gotha und der Herzog Ernst.

Von Schmidt-Weißenfels.

In lieblichster Lage sieht man vom Eisenbahnwagen aus die zweite der Hauptstädte Thüringens, die Herzogsstadt Gotha. Ein breiter Fahrweg geht vom einsamen Bahnhofsgebäude eine Strecke durch Ackerland hindurch, dann wird er eine prächtige Baumallee, zu deren beiden Seiten elegante Villen, freundliche Häuser, durch Gärten getrennt, selbst mehrere palastartige Gebäude eine der vielversprechendsten Einfahrten in eine kleinere Stadt bilden. Der stattliche, anmuthige Park mit seinen riesigen Tannen, seinen Buchen, Eichen und Kastanien, entzieht die Stadt selbst lange dem suchenden Auge; nur hoch oben über den Gipfeln der Bäume ragt der imposante Bau des Schlosses Friedenstein empor, mit seinem schwarzen Schieferdach, seinen zwei mächtigen thurmartigen Flügeln weithin im Thüringer Lande sichtbar. Es mahnt immer und immer an seinen Erbauer, an Herzog Ernst den Frommen, den Ahnherrn des Hauses, welcher zu der Zeit, da der dreißigjährige Krieg noch überall in Deutschland seine Geißel schwang, in seinem Lande Glück und Segen verbreitete.

Rechts und links von der Stadt dehnt sich ebenes Saatenland weithin aus. Aber auf der andern Seite der Eisenbahn heben sich die ersten Kegel des eigentlichen Thüringergebirgs aus dem Flachland auf und rücken dann immer mehr zusammen, Berg und Thal bildend, immer anstrebender und mächtiger, bis sie zuletzt in herrlichster Waldkette ein romantisches Ganze bilden und als eine Gebirgswand mit wundervoll geschwungener Kante, immer höher und höher steigend, immer tiefer vom Wald beschattet, sich im blauen Dufte verlieren. Der König dieses Thüringer Waldtheils, der Inselberg, ragt in stolzer Majestät über alles Land und Gebirg; auf seinem Gipfel sieht man scharf begrenzt das Gasthaus, bis die Nebel herniedersteigen wie die Geister der tausend Sagen, erst die Kronen, dann die Häupter verhüllen und den alten Märchentraum weiterspinnen.

Angesichts dieser romantischen Bergkette, etwa anderthalb Stunden davon entfernt, liegt Gotha, zu Füßen des hocherbauten, vom Park noch umgebenen Friedensteins anmuthig gelagert. Bäume und Gärten mit kleinen weißen

Häusern, einige Villen, haben einen lieblichen Kranz darum gelegt. Die Stadt selbst macht den heitersten Eindruck. Während Weimar gespreizt, vornehm und öde erscheint, ist Gotha traulich, wohlig und von dem regen Leben einer Landstadt durchströmt. Wohlstand, noch theilweise mit der alten Genügsamkeit gepaart, blickt einem überall entgegen und die Hoffährtigkeit des Residenzcharakters zeigt sich nur an der Eleganz einzelner Läden und der Weitbauschigkeit vieler Crinolinen. Vergnügungssüchtig, wie der Gothaer ist, hat er weise jeder Zeit des Jahres eine Lustwoche abgenommen und er schließt seinen Tag beim Bierkrug, wenn er ihn nicht damit schon beginnt. Thüringer Frohsinn und Derbheit ist ihm eigen geblieben und seine feiste Gestaltung, die sich im Bewußtsein ihres gutversorgten Daseins bewegt, spricht traulich durch ihre Gesundheit wie durch ihre Gemüthlichkeit an. Es ist ein hübscher, kerniger Menschenschlag und die Weiber noch mehr denn die Männer, die mehr und mehr schon von „des Gedankens Blässe angekränkelt“ sind. Die Mädchen von Gotha haben einen guten Ruf durch ihre Niedlichkeit und die blauen Augen, die schalkhaft aus rosigen Gesichtern blitzen und ihre Artillerie gut zu verbrauchen wissen. Sie jagen leidenschaftlich dem Genuß der Vergnügungen nach, denn kurz nur ist die Zeit, die ihnen die Sitte dazu läßt. Sie existiren dafür nicht, bevor sie die Confirmation nicht erhalten haben, und treten sie in die Ehe, so verschwinden sie wieder vom Tummelplatz der Jugend und cultiviren ihre Würde. Drei, vier Jahre der Jugend — wie schnell sind sie vorüber, besonders wenn man sie durchtanzt.

Residenz ist Gotha eigentlich nur von Neujahr bis Ostern; erst dann zieht der Hof des Herzogs hierher. Die übrige Zeit des Jahres theilt der Herzog seine Liebe zwischen dem romantischen Coburg und dem Lustschloß Reinhardsbrunn, von wo aus im Herbst fast Tag um Tag die Jagdzüge gehen. Kein leidenschaftlicherer Weidmann als Herzog Ernst; der halbe Thüringerwald ist sein Revier; er hat ihn als Domäne behalten, und was ihm außerdem gefiel, dazu gekauft, oft mit sehr großer Mühe und schweren Opfern. Denn die Gothaer geben nicht gern von ihren Waldfluren ein Joch dahin und dem Herzog am allerwenigsten. Sie haben aus vielerlei Gründen viel Eifersucht gegen ihn, und man würde in der That ganz irrig sein, wenn man die Popularität und Verehrung, die der Herzog von Coburg-Gotha in ganz Deutschland und über dessen Marken hinaus genießt, auch von Seiten des eigenen Volks voraussetzte. Zum Theil erklärt sich dies auf natürliche Weise, daß der gegenseitige langjährige Verkehr und das Gefühl des Volks, den Fürsten zu haben, die Empfindungen gewohnter macht und deren Alltäglichkeit sie kühl und nüchtern giebt. Aber es läßt sich auch nicht läugnen, daß man im eignen Lande gerade wegen der großen Fähigkeiten des Fürsten nicht sehr begeistert auf ihn zu sprechen ist. Man sagt, der Herzog kümmere sich zu viel um die große Politik und zu wenig um die eignen Unterthanen, die er unterschätze, und denen er im Grunde gar wenig Aufmerksamkeit schenke. Er rufe nicht allein Ausländer in Menge ins Land und gebe ihnen die ersten Stellen an der Regierung, während das Landeskind selten zu dem Amte und der Würde gelangen könne, die es verdiene; er sehe auch die Regierung seines Landes für viel zu winzige Beschäftigung im Verhältniß seiner Fähigkeiten an, und während ganz Deutschland ihn als den besten Fürsten preise, ziehe das Volk eigentlich wenig Vortheil daraus. Denn es gebe noch eine Menge Uebelstände zu beseitigen und Manches könnte noch sehr viel besser sein. Aber — so reden die Leute weiter — der Herzog sei auch kein Freund davon, daß ihm öffentlich darüber die Wahrheit gesagt werde. Der Landtag bestehe zum Theil aus Beamten, denn drehe man sich um, so trete man ja auf einen Rath — so vieler gebe es. Von dieser Seite komme demnach wenig zur Sprache. Und mit der Preßfreiheit sei's auch „solche Sache“. Man könne zwar in des Herzogs Land denken und schreiben was man wolle, auch über die ganze Welt drucken lassen was Einem beliebe; aber die coburg-gothaische Presse sollte sich doch nicht unterstehen, über die Zustände des eigenen Landes etwas Unangenehmes zu sagen. Würde man z. B. über eine mangelhafte Schuleinrichtung sprechen, so wäre eine Anklage auf Beleidigung der Schulcommission ganz sicher; nähme Einem die Willkür, welche das Steueramt factisch ausüben kann, zu viel Steuern ab — in der Presse möge man sich gar hüten, darüber Beschwerde zu führen. Nicht einmal über die Theatervorstellungen dürfe man öffentlich kritisiren, ohne riskiren zu müssen, vom Intendanten oder von einem Schauspieler wegen Beleidigung eines „herzoglichen Beamten“ belangt zu werden. Es sei just nicht so schlecht im Lande, das wäre schon richtig; aber wenn man sich einmal über etwas beschweren wollte, dürfe man es in der heimischen Presse gewiß nicht. Freilich man könne zum Herzog selbst gehen und ihm klagen; mit dem ließe sich „schlankweg“ reden.

In mancher Beziehung haben diese Beschwerden ihre Richtigkeit; aber die Schuld davon wird mit Unrecht dem Herzog aufgebürdet. Es ist wahr, daß sein strebender, in großen Dimensionen arbeitender Geist der kleinbegrenzten Sorge als Landesvater leicht und gern entflieht, um sich in den großen Gebieten der Politik zu ergehen und namentlich das Gesammtvaterland und dessen Wohl und Glück mit fördern zu helfen. Der Unmuth darüber ist verzeihlich, aber nicht gerechtfertigt. Ist doch auch Gotha ein Theil und ein schöner Theil des deutschen Vaterlandes, dem dessen Glück mit zu Gute kommt! Müssen wir uns doch glücklich preisen, daß einer unserer Fürsten, und ein hochbegabter, ein echt deutscher, so regen Antheil an Deutschlands Ausbau nimmt und in dieser Sache Hand in Hand mit dem Volke geht! Das Herzogthum Coburg-Gotha ist am Ende nicht so groß, um sich als Fürst mit der Regierung desselben einzig und allein beschäftigen zu brauchen — zu viel Regieren ist ein Unglück fürs Land. Hier ist ja Alles wohl bestellt und geht seinen regelmäßigen Gang.

Auch der Vorwurf bezüglich der Ausländer ist kleinlich. Sind es doch nur Deutsche, meist aus ihrem engeren Vaterland wegen ihres Liberalismus und Patriotismus Vertriebene, die in Gotha ein Asyl finden und einen Platz, auf dem sie ihre Fähigkeiten zum Besten Aller verwerthen können. Danken wir Gott, daß es in Deutschland, wenn fürstlicher Despotismus sich geltend macht, einen Fürsten giebt, der den Verfolgten seinen Schutz gewährt! Auch dem Lande kommt dies zu Gute. Fällt auch für manches „Landeskind“ eine Stelle aus, auf die es gerechnet haben mochte, so kommt doch durch den Eintritt anderer Deutschen in die Beamten des Herzogthums auch ein vielseitigerer Geist in dieselben, der dem kleinstaatlichen Zopfthum wohlthätig fürs Ganze Abbruch thut und dem gang und gäben Nepotismus den Garaus macht. Auch das Veröffentlichen von Beschwerden über Uebelstände und dergleichen in der Verwaltung des Landes muß man in einem so kleinen Lande nicht billigen. Hier,

wo Jeder des Anderen Verhältnisse genau kennt, weiß, wie viel Einkommen er hat und wie viel er jährlich mehr ausgiebt als er hat; wo viele Familien zehnfach verschwägert sind und kein anständiger Mensch etwas thun kann, ohne daß es Tags darauf das ganze Land wüßte — hier spielen so viel Persönlichkeiten und Privatinteressen mit, daß jede Staatsaffaire leicht ein persönlicher Scandal werden kann und eine Preßfreiheit in dieser Beziehung lieber weise verhindert bleibe.

Eine gewisse Rivalität zwischen Gotha und Coburg trägt viel dazu bei, den Herzog öfter mit Unmuth, namentlich gegen die Gothaer, zu erfüllen. Sie sind diejenigen, welche sich seit jeher gegen die vom Herzog gewünschte Vereinigung der beiden Länder, die Einsetzung einer Regierung für dieselben, stemmen, weil sie wohlhabender sind und die Schulden wie die Kosten der Verwaltung von Coburg nicht mit übernehmen wollen. Das ist am Ende eine der größten Sorgen, die Herzog Ernst als Landesfürst hat. Er ist kinderlos; sein Erbe ist Prinz Alfred, der Sohn der Königin von England; das Bewußtsein, daß nach seinem Tode das Land an eine andere Linie kommt, mag also gleichfalls mit Ursache sein, die innigen Beziehungen zwischen Volk und Fürst nicht über das gewöhnliche Normale zu steigern. Bei alledem würde es der Wahrheit entgegentreten, wollte man behaupten, das Volk sei im Grunde nicht zufrieden. Ja, es ist stolz auf seinen Herzog, schon weil er seine Rolle auch außerhalb des kleinen Landes spielt; es achtet ihn hoch; es liebt ihn, wenn auch diese Empfindung ruhig ist und keine Ursache hat, in rasch verlodernde Flammen aufzuschlagen. Das Verhältniß zwischen Volk und Fürst ist so geregelt, daß keine Conflicte vorkommen können, und ein Jeder weiß was er hat und seinen Weg allein geht. Der Herzog hat die Regierung so eingerichtet, daß sie Niemand fühlt, das beste Lob, was man ihr geben kann; nun aber will er auch seine persönliche Freiheit nach seinem Geschmack genießen und thut es, unbekümmert eines Theils des bischen Adels, der an dem schlichten, bürgerlichen Hofe keine Rolle spielen kann und über den Liberalismus des Herzogs seine Glossen macht.

Die verschiedenen Umsiedelungen des Herzogs macht auch das Theater mit. Von Neujahr bis Ostern ist es in Gotha, die übrige Zeit in Coburg, wo es jedoch vom Juli bis September geschlossen. Der Herzog verwendet sehr viel darauf und die Kräfte am Theater sind vorzüglich, namentlich in den Hauptpartien. Natürlich erfreut sich bei der leidenschaftlichen Liebe des Fürsten zur Musik die Oper einer ganz besonderen Sorgfalt; was Ausstattung, Garderobe und Ensemblespiel betrifft, dürften kaum drei bis vier Theater in Deutschland sein, die Gleiches bieten, kaum zwei, die darin übertreffen. Auch die Capelle ist ausgezeichnet. Das Theatergebäude in Gotha, obwohl in der innern Einrichtung mannichfach verfehlt, ist eins der schönsten, und namentlich gewährt es von außen einen imposanten Anblick.

Das Theater ist dem Herzog so unentbehrlich wie dem Volke. Sehr selten, daß er, wenn er nicht abwesend ist, einen Abend versäumt. Die große herzogliche Loge in der Mitte des ersten Ranges wird indeß fast niemals von ihm besucht; dort pflegen gewöhnlich nur die Damen und Herren des Hofes zu sitzen. Er selbst befindet sich regelmäßig in seiner kleinen Prosceniumsloge, in Gesellschaft seiner Gemahlin und zwei oder drei anderer Personen. Nie sieht man ihn anders als im schwarzen Oberrock, den linken Arm auf der Brüstung, mit dem Rücken gegen die Bühne gekehrt, plaudert er entweder mit seiner Gemahlin oder die stets mit weißen Handschuhen bekleidete Hand führt das Glas an die Augen, um sich auf Einzelne im Parquet zu richten. Dann folgt er wieder dem Spiel auf der Bühne, und namentlich bei Opern, bei großen Scenen wendet er alle seine Aufmerksamkeit dahin. Mit der Hand schlägt er wohl auch leicht den Tact auf der Brüstung, und gelingt eine Arie, ein Duett, so klatscht er mit dem Publicum um die Wette in die Hände. Nach dem Actschluß betritt er gewöhnlich durch eine besondere Thüre die Bühne, um der Primadonna, oder wer es sei, Complimente zu sagen, auch wohl Dies und Jenes selber anzuordnen. Denn in Wahrheit ist er seines Theaters eigener Intendant, insofern als er sich die Sorge um dasselbe angelegen sein läßt. Neuerdings hat der Cabinetsrath von Meyern die Leitung des Theaters erhalten; es ist der talentvolle Dichter des „Heinrich von Schwerin" und „Die Braut Conradins", dramatische Werke, die ein glänzendes Zeugniß von der Begabung, dem edlen Streben und dem Patriotismus des Mannes geben, der in der nächsten Umgebung des Herzogs ist.

In Gotha wird viermal in der Woche gespielt, darunter zweimal Oper. Stets ist das Theater, obgleich es an achtzehnhundert Personen faßt, gefüllt; für eine Stadt von sechzehntausend Einwohnern in der That ein bemerkenswerther Umstand. Aber, wie gesagt, das Theater gehört mit zu den Unentbehrlichkeiten der Gothaer. Wer irgend kann, nimmt sein Abonnement für die Saison, so daß mehr als die Hälfte der Plätze vergeben ist.

Der im Januar gewöhnlich stattfindende große Hofball markirt in anderer Weise die Anwesenheit des Herzogs in Gotha. An fünf- bis sechshundert Einladungen ergehen dazu, und außer den höheren Beamten und Fremden von einiger Distinction wird auch ein großer Theil der Bürger Gotha's damit bedacht, namentlich die schöne Welt, die dann auch schon Wochen lang vorher sich darauf freut und zu dem Putz die Cassen der Väter weidlich in Anspruch nimmt. Die prächtigen Säle und Zimmer des Schlosses Friedenstein empfangen alsdann die glänzende Versammlung; die alten Ahnen, deren Gemälde in Menge den Corridor zieren, werden aus der sonst gewohnten Ruhe gestört und sehen verwundert die Uniformen und Crinolinen an sich vorüber rauschen.

Die paar invaliden Leibgardisten des Herzogs sind verdammt, alte Hellebarden in die Hand zu nehmen und an den Thüren sich in möglichst gravitätischer Haltung aufzustellen, steif, wie versteinerte Landsknechte Ernst des Frommen. Auf und ab in dem großen, aber etwas niedrigen Saal, dessen Decke die Knaufe und Beladungen des Rococostyls reichlich aufweist, wogt die bunte Menge in Gallakleidern und prächtigen Roben. Eine colossale Anzahl von Uniformen gibt dem Ganzen ein ausnehmend glänzendes Gepräge, und die Vermuthung taucht auf, alle diese Beamten seien nur zu dem Zweck uniformirt, bei festlichen Gelegenheiten durch ihr Gold und Silber am Leibe die Staffage zu bilden. Man glaubt Generäle vor sich zu sehen und es sind nur Stallmeister. Die zwanzig Officiere, welche das gothaische Contingent liefern kann, verschwinden unter der Anzahl der andern glänzenden Uniformen. Der Herzog selbst ist in der stattlichen preußischen Cürassieruniform, eine imposante Kriegergestalt, um die sich zugleich das glänzende Gewoge als den Wirbelpunct dreht. Hinten, in der Nähe des Zimmers, in dem das gastfreie Büffet sich befindet, stehen die jungen Beamten,

Referendare und dergleichen, wohlweislich eingeladen, um mit den hinauf commandirten Lieutenants die Tänzer abzugeben; denn die uniformirten Herren haben den Dienst Terpsichorens längst verlassen und versteigen sich höchstens noch zur Betheiligung an dem interessanten Spazierschlürfen einer Quadrille, in welcher der Herzog selbst nur selten fehlt. An einer anderen Seite des Saales stehen die unglücklichen bürgerlichen Opfer des Festes, zusammengedrängt, schüchtern, meist in weißen Kleidern und so nur allzu ähnlich einer Lämmerheerde. Sie sind verurtheilt, zu warten bis sich einer der wenigen Tanzlustigen ihrer erbarmt, und gern gehen sie einem sich in ihre Nähe verirrenden Referendar ein paar Schritt entgegen, um nur der stundenlangen Pein des Stehens und Zusehens einmal entfliehen zu können. Der Herzog sieht mit menschlichem Bedauern auf diese Unglücklichen, welche vergebens versuchen, sich in ihre Lage mit dem Anstand von Salondamen zu fügen. Er geht zu Einer oder der Anderen, die er kennt, und plaudert mit ihr, in jener offenen, ungezwungenen Weise, die sogleich alle Schüchternheit verbannt. Er ahnt nicht, welch ein grimmer Neid inzwischen in den Busen der umstehenden Mädchen rast! Zuweilen läßt der Herzog eine dieser Damen, wenn sie hübsch ist, durch den Hofmarschall zum Tanz engagiren; er scheut keinen Walzer, keinen Galopp, wiewohl das etwas steife Knie des einen Fußes, Folge eines Sturzes vom Pferde, dem anscheinend hinderlich sein müßte. Aber keineswegs: das Nachschleppen des Fußes findet nur statt, wenn der Herzog sich gehen läßt; er bemeistert es vollkommen, wenn er will.

In einer großen Nische befindet sich der Hof. Die Herzogin, von deren Antlitz Milde und unendliche Güte leuchtet, hat für alle Damen ein liebreiches Wort. Ihre edle, an die deutschen Ritterfrauen mahnende Gestalt tritt häufig in den Kreis der Bürgermädchen, um auch ihrerseits dieselben einen Moment durch einen Trost zu erfreuen. Die Hofdamen in der Nische neigen gnädig ihr Haupt zu dem Geflüster ihrer Cavaliere und lassen dabei vornehmer als ihre Gebieterin die Augen über die glänzende Menge schweifen. Die Hofmarschälle machen mit dem spanischen Rohr in der Hand die Cour; die Lieutenants suchen mit einer Dame eine Liaison anzuknüpfen; die Referendare haben sich beim Büffet gestärkt und warten im Hintergrunde den Beginn des nächsten Tanzes ab. Ist der Herzog im Saale, so werden sie die Bedingung ihres Daseins erfüllen und tanzen, um nicht im nächsten Jahre von Seiner Hoheit eigenhändig von der Einladungsliste gestrichen zu werden. Denn man ladet sie ein, damit sie tanzen sollen. Aber wie die Erfahrung bestätigt, haben die jungen Männer unserer Zeit keine Leidenschaft fürs Tanzen und die Gothaer mit dem dicken Bierblut sind wohl noch fauler darin wie die andern. Das bildet auch den Gegenstand des Gespräches der jungen Damenwelt, die durch das lange Stehen bereits Schmerzen in ihren reizenden Füßen bekommen haben.

In der langen Reihe Rococozimmer, die aus dem Saal führt, haben auch Viele ihren Aufenthalt genommen. Hier haben sich einige Damen auf die Stühle niedergelassen, um eine Zeitlang der erstickenden Hitze des Tanzsaales zu entfliehen; dort hält die Primadonna ihren Hof und weiß selbst den Herzog über eine Quadrille hindurch zu fesseln. In den letzten Zimmern spielen einige alte Damen mit alten Herren ihren Whist; dort steht ein einsam sich fühlender Fremder die werthvollen Gemälde an den Wänden an; auf und ab gehen wohl auch ein paar diplomatische Naturen in ihrer Uniform, eine kleine Hofintrigue ausspinnend oder eine kleine Staatsaffaire des Herzogthums mit der Wichtigkeit eines Weltereignisses behandelnd, bis einer ihrer Freunde zu ihnen stößt und eine ganz neue Anekdote von der oder jener Dame, eine ganz neue Liaison von dem oder jenem Herrn zu erzählen weiß. Vom Saal her aber tönt die rauschende Musik, und ein heimlich Liebender eilt durch die Zimmer, das schnell erstandene, ihm entschwundene Ideal seines Herzens zu suchen.

So wirds Mitternacht; das Souper beginnt. Die Versammlung, an der Spitze der Hof, verfügt sich nach den beiden Speisesälen. Da der Raum nicht ausreicht, die ganze Versammlung in einem Saale zu vereinigen, so hat der Herzog die sehr sinnreiche Einrichtung getroffen, in dem einen Saale um sich nur alle Damen und die höheren Beamten zu vereinigen, die Herren dagegen, die ohne Gattin sind, in einem andern Raum abspeisen zu lassen. Sobald dieses Geschäft beendigt ist, vereinigt sich die ganze Versammlung wieder im Ballsaale und der Tanz nimmt von neuem seinen Anfang. Das Fest, in keiner Weise in dem Charakter der Gezwungenheit und Steifheit, welchen gemeinhin Hoffeste aufweisen, verläuft nach dem Souper womöglich in noch gesteigerter Gemüthlichkeit.

Noch ein anderes Fest, welches Gotha durch den Hof erhält, ist erwähnenswerth. Es ist die Redoute während des Carnevals. Das Theater wird zu diesem Behufe in einen großen Ballsaal verwandelt und der Eintritt steht Jedem gegen Entgeld frei, vorausgesetzt, daß er, wenn er sich im Saale aufhalten will, maskirt erscheine. Der Hof, das Theater, ganz Gotha betheiligt sich an dem Mummenschanz; der riesige Raum ist bis zu den Gallerien überfüllt und an Tanz kaum zu denken. Der Herzog verfolgt im Domino diejenigen im Gewühl, welche sein Interesse erregen und er selber ist häufig den Attaquen der Masken ausgesetzt, gegen die er sich tapfer und in der edelmännischen Weise, die ihm eigen, zu wehren weiß.

Das sind die vornehmsten Gelegenheiten, bei welchen der Herzog mit dem gothaischen Volk in naheste Berührung tritt, und wie es geschieht, spricht am beredtesten für den Charakter des Herzogs, der nie mehr prätendirt, als Mensch sein zu wollen, und durch die Natürlichkeit und Offenheit, mit der er sich als solcher giebt, unendlich mehr seiner Fürstlichkeit nützt als Jene, welche als Fürsten von Gottes Gnaden wähnen, sie steigen zum Volk hernieder und büßten ein von ihrer Majestät, wenn sie mit ihm in Berührung träten. Fürst zu sein ist ein Amt.

Herzog Ernst hat sich in Gotha ein kleines Palais bauen lassen, in dem er wohnt. Es steht am Eingange des Parks, an jener Allee, welche vom Bahnhof in die Stadt führt, und ist so einfach und klein, daß nur darin seine Auffälligkeit liegt. Ein Nebengebäude enthält die Wohnungen für die Diener und Beamten des Hofes; gegenüber liegt das herrliche Marstallgebäude in gothischem Burgstyl, mit einer musterhaften Einrichtung. Der Herzog ist ein Liebhaber von Pferden und er hat einige der edelsten Racen und von theuerstem Preis. Ein Theil dieses Marstallgebäudes enthält die Fremdenzimmer für Gäste, die einige Tage am Hofe zu Gotha verleben.

Der Herzog und seine Gemahlin bewohnen das zweite Geschoß des Palais; eine einfache, schlichte Bürgerwohnung, deren Räumlichkeit auch verbietet, über eine gewöhnliche comfortable Einrichtung hinauszugehen. Er steht früh auf und arbeitet für sich allein, correspondirt, notirt sich in sein Tagebuch, was ihm dessen werth zu sein scheint,

und empfängt dann den Vortrag seiner beiden Cabinetsräthe, des Hofmarschalls u. dergl. Dann kommt wohl auch der Minister oder der und jener höhere Beamte, um mit ihm zu conferiren, oder er begiebt sich ins Ministerhotel, um an der Sitzung Theil zu nehmen. Das Dejeuner wird in anspruchlosester Weise genommen, gewöhnlich mit der Herzogin allein, wenn nicht ein Gast eigens dazu eingeladen wird. Alsdann plaudert der Herzog in anregendster Weise mit demselben und die Unterhaltung zieht sich beim Genuß einer Havanna zuweilen mehrere Stunden in die Länge. In nichts äußert sich ein Verlangen des Herzogs, über sein wahres Denken und Wesen nur irgendwie im Unklaren zu lassen oder gar absichtlich das Gespräch in eine Wendung zu bringen, die ihm Gelegenheit gebe, bestechend auf seinen Gast einzuwirken. Offen und plötzlich ist seine Rede; sie sprudelt aus einer immer bewegten Seele hervor, in der Entgegnung verschwenderisch neue Anregungen hinwerfend, neue Fäden, um die Unterhaltung in alle Gebiete hinüberzuspinnen. Die Unruhe des Gedankens lebt in dieser Natur. Als könne sie in stetigen Genuß sich nicht fügen, strömt sie leidenschaftlich ihr Wesen aus und saugt zugleich begierig neue Ideen, neues Wissen ein. Wie im Flug trägt dieser feurige Geist das Gespräch aus den leichten Sphären hinüber, hinauf in die Gebiete höheren Denkens und Fühlens, und der Gast weiß nicht, ob er dahin folgen soll, folgen kann. Und dies geschieht nicht aus Sucht zu glänzen, nicht durch Künstelei; das Wesen des Herzogs ist so elektrisch, daß es bei jeder empfänglichen Berührung unwillkürlich Funken sprüht. Fließt die Unterhaltung in leichter Weise dahin, so kann man in dem tiefgrundigen schönen braunen Mannesauge des Herzogs deutlich sehen, wie dort die Gedanken tieferer Art liegen und auf Losbruch warten. Er reizt zur Debatte und dennoch ist er nicht geneigt, seine Meinung in allzu langem Streit zu verfechten oder gar durch seine Stellung ihr das Vorrecht zu erzwingen. Das feurige Temperament treibt ihn nur zu schnell weiter und er nöthigt damit, ihm zu folgen. Bestimmt und rückhaltslos äußern sich seine Ansichten und Urtheile, und belehren, daß seine Natur eine jener ist, die nur lieben oder hassen können und jeder Sache mit der Entschiedenheit des Selbstbewußtseins gegenüberstehen. Reiche Erfahrung, Menschenkenntniß, ein offener Blick für Alles, echt deutsches Gemüth und Edelmännigkeit sprechen aus ihm; und die Leichtigkeit des Erzählens, der Beschreibung, der Formulirung von Ideen, der liebenswürdige Humor, der sich oft hindurchzieht, das treue Gedächtniß selbst für Unbedeutendes, bekunden auch ein Talent, fähig, den innewohnenden Reichthum verwerthen zu können. Selbst im Componiren äußert sich diese Eigenthümlichkeit des Lebhaften, Gedankenüberstürzenden. Der Herzog hat zu heißes Blut, um Notenköpfe malen zu können, in welche die Musik seines Innern gebändigt sei. Lebt der Gedanke in seinem Kopf, so schreitet der Herzog durch sein Arbeitscabinet auf und ab, die Melodie vor sich hin pfeifend oder singend, welche seine Gemahlin mit kunstverständigem Sinn währenddem niederschreibt und in Tönen des Flügels wohl auch dann zur Prüfung wiedergiebt. So entsteht stückweise das neue Werk und aus Genuß geschaffen.

Abends um sechs Uhr findet gewöhnlich das Diner statt, zu dem immer mehrere Personen geladen werden. Sie versammeln sich in einem kleinen Salon, dessen Fenster nach dem kleinen anmuthigen Park hinausgehen, der sich hinter dem Palais befindet. Dann erscheint der Herzog mit seiner Gemahlin am Arm und jede der Hoheiten läßt sich die etwa fremden Gäste vorstellen. Sofort ist auch der Herzog wieder im Gespräch und weiß in glücklichster Form die kurze Begrüßung bei dem Einen zu enden, um sie mit dem Andern anzuknüpfen. Auch die Herzogin tritt in der anmuthigsten, gewinnendsten Form den Anwesenden entgegen, schnell, im Augenblick, durch die Güte ihres Blickes, die Milde ihres Wesens einen Zauber der Traulichkeit im Salon verbreitend, der namentlich auf Fremde einen überraschenden Reiz ausübt.

Der Hofmarschall kommt, um dem Herzog zu melden, daß servirt sei. Paarweise folgt die kleine, meist nur acht bis zehn Personen zählende Gesellschaft dem herzoglichen Paare in den Speisesalon. Derselbe befindet sich in dem Wintergarten des Herzogs, einem Glashause, das mit dem Palais zusammenhängt und eine prächtige tropische Flora enthält. Ein Palmenbaum steigt mitten durch die Tafel und breitet seine Blätter darüber aus, bis hinüber zu seinen Brüdern und den andern Bäumen und Blumen südlicher Zonen. Der Neger des Herzogs und andere Lakaien serviren, und zwar in schneller Folge; denn die Tafel des Herzogs, obwohl reich, währt gewöhnlich nur drei Viertelstunden. Inzwischen setzt sich auch die Unterhaltung in ungezwungenster Weise fort und wird nach dem Diner in dem kleinen Salon während des Kaffees animirter zu Ende geführt. Geht man zuletzt als Mann von warmem Herzen aus dem gastlichen Hause des Herzogs durch den Park, auf den die Nacht bereits herniedersteigt, so hangen noch immer die Gedanken an ihm, und man sagt sich: Ja, es ist ein vortrefflicher Mann, ein deutscher Fürst wie wenige, und zu bedeutend, um in der Zeit unserer Noth nicht zu Bedeutendem bestimmt zu sein!

Ein Erbe.

Novelle von J. C. Mand.

(Fortsetzung.)

4. In der Residenz.

Aber der goldene Vogel war eines schönen Tages, als auf der Herrschaft Alles im besten Gange war, auf und davon geflogen, um sich in Friedrichsruh wieder in den Lieutenant von Ruhberg zu verwandeln und sich in aller Form zu empfehlen.

Serenissimus hatte alle verheißenen Ehren wirklich auf Léons hochgräfliches braunes Lockenhaupt gehäuft; der Ball bei der Fürstin sollte des Junimondes wegen in eine fête champêtre verwandelt werden und stand ihm noch bevor; das kameradschaftliche Festessen dagegen war zur großen Zufriedenheit der Gäste und des Casinowirthes unter unzähligen mehr treugemeinten als geistreichen Toasten vorüber, und der junge Erbe war für den Moment der Löwe der Gesellschaft. Nur harrten freilich noch alte und neue Lieferanten und eben so alle müssigen Zungen der Residenz der Entfaltung eines gräflichen Luxus, und letztere geriethen einstweilen darüber in Bewegung, daß er ihnen keinen Stoff dazu liefern wollte. Denn der neue Hauptmann à la suite that nur genau,

was der Anstand erforderte; er trug einfach seine Uniform, wohnte wieder in seinem Lieutenantsquartier, und ließ nur seinen Burschen zum Kammerdiener avanciren, obgleich ihn Peter nur kurzweg „Herr Hauptmann" titulirte. Sogar an Hof ging er wie bisher zu Fuß und spielte eben so wenig hohes Spiel wie früher.

Der Graf kann sich noch gar nicht in seine neue Stellung finden, sagte der Hofkreis, und es fehlte auch darin nicht an mitleidigen Freundinnen und dienstfertigen Freunden, die ihm gern behilflich gewesen wären, wenn er nicht bei aller ritterlichen Höflichkeit so etwas Abgeschlossenes, man konnte sagen Zugeknöpftes, an sich gehabt hätte. Daran scheiterten überhaupt alle Versuche reumüthiger Schönen, dem einstigen Lieutenant Ruhberg zu beweisen, wie sehr sie früher seinen wahren Werth verkannt; er blieb genau in der Stellung, die sie ihm einmal angewiesen und verstand nicht den Vorzug zu benutzen, nunmehr die Comtessen Hochfeld auf die Promenade begleiten und in der Loge der Hofmarschallin erscheinen zu dürfen; kurz, er blieb eben ein einfacher Officier wie alle Andern, nur daß er keine Cour machte, und das war eben unbegreiflich.

Diesen Umstand in Verbindung mit Alma Walter zu bringen fiel kaum Jemand ein, denn die wenigen Monate ihrer Abwesenheit hatten hingereicht, deren anmuthiges Bild aus dem flüchtigen Gedächtniß der Gesellschaft zu verwischen. Nur Léon dachte und sah nur sie in allem Liebreiz ihrer achtzehn Jahre an allen Orten und Stellen, woran sich für ihn glückliche Erinnerungen knüpften. Zu jeder Stunde ging er durch die Straße, wo ihre Wohnung lag, und sah nach den herabgelassenen Rouleaux, ob sich nicht dahinter das reine Oval ihres Antlitzes mit seinem heitern Lächeln und seinen unergründlich blauen Augen endlich an dem gewohnten Fenster zeigen würde; ja, er faßte eine besondere Zuneigung zu einem der jüngsten Lieutenants, der in demselben Hause wohnte, nur um die Treppen öfters hinauf zu gehen, die zu ihr führen könnten, und stand nicht selten an dem Klingelzug vor der Walterschen Thüre still, natürlich nur um Athem zu schöpfen.

Sein Freund Salis hatte ihm zehnmal erzählen müssen, was er von der Familie Walter gesehen und gehört hatte — und das war wenig Tröstliches; der Professor war vor seiner großen Reise noch in Person bei der Mutter erschienen, und alsobald hatten Verlobungsgerüchte in der Residenz circulirt, die aber bald wieder vergessen worden waren, und man sagte höchstens, die Präsidentin beabsichtige Friedrichsruh gänzlich zu verlassen und bei ihren Verwandten am Rhein zu bleiben.

Wie oft, wenn Léon von einer glänzenden Soiree nach Hause kam, nahm er die Feder, um sich selbst Klarheit zu verschaffen. Aber Frau von Walter hatte ihm ja schon einmal nicht antworten wollen und er fühlte auch eine unüberwindliche Abneigung, die volle Bestätigung dieser Verlobung zu erhalten, an welcher er kaum noch zweifeln konnte. Es war als könne er sich nicht von diesem letzten schwachen Hoffnungsschimmer trennen, den er an seinem fernen Ziele erblickte. Ueberdies siegte auch sein verletzter Stolz über jeden weiteren Schritt zur Verständigung; er hatte Frau von Walter mit kindlicher Offenheit gebeten — Alma bei ihrer Liebe beschworen, ihn nicht aufzugeben, und es war doch umsonst gewesen; es blieb ihm daher nur übrig, durch die Zeit zu beweisen, daß es ihm voller Ernst gewesen sei, Alma zu gewinnen, und daß er um des Principes willen und ohne romantische Aufopferung sein Leben so und nicht anders gestaltet habe.

„Nicht wahr, Freund Salis, Du machst das den Damen Walter recht anschaulich, sobald Du sie siehst?" bat Léon diesen.

„Aber was kann Dir das jetzt helfen, wo Fräulein von Walter verlobt und Du Majoratsherr bist?" fragte der Freund kopfschüttelnd.

„Es giebt ein feines Kräutlein — das Kräutlein heißt Geduld! wie mir meine Mutter einst gelehrt; damit und mit meinem Wahlspruch: „Fest und getreu!" wären wir doch zum Ziele gelangt", antwortete seufzend Léon.

Die Fête champêtre auf dem fürstlichen Lustschloß endigte mit fröhlichem Tanz in dem erleuchteten Park, so wie auf dem Parquet des Salons, je nach Rang und Stand der Betheiligten. Graf Ruhberg hatte die hohe Ehre genossen, Arm in Arm mit Serenissimus, seinem hohen „Freunde", wie derselbe sich selbst nannte, durch die belebtesten Gänge des Schloßgartens zu wandeln und Zeuge seines Bestrebens sich populär zu machen zu sein; ja, er hatte sogar auf allerhöchstes Beispiel mit Amtmanns Röschen gewalzt. Jetzt trat das Paar wieder in den Salon und der Fürst führte den Glücklichen gar seiner Gemahlin zu, um mit ihr zu tanzen, während er selbst mit der Comtesse Hochfeld den Ball eröffnete.

„Sie scheinen keinen großen Gefallen mehr am Tanz zu finden, Sie Unempfindlicher, und die gefährlichen Pfeile gar nicht zu merken, die Ihnen aus den schönsten Augen heute zufliegen", sagte nach einigen Tänzen der Fürst, als er Léon in einer Fensternische traf, von wo er mit theilnahmlosem, etwas schmerzlichem Blick auf die Tanzenden vor ihm schaute. „So kommen Sie mit mir, ich habe neue Kupferwerke über Italien, die ich eben der Comtesse Hochfeld zeigen will." Und wieder ging es Arm in Arm durch den Saal.

In dem Boudoir der Fürstin Amalia, welches ein gewöhnlicher Lieutenantsfuß nimmer betrat, saß diese von einigen besonders auserwählten Damen, unter denen die Comtesse Rosa Hochfeld unbestreitbar die schönste und geistreichste war, umgeben. Auch hatte sie nie diese Eigenschaften glänzender bewährt als an jenem Abend, und der Fürst zweifelte keinen Augenblick, daß Graf Ruhberg eben so hingerissen davon sei als er selber es war. Italien! das war das Thema der Unterhaltung, und Comtesse Rosa war darin ganz zu Hause und voll Enthusiasmus für das Land der Künste und der Poesie. Die Kupferstiche wurden gebracht: „Die sollen Ihnen Lust machen, lieber Ruhberg, den nächsten Winter in Rom und Neapel zuzubringen", sagte Serenissimus, der nicht an einen vollendeten Cavalier ohne die Weihe von Italien oder Frankreich zu glauben vermochte, „und da ich wieder in den Tanzsaal muß, will ich die schöne Gräfin einstweilen zu Ihrem Cicerone ernennen", und dabei schob er ihr die Mappe zu.

„Die Comtesse würde in der That zu viel Gnade an mich verschwenden, Hoheit, so verlockend auch solcher Plan wäre; denn mir winkt für nächsten Winter die weit weniger reizende Aussicht in der landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena nachzuholen, was für meinen jetzigen Wirkungskreis unerläßlich ist", entgegnete Léon, sich verbindlich aber ablehnend gegen die schöne Gräfin verneigend.

„Immer gründlich und solid!" rief der Fürst, der ihn erst eine Weile erstaunt angesehen hatte, mit spöttischem Lächeln; „so kommen Sie, Gräfin, und überlassen Sie diesen Undankbaren seinem Schicksal, der Contretanz beginnt." Daß der Ruhberg nicht mehr mein Lieutenant ist, merkt man, dachte dabei der Fürst. Stolzen Blickes

aber mit aufsteigender Zornesröthe auf den Wangen rauschte Comtesse Rosa an ihm vorüber, und er vernahm noch deutlich die Worte: „insipide“ und „pédant“, die sie lächelnd zum Fürsten aussprach, die aber Léon mit vollem Rechte auf seine Rechnung setzte.

Der Fürstin war die kleine Scene nicht entgangen und sie gönnte im Stillen ihrem Gemahl die kleine Lection, weil er behauptet hatte, daß Gräfin Rosa nur zu winken brauche, um dem Grafen Ruhberg seine „Lieutenants-Amourette“ aus dem Sinn zu bringen. Es that ihr wohl, einmal einem festen unabhängigen Mann zu begegnen, und daß Léon das sein wolle, hatte ihr weiblicher Scharfblick wohl bemerkt. Jetzt trieb es sie aber noch ein wenig weiter zu sondiren. „So wollen Sie für den Winter nicht zu uns zurückkehren, Graf Ruhberg?“ fragte sie diesen huldvoll und fügte hinzu, als er dies bestätigte: „In der That, ich fürchte, daß diese Desertion unseres Hofes ansteckend wird!“

„Aber wen klagen Hoheit noch derselben an?“ fragte ein Kammerherr.

„Zum Beispiel, die Präsidentin von Walter mit ihrer Tochter“, sagte die Fürstin mit einem Seitenblick auf Léon. „Wen?“ bemerkte mit möglichst gleichgültigem Tone eine der Damen halblaut zu ihrer Nachbarin.

„Ei, Baronin Sander, Sie haben ein schlechtes Gedächtniß“, sagte die Hoheit, „Wir haben nicht so viel liebenswürdige Damen an Unserm Hofe, um nicht die Genannten zu vermissen und zurück zu wünschen.“

„Besonders in Betreff des Fräuleins sind gewiß heute sämmtliche Tänzer der Meinung Eurer Hoheit“, bemerkte der Kammerherr, der am raschesten sein Gedächtniß wiederfand, „ich kann mir in der That keine graziösere Erscheinung erinnern als Fräulein Walter in der Polka-Mazurka, die eben jetzt drinnen gespielt wird.“ Léon sah aus wie lauter Entzücken, denn nur mit ihm hatte Alma diese getanzt und schon die Erinnerung daran brachte sein Herz in raschere Bewegung.

„Gewiß, und wenn mir recht ist, waren Sie, Graf Ruhberg, einer ihrer Haupttänzer?“ fuhr Amalia beharrlich fort. „Ich hatte die Ehre, Hoheit“, erwiederte dieser sich verneigend, mit einem Tone, der keinen Zweifel darüber ließ, daß er es wirklich dafür halte.

„Und darum also verschmähen Sie heute jeden andern Ersatz?“ scherzte die Fürstin weiter; „Sie werden uns Alle noch an die Treue eines Männerherzens glauben machen!“

„Das hoffe ich, gnädigste Fürstin!“ entgegnete Léon zwar lächelnd, aber doch mit dem Ausdruck der Ueberzeugung. Er verläugnet sie nicht! dachte Fürstin Amalia, und das gefiel ihr; aber wozu soll das führen? fragte sie sich vergebens.

Als sich am andern Tage Léon bei Hofe verabschiedete, sagte Serenissimus voll Huld, indem er ihm ein breites Ordensband überreichte: Nehmen Sie dieses Kreuz meines Hausordens als Zeichen, daß ich Sie immer gern zu den Unsern zählen werde, auch in der Ferne; oder“, fuhr er lachend fort, „auch als Anerkennung der Klugheit und Tapferkeit, die den gestrigen Hauptsturm auf Ihre Herzensveste so gänzlich abgeschlagen hat, und bringen Sie uns bald die Königin, die darin einziehen soll.“ Die Fürstin lächelte, denn sie wußte wohl, daß eine solche bereits mit ihrem ganzen Hofstaate darin etablirt war. „Und ich verspreche Ihnen, sie freundlich zu empfangen“, sagte Amalia und reichte ihm die Hand zum Abschiedskuß. Léon neigte sich mit besonders tiefer Ehrerbietung darüber; er ahnte, daß ihn die hohe Frau durchschaut hatte, und sein Herz war voll stummen Dankes für die Milde, mit der sie ihm wohlgethan.

5. Alma.

An dem Ufer des Rheins lag das freundliche Städtchen Olsdorf, und zwei Frauen saßen an einem warmen Sommerabend in der dichtberankten Weinlaube des Gartens, an dessen Mauern der grüne Strom plätschernd dahinzog. Frau von Walter hielt einen geöffneten Brief in der Hand, und Alma wetteiferte mit den frischesten Rosen auf den Beeten, denn sie konnte nie ohne innere Bewegung einen Brief aus Friedrichsruh ankommen sehen; was sie sich auch sagen mochte: es war ihr immer, als sei doch dort noch nicht Alles für sie zu Ende. — Diesmal aber besonders waren Mutter und Tochter wieder so ganz in die heimischen Umgebungen zurückversetzt, daß sie noch plauderten und commentirten, als schon der Mond einzelne Lichter durch die Blätter auf die Gruppe warf. Alma hatte eine ihrer kleinen Nichten, die nur von der Tante zu Bett gebracht sein wollte, auf den Schooß genommen und hüllte das schlummernde Kind sorglich in ihren Shawl, dann und wann zärtlich seine blonden Löckchen küssend. Sie fühlte sich so weich und selig gestimmt, daß ihr Thränen in die Augen kamen, ohne daß sie eigentlich wußte warum. Doch ja, im Grunde wußte sie es wohl. „Graf Ruhberg“, hieß es in dem Briefe, „war ganz wie sonst, nur daß er manchmal recht ernst, ja betrübt aussah; Jedermann hatte ihn gern, und nur die Damen bei Hofe sollen nicht ganz mit ihm zufrieden gewesen sein.“

„O, er hat meiner täglich dort gedenken müssen; er liebt mich noch!“ Das war der Inbegriff von Alma's Denken und Fühlen, und mit glücklichem Lächeln, als habe sie Léon nicht entsagt, trug sie das Kind in das Haus und kehrte beflügelten Schrittes zur Mutter zurück, die sinnend auf ihrem Platze geblieben war. Zu deren großem Erstaunen fand der Vorschlag, womit sie die Tochter empfing, zum Winter wieder nach der Residenz zurückzukehren, diesmal Alma's Zustimmung, und Frau von Walter staunte über die plötzliche Veränderung in dem ganzen Wesen des jungen Mädchens. Wie eine dürstende Pflanze nach erquickendem Lebenstrank richtete sie sich auf, als endlich das dumpfe Schweigen über Léon gebrochen war und sie zum ersten Male wieder Nachrichten über ihn hörte, obschon sie nicht daran dachte, sich daraus Hoffnungen zu bilden. Nur ein Mädchenherz vermag so poetisch rein, ohne jede Selbstsucht ihre Liebe zu bewahren.

Alma hatte, bei aller Hingabe an die Forderungen der einmal übernommenen Pflichten gegen die kranke Tante, dennoch zu sehr ein inneres Gefühlsleben geführt, seit sie nach jenem schweren Abschiedsbriefe an Léon auch von der Welt Abschied genommen hatte. Sie war sanft, freundlich und unermüdet thätig für Andere, wenn es galt; aber der fröhliche Uebermuth, das helle Lachen und die muntern Lieder von ehedem waren verstummt und ihr rosiges Antlitz nahm eine durchsichtige Bläße an, die ihrer Erscheinung etwas Rührendes verlieh. Doch war sie darum nicht krank; es war nur der Abschied von dem ersten schönen Jugendtraum, mit dem sie kämpfte, wie so viele ihrer Schwestern, die eine Zeitlang das Haupt neigen. Glücklich, wenn sie es wieder erheben und nicht langsam dahin welken!

Die sorgliche Hand der Mutter entriß Alma noch zur rechten Zeit diesem stillen Aufenthalt, in welchem sich allmälig ihr eigenes Geschick für sie zum Mittelpunct gestaltet hatte, und dem weichen Gefühlsleben, dem sie

sich hingab, und die Rückkehr nach Friedrichsruh wirkte schon wohlthuend auf sie, indem sie ihre Geisteskräfte wieder anspannte.

Als sie dort im Spätherbst eintrafen, war Graf Ruhbergs Erscheinen fast spurlos vergessen; Lieutenant Salis war auf einem Commando abwesend und Alma's Leben kam bald wieder in das alte ebene Geleise, wie das anderer junger Mädchen in der Residenz, und in geselliger Hinsicht erging es ihr sogar noch besser als früher, da ihr die Fürstin Amalia so besonderes Wohlwollen bezeigte.

Zu Neujahr kam ein Brief von den Ufern des Nils, an denen der fast vergessene Professor weilte; es war darin gar viel des Interessanten zu lesen und auch ein kleines Plätzchen für seine Herzensangelegenheiten fand sich darin. Alma war anfangs erschrocken, denn der Professor lag ihr wie ein Alp auf der Seele, und sie hatte kaum den Muth, den Brief selbst zu durchfliegen; ein wenig erleichtert aber sah sie am Schluß die Mutter fragend an. „Nun, mein Kind“, sagte diese, „wir müssen nun ins Reine kommen mit diesem braven Mann. Ich habe ihm in Betreff Deiner bei seinem letzten Besuch die volle Wahrheit gesagt und ihm anheimgestellt, eine andere Wahl zu treffen; er aber wollte sich an der schwachen Hoffnung genügen lassen, daß es Dir bei seiner Rückkehr weniger schwer werden würde, seinen verödeten Herd zu schmücken, und damit ließ ich ihn ziehen. — Darf er nun zum Frühjahr kommen, um Dich als Braut zu begrüßen? Du hast jetzt ein Jahr Zeit gehabt, um mit der Vergangenheit fertig zu werden .....“ — „Und wenn ich noch zehn Jahre Zeit hätte, das würde ich doch nie! denn ich liebe nur sie und was ihr angehört!“ rief Alma mit leuchtenden Augen, „und da Du, mein Mütterchen, mich selbst entscheiden läßt, so sag' ich Nein! und immer Nein für wen es auch sei. — Bitte“, schmeichelte sie neckisch, „laß den guten Professor bei seinen Schlangen, Eidechsen und anderem Gethier; da mag er sich ein paar schöne Krokodile ausstopfen, die werden ihn sicher über den Verlust meiner Wenigkeit trösten. Gott, ich bin wieder frei und mein eigen!“ rief sie, die Mutter stürmisch umarmend, „Du kannst Dir gar nicht denken, welche Qual Du mir abnimmst, Mama!“ — „Dafür wirst Du aber ein armes, altes Fräulein!“ entgegnete diese, halb spottend, halb wehmüthig, indem sie die schöne Tochter mit schmerzlichem Blick ansah. — „Gräme Dich nicht darum, ich bleibe bei Dir, Dich zu pflegen, und werde eine Familientante; da weiß man auch, wofür man lebt“, tröstete Alma dagegen, und somit war die drohende Verlobung abgethan.

Frau von Walter ließ indeß Léons versiegeltes Briefchen auch jetzt noch in dem geheimsten Fache ihres Schreibtisches ruhen und schwieg über die Absichten und Pläne des Grafen, an deren Ernst und Dauer sie nicht glaubte.

Das Frühjahr war bereits in vollem Schmuck, als Lieutenant von Salis zurückkam. Er versäumte nicht, Frau von Walter an einem traulichen Abendstündchen zu besuchen, denn sein Freund Léon drängte ihn um Nachrichten aus Friedrichsruh, und auch von ihm hatte er ja so Vieles zu berichten. Alma schien seit diesem Abend wie von einem neuen Lebensmuth beseelt: sie hatte aus Allem herausgefühlt, daß Léon sie dennoch nicht aufgegeben hatte; die Mutter mußte endlich ihren Bitten um Aufklärung nachgeben, und so holte sie Léons Brief hervor. „Gott behüte Dich vor einer Enttäuschung, mein Kind!“ sagte sie, „denn wandelbar sind auch die edelsten Entschlüsse!“ — Alma aber war ganz Glück und alle zurückgekämpften Gefühle wogten in ihrer Seele mit neuer Macht. Sie durfte wieder hoffen — wie lange? das galt ihr gleich.

(Schluß folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Reliquien Beethovens. Die königliche Bibliothek in Berlin befindet sich im Besitze einer Original-Handschrift Ludwig van Beethovens, welche im Ganzen siebenzig Melodieen verschiedener Nationen, für eine, zwei und drei Stimmen mit Begleitung des Pianoforte, der Violine und des Violoncells bearbeitet, enthält. Nur einzelne dieser Lieder sind bisher veröffentlicht, jedoch incorrect, auch willkürlich verändert und abgekürzt. Längst schon wurde eine genaue und vollständige Ausgabe dieser von Beethoven mit so vieler Liebe und so großem Eifer unternommenen Bearbeitungen gewünscht. Dem stellten sich aber hauptsächlich zwei große Schwierigkeiten entgegen. Einmal die Entzifferung der Beethovenschen Handschrift, die, an sich schon außerordentlich mühvoll, in diesem besonderen Falle der vielen, mehrfach corrigirten, durchstrichenen oder mit Bleistift verbesserten Stellen wegen fast unmöglich schien. Sodann aber auch die Ermittelung der Texte, welche in der Handschrift des Componisten überall fehlen, und deren Auffindung um so mühvoller, als Beethoven bei vielen Liedern nicht die Originaltexte, sondern spätere, erst zu den Melodieen gedichtete, vorlagen, wie z. B. die von Thomas Moore bei den irischen Weisen. Endlich sind diese Hindernisse beseitigt, und gebührt dem königlichen Bibliothekar Franz Espagne in Berlin, der sich dieser jahrelangen Arbeit mit aufopfernder Hingebung und gewissenhaftem Fleiße unterzogen, der wärmste Dank dafür. Vor Kurzem wurde von dem Bureau de Musique von C. F. Peters, Leipzig und Berlin, das erste Heft dieses Unternehmens ausgegeben, dessen vollständiger Titel: „Volkslieder für eine und mehrere Singstimmen, Violine, Violoncello und Pianoforte componirt von Ludwig van Beethoven. Nachgelassenes Werk. Nach der im Besitz der königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen Handschrift des Componisten herausgegeben von Franz Espagne. Bei vortrefflichster Ausstattung enthält es zwei englische Volkslieder (gleich an der Spitze das weltbekannte „God save the king!“), ein sicilianisches (das nicht minder allerorten eingebürgerte: „O Sanctissima!“), ein schottisches und zwei irische. Die große Mehrzahl der gesammten bearbeiteten Volkslieder gehört dem Englischen, Schottischen und Irischen an, und ist für die Bearbeitungen der Texte unser geschätzter Mitarbeiter Georg Pertz gewonnen, der durch seine bisherigen Leistungen: „Lieder von Robert Burns“, „Verwandte Klänge“ (Leipzig und Heidelberg bei C. F. Winter), und die in den meisten unserer besten Zeitschriften zerstreuten Uebertragungen den Ruf unbestrittener Meisterschaft und Autorität sich erworben. Zum Beweis, mit welch wahrhafter Poesie, mit wie viel Geschmack und Treue, und zugleich mit wie geschickter Berücksichtigung des musikalischen Rythmus er auch diesmal die Originale wiedergegeben, diene folgende Nachbildung des einen der beiden irischen Volkslieder:

Unsern Helden!

Den Helden, süßer Freiheit Hort,
Ein Hoch aus weiter Ferne!
Singt Brüder, singt den Rundreim fort,
Ihr Ruhm bis an die Sterne!
Was ist im Tod des Tapfern Preis?
Des Volkes Thränenschleier!
Und Blüthen, die der Jungfrau'n Kreis
Ihm streut beim Klang der Leier.

Doch die ihr siegreich kehret heim,
Was lohnt denn euch, ihr Degen?
Zu schau'n des Oelbaums Segenskeim
Beim Lorbeergrab sich regen!
Zu lauschen, wie des Sängers Wort
Euch trägt in blaue Ferne —
Singt Brüder, singt den Rundreim fort,
Ihr Ruhm bis an die Sterne!

Zwei Uebersetzungen im ersten Hefte sind von H. Hüffer, Privatdocenten der neueren Sprachen an der Universität zu Bonn, und zeugen gleichfalls von großer Begabung und Gewandtheit. Wir machen die Nation auf dieses Unternehmen aufmerksam, in dem sie die Reliquien eines ihrer größten Tonmeister verehren wird.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 18. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt.

Zur Unterhaltung für alle Stände.

5. Mai.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Ein Erbe.

Novelle von J. C. Maud.

(Schluß.)

6. „Fest und getreu“.

Weniger Zeit und Muße, seinen Gefühlen zu leben, als Alma, fand dagegen Graf Ruhberg, dessen Theil eine rastlose ernste Thätigkeit geworden war. In seinem bisherigen Beruf war ihm eigentlich wissenschaftliche Bildung fern geblieben, und wenn er auch stets ein reges Interesse für jede Richtung menschlicher Geistesthätigkeit gehegt hatte, so öffnete sich ihm doch erst jetzt der Vorhof zum Tempel der Weisheit und dieser selbst, nachdem er, seinem Vorsatz getreu, während zweier Winter Eldena und Göttingen besucht hatte. Im zweiten Sommer hatte er bereits die Freude seine begonnenen Unternehmungen und Verbesserungen wachsen und gedeihen zu sehen, und die Lust des Schaffens hätte ihn vielleicht zu weit geführt, ohne den Besuch des Oldenburger Vetters. „Bravo, mein Junge“, rief er bei seinen Inspectionstouren, „jetzt laß ich mir den Forst gefallen! der sah ja aus wie ein Urwald, und Deiner Casse war das Capital auch willkommen, um die Kosten zu Deinen Unternehmungen zu decken? Nun, ich hoffe, Du hast es Dir sicher gestellt? Gut, das ist recht“, fuhr er fort, als Léon bejahte, „Dein Inspector ist ein wahrer Schatz wie ich sehe! Dort auf dem Fluß schwimmt Dein Holz mit Deinen Torfkähnen um die Wette — die Actiengesellschaft läßt ihr Kohlenlager fleißig bauen — Felder und Wiesen sind im besten Stande — hm, hm, hätt' es wirklich nicht gedacht, daß Du schon so weit wärst!“

Am nächsten Tag gab es auf einem andern Gute andere Dinge zu sehen: veredelte Schafe, Mustervieh aller Art; Anpflanzungen, holländische Windmühlen und Bierbrauereien. „Das sind die einzigen Dampfschornsteine, die ich Dir hingehen lasse“, sagte der Oldenburger. „Aber ich glaube, Du verdoppelst auch ohne alle Satansfabriken die Einkünfte der Herrschaft.“

Es war eine Freude, neben dem etwas corpulenten Vetter die schlanke Gestalt Léons mit seinem militairischen Anstand bei diesen landwirthschaftlichen Inspectionen zu sehen; sein Gesicht war brauner, seine Züge fester geworden; aber es sprach eine stolze Freudigkeit daraus, wie sie nur das Bewußtsein kräftigen Willens und tüchtigen Strebens zu verleihen vermag. Bei Léon trug der Besitz edle Früchte, und die Jahre, die ihm nun schon in diesem Treiben verflossen waren, hatten ihn nicht allein auf der Höhe, auf welche das Schicksal ihn gestellt hatte, festen Fuß fassen lassen, sondern auch seinem Geiste einen weiteren Horizont gewonnen, und der Oldenburger Vetter hatte Recht, wenn er sagte: „Du bist der prächtigste Graf Ruhberg, den ich mir denken kann!“

Das bescheidene Gartenhaus, welches Léon bewohnte, hatte sogar noch Raum für seinen Gast, den Oldenburger Vetter, hergeben müssen, dem es darin weit behaglicher war, als in den weiten einsamen Fremdenzimmern des Schlosses, und fröhlicher plauderten Beide unter der grünen Veranda, auf welche sich das kleine Eßzimmer öffnete, als damals am Kamin, in dem Thurmzimmer des Ahnherrn.

„Peter!“ rief Léon. — „Herr Hauptmann!“ scholl es zurück, und Peter, der einstige Bursche des Lieutenants, trat in militairischer Haltung vor ihn. „Bring das Abendessen hierher.“ — „Zu Befehl, Herr Hauptmann“, und damit machte er wieder „Kehrt!“

„So verschmähst Du auch die hochgräflichen Gnaden?“ lachte der Vetter. — „Da ich keine Lust habe als Graf zu sterben, mag ich auch so wenig als möglich als solcher leben“, entgegnete Léon leichthin. Der Vetter sah ihn erstaunt an. „Daß etwas Absonderliches hinter Deinem Thun steckt, habe ich mir schon lange gedacht“, sagte er mit wohlgemeinter Sorge, „und ich will auch jetzt nicht in Dich dringen; aber handle nicht thöricht und bedenke das Urtheil der Welt, die Dich schon jetzt einen ausgemachten Sonderling nennt.

„Ich glaub' es wohl, Freund, und mitunter finde ich es um so schwerer dies Prädicat zu ertragen, als mir jedes Gesuchte, Auffallende entschieden widerstrebt. Auch würde ich gern wie meine Standesgenossen thun und geselliger sein, wenn ich es dürfte, ohne mein eigentliches Ziel aus den Augen zu verlieren.“

„Die Welt, das heißt die Nachbarschaft auf zehn Meilen in die Runde, behauptet dagegen, daß Du so spröde und ungesellig seist, weil Du eben Dein Ziel zu nahe hättest. Ja, und ich glaube auch, daß unsere schöne Base, die Gräfin Witwe, schwerlich abgeneigt wäre, als Herrin in Ruhberg zu bleiben. Sie ist zwar ein paar Jahr älter als Du, aber schön und stolz wie eine Königin, und einen edleren Stammbaum giebt es weit und breit nicht als den ihrigen…"

„Aber ich will ja keine stolze Königin, keinen Stammbaum", rief Léon mit seltener Heftigkeit und hielt rasch inne; das fröhliche Gelächter des Vetters aber wollte nicht enden: „Komm Herzensfreund, laß Dich umarmen", rief er, „ha ha ha, das wird eine Ueberraschung für die Familie geben!" und lachend klopfte er dem Freund auf die Schulter und ging in sein Schlafgemach.

Drei Jahre angestrengten Schaffens und segensvollen Gedeihens waren schon an Léon vorüber gegangen; eine Summe nach der andern schrieb der Banquier in der Residenz auf das Guthaben des Grafen Ruhberg. Bei seiner bescheidenen Lebensweise verbrauchte er nicht den vierten Theil seiner Einkünfte, die sich nun zum Erstaunen steigerten, und ihm das Gelingen seines Planes in sichere Aussicht stellten.

Während dieser Zeit hatte jedoch Léon die Anforderungen der Welt an den Repräsentanten der Familie etwas zu sehr bei Seite gesetzt. Außer einer ersten officiellen Vorstellung bei seinem Landesherrn hatte man ihn nicht wieder bei Hofe gesehen; sein Platz als Standesherr in der parlamentarischen Versammlung des Landes war durch einen Stellvertreter versehen und sein Name begann in den hohen Kreisen der Residenz mit Verstimmung und Achselzucken genannt zu werden. Die dringende Aufforderung seiner Mutter, der ihre Freunde davon berichtet hatten, vermochte endlich Léon mit ihr in dem Badeort Kissingen zusammenzutreffen, wohin sie ihrer Gesundheit wegen reisen müsse, wie sie behauptete. Die kluge Dame aber verband damit noch ein anderes Plänchen. Der König, Léons Landesherr, sollte dort die Cur brauchen; da konnte sich ihm Graf Ruhberg leichter nahen; ein Aufenthalt in der Residenz mußte sich daraus von selbst ergeben und aus diesem wiederum auch endlich der Schlußstein zu dem stolzen Gebäude ihrer mütterlichen Hoffnungen, eine Gräfin Ruhberg nämlich, zu deren Bild sie sich bereits von allen Engeln und Cardinaltugenden die Farben entlehnte. Es kam auch beinahe Alles wie sie gedacht, die Gräfin ausgenommen.

Der König war anfangs ziemlich gegen den saumseligen Vasallen eingenommen gewesen und hatte ihn ignorirt, so viel es ging; aber da er überhaupt keinen langen Groll hegen konnte und dem Grafen weiter kein Vorwurf zu machen war, löste sich seine Verstimmung gegen ihn allmälig in witzige Anmerkungen und Scherze, und zuletzt in Wohlwollen auf, so daß er sich gestand, er wünsche recht viele solche Standesherren zu besitzen wie diesen.

Darum aber sollte Léon im nächsten Winter in der Residenz erscheinen, und vergebens sann der also Bevorzugte wie er diese Aufforderung, die er nicht ablehnen konnte, umgehen könne? Es war dies eine der Pflichten, die er mit dem Grafentitel zugleich überkommen hatte, und Beides, die Ehre wie das Interesse der Familie, die er repräsentirte, forderten ihn zu deren Erfüllung auf. „Nun denn, so soll der König Alles wissen — er mag dann entscheiden!" mit diesem Entschluß trat er eines Morgens in das Cabinet des huldvollen hohen Herrn.

Zwar faltete derselbe anfangs bedenklich die Stirn und machte seiner Mißbilligung Luft, indem er in immer rascherem Tempo einen Marsch an den Fensterscheiben trommelte; nachdem er indeß Léons Darlegung seiner persönlichen Verhältnisse zu Ende gehört, wandte er sich lächelnd zu ihm: „Und wissen Sie, mein Ritter ohne Furcht und Tadel, daß Sie eigentlich selber ein Stückchen Mittelalter sind, gegen dessen Institutionen Sie sich eben auflehnen? daß Sie mit Ihren romantischen Ansichten über Seelenadel, persönliches Verdienst und männliche Unabhängigkeit gar nicht ins neunzehnte Jahrhundert gehören, dessen Wahlspruch „Geld und Macht" heißt? Ich bin verdrießlich, daß Sie dem Wink des Schicksals widerstreben wollen — doch das sind Familienangelegenheiten, in die darf ich mich nicht mischen. — Jedenfalls aber nehmen Sie nächsten Winter in der Residenz Ihren Platz in der Gesellschaft und im Herrenhause ein; wärs auch nur, um Gastrollen zu geben", fügte die Majestät lächelnd hinzu.

Das wars, als solche hatte auch Léon seinen Aufenthalt in der Königsstadt betrachtet und sein Auftreten mit so wenig Ansprüchen als möglich umgeben; ja sogar dem Peter wurden von wegen des „Herrn Hauptmann!" keine neuen Instructionen gegeben und höchstens für die auswärtigen Angelegenheiten ein geschulter Residenzbediente angenommen. Aber keine glänzende Equipage mit dem Ruhbergschen Wappen durchrollte die Straßen, kein Vollblut erregte den Neid seiner Standesgenossen, wenn er spazieren ritt; er spielte kein hohes Spiel und keine Primadonna konnte sich seines besondern Beifalls rühmen. Er bewohnte ein paar Zimmer im Hotel und bediente sich dessen Wagen; er war nicht ungesellig und ungastlich, und man hörte bald auf, ihn einen Sonderling zu nennen, wenn gleich er doch mehr außerhalb des mitunter sehr frivolen Kreises der jungen Aristokratie stand.

Am liebsten verkehrte Léon in geselligen Kreisen mit jungen Frauen, war stets ritterlich aufmerksam gegen ältere und nur der schöne Kranz untadeliger geborner Fräuleins konnte sich über seine Zurückhaltung beklagen, wie einst die von Friedrichsruh. Oft ruhte sein beobachtender Blick auf den glänzenden Erscheinungen der Frauenwelt im schönsten Schmuck, und es gab manch liebliche Rose, manch edle Perle darunter, die seinen Beifall fand; aber keine, neben welcher Alma's Bild nicht hätte bestehen können. Kein anderer Wunsch ward in ihm rege als der, sie endlich wiederzusehen, die schon des armen, aussichtslosen Lieutenants Liebe beglückt hatte, und dies Verlangen ward von Tag zu Tag unwiderstehlicher.

Wer war daher glücklicher, daß endlich der Tag erschien, wo er sich, überhäuft mit Gnaden und Ehren, verabschieden konnte, als Léon! „Sie mögen thun was Sie wollen, lieber Ruhberg", sagte die Majestät huldvoll bei der letzten Audienz, „ganz und gar lasse ich Sie doch nicht auf Ihren Kartoffelfeldern, und sollte ich Sie bei Gelegenheit einmal selbst holen, mitsammt der kleinen Frau, die Sie jetzt so widerspenstig macht", setzte der hohe Herr leise hinzu und entließ ihn lächelnd.

Auch solidere Früchte als bloße Aussichten nahm Léon mit aus der Residenz; für die Gräfin Witwe hatte die Königin die Stelle einer Ehrendame gefunden, denn man hielt sie von mancher Seite für das eigentliche Hinderniß, daß Graf Ruhberg noch keine Wahl getroffen

habe, und eine ihrer Töchterchen erhielt das Kreuz einer Stiftsdame. Für die älteste hoffe ich selbst zu sorgen, dachte Léon.

Nur Eines machte ihm Sorge, und das war sein Bruder Hans, der in einer benachbarten Garnison stand und als Muster eines übermüthigen Gardelieutenants galt; stolz, voll toller Einfälle und Schulden; gutmüthig, aber nicht gerade zum Denken geboren, wogegen er auch eine süperbe Verachtung hegte und seinen gräflichen Bruder ob seiner Vorliebe für Studien und Universitäten nicht selten zur Zielscheibe seines Witzes machte. — Je mehr ihn Léon kennen lernte, um so mehr mußte er sich sagen, daß der noch lange nicht reif für seine Absichten sei und jedenfalls feste Dämme zu seinem und des Ganzen Besten brauche.

Im Monat August kehrte Graf Ruhberg mit seinem getreuen Inspector von einer achttägigen Rundreise auf seine Güter wieder heim, wie er sie öfter unternahm, diesmal aber besonders gut gelaunt. Ja, er forderte sogar den Oberamtmann auf, mit dem Inspector noch ein Glas Wein bei ihm zu trinken und die Rechnungsbücher dabei mitzubringen. Und als endlich beide Männer nach lebhaften gründlichen Erörterungen ihn wieder verließen, trat Léon zum offnen Fenster und preßte die Arme fest über die Brust zusammen, als wolle er damit ein geliebtes Bild umschließen. „Endlich! endlich wirst Du errungen sein, Geliebte! Nur wenige Wochen noch und ich eile zu Dir.“

7. Der Familienrath.

Die Gräfin Witwe hatte eingewilligt, während der Anwesenheit der Familienglieder, die der junge Graf zusammenberufen hatte, die Honneurs des Hauses zu machen, was sie im Begriff stand zu verlassen. Mit bittersüßen Empfindungen hatte sie ihre Ernennung zur Ehrendame aus Léons Händen empfangen; denn sie trennte sich damit gleich schwer von stolzen Erinnerungen und leisen verschwiegenen Hoffnungen. Ihr Wesen war milder geworden und weit entfernt, den wahren Grund davon zu ahnen, stand der junge Majoratsherr jetzt in weit besserem Vernehmen mit ihr als früher, und hatte ein herzliches Zutrauen zu ihr gefaßt. Daß der Familientag der Mündigkeit des jungen Hans von Ruhberg zunächst galt, wußte sie wohl, aber ihr weibliches Gefühl errieth, daß es sich dabei um das ganze Schicksal des Grafen handle, und in fieberhafter Unruhe sah sie den ersten Wagen voll Ruhbergs in den so lange verödeten Schloßhof rollen.

Baron Hans war der Letzte gewesen und seufzte schon im Stillen sowohl als laut über die zu erhoffende Langeweile und Moral, als er die grauen Thürme des Schlosses von weitem erblickte. Die würdige Versammlung war gerade im Speisesaal beschäftigt als er vorfuhr, nur die fast sechzehnjährige Comtesse Margarethe nicht, da sie noch nicht zu den Erwachsenen zählte. Sie promenirte eben auf ihrem Lieblingsweg, wenn die Mama nicht dabei war, einer Gartenmauer nämlich, die den Hof von der kleinen Blumenterrasse des rechten Flügels trennte, und achtete nicht des Flehens der Gouvernante herab zu kommen. Plötzlich machte sie einen ganz regelrechten Knix wie bei Hofe und sprang hastig und purpurroth wieder hinab zu Mademoiselle.

„Ein niedlicher Backfisch!“ bemerkte Baron Hans, dem der Bart kaum rasirgerecht stand, den Augenkneifer einsetzend und noch ein Weilchen umherspähend, aber vergebens; er hörte nur eine Stimme auf Französisch schelten, und eine andere auf gut Deutsch dazu lachen.

Dieser erste Tag war den gemüthlichen Freuden des Wiedersehens gewidmet, und die Vormünder des jungen Lieutenants konnten sich ihres Mündels gerade noch bis zum nächsten Tage um zwölf Uhr Mittags erfreuen, wo er ihrer Obhut entschlüpfte. Ersparnisse hatten sie so wenig gemacht als er, und somit versprach sich der feierliche Actus in einer Viertelstunde abzuthun, wenn das der einzige Zweck ihres Kommens bleiben sollte. Doch dem war nicht also.

In dem großen alterthümlichen Saale des Schlosses saßen am nächsten Morgen um zehn Uhr alle stimmfähigen Familienglieder der Ruhbergs auf hochlehnigen Armstühlen um einen großen runden Tisch, auf welchem eine Menge Papiere bereit lagen. In der Mitte stand der Sessel des jetzigen Familienhauptes, des Grafen Léon, und ihm zur Rechten der Nächste zum Majorat, sein Bruder Hans, der mit großer Gelassenheit sein Bärtchen drehte und die Spitzen seiner Glanzstiefeln betrachtete. Zur Linken saß der Vetter aus Oldenburg, der aussah als wisse er ein köstliches Geheimniß, schließe aber den Mund nur so fest, damit er es nicht verrathe, und nach ihm noch über ein halbes Dutzend anderer Vettern ringsum, mit sehr feierlich gemessenen Mienen, aber brennend vor innerer Ungeduld auf das Kommende und fest entschlossen kein Haar breit nachzugeben — worin? das wußten sie freilich noch nicht.

„Sie Alle, verehrte Vettern“, begann Léon sich erhebend, „wissen, daß ich nur durch den Verzicht des Baron Curt von Ruhberg aus Oldenburg an die Stelle gelangt bin, welche ich nun seit vier Jahren schon einnehme, und Sie kennen ebenso die Gründe, welche Jenen bewogen haben, auf das Majorat und den Grafentitel zu verzichten.“ Der Oldenburger nickte vergnügt und zustimmend dabei. „Auch ich lege hiermit feierlich meine Ansprüche an den Besitz Beider nieder und wünsche Dir, mein Bruder, aufrichtig Glück zu dieser Fügung des Geschickes, dessen Du, ich hoffe es zu Gott, Dich würdig erweisen mögest.“ Hans sah aus als träume er. „Léon! mach' keinen schlechten Spaß mit mir“, rief Hans mit rasch aufflammendem Zorn, und ein Sturm von Fragen und Ausrufungen machte sich von allen Seiten Luft. Vetter Curt aber nickte vergnügt wie eine Pagode und murmelte: „Ich hab' es wohl gedacht! jetzt fragt ihn nur warum?“

Das geschah nun allerdings sehr dringend, worauf Léon mit feuriger Beredtsamkeit der Versammlung seine diesen wichtigen Schritt motivirenden Ansichten vorlegte.

„Es geschieht nicht in trotziger Auflehnung gegen jene alten, freilich nur durch die Zeit allein geheiligten Bestimmungen unserer edlen Vorfahren“, sagte er unter Anderm, „denn ich erkenne jedem alten Geschlecht das Recht zu seinen Stammbaum rein zu bewahren vor jedem Makel, und ich bin stolz auf den meinigen, wie Jeder unter Ihnen es ist. Aber die Bedingungen der Ehrenhaftigkeit und Ritterlichkeit der Männer, die zu dem Vorzug gelangen wollen, als Majoratsherr an die Spitze einer solchen Familie zu treten, und sittliche Ebenbürtigkeit von Seiten ihrer Frauen, das wird besser als jene Testamentsclausel den alten Stammbaum frisch erhalten, daß er seine Zweige kräftig auch bis in die kommenden Jahrhunderte ausbreiten kann. — Das Festhalten an den Bedingungen einer abgeschlossenen Zeit dagegen, wo die Ungleichheit der Stände auch zugleich die der Bildung

und Lebensgewohnheiten entschied, wird in unserm jetzigen Jahrhundert zur Unmöglichkeit und führt zu Ungerechtigkeiten und nicht rein sittlichem Handeln.

Wäre ich als Majoratserbe geboren, so würde ich vielleicht, ja wahrscheinlich selbst, meine Herzenswünsche strenger bewacht haben, um nicht einen Conflict mit dem bewußten Familiengesetz herbeizuführen; denn es liegt für den männlichen Stolz auch ein großer Reiz darin, seine Lebensgefährtin unter den edelsten Töchtern des Landes wählen zu können. Ich sage, zu können — aber nicht zu müssen.

Meine Wahl war jedoch getroffen bevor mich das Schicksal zu diesem Erbe berief, und zwar war sie auf ein Mädchen gefallen, die in jeder Weise würdig wäre, Gräfin Ruhberg zu sein, wenn sie dazu die nöthige Anzahl Ahnen aufzuweisen hätte. — Sie war bereit und glücklich die beschränkte Existenz, die mein damaliges Loos ihr in Aussicht stellte, mit mir zu theilen; als mir aber diese Erbschaft zufiel, war sie es, die mir entsagte und mir jede Aussicht zu benehmen wußte, sie durch einen Verzicht auf Macht und Reichthum dennoch zu gewinnen. Ich mußte sie damals unwiderruflich für mich verloren halten." — Léon hielt einen Augenblick inne, ergriffen von der Erinnerung an jene Kämpfe. — „Ich frage Sie, meine lieben Vettern, Alle, war das nicht stolzer, hoher Seelenadel? und müßte ich nicht vor mir selbst das Auge zu Boden schlagen, könnte ich das Opfer einer uneigennützigen Liebe nicht mit einem ähnlichen vergelten? Wir haben uns in den vier Jahren, wo ich Graf Ruhberg heiße, nicht wiedergesehen. Ich habe diese Zeit genutzt, mir durch Anstrengung und Sparsamkeit ein kleines unabhängiges Vermögen zu bilden, mit welchem ich das Gut Thale, einige Meilen von hier, gekauft habe. Auch dort, hoffe ich, wird der Himmel meinen Fleiß segnen und mich durch eine geliebte Gattin beglücken. Das Fräulein war frei geblieben, jeden Augenblick über ihre Hand zu verfügen; sie hat es nicht gethan, und ich habe daher doppelten Grund dem Majorat zu entsagen: einmal um ihretwillen, und dann des Princips wegen, daß jeder unabhängige Mann sich seine Lebensgefährtin frei wählen müsse, ohne andere Bedingung als die geistiger und sittlicher Ebenbürtigkeit derselben.

„Lassen Sie mich daher Ihnen den Vorschlag machen unsere Familiengesetze mehr von dem Geist der engen Intoleranz zu befreien, der vergangenen Jahrhunderten angehört, indem Sie für ähnliche, in der Zukunft mögliche Fälle einen Familienrath berufen, der über die Würdigkeit einer nicht stiftsfähigen Wahl zu entscheiden hat." Die sämmtlichen Herren waren etwas verblüfft und schwiegen. „Es liegt sogar in dem Gesammtinteresse der Familie, den Kreis der Erbberechtigten nicht zu eng zu ziehen, wenn nicht das Fideicommiß Gefahr laufen soll, aus Mangel an Erben dem Staat wieder zurückzufallen. Nichts auf Erden ist ja unwandelbar; wie sollte das Testament unseres Ahnherrn es, gegenüber der Fortentwickelung der Jahrhunderte sein? Es muß derselben Rechnung tragen, oder es wird in dem Conflict damit untergehen."

Darauf gab Léon eine Uebersicht dessen, was er während seines Besitzes der Herrschaft Ruhberg begonnen und geschaffen hatte und knüpfte daran einen zweiten Vorschlag. Von dem Ueberschuß der ursprünglichen Revenüen nämlich, die sich bereits von zwanzig- auf fünfundzwanzigtausend Thaler gehoben hatten und noch im Steigen begriffen waren, sollten die künftigen Majoratserben nämlich einen Familienfond anlegen, um daraus den Töchtern Aussteuern und den Witwen Jahrgelder auszusetzen, oder auch die Ausbildung der Söhne in geeigneten Fällen zu befördern, je nach dem Ermessen der Versammlung. Dieser Vorschlag fand schon ein weit beifälligeres Gemurmel und der Oldenburger reichte Léon die Hand.

„Und nun zu Dir, Bruder Hans, noch ein Wort, ehe ich meine Stelle als Familienhaupt verlasse."

Da sprang der junge Mensch auf und lag an seines Bruders Hals: „O Léon", rief er, „thue das nicht! Du bist hier an Deinem Platze wie kein Anderer, gewiß meine Kräfte sind zu gering."

„Ich muß, Bruder, unterbrach ihn Léon mild und fest. Aber ich kann und mag die Verantwortung nicht auf mich nehmen, Deinen ungeübten Händen die Leitung dieses großen Besitzes allein zu übergeben. Du wirst Dich daher, wie ich hoffe, einigen Bedingungen fügen, die wir eben gemeinschaftlich feststellen wollen, zu Deinem und des Ganzen Besten."

„Ich füge mich Niemand als Dir!" rief Hans, den Kopf stolz zurückwerfend. „Bestimme Du was Du willst, und wenns fertig niedergeschrieben ist, dann rufe mich wieder, da will ich Alles unterschreiben." Und heftig erregt verließ er den Saal und eilte ins Freie.

„Hans hat Recht!" nahm der Oldenburger das Wort, „wir ernennen Dich zu unserm Bevollmächtigten in Bezug auf ihn, übertragen Dir aber ausdrücklich die Oberleitung des Majorats, bis der Sausewind etwas zur Ruhe gekommen sein wird — so etwa bis zum dreißigsten Jahre. Seid Ihr nicht auch meiner Meinung, Ihr Herren?" Alle bejahten laut und einstimmig.

Léon hatte gesorgt dem leichtsinnigen Bruder sein großes Einkommen nur gradatim genießen zu lassen und die ersten Jahre des Ueberschusses der für ihn festgesetzten Summe seiner Schwester als Mitgift zuzuwenden, dann aber die zur Verbesserung der Verwaltung aufgewandten Summen davon zu tilgen. Auch gab es noch eine Clausel, die dem übermüthigen Gardelieutenant bei weitem heilsamer als gerade willkommen sein mußte, nämlich der Aufenthalt auf denselben Akademien, wo Léon seine vielbespöttelten Studien gemacht hatte.

Hans ward zur Unterschrift gerufen. Er spielte eben Federball mit der Comtesse Margareth und trat ganz erhitzt ein, hörte etwas zerstreut die Vorlesung seiner nunmehrigen Mündigkeit und sämmtlicher Puncte seiner Erhebung zum Grafen an und unterschrieb was man ihm vorlegte. „Léon", sagte er dann lachend zu seinem Bruder, „ich glaube, daß ich mein Majorat keinem Andern abtreten werde, so lange es Comtessen wie die Margareth giebt." Und der Oldenburger war der Erste, der ihm die biedere Hand reichte, und als er sich nach der Reihe durchgeschüttelt hatte, verließ er wiederum die Versammlung, um seine Partie Federball weiter zu spielen, und Vetter Curt sah mit schmerzlichem Blick auf Léons männlich ernste Erscheinung. — Trotz der tröstlichen Vorsätze des Grafen Hans ward aber dennoch nach langen hitzigen Debatten auch der erste Vorschlag Léons angenommen, vorkommenden Falles noch einen andern Maßstab an die Würdigkeit einer Gräfin Ruhberg anzulegen als sechzehn Ahnen. Mehr indeß wohl als freisinnige Regungen hatte der Umstand die Vettern zu solchen Zugeständnissen bewogen, daß da vor ihnen zwei edle, kräftige Männer standen, aus deren Händen um jener Testamentsclausel willen das stolze Erbe in die eines schwachen Jünglings

übergehen mußte, dessen Charakter so wenig Gewähr für die edle Auffassung seiner Stellung als Repräsentant der Familie bot. — Ja, Léon hatte Recht gehabt, man mußte den Forderungen der Zeit Rechnung tragen. — So endete der wichtigste Familientag auf Schloß Ruhberg seit Menschengedenken.

Die Gräfin Witwe vernahm dessen Resultat mit einer Thräne, einer wirklich aus dem Herzen gequollenen Thräne, und nur Léons Hinweis auf Margareth und Hans war einiger Balsam für ihren Schmerz, den Jener einzig dem geopferten Princip der sechzehn Ahnen zuschrieb.

Und als sich am späten Abend der Exgraf ermüdet zur Ruhe legte, entschlief er in dem tröstlichen Bewußtsein sich selbst getreu gelebt und gehandelt zu haben. Er hatte die Hoffnungen seiner Mutter erfüllt so weit er konnte und Gutes für seine Familie gewirkt während der kurzen Zeit, wo Gott so reiche Mittel in seine Hand gelegt. — Der Traum einer nahen, glücklichen Zukunft umschwebte sein Lager und seine Lippen flüsterten leise den geliebten Namen Alma.

8. Am Ziele.

Es war ein sonnigklarer Octobermorgen, der in das freundliche Wohnzimmer der Präsidentin Walter hereinschaute; der Canarienvogel auf Alma's Fensterplatz schmetterte besonders laut inmitten blühender Topfgewächse; vor dem Sopha aber auf dem runden Tisch lagen allerlei nützliche und zierliche Dinge um eine große Brezel ausgebreitet, deren Rand mit dreiundzwanzig hellen Wachslichtchen umgeben war, indeß das große Lebenslicht im Centrum prangte. Mutter und Tochter standen davor und hatten sich mit Thränen der Rührung umarmt, denn es bedurfte ja bei ihnen, die sich so innig liebten und verstanden, keiner Worte, um die Wünsche und Gefühle auszusprechen, die sich in den Herzen Beider regten.

„Ei, mein Mütterchen", sagte Alma endlich, mit heiterm Lächeln die letzte Thränenspur verwischend, „weißt Du, daß ich im nächsten Jahre schon den Eintritt in den Orden der alten Jungfern feiere? Da mußt Du aufhören mit all dem hellen Glanz."

„Du willst es ja nicht besser", antwortete die Mutter in gleichem Tone, „und da mußt Du schon die Strafe hinnehmen, daß Deine Freundinnen und Verehrer an jedem Geburtstage durch den Augenschein überzeugt werden."

„Meinetwegen bis ich graue Haare habe", sagte Alma mit einem herzlichen Kuß zur Mutter, „wenn es nur Deine liebe Hand ist, die mir die Lichtchen anzündet."

Sie hatte gut scherzen mit ihrem Alter, denn sie stand eben in schönster Blüthe und die Zeit hatte nur dazu gedient, diese voller zu entfalten. Die im tiefsten Herzen lebende Hoffnung war die Wunderkraft, die ihre weiße Stirn ohne Schatten und ihren freundlichen Zügen die gewinnende Lieblichkeit der ersten Jugend erhielt, während der Einfluß einer stillen Sehnsucht und der Ernst ihrer Empfindungen ihrer Erscheinung etwas Reines, Edles verlieh. Sie glich weniger der vollerblühten Rose auf ihrem Geburtstagstisch, als der Orangenblüthe daneben, die sie vorzugsweise liebte.

Noch saßen die beiden Frauen am Frühstückstisch in dem von Kerzen und Blumenduft durchzogenen Zimmer, da brachte das Mädchen ein viereckiges Kästchen mit der Meldung: der Herr Hauptmann würde die Ehre haben, bald selber zu kommen. „Wer?" fragte die Mutter erstaunt. „Nun, der Herr Hauptmann!" weiter wußte die Dienerin nichts. Indeß hatte Alma pochenden Herzens die Hüllen des Päckchens rasch entfernt und sagte nur halblaut mit verklärtem Gesicht, als schaue sie in ein Stückchen Paradies: „O mein Gott!" Ja, für sie war es der Blick in die seligste Zukunft, denn das Bild, welches sie in der Hand hielt, war das Schlößchen auf dem Gute Thale mit seinen freundlichen Umgebungen und darunter der Wahlspruch Léons von Ruhberg: „Fest und getreu!"

Wenig Minuten später eilte die Straße entlang, in der wohlbekannten grünen Uniform mit goldnen Epauletten Léon, jetzt wieder Baron Ruhberg und Hauptmann à la suite. Er stürmte die Treppen hinauf und blieb wieder einen Moment an der Klingel der Präsidentin Walter stehen; doch diesmal nicht vergebens; die Mutter selbst öffnete ihm die Thür und reichte ihm nassen Auges beide Hände zum Willkommen, dann schloß sie das Wohnzimmer leise hinter den beiden Glücklichen.

Vier lange Jahre hatten sie sich nicht gesehen, aber es schien Alma eben als sei es erst gestern gewesen, so nahm die vertraute Erscheinung, in welcher Léon vor sie trat, alles Fremde zwischen ihnen hinweg und erröthend aber innig schmiegte sie sich in die umschlingenden Arme des treugeliebten Mannes ohne ein anderes Wort als „mein Léon!" — Darin aber lag ihre ganze Seele mit allem vergangenen Schmerz und aller überströmenden Seligkeit des Wiederfindens. Und Léon küßte ihr die hellen Tropfen von den blauen Augen und das Lächeln von den Lippen, und sagte dabei: „Mein Kleinod! Mein süßes geliebtes Weib, nun habe ich Dich errungen! Die Grafenkrone habe ich zu Deinen Füßen niedergelegt, da ich sie nicht auf Dein Haupt setzen konnte."

Und abermals war es ein schöner Tag für die Residenz Friedrichsruh; denn wieder trug sich Freund und Feind mit einer großen Neuigkeit, die abermals Jeder nach seinen besondern Interessen auffaßte. Der erste Haupteindruck von Alma's Verlobung mit dem Exgrafen war der allgemeinen Staunens, und diesem folgte Billigung und Tadel, oder freudige Theilnahme, neidische Bemerkungen und stilles Bedauern. Das letztere aber galt bei manchem Edelfräulein vielleicht eben so sehr dem festen männlichen Charakter des einstigen Majoratsherrn als dem Majorat selber.

Den lebendigsten Antheil widmete vielleicht Fürstin Amalia den Verlobten; sie triumphirte im Stillen über den praktischen Beleg zu ihren früher ausgesprochenen Ansichten, und in ihrer Gegenwart durfte keines der überhebenden, mißbilligenden Urtheile laut werden, mit denen man sich z. B. bei der Hofmarschallin an dem abtrünnigen Léon rächte. Ja, die Hoheit hatte sogar einmal vor ihrem Hofkreise ein Bekenntniß über Seelenadel abgelegt, welches der Oberhofmeisterin bedenkliche Nervenzufälle zugezogen.

Serenissimus war zwar innerlich sehr verdrießlich über Léons Thun und vergaß, daß er ihn einst zu seinem Freunde erhoben hatte. Dafür aber blieb er sich selber in Aufrechthaltung seiner Grundsätze treu und Alma erhielt acht Tage vor der Hochzeit die Bestätigung des Adels für ihre Person, den ihr Vater schon für Lebzeiten geführt hatte. Das ärgerliche Schisma war nun leidlich ausgeglichen und das Fürstenpaar konnte daher unbeschadet der Etiquette der Trauung beiwohnen, die nach zwei Monaten das glückliche Brautpaar in der Schloßcapelle vereinte.

Trotz der rauhen Jahreszeit verließ Léon mit seiner jungen Gattin bald nachher die Residenz, um daheim den

eignen Herd in dem Herrenhause von Thale mit dem hellen Christbaume einzuweihen, der ihnen immer heller und heiterer aus den glänzenden Kinderaugen entgegenstrahlte, die sich im Laufe der Zeiten darum gesellten.

Graf Hans ward ein Cavalier wie Léons Vorgänger, ganz nach dem Herzen der ritterschaftlichen Nachbarschaft, und brauchte wirklich keinen Familienrath zu berufen, als er sich verheirathete; denn Comtesse Margarethe konnte ihren Stammbaum bis in die grauen Zeiten Karls des Großen hinaufführen.

An moralischem Einfluß und Bedeutung überragte jedoch trotz seiner weit bescheideneren Lebensstellung der ältere Bruder stets den jungen Grafen, und blieb, wenn auch nicht mehr dem Titel nach, so doch in der That, was er einst gewesen, das Familienhaupt der Ruhbergs, und Hans überließ ihm gern alle derartigen Ehren mit ihren Sorgen und Mühen.

Auch Léons gnädiger Monarch vergaß den jungen Mann nicht, dem er einmal seine Anerkennung gezollt hatte. Er berief ihn zunächst in die Landesvertretung und damit jährlich nach der Residenz, wo auch Alma mit vieler Auszeichnung behandelt wurde, und eröffnete ihm später in der Provinz, in welcher er lebte, einen weiteren Wirkungskreis für sein edles, tüchtiges Streben, dem der Himmel auch in dieser Beziehung seinen besten Segen gab, den des Gelingens.

Das Fräulein von Brinvilliers.

Historische Erzählung von Heinrich von Brehmer.

Die effectvolle, aber zu sehr an Höllenbreughel erinnernde Erzählung hatte vollständig ihren Zweck erreicht. In dem ziemlich großen Zuhörerkreise gab es Niemand, dem nicht, wie es im Märchen heißt, gruselig geworden wäre und den nicht das eigenthümlich prickelnde Gefühl der Gänsehaut überlaufen hätte. Eine längere Pause folgte. Man sehnte sich nach Erholung, nach der milden Wärme eines die Nerven nur sanft erregenden Vortrages. Die Blicke fuhren begehrend im Kreise umher und hafteten endlich auf den ehrwürdigen Zügen des greisen Oberst D., der ganz im Schatten saß und vorher, als die Reihe zum Erzählen an ihn gekommen war, nur stumm mit dem Kopfe geschüttelt hatte. „Herr Oberst, wollten Sie nicht vielleicht jetzt" — — murmelte es von Aller Lippen.

Der Alte strich sich das noch reiche, aber silberweiße Haar aus der Stirn und sagte leise: „Auf solch gährenden Most würde das, was mir gerade einfällt, wohl sehr nüchtern schmecken."

„Vielleicht im Gegentheil wie ein Glas alten Ungars auf flüchtiges Mousse", meinte ein vorlautes junges Blut. Diese Eloge machte jedoch nicht den beabsichtigten Effect. Die Züge des Obersten blieben unverändert. Er erwiederte sehr kalt: „Wenn man sich nur nicht verrechnet, auch die Wirkungen des Weines sind ja sehr verschieden, — doch die Verantwortung komme auf die verehrungswürdige Gesellschaft", lehnte sich hierauf in seinen Sessel zurück und begann, während in dem Zimmer lautlose Stille herrschte:

„Ich stand als junger Lieutenant im Feldzuge von 1814 bei der Blücherschen Armee. Es war Anfang März, nach jener für die letztern so unheilbringenden Periode, wo das untergehende Gestirn des Imperators noch einmal im trügerischen Glanze aufgeflammt war und der kühn vorwärtsstrebende Geist Blüchers sich knirschend gefesselt sah. Mein Regiment gehörte zur Nachhut, welche durch die gewaltigen Angriffe Napoleons vom Hauptcorps getrennt und bis in den nördlichsten Winkel der Champagne gedrängt worden war. Mit einer Abtheilung zur Recognoscirung abgeschickt, hatte ich bei dem Dorfe Brinvilliers Posto gefaßt. Es war ein unfreundlicher Tag. Die Sonne bekämpfte anfänglich vergebens den naßkalten Nebel, der vom Himmel niederthaute, erst gegen Mittag vermochte sie den dichten Schleier zu durchreißen. Da bemerkte ich freilich, daß ich mich in einer Gegend befand, die im vollen Sonnenglanze ein entzückendes Bild gewähren mußte. Der Ort lag malerisch gruppirt an den südlichen Abhängen der Ardennen, in einem romantischen, von bewaldeten Höhen begrenzten Thale, bespült von den murmelnden Wellen der krystallhellen Aisne, in der Nähe von Vouviers, und vielleicht acht Lieues von Mezières. Der eisige Regenschauer, mit dem uns der Märztag peitschte, erweckte die verzeihliche Sehnsucht nach einem schützenden Obdach für die kommende Nacht. Ich erblickte auf einem steil aufsteigenden Schieferfelsen ein alterthümliches burgähnliches Gebäude, das sich scharf gegen den dunkeln Waldhintergrund abschnitt. Ein prächtiges Hauptquartier, dachte ich bei mir selber, und schritt, nachdem ich die erforderlichen militairischen Sicherheitsmaßregeln getroffen, mit zuverlässiger Begleitung auf mein Ziel los. Es war das Stammschloß der Herren von Brinvilliers, wie ich vermuthet, ein trotziger imposanter Bau aus der Feudalzeit. Es war todtenstill auf diesem grasbewachsenen Hofe, den ich jetzt betrat. Dumpf erdröhnten die Quadern am Hauptportal von meinen Schritten. Ich sah mich nach einen Pförtner um, doch dem Blick ins Erdgeschoß wehrten die blinden von Spinngeweben umrahmten Fensterscheiben. Ich entdeckte endlich einen verbogenen Draht, den ich ergriff. Ein schriller Ton hallte in den leeren Räumen wieder, jetzt hörte ich einen langsamen schlürfenden Tritt, im verrosteten Schlosse drehte sich kreischend der Schlüssel — ein alter gebückter Diener in verschossener Livree öffnete finster das Portal. Ich sagte ihm mein Begehr, und daß ich gesonnen sei, wenn auch nur vorübergehend, hier mein Quartier zu nehmen, forderte ihn zugleich auf, mich seinem Gebieter zu melden. Zur Zeit wäre er der einzige Gebieter im Schlosse, meinte er tückisch, sein Herr sei abwesend. Es war dies unter den obwaltenden Umständen sogar viel angenehmer. Ich trat mit meiner Bedeckung weiter in die Hausflur vor, in deren gewölbtem Raume uns eine eisige Luft anwehte. Der einsilbige Führer wies uns die breite Treppe hinauf und in ein geräumiges Zimmer mit moderner Einrichtung, in dem eine behaglichere Atmosphäre waltete. Einige Flaschen der edlen Traube Burgunds, die wir forderten, weil man keine Anstalten machte, unsern leiblichen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, verbreiteten vollends in unsern fröstelnden Gliedern eine wohlthuende Wärme. Der Dienst rief meine Untergebenen von mir, ich war allein und sah mich gelangweilt in meinem neuen Aufenthalt etwas näher um. Ich habe eine große Vorliebe für dergleichen alterthümliche Bauten, namentlich für die Denkmäler, die uns das Mittelalter hinterlassen. Um jeden düstern Winkel, zierlichen Erker, aufstrebenden Pfeiler spinnt dann bald die Romantik ihr zauberisches Netz und verklärt sie in ihren traumhaften Schein. Meine Phantasie fand dort ein reiches Feld. Diese hallenden

Corridors, riesigen Gewölbe und Hallen boten dem Auge Bilder edler harmonischer Structur, doch ich sehnte mich ins Innere zu dringen. Der Castellan schlich, so oft er mir begegnete, mit schielendem Seitenblick bei mir vorüber, seine Nähe fröstelte mich unheimlich an, ich hatte nicht den Muth, ihn um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Da hüpfte mir auf der Treppe ein liebliches blondgelocktes Mädchen, kaum den Kinderjahren entwachsen, entgegen. Ich fragte sie, wo der Familiensaal des Schlosses wäre. Dort geradeaus die hohe Thür, meinte sie freundlich, sie ist offen, denn es wird heute drinnen gelüftet. So begleite mich dahin, liebes Kind, sprach ich weiter. Sie nickte mir lächelnd zu und sprang dann, eine leicht beschwingte Sylphide, die Stufen vor mir hinauf. Ich folgte ihr und trat in einem großen gewölbten Saal, dessen Plafond mächtige Fresken bedeckten. Es wimmelte dort von mythologischen Darstellungen, in deren Trägern man leicht Persönlichkeiten aus der Zeit des großen Ludwig erkannte. Blickte doch aus diesen olympischen Assembleen wiederholt das Jupiterantlitz des allmächtigen Königs hervor. Die Wände bedeckten schwere Gobelins, auf denen sich wiederum ein buntes Leben ausbreitete. Riesige Gestalten zu Fuß und Roß sah man dort in markigen Umrissen gezeichnet; die eine Seite nahm fast allein ein unabsehbarer Jagdzug ein, an dessen Spitze hoch zu Roß die mächtigen Figuren Heinrich IV. und seiner zärtlichen Gabriele sich auszeichneten. Flüchtig glitten meine Blicke über diese alterthümlichen Schätze hin, da sah ich an der hintern Wand eine Reihe Oelgemälde hängen. „Das sind gewiß die Ahnen dieses Schlosses?" frug ich die Kleine. „Ganz recht", erwiederte sie. „Ist der gegenwärtige Besitzer unter ihnen?" forschte ich weiter. „Nein", war die Erwiederung, „der gehört auch nicht unter diese da." — „Und warum?" — „Weil er kein Brinvilliers, sondern ein Rochefort ist." — „Ein Graf Rochefort?" — „Nein, ein Herr von Rochefort." — „Wie mag diese Besitzung in seine Hände gekommen sein?" murmelte ich eigentlich nur vor mich hin. Das feine Gehör des Mädchens hatte mich verstanden. „Das wird Ihnen mein Großvater gewiß sagen können", meinte sie. — „Wo ist Herr von Rochefort?" — „Im Kriege, er ist kaiserlicher Officier." — Darum riecht hier Alles nach Moder, sieht Alles so verblichen und verwittert aus sammt dieser Gallerie stereotyp lächelnder Alltagsgesichter, dachte ich bei mir. Der jetzige Herr ist ein frischer Stamm, der draußen in den Gewittern des Krieges lieber sein Haupt wiegt, als in den dumpfen Sälen eines Ahnenschlosses. „Der Herr von Rochefort kommt wohl selten in diesen Salon?" — „Nur wenn einmal Fremde kommen; dort links ist sein Wohnzimmer." — Ich konnte meine Neugier nicht bewältigen und öffnete die Thür der mir bezeichneten Stube. In diesem Raume sah man es an, daß er von einem Lebenden bewohnt wurde, der es kaum verlassen zu haben schien. Hier war die ganze Einrichtung wohnlich und behaglich, erfüllt von modernem Comfort. Das junge Mädchen war mir leise auf den Zehen gefolgt. Plötzlich stutzte ich, denn ich sah ein lebensgroßes Portrait über dem Sopha hängen, dessen Ausdruck mich in höchstem Grade fesselte. Es war das Bild eines jungen Mädchens in der Tracht des vorigen Jahrhunderts; unter dem hochgethürmten Toupee, unter dem gepuderten Haar erglänzte ein Gesicht von entzückender Schönheit, wenn auch in marmorner Blässe, strahlten ein paar Augen von wunderbarem Glanze, in denen aber eine ergreifende Wehmuth ihren beredtesten Ausdruck fand. Es war nicht möglich, sich dem magischen Zauber zu entwinden, den des Malers Pinsel über diese Schöpfung ausgegossen. Unwillkürlich nahm man Interesse für dieses reizende, und wie man deutlich aus ihren feinen Zügen las, so leidende Geschöpf. „Wer ist diese junge Dame da?" fragte ich hastig. „Ein Fräulein von —", die Kleine fuhr zitternd zusammen, denn deutlich vernehmbar, wenn auch noch in weiter Ferne, rollte da plötzlich der Donner von Geschützen zwischen den Bergen hin. Auch ich wurde aus meinem Nachsinnen gerissen und eilte ans Fenster, das eine entzückende Aussicht in die weite Ebene nach Westen erschloß. Bald trat auch eine Ordonnanz ins Zimmer. „Herr Lieutenant, in der Richtung nach Laon muß es etwas gegeben haben." — „Die Leute sollen sich zum Abmarsch bereit halten", befahl ich, und eilte auf den freien Platz vor dem Schlosse, wo der Ueberblick ein freierer war. Schon färbten dunklere Tinten die waldbekränzten Höhen und längere Schatten huschten über das Thal zu meinen Füßen. In unmittelbarer Folge dröhnte ein Schuß nach dem andern zu mir herüber. Mein Detaschement war bereits in voller Kriegsbereitschaft versammelt. Unsere in spannender Erwartung athmende Brust sog begierig jeden Laut in sich. Wir erwarteten jede Minute eine Nachricht, einen Befehl zum Vorrücken, aber Stunde auf Stunde verrann, ohne daß wir aus unserer peinlichen Ungewißheit gerissen wurden. Das eisige Schlackenwetter von heute früh erhob sich wiederum in seiner ganzen unheimlichen Wildheit, ich setzte meine Posten aus und begab mich wieder in jenes Wohnzimmer des Schloßherrn, um vom Fenster aus meine Beobachtungen fortzusetzen. In dem Kamin hatte man ein behagliches Feuer entzündet. Ich rückte meinen Sessel hart an denselben und stierte gedankenvoll in seine lodernden Gluthen, dann fuhr mein Blick wie unwillkürlich nach jenem Bilde an der Wand. Wie so der Schein der züngelnden Flamme den alten vergoldeten Rahmen erreichte, jetzt höher hinauf leuchtend, erschien die Gestalt der Jungfrau in einem fast geisterhaften Lichte. Eine feurige Glorie schien ihr leichenblasses Haupt zu umstrahlen. Ich hatte zu starr hingesehen, in meinen Augen zuckte ein brennender Schmerz, ich mußte mich abwenden, da donnerte in meiner unmittelbaren Nähe ein „Halt, wer da!" des Postens und krachte gleich darauf ein Musketenschuß. Ich eilte hinaus. „Pardon, pardon!" riefen mehrere tiefe Stimmen, und aus dem Knäuel, der sich gebildet hatte, unterschied ich jetzt einige französische Soldaten, welche die Waffen streckten und in ihrer Mitte einen Wagen bei sich führten. Bei dem Scheine der Fackeln bemerkte ich, daß sich eine Gestalt auf diesem Wagen befand, die jetzt langsam heruntergehoben wurde. „Wen bringen Sie da?" herrschte ich ihnen zu. „Den Colonel von Rochefort", war die Erwiederung, „der schwer verwundet ist." — „Sie sind meine Gefangenen", fuhr ich fort. „Wir wissen es und legen unser Geschick wie das unseres tapfern Führers in Ihre Hände." Ich erfuhr nun weiter, daß bei Laon ein fürchterlicher Kampf getobt, daß aber endlich die vom Kaiser selbst befehligte Armee den ungestümen Angriffen des alten Löwen, des nimmer rastenden Marschall Vorwärts habe weichen müssen. Oberst Rochefort, stets einer der ersten im wildesten Schlachtengetümmel, habe mehrere bedeutende Blessuren erhalten, bis er endlich besinnungslos vom Schlachtfelde getragen worden sei. Man brachte ihn auf mein Geheiß in sein Wohnzimmer und legte ihn auf ein herbeigeschafftes Ruhebett. Es war das männlich schöne Antlitz eines wenn auch schon bejahrten, aber noch

kräftigen Mannes, welches ich in dem erleuchteten Zimmer vor mir sah. Die breite Binde, welche die hohe Stirn umschloß, vervollständigte das erhabene Bild eines verwundeten Helden. Leichenblässe bedeckte seine edlen ausdrucksvollen Züge, geschlossen war sein Auge, nur leise sich hebend verrieth seine Brust daß noch Leben in dieser Hülle athmete. Der Gebieter dieses Schlosses ein Gefangener in seinen eignen Räumen, der Großmuth des Fremdlings anheimgegeben, wahrlich, es war eine eigenthümliche Empfindung, die da meinen Busen durchschauerte. Jetzt stiegen tiefe Seufzer vom Bette des Leidenden auf, ich trat ihm theilnehmend näher — in solchen Momenten steht nur der Mensch dem Menschen, nicht der Sieger dem überwundenen Feinde gegenüber, wenigstens sollte es so sein — erst einige gemurmelte Töne, dann die leisen vibrirenden Laute, während ein mattes Auge sichtbar wurde: „Wo bin ich?" — „Im Schlosse Brinvilliers, Kamerad", entgegnete ich fast zaghaft. „Zu Brinvilliers, es ist nicht möglich; wo war ich doch zuletzt? Ah, um meine Stirn legt sichs wie ein eiserner Reif, kaum vermag ich noch zu denken. Wars nicht auf jenem Hügel, wie nannten sie doch die Meierei? Da stand ich mit meinen Chasseurs vom zwanzigsten Regiment, dort rechts da hielt der Mann im grauen Rocke mit den Feuerblicken; aber wo sind sie hin, meine vor Kampfswuth zitternden Schwadronen, wo ist er hin, mein großer Kaiser?" — Ein fieberhaft leuchtendes Auge rollte im Kreise umher. „Besinnen Sie sich, Kamerad", sagte ich tief ergriffen und legte meine Hand auf seine bebende Faust. „Sie sind wirklich in Ihrem Schlosse zu Brinvilliers." — Er richtete sich mühsam vom Lager auf, schaute sich mit seinen großen Augen um und ließ diese endlich verwundert auf mir ruhen. „Sie haben Recht, — ich bin zu Hause", sagte er nach einer Pause, „aber wie bin ich hierher gekommen? Eine mächtige Pulverwolke, ein wildes Labyrinth von Pferden und Säbeln ist meine letzte Erinnerung, dann wars als sänke ein schwarzer Vorhang vor meinen Blicken nieder." — „Sie wurden schwer blessirt." — „Ja, ja, das muß es gewesen sein und darum dieser furchtbare Schmerz an meinen Schläfen hier. O glauben Sie mir, tausend Dolche wühlen in meinem brennenden Gehirn, es ist nicht zu ertragen." — Erschüttert wendete ich mich ab und befahl lindernde Umschläge zu bereiten. „Ich danke Ihnen", lispelte er, „aber ich fühle, es wird dies Alles nichts mehr helfen. Sei es darum, ich sterbe gern, geschah es doch unter den Augen meines großen Kaisers. Wissen Sie, mein Herr, was aus ihm geworden ist?" — „Wie ich erfahre, hat er den Rückzug antreten müssen." — „Sie scheinen mir zu ehrlich, als daß ich annehmen sollte, daß Sie einen Sterbenden täuschen wollten. Also geschlagen vielleicht gar?" — Ich nickte stumm mit dem Kopfe. — „Wenn geschlagen, doch nicht besiegt, das versichere ich Ihnen", fuhr er mit erhöhter Stimme fort; „o glauben Sie mir, die Adler Frankreichs schweben zu hoch in den Wolken, als daß irdische Kugeln sie erreichen könnten." — Der Anblick des Leidenden unterdrückte jede aufsteigende bittere Entgegnung. Eine fieberhafte Unruhe schien sich seines ganzen Wesens bemächtigt zu haben; wild warf er sich auf seinem Lager umher, als suche er etwas. — „Lassen Sie mein Lager auf die andere Seite wenden, Kamerad, dort nach dem Fenster zu", sprach er erregt. — Ich folgte seiner Anweisung. „Ja jetzt weiß ich, daß ich in Brinvilliers bin", fuhr er fort, indem sich auf seine Züge der Ausdruck milder Verklärung lagerte und sein leuchtender Blick nach oben fuhr, „denn dort ist sie." — Nie werde ich den Ton vergessen, mit dem er diese letzten Worte sprach. Eine ganze Welt seliger Verzückung lag in ihnen. Ich folgte seinen Augen, sie ruhten jetzt fest dort auf dem Bilde über dem Sopha. — „Wer ist diese Dame da?" stammelte es von meinen Lippen. — „Sie meinen den Engel dort, der auf den Sterbenden herniederblickt", erwiederte er sanft lächelnd, „was frommt Ihnen das zu wissen, Sie haben sie ja nicht gekannt." — Ich erklärte ihm, daß mich demohngeachtet der Ausdruck dieses Wesens auf räthselhafte Weise fesselte. Es schien ihn dies zu freuen. „Nicht wahr, ein wunderbares Geschöpf schon in diesem Conterfei", sprach er, — Eugenie von Brinvilliers." — Neue Schüsse schlugen da an die klirrenden Fenster des stillen Gemachs. Der Verwundete fuhr empor. — „Wehe, der Feind!" rief er aus, ich höre die Signale der fliehenden Garden — wohin rette ich mich?" Ich versicherte ihn auf das Nachdrücklichste meines Schutzes. — „Ihnen vertraue ich", entgegnete er, mit Wärme meine Hand drückend, „aber diese Barbaren — wahrscheinlich meinte er die Russen — könnten bis hierher dringen. Kamerad, ich sehe es an Ihren schwimmenden Blicken, daß Sie an meinem Loose Interesse nehmen, vielleicht haben Sie daheim ein trautes Weib, eine treue Braut gelassen. Kamerad, wollen Sie einem sterbenden Soldaten einen letzten Freundschaftsdienst erweisen?" — Mit thränenden Blicken reichte ich ihm stumm die Hand. „In wessen Hände die Schätze dieses Schlosses fallen, ist mir gleichgültig, aber ein theures Kleinod besitze ich, das möchte ich bei meiner Seligkeit vor roher Krieger Faust gerettet wissen. Da dieses Bild. Wollen Sie mir versprechen?" — Ich versicherte ihn bei Allem was mir heilig sei, sein Vermächtniß zu erfüllen. — „O ich weiß, Sie werden den letzten Willen eines Scheidenden auch so erfüllen", nahm er das Wort, „aber diese Thränen sagen mir, daß ich vor keinem Unwürdigen den Schleier lüften werde. Dort, Herr Kamerad, sagte er, merklich schwächer, in der obern Schublade jenes Schrankes befindet sich ein Schlüssel — nehmen Sie ihn, er erschließt das unterste Fach. Dort werden Sie links in der Ecke ein kleines Päckchen mit blauem Bande umwunden finden. Das nehmen Sie an sich, es enthüllt Ihnen, was mir dieses Bild bedeutet. Eugenie von Brinvilliers, nicht diesen schmerzlich kummervollen Blick, Du bist gerächt, ich komme, ich komme." — Sein Haupt fiel auf die Polster zurück, noch einige schwere Seufzer entquollen seiner röchelnden Brust, dann war es todtenstill in dem weiten Gemache. (Schluß folgt.)

Briefkasten.

Herrn Heinrich von Brehmer in Ohlau. Ihre Novelle war uns sehr willkommen, und werden wir sie schon in nächster Zeit zum Abdruck bringen. Besten Gruß!

Fräulein Marie von Roskowska in Bromberg. Ihre Sendung ist in unseren Händen, wir haben uns um so inniger darüber gefreut, als wir so lange nichts von Ihnen gehört hatten. Bald brieflich mehr, einstweilen Gott befohlen!

Herrn Leopold Eukaschka in Klagenfurt. Ihre Skizze „Erste Liebe" haben wir mit Theilnahme gelesen, da viel Gemüth und auch einiges Talent daraus uns angesprochen. Daß Sie noch sehr jung, hätten wir aber auch ohne Ihre Versicherung erkannt, und da Sie sonach noch viel Zeit zum Weiterstreben haben, können Sie auch noch auf das Gedrucktwerden warten, bis Sie etwas Reifes und Gutes geschaffen. Wollen Sie das Manuscriptchen zurückhaben?

Herrn Justizrath Ehrwein in Rudolstadt. Von dem trefflichen Romane unseres werthen Mitarbeiters Karl Wartenburg „Die Väter der Stadt" ist so eben die zweite Ausgabe erschienen. Sie sehen, wir hatten Recht, trotz mannichfachen Anscheines des Gegentheiles noch immer auf den gesunden Sinn unseres Volkes zu rechnen, das eine kernige Nahrung schäumigem Confecte vorzieht. Nächstens werden wir auch eine Novelle von Karl Wartenburg bringen. Wenn werden Sie uns wieder etwas aus Ihrem reichen Schatze mittheilen?

Herrn Richard Kunisch in Breslau. Todt???!!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 19. Leipziger Sonntagsblatt 1861.

Zur Unterhaltung für alle Stände.

12. Mai.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Weltschmerz.

Wenn Wunden Dir die Welt geschlagen
Dem tief empfindenden Gemüth,
Wenn von geträumten schönern Tagen
Auch nicht ein einziger Dir blüht;

Wenn Du Dich endlich abgewendet
Und, scheu in Dich zurückgekehrt,
Den Umgang mit der Welt geendet,
Die nur in bitt're Weise lehrt;

So laß ihn ruhig erst genesen
Den Schmerz, der Dich befangen hält,
Dann frage Dich, wer schuld gewesen,
Du, oder die verkannte Welt?

Siegfried Heymann.

Das Fräulein von Brinvilliers.

Historische Erzählung von Heinrich von Brehmer.

(Schluß.)

Still war es auch in dem Zuhörerkreise geworden, als der Oberst jetzt innehielt und tiefen Athem schöpfte. Eine lange erwartungsvolle Pause folgte, dann begann er wieder: „Jetzt, wo ich soweit in meiner Erzählung gekommen bin, sehe ich ein, daß ich alter Soldat mich doch habe arg überrumpeln lassen; denn ich würde Sie Verehrte nur an der Nase herumgeführt haben, und das stände einem alten Manne schlecht, wenn ich jetzt meine Historie plötzlich abbräche, und doch verbietet mir eigentlich die Discretion, das mir allein anvertraute Gut des französischen Obersten preiszugeben, aber ich sehe lauter so wahrhaftig theilnehmende Mienen, daß ich es verantworten zu können glaube, wenn ich Ihnen, wenn auch nur Bruchstücke, die Ihnen jedoch wenigstens den Faden des Verständnisses liefern werden, aus seinem Nachlasse mittheile." Und die zitternde Hand des greisen Mannes griff nach der Brusttasche und langte ein Convolut vergilbter Manuscripte hervor. „Es sind Memoiren, Tagebuchblätter, Briefe, die ich nebst jenem Bilde aus des sterbenden Rocheforts Händen überliefert erhielt und treu bewahre", begann er aufs neue. „Aus diesen Bruchstücken fand ich heraus, daß das Geschlecht der Brinvilliers bis in das zwölfte Jahrhundert hinauf reicht. Namentlich die Herrscher aus dem Hause der Bourbonen fanden an ihnen ihre treuesten Anhänger. Durch Jahrhunderte bekleideten Brinvilliers Chargen an dem königlichen Hofe. Der letzte seines Namens, Adhemar von Brinvilliers, war ein Prototyp des demoralisirten Hofadels unter dem Regime des 15. Ludwig, ein Mann ohne allen sittlichen Halt. In den Strudel eines glänzenden Genußlebens geworfen, ging der letzte Rest ehrenhafter Gesinnung in ihm verloren. Seine sinnlosen Ausschweifungen führten ihn an den Abgrund des Verderbens. Das schreckliche Gespenst der Armuth und Entbehrung schaute ihn hohläugig an. Entsetzt griff er, um sich zu retten, nach einem viel schimpflichern Mittel. Es war damals die Blüthenzeit des galanten Frankreichs. Die allmächtige Marquise de Pompadour beherrschte den König und das Land. Aber ihre bestrickenden Reize begannen zu schwinden, sie mußte sich nach Hülfstruppen umsehen. Es sitzen Damen in diesem Cirkel, ich muß mich deshalb mit Andeutungen begnügen; aber Jeder, dem die Weltgeschichte kein verschlossenes Buch ist, weiß, welch heillose Mittel angewendet wurden, den siechen König zu neuen Begierden

zu stacheln. So ehrenhaft der Landadel Frankreichs im Allgemeinen auch damals noch war, in den dem Hofe näher stehenden Kreisen fand die allgebietende Maitresse willige und rührige Helfershelfer, die ihr in die Hände arbeiteten. Wie manche vergiftete und gemordete Unschuld rief in Verwünschungen den Zorn des gerechten Gottes auf das Haupt ihrer Verderberin herab. Durch das Gehirn des verzweifelnden Brinvilliers schoß wohl hier und da der Gedanke auf, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege sein Glück zu machen und sich zu rehabilitiren, aber noch siegte der Rest wahrhaft adeliger Gesinnung in ihm, da — doch lassen wir jetzt die Darstellung des verstorbenen Rochefort folgen. Es findet sich da unter den vergilbten Papieren ein Blatt:

Rochefort, den 18. April 17...

„Da sitze ich nun wieder in dem einsamen Hause meiner Väter an der felsigen Meeresküste. Der Sturm, der von der See her rast, harmonirt wunderbar mit den erregten Empfindungen meines Herzens. Jede Fiber in mir zittert noch nach von den Eindrücken der jüngsten Tage. Wie sonnig lag noch vor einer kurzen Spanne Zeit das Leben vor mir. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in einer Garnison des Südens war ich auf Flügeln einer glühenden Neigung nach dem Schauplatz meiner Jugendträume, nach Brinvilliers, meiner zweiten Heimath geeilt. Wie wallte mein jugendliches Blut bei dem Gedanken: Wie wirst du die Gespielin deiner Kindheit, die beim zärtlichen Abschiede noch erst halberschlossene Blume des Argonner Waldes wiederfinden? Wird sie dir das keusche mehr errathene als gestandene Gefühl ihres Herzens treu bewahrt haben oder werden andere Bilder die Erinnerung an dich verdrängt haben? Furcht und Hoffnung kämpften in meinem Busen, als ich den wohlbekannten Berg hinaufritt. Ist diese majestätische Erscheinung meine zarte Eugenie? dachte ich bei mir. Ja, sie wars, aber die zarte Knospe hatte sich zur wunderbarsten Blüthe entfaltet. Ich erbebte vor Entzücken. Eine gewisse Ehrerbietung, wie sie das Anschauen der Meisterschöpfungen der Natur in uns hervorzurufen pflegt, fesselte augenblicklich meine Schritte. Doch da lag sie schon in meinen Armen, ja, das war noch der alte Schlag des treuen Herzens, den ich heiß an meinem Busen fühlte, das war noch das liebe unverdorbene Kind, das ich verlassen. Bis in diesen stillen Winkel der Erde war das Miasma, das ringsum die Atmosphäre erfüllte, nicht gedrungen. Welche Wonne in dieser Zeit, wo man die Liebe nur auf der Bühne und in Romanen, und dann in frivoler oder häßlich empfindsamer Gestalt erblickte, den Pulsschlag einer wahren reinen Neigung zu empfinden. Versenkt in den süßen Taumel dieses Wiedersehens, in die Wolken gehoben auf den Fittigen des Gefühls unaussprechlicher Seligkeit, vergaßen wir in diesem Augenblicke die ganze Welt um uns her. Ach! warum setzt ein grausames Geschick, das nur tödtliches Gift für uns bestimmt hat, erst diesen Becher berauschender Lust an unsere Lippen! Wir hatten nicht bemerkt, daß von den Bergen her ein glänzender Zug sich dem Schlosse Brinvilliers näherte. Erst als deutlich der Schall der Hornfanfaren an unser Ohr schlug, fuhren wir aus unsern Umschlingungen auf. Gleich einer glitzernden Schlange ringelte sich durch die Ebene jetzt eine prächtige Cavalcade, deren Waffen und Rüstzeug hell in den Strahlen der Augustsonne glänzten. Auf schweißbedecktem Rosse sprengte ein Reiter voraus und meldete, daß der königliche Jagdzug dem Schlosse Brinvilliers die Ehre mittäglicher Rast zugedacht hätte. Dieses Intermezzo griff mit tückischer Bosheit in mein stilles Glück hinein. Es war Seine Majestät selbst, die jetzt im offnen Jagdwagen, an ihrer Seite die Marquise Pompadour, im phantastischen Jagdcostüme den Berg herauffuhr. Ich wollte nicht Zeuge der ersten Begrüßung sein und zog mich mit meiner Geliebten nach dem hintern Theil des Schloßplatzes zurück. „Eugenie“, erscholl des Vaters mächtige Stimme. „Wo bist Du?“ „Hier“, erwiederte diese laut und flüsterte mir dann zu: „Sobald ich nur kann, bin ich wieder bei Dir.“ — Ein zärtlicher Händedruck und sie flog dem Hauptportale zu. Der tosende Lärm, der den weiten Platz erfüllte, vermochte mich nicht aus meinem Versteck zu locken, ich hatte dergleichen so oft gesehen und gerade heute an diesem heiligen Festtage meiner Liebe erschien mir dieses Treiben als eine schnöde Blasphemie. Doch bald überfiel mich eine prickelnde Ungeduld. Ich konnte die Rückkehr Eugeniens gar nicht erwarten und schlich deshalb in das bekannte Eckstübchen im Souterrain, einst so oft der Schauplatz unserer frohen kindlichen Spiele. Hier war es still. Nicht lange hatte ich träumerisch der Vergangenheit gedenkend am Fenster gesessen, als Eugenie hereintrat. Ein erhöhtes Roth brannte auf ihren vollen Wangen, sie war das entzückende Bild der aufgeblühten Centifolie. „Wie unangenehm störend kommt dieses Impromptu“, sagte ich verstimmt zu ihr; „jetzt, wo jede Secunde der Trennung ein Verrath an unserm Glücke ist. Ach Eugenie, eine unerklärliche Beklemmung lastet seit diesem Besuche auf meiner bangen Seele. Du wirst es thöricht finden, aber ich möchte Dich fest an mich drücken und nicht von mir lassen; ich möchte Dich flehentlich bitten: Geh nicht hinauf in diese herzlose Gesellschaft, Du argloses Kind, laß Deine blühenden Wangen nicht von dem verpestenden Luftzug dieser Welt anhauchen.“ Verwundert blickte sie mich mit ihren großen blauen Augen an, als verstände sie mich nicht. „Ich weiß, es ist dies nicht möglich, die Tochter des Hauses kann sich den Decors nicht entziehen — aber“ — hier wurde meine Rede förmlich beschwörend — „aber Eugenie, ich flehe Dich an, Du weißt, nur die zärtlichste Sorgfalt spricht von meinen Lippen — sei nur mit dem Körper, nicht mit Deiner Seele unter ihnen, laß ihre giftigen Pfeile an den verrammelten Pforten Deines glühenden Herzens wirkungslos abprallen. Wie auch ihre gleißnerische Freundlichkeit Dich angrinsen mag, Eugenie, bei allen Heiligen glaube mir, denn ich kenne sie, Trug und Arglist brüten allein darüber, Dich in das Netz des Verderbens zu locken.“ — Ich hatte sie bei diesen Worten fest in meine Arme geschlossen, denn eine räthselhafte Wehmuth hatte mich bei dieser ernsten Mahnung beschlichen, da öffnete sich die Thür und ein scharf markirtes hageres Gesicht schaute herein. Bald darauf wurde der betreßte Rock des ersten königlichen Kammerdieners, des wohlbekannten Lebel, sichtbar. „Seine Majestät lassen das gnädige Fräulein bitten, das eben angerichtete déjeuner dinatoire durch Ihre Gegenwart zu verherrlichen“, kreischte eine scharfe Stimme. Wie ein Blitzstrahl trafen diese Worte mein schmerzlich erregtes Herz. Sanft wand Eugenie sich aus meinen Armen los. „Du begleitest mich, Camille“, hauchte sie. Das Blut schoß mir heiß zum Herzen, ich raffte mich aber zusammen und reichte ihr meinen Arm. Meine Glieder zitterten, als ich an ihrer Seite die hohe Treppe hinaufstieg. Die Pforten des mächtigen Familiensaales flogen vor uns auf. Wir traten in den von den feinsten Parfüms erfüllten Raum. Wohl schwirrten die

Sinne beim Anblick dieses seltenen Schauspiels. Vor den geblendeten Augen wogte und rauschte ein Meer von Edelsteinen und Atlasgewändern. „Ah, da ist ja unser reizender Flüchtling wieder“, sagte eine wohlklingende Stimme am obern Ende der servirten Tafel. Es war der König, der sich erhoben hatte, und nun einige Schritte meiner Begleiterin entgegenkam. Eugenie neigte ihr glühendes Gesicht auf die dargereichte Hand des huldvollen Gebieters. Ein ziemlich gleichgültiger Blick des Hausherrn streifte nunmehr mich, den er seit mehreren Jahren nicht wiedergesehen. „Ah, Camille“, sagte er endlich mit erzwungener Freundlichkeit, und dann mit tiefer Verbeugung vor dem Könige: „Sire, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen den Sohn meines ältesten Freundes, Camille von Rochefort, präsentire.“ Die großen dunkelblauen Augen Ludwigs XV. ruhten einen Augenblick auf mir, dann hefteten sie sich wieder fest auf die Gestalt der schüchternen Jungfrau. Ich verbeugte mich vor der übrigen Gesellschaft, deren neugierige Mienen mich anstarrten. Rechts neben dem König saß in glänzender Robe mit königlichem Anstand seine allmächtige Geliebte. Die Zauberkünste einer exquisiten Toilette hatten die Reste der entfliehenden Schönheit zu bannen gewußt. Unter dem hohen gepuderten Toupé erglänzte eine noch makellos weiße Stirn, die leise in die Augenwinkel getupften Schatten erhöhten den Ausdruck ihrer noch feurigen, zu Zeiten unheimlich glühenden Blicke; die Schönpflästerchen auf den Wangen ließen die tiefgeschnittenen Züge ihres abgespannten Antlitzes weniger hervortreten. Ein leiser Schauer überflog mich, als ihr lauerndes Basiliskenauge über mich hinstreifte. Es war da noch so manche scharf ausgeprägte Persönlichkeit aus der Umgebung des Königs, aber meine ganze Aufmerksamkeit war auf Eugenien concentrirt, die mir gegenüber an der andern Seite des Königs Platz genommen hatte. In dumpfer Betäubung saß ich da, nur wie leises Murmeln schlug die lebhafte Conversation an mein Ohr, da mitten aus diesem Stimmenchaos drang der scharfe Ton folgender Worte von den Lippen der Pompadour deutlich zu mir herüber: „Aber sagen Sie mir, theuerster Baron, weshalb Sie diesen seltenen Schatz bisher so selbstsüchtig vor der Welt verborgen gehalten haben. Wahrlich selbst in den Feengärten meines königlichen Herrn würde eine solche Prachtblume die gerechte Bewunderung erregt haben. Hätten Sie, mein Fräulein“, fuhr sie nach einer Pause mit graziösem Lächeln zu Eugenien gewendet fort, „denn nicht Lust, dies alte Unrecht Ihres zu egoistischen Papa's gut zu machen und die Einförmigkeit Ihres klösterlichen Daseins durch eine sommerliche Villeggiatur bei uns zu unterbrechen? O, sehen Sie mich nur nicht mit diesem puritanischen Ernst an, meine süße Unschuld, ich sage Ihnen doch, daß die Schönheit Ihrer heimathlichen Berge einen viel zu ernsten und düstern Charakter für ein jugendliches rasch pulsirendes Herz wie das Ihrige hat, da kommen Sie nur nach meinem reizenden Trianon, dort wird Ihre empfängliche Seele viel lieblichere Blicke aufnehmen; o, Ihre Freundin hat schon viel resignirtere Gemüther den rosigen Freuden des Lebens wieder erobert, und an die Probe mit Ihnen würde ich meine besten Kräfte wagen.“ — Ein flüchtiger Seitenblick schoß nach dem König — mir wars, als träfe in diesem Augenblicke ein Dolchstoß mein zuckendes Herz. Ich schaute auf, der Ausdruck des Entzückens war auf den Zügen des alten Barons deutlich ausgeprägt; mit devotester Verbeugung erhob er sich gegen die allmächtige Maitresse und stammelte: „Gnädigste Frau, Ihre Huld ist unbeschreiblich, sollten wir so vermessen sein, zu hoffen“ — „So geben Sie der lieben Kleinen Urlaub?“ fuhr die Pompadour fort. — „Befehlen die Frau Marquise über meine Tochter.“ — „O nicht doch“, unterbrach ihn diese mit bezaubernder Anmuth, „bei allen Heiligen nur kein Amüsement gegen den Willen, das kann zur Tortur werden. Bestürmen wir nicht die arme Kleine. Lassen wir ihr Zeit zur Entschließung. Sie wird stets die Arme ihrer Freunde geöffnet finden, sie zu empfangen.“ — Noch ein stechender Blick traf ihr zitterndes Opfer, dann spielte sie mit überraschender Leichtigkeit die stockende Conversation auf ein anderes Gebiet. Selbst ihr erbittertster Gegner mußte eingestehen, daß sie dieselbe mit hinreißender Gewandtheit beherrschte, daß sie in Wahrheit die Königin dieses improvisirten Salons war. Bald sprühende Raketen, bald leise ritzende Nadelstiche flogen glänzende Witze, beißende Sarkasmen unaufhörlich von ihren Lippen, als sie aber jetzt auf die üppigen Freuden des Hoflebens kam, wurde ihre Schilderung zur schwungvollen Dithyrambe. Mit wahrer Meisterschaft malte sie das berauschende Genußleben, dessen materielle Seiten natürlich unter ihrer Palette fast eine spirituelle Färbung annahmen. Wie scharf betonte sie die Anregungen, welche der Geist, die Phantasie dort fänden. Diese romantischen Schäferspiele, diese musikalischen Soireen, in denen die schmeichelnden Klänge Lully's erschallen, diese feenhaften Illuminationen der schattigen Parkanlagen, diese träumerischen Gondelfahrten durch die lauen Sommernächte, in lebensvollen Bildern trat Alles vor die aufgeregten Sinne. In Eugeniens Augen glühte ein erhöhtes Feuer, mit athemloser Spannung sah ich sie an den sprudelnden Lippen der Marquise hangen und gierig ihre Rede einsaugen. Eine schwüle erstickende Atmosphäre schien mir den weiten Saal zu füllen; ich dürstete nach Gottes freier Luft; die frostige Kälte, mit der mich der Baron behandelte, empörte dazu mein rascher kreisendes Blut nnd trieb mich zum Ausbruche. Ich erhob mich, ein flehender Blick Eugeniens begegnete mir; sie wollte aufstehen, der drohende Ausdruck der Mienen des Vaters bannte sie fest. Ich stammelte die Entschuldigung, daß eine unaufschiebbare Reise meinen schleunigen Abschied erheische. An der Thür wendete ich mich noch einmal um, in Eugeniens Himmelsaugen perlten Thränen, sie winkten mir den letzten Gruß nach. Wie rasend stürmte ich auf meinem Rosse der Heimath zu. Ich habe sie erreicht, aber in meiner Brust arbeitet eine folternde Unruhe. Die einförmige Stille meines väterlichen Hauses ist mir unerträglich. Es ist beschlossen — ich gehe mit Nächstem nach Paris, vielleicht daß die lärmenden Zerstreuungen der Hauptstadt den Sturm meines Innern beschwichtigen.“

„Jetzt wo die Situationen unseres Drama's sich mehr drängen“, sagte der Oberst nach einer kleinen Pause, „und die Handlung einen raschern Verlauf nimmt, werde ich Ihnen in unmittelbarer Folge jedoch nur die bezeichnendsten Briefe und Notizen mittheilen:

Versailles, den 3. September 17...

„Mein heißgeliebter Camille!

Du wirst gewiß mit Erstaunen lesen, daß ich jetzt hier weile. Lange schwankend und im Kampfe mit mir selbst gab ich endlich den flehentlichen Bitten meines Vaters nach und bin mit ihm seit drei Tagen hier angelangt. Die Aussicht von meinen Fenstern auf die schattigen Partien des Parkes ist wahrhaft entzückend. Das Leben dieser Großen hat doch viel Beneidenswerthes!

Für jeden, selbst den ausschweifendsten Wunsch sicherer Befriedigung gewiß zu sein, muß doch ein göttliches Gefühl sein. Welcher Luxus ist hier vor meinen staunenden Blicken ausgebreitet, und doch ist dieser Reichthum nirgends plump angehäuft und beleidigend durch seine Ueberfülle, er ist hier nur der Diener und Träger des feinsten Geschmackes. Ich wünschte, Du könntest Theilnehmer dieser Genüsse sein, sie würden dadurch erst rechten Werth für mich haben. Wie, wenn Du einmal nach Versailles kämest? Der König jagt in Fontainebleau. Der Intendant des Schlosses ist ein ausnehmend gefälliger Mann. Es wird sich dies ganz gut thun lassen. Ja, mein Camille, eile recht bald in die Arme Deiner ewig treuen Eugenie."

Rochefort, den 15. October 17..

„Weh' über Dich und mich, Eugenie! O, daß ich nimmer diesen Tag erlebt, daß Du nimmer diese unglückseligen Zeilen aus Versailles an mich geschrieben hättest! Du würdest dann vor meinen Augen noch als die strahlende Heilige dastehen, von der ich in Brinvilliers geschieden bin. Ich war durch einen verschärften Dienst in Paris, durch eine Sendung nach Rennes mehrere Wochen hindurch verhindert gewesen, unserem beiderseitigen Wunsche nach einem Wiedersehen in Versailles nachzukommen. Endlich eilte ich von den Fittigen einer glühenden Sehnsucht getragen dorthin. Es war ein wundervoller Herbsttag. Flüchtig rauschte mein Fuß durch das welke Laub des Parkes, das den Boden bedeckte. Die Alleen waren verödet. Am Hauptportal des Schlosses lungerten einige schläfrige Lakaien. Der Hof ist nach Trianon übergesiedelt, war die langgezogene Erwiederung. Ich warf mich wiederum aufs Pferd und jagte nach dem bezeichneten Ort. Unterweges traf ich einen Kameraden meines Regiments. Er begleitete mich. Die Thüren des Eisengitters, das die königlichen Lustgärten umschließt, waren mit Wachen besetzt. Ich fragte nach der Ursache. Der Hof hält heute ein großes Gartenfest ab, hieß es. Als königliche Officiere forderten wir Einlaß, der uns auch nicht versagt wurde. Einen feenhaften Anblick boten heute die herrlichen Anlagen dar. Ueberall schmückten reiche Festons und Guirlanden die Bosquets und Grotten. Der Blumenflor, der sich vor den staunenden Blicken ausbreitete, schien der herbstlichen Sonne zu spotten, die allerdings, diese Feier zu erhöhen, mit noch feurigen Blicken auf die Erde herniederschaute. In den Gängen des weiten Gartens wallte der Strom eines auserlesenen Publicums; überall blitzten reiche Uniformen, rauschten bauschige Roben. Dort die Hauptallee herauf nahte ein Zug festlich geschmückter Damen. Alle meine Nerven waren gespannt. Unter dieser auserlesenen Schaar hoffte ich sie zu erblicken, denn an der Spitze des Zuges sah ich die mit stolzer Siegesgewißheit dahinschreitende allmächtige Pompadour. „Ah, welch glücklicher Zufall", zischelte mir mein Freund zu, indem er mich vom Wege zog, auf dem ich, starr vor mich hinsehend, stehen geblieben war. „Da kommt ja, ich erkenne sie an den beiden himmlischen Chorführerinnen, die fromme Schwesterschaft aus dem Hirschpark." Wie ein Blitzstrahl traf diese höhnische Bemerkung meine bebenden Glieder. Hirschpark, o ich kannte die Bedeutung dieses Wortes. Hunderte von Pasquillen, die an der Tagesordnung waren, hatten mir sie gepredigt, sie war das Stichwort der frivolen Unterhaltungen meiner Kameraden geworden. Und Eugenie war mitten unter ihnen — da schritt sie mit gesenkten Augen, mit marmorweißen Wangen dicht neben mir hin, daß ihr heißer Athem fast meine Wangen streifte. „Den Hut ab", raunte mir mein Freund zu. „O vor solchen Damen zieht in ganz Frankreich kein ehrlicher Mann den Hut", stammelte ich zwischen wuthzitternden Lippen, aber deutlich vernehmbar hervor. Sie hatte mich verstanden, ein langer tief in meine Seele schneidender Blick war ihre Erwiederung, während Leichenblässe ihre edlen Züge bedeckte. „Wahnwitziger Thor, was hast Du gemacht", rief mir mein Begleiter zu und zog mich mit Gewalt mit sich fort."

Versailles, den — October 17.., Nachts 12 Uhr.

„Noch diese wenigen Zeilen mußt Du von Deiner Eugenie hinnehmen. Sie sind bestimmt, meine Rechtfertigung zu führen, nicht Deine verlorene Liebe wiederzugewinnen. Ja, Camille, ich gehöre seit wenigen Tagen jener unglückseligen Schaar Mädchen an, vor denen, wie Du sagtest, kein ehrlicher Mann in Frankreich den Hut ziehen mag. Mit trügerischen Schmeichelworten lockte man mich Arglose hierher. Unwissend, welchem höllischen Abgrund ich entgegenging, folgte ich, wenn auch mit zögernden Schritten und bangen Ahnungen. Die Rosen, mit denen man künstlich die gähnende Tiefe bedeckt hatte, täuschten anfänglich mein unbefangenes Gemüth, doch schon ließen diese herausfordernden Mienen, diese frivolen Redensarten, welche an mein Ohr schlugen, unheimliche Gefühle in mir aufsteigen. Den König hatte ich seit seiner Abreise von Brinvilliers nicht wiedergesehen. Heute sollte ich mit Andern ihm vorgestellt werden. Da plötzlich riß Deine wohlthätige Hand den Schleier, der noch meine Sinne umfing, entzwei. Schaudernd wurde ich inne, welcher Genossenschaft ich angehöre. Camille, bei allen Heiligen schwöre ich es Dir zu, bei unserer Liebe, die mich einst zur glücklichsten der Sterblichen machte, noch war ich rein, rein wie Du mich verlassen und doch gebrandmarkt auf ewig vor der Welt, und was unendlich mehr, vor Deinen Augen. O Camille, glaube es mir, denn ich kenne Dein Herz, diese Makel, die auf meiner Ehre lastet, vernichtet auf ewig unserer Liebe stilles Glück. Ein grinsendes Gespenst, würde sie Dich aus jeder Umarmung zerren, in die Du noch eben in trunkner Selbstvergessenheit gestürzt, in jeden Augenblicken seliger Lust des Argwohns Drachengift in Deine edle Seele träufeln. Schuldvoll oder rein, gleichviel, schon der Gedanke der Mitgenossenschaft der Schande erstickt im Keime das Vertrauen in Deinem zweifelnden Herzen. Und darum sehe ich für mich, auch wenn ich aus diesem Orte des Verderbens zu entfliehen trachtete, keine Rettung, kein Mittel, als das letzte äußerste, das auch dem Hülflosesten bleibt. Camille, dieses Leben hat keine Geltung ohne Deine Neigung. Flehe das Erbarmen Gottes auf eine namenlos Elende herab! Wenn Du diese Zeilen liesest, flehe ich vor seinem Thron. Dort erflehe ich Verzeihung für meinen Vater; auf Dir aber ruhe Gottes Heil und Segen für und für! Deine bis in den Tod getreue Eugenie."

Bewegt hielt hier der Oberst inne. Erst nach längerer Pause begann er wieder: „Von nun an werden die Memoiren Rocheforts immer abgerissener und aphoristischer. Der Schmerz, der seine Seele durchzuckte, ließ lange keine geordnete Aufzählung seiner Erlebnisse zu. Vor völliger Vernichtung bewahrte ihn zwar seine kräftige Natur, doch trieb es ihn natürlich mit unwiderstehlicher Gewalt von Paris und aus der Nähe des Hofes fort, in welchem übrigens seine Existenz bei dem gereizten Grimme der Pompadour gefährdet erschien.

Jahre voll düsterer Schwermuth, voll nagenden Grolls rauschten im Exil dahin. Der heiße ungestillte Durst

nach Rache war die einzig belebende Kraft in diesem verzweifelnden Geiste. Da kam die Zeit, wo das französische Volk drohend den Aufbau der geschändeten Altäre seiner Freiheit und seines Glaubens begehrte, wo die durch Jahrhunderte geschmiedeten Ketten fielen und die wunden Arme sich verwünschend gegen das Haupt des schuldlosen Nachfolgers auf dem verhaßten Thron Frankreichs erhoben. „Mein blinder Einzelhaß“, so schreibt Rochefort, „machte aus mir, dem einstigen royalistischen Edelmanne, den unversöhnlichsten Gegner des Königthums. Erst unter den Trümmern der Monarchie glaubte ich meine persönliche Rache begraben zu können. Ich schloß mich der frevelnden Rotte an, die den Angriff auf die Tuilerien unternahm. Berauscht vom Kampfe drang ich mit dem mord- und beutelustigen Haufen in das Schloß und in die königlichen Gemächer. Was immer unserer Wuth entgegentrat, wurde ein Opfer des Todes. Da vernahm ich durch die Thür des einen Zimmers — es war das letzte auf dem Corridor — ein lautes Wimmern. Ich öffnete, einige Weiber lagen betend auf dem Boden, und zitternd lehnte in einer Ecke ein Mann mit weißen Haaren, die Brust bedeckt mit vielen Orden. Mein entflammter Blick erkannte in dem Alten den Vater meiner Eugenie. Rasend vor Wuth erhob ich meinen Degen — noch fesselte der Ausdruck seiner todesbleichen Züge den gehobenen Arm — da fiel mein Auge auf ihr Gemälde, unter welchem der Unglückliche wie hülfeflehend niedergesunken war. „„Verfluchter Mörder meines Glückes!““ donnerte ich, und gleich einem Blitzstrahl flog mein gezücktes Schwert auf sein Haupt hernieder und sein Blut tränkte den getäfelten Boden.

Einen kostbaren Beuteantheil hatte ich mir rasch erwählt. Das Bild Eugeniens unter dem Arme stürmte ich hinaus und verließ die Stätte der Verwüstung. Zu Hause aber da sank ich vor ihm, dem lebenswahren Abbilde meiner geopferten Liebe in die Kniee und heiße Thränen rollten seit langen Jahren wieder das erstemal über meine Wangen.

Sie war“, so erzählt Rochefort weiter, „auf des Königs Befehl von Meisterhand während ihres Aufenthalts in Versailles gemalt und bestimmt, eine Perle seiner Privatgallerie zu werden.“

Zu ihr flüchtete Rochefort wie zu einer Schutzheiligen aus den Stürmen seines wechselvollen Daseins, vor ihr legte er all die frischen Kränze des Ruhmes nieder, die er sich später in den Schlachten des gewaltigen Imperators, dessen Diensten er sich mit voller Hingebung weihte, errang. Seine glänzende Bravour und Unerschrockenheit in den hitzigsten Gefechten zog die Aufmerksamkeit Napoleons auf sich, dessen Gunst ihn nach dem siegreichen Kampfe gegen Oesterreich mit dem verödeten Schlosse der Brinvilliers beschenkte. Dort haben wir ihn wiedergefunden.

Wer immer Theil an seinem tragischen Geschicke nimmt, dem zeige ich gern des Sterbenden Vermächtniß, das ich heilig halte, das Bildniß Eugeniens von Brinvilliers.“

Den Frauen.

Von Marie von Roskowska.

4. Schwiegermütter.

Viele überschauert schon das bloße Wort Schwiegermutter mit einem wahren Entsetzen; das Sprüchwort ist nicht galant gegen diese Unterart des zarten Geschlechts, und wie arg geht man in Romanen und Novellen, in Lust- und Schauspielen mit derselben um! Es mag damit wohl ein wenig sein wie mit den Stiefmüttern, gegen die auch ein Vorurtheil herrscht, das ihre ohnehin schwierige Stellung noch erschwert. Eine Schwiegermutter im Hause zu haben, gilt für eine große Unannehmlichkeit. Und zuweilen ist sie wirklich die Quelle unversiegbaren Unfriedens in einer Ehe, die sonst leidlich glücklich wäre; sehr oft reizt sie den Gatten der Tochter zur heftigsten Ungeduld, verkümmert ihm die Freuden der Häuslichkeit; noch öfter erpreßt sie der Frau des Sohnes bittere Thränen. Man nimmt deshalb selten Rücksicht auf die mancherlei Umstände, welche hier zusammenwirken, um das Verhältniß ungemüthlich zu machen. Einmal sind alte Leute überhaupt wunderlich, und alte Frauen pflegen es in noch höherem Grade zu sein als alte Männer. Dann ist hier, wie so häufig im Leben und der Menschennatur überhaupt, Gutes und Böses, Licht und Schatten so eng und innig mit einander verwebt und verschmolzen, daß sich eins vom andern nicht mehr unterscheiden läßt. Man bedenkt nicht immer, daß ein Fehler oft nur das Uebermaß einer Tugend ist; daß die edelsten Gefühle so leicht in ihr Gegentheil ausarten; daß vielem Störenden, Peinlichen, Drückenden ursprünglich die besten und schönsten Motive zu Grunde liegen.

In seinem Roman: „Der neue Don Quixote“ schildert Hackländer höchst drastisch die Plage, welche eine Schwiegermutter verursacht. Es mag in der That solche Frauen geben, und zwar nicht nur in der Eigenschaft als Schwiegermutter; indeß sind sie eben als solche doch wohl nicht allzu häufig, zumal das heutige junge Geschlecht meist klüger ist oder doch dafür gehalten sein will und auch — gehalten wird, als die frühere Generation. Jetzt lernt großentheils die Mutter von der Tochter, was sich schickt, richtet sich nach deren höherer Bildung, pflegt also nicht einen so bedeutenden Einfluß im Schlimmen — und leider auch manchmal im Guten — auf diese auszuüben, als es in „der guten alten Zeit“ der Fall gewesen. Auch hat der Mann unbestreitbar weniger Berührungspuncte mit einer Schwiegermutter als die Frau, kann etwaige Conflicte mithin leichter vermeiden oder ihnen im Nothfall — entfliehen. Ueberdies haben wir es an dieser Stelle mit „den Frauen“ zu thun, wollen die Männer also selbst für sich sorgen, d. h. reden und schreiben lassen.

Mag eine Frau ihren Mann noch so herzlich lieben, seine Mutter erscheint ihr doch meist als eine lästige Zugabe, wenn die Verhältnisse ein Zusammenleben mit derselben gebieten. Die Schwiegermutter bewacht, und äußerst selten mit unparteiischen Augen, das ganze Gebahren und Gehaben der Gattin ihres Sohnes. Sie findet Unzähliges auszusetzen an der Art, wie diese sich kleidet und benimmt, und vor Allem an der Weise, in welcher sie — wirthschaftet. Natürlich ist sie eine tüchtigere Wirthin als die

junge, noch unerfahrene Frau, oder bildet sich wenigstens ein, es zu sein, was nicht weniger unbequem ist, zuweilen noch unbequemer. Die Dienstboten werden entweder nicht genug beaufsichtigt, oder es wird ihnen viel zu wenig Selbstständigkeit gegönnt. In ihrem eigenen Hauswesen war Alles anders, nota bene besser eingerichtet, als die Schwiegertochter es von ihrer Mutter her gewöhnt ist, oder es jetzt eingerichtet hat. In Folge dessen ist die Schwiegermutter im Hause ungefähr das, was häufig die Kritik in der Literatur: — ein Mäkeln, Tadeln, Nergeln in Permanenz, wo sich irgend Anlaß dazu auffinden läßt; ein würdevolles Kopfschütteln, wo das zufällig nicht der Fall und — die personificirte Stummheit, wo etwas Gutes, Anerkennenswerthes „todtgeschwiegen" werden kann und soll. — Was die Kinder und ihre Erziehung betrifft, so hat die Schwieger- und Großmutter gewöhnlich Ansichten, welche denen der Schwiegertochter geradezu entgegengesetzt sind, und bethätigt sie in der Regel auf eine den Hausfrieden außerordentlich störende Weise. Entweder verhätschelt, verwöhnt und verdirbt sie die wilden Rangen ganz unverantwortlich, ist völlig blind für ihre Fehler, oder sie begreift gar nicht, daß die allerliebsten Püppchen leibhaftige Engel sind und niemals einen Verweis, eine Strafe, sondern nur immer Zuckerwerk und Liebkosungen verdienten. Manchmal ändern Schwiegermutter und -Tochter ihre Ideen und Ueberzeugungen hierüber auch nach Laune und Gelegenheit, doch merkwürdiger oder vielmehr natürlicher Weise pflegt das bei ihnen Beiden gleichzeitig zu geschehen, so daß sie darin doch stets auseinandergehen. — Und nun vollends dem Manne gegenüber — wie unausstehlich ist da die Schwiegermutter! Geschäftig facht sie den kleinen Funken des Mißverständnisses zur hellen Flamme der Zwietracht an; ihre Einmischung, ja ihre bloße Anwesenheit macht die Beilegung einer kleinen Mißhelligkeit, die rückhaltlose Aussöhnung nach einem Zwist schwer, fast unmöglich. Und selbst wenn sich hierüber nicht gerade klagen läßt, wenn die Schwiegermutter eine ungewöhnlich verständige, eine wahrhaft seltene Frau ist, angenehm läßt sichs mit ihr nicht leben — dann vielleicht erst recht nicht. Dann muß das Herz des Mannes mit ihr getheilt werden, etwas, das Jede natürlich ganz für sich haben will. Wie qualvoll ist es, nicht ausschließlich der Gegenstand aller kleinen Aufmerksamkeiten des Gatten zu sein — eine Person neben sich zu sehen, die dem Alter nach den Ehrenplatz einnimmt, die nicht allein die Zuvorkommenheit des Mannes beansprucht, seiner Unterstützung bedarf, bei ihren Schwächen und Wunderlichkeiten seiner Nachsicht und Geduld sicher ist, wie sonst Niemand, sondern die auch seine Achtung und Ehrerbietung in viel höherem Grade besitzt als die Gattin, sei diese noch so heiß geliebt, an welche die innigste Dankbarkeit ihn fesselt, die mit ihm die süßesten Erinnerungen des Lebens, das Andenken an die Kindheit theilt. Ist es der jungen Frau zu verdenken, daß es ihr jedesmal einen tiefen Stich durchs Herz giebt, wenn ihr Gatte mit ihr scherzt und tändelt, aber bei ernsten Angelegenheiten nicht ihre junge Weisheit, sondern der Mutter Lebenserfahrung zu Rathe zieht? Oder wenn er, mit einem: „Mutter, weißt Du noch?" beginnend, sich in Wiederholung und Lobpreisung einer Zeit verliert, in welcher sie ihm noch gar nichts gewesen, ja, in der sie selber vielleicht noch kaum geboren oder ein Wickelkind war? An der Vergangenheit des Geliebten, an seinem ganzen Sein und Wesen, oder doch daran, wie er geworden, was er nun ist, keinen Antheil zu haben, ist etwas sehr Bitteres für ein anspruchsvolles Herz und die Eifersucht auf seine Mutter oft viel peinlicher, als die auf eine frühere Liebe. Denn diese hatte nicht den Einfluß auf ihn, welchen die Mutter geübt und ging schattengleich vorüber, während die Anhänglichkeit an die sichtbare Vorsehung seiner Kindheit in der Brust des Sohnes nicht über dem mütterlichen Grabe erlischt, sondern erst mit seinem eignen Leben. Wie nahe liegt ihm auch der Vergleich zwischen der stillen, unwandelbaren Zärtlichkeit, der nimmer und durch nichts zu erschöpfenden Langmuth der Mutter und der leider oft dem Aprilwetter gleichenden, mitunter schmollenden und jedenfalls anspruchvollern, auch — strenger richtenden Liebe der Frau. Muß es dieser in der Achtung und Neigung des Gatten nicht schaden, wenn die Gegenwart der Mutter ihn noch öfter, als es sonst der Fall wäre, zurückdenken läßt an deren Walten daheim im Vaterhause, das durch die schimmernde Glorie verklärt ist, womit die Vergangenheit und vorzüglich die erste Jugend von der Erinnerung umgeben wird? Wenigstens ist es nicht selten, daß die Frau ihre Schwiegermutter als nachahmenswerthes Beispiel rühmen, selbst — empfehlen hört. Und thut der Mann das nicht, so möchte er es vielleicht gern thun. Wo ist da an Gemüthlichkeit oder vollends an Glück zu denken?

„Ich nehme mir keinen Mann, dessen Mutter noch lebt oder gar bei ihm lebt!" rufen die meisten jungen Mädchen. Vielleicht fügt Manche sogar hinzu: „Und am besten wärs, er hätte gar nie eine Mutter gehabt, wenn das Andenken an dieselbe mich und meine Tugenden verkleinern soll." — Die schwiegermütterlosen Frauen — man gestatte das Adjectivum — sagen gewiß: „Gottlob, daß der Schuh mich mindestens nicht auf der Stelle drückt", während die mit Schwiegern Begabten wahrscheinlich — seufzen und das Ihrige denken.

Diesen Seufzenden, — nebst denen, die künftig zu ihnen gehören könnten — seien die folgenden Zeilen hauptsächlich gewidmet.

Die Ueberzeugung, es sei am besten, wie man es selber mache, liegt tief in der Menschennatur. Glücklicherweise — denn ohne sie wäre die Erde in Wahrheit das Jammerthal, zu welchem Ascetik und Muckerthum sie stempeln möchten. Zu einer klaren Erkenntniß seiner Mängel und Schwächen gehört entweder echt christliche Demuth oder — der Seherblick des Dichters. Jene tröstet sich mit der göttlichen Gnade, dieser bringt die damit Beschenkten entweder nach der Walhalla oder ins Irrenhaus. Die Erkenntniß der großen Kluft zwischen Wollen und Können, Streben und Vollbringen, Wirklichkeit und Ideal ist nur Wenigen zu Theil geworden; Unzufriedenheit mit dem eignen Thun und Lassen — Gott sei Dank — nicht die Sache Aller, am wenigsten Sache der Hausfrauen. Es wäre ja auch schrecklich, einer Wirthschaft vorzustehen ohne den süßen Glauben, man sei — in seiner Art — eine ganz vortreffliche oder doch mindestens recht tüchtige Wirthin. Was Wunder, daß ältliche und alte Frauen noch mehr durchdrungen sind von diesem Bewußtsein als jüngere; daß sie die eigene Erfahrung, wenn nicht über jede andere setzen, doch keiner andern unterordnen mögen? Dazu kommt, daß Alles, was gewesen ist, was man gehabt hat, in unserer Meinung außerordentlich steigt. Es ist also ganz natürlich, daß die Schwiegermutter meint: in ihrem Hauswesen sei es besser zugegangen als in dem der Schwiegertochter; ihre Methode bei Diesem und Jenem und — Allem sei ganz unfehlbar oder doch weit vorzüglicher. Daß sie

diese Meinung nicht hübsch für sich behält, sondern kritische und — so kränkende Bemerkungen macht —? Hand aufs Herz, theure Leserin, hast Du nie weise den Kopf geschüttelt über diese Freundin und jene Bekannte? Dich nie moquirt über die Vergnügungslust der Einen, den ihren Verhältnissen nicht entsprechenden „Staat" der Andern und den — schlechten Kaffee der Dritten u. s. w. Entgingen Deinem scharfen Blick wirklich all die unzähligen Undsoweiter, welche jede unsrer lieben Nächsten der Kritik ohne Zweifel bietet? — Wenn hier nur Jemand, der rein ist von jeglicher Schuld, den ersten Stein aufhöbe gegen die Schwiegermutter, welche an der Frau des Sohnes etwas auszusetzen findet — alle Schwiegermütter der Welt blieben wahrlich ungesteinigt. Denn daß diese auch den Schwiegertöchtern ins Angesicht hinein mäkeln, die lieben Freundinnen und Bekannten aber nur hinter ihrem Rücken bekrittelt werden, ändert gewiß nichts. Daß man doch Andern so oft und schwer verdenkt, was man an sich selber nicht bemerkt oder als selbstverständlich betrachtet! Hast Du einst eine Schwiegertochter, meine Leserin, dann wollen wir weiter davon sprechen.

Greift die Schwiegermutter störend in die Erziehung der Kinder ein, so ist das freilich noch schlimmer als ihre Unzufriedenheit mit dem Gang der Wirthschaft. Und doch ist es ihr auch nicht zu verargen, wenn sie die Einsicht und Erfahrung, welche sie durch die Erziehung der eignen Kinder gewann, bei den Enkeln geltend machen, z. B. Mißgriffe vermieden sehen will, die sie als Mutter selbst beging. Dringt sie auf Strenge gegen die Schoos-kinder, so wird der Unparteiische in neunundneunzig unter hundert Fällen zugeben müssen, daß sie — vollkommen Recht hat. Der zärtlichen Mutter kann es freilich nicht angenehm sein, daß ihre kleinen Abgötter nicht auch von der Großmutter blind angebetet werden; indeß thäte sie nicht besser, wenn sie, statt sich gegen die Schwiegermutter zu erbittern, ihr Gehör gäbe? Eine verständige Mutter darf nicht immer thun, was ihr und den Kleinen angenehm ist, muß zum Besten derselben ihrem Herzen oft Zwang anlegen. — Ist die Schwiegermutter aber „vernarrt" in die Enkelchen, verzieht sie dieselben auf unverantwortliche Weise — nun, in Gottes Namen, mag sie's immerhin. Es schadet nicht, wenn die Eindrücke nur gut sind, welche die Kinder sonst im Hause empfangen, wenn neben der unbegrenzten großmütterlichen Zärtlichkeit nur die vernünftige Ausgleichung der Mutter und der Ernst des Vaters nicht fehlt. Alle mögen hier Zeugen sein, die eine über die Maßen nachsichtige Großmutter hatten. Sie sind trotzdem doch tüchtige Menschen geworden, haben davon nur liebe Erinnerungen hinüber genommen in das spätere Leben. Was den Kindern unendlich mehr Schaden bringt, als zu viel Liebe und Nachsicht, das ist die Zwietracht zwischen denen, welche an der Erziehung theilnehmen, sei dieselbe auch nur innerlich, im Aeußern aber durch die Convenienz verhüllt. Die unvernünftigste Verzärtelung wird ein Kind nie so verderben, als die Wahrnehmung — und was nähmen Kinder nicht wahr? — die Mutter hege nicht die innigste Liebe und Achtung für die Mutter des Vaters. Die Schwiegertochter ist es also gewöhnlich, an welcher hier die Hauptschuld liegt, die selber Unheil säet durch ihre Abneigung gegen die Schwiegermutter. Oft weiß sie nicht einmal, welches Unheil. Die ungeheuchelte Ehrerbietung, die sie künftig von ihren Kindern zu beanspruchen hat, muß sie zuerst der Mutter ihres Gatten erweisen. (Schluß folgt.)

Ein Scheidender.

Episode von F. Brunold.

Chopin lag im Sterben! — Das Herz des Künstlers ist ein zartbesaitetes; ein Wort macht es in Freude erbeben, ein Wort kann es für ewig verstimmen. Und das Herz des Sterbenden war seit längerer Zeit schon durch ein Wort gebrochen worden. Nie hatte er geklagt, nie hatte er ein bitteres Wort ausgestoßen, daß sie, die er so treu geliebt, ihn so tief verwundet. Er duldete still, er litt unsäglich. Damals war es, wo er die schaurige, aus echt slavischem Geiste hervorgegangene Dichtung: „Zwei Leichen" componirte. Dies Hinwelken in einem Leid, dem nicht zu widerstehen und das nicht zu tragen, ist tief ergreifend dargelegt. Es handelt sich um zwei Liebende, die nie auf Erden an Vereinigung denken können. Im Himmel nur ist Glück. Dort auf öder Haide liegt der Soldat, im Kampfe getödtet. Adler und Wölfe umkreisen ihn, indessen sie in feierlichem Zuge zur Gruft geleitet wird. Chopin fand in der Dichtung so viel verwandte Anklänge mit seinem Herzen. Wenn seine Finger über die Tasten glitten, wenn der Wohllaut der Saiten durch die Stille der Nacht dahin rauschte, dann fühlte, dann ahnte man es, welche Kämpfe, welche Schmerzen seine Brust zerfleischten.

Im Frühjahre 1847 war es geschehen, daß sie, die Frau, die so unendlich viel für ihn gethan, die ihn mit ganzer Kraft der Seele geliebt, durch ein kaltes, bitteres, unüberdachtes Wort ihn bis in die tiefsten Tiefen seines Herzens verwundete. — Er hatte nicht geklagt, nicht laut aufgeschrien als er es vernommen, er war nur nach Hause gewankt, hatte sich niedergelegt — und wochenlang in schmerzlicher Krankheit mit dem Tode gerungen. Er genaß langsam, sein Körper erstarkte nicht wieder, sein Geist blieb gedrückt. Niemand durfte von dem Vergangenen, von dem Geschehenen sprechen. Er selbst erwähnte es nie; nie kam der Name der Frau, deren Bildniß er so tief im Herzen getragen, wieder über seine Lippen. Endlich litt es ihn nicht länger in Paris. Er ging nach England. Aber auch dort blieb er unfroh, ohne Glück, trotzdem daß seine Concerte überfüllt waren, daß man den Künstler auf jede denkbare Weise zu ehren suchte. — Er konnte nicht vergessen. Matter, elender kehrte er, von schmerzlicher Sehnsucht getrieben, nach Paris zurück.

Und der October des Jahres 1849 war gekommen. Chopin lag im Sterben! — Der Abend nahte. Stille, düstere Stille herrschte im Gemach. — Jetzt aber kamen sie, die Frauen, die er im Leben so oft durch sein Spiel entzückt, in deren Nähe er sich selbst einst so wohl gefühlt. Sie kamen, unbekümmert um die Welt und ihr Gerede, nur von ihrem Gefühl, von ihrem Herzen getrieben; sie kamen mit Thränen im Auge und Liebe in der Brust. — Nur sie, die jahrelang an seiner Seite gelebt, die er geliebt, unendlich geliebt, mit ganzer Kraft der Seele — sie blieb ihm fern. Er sahs — er lächelte voll Schmerz! Dort zu seinem Haupt stand die Fürstin Czartoryska,

die Magdalena seines Schmerzenslagers, die täglich gekommen war, den Kranken zu pflegen; dort ihm zur Seite stand die Fürstin Beauveau — und am Fußende des Lagers die schöne Gräfin Plater. Alle waren gekommen mit Thränen im Auge, mit Schmerzen in der Brust, mit Liebe im Herzen. Nur sie, die er geliebt, blieb fern. Auch das Nebenzimmer füllte sich jetzt. Andere Damen kamen; alle wollten sie es dem Künstler zeigen, daß sein Spiel sie so oft bezaubert, daß sie seine Tondichtungen unendlich oft mit Entzücken gehört und selbst gespielt hatten. — Jetzt aber, jetzt nahte sie, die Königin des Salons, Delphine Potocka, groß, schön, schlank gewachsen. Sie war weiß gekleidet. Gleich einer Engelsgestalt ging sie durch die Reihen. Leise trat sie zu dem Lager.

Und der Sterbende schlug die Augen auf; er nickte kaum merklich der Nahenden zu. Ein flüchtiges Lächeln verklärte seine Züge. Matt, aber freudig bewegt sprach er: „Spielen — Singen!“

Und Delphine Potocka verstand den Sterbenden; sie wußte es, was den Künstler erfreut bis zum letzten Hauche seines Lebens. Sie ging zum Instrument, sie öffnete, sie schlug einzelne Töne, einzelne Accorde an — dann begann sie das schöne Nocturno zu spielen, welches, wie sie wußte, Chopin besonders liebte — und das er für eine seiner besten Compositionen hielt. Sie spielte es leicht, voll Grazie. Die Umstehenden vergaßen, daß sie an dem Lager eines Sterbenden waren; sie schauten freudig auf; ihre Augen glänzten, ihre Lippen öffneten sich zu leisem Lächeln. Delphine schaute sich um, sie blickte hinüber zu dem Lager; und als sie das Antlitz des Kranken freudig erglüht fand, lächelte sie glücklich; und die Thränen, die in ihrem Auge aufsteigen wollten, zurückdrängend, spielte sie weiter. Jetzt schaute sie nochmals zu dem Lager und erkennend, daß das Auge des Sterbenden klarer, geistiger wurde, daß der Tod näher und näher komme, ging sie zu einer andern Tonart über, ließ ihr Spiel ernster und ernster werden, bis sie endlich die Lippen öffnete — und zu singen begann.

Es war die berühmte Hymne an die Jungfrau, welche dem Stradella einst das Leben gerettet haben soll. Sie sang dieselbe hinreißend, bezaubernd schön. Chopin hatte das Haupt zurückgelehnt, er hatte die Augen geschlossen; er lauschte, wie man eines Engels Stimme lauscht. Jetzt war die Hymne beendet. Er schlug die Augen auf; er sprach: „Noch einmal singen!“

Und noch einmal erklang die Hymne, noch einmal wurde sie gesungen. Die Nacht war eingebrochen. Der Gesang verstummte. Alles schwieg. Man hörte nur die schweren Athemzüge des Sterbenden, untermischt mit dem leisen Weinen der Umstehenden.

Jetzt aber hub Delphine Potocka aufs neue zu singen an; sie sang einen Psalm von Marcello. Alle Anwesenden sanken auf die Knie.

Wie schön, wie himmlisch schön erklang der Gesang durch die Stille der Nacht. Endlich verhallte der letzte Ton. Alle Anwesenden verharrten eine Zeitlang auf den Knieen. Man betete. Es war still, todtenstill! Jetzt erhoben sich Alle. Lautlos, ohne Gruß, ohne Blick, ohne Händedruck, das Haupt gebeugt, das Auge voll Thränen, verließen sie das Gemach — das Haus. — Chopin war gestorben. Es war am 17. October 1849.

Sonntags-Plauderei.

Unterhaltung in der Kirche. Napoleon Bonaparte befand sich einst während des Gottesdienstes in seiner Loge, als sich ihm plötzlich Fouché näherte und dem Kaiser einige Worte ins Ohr flüsterte. Der diensthuende Kammerherr und General Duroc erhielten sofort einen Befehl und beide verließen die Capelle. Nach wenigen Minuten wurden sie, von mehreren Grenadieren begleitet, in der Kirche wieder sichtbar und mit raschen Schritten begaben sie sich nach der großen Gallerie und nahmen bei den dort zur Andacht Versammelten sämmtliche Bücher in Beschlag. Die Veranlassung zu dieser unerhörten Haussuchung hatte ein anonymes Schreiben gegeben, welches Fouché benachrichtigte, daß auf der großen Gallerie Schmähschriften gegen die kaiserliche Familie in Form von Gebetbüchern ausgelegt wären. Diese Angabe bestätigte sich nun zwar nicht, aber von den hundertsechzig vermeintlichen Gebetbüchern waren achtundzwanzig Romane, sechzehn Gedichtsammlungen und elf unsittliche Werke. Da der Ausgang dieser Untersuchung, die nicht ohne Aufsehen stattgefunden hatte, dem Kaiser sehr ärgerlich war, erhielt Fouché statt eines Lobspruches einen derben Verweis, der ihn in der Folge gegen anonyme Schreiben etwas behutsamer machte. D.

Die Riesenschaale in Berlin. Diese Schaale, welche vor mehreren Jahren vor dem Museum in Berlin aufgestellt worden ist, hat man als Kunstwerk vielfach getadelt, und die öffentliche Kritik hat in so weit Recht gehabt, als man von einem Kunstwerk Symmetrie und eine gefällige Form erwarten kann. Aber ein solches hat man auch eigentlich nicht zur Anschauung bringen wollen, eher wohl die wunderbare Thätigkeit der Natur, die einen ungeheuren Granitblock vom Hauptgebirge losriß und bis in eine flache Sandsteppe wälzte, wo er unbeachtet Jahrhunderte gelegen hat. Die Naturforscher behaupten, daß dieser Findling ein Kind Scandinaviens sei, weil nur in Norwegen die Familie desselben zu finden ist, von der eine vulkanische Explosion ihn losgerissen und eine Wasserfluth weiter getragen haben muß; aber welch eine gewaltige Fluth mag dies gewesen sein? In kleinerem Maßstabe finden sich noch mehrere Granitblöcke in übrigens flachen Gegenden, wo eben so wenig eine Spur des Hauptgebirgsstockes zu finden ist, und der größte Theil der Menschen geht an ihnen vorüber, ohne diesem Umstand die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist daher eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß die Naturforscher in Volksbüchern über die Entstehung derselben, so wie über Manches schreiben, was uns so nahe liegt und bis jetzt weder ein Gegenstand der Aufmerksamkeit noch des Nachdenkens gewesen ist, was aber, einmal angeregt, dem Geiste ein unermeßliches Feld für seine Forschungen öffnet. P. H.

Briefkasten.

Herrn Karl Kirdorf in Crefeld. Durch baldige Uebersendung Ihrer sämmtlichen Poesieen würden Sie uns eine große Freude machen. Baldiger Rückgabe dürfen Sie sicher sein.

Herrn F. Grunold in Joachimsthal (Preußen). Wenn Sie eine Novelle bereit haben, so lassen Sie uns dieselbe nur bald zugehen; Sie wissen ja, wie erwünscht Ihre Beiträge uns stets sind. Besten Gruß und nächstens ein ausführlicher Brief.

Herrn C. L. hier.

„Singe, wem Gesang gegeben!“
Singen ist ja selbst Genuß.
Doch nicht Jeder glaube eben,
Daß gedruckt er werden muß.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von C. Polz in Leipzig.

№ 20. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

19. Mai.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Die verhängnißvolle Schnupftabaksdose.

Eine lehrreiche Geschichte, insonderheit für schnupfende Staatsbeamte.

Von H. von G.

Motto: „Metuo Danaos et dona ferentes."
Zu deutsch:
„Hütet Euch vor ehrgeizigen Collegen, auch wenn sie Euch silberne Dosen schenken."

Der Canzleirath Storch beim königlichen Bezirksgerichte zu Holzhausen war eine gute ehrliche Haut, wie man zu sagen pflegt; aber wenn er ja einmal ordnungs- und vorschriftswidriger Weise sein Licht hätte unter den Scheffel stellen wollen, — was übrigens seiner pflichtgetreuen Seele gar nicht einfiel, — so wäre nicht einmal ein ganzer Scheffel erforderlich gewesen, sondern es hätte hierzu etwa ein Viertelmaß vollkommen ausgereicht.

Doch gleichviel! — Der Canzleirath bekleidete bei seiner Behörde keinen unwichtigen Posten und war sich dessen seiner sonstigen Anspruchslosigkeit ungeachtet wohl bewußt. Er trug Decrete in die Acten und Fristen in den Kalender ein; er vertheilte die Concepte unter die Copisten; revidirte und contrasignirte die Reinschriften; controlirte das Expeditionspersonal, daß es Morgens nicht allzuspät eintraf, Vormittags nicht allzulange frühstückte und Abends nicht ordnungswidrig früh in das Bierhaus verschwand; beaufsichtigte die Archive und — richtete die jungen Grünschnäbel und Naseweise ein, welche nach wohl bestandenem Staatsexamen dem königlichen Bezirksgerichte zu Holzhausen behufs ihrer vorläufigen Einweihung in die Mysterien der Bureaukratie höheren, bezüglich höchsten Ortes zugewiesen wurden.

Und — wir mögen es nicht in Abrede stellen — gerade nach dieser letzteren Seite seiner complicirten Berufsthätigkeit hin war der Canzleirath einzig in seiner Art und fast unübertrefflich; hierin suchte er seinen ganzen Stolz, und wollte man ihm eine rechte Freude machen, so mußte man ihm nur Gelegenheit geben, von allen den hervorragenden Männern der königlichen Justiz und Verwaltung zu erzählen, welche in der langen Reihe von Jahren, während deren der Canzleirath bereits in Holzhausen amtirte, bei dem dortigen Bezirksgerichte ihren Acceß gemacht hätten oder — wie sich der Canzleirath, den Vertrauten seines Herzens gegenüber, sachgemäßer auszudrücken pflegte — aus seiner Schule hervorgegangen waren. Bemerkenswerth war es dabei, wie freundlich und zuvorkommend der Canzleirath gerade mit denjenigen jungen Leuten verkehrte, welche sich noch in den allerersten Stadien der Praxis befanden oder — um auch hier mit seinen eignen Worten zu sprechen — noch ganz roh waren. Ihnen widmete er seine ganz besondere theilnehmende Fürsorge, führte sie mit strahlendem, verklärtem Antlitz in den Localitäten herum, zeigte ihnen die ersten nothwendigen Manipulationen eines Expeditionsmenschen, unterwies sie namentlich auch in der Kunst des Actenheftens, deren er Meister war, und begleitete ihre ersten unsichern Versuche in allen derartigen Leistungen mit jenem liebevollen Lächeln, welches eine zärtliche Mutter den täppischen Experimenten ihres Erstgeborenen in der mit ungeahnten Schwierigkeiten verbundenen Kunst des Laufens zu widmen pflegt. Der Director des Bezirksgerichts kannte diese pädagogische Richtung seines Canzleiraths recht wohl und er verfehlte deshalb niemals, sich bei Einführung einer angehenden juristischen Größe in die Expeditionsräume zuvörderst an den Canzleirath zu wenden und demselben den neuen Mitarbeiter im juristischen Weinberge des Herrn mit den Worten vorzustellen: „Hier bringe ich Ihnen einen jungen Mann, Herr Canzleirath, der viel von Ihnen zu lernen wünscht." Dann kam der also Begrüßte aus seinem Gitterplatze hervor, schüttelte dem Ankömmling mit freundlichem Lächeln die Hand und gab die stehende Phrase zum Besten: „Ja, ja, bei uns giebts freilich so Manches, wovon sich die Herren auf und unter dem Katheder nichts träumen lassen."

Und wenn er diesen leisen Seitenhieb auf alle Schul- und Universitätsweisheit zu nicht geringem Erstaunen des Ankömmlings glücklich vollführt hatte, begann sein friedliches Wirken und Schaffen zum Besten des Neulings, und nur selten geschah es außerdem, daß der Canzleirath

noch ferner in irgend einer Weise polemisirte. Namentlich in eigentlichen Rechtsfragen war er äußerst duldsam und friedfertig, und schloß sich mit anerkennenswerther Bescheidenheit den Ansichten der Collegen und Vorgesetzten an; kaum daß er bisweilen über das Rubrum eines Actenstücks, die Form eines Schreibens oder die Statthaftigkeit einer Redewendung in einem Protokolle oder dergleichen abweichende Anschauungen zum Besten gab und äußersten Falles wohl auch hartnäckig vertheidigte.

Die Freundschaft des Canzleiraths erkaltete jedoch bisweilen schon nach wenig Wochen oder Monden. Dieser bedauerliche Fall pflegte aber namentlich dann einzutreten, wenn der Novize irgendwelche Spuren von Superklugheit zeigte und eine tadelnswerthe Neigung zu dem näheren Verkehre mit einigen Assessoren und Actuarien des ziemlich umfänglichen Gerichts verrieth, mit denen der Canzleirath gespannt lebte. In dem Aufkeimen einer derartigen Neigung sah dann der wunderliche Mann das Bestreben, sich seiner alleinigen Leitung und Führerschaft zu entziehen, und es kränkte ihn dies um so tiefer, als seine dienstliche Stellung zu den gedachten Collegen eine etwas problematische und allerdings einer verschiedenartigen Deutung unterliegende war. Er für seine Person hielt sich nämlich für einen, jenen jüngeren Collegen bei weitem übergeordneten öffentlichen Diener; diese letzteren aber erblickten und respectirten in ihm, theils mit mehr, theils mit weniger Schonung, nur den ihnen im Grunde subordinirten Vorstand der Registratur, mit andern Worten, einen Obersten der Schreiber und Boten, den man höchsten Ortes nur in Anerkennung seiner treuen und langjährigen Dienste mit einem Titel begnadigt habe.

Leider enthielt das höchste Decret, mittelst dessen der Bezirksgerichts-Secretair Storch seiner Zeit zum königlichen Canzleirathe ernannt worden war, keine entscheidende Norm über sein dienstliches Verhältniß zu den Beamteten des Gerichts, und wäre nicht der Director der Behörde ein so diplomatischer und persönlich wohlwollender Mann gewesen und überdies ein besonderer Gönner des weit älteren Canzleiraths, so würde dem Letzteren seine Beförderung unter den obwaltenden Umständen gewiß eine nieversiegende Quelle von allerlei Verdruß und Aerger geworden sein, während man jetzt über die Mehrzahl der Schwierigkeiten der Situation mit glücklicher Leichtigkeit hinwegkam.

Doch es ist die höchste Zeit, daß ich nun eigentlich sage, was ich so viel mit dem Canzleirathe zu schaffen habe. Auch mich nämlich führte eines Tags der Director des Bezirksgerichts zu Holzhausen als Novizen in dasselbe Expeditionszimmer ein, wo der Canzleirath Storch gewissermaßen den Bruder Pförtner machte; auch mich bewillkommnete der würdige Mann mit seiner stehenden Redensart; auch meiner ungeschickten Hand wies er die Bahn, auf welcher allein die Heftnadel auch den simpeln Sattel eines Actenstücks zu einem bleibenden Monumente menschlichen Rechts- und Ordnungssinnes erheben kann.

Und die Freundschaft des Canzleiraths für mich erkaltete auch nicht vor der Zeit, ich wußte sie mir bis zu meinem Abgange von dem Bezirksgerichte redlich zu bewahren, so daß wir als die besten Freunde von einander schieden. Die Collegen, unter denen sich einige recht boshafte Menschen befanden, machten sich freilich oft über unsere Intimität lustig und der lange dürre erste Assessor, welcher mit dem Canzleirathe ununterbrochen kleinen Krieg führte, spielte mehr als einmal darauf an, daß der Canzleirath immer diejenigen am wärmsten halte, die sich am ungeschicktesten anstellten. Allein der Spott beirrte mich nicht, weil er mich doch wohl nicht traf, und als ich erst bemerkte, daß sich der alte Herr gerade auf meine ausdauernde Höflichkeit und Bescheidenheit im Verkehre mit ihm etwas zu Gute that und dieselbe beiläufig den Andern zum Muster aufstellte — meine unbedeutende Person war daran sicher weniger schuld, als der Name meines Vaters, welcher damals eine hervorragende Stellung im Staatsdienste bekleidete, — da ließ ich es mir nun gar nicht mehr nehmen, die Freundschaft des Canzleiraths zu pflegen und dem gutherzigen Manne hierdurch eine unschuldige Freude zu bereiten.

Zum Lohne dafür erzählte er mir dann und wann, wenn wir im Casino oder in seiner behaglichen Junggesellenwohnung unter vier Augen zusammen saßen, in seiner anfangs regelmäßig trocknen, nach und nach aber gar häufig in echten Humor umschlagenden und immer naiven Weise Dies und Jenes aus seinem Leben, unter Anderem auch das nachfolgende Stücklein von einer verhängnißvollen Schnupftabaksdose. Doch muß ich zuvor noch mittheilen, wie es denn überhaupt zu dieser überaus vertraulichen Eröffnung Seitens des alten Herrn an mich gekommen war.

Eines Tages kam ein fremder Herr, offenbar ein Beamteter, auf unsere Expedition und fragte nach dem Zimmer des Directors. Der Canzleirath trat hinter seinem Gitter hervor und erwiederte dem Fragenden, daß der Gesuchte augenblicklich nicht anwesend sei, wahrscheinlich auch im Laufe des Tags nur in seiner Wohnung zu sprechen sein werde.

„Siehe da, lieber Storch“, sagte der Fremde, den Canzleirath jetzt erkennend, „wie gehts, wie stehts? Immer munter gewesen? Freut mich außerordentlich, Dich wiederzusehen nach so langer Zeit. Wüßte die Zeit nicht, daß ich einmal nach Holzhausen gekommen wäre, und Du kommst wohl auch nicht sonderlich von der Scholle hinweg? Ja, ja, bester Storch, wir fangen an alt und bequem zu werden, Du wie ich. Unsere besten Jahre liegen hinter uns!“

„Aha, aha, der Herr Oberregierungsrath Hornmeier! Freut mich, freut mich sehr, — den Herrn Oberregierungsrath einmal wiederzusehen. Außerordentlich überraschend, Herr Oberregierungsrath!“

So ungefähr lautete die Antwort des Canzleiraths. Aber der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, klang mir so befremdlich kühl und gezwungen in mein Cabinetchen hinein, daß ich, so wenig neugierig ich sonst war, den Kopf heraussteckte und mir die beiden Männer ansehen mußte, welche da am Eingange des Expeditionslocals zusammen conversirten.

Dort standen sie in der That neben einander, die beiden Stützen des Staats, gleich hinter dem abgegriffenen grünen Klingelzuge, der an dieser Stelle von der Decke herabhing wie ein gewaltiges Ausrufungszeichen über die Verschiedenheit der beiden Männer! — Der Oberregierungsrath, von mittler Größe, ziemlich schmächtig, bis unter das glatte Kinn hinauf in einen eleganten modefarbigen Paletot eingeknöpft, der ihm, gleich wie das Beinkleid von gleicher Farbe, etwas zu schneidermäßig knapp und glatt saß; der Canzleirath, kurz und gedrungen, mit einem beginnenden Bauche, in dem schlotternden grauen Expeditionsrocke, dessen vielfache Schäden nicht überall so gut versteckt waren, wie an den Armen durch die neuen glänzenden Schreibärmel von Futterleinwand; der Oberregierungsrath mit einem ordinären, hölzernen, pfiffig dummen Gesichte, welches nach oben in einer hornartig gedrehten, merkwürdig steifen und unbeweglichen Haartour

gipfelte; der Canzleirath mit gutmüthigen, ein wenig indolenten und schlaffen Gesichtszügen, eine recht anständige Glatze auf dem blond behaarten Kopfe; der Oberregierungsrath, trotz allen Bemühungen von Schneider und Friseur, mit stark bedientenhaftem Aeußeren, ein bureaukratischer Emporkömmling vom Scheitel bis zum Fuße; der Canzleirath das Urbild des junggesellenhaften Subalternen in der zweiten Hälfte des Lebens.

Die beiden Männer wechselten noch einige gleichgültige Worte mit einander, aus denen ich weiter nichts folgern konnte, als eine frühere nähere Bekanntschaft zwischen Beiden, welche aber dermalen äußerst erkaltet zu sein schien. Dann verließ der Oberregierungsrath unser Local, um sich — wie er bemerkte — „in Geschäften" zu dem Director des Gerichts zu begeben. Der Canzleirath, welcher es, wie mir nicht entgangen war, geflissentlich vermieden hatte, das „Du" des Oberregierungsraths zu erwiedern, verabschiedete sich von dem Letzteren mit einer ceremoniösen stummen Verbeugung.

Man wäre ein schlechter Beobachter gewesen, hätte man nicht bemerken wollen, daß der Canzleirath nach dem mitgetheilten Intermezzo mit dem Oberregierungsrathe verstimmt, beinahe niedergebeugt war. Er zeigte sich nicht nur einsilbig und verdrossen den Collegen und Parteien gegenüber, welche mit ihm zu verhandeln hatten, sondern er verschenkte heute auch seine Reihe Frühstückssemmeln an den jüngsten Copisten; ein Fall, der zu des Letzteren Betrübniß zu den Seltenheiten gehörte und, wie keine Rose ohne Dornen ist, regelmäßig mit einer bedeutenden Mißlaune des Canzleiraths Hand in Hand ging. Wenn mir aber ja noch ein Zweifel geblieben war über den Grad der Verstimmung des Canzleiraths, so schwand auch dieser, als ich den Mann Mittags nach Hause gehen sah. Pflegte er sonst regelmäßig den nicht gerade dichtbehaarten und modernen Hut etwas keck auf die linke Seite des Kopfes zu stülpen, — was seinem Erscheinen auf den Gassen allerdings einen unternehmenden Anstrich gab, — und war es seine stehende Gewohnheit, nie anders von und nach dem Gerichtslocale zu gehen, als mit einem Actenstücke unter dem Arme — ein Verfahren, welches die Thätigkeit des Canzleiraths auf dem Gerichte auch dem größeren Publicum zweckmäßig veranschaulichte und auch in Hinsicht auf etwaige Actenverschleppung ziemlich unbedenklich war, weil sich der gewissenhafte Mann beim Mangel eines völlig entbehrlichen Actenstücks mit einer Actenschale und einigem beschmutzten Papiere als Begleitung unter dem linken Arme begnügte, — so befand sich heute sein Filz kerzengerade über der Glatze und der an die Seite gepreßte linke Arm verschwendete seine Kraft umsonst; denn auch die Actentectur hatte der Canzleirath auf dem Gerichte liegen lassen!

Bei diesen bedenklichen Symptomen nahm es mich gar nicht Wunder, daß der wackere Mann Nachmittags auf dem Bureau fehlte. Ich beschloß aber, ihn gegen Abend einmal aufzusuchen, um vielleicht zu hören, was ihn denn eigentlich so verstimmt habe. Da schickte er noch überdies zu mir und ließ mich ausdrücklich um meinen Besuch bitten.

Es war ein häßliches, abscheuliches Wetter draußen. Ein kalter Regen fiel in Strömen hernieder und der Wind heulte dazu, während sich der Wonnemonat, der im Kalender stand, mit gar nicht seltener Schadenfreude ins Fäustchen lachte und sich über uns dumme Leute, die wir ihn nicht schon lange weniger schmeichelhaft umgetauft haben, wieder einmal lustig machte. In dem behaglichen Zimmer des Canzleiraths prasselte ein Feuer im Ofen, auf dem Tische stand eine Flasche mit exclusiver gelber Versiegelung und vielverheißender Etiquette sammt zwei Gläsern und zwischen diesen auf einer Art Erhöhung eine — kleine silberne Schnupftabaksdose. Der Canzleirath empfing mich mit gewohnter Freundlichkeit und schien seine Verstimmung von heute Morgen völlig überwunden zu haben. Ich deutete dies so schonend als möglich an. Er antwortete lächelnd:

„Sie haben ganz Recht, lieber G. Ich war sehr mißmuthig. Das Erscheinen dieses Hornmeiers — ich wollte sagen — des Herrn Oberregierungsraths Hornmeier hatte mich so arg verstimmt. Es ist ein wunder Fleck in meinem Leben, diese Bekanntschaft mit Hornmeier — ich wollte sagen — mit dem jetzigen Herrn Oberregierungsrath Hornmeier. Doch entschuldigen Sie lieber ein- für allemal und erblicken Sie darin kein ungeziemendes Verkennen meiner Stellung, insbesondere keinen Mangel an pflichtschuldigem Respecte vor den übergeordneten Organen der Staatsgewalt, wenn ich mich kurzweg der Bezeichnung „Hornmeier" bediene. Denn, mein lieber G., ich habe mir vorgenommen, Ihnen etwas aus meinem Leben zu erzählen, gerade heute zu erzählen, wo es mir eine Erleichterung sein wird, mich einmal gründlich auszusprechen. Sie sind ein zwar noch sehr junger, aber ein überaus verständiger und besonnener Mensch, überdies angehender Staatsdiener; ich schenke Ihnen das größte Vertrauen, ich schätze Sie aufrichtig. Sie werden vielleicht auch in meinen Mittheilungen manchen Wink, manchen Fingerzeig finden, der Ihnen nützlich werden könnte. Aber vor Allem lassen Sie uns Platz nehmen und einen Schluck aus dieser Flasche versuchen. Das Uebrige findet sich."

(Fortsetzung folgt.)

Den Frauen.

Von Marie von Roskowska.

(Schluß.)

Nirgends jedoch ist die Ungerechtigkeit größer als da, wo es sich um die Zuneigung und Aufmerksamkeit des Gatten gegen die Mutter handelt und um die Zuvorkommenheit, welche diese von der Frau ihres Sohnes fordern darf. Versetze Dich nur an die Stelle einer Schwiegermutter, meine Leserin. Du, die Du Ursache zum stillen Groll gegen die Deinigen zu haben glaubst, bedenke einmal, was Du empfinden und verlangen wirst, wenn Dein Sohn Dir seine Geliebte zuführt. Wahrscheinlich wirst Du sie auch nicht mit allzu freundlichen Augen betrachten, Du müßtest sie ihm denn selbst erkiesen haben.

Jetzt träumt dieser Sohn vielleicht noch lächelnd an Deiner Brust; seine Welt ist Dein Schoos, seine Vorsehung Deine Liebe. Sie bleibt es auch noch lange, lange Zeit hindurch, wenn sein Horizont sich allmälig erweitert hat. Nach Allem, was er wissen will, was sein Interesse

erregt, fragt er die Mutter; jede Freude muß sie mit ihm theilen, für jeden Schmerz, jedes Leid sucht er bei ihr Hülfe und Trost. Wenn sie nur sein Händchen hält, fürchtet er sich nicht in der Finsterniß oder beim Gewitter und ist beruhigt, wenn sie in Krankheiten Nachts so unermüdet, schlummerlos und mit Schmeichelworten voll wunderbarer Macht an seinem Bettchen sitzt, wie den lieben langen Tag hindurch. Es bleibt nicht immer so. Aber was er wünscht und braucht, von der Mutter wird es verlangt, so lange das Vaterhaus seine Heimath ist, so lange er keinen eignen Herd besitzt. Wie der Knabe zuerst ihr seine guten Censuren zeigte, so werden die Erfolge des angehenden Mannes zuerst der Mutter mitgetheilt. Wer auf der ganzen Welt nähme auch so warmen Antheil daran und an Allem, was ihn betrifft? In der Kindheit die Vertraute seiner kindischen Pläne und Ideen, bleibt sie das für die spätern Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe und Ansichten. Sein Wissen überflügelt das ihrige freilich bald, allein die Liebe, welche sie das allen Andern unverständliche Lallen und Stammeln des Säuglings verstehen ließ, giebt ihr auch Verständniß für das, was sonst vielleicht über oder außer dem Gesichtskreise der Frau liegt. Die nächtliche Finsterniß, das Rollen des Donners ängstigt ihn zwar längst nicht mehr, dennoch nimmt er oft zur Mutter seine Zuflucht; sie erhellt die Dunkelheit seines Innern, beschwichtigt die Stürme seiner Brust besser als sonst Jemand. Wie einst in den Kinderkrankheiten kühlt später in manchem Siechthum der Seele die mütterliche Hand des Sohnes fieberheiße Stirn. Fehlschläge, Enttäuschungen und bittere Erfahrungen, all die großen und kleinen Leiden des Lebens werden noch immer in ihrem treuen Herzen niedergelegt, auch was Scham und Selbstgefühl sonst Allen verbergen möchte: Irrthum, Fehl, Schuld, Reue. Sie ermahnt den Erwachsenen wie früher den Knaben, nicht mit denselben Worten und für dieselben Vergehen, doch mit derselben Liebe; vergiebt ihm wie damals, was er versehen, noch früher, als er es sich selber verzeiht. Wie sonst das Mittleramt zwischen ihm und dem Vater, übt sie es jetzt gegen sein eignes Gewissen, giebt ihm den Glauben wieder, wo er an sich und der Welt verzweifeln will. Und mag Alles an ihm irre werden, um ihn wanken, ihn verlassen: ein Asyl bleibt selbst dem Verirrten, Gefallenen; ein Herz kennt keinen Wandel.

„In all dem Wechsel hier auf Erden
Hat Mutterliebe nur Bestand";

sagte Albert Traeger unlängst in diesen Blättern und ferner:

„Sie läßt dem Kind die grüne Ranke,
Die scheidend ihr der Sommer beut,
Und lächelnd nimmt sie hin zum Danke
Die Flocken, die der Winter streut."

Und dann, meine Leserin, dann geht Dein Liebling hin und gründet einen eignen Hausstand; er, der bisher Dein eigenstes Eigenthum war, ist nunmehr völlig selbstständig, hat sogar — ein zweites Ich. Eine Andere, die kein Verdienst um ihn besitzt, als daß sie von ihm geliebt wird, tritt an Deine Stelle, mißgönnt Dir seine Achtung und deren Aeußerungen, möchte Dich aus seinem Herzen verdrängen und dieses Herz, früher Dein Tempel, ganz für sich in Besitz nehmen! — Wie jede echte Liebe überhaupt, findet die Mutterliebe ihr Glück weniger in dem, was sie empfängt, als in dem, was sie gewährt. Nicht um des Dankes und der Gegenliebe willen leidet, sorgt und bangt die Mutter für ihr Kind, wacht und lebt sie für dasselbe. Und nun bedarf der Sohn ihrer nicht mehr; eine Fremde nimmt den Platz der Mutter in seinem Leben ein, hegt und pflegt ihn. Muß das nicht unsagbar schmerzlich sein? Die Schwiegertochter, welche der Sohn selber gewählt, herzlich aufnehmen, ist darum der Gipfel menschlicher Selbstverläugnung. Die Frau, welche das vermag, in deren Herzen sich kein bitteres Gefühl regt, ist eine wahre Heilige, errang den schwersten Sieg über sich selbst. Kann sie nicht jede Mißempfindung unterdrücken, zeigt sie ein gewisses Mißtrauen, wer darf ihr das zum Vorwurf machen? Wir sind alle Menschen und dieses Mißtrauen entspringt nicht der Selbstsucht, sondern der Sorge um den Sohn. Wird diese Frau ihn denn so aufopfernd, so ohne Rücksicht auf sich selber, so unwandelbar lieben, wie sie, die Mutter?

An der Schwiegertochter ist es, der alten Frau immer und überall herzlich entgegen zu kommen, nie zu ermüden, sich nie abschrecken zu lassen in dem Bemühen, ihr zu zeigen, daß sie den Sohn nicht verloren, wohl aber eine Tochter dazu gewonnen hat. Wenn irgend etwas mit der Schwiegertochter aussöhnen, sie lieb machen kann, so ist es deren wahre Hingebung an den Sohn; denn die Mutterliebe ist großmüthiger als jede andere, verlangt nicht Ausschließlichkeit. Die Hingebung an den Gatten muß sich in Zärtlichkeit und Achtung für seine Mutter bethätigen, beides ist überdies auch die Pflicht der jungen Frau.

Auf das Gemüth und die sittliche Anschauung des Mannes übte nichts und Niemand solchen Einfluß als seine Mutter. Konnte er diese unglücklicherweise nicht achten, so hegt er auch keine hohe Meinung von ihrem ganzen Geschlecht, wird selten ein guter Gatte und Familienvater. Die Mutter legt hauptsächlich die Keime des Guten und Schönen in die Seele des Knaben; ist es ist nicht Pflicht der Schwiegertochter, dankbar dafür zu sein, daß sie nun erntet, was Jene gesäet? Ja, sie kann nie genug Nachsicht haben mit den Schwächen der alternden Frau, darf niemals denken, sie vergebe ihrer Würde etwas, wo es sich darum handelt, die Schwiegermutter zu verpflichten, ihren Launen nachzugeben, selbst Kränkungen still und ohne Groll zu ertragen. Mit Sanftmuth und Geduld läßt sich unglaublich viel ausrichten, selbst eine böse Schwiegermutter wird endlich davon bezwungen. Tragen also nicht die Schwiegertöchter die Hauptschuld, wenn das Verhältniß zur Mutter des Mannes ein unerquickliches ist?

Uebrigens pflegt ja sonst die Liebe zu einer dritten Person ein so festes Band zu sein, daß man sich wundern könnte, warum die Mutter und die Gattin eines Mannes sich nicht in inniger Liebe begegnen. Leider wird jenes schöne Wort hier so wenig beherzigt: „Das Herz ist wie der Himmel — je mehr Engel, je mehr Raum darin." Und die leidige Eifersucht, die Exclusivität der weiblichen Liebe trägt die Schuld daran. Die Frau hat wahrlich nicht zu fürchten, daß ihr Mann sie weniger liebe, wenn er zugleich an seiner Mutter hängt. Sie sollte nur in Zärtlichkeit für dieselbe mit ihm wetteifern und würde ihn dadurch viel fester und dauernder an sich knüpfen, als durch sonst etwas.

Wo Gemüth und Pflichtgefühl nicht dazu treibt, sollte schon Klugheit und Selbstsucht jede Schwiegertochter veranlassen, sich mit der Mutter ihres Mannes auf den vertrautesten Fuß zu stellen. Sogar ein schlechter Sohn erträgt und verwindet es nicht, daß irgend Jemand, sei

es auch die eigene Frau, der Mutter rücksichtslos begegnet. Ein guter natürlich noch weniger. Ist er eine Zeitlang vielleicht so verliebt, um der Frau gegen die Mutter Recht zu geben, — lange währt das nicht. Die Erinnerung daran und an ihre Gleichgültigkeit gegen eine Person, die ihm einst die nächste und liebste, muß ihn der Gattin entfremden, früher oder später, vielleicht wenn ihre Schwiegermutter längst im Grabe ruht. Das Alter mit seinen Schwächen hat bei jedem echten Mann Anspruch auf unbedingte Geduld, besonders wenn diese alte Frau seine Mutter ist, die einst eine so unerschöpfliche Geduld für ihn selber hatte. Stimmt seine Gattin hier nicht mit ihm überein, so wird er das schwerlich je völlig vergessen. Eben so unvergeßlich muß es ihm aber auch sein, wenn sie seine Mutter hegt und pflegt, wie einst die Mutter ihn, wie sie es ihrer eignen gegenüber thun würde. Jede Kränkung, die sie ruhig hinnimmt, jeder Beweis ihrer Sanftmuth, Friedfertigkeit und Herzensgüte gegen die wunderliche unverträgliche alte Frau ist ein Strahl jenes Nimbus, welcher das Haupt der Frau in den Augen ihres Mannes verklären muß, wenn ihre Ehe eine wahrhaft glückliche sein und die Liebe nicht mit ihrer Jugendblüthe entschwinden soll. — Nun, diese Speculation auf das Herz des Mannes ist gewiß eine erlaubte.

Schließlich noch eine Erinnerung an jene Grundregel im menschlichen Verkehr überhaupt: „Was Ihr wollt, daß Euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch." — Die Schwiegertöchter werden einmal Schwiegermütter sein.

Eine hübsche Belohnung.

Es werden jeden Tag in dieser sublunarischen Welt Ehen geschlossen, und was seit Jahrtausenden geschehen ist, wird sicher auch in der Zukunft nicht unterlassen werden. Gerade aber deshalb, weil der Abschluß einer Ehe etwas Alltägliches ist, haben sicher gar Viele unserer Leser noch nicht daran gedacht, daß die Ehe eine rein literarische Einrichtung ist, die für die Romanschreiber erfunden worden zu sein scheint, wie der Fluß für die Fische. Je mehr Ehen, desto mehr Romane.

Selbst in unsern Tagen und bis in die hohe Finanzwelt ist die Hochzeit ein zu Ende geführter Roman oder ein beginnendes Drama. Man kennt die Schätze der Wahrheit und des Interesses gar nicht, welche eine Einladung zu einer Hochzeit oder zu einer Beerdigung in sich einschließen. Und doch ist das die Angelegenheit der Tagesgeschichte. Dieselbe würde für den, welcher sie schreibt, so wie für den, welcher sie liest, weit anziehender sein, wenn er anstatt der einfachen Anzeige, daß Fräulein ** sich mit Herrn X. vermählt habe, den Roman mittheilen könnte, welcher durch eine Vermählung gekrönt worden ist. Unglücklicher Weise hegt man gegen die Indiscretion der Berichterstatter der Tagesneuigkeiten ein großes Mißtrauen, und höchst selten schenkt Jemand denselben sein Vertrauen. Nicht einmal die Civilregister stehen denselben zur Einsicht zu Gebote und die Eheverkündigungen in der Kirche und die Eheanzeigen, die sich in den Mairien angeheftet finden, woraus sie ihre Nachrichten schöpfen, sind bekanntlich nichts weniger als geschwätzig.

Der Verborgenheit, worin ich lebe, verdanke ich das Glück, daß die Romane von ein paar Vermählungen, die in den Zeitungen ganz trocken gemeldet wurden, mir bekannt geworden sind und, von demselben Privilegium geschützt, will ich den einen derselben hier verrathen.

Der junge Graf von S. las eines Tages an einer der Säulen in Paris, welche die Schamhaftigkeit der Engländer mit vollem Recht empören, die folgende Anzeige:

„Fünfzig Franken Belohnung.

Zwischen dem Boulevard des Italiens und der Place de la Concorde ist ein goldnes Armband verloren worden. Man liefere es rue Drouot Nr. — ab."

Der Graf, welcher die Geheimnisse des Pariser Lebens recht gut kannte, wußte, daß Anzeigen dieser Art oft Reclamen sind. Er langweilte sich eben, trat in das Magazin eines Schmuckhändlers, kaufte ein hübsches Armband und ging damit nach dem bezeichneten Hause in der Straße Druot, um mit der Belohnung ein wenig zu plaudern.

Eine Kammerfrau empfing ihn.

— Ist Madame zu Hause?

— Ja, mein Herr; wen soll ich derselben melden?

— Hat Ihre Madame ein Armband verloren?

— Ja, mein Herr.

— Ist es wahr?

— Ich kann Ihnen die Beschreibung geben.

— Von Ihrer Gebieterin?

— Von dem Armband, mein Herr.

— Nun gut, so melden Sie das Armband; doch vorher führen Sie mich in irgend ein Zimmer. Sehen Sie nicht, daß Sie mich antichambriren lassen?

Indem der Graf das sagte, trat er durch eine halb geöffnete Thür und befand sich in einem kostbaren Boudoir.

— Madame empfängt hier nicht, mein Herr.

— Niemand?

— Niemand.

— Nie?

— Nie.

— Sind Sie dessen gewiß? sollte ich mich getäuscht haben? Wie alt ist Ihre Gebieterin?

— Mein Herr, das ist eine Frage...

— Ist sie braun oder blond?

— Aber, mein Herr, Sie kennen sie also gar nicht?

— Ich habe sie nie gesehen, aber ich wette, sie ist alt, häßlich und dumm.

— Oh, was das anbelangt...

— Sie gestehen es nicht, aber ich wette fünfzig Franken, daß ich richtig gerathen habe.

— Ich will wohl, mein Herr... Doch nein, Sie können die Madame nicht sehen; ich habe Befehl, das Armband selbst in Empfang zu nehmen und die Belohnung dafür auszuzahlen.

— Wer es auch sein möge, der es zurückbringt?

— Ja, mein Herr.

Jetzt fing unser junger Graf an, ernstlich zu glauben, daß er sich getäuscht habe; er blickte um sich her, und als ein Mann, der sich auf ein Boudoir verstand, urtheilte er, daß er sich bei einer vornehmen Dame befinde. Hierauf richtete er an die Kammerfrau die Frage:

— Ist Ihre Gebieterin vermählt?

— Nein, mein Herr.

— Ach! Sie ist also noch ein Fräulein.

— Nein, mein Herr. Ich wette um fünfzig Franken, daß sie Witwe ist.

— Seit langer Zeit?

— Ihre Trauer geht morgen zu Ende.

Jung, hübsch, geistreich und Witwe, dachte der Graf, und bei weitem nicht so leicht zugänglich, wie ich anfangs vermuthete, wenn ich nach ihrer Kammerzofe urtheilen kann. Ich werde sie sehen. Er zog eine Karte aus seinem Portefeuille.

— Führen Sie mich in den Empfangssaal und melden Sie den Herrn Grafen von S. in wichtigen Angelegenheiten.

Die Kammerzofe nahm die Visitenkarte und versicherte sich, daß sie recht gehört habe.

— Herr Graf, fragte sie, wetten Sie noch immer um hundert Franken?

— Es bleibt dabei.

Einen Augenblick später trat Madame C. in den Saal. Der Graf hatte verloren; Madame C. war keine fünfundzwanzig Jahre alt und nie trug eine anbetenswürdigere Blondine eine kokettere Trauer. Ihre ganze reizende Person athmete nur Grazie und vornehmes Wesen. Es war kein Irrthum mehr möglich; sie war eine vornehme Dame.

— Madame, sagte der Graf nach einer kurzen Betrachtung voller Verlegenheit zu ihr, Sie sehen mich noch weit erstaunter, als Sie es selbst sind, mich vor Ihnen zu finden. Ich vermuthete das nicht.

— Man hat mir gemeldet, mein Herr, daß wichtige Angelegenheiten...

— Das wäre sehr schade. Ich kenne nicht einmal Ihren Namen, Madame, ich bin zu Ihnen gekommen, ohne zu wissen, wohin ich ging, und Sie sind es sicher nicht...

— Aber dann, mein Herr, aus welchem Grunde?

— Erlauben Sie mir, Ihnen das Geständniß später... ein andermal zu machen.

— Ein andermal! sagte Madame C., indem sie sich erhob.

— Glauben Sie an den Zufall, Madame?

Madame C., die eben nach dem Glockenzuge ging, blieb stehen und betrachtete den Grafen, welcher sitzen geblieben war. Sie konnte sich des Lächelns nicht enthalten und antwortete:

— Nein, mein Herr.

— Ich eben so wenig. Es ist also Gott, der mich hierher geführt hat. Bedenken Sie das, Madame, ehe Sie mich fortjagen. Wollen Sie sich nicht gefälligst setzen?

— Es scheint mir, mein Herr, als machten Sie die Honneurs bei mir. Mag es darum sein, ich setze mich und will Sie anhören.

— Ich habe in Wahrheit nichts zu sagen. Ich würde versucht sein, mit Ihnen von mir selbst zu reden, damit Sie mich besser kennen lernten und dann einwilligten, mich wieder zu sehen; ich würde mich aber weit geschmeichelter fühlen, wenn Sie mir diese Gunst aus Vertrauen bewilligten. Jeder Andere an meiner Stelle würde mit Ihnen von Ihnen selbst sprechen und Sie in einer angenehmen Art beleidigen, indem er Ihnen wiederholte, was zu hören Sie überdrüssig sein werden. Es ist ganz gewiß, Madame, daß Sie bewundernswerth schön sind... Oh, beruhigen Sie sich, ich werde nicht weiter gehen. Ich glaube nicht, daß ich Sie liebe; denn ich sehe Sie zum ersten Mal. Aber ich fürchte sehr, daß es nicht viel anders ist. Glauben Sie an das Blitzeinschlagen in der Liebe?

— Sie verlangen ein förmliches Glaubensbekenntniß von mir. Für einen Mann, der nichts zu sagen hat, bewundere ich, wie die Gegenstände Ihnen zuströmen. Erlauben Sie mir, mein Herr, mich zu erheben und mich zurückzuziehen?

— Nein, Madame, nein, und weil es Ihnen gefällig ist, auf diesen Ton einzugehen, so erkläre ich Ihnen, daß Sie nicht von hier fortgehen werden, ehe ich die Ermächtigung von Ihnen erhalten haben, Sie wieder zu sehen. Sie haben kein Recht, mir das zu verweigern.

— Sie werden gestehen, daß ich noch weniger berechtigt bin, es Ihnen zu bewilligen.

— Wäre es auch nur, um den Grund zu erfahren, der mich hierher führte, nicht zu Ihnen, Madame, aber hierher.

— Ich wünsche ihn gar nicht kennen zu lernen, weil er, wie es scheint, nicht zu gestehen ist. Hoffen Sie denn, mir bei einem zweiten Besuch von Ihrer Person eine ziemlich vortheilhafte Meinung zurückzulassen, daß ich dieses Geständniß, das Sie heute mir nicht zu machen wagen, dann entschuldige?

— Daran hatte ich nicht gedacht; doch in der That, das muß eine Anmaßung sein und ich schäme mich derselben.

— Es gefällt mir zu glauben, daß Ihr Anspruch gegründet ist; aber es liegt wenig daran, mich dessen zu vergewissern. Klingeln Sie gefälligst, ich bitte Sie.

— Haben Sie Ihr Armband wiedergefunden, Madame?

— Sie haben es vielleicht?

— Ich glaubte es, ehe ich Sie gesehen habe und das ist das Geständniß, das zu machen mir so viel kostete.

— Ich begreife es ganz und gar nicht.

— Um so besser! Alles ist mir vergeben. Wenn ich es finde, wird es mir dann erlaubt sein, es Ihnen zu bringen und es Ihnen selbst zu überreichen?

— Ja, mein Herr, warum nicht?

— Aber es ist eine Gunst.

— Glauben Sie? Ich hatte nicht daran gedacht; dann verweigere ich sie.

— Zwingen Sie mich nicht, sie auf meinen Knieen von Ihnen zu erbitten.

— Nun! Weshalb?

— Hier kniee ich mit gefalteten Händen.

— Die Erlaubniß, welche ich Ihnen bewillige, ist demnach keine Gunst mehr, sondern eine Gnade.

— Oh, der Unterschied ist klein.

— Damit Sie dadurch nicht eitel werden, so erinnere ich Sie daran, daß eine Belohnung dafür versprochen worden ist. Wenn ich einwillige, mein Armband aus Ihrer Hand zu empfangen, so verstehe ich dabei, daß Sie aus der meinigen die Belohnung annehmen.

— Ich rechnete darauf, Madame. Es ist daher nutzlos, daß ich schelle; ich werde mich selbst führen.

Madame C. blieb lange Zeit tête-à-tête mit dem Armsessel, in welchem der Graf gesessen hatte. Man hat nie erfahren, welche Gedanken damals ihren Geist beschäftigten. Vielleicht sagte sie sich: Der Graf von S. ist noch keine dreißig Jahre alt; er führt stolz einen großen Namen und einen edeln Kopf; seine schwarzen, milden und doch feurigen Augen offenbaren eine schöne Seele; es hängt nur von mir ab, von ihm mich lieben zu

lassen, wenn das nicht bereits der Fall ist. Wer weiß? Welch ein wunderbares Zusammentreffen!

— Nun, Herr Graf? sagte die Kammerfrau, als sie ihm die Thür öffnete.

— Nehmen Sie, antwortete ihr der Graf, indem er ihr ein Hundert Franken-Bankbillet in die Hand drückte. Sie haben gewonnen.

— Ich wette noch, daß der Herr Graf das Armband meiner Gebieterin nicht hat.

— Sie scheinen an dem Hazardspiel Gefallen zu finden. Ich wette nicht, aber ich verspreche Ihnen ein zweites Exemplar von diesem Papier, wenn Sie mir das Armband Ihrer Gebieterin in dem Falle überreichen wollen, wenn irgend Jemand es vor mir bringen sollte.

— Sehr gern; denn ich glaube nicht, daß der Herr Graf die Absicht hat, es zu behalten. Hier ist es. Ein Commissionär hat es eben gebracht. Während der Herr Graf hundert Franken verloren, indem Sie mit der Madame plauderten, verloren Sie noch hundert in dem Vorzimmer.

Ich würde das zweideutige Vergnügen, das zu suchen ich gekommen war, noch theurer bezahlt haben, dachte der Graf. Das Glück ist, wie es scheint, weniger kostspielig als das Vergnügen.

Am folgenden Tage... Aber ehe ich fortfahre, muß ich erklären, daß es mir unmöglich erschienen ist, eine Geschichte ohne Intrigue, ohne Bewegung, ohne überraschende Ereignisse mit Interesse einfach zu erzählen. Dieser kleine Roman, in dem nur drei Personen spielen, eignet sich ganz vorzüglich für die Aufführung eines Sprüchworts. Ein Sprüchwort läßt sich aber in einem Feuilleton nicht improvisiren, daher beschränke ich mich darauf, die Scenen, wie sie sich ereigneten, gewissenhaft, ohne weitere Anmaßung vorzuführen.

Am folgenden Tage blieb der Graf, welcher gewiß war, empfangen zu werden, zu Hause, betrachtete das Armband und träumte von den Folgen, welche dieses Zusammentreffen möglicher Weise haben könne. Am Tage nachher ließ er der Madame C. wissen, daß er ihr Armband gefunden habe; er rechnete auf eine Einladung. Mehrere Tage vergingen, ohne daß eine Antwort einlief; endlich überreichte ein Mann ihm einen Brief ohne Unterschrift, worin der Herr Graf gebeten wurde, dem Ueberbringer gegen die versprochenen fünfzig Franken das Armband, das er gefunden, zu übergeben.

Er antwortete in einem sehr sorgfältig geschriebenen Briefe, so habe die Uebereinkunft nicht gelautet und er werde sofort seinem Briefe folgen. Er sagte sich mit vollem Rechte, unter den Bedingungen, worin er mit Madame C. geblieben, müßte die Abwesenheit von acht Tagen ihm mehr genutzt haben, als wenn er ihr in dieser Zeit jeden Tag einen Besuch gemacht hätte.

In der That nahm Madame C. ihn nicht kalt, wohl aber etwas launisch auf; sie beklagte sich, daß er gewagt habe, einen Gegenstand, von dem er wußte, daß er ihr gehöre, so lange zu behalten.

— Es war mir angenehm, Madame, antwortete er, etwas von Ihnen in Händen zu haben; und dann hoffte ich, Sie würden ein größeres Verlangen zeigen... Ihr Armband wiederzusehen. Es ist nicht schön, es kann in Ihren Augen nur den Werth haben, den es in den meinigen hatte.

— Welchen Werth, wenn es Ihnen gefällig ist?

— Den eines Andenkens.

— Vielleicht.

— Könnten Sie sich wohl zu dem Opfer entschließen, nicht sich davon zu trennen, wohl aber es nicht mehr zu tragen?

— Die Gegenwart bietet mir keinen Grund, mit den Erinnerungen der Vergangenheit zu brechen.

— Wenn ich Sie nun um dieses Opfer bäte, Madame?

— Sie? und mit welchem Rechte, ich bitte Sie?

— Oh, von dem Rechte ist dabei keine Frage; aber unter dem Titel einer Vorauszahlung auf die Möglichkeit der Zukunft.

— Ich erwarte noch immer mein Armband, mein Herr.

— Hier ist es.

— Und hier ist die Belohnung.

— Sie fordern, daß ich sie nehmen soll?

— Lautet unsere Uebereinkunft nicht so?

— Vor acht Tagen; doch seitdem...

— Seitdem hat sich nichts geändert. Und jetzt, mein Herr..., fügte Madame C. hinzu, indem sie ihm eine tiefe Verneigung machte.

— Bedenken Sie, rief der Graf, daß mir kein Vorwand mehr übrig bleibt, um Ihnen einen Besuch zu machen?

— Nun wohl!

— Und daß Alles beendigt ist?

— Nun wohl?

— Nein, Madame, das ist nicht möglich. Diese Strenge habe ich nicht verdient. Sie wissen recht gut, daß ich sie nicht zu ertragen vermöchte.

— Ihre Belohnung liegt auf dem Tische, mein Herr; zwingen Sie mich nicht, sie Ihnen zuzusenden.

Madame C. grüßte von neuem und zog sich zurück. Einen Augenblick nachher erschien die Kammerfrau, welche die Thür für den Grafen offen ließ.

— Ich wette um die fünfzig Franken hier, sagte sie, daß der Herr Graf so nicht fortgehen wird.

— Gehen Sie und verschließen Sie die Eingangsthür mit Geräusch und kommen Sie zurück.

— Der Herr Graf setzt mich vielleicht der Gefahr aus, meine Stelle zu verlieren.

— Hat Ihre Gebieterin während dieser acht Tage nie von mir gesprochen?

— Die Madame hat mich jeden Tag gefragt, ob der Herr Graf nicht gekommen sei.

— Und wenn Sie ihr Nein antworteten?

— So schien Madame verdrießlich zu sein, ohne Zweifel wegen des Armbands.

— So führen Sie meine Befehle aus und fürchten Sie nichts.

Als sie zurückkam, machte der Graf ihr ein Zeichen, Schweigen zu beobachten, näherte sich leise einer Etagère, ergriff Porzellan von alten Sevres und ließ es fallen. Die Kammerfrau stieß einen Schrei aus. Madame C. lief herbei. Der Graf verbarg sich hinter einem Vorhange.

— Eine Gruppe von hundert Franken! rief Madame C. lebhaft erzürnt. Ich werde sie Ihnen von Ihrem Lohne abziehen.

Die Kammerfrau blieb sprachlos, sie wagte weder sich von dem Verdachte zu reinigen, noch den Grafen anzuklagen. Er wird für mich bezahlen, dachte sie.

— Was hat Ihnen der Herr Graf gesagt, als er fortging?

— Nichts, Madame.

— Was für eine Miene hatte er?

— Er war tief betrübt.

— Gehen Sie, lassen Sie mich allein, Sie sind ungeschickt; konnten Sie ihn nicht zurückhalten?

— Sie ist mir aus den Händen geschlüpft, als ich es am wenigsten vermuthete.

— Wer denn?

— Die Porzellangruppe.

— Es handelt sich auch wohl darum! murmelte Madame C., indem sie sich auf das Sopha warf.

Der Graf, dem sie den Rücken zukehrte, kam aus seinem Versteck hervor und fing an, die Porzellanscherben aufzulesen.

— Bringen Sie mir diese Scherben, sagte Madame C.

Der Graf wagte nicht voranzuschreiten.

— Nun?

Der Graf faßte alle Scherben in seine beiden Hände zusammen und niederknieend streckte er sie von fern der Madame C. entgegen, die sich umdrehte.

— Er!... Sie! rief sie.

— Ich habe Sie wiedersehen wollen, Madame, und ich bin es, der dieses Porzellan mit Vorsatz zerbrochen hat.

— Aber wo kommen Sie denn her?

— Aus Ihrem eiligen Fortgehen habe ich geschlossen, daß Sie zornig waren; ich hatte Furcht und versteckte mich hinter diesen Vorhang. Oh, Sie haben einen sehr heftigen Charakter.

— Und Sie sehr gewaltsame und verrätherische Hülfsmittel.

— Sie sehen es, ich flehe um Vergebung.

— Stehen Sie auf.

Der Graf steckte die Trümmer des Porzellans in seine Taschen.

— Was machen Sie denn?

— Ich verzweifle nicht daran, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen; lassen Sie mir diesen Vorwand, wiederkommen zu dürfen.

— Liegt Ihnen daran so viel?

— Welchen Beweis soll ich Ihnen dafür geben?

— Oh, suchen Sie nicht danach; Sie wären im Stande, meine ganze Etagère zu zerbrechen, um mich zu überzeugen. Ich liebe das zusammengekittete Porzellan nicht.

— Dann, Madame, bleibt mir nichts übrig, als Ihnen den Preis dieser Gruppe zu bezahlen.

— Herr Graf!

— Ich habe Ihre fünfzig Franken angenommen. Weil Sie die Annahme des Preises verweigern, so gebe ich sie Ihnen zurück.

— Das ist mir lieber. Und dennoch gehören sie Ihnen; es ist Ihre Belohnung.

— Ich bedaure, Ihr Armband zurückgebracht zu haben; es stand mir frei, es zu behalten.

— Wenn Ihnen daran so viel liegt, so nehmen Sie es zurück.

— Sie werden es nie wiedersehen.

— Ich bringe es zum Opfer.

— Das heißt, Madame, Sie brechen mit den Erinnerungen der Vergangenheit?

— Das habe ich nicht gesagt.

— Ich muß aber gestehen, daß ich bis zum äußersten Puncte lächerlich bin. Sollen Sie denn rathen? Es scheint mir, daß ich Ihnen nicht gesagt habe, daß ich Sie liebe, Madame.

— Nein, mein Herr.

— Ich habe Ihnen eben so wenig gesagt, daß mein lebhaftester Wunsch, mein Ehrgeiz, mein Glück sein würde, nicht blos Sie oft zu sehen, sondern Sie nie zu verlassen, mein Leben in Ihrer Nähe, mit Ihnen zu verbringen.

— Nein, mein Herr, von alle dem haben Sie mir nichts gesagt.

— Und wenn ich es Ihnen gesagt hätte?

— Vielleicht hätten Sie dann nicht nöthig gehabt so viele Vorwände zu suchen und mein Porzellan wäre nicht zerbrochen worden.

Bei diesen Worten verdunkelten sich die Augen des Grafen; das Wort erstarb in seinem Munde, das Glück machte ihn sprachlos. Als er wieder deutlich sehen und sprechen konnte, war er allein. Die Kammerfrau trat ein.

— Sie haben wieder gewonnen, sagte der Graf zu ihr; ich bin im Spiele entschieden unglücklich.

— Ja aber...

— Nun?

— Die Sprüchwörter haben immer Recht.

Unser Graf, der im Spiele so unglücklich war, hatte wirklich Glück in der Liebe; denn die Zeitungen kündigten bald darauf die Vermählung des Grafen von S. mit Madame C. an. C.

Sonntags-Plauderei.

Ein „Pandur". Durch seine Entschlossenheit und außerordentliche Leibesstärke wußte der Panduren-Oberst von der Trenk zwar bei seiner rohen Bande stets das Uebergewicht zu behaupten, dennoch benutzte er dasselbe nie zum Guten, und oft gab es auch Fälle, wo es seiner ganzen Entschlossenheit und Verwegenheit bedurfte, um ihrer Wildheit Herr zu werden. So erhob sich einst eine Meuterei gegen ihn; ein ganzer Zug gab auf ihn Feuer, wodurch er am linken Arme leicht verwundet und sein Pferd getödtet wurde. Sogleich lief er wüthend auf die Rotte los, zählte Eins, Zwei, Drei und hieb dem vierten Manne den Kopf herunter. So war er bis auf den zwölften gekommen; da trat ein Harumbascha, wie Trenk seine Hauptleute nannte, hervor, zog den Säbel und drang mit den Worten auf ihn ein: „Ich habe zuerst auf Dich geschossen, nun wehre Dich Deiner Haut!"

Alles stand bei diesem Auftritt unbeweglich; Trenk aber griff seinen Gegner an und hieb ihn nieder. Nun wollte er die Execution mit dem vierten Manne fortsetzen; da spannte aber die ganze Truppe den Hahn und schlug die Gewehre an. Wüthend hieb der Panduren-Oberst mit seinem Säbel nach rechts und links ein. Diese Entschlossenheit wirkte. Alle fielen auf die Knie und gelobten Gehorsam. Er hielt hierauf eine kurze Anrede an sie, verzieh ihnen und seit dieser Zeit rebellirte Keiner mehr.

Aus diesem barbarischen Verfahren gegen seine eignen Leute kann man wohl ermessen, wie er in Feindesland verfuhr. Furchtbar und unerhört waren die Grausamkeiten, welche er mit seinen Panduren namentlich in Bayern verübte. Sie plünderten, brannten und mordeten wohin sie kamen trotz den Schweden im dreißigjährigen Kriege. D.

Briefkasten.

Frau Tosca von Wald.....g in Hannover. Sie haben sich getäuscht. Die mit R. G. unterzeichneten Beiträge in der Sonntagsplauderei rühren von unserem Mitarbeiter Rudolph Günther her und nicht von Robert Giseke, den Sie mit Recht so hoch verehren. Leider hat dieser uns befreundete Autor inmitten seiner so vielseitigen wie überhäuften Beschäftigungen noch keine Muße gefunden, uns mit einem Geschenke seiner Feder zu erfreuen. Sein neues Schauspiel „Lucifer oder die Demagogen" haben wir leider noch nicht zu Gesicht bekommen, vermuthen aber, daß das poetische Talent des Dichters sich hier in seiner eigentlichsten Sphäre, dem modernen Gesellschafts- und Salonleben, und sicher mit Glück, bewegen wird.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 21. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

26. Mai.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Nach Jahren wieder.

Wie stockt im Wald mein rascher Schritt,
Da ich die Buche finde,
In deren glatte Rinde
Ich einst den liebsten Namen schnitt.
Es blüh'n noch wie vor Jahren
Die Blumen um den Baum,
Als wollten sie bewahren
Mir meiner Jugend schönsten Traum.

Wie anders war mein Herz bewegt,
Als ich in heißer Stunde
Dem Baume schnitt die Wunde,
Von der er noch die Narbe trägt!
Verschwunden ist das Bangen,
Das sonst das Herz erfüllt,
Und all mein heiß Verlangen
Ist wunderlieblich mir gestillt.

Hold winden um den Namen sich
Die grünen Epheuranken,
Gleich wie mir die Gedanken
Bei ihm verweilen inniglich.
Ein Sträußlein will ich pflücken,
Daß ich's der Theuren bring',
Wie einst sie mit Entzücken
In holder Brautzeit es empfing.

Wilhelm Ostermald.

Die verhängnißvolle Schnupftabaksdose.

Eine lehrreiche Geschichte, insonderheit für schnupfende Staatsbeamte.

Von H. von G.

(Fortsetzung.)

Wir setzten uns, wir schluckten mehrmals, und ich fragte dann, die silberne Dose vor mir aufs Korn nehmend: „Aber, bester Herr Canzleirath, was hat es mit der Dose hier für eine Bewandtniß und mit den Buchstaben L. H. auf dem Deckel? Ich denke, Sie schnupfen gar nicht, Herr Canzleirath? Wollen Sie sichs etwa noch angewöhnen? Ich könnt' es Ihnen nicht verdenken. Eine kleine Prise dann und wann, namentlich auf der Expedition, bei diesem stationären Tutti frutti von Gerüchen, ist etwas Köstliches und ich selbst denke daran, mir gelegentlich — —"

„Still, still", — unterbrach mich aber der Canzleirath und fügte dann mit feierlichem Ernste hinzu:

„Sie werden nicht ferner daran denken, sich das Schnupfen angewöhnen und eine Dose führen zu wollen, wenn Sie erst meine Geschichte gehört haben, lieber G. Sehen Sie sich diese Dose genau an. Sie ist ein Geschenk von Louis Hornmeier, — wollte sagen, doch nein, ich habe mich schon entschuldigt — ein Geschenk von Louis Hornmeier an mich, Edmund Storch; ein Geschenk, welches den Geber zum Oberregierungsrathe poussirt, den Nehmer aber zum Canzleirathe fixirt hat. Verstehen

Sie wohl, lieber G.? Es ist gewissermaßen die Dose meines subalternen Verhängnisses, möchte ich sagen. Ja, ja, lieber G., Ihnen gegenüber sprech' ich es offen und unbefangen aus, obschon ich Uebelwollende und Nichtbetheiligte über meine Auffassung gern im Unklaren lasse; ich bin Subalternbeamteter, reiner Subalterner. Das höchste Rescript läßt hierüber allerdings mehrfache, recht bedauerliche Zweifel zu. Allein die Sache selbst ist entscheidend oder, wenn Sie wollen, mein Gefühl, mein Gewissen. Letzteres aber ist so entschieden subaltern, daß es kaum subalterner sein könnte. Es gab eine Zeit, wo ich dies Alles schmerzlich empfand. Seit dem heutigen Nachmittage ist sie vorüber. Ich fühle mich frei von meinen bisherigen Vorurtheilen, erhaben über meine Subalternität, die ich in meinen Lebensjahren mit Fug und Recht eine fixirte nennen darf. Zum Zeichen dieses meines innern Siegs nach heißem Kampfe habe ich auch die verhängnißvolle Dose auf dem Tische aufgestellt und sie mit Tabak gefüllt, den ich vom heutigen Abend an — nach jahrelanger Entsagung — wieder schnupfen werde. Was kann mir jetzt noch Uebles daraus erwachsen, nachdem ich meines eignen Vorurtheils Meister geworden? — Sie aber, lieber junger Freund, Sie dürfen mir nicht schnupfen, bis daß Sie eine Staffel im Staatsdienste erklommen haben werden, von welcher aus Sie auf — Canzleiräthe und andere subalterne Geister mit einem nicht stolzen, aber mitleidigen Lächeln herabblicken können!"

Der Canzleirath, der jetzt mit großer Würde eine gewaltige Prise nahm, ohne jedoch die Dose von ihrem Platze zu verrücken, sprach heute wie ein Buch; der Wein, den wir — schluckten, war aber in der That auch vortrefflich und meine Argusaugen bemerkten auf dem Schreibtische des Stubenbewohners einen zweiten, dem diensthuenden sehr ähnlichen und noch feuchten Stöpsel mit gelber Kuppe! — Und so fuhr denn der Canzleirath mit staunenswerth geläufiger Zunge fort:

„Louis Hornmeier und Edmund Storch — das ist meine Wenigkeit — waren Schul- und Universitätsgenossen. Unsere Väter, Handwerker von altem Korn und Schrot in Wurzheim, waren immer gute Freunde gewesen und so hieltens wir Jungen denn scheinbar ebenso. Auch das Staatsexamen bestanden wir zusammen, bekamen ziemlich dieselbe Censur, nicht gerade die allererste, aber auch nicht die letzte, rechte Mittelstraße, und traten dann gemeinschaftlich bei dem hiesigen Bezirksgerichte als Accessisten ein.

Welcher von uns Beiden eigentlich der Befähigtere war, darüber messe ich mir kein Urtheil an. Soviel aber ist gewiß und ich darf es sagen, ohne unbescheiden zu sein, daß ich mich rascher und leichter in die Geschäfte fand als mein College. Namentlich war ich die Freude und der Stolz des alten Registrators, welchem ich bald in allen vorkommenden Expeditionsarbeiten gleichsam, wenn ich ihn nicht vielleicht in einigen Stücken noch übertraf, wie z. B. im Actenheften, wozu ich eine ganz besondere Anlage zeigte, so daß mir wichtigere Arbeiten dieser Art von dem Dirigenten bald ausschließend anvertraut wurden. So wurde fast kein Actenstück an die Oberbehörde eingesendet, ohne daß es zuvor durch meine Hand ging und von ihr den letzten Schliff empfing. Daher kam es auch, daß das Bezirksgericht einen noch größeren Ruf erhielt, als es sich dessen schon bisher erfreute und daß ich mich der ganz besonderen Gunst des Directors, eines Mannes von wahrhaft classischem Ordnungssinne, rühmen durfte.

Dagegen will ich nicht läugnen, daß mir Hornmeier wieder in einer andern Hinsicht überlegen war. Er besaß nämlich eine außerordentliche Begabung mit allerhand Redensarten, mündlichen wie schriftlichen, umzuspringen, jeglichem Dinge ein Mäntelchen umzuhängen und mit einer Menge wohlklingender Worte oder Zeilen nichts zu sagen. Gab es daher z. B. etwas zu rechtfertigen, was eigentlich nicht zu rechtfertigen war, gab es irgend Etwas zu beschönigen oder zu überkleistern, wurde eine Meinungsäußerung über etwas verlangt, bei welcher man sich nach der oder jener Seite hin möglicherweise compromittiren konnte: so pflegte der Director zwar den ungefähren Anschlag hierzu zu geben, die Einkleidung aber mußte Hornmeier besorgen und er fand sich mit solchen Aufgaben in der Regel trefflich ab, weshalb ihn der Director scherzweise oft den Diplomaten des Bezirksgerichts nannte.

Ich war damals freilich weit davon entfernt, in dieser Fähigkeit meines Freundes eine gefährliche, für mich am Ende gar verhängnißvolle Charaktereigenschaft desselben zu suchen, sondern vertraute demselben nach wie vor, und freute mich aufrichtig darüber, daß er, gleich mir — Jeder freilich in seiner Art — wohl am Platze war.

So verflossen mehrere Jahre. Wir waren inzwischen zu Hülfsarbeitern bei dem Gerichte aufgerückt, vertraten provisorisch einige nicht besetzte Actuarstellen und bezogen eine kleine Remuneration.

Da begann Hornmeier zu kränkeln. Der Arzt empfahl ihm ein Bad, und er erhielt einen achtwöchentlichen Urlaub. Während dieser Zeit versah ich seine Geschäfte, ich darf wohl sagen mit Aufopferung und Selbstverläugnung. Als Hornmeier, ziemlich hergestellt, zurückkehrte, brachte er mir zum Danke für meine Bemühung während seines Urlaubs eben jene silberne Dose mit, welche Sie da vor sich sehen. Auf dem Deckel waren die Buchstaben L. H. eingravirt.

„Aber liebster Freund", sagte ich verwundert zu ihm, „was soll mir die Dose? Ich schnupfe ja nicht wie Du weißt, höchstens daß ich dann und wann einmal nasche, wenn mir eine Prise geboten wird und ich es nicht abschlagen kann, ohne für unhöflich zu gelten. Dein Geschenk ist ganz allerliebst und viel zu kostbar für das Wenige, was ich geleistet habe. Im Grunde ist es aber doch ein überflüssiges Ding, um das Du mich da bereichert hast."

Hornmeier lächelte bei meinen Worten. Es war ein häßliches, schadenfrohes Lächeln, aber ich besann mich erst später darauf, als es zu spät war.

„Du schnupfest nicht, lieber Storch? Ei, da bin ich doch ganz und gar irre gegangen. Ich hätte darauf schwören wollen, daß Du schnupfest und gelegentlich den Wunsch nach einer hübschen Dose aussprachst. Ei, das ist ja recht ärgerlich. Aber — was thuts am Ende? Ueber kurz oder lang gewöhnst Du Dirs doch noch an, wie alle tüchtigen Rechtsgelehrten von Profession. Das Laster des Schnupfens gehört so zu sagen in die Rechtsgeschichte. Und nicht die Praktiker allein, auch die Theoretiker haben geschnupft und schnupfen noch heutigen Tages. Was hat der alte Glück in seinem Leben für Schnupftabak consumirt! Täglich zwei Loth war die Minimalportion, und nun erst Thibaut, Mühlenbruch, der elegante Puchta nicht ausgenommen, — Alles leidenschaftliche Schnupfer. Ich weiß gar nicht, welcher berühmte Pandektist es war, in dessen Nachlasse sich zweiundfünfzig Dosen befanden, darunter fünf goldene und ein Dutzend silberne. Kann man da füglich

zurückbleiben, wenn man es gut meint mit der Wissenschaft?"

„Aber, liebster Hornmeier", wandte ich fragend ein, „ich sehe doch nicht, daß Du schnupfst. Warum willst Du gerade für Deine Person im Hintertreffen bleiben?"

Hornmeier wurde ein wenig verlegen, wie mir ebenfalls erst später einfiel, und antwortete erst nach einer Pause:

„Unangenehm genug für mich, daß ich wider den Strom schwimmen muß. Aber die Gesundheit geht über Alles und — unter uns gesagt — mir hat es der Arzt verboten wegen eines organischen Fehlers in meiner Nase. Mir könnte das Schnupfen tödtlich werden und — mein Leben mag ich denn doch nicht aufs Spiel setzen."

Hierbei beruhigte ich mich und — steckte die Dose in die Tasche. Es war ein hübsches niedliches Stück, wie Sie noch jetzt sehen, obschon der Reiz der Jugend längst dahin ist. Es wäre doch Schade gewesen, sie in den Kasten zu schließen. Und die Dose leer in die Tasche zu stecken, das wäre doch auch nicht gegangen. Mindestens konnte ich sie ohne Inhalt nicht vor der Welt präsentiren und — so ist man nun in seiner jugendlichen Eitelkeit! — es war doch immerhin recht stattlich anzuschauen, ein seidnes Taschentuch und eine silberne Dose!

Halb aus Eitelkeit also, halb aus Mitleiden für die Dose und, als Zugabe, aus Rücksicht auf den Schenkgeber gewöhnte ich mir das Schnupfen an. Ja, lieber Freund, ich gewöhnte es mir nicht nur an, ich ward ein leidenschaftlicher Schnupfer. Und Hornmeier? —

Satanisch — aber auch diese Qualification seines Lächelns fiel mir erst später auf, als es zu spät war — lächelte er, so oft ich die Dose in seiner Gegenwart hervorbrachte und präsentirte; satanischer noch, so oft ich niesen mußte, was namentlich anfangs sehr häufig geschah, und das Prosit, welches er mir dann zurief, mochte, richtig interpretirt, nichts Anderes heißen als: Glückauf, Du Schnupfer, niese nur fort und niese Dich tief, tief hinein in Deine Subalternität, so tief, bis Du nimmer herauskommst!

Und in der That, mein Lieber, ich schnupfte und nieste fort, und verschnupfte und vernieste Geld, Geliebte und Carrière; Alles, Alles nach dem Hornmeierschen Recepte. — Satan, Satan mit der silbernen Dose!"

Hier machte der Canzleirath eine kurze Pause, holte tief Athem und stärkte sich abermals mit einem Schlucke seines trefflichen Rheinweins und einer Prise aus der verrufenen Dose. Er sah sehr echauffirt aus; die Kleider schienen ihn zu beengen, denn er knöpfte sich die obersten Knöpfe der Weste auf. Dann fuhr er, von meiner offenbaren Spannung sichtlich befriedigt, fort:

„Geld, Geliebte und Carrière verschnupft, — es ist viel und doch nicht zuviel gesagt, wie Sie gleich hören werden.

Also — das Schnupfen, welches mir der intriguante Hornmeier mit bewußter Absicht wie einen Peststoff eingeimpft hatte, brachte mich erstens um Geld und Gut, wenigstens um einen stattlichen Anfang von Geld und Gut, — zu Gunsten Hornmeiers, der — wie ich noch jetzt bestimmtest überzeugt bin — zu keiner Zeit einen Fehler in der Nase besaß und nur aus schnöder Gier nach irdischem Mammon auf den völlig unschuldigen und moralisch unbedenklichen Genuß der Irritirung der Nasennerven mittelst Einführung gebeizter und balsamisch präparirter Tabakskörnchen verzichtete.

Ein großes bäuerliches Anwesen wurde öffentlich versteigert. Unter der Hand hatte ich Auftrag erhalten, das fragliche Besitzthum, wenn es zu einem mäßigen Preise weggehen würde, für eine befreundete Person zu erstehen, die aus bewegenden Gründen nicht selbst mitbieten konnte und durfte. Ein ansehnliches freiwilliges Geschenk und mehr noch als dies eine dauernde Obligirung des bewußten Interessenten stand im gelingenden Falle für mich in Aussicht.

Die Gelegenheit zeigte sich überaus günstig. Die Zahl der Bietlustigen war eine verhältnißmäßig geringe; das üble Wetter und die Abgelegenheit des Orts, an welchem die Versteigerung vor sich ging, hatte hochwahrscheinlich die Meisten zurückgehalten. Wer befand sich aber ebenfalls unter den Licitanten? — Der College Hornmeier, dessen dazumal, wie heute noch, unziemlich hohes Toupé aus dem kleinen Knäuel der Bieter wie eine Helmspitze hervorragte!

Obschon ich zu jener Zeit Hornmeier noch keineswegs durchschaut hatte, — es geschah dies leider zu einer weit späteren Zeit, als es schon zu spät war, — erschrak ich doch, als ich ihn, der so wenig wie ich bei dem Termine selbst beschäftigt war, im Saale erblickte. Aha, ein Concurrent, dachte ich bei mir und vielleicht ein recht eifriger, vor dem du auf der Hut sein mußt. Aber noch dachte ich so und Hornmeier war an meiner Seite. Er klopfte mich auf die Schulter und fragte vertraulich lächelnd:

„Siehe da, Freund Storch, der sicher einen Auftrag hat und ein klein wenig mitbieten will? Das sieht man ihm an der Nase an. Aber warte nur, Alterchen, Dir will ich das Leben etwas sauer machen und zu billig sollst Du das Gütchen doch nicht haben. Zum Spaße treibe ich Dich wahrhaftig ein wenig in die Höhe und wenn ich das letzte Gebot behielte. Freut mich wahrhaftig, daß ich aus Muthwillen herausgeschlendert bin, um Dich zu vexiren, gutes Freundchen!"

„Treibs aber nicht zu arg, Louis", sagte ich in meiner gewohnten Offenherzigkeit, und doch nicht recht im Klaren, wie ich Hornmeiers Rede zu nehmen habe. — „Denn Du mußt wissen, ich habe reelle Absichten, und wenn Du also nur vexiren willst — —"

Hornmeier unterbrach mich eifrig:

„Weiter nichts, weiter gar nichts. Für wen sollte ich auch in die Schranken treten? Aber mich amüsiren wahrhaftig solche Versteigerungen, und wenn es sich thun läßt, versäume ich keine. Also mache Dir keine Sorgen. Wir sind ja alte Kameraden. Ob Du das letzte Gebot hast oder ich, kommt eigentlich auf Eines heraus."

Ich kann nicht läugnen, daß mich diese Worte beruhigten. Eine Neckerei mit einigen kleinen Mehrgeboten konnte ich mir schon gefallen lassen. Darauf kam es ja gar nicht an, und es war dies eben ein harmloser Scherz. Indessen besser war es auf jeden Fall, wenn ich selbst das letzte Gebot behielt.

Das Bieten begann. Es wurde flau und zähe geboten. Als eine bestimmte Summe — die niedrig gegriffene Taxsumme — erreicht war, verstummte Eines nach dem Andern. Bald hatte ich den letzten Satz behalten. Da bot Hornmeier noch ein paar Thaler, eine wahre Bagatelle, mehr. Natürlich übersetzte ich ihn. Lachend bot er weiter und flüsterte mir zu:

„Wir treibens noch eine kleine Weile fort. Das Gut ist immer noch spottbillig und wir müssen dem dicken Assessor (dieser leitete den Termin) das Leben ein

wenig sauer machen. Der wird uns lieblich verwünschen mit unsern Lumpengeboten!"

Endlich aber hatte ichs satt, zumal da uns, die beiden einzigen Bieter, Alles ansah und lächelnd über uns flüsterte, während unser College, der Assessor, einen wüthenden Blick nach dem andern auf uns schleuderte.

„Ich dächte, es wäre nun des Spaßes genug", raunte ich Hornmeier ins Ohr, „und wir kämen zum Schlusse. Es wird allmällig langweilig, sollte ich meinen."

„Warte nur, noch drei Gebote thu' ich. Dann ist das Strafmaß des Assessors voll und ich trete mein ewiges Stillschweigen an. Nimm inzwischen eine Prise. Der Bürgermeister Wolf neben uns hat echten Holländischen. Nichtwahr, Herr Bürgermeister?"

Der Bürgermeister neben uns nickte und bot mir seine Dose. Rasch nahm ich eine kleine Portion und überbot Hornmeier, der mich eben seinerseits übersetzt hatte. Aber der Tabak war furchtbar scharf. Ich verfiel in ein heftiges Niesen, das sich eine unendliche Reihe von Malen wiederholte und mir für eine kurze Zeit alle Besinnung raubte.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam, war die Versteigerung zu Ende. Hornmeier hatte das letzte Gebot gehabt und das Gut zugeschlagen erhalten. Während meines krampfhaften Niesens hatte der dicke Assessor unserm collegialischen Wetteifer mit dem Schlage des Hammers den Garaus gemacht und Hornmeier war Sieger geblieben.

„Ein einfältiger Witz", dachte ich im Stillen und trat an den Collegen heran, um ihn zu veranlassen, mir sein scherzweises Gebot um einen Antheil des Gewinns zu Gunsten der bewußten Person zu cediren.

Hornmeier aber wollte sich ausschütten vor Lachen über mein convulsivisches Niesen, welches alle Welt belustigt habe, am meisten den dicken Assessor, der vor Heiterkeit beinahe den Hammer hingeworfen habe, und ließ mich ohne Antwort auf meine Bitte. Ich wurde dringender, denn die Sache schien mir verdächtig. Keine Antwort, immer neues Lachen. Ich wurde ein wenig, aber nur ein klein wenig anzüglich. Keine Antwort. Endlich übermannte mich der Aerger und ich sagte energisch:

„Sei kein Narr, Hornmeier, es handelt sich für mich um einige hundert Thaler vielleicht und Du sollst die Hälfte haben."

Jetzt nahm Hornmeiers Gesicht einen sehr häßlichen Ausdruck an und giftig antwortete er mir:

„Laß Du Dich nicht auslachen, Freund Storch, für mich handelt es sich um doppelt so viel und ich will es allein haben!"

Natürlich verlor ich kein Wort weiter und ging unverrichteter oder vielmehr verniester Sache heim. Der schändliche Hornmeier! Wie ich später hörte, hatte er an jenem Tage vielleicht ein halbes Tausend Thaler verdient. Denken Sie: ein halbes Tausend Thaler — auf einen Schlag — ein Subalterner — und bedauern Sie nachträglich meinen damaligen Gemüthszustand!

Sie können sich leicht vorstellen, daß unsere Freundschaft seit jenem Vorfalle nicht unmerklich erkaltete. Freilich suchte Hornmeier der Sache fortwährend die scherzhafte Seite abzugewinnen, nicht mir allein, sondern auch Dritten gegenüber, und behielt so die seichte Schaar der Lacher auf seiner Seite. Ich aber begann nun dennoch ihn einigermaßen zu durchschauen und es war mein sehnlichster, halb noch immer nur instinctiver Wunsch, von Hornmeier getrennt zu werden, ihn nicht mehr meinen Collegen nennen, nicht fortwährend vor ihm auf der Hut liegen zu müssen. Ich Kurzsichtiger! — Noch immer erkannte ich nicht, wodurch denn eigentlich der ränkesüchtige College mich in Bande geschlagen hatte, und daß er lediglich durch die Dose, welche er mir geschenkt und durch deren Gebrauch von meiner Seite der mir überlegene Meister geworden war. — Es sollte Alles noch besser kommen, wie Sie hören werden.

Mein Wunsch einer räumlichen Trennung von Hornmeier erfüllte sich nicht. Wir blieben Collegen, rückten auch gleichzeitig zu Actuarien bei dem Bezirksgerichte zu Holzhausen auf.

Um jene Zeit etwa war es, — also kurz nach unserem beiderseitigen Avancement — daß ich für ein junges Mädchen in Holzhausen, die Tochter eines begüterten Mühlenbesitzers, eine zärtliche Neigung faßte, wie man zu sagen pflegt, oder — richtiger ausgedrückt — die Absicht hegte, dieselbe zu ehelichen. Ob ich die junge Dame gerade vorzugsweise liebte, will ich dahingestellt sein lassen; denn ich bin mir über mein Gefühl nie völlig klar geworden, zumal da ich außerdem niemals Heirathsgedanken hatte, also auch keine Vergleichungen anstellen konnte. Genug, ich dachte es mir eben behaglich, gerade dieses Mädchen zu ehelichen, nicht mehr im Gasthofe zu speisen, wo man schlecht und theuer aß, einige Abende in der Woche zu Hause zu bleiben, in der linken Sopha-Ecke die Frau, in der rechten ich; die Frau strickend, ich lesend und rauchend, und was man etwa sonst noch von einem zufriedenen Ehestande erwartet. Nebenbei besaß der Vater besagter junger Dame, so wenig liebenswürdig er sonst war, die prächtige Eigenschaft, daß er nur eine Tochter, aber zwei Mühlen sein nannte und vertraulicher Weise schon öfters den Wunsch geäußert hatte, daß seine Tochter eine Beamtenfrau werden, künftig, wenn auch ohne die alsdann unzuläßige väterliche Begleitung, die Bälle in der Honoratiorengesellschaft im Anker besuchen und hierbei „mit ihrem soliden Staate das Lumpengesindel der andern Beamtenweiber und Töchter todtmachen" möge. So beliebte sich der Herr Papa auszudrücken, wenn er sich in höflichen Schranken hielt; aber er konnte auch derber werden, wenn es Noth hatte.

Die Lage der Dinge war unter solchen Umständen für einen Bewerber von meiner Qualificirung eine überaus günstige, und ich läugne nicht, daß ich die besten Hoffnungen hegte, insbesondere auch den Vater meiner Auserwählten aufrichtig hochschätzte. Wie hätte ich mich auch an manche kleinen Schroffheiten seines Wesens stoßen sollen? Durfte er nicht etwas grob und körnig sein mit seinen beiden lustig klappernden Mühlen? Und trieben nicht Staatsregierung und Landstände, Hand in Hand, mit ihren magern Positionen für die Beamtengehalte die heirathslustige Bureaukratie gewissermaßen der besitzenden Classe in die Arme? — Und endlich war Laura — so hieß das Mädchen, welches ich zu ehelichen gedachte — für ihre eigene Person so liebenswürdig und zart geartet, daß sie ebensowohl und besser die Tochter eines Poeten hätte sein können, oder eines Schuldirectors, oder einer andern literarischen Größe, als die eines zwiefachen Mühlenbesitzers. Ja, ich möchte wohl sagen, Laura war fast ein wenig zu zimpferlich für meinen Geschmack und es würde ihrem Werthe, in meinen Augen wenigstens, nichts geschadet haben, wenn sich in ihrem Wesen eine deutlichere Spur von der handfesten Derbheit ihres Vaters ausgeprägt hätte.

Doch das waren Nebensachen. Sie gefiel mir, ich wollte sie ehelichen und sie schien mir nicht abgeneigt. Ich that aber auch Alles, was in meinen Kräften stand, um ihr zu gefallen und wendete namentlich meinem Aeußeren eine mehr als gewöhnliche Sorgfalt zu, so daß ich mich damals wöchentlich viermal — statt, wie bisher nur dreimal — rasiren und mir regelmäßig Sonntags früh die Haare ordnen ließ. Auch der Alte begünstigte mich offensichtlich. Schon mehrmals war es geschehen, daß er mir eine Cigarre angeboten, mir aus seiner Flasche eingeschenkt und im traulichen Gespräche, wie es seine Gewohnheit war, einen Rock= oder Westenknopf abgedreht hatte. Noch einen Ball gedachte ich abzuwarten und dann sollte geworben werden. Ich muß hierbei zu Vermeidung von Mißverständnissen ausdrücklich bemerken, daß ich mich — nur aus Rücksicht auf die Möglichkeit gemeinschaftlicher Tanzbelustigung mit meiner wegen des müllerischen Standes ihres Vaters von der Honoratiorengesellschaft im Anker ausgeschlossenen Erwählten — mit einem Aufwande von netto vier Thaler Eintrittsgeld auch in die Bürgergesellschaft zu Holzhausen hatte aufnehmen lassen.

Der besagte Ball verlief auch außerordentlich günstig für mich. Ich sparte alle meine Kraft und Geschicklichkeit im Tanze für Laura und sie war lauter Huld und Freundlichkeit. Beim Abendessen saß ich neben ihr, gegenüber der zwiefache Mühlenbesitzer, welcher mich — so weit ging seine Gunst — für einen der nächsten Tage zum Mittagsbrote einlud. Leider theilte mir der Alte bei dieser Gelegenheit auch mit, daß er meinen Collegen Hornmeier ebenfalls einladen wolle, der ihm neulich einen Besuch gemacht und einen Gruß von seinem Vater bestellt habe. Das war nun freilich ein bitterer Tropfen in den Freudenbecher! Doch was that es am Ende? Laura und ich — wir verstanden uns ja bereits; es war den Leuten auch kein Geheimniß mehr, wie es mit uns stand, und selbst Hornmeier, der fatale Hornmeier, hatte mich öfters mit meiner bevorstehenden Verlobung geneckt und mir zu dem „Goldfischchen" Glück gewünscht. Meinetwegen konnte er dann mit seinem Horne auch am Tische sitzen und sich an meinem Glücke weiden!

(Schluß folgt.)

Ein Nußstrauch.

Skizzenblatt von Hugo Kasner.

Nach mancher Woche der Stürme und eilenden Regenschauer hat sich vom Morgen zum Abend ein freundlicher warmer Frühlingstag über die Erde gebreitet und am lichtschimmernden Abendhimmel, kein Wölkchen ringsum im hellen Blau, geht die Sonne zur Rüste.

Auf dem Gipfel des niedern Höhenzugs, der allein mitten in der ringsum flachen Gegend, weilt noch das Sonnenlicht, während es schon im Herabsteigen über den Rand der Ebene, und gleitet hier und dort in behenden Strahlen durch den Forst, welcher die Höhe krönt, eitel Kieferwald; goldig durchleuchtet schimmern die dunkelgrünen Wipfel und die glatten rothbraunen Zweige darin glühen im grellen Schein. — So zittern die Streiflichter von Stamm zu Stamm, dieses hier und jenes dort länger verweilend, bis keines mehr übrig, noch weiter in die blaugrüne Dämmerung zu dringen.

Und dazu wiegen sich die Nadeln, Zweige und Aeste im Abendwind, bis die Bewegung dann den ganzen Wipfel, den weiten Wald erfaßt und eine mächtige, hehre Melodie den ganzen Forst durchwogt.

Von dem Höhenzug steigt gemach ein Hohlweg zum Thal herab, sandige, steile Abhänge auf beiden Seiten und unten im tiefen Sande kaum noch die schnell verschwundene Räderspur; hier und dort, ehe die Kiefern an den Rand der Schlucht treten, umsäumen ihn Haselnußbüsche, jetzt noch blätterleer und nur im Schmuck der goldstäubenden Blüthen, die ihre lichtglänzende Pracht dem Luftzug zu tragen geben, wenn die Zweige berührt hin und wieder schwanken.

Jetzt schlagen die Büsche, erst zur Seite gebogen, wieder zusammen; ein kleines Mädchen, kaum acht Lenze alt, durchbricht der Zweige Gewirr und späht dann ringsum, in die Schlucht hinab und längs des Abhangs nach beiden Seiten; dann, da nirgend ein Laut, eine Bewegung, ruft sie einmal und öfter laut in den Forst hinein. Endlich tönt aus dem Walde, von fern her, die Antwort, und nach einer Weile bricht ein Knabe, gleich jung wie seine Genossin, durch das Gebüsch. Er hält einen Strauß weißer und gelber Anemonen, während sie nur deren blaue trägt.

Geschwister können die Beiden nimmer sein, gar zu verschieden anzusehen; er dunkel von Haar und Auge, und selbst die Haut leicht gebräunt, und sie weiß und blond und blauäugig; und dennoch, blicktest Du länger die Beiden an, Beiden in die glänzenden Augen — da blitzt es ganz gleich kühn und fast trotzig heraus, wie ein wilder starrer Sinn in Beiden.

Doch sie mögen sich wohl beim Sammeln der Blumen verspätet haben, denn nachdem der Knabe noch schnell eine schwanke Gerte vom nächsten Nußstrauch gebrochen, gleiten Beide laut jubelnd den sandigen Hang hinab, so daß der trockene Sand auf ihrer Spur hoch aufstäubt.

Unten gehen sie den Weg entlang und — könntest Du über seine Krümmung hinausblicken — schreiten aus der Hohlung der Schlucht in die Ebene, dann wegab über Wiesen und Ackerfeld, bis zu einem Gehölz von Linden und Gartenbäumen, aus dem zwei Giebel roth und glänzend leuchten, und ein weißer Hund freudebellend ihnen entgegenläuft. — Sähest Du mit Adleraugen, so erblicktest Du sie, wie, noch ehe sie zur Hausthür treten, sie vor dem Hause am Boden knieen, wo, dicht unter den Fenstern Kinderspiel ein winzig Gärtchen von Moos und Steinen und dürrem Gesträuch gar zierlich bereitet.

Dort pflanzen sie die Waldblumen, bloße, wurzellose Stengel in die Erde, und mitten in den kleinen Garten kommt die Nußgerte zu stehen.

Das Alles ist nun schon vor langen, langen Jahren geschehen und wenn Du jetzt den alten hohen Nußstrauch erblickst, wie ein Baum strebt er bis zum Dach, bis zum

Giebel des Hauses empor, so sagt er schon deutlich genug, welche lange Zeit er gebraucht, aus jener kleinen, dünnen Gerte zu erwachsen.

Die Kinder, die jetzt unter ihm spielen, wissen wohl kaum noch, daß ihre Großmutter, da sie selbst ein Kind war, den Baum gepflanzt, und der frische, wilde Bube, der ihn erklettert, die reife, süße Frucht herabzuschütteln, denkt gewiß nicht daran, wie viel Freude und Weh seiner Aeltern und Großältern der Stamm schon gesehen.

So wäre es oft gar schön, wenn leblose Dinge von Lust und Leid ferner Jahre, von den Herzen, die längst unter dem grünen Rasen zu Erde geworden, von geträumten Ewigkeiten an Liebe und Haß, die doch alle vergangen, erzählen könnten.

Und doch und dennoch: — glückt es Dir, zu jenen leblosen Dingen noch einen leisen Klang aus ferner Zeit von lebenden Zeugen zu erlauschen und verfolgst Du nur ein wenig weiter Deines Sinnes Flug, — ebenso luftig und leicht wie der Morgana Zauberland baut sich Dir die versunkene Zeit wieder auf; — die unbelebten Dinge sprechen.

So auch mit dem alten Nußstrauch; er kann Dir, wenn Du willst, aus längst vergangener Zeit eine alte Geschichte erzählen.

„Aus dem trockenen Sande des Forstes hierher gepflanzt“, so spricht er, „war ich hier in dem kraftspendenden Boden ein strebsamer Strauch; so ist das ja kein Ruhm und Selbstlob, denn wie oft liegt es gerade nur an den Dingen ringsum, daß ein Wesen seinen innersten Keim so oder so entfaltet!

Der kleine Garten von Moos und Gestein, der mich zuerst umgab, war bald zerstreut, von manchem Fußtritt der Vorübergehenden gestreift, zerfallen; aber schon vorher und noch ehe die Waldblumen, die zugleich mit mir von den Kindern gepflanzt, verwelkten, hatten die uns schon vergessen.

Es war ein wild und unbeständig Volk, heute hier und morgen fernhin schweifend, die Dinge, mit denen sie am Morgen gespielt, am Abend verlassend. — So kann ich von Glück sagen, daß ich, vom Zufall beschützt, erwuchs.

Wohl zwei Jahre schon stand ich hier und hatte schon Zweige und Aestchen, als der Knabe, der mich droben im Walde gebrochen, zum ersten Mal von hier ging; er mußte in dem Hause wohnen, das drüben mit dem hellen Giebel durch die Büsche blickt und war, ich entsinne mich ganz genau, um Mittag herübergekommen, ehe er schied. — Was sie drinnen in der Stube zusammen sprachen, hörte ich nicht, doch als er im Fortgehen an die Hausthür trat, des Mädchens Aeltern standen bei ihm, lachte er und schien gar zuversichtlich, ob es ihm gleich, ich sah es deutlich, tief im Herzen gar bange schmerzte. — Dann ging er, ohne sich umzuschauen, fort, und pfiff gar, als er drüben in die Büsche lenkte, ein lustig, übermüthig Lied, so laut, daß es bis hierher zu hören.

Am Tage darauf ging das Mädchen bei mir vorüber; sie brachte einen Kranz von Feldrosen, den sie frisch gewunden, und hing ihn an einen meiner Zweige; indem kam drüben vom Nachbarhause ihr Vater her und als sie ihn kaum erblickt, ergriff sie eilend dem Kranz und zerriß ihn mit schneller Hand, daß die Blüthen hierhin und dorthin fielen.

Dann verflossen der Jahre mehrere; das Mädchen, ob sie gleich nicht mehr so weit und lange durch Feld und Wald zu streifen schien, erblickte ich selten und ich hätte geglaubt, von ihr ganz vergessen zu sein, wenn sie nicht oftmals an heißen Sommertagen meine dürstenden Wurzeln mit frischem klaren Wasser getränkt. —

Den Knaben sah ich gar nicht, bis ich fast schon zum Dache emporgewachsen.

Da, eines Abends, kam von drüben der alte Nachbar herüber und mit ihm ging ein hoher starker Bursch, fast männlich anzuschauen und doch noch das Ungestüme der Jugend in den blitzenden Augen und der schnellen, jähen Bewegung. — Noch ehe sie drüben auf dem Wege, der durch die Gebüsche kommt, aus diesen hervorschritten, war das Mädchen vor die Hausthür getreten und stand dicht bei mir, als sie jene Beiden erblickte; ich sah ihr in's Antlitz: sie wurde glühroth und stand einen Augenblick wie unentschlossen, dann — wich sie schnell zurück und wandte sich bei mir vorbei zu gehen, wo man in den Garten, der hinter dem Hause, gelangt.

Der Nachbarsohn war nur zum Besuch seiner Aeltern gekommen und ließ sich selten hier drüben blicken, und doch sah ich, daß er oft, wenn er unweit die Straße entlang vorüber ging, fast unmerklich und verstohlen nach den Fenstern, vor denen ich stehe, herüberschaute.

Einmal kam er mit dem Mädchen, das nicht lange vorher allein hinausgegangen, vom Walde, wie ich glaube, zurück, da Beide wieder Waldblumen trugen; dicht bei mir gingen sie mit kurzem Wort und fast ohne Gruß von einander.

Dann kam er noch einmal zum Lebewohl und reisefertig herüber und der Abschied dauerte dann auch nicht lange; als er jedoch hinwegging, säumte er bei mir, wenn auch einen Augenblick nur, so lange, bis er, fast ohne seinen Schritt zu hemmen, die Spitze eines Zweiges, ein paar Blätter daran, von mir gebrochen, die er dann im Gehen zu sich steckte.

Und abermals verging nun manches Jahr; auch das Mädchen war äußerlich schon ganz anders geworden, groß und schön und nur im Auge blitzte es noch wie damals im Walde, trotzig und wild.

Des Nachbars Sohn kehrte nicht wieder und mochte auf ferner langer Reise weilen; ab und zu kam der Nachbar von drüben und brachte einen Brief, den er des Mädchens Vater vorlas, und Beide sprachen dann viel zusammen von Meeren und Ländern und von der Menschen Thun und Denken. — Nie aber ward, ich habe wohl darauf geachtet, auch nur ein Gruß an das Mädchen geschrieben, von ihr kein sterbend Wörtlein.

So ging es noch eine Zeit; da verließ auch das Mädchen die Heimath und blieb eine Zeit fern; bald, als es zurückgekehrt, kam Besuch in das Haus und viel des Lärmens und Hin- und Wiedereilens. Ich sah das Mädchen oft schnell bei mir vorübergleiten, Unruhe in ihrem ganzen Wesen, und nur eines Abends blieb sie im Vorbeigehen bei mir stehen und sah mich gar sonderbar lange und nachdenklich an, ich glaube fast, es glänzten Thränen in ihren Augen; und doch, als eine Stimme sie rief, lachte sie laut, indem sie antwortete.

Am Tage darnach war das Haus voll Gäste und in der Stube, vor der ich stehe, saßen sie am glänzenden, reichen Tisch; es tönte Musik, die Fremden jubelten und sie trug einen Kranz von Myrthen auf dem Haupt.

Indem, während sie drinnen lärmten und die Kerzen durch die Scheiben grelle Streiflichter auf meine Blätter warfen, kam vom Walde her ein eilend Getön den Weg herab, wie eines zu wildester Eile getriebenen Pferdes Hufschlag. — Näher und näher gekommen, hielt es vor

dem Hause an; auf schweißbedecktem Roß säumte der Reiter einen Augenblick zu lauschen, dann schwang er sich von dem lautathmenden Thier zur Erde und kam gegen das Haus her; indem er meine Zweige ergriff, hob er sich ungestüm empor, durch das Fenster in die helle Stube zu schauen; es war des alten Nachbars Sohn; krampfig griff er in meine Zweige und blickte starr und bleich durch die Scheiben, unbeweglich.

Seine Last bog mich nieder und ich konnte, vermochte ihn nicht länger zu tragen; als der Zweig, den er umfaßt hielt, nachgab, lauttönend zerbrach, belebte der Lauscher sich wieder, laut holte er Athem, tief auf, und war dann, noch ehe man drinnen an das Fenster geeilt, mit ein paar Sprüngen bei seinem Pferde und darauf und davon, ohne drüben zu seinem Vaterhause zu lenken, den Weg entlang, weiter, weiter — bis der schallende Hufschlag in der Ferne erstarb.

Ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Auch der alte Nachbar kam nicht mehr herüber, und als er einmal den nahen Weg entlang vorbei ging, schien er tief gebeugt und trug einen schwarzen Bandstreifen um Hut und Arm.

So ging die Zeit dahin; die Alten starben, Kinder waren wieder im Haus und die Frau, die mich, da sie noch ein Kind war, gepflanzt, ward alt und grau und es war ein eigen Ding mit ihr: sie waltete im Haus, ihr Mann war früh gestorben, vom Morgen zum Abend rührig und thätig in Garten und Feld, und schien auch vor den Leuten heiter und ihres Lebens froh, und auch ich hätte es ihr geglaubt, wenn sie nicht, da sie allein war, oft gar ernst und nachdenklich gestanden und Thränen in ihren Augen gehabt; mich aber sah sie seit jenem Abend gar nicht mehr besonders an und ich glaube fast, sie hat mich absichtlich gemieden.

Das war der Kinder, die jetzt um mich spielen, Großmutter."

Sonntags-Plauderei.

Ein Feuerregen in den Vereinigten Staaten. I. Man kennt die sogenannten Blutregen, den Schwefelregen, ja aus der Geschichte der Landplagen Aegyptens im 2. Buch Mosis ist uns sogar der Froschregen bekannt, über dessen Ursachen wir schon in diesen Blättern vor einiger Zeit natürliche Aufklärung zu geben suchten. Eins der interessantesten Phänomene ist aber unstreitig der Feuerregen, welcher am 12. und 13. November 1833 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika an den verschiedensten Orten beobachtet wurde. Nach den Beobachtungen, welche Professor Olmsted theils selbst gemacht, theils von glaubwürdigen wissenschaftlich gebildeten Männern gesammelt hat, war die Erscheinung folgende: Den 12. November 1833, gegen 9 Uhr Abends, gewahrte man ziemlich häufige Sternschnuppen am Himmel. Sie zeigten sich unausgesetzt die ganze Nacht hindurch, und es gab zwei Termine, wo sie den stärksten Glanz erreichten, zuerst um 11 Uhr Abends, sodann um 4 Uhr Morgens. Von diesem letzten Augenblicke an verlängerte sich das Erscheinen der Meteore bis Tagesanbruch und man unterschied sogar noch mehrere Feuerkugeln durch die Strahlen der aufgehenden Sonne... Diese Meteorerscheinungen schienen sich in Länge vom 60. Grade, im atlantischen Meere, bis zum 100., in Mexico, und in geographischer Breite von den Seen im nördlichen Theile Amerika's bis zum südlichen Ende von Jamaica zu erstrecken. Demungeachtet wurde man sie in Europa oder in Südamerika eben so wenig ansichtig, als auf irgend einem Puncte der stillen See. Ueberall aber innerhalb der oben angedeuteten Grenzen erschien dieses Phänomen als ein äußerst großartiges Feuerwerk, wovon das ganze Himmelsgewölbe mit Myriaden Feuerkugeln bedeckt wurde, die durch die Luft geschleuderten Bomben nicht unähnlich waren. Bei genauerer Beobachtung bemerkte man unter diesen Meteoren drei Verschiedenheiten. Die eine Gattung bestand in phosphorischen Linien (phosphoric lines), die am Himmel durch leuchtende Puncte gezeichnet zu sein schienen. Die zweite war aus großen Feuerkugeln (large fire balls) gebildet, die in gewissen Zwischenräumen glühend den Horizont durchfurchten, einen langen Schweif hinter sich lassend, der manchmal einige Minuten hinter einander und in einigen Fällen sogar länger als eine halbe Stunde sichtbar war. Die dritte Gattung endlich enthielt eine Menge unbestimmt leuchtender Körper (undefined luminous bodies), die lange unbeweglich am Himmel blieben. Die der ersten Gattung waren die zahlreichsten, und stellten das Bild eines brennenden Schnees dar, den eine gewaltige Kraft mit außerordentlicher Kraft gegen Nordwest fortstieß... Die leuchtenden Kugeln erschienen vielen Personen als ob die Sterne auf die Erde niederfielen. Der Behauptung des Dr. Smith aus Nordcarolina nach war eins davon größer und feuriger als der Vollmond bei seinem Aufgange. „Ich wurde", erzählt er, „von seinem Glanze, der die ganze Scene erleuchtete und selbst die geringsten Gegenstände sichtbar machte, höchlich betroffen..." Alle diese leuchtenden Meteore schienen von einem und demselben Himmelspuncte zu kommen, nämlich ein wenig auf der Südostseite des Zenith. Man sah sie von diesem Puncte aus in tausend verschiedenen Richtungen sich niederstürzen, wobei sie oft Bogen von 30 oder 40 Grad in weniger denn vier Secunden beschrieben. Ueber die einzelnen Beobachtungen dieses höchst merkwürdigen Phänomens, bei dessen Anblick viele abergläubische Menschen in den nordamerikanischen Staaten den Weltuntergang gekommen glaubten, in einem zweiten Artikel. K. W.

Das Spinnerkreuz auf dem Wienerberge. Vielleicht die wenigsten der Beschauer kennen die Bedeutung dieser steinernen Säule, die aus der grauen Vorzeit die Mahnung in die Gegenwart ruft: „Halte Deine Zunge stets und unter allen Umständen im Zaume."

Einer der Hinrichtungen, die im vorigen Jahrhundert in der Nähe dieses Platzes stattfanden und die bekanntlich eine Menge Zuschauer herbeilocken, wohnte auch der Müller Spinner bei. Es war ihm gelungen, einen Platz in der nächsten Nähe des Galgens zu erobern; alle Gefühle, die ein solcher Anblick in einem leicht zu erregenden Menschen weckt, erwachten in voller Stärke in ihm, und von denselben fast überwältigt, sagte er laut zu den ihm Zunächststehenden:

„Was meint Ihr, wie muß dem da oben jetzt zu Muthe sein?"

Eben näherte sich der Scharfrichter dem Delinquenten, um ihm die hanfene Cravatte umzulegen. Er stieß ihn zurück und flüsterte:

„Ich habe mich geweigert, meinen Mitschuldigen an dem Morde nennen, ich kannte seinen Namen nicht, aber seine Züge haben sich mir tief eingeprägt. Dort steht er, nehmt ihn fest und stellt uns einander gegenüber."

Verwirrung verbreitete sich unter der Menge, Bestürzung überkam die Richter, und den ehrlichen Müller hatte der Schreck fast seiner Sinne beraubt, so daß er sich nicht blos ohne Widerstand binden ließ, sondern auch keines Wortes mächtig war.

Beide kamen in ein Gefängniß. Als der Müller seine Sprache wiederfand, betheuerte er dem Verbrecher allerdings, daß er im Irrthume sei; aber eben in dem Bemühen, seine Unschuld darzuthun, enthüllte er dem geriebenen Schurken genug, um bei dem nächsten Verhör seine Aussagen den Richtern plausibel zu machen. Dazu kam noch eine Verkettung von unglücklichen Umständen, die von den Verblendeten als gegen ihn zeugend benutzt wurden; genug, der Mann stand nach mehrwöchentlicher schwerer Haft als Verurtheilter auf dem Blutgerüst neben seinem Ankläger.

Dieses Mal war die Volksmenge noch größer, die der Vollstreckung des Urtheils an Beiden beiwohnen wollte, aber unter allen diesen Neugierigen zweifelte vielleicht nicht ein Einziger an des Müllers Schuld, obschon er beharrlich seine Unschuld betheuerte.

Der Müller sollte zuerst hingerichtet werden; trotz seines Sträubens erfaßte ihn der Scharfrichter, als plötzlich der zuerst verurtheilte Mörder seinen Arm festhielt und hoch aufgerichtet mit lauter Stimme verkündigte:

„Er ist unschuldig! Ich schwöre es bei Gott, vor dem ich bald erscheinen werde!"

Alle sahen ihn betroffen an, er fuhr jedoch ruhig fort: „Blos um ihm zu zeigen, wie Jemand zu Muthe ist, der hier an meiner Stelle steht, und selbst noch eine kurze Frist zu erhalten, that ich jene Aussage, die ich hier im Angesichte Gottes widerrufe.“

Bald stand der Müller wieder auf sicherm Boden und ward im Triumphe von der jubelnden Menge weiter getragen. Ihm war jedoch ziemlich ernst zu Sinne, er schlich still nach Hause und errichtete blos jenes Warnungszeichen, welches weit hinein in das Land sieht. P. H.

Eine interessante Whistpartie. Als der nachmalige König Ernst August von Hannover, noch als Herzog von Cumberland, in halber Verbannung wegen eines mysteriösen Ereignisses, das wohl nie vollständig aufgeklärt werden wird, in Berlin lebte, sah der Schreiber dieser Zeilen denselben mehrmals auf eine Weise Whist spielen, die wohl Wenigen zusagen würde, wären sie auch die leidenschaftlichsten Spieler, und welche den überzeugendsten Beweis gab, wie groß der Zwang der Etiquette sein kann, dem sich Menschen, an das Joch derselben gewöhnt, willig unterwerfen, ohne daß sie es wagen, sich die üble Laune, von der sie unbedingt ergriffen sein müssen, auch nur durch eine verdrießliche oder gelangweilte Miene merken zu lassen. — Hätte übrigens dieser Zwang länger als drei Robber gedauert, so dürfte er wahrscheinlich selbst diesen Theilnehmern einer fürstlichen Whistpartie zu groß gewesen sein; darüber mögen die Leser der nachfolgenden Schilderung ein Urtheil fällen.

Dem Herzoge von Cumberland war damals vor nicht gar langer Zeit bei einem geheimnißvollen Mordanfalle ein scharfer Säbel, in dessen Klinge er gegriffen hatte, durch die Hände gezogen worden, so daß er die sämmtlichen Finger nur mühsam bewegen konnte. Er vermochte daher die Karten nicht zu halten, und dies mußte statt seiner sein Adjutant thun, — in jener Zeit Herr v. d. D. — irren wir nicht, Rittmeister im dritten englischen Husarenregimente. Dieser saß deshalb, die Karten ausgebreitet in der Hand haltend, unmittelbar neben dem Herzoge, der auf diese Weise einen bequemen Blick in die Blätter werfen konnte.

Nun sah aber der Herzog von Cumberland, dessen Sehkraft später in Folge einer Operation, der er sich als König unterwarf, wesentlich gebessert wurde, so schlecht, daß er die Kartenblätter nur mit Hülfe eines Operngucke̊rs, der beständig neben seinem Platze stand, erkennen konnte. Sobald nun ein Blatt ausgespielt war, ergriff der Herzog das Opernglas, um es zu besichtigen, und wenn er sich auf dem Tische orientirt hatte, richtete er das Glas auf die eigenen Karten, welche der Adjutant ihm zu diesem Zwecke nahe vor die Augen brachte, und nachdem der Herzog das von ihm gewählte Blatt durch Berührung mit der Fingerspitze bezeichnet hatte, spielte der Adjutant es aus, wie er auch die gemachten Stiche einnahm.

Wahrlich, auf solche Weise Whist zu spielen, muß außerordentlich unterhaltend sein. — So langweilig das Spiel aber auch für die Theilnehmer sein mochte, können wir doch die Versicherung geben, daß es den Zuschauern wegen seiner Eigenthümlichkeit einige Minuten einer recht interessanten Unterhaltung gewährte. v. A.

Ein Glas Wasser. Da die Newa bei Petersburg fast die Hälfte des Jahres mit Eis bedeckt ist, wird das Schmelzen desselben stets von den Bewohnern der Stadt mit großer Freude begrüßt. Sogar die Kaiser nehmen an der Freude Theil, was der herkömmliche Gebrauch beweist, daß dem jedesmaligen Herrscher der Gouverneur der Stadt Petersburg, sobald die Newa frei vom Eise ist, ein Glas Wasser aus derselben überreichen muß, welches er selbst geschöpft hat, und das ihm der Kaiser mit Ducaten gefüllt wieder zurückgiebt.

Als der Kaiser Nicolaus im Jahre 1854 das Glas zurück gab, war es zersprungen und der Gouverneur sah sich genöthigt, im Jahre 1855 für den Kaiser Alexander II. ein neues Glas zu besorgen; er wählte ein etwas größeres. Als er es dem Kaiser überreichte, meinte dieser lächelnd: „Ist das Glas gewachsen?“ Er hatte das frühere gesehen. „Die Größe des Glases richtet sich stets nach der Größe unseres Herrn!“ erwiederte der Gouverneur schnell, die aufsteigende Röthe niederkämpfend. — „Ich wünsche nicht größer zu sein als mein erhabener Vater!“ antwortete der Kaiser, aber das Glas ward trotzdem bis zum Rande mit Gold gefüllt, wie es bisher geschehen war. P. H.

Christliche Menschenopfer. Zu Kurfürst Joachim II. und seines Nachfolgers Zeiten hatten die alten Weiber zu verschiedenen Malen einen harten Stand und die Criminalrichter erhielten manche schöne Gelegenheit, den Ruhm ihrer Einsichten auf die Nachwelt zu bringen. Die alten Weiber unterstanden sich nämlich öfter Wetter zu machen. Sie ließen Hagel vom Himmel fallen, daß alle Landfrüchte verdarben, und die Hagelschläge, welche 1583 Berlin und die Felder in der Umgegend verwüsteten, waren nur auf ihre Veranlassung herbeigezogen worden. Die alten Deutschen hätten vielleicht bei dieser Gelegenheit, um die Götter zu versöhnen, Menschenopfer gebracht, allein die christliche Obrigkeit haßte den Greuel der Heiden; sie that zwar dasselbe, allein auf eine andere Manier. Zwei alte Weiber waren rechtlich angeklagt, Werkzeuge des Teufels zu sein und dieses landverderbliche Wetter durch ihre bösen Künste zuwege gebracht zu haben. Sie würden, so lautete die Beschuldigung, das Wetter über das ganze Land gebracht haben, wenn sie nicht darin gestört worden wären; denn sie bekannten auf der Folter, daß sie ein Kind gekocht gehabt; wenn es gar geworden wäre, würde der Hagel die Frucht des ganzen Landes verderbt haben. Was den Nutzen betrifft, den die armen Frauen dadurch erhalten konnten, und daß untersucht worden, wo sie das Kind hergenommen, davon wird nichts gemeldet; es genügte, daß sie auf der Folter ihre Frevelthat bekannten. Um ihnen inskünftige alles Wettermachen unmöglich zu machen, wurden sie zur Erbauung aller frommen Christen und den Bösen zur Warnung bald danach lebendig verbraunt. D.

Gepfefferte Hasen. Der Kurfürst von der Pfalz hielt sich wegen der vielen Mühen und Kosten, welche ihm der Schutz der Grenzforste des Pfälzer und Mainzer Gebietes während des dreißigjährigen Krieges verursachte, für berechtigt, den Wald des Wormser Domstifts als sein Eigenthum anzusehen und den Domherren die Wildbahn darin zu verschließen, denn in der Zeit der Gefahr hatten diese das Regal schutzlos gelassen und preisgegeben. Die Domherren dachten indeß, nachdem die ruhigen Zeiten zurückgekehrt waren, anders; sie fühlten sich sogar durch diese Besitznahme empfindlich gekränkt, denn sie liebten die Jagd und hatten, in der Hoffnung auf baldigen Frieden, die ganze Zeit über ihre Jäger und ihre Jagdhunde beibehalten. Ihr Versuch, sich mit Gewalt des Waldes wieder zu bemächtigen, scheiterte stets an der Uebermacht des Pfalzgrafen und in den mannichfachen Kämpfen floß das Blut in Strömen. Der Wormser Bischof Craz von Scharpfenstein besaß zu wenig Energie, um die Rechte der Kirche zu schützen oder ihre Würde zu verfechten.

Es war nun freilich recht unangenehm, daß die Herren Canonici, wenn sie Wildpret auf ihrer Tafel sehen wollten, dieses von ihren Gegnern oder von den Wilddieben kaufen mußten. Da starb der Bischof, und bei der Wahl seines Nachfolgers hatte man nicht wenig sein Augenmerk darauf, einen Mann zu erkiesen, der ihre Rechte mit Nachdruck wieder zu erringen suchen würde. Dies war der Kurfürst Schönborn, eben kein Freund des Kurfürsten von der Pfalz, und in der That machte sich dieser sogleich ans Werk. Anfangs bittend, dann auffordernd, dann drohend verlangte er die Rückgabe des so lange unrechtmäßig vorenthaltenen Waldes. Allein alles dies brachte keine Wirkung hervor, der Pfälzer stützte sich darauf, daß er als vieljähriger Schutzherr des Waldgebietes sich dadurch, daß seine Anforderung auf Entschädigung den Werth desselben weit übersteige, das Eigenthumsrecht erworben. Uebrigens ließ er den Herren wissen, daß das Jagen für Geistliche ein viel zu rauhes Handwerk und noch dazu für Kirchendiener geradezu unschicklich sei, indem es der heilige Vater, als den Disciplinarvorschriften entgegen, sogar verboten.

Jetzt brauchte Schönborn Gewalt. Unterstützt durch einige benachbarte Fürsten und durch eine selbst ausgerüstete Söldnerschaar fiel er in das Gebiet seines Gegners ein und nahm Ladenburg am Neckar. Die Pfälzer blieben natürlich nicht müßig; auch sie stürmten in das Gebiet des Erzbischofs und zwei lange Jahre hindurch hörten die gegenseitigen Befehdungen nicht auf. Die Zwistigkeiten, die an Erbitterung zunahmen, wurden erst durch französische und schwedische Vermittelung zu Heilbronn geschlichtet und ausgeglichen. Die Domherren durften nun wieder nach Belieben Feldhühner und Hasen schießen und der Braten, der auf ihren Tafeln erschien, war wenigstens nicht mehr den Pfälzern abgekauft. Aber freilich kostete ihnen jedes Huhn und jeder Hase über funfzig Gulden. Es bewährt sich dabei das alte Sprüchwort: „Baden sich die Großen am Schopf, dann müssen die Kleinen die Haare lassen.“

„Kostbare Hasen!“ spotteten die Juden, „jedes Paar kostet ihnen einen Weißpfennig, und die Hasen lagen schon im Pfeffer, ehe sie noch in die Küche kamen.“ D.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 22. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

2. Juni.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Ein Künstlerleben.

Novelle von F. Brunold.

Aus den Moorgründen der Haide qualmen die Nebel empor, indeß rings auf den Bergen die Feuer der Gulya's zu flammen beginnen. Fern von den Rinderheerden weiden die Rosse. Am Wiesenrain liegt der Csikos, mit seinen dunkelglänzenden Augen hineinstarrend in die mehr und mehr sich ausbreitende Nacht. Er träumt sich hinüber zur nächsten Szallasch, wo sein Mädchen weilt, die den Gästen den schäumenden Krug credenzt, während die Zigeuner Geige und Zitherspiel erklingen lassen.

Düster ist es, geheimnißvoll still auf der Haide. Der Wind jagt die Wolken am Himmel entlang und treibt sie zuweilen aus einander, dann wirft der Mond sein Licht weitschattend, märchenwebend auf die Erde.

Ein junger Mann steht am Bergabhange und schaut wie träumend zur Haide nieder. Er sieht die Nebel geheimnißvoll wogen und qualmen; sein Auge wird größer, leuchtender, es ist als ob er die ganze Gegend mit einem Blicke durchdringen und umfassen möchte, dann aber lächelt er wieder — und leise vor sich hin einzelne Töne summend, ruft er endlich freudig: „Ich denk', ich hab's. Ist's nicht, als ob das Gedicht hier Leben und Gestalt gewänne? Als ob im Windesrauschen sich die Melodie in mein Herz lege? Hier ist Leben, Wahrheit; hier erst verstehe ich im geheimnißvollen Dunkel der Natur die Worte des Liedes."

Und wieder starrte der junge, kaum zwanzigjährige Mann in die Haide hinein, vor sich hin abgebrochene Töne einer Melodie summend.

In diesem Augenblicke hob der Leithengst den Kopf empor; er spitzte die Ohren, er öffnete leicht schnaubend die Nüstern und schaute, den schönen schlanken Hals leicht zurückgebeugt, den Bergen zu. Jetzt hören auch die übrigen Thiere zu weiden auf, sie fangen an unruhig zu werden. Ein dumpfer dröhnender Laut durchzittert die Luft; näher und näher kommt derselbe, die Erde leicht erbeben machend.

Auch der Csikos hat den Ton vernommen, und als ein tüchtiger guter Pferdehirt erkennt er denselben sogleich und weiß, was er bedeutet. Rasch die Mähne erfassend schwingt er sich auf des Pferdes Rücken, das, ohne Zaum und Zügel, dem Drucke der Hand, dem Worte des Reiters gehorcht.

Jetzt aber, jetzt kommt von den Bergen herab gesaust ein weißes Roß; darauf ein junges Mädchen, leicht und zart gebaut, gleich einer Elfenkönigin. Ein langer weißer Schleier flattert gleich einem Nebelstreifen von dem Hute herab, dessen wallende Federn sich tief im Winde biegen. Ein langes, dunkles, faltiges Gewand umschließt die zarten Glieder. Die Linke hält des Rosses Zügel, indeß die Rechte die leichte Gerte wie eine Zauberruthe durch die Lüfte sausen läßt.

Ein Zauberbild flog sie vorüber — und die ganze Heerde, den wilden feurigen Leithengst an der Spitze, jagte ihr nach.

Der junge Mann hatte es gesehen — und wußte nicht ob Wahrheit, ob ein Märchen, was er so eben erlebt. Wie geblendet starrte er der Erscheinung nach, in der Ferne noch den rasenden Galopp der wilden Rosse vernehmend.

Von Frost durchschauert bebte er zusammen; dann aber raffte er sich auf und schritt in Hast dem nahen Schlosse zu.

Er eilte die Treppe hinauf nach seinem Gemach — trat erregt an das Instrument — und ließ die Finger über die Tasten gleiten.

Es war eine wilde, düstere Melodie, die aus den Saiten tönte. Das war Waldesdunkel, dumpf geheimnißvoll; Geisterwehen — und Lockruf tückischer Geister. Jetzt aber, jetzt erklangs wie Maienhauch, wie Liebesflüstern — bis sich endlich das ganze Tongemälde in der Brust und im Geiste des Spielenden gerundet und geklärt zu haben schien. Klar und deutlich stand es vor seiner Seele, mit wunderschöner Stimme hub er zu singen an:

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?"

Man meinte die Gestalten zu sehen, man glaubte ihre Stimmen zu vernehmen wenn er sang:

„Siehst Vater Du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?"

Dann aber schien wieder der Wind durch die Blätter zu säuseln, Stimmen flüsterten lockend, verlockend in süßem Liebesgeflüster:

„Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und singen Dich ein."

So geht es fort wie das Gedicht es kündet, bis man zuletzt in der Fülle der Melodie es zu fühlen meint, wie den Vater selber die Angst erfaßt und er dahin reitet durch Nacht und Wind, das todte Kind im Arm.

O, es ist ein köstliches Stück, das der junge Mensch dort oben im Schlosse spielt und singt; die Composition ist dem herrlichen Gedichte ebenbürtig — und der junge Mensch muß wohl ein Künstler sein, von Gott begnadigt.

Wunderbar! Da eben, als der Spielende den Schlußaccord anschlägt, öffnet sich drunten das gewaltige Thor und die schöne wilde Reiterin der dunklen Haide jagt auf schweißtriefendem Roß in den Hof herein.

Der junge Mann hörts und siehts bei grellem Mondenschein, der so eben aus zerrissenen Wolken blinkt. Unwillkürlich hört er im Spielen auf — und starrt wie traumbefangen zum Schloßhof hinab. „Sie also, sie ist es gewesen!" spricht er vor sich hin. Dann fährt er auf, zündet eine Kerze an — und beginnt in Hast zu schreiben.

Stunden vergehen. Ein Frühhauch macht das Fenster beben und weckt den Arbeitenden aus tiefem Sinnen. Frostschauernd steht er auf, um für kurze Zeit noch sein Lager aufzusuchen.

Und des kommenden Nachmittags darauf stand der junge Mann der wilden Reiterin, die sich wieder in ein wunderliebliches Mädchen verwandelt zu haben schien, zur Seite. Sie schaute ihn an mit ihren wunderklaren Augen und sagte, schelmisch lächelnd: „Das war ein köstlicher Abend, eine zauberhafte Nacht. Ich ritt allein, mein Pferd scheute — und jagte mit mir den Berg hinab. Und drunten auf der Haide — —"

„Sah ich Sie", fiel der junge Mann ein.

„Sie sahen mich?" lachte freudig die jugendliche schöne Gestalt. „O, bitte, bitte — was haben Sie da gedacht; hielten Sie mich etwa für eine Walkyre oder eine der Zauberinnen, die auf unserer ungarischen Haide ihr Wesen treiben?"

Der junge Mann schaute auf, er erröthete leicht und legte statt aller Antwort ein Notenheft auf das Instrument.

Die Dame sah es; freudig rief sie: „Eine neue Composition? Und gestern, oder in der Nacht gemacht?"

„Ich trug mich seit langer Zeit bereits mit dem Gedanken, das vorliegende Gedicht in Musik zu setzen. Es wollte mir nicht gelingen, die passende Melodie zu finden. Was ich gestern Abend, die Nacht erlebt, hat das Werk zu Tage gefördert." So sprach der junge Mann.

„Und gewiß eine herrliche Composition", sagte sie, und griff nach den Noten. „Wie Schade, daß wir unser Schloß, unser Zeloz, verlassen und morgen nach Wien reisen."

„Sie reisen?" fiel der junge Mann sichtbar betrübt ein. „Dann werden wir also heute zum letztenmal hier spielen?"

„Um in Wien es desto eifriger fortzusetzen", entgegnete die Liebliche, und sah den Traurigen mit ihren leuchtenden Augen an. „Muth", sagte sie, „Muth! Ich will in Wien nicht Ihre einzige Schülerin bleiben. Mein Wort wird Ihnen derselben mehr verschaffen als Sie Stunden des Tages haben; und Ihre Compositionen — —"

Der junge Mensch ließ sie nicht weiter reden, mit fester sicherer Stimme sagte er: „Sie waren — und werden meine einzige Schülerin sein."

Die Angeredete sah den glühenden Blick des jungen Mannes, ihr Herz erbebte einen Augenblick, dann, wie mit Gewalt dem Gespräch eine andere Wendung gebend, sagte sie: „Nun kommen Sie — und lassen Sie mich Ihr neuestes Werk hören. Wie nennt es sich?" Mit diesen Worten schlug sie das Heft auf und las: „Der Erlkönig von Goethe, componirt von Franz Schubert."

Monden sind vergangen. — In der Wipplinger Straße der guten Kaiserstadt Wien, das Haus trägt die Nummer 382, sitzt in einem dunklen, unscheinbaren Stübchen Franz Schubert. Seine Wange ist blaß und um den Mund zuckt es wie Unmuth und tiefer Verdruß. Er bemerkt es nicht, daß die Thür sich öffnet und ein junges Mädchen eintritt, ein hübsches, heiteres Wiener Bürgerkind. Die Therese hat Augen im Kopf, daß es eine Lust ist, in dieselben zu schauen; und um den Mund spielt ein so allerliebstes frohes Lächeln, daß man es auf den ersten Blick erkennt, wie das Mädel nichts Lieberes thue, als eben lachen und ein Liedchen singen; vielleicht auch um dabei zugleich ihre schönen weißen kleinen Mäusezähne desto besser zeigen zu können.

„No!" sagts, als sie den Franz so mißmuthig erblickt, „ist das auch recht, bei a Wetter, so schön wie der Muttergottes Sonntagsgesicht, daheim zu schmollen? — Kommen's mit zur Brigittenau — oder wollen's vornehm sein, gehen wir zusammen nach dem Augarten."

Der Angeredete, aus seinem Sinnen erwachend, mußte unwillkürlich lächeln, und dem Mädel die Hand reichend, sagte er: „Sieh' da, Theres'! Thust Du doch, als ob wir alle Tag zusammen Arm in Arm im Prater gingen."

„No!" lachte das Mädchen, „wann's nicht geschehen, so macht's, weil's mich noch nie dazu aufgefordert mit Ihnen zu gehen. — Aber lassen's gut, 's ist a Scherz! wann's auch thäten — i thät's halt doch nit!"

„Und warum nicht, Theres'?" fragte der junge Mann und schaute in die dunklen Augen des Mädchens. Das aber wandte sich ab, vielleicht um die verrätherische Röthe, die auf den Wangen aufgestiegen war, zu verbergen — und sagte gezwungen lachend: „Weil's kein froh Gesicht machen!"

Doch wieder ernst werdend, setzte sie langsam hinzu: „Kehren's sich an mein Gered' nit. Schwätz' eben, weil ich so gern möcht', daß Sie lustig wär'n. Müssen's denn so grausam viel arbeiten?"

Schubert blickte auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte endlich: „O, Mädel, in der Arbeit liegt meine einzige Freud' und Lust. — Ich müßt' sterben, wenn ich nicht mehr schaffen, nicht mehr arbeiten könnt'!"

„Glaub's schon!" entgegnete die Therese. „Aber wo bekommen's nur all die hübschen Weisen zu den Liedeln her? Müssen halt a Lerche in der Brust hab'n."

Schubert lachte und sie umfassend, sagte er schalkhaft: „Die find' ich all in Deinen Augen, Theres'!" Doch als er sahe, daß seine Worte sie erglühen machten, änderte er den Ton und fragte: „Aber hörst Du denn, was ich singe?"

Das Mädchen schien ob dieser Worte ordentlich beleidigt; ihn groß anstarrend sagte sie: „Ich müßt' Ihrer

Wirthin schlechte Tochter sein, wenn ich nicht wüßt', was Sie treiben und thun, was Ihnen lieb und angenehm ist oder Verdruß bereitet.

„O, ich kenne sie fast all die Lieder, die Sie singen! Wanns so am Spinett sitzen und spielen — dann hör' ich drinnen in der Mutter Stüble und das Herz in der Brust fängt mir oft zu hüpfen an, oder das Aug' wird feucht, wann's so gar grausam traurig klingt, was Sie singen. Und doch möcht' ich oft gar nicht aufhör'n zu horchen."

„Sieh", sagte Schubert sichtbar erfreut aufstehend und seine Hand auf die Schulter des Mädchens legend: „Wußt' ich doch nicht, daß ich eine so eifrige Verehrerin meiner Kunst so nahe hätte! Käm's auf Dich an, nicht wahr, Du hättest mich nicht mit meinen Compositionen abgewiesen, wie es nun schon so oft die reichen Herren Verleger gethan, von denen keiner meine Sachen nicht einmal umsonst haben mag. Solche Gänge sind ein wahrer Mehlthau für alle Geistesblüthen. — Ich kann nicht arbeiten!"

Die Therese flammte auf. Sie verstand wohl nicht ganz was sie gehört, aber sie fühlte doch heraus, daß dem jungen Manne ein Leid geschehen sei, und sagte, die Arme in die Seite stemmend voll Ernst und Unmuth: „Die Malefizkerle! — Aber wissen's was! — geben's ihnen nix, wann sie kommen und a Liedel haben wollen. Und ich sag's Ihnen — sie kommen. Müßt' ich nit unsre Kaiserstadt kennen, wo Alle spiel'n und sing'n. — Und Ihre Lieder sollten nit gefallen? — No! sein's nit traurig. Sag' Ihna 's Herz im Leibe hüpft, wann ich so Ihren Freund, den Johann Mayrhofer, mit dem's nun so schön lang schon zusammen wohnen, seine Vers, die er eben gemacht, sprechen hör' — und Sie sich dann hinsetzen und dazu einen Singsang, eine Melodei machen, daß man nit weiß, ob a Vogel am Fenster singt oder a Mailüftrl durch's Stüble zieht. — No! ich sag's Ihnen — thun's den Leuten nit den Gefallen; geb'ns nit Ihre schöne Sache weg. Kommen müssen's! — Kommen!"

Schubert lachte. „Du gute Seele", sagte er, „ging's nach Dir, würd's schon so werden. Aber so!! Sieh einmal Theres', ich will's schon glauben, daß ich manch' hübsches Lied componirt; sind's doch schon mehr denn hundert, der andern Sachen nicht zu gedenken — aber was nutzt's mir?

Laß es mich Dir immer sagen, sieh da haben meine Freunde, und es sind Einige darunter, die wohl etwas von Musik verstehen, ein Concert veranstaltet, wo auch einzelne meiner Sachen vorgetragen wurden; sie dachten dadurch mich vorwärts zu bringen — aber — aber 's ist halt geblieben wie's gewesen. Es war eine große Gesellschaft dazu geladen; und ich glaub' schon, daß auch meine Stücke gefallen haben, wenigstens sagten's Alle. — Und doch waren heute und gestern und ehegestern alle meine Gänge vergeblich, auf denen ich mich bemühte einige meiner Compositionen bei den Verlegern zu verkaufen. Niemand will sie! Mir geht's wie der Lerche des Feldes, man freut sich ihres Gesanges — aber weiter ist es nichts. Ich bin auch so eine Haidelerche, die singen muß, unbekümmert ob ein Ohr des Liedes achtet. — Und warum will man meine Sachen nicht? Warum! weil, wie die Herren sagen, ich keinen Namen hätte!"

„Keinen Namen?" fiel die Therese verwundert ein. „Heißen's denn nit Schubert, Franz Schubert? Und die närrischen Leut' sagen: Sie hätten keinen Namen? — Thut's denn der Nam'? I denk', wollen's Liedel verkaufen und nit den Namen!"

Der junge Mann mußte über die Naivetät des Mädchens lachen. Treuherzig sagte er: „'s ist nun eben, daß den Herren Musikverlegern dieser mein Name noch nicht gefällt. Sie haben ihn nicht oft genug gehört."

„Nuu, so schreien's ihnen denselben recht oft in die Ohren!" lachte die Therese — und klatschte dabei ob ihres Scherzes vergnügt in die Hände.

In diesem Augenblicke wurde die Thür geöffnet und Freund Johann Mayrhofer, der Dichter, mit dem Schubert schon seit längerer Zeit zusammen wohnte, stürmte herein und rief: „Victoria! Gewonnen! — Hier, Franz, nimm, lies — sing' und spiele."

Mit diesen Worten warf er ihm eine Rolle Noten hin und zog den Rock aus, denn es war ihm gewaltig heiß geworden.

Während deß hatte der junge Componist das Heft geöffnet und las gedruckt: „Der Erlkönig, componirt von Franz Schubert. Opus I."

Vor tiefer innerster Erregung vermochte er lange nicht zu sprechen; ist es doch immer eines der wichtigsten Ereignisse des Lebens, sich zum ersten Male gedruckt zu sehen. — Und hier kam es so gänzlich unerwartet. Mit leiser zitternder Stimme fragte er:

„Wie ist das möglich?"

„Wie das möglich ist?" lachte Freund Mayrhofer. „Ganz einfach, bei dem Concert, in dem Deine Sachen gespielt und gesungen wurden — Du weißt ja, wie köstlich der unvergleichliche Sänger, der Vogl, die Lieder vortrug — gefiel namentlich Dein Erlkönig so außerordentlich, daß allgemein der Wunsch, das Werk zu besitzen, laut wurde. Die beschränkten Verleger wollten es aber trotzdem nicht kaufen — und so haben Deine Freunde, namentlich diejenigen, die über mehr Gulden zu verfügen haben als ich — das Ding auf eigene Kosten drucken lassen. — Und hier bring' ich Dir den ersten Abzug. Schau hinein und such', wo Du einen Fehler findest."

Und als er sah, wie der Freund sich noch immer nicht zu fassen vermochte, sagte er, ihn gutmüthig zum Instrument führend: „Setz' Dich Franz! sing' und spiele — und mach' Dir keine Sorgen. Ich sag' Dir, es sind bereits so viel Exemplare bestellt, daß die Kosten gedeckt sind. Was drüber hinaus kommt, ist Dein. Und ich denk', es wird sich mancher Schoppen dafür trinken lassen. Es ist nur einmal so in der Welt, wenn Freunde nicht für uns handeln, kommt man nicht auf einen grünen Zweig. Und besonders Geister wie Du einer bist. Nit wahr Theres'?"

Das Mädel, das bisher unbeachtet und vergessen gestanden, und doch mit so innigem Antheil der ganzen Verhandlung beigewohnt hatte, nickte nur, eine Thräne der Freude im Auge zerdrückend, mit dem Kopfe. Sprechen konnte sie nicht.

Schubert aber ließ sich mechanisch, wie traumbefangen, zu seinem Instrumente führen. Als aber der Freund das Notenblatt ausgebreitet hatte, als er seine Composition gedruckt wieder vor sich sah, zog ein leichtes Roth über seine blasse Wange, das Auge leuchtete — und mit unendlicher Kraft und Freudigkeit hub er zu spielen und zu singen an.

Er hatte Alles um sich her vergessen; er lebte und athmete nur in seinem Werke.

Mayrhofer lauschte entzückt; unwillkürlich sprach er vor sich hin: „Da hat nun der Franz mehrere Gedichte

des großen Meisters so unvergleichlich in Musik gesetzt und dieselben in Abschrift dem Herrn von Goethe gesendet. Ich denke mir, wenn der jetzt so seinen Erlkönig hörte — er würde es nicht wie bisher unterlassen, den Franz einer Antwort zu würdigen.

Die Therese aber, die schlich sich, als er geendet, leise zur Thür hinaus. „Nun ist er wieder glücklich, wieder froh", sagte sie still vor sich hin, „nun kann ich gehen"; und dabei preßte sie die Hand auf das hoch schlagende Herz.

(Schluß folgt.)

Die verhängnißvolle Schnupftabaksdose.

Eine lehrreiche Geschichte, insonderheit für schnupfende Staatsbeamte.

Von H. von G.

(Schluß.)

„Eigentlich wollte ich noch vor dem Tage der Einladung meine Werbung anbringen. Allein vielfache Geschäfte verhinderten mich an meinem wichtigen Vorhaben, und so saß ich denn eines Mittags noch ohne Gewißheit an dem Tische meines künftigen Schwiegervaters, neben mir Laura, mir gegenüber Hornmeier, der Störenfried!

Außer uns waren nur noch mehrere ältere Herren anwesend, unter Anderem ein alter pensionirter Rittmeister, der in dem Hause des Mühlenbesitzers zur Miethe wohnte, ein sehr jovialer, aber höchst ungenirter und derber Gesellschafter, an dessen Witzen Laura's Vater großes Gefallen fand, Laura selbst aber fortwährenden Anstoß nahm. Neben dem Rittmeister saß Hornmeier.

Laura war auch heute artig und zuvorkommend gegen mich. Aber mochte nun Hornmeiers Anwesenheit und vis-à-vis daran Schuld sein oder was sonst; unser Gespräch gerieth häufig ins Stocken und sie kam mir denn doch ein wenig kühler und zurückhaltender gegen mich vor als auf dem letzten Balle. Freilich — die Schuld konnte auch an mir liegen. Der gehörnte Siegfried mir gegenüber verdarb mir regelmäßig den guten Humor und machte mich einsilbig, namentlich seit der letzten Affaire bei der Versteigerung.

Wir waren eben beim Dessert, da rief mit einem Male der Rittmeister laut über die ganze Tafel hinweg:

„Zum Teufel! Wußt ich doch nicht, was mir eigentlich fehlte an dieser vortrefflichen Tafel. Aber nun hab' ich's gefunden. Ich habe meine Dose vergessen und es fehlt mir die Prise zum Dessert. Wer kann mir eine Prise verschaffen von den Herren? Er soll einen Schmatz vor mir bekommen, daß den drei alten Fräuleins über der Gasse drüben das Wasser im Munde zusammenläuft, wenn sie es knallen hören!"

Mir fiel das Herz vor die Füße. Zwar konnte ich füglich die Dose verläugnen, welche in der Tasche meines Fracks stak. Aber wenn — Hornmeier mich verrieth, wenn es an den Tag kam, daß ich schnupfte, wenn es vor Laura, der zimpferlichen Laura, an den Tag kam, bevor der Priester den Segen über uns gesprochen hatte, was dann? — —

Mich überkam eine Art Schwindel. Da wiederholte der Rittmeister die Frage und seine Blicke schienen mich durchbohren zu wollen. Warum gerade mich? Hatte mich der Judas mir gegenüber schon verrathen?

Ich fühlte wie mein Gesicht von glühender Röthe überzogen ward. Aber ich schwieg. Da sagte Hornmeier:

„Ei, lieber Storch, hast Du denn Dein Döschen heute zu Hause gelassen? Du bist doch sonst ein so eifriger Schnupfer, daß Du in der Regel nicht lange Verzicht leistest?"

„Heraus mit der Dose, Herr Actuar", brüllte nun auch der Rittmeister, „heraus damit! Sonst kriegen Sie Execution und wir schnupfen Sie aus bis auf das letzte Körnchen. Ei, ei, dieser unliebenswürdige Geiz einem alten Soldaten gegenüber!"

Was blieb mir übrig, als die Dose hervorzuholen und dem Rittmeister zu präsentiren? Er und Hornmeier waren ja doch im Complotte wider mich und hätten mir vielleicht gar die Tasche visitirt zum Gaudium der lustigen Gesellschaft, wenn ich mich länger widersetzt hätte. Der Rittmeister nahm eine Prise und die Dose ging im Kreise herum. Natürlich schnupfte Niemand. Als die Dose an Hornmeier kam, bemerkte er, zu Laura gewendet, mit höhnischem Lächeln:

„Eine leidige Gewohnheit, das Schnupfen. Es kann aber zur andern Natur werden!"

Laura sagte kein Wort darauf und ich wagte nicht einmal sie anzublicken, so beschämt fühlte ich mich. Gern hätt' ich nun wenigstens dem boshaften Hornmeier einen Brocken hingeworfen wegen seines organischen Nasenfehlers. Aber die Worte versagten mir und ich fürchtete auch, Laura durch diese wenig ästhetische Anspielung noch mehr zu erzürnen. Und deshalb schwieg ich.

Als ich mir einige Tage später bei Laura's Vater die Antwort holen wollte auf meine inzwischen doch noch angebrachte Brautwerbung, gab er mir mit gutmüthigem Lachen und indem er mir mit staunenswerther Gewandtheit einen Knopf von meiner neuen Weste abdrehte, den Bescheid:

„Bester Herr Actuar, Sie sind ein ganz hübscher Mensch und mir sind Sie eben recht. Aber das Mädel will halter nicht. Das muckische (er machte hierbei die Bewegung des Schnupfens und ahmte sehr täuschend das betreffende Geräusch nach) hat sie ganz kopfscheu gemacht und sie hat rundweg n e i n gesagt. Na, trösten Sie sich d'rüber. Nicht alle Mädel sind so dumm wie meines!"

Mit dieser Niederlage zog ich ab. Nach einem Vierteljahre kamen die Verlobungskarten von Laura und — Louis Hornmeier!"

Der Canzleirath verschnaufte hier einen Augenblick, schenkte die Gläser voll und stärkte sich mit einem Trunke. Nachdem er sich hierauf den Schweiß von der Stirn gewischt und gleichsam in stiller Erinnerung an seinen verunglückten Schwiegervater, den zwiefachen Mühlenbesitzer — auch noch die untersten Knöpfe seiner Weste zwar nicht abgerissen, aber doch ihres Dienstes entbunden und aufgeknöpft hatte, fuhr er fort:

„Ich eile zum Schlusse, lieber junger Freund. Die letzte Katastrophe meines Lebens kann ich Ihnen überhaupt nur in flüchtigen Umrissen mittheilen und muß es

theils Ihrer Phantasie, theils Ihrem Herzen überlassen, das Fehlende zu ergänzen!

Mein Verhältniß zu Hornmeier ward von jener Zeit an und seitdem es auch eine Frau Hornmeier gab, nachdem ferner der Schwiegervater Hornmeiers, ein so starker lebenskräftiger Mann, unerwartet rasch verstorben war und einen lachenden Schwiegersohn hinterlassen hatte, ein noch weit gespannteres als es zuvor gewesen. Aber meine Dose führte ich fort, das Schnupfen ließ ich nicht. Weniger weil es mir eine Ueberwindung gekostet hätte, Verzicht zu leisten, sondern hauptsächlich aus dem Grunde, um mich mit meiner Entsagung post festum nicht lächerlich zu machen, auch wohl um von Zeit zu Zeit dem biedern Collegen Hornmeier höchst unbefangen eine Prise anbieten und, wenn er dann regelmäßig höchst piquirt dankte, bemerken zu können:

„Ach ja, entschuldige nur, ich dachte nicht daran, — Dein organischer Nasenfehler!! — Willst Du nichts Ernstliches thun für Deine Nase, Freundchen?"

Wiederum waren einige Jahre verflossen. Es war die Zeit der sommerlichen Gerichtsferien. Fast alle Beamtete des Bezirksgerichts hatten Urlaub genommen. Nur ich und — Hornmeier waren zurückgeblieben; außer uns noch ein alter halb invalider Rath, der nominell die Geschäfte leitete. In Wirklichkeit amtirten wir — Hornmeier und ich — auf eigene Faust und wechselten, da wir uns dem dienstlichen Range nach völlig gleichstanden, von Woche zu Woche in der Leitung der Geschäfte ab.

Eines Tags wurde auf dem Bezirksgerichte der bevorstehende Besuch des Prinzen Hermann angesagt. Es traf die Weisung ein, daß der dirigirende Beamtete den Prinzen am Postgebäude empfangen, den hohen Herrn hierauf in den Localitäten des Gerichts und wo er sonst etwa wünschen würde herumführen und sich überhaupt zur Dienstleistung bereit halten solle. Prinz Hermann, welcher damals an den Ministerialgeschäften lebhaften Antheil nahm, machte nämlich in Begleitung seines Secretairs eine Inspectionsreise und wollte, da er gerade in der Nähe war, auch unser Holzhausen mit seinem Besuche beehren.

Der alte Gerichtsrath, welchem es eigentlich zugekommen wäre, die Honneurs zu machen, war außer sich vor Schreck. Er war ein abgesagter Feind aller Ceremonieen und fühlte namentlich eine heilige Scheu vor hohen Herrschaften. Sofort meldete er sich daher krank und — da gerade ich die Directionswoche hatte — traf mich das Loos, den hohen Herrn zu empfangen und zu geleiten.

Erwünscht war mir dies nun freilich keineswegs. Indessen etwa dem Collegen Hornmeier den Vorrang zu lassen, — das fiel mir gar nicht ein, und als ich sah, wie gewaltig es den Collegen wurmte, daß ich an der Reihe war, wie gern er an meiner Stelle gewesen und als Cicerone des Prinzen aufgetreten wäre, da empfand ich denn doch eine schadenfrohe Genugthuung und es umgaukelten mich liebliche Bilder von einer collegalischen Trennung von Hornmeier nicht allein, sondern auch von einer, durch die persönliche Bekanntschaft des einflußreichen Prinzen vermittelten und getragenen Carrière, weit, weit hinaus über die simpeln Schranken der Expedition, ja sogar des Sessions- und Directorialzimmers im Bezirksgerichte zu Holzhausen!

Eifrig, eifrig studirte ich die rasch entworfene Rede, mit welcher ich, der ich im freien Sprechen sehr mäßig begabt war, den Prinzen empfangen wollte und in weniger als vierundzwanzig Stunden war sie mir vor- und rückwärts geläufig. So erschien der Tag, an welchem der Prinz Vormittags neun Uhr in Holzhausen erwartet werden sollte. Um ganz sicher zu gehen und um nicht etwa durch die fatale aufdringliche Gesellschaft Hornmeiers nach irgend einer Seite hin gestört zu werden oder mich doch beengt zu fühlen und hierdurch an der wünschenswerthen Sicherheit zu verlieren, hatte ich, als jeweiliger Dirigent, Hornmeier den Auftrag ertheilt, an diesem Tage eine nothwendige und unaufschiebliche Besichtigung in einer benachbarten Dorfflur vorzunehmen, von welcher er vor Abend nicht wohl zurück sein konnte. Ich hatte ferner, um nicht vielleicht beim Empfange und bei Geleitung des Prinzen in Gedanken eine Prise zu nehmen und mich hierdurch zu compromittiren oder gar etwa in ein höchst unzeitgemäßes und zweckwidriges Niesen zu verfallen wie bei jener Versteigerung, meine Schnupftabacksdose gar nicht zu mir gesteckt, dieselbe vielmehr vorsorglich in dem Wäschkasten bei den befreundeten Schnupftüchern eingeschlossen. So glaubte ich denn allen möglichen Schicksalstücken im Voraus begegnet zu sein und vollkommen gerüstet und gewappnet als würdiger Vertreter des königlichen Bezirksgerichts dazustehen. Das Herz schlug mir etwas unruhig unter der Weste als ich, dem der Verkehr mit hohen Herrschaften etwas völlig Neues und das unterthänige Hoheit-Stammeln gar nicht geläufig war, Vormittags punct acht Uhr nach dem Posthause wanderte. Indessen murmelte ich zu meiner Stärkung leise vor mich hin: „Carrière, Carrière!" und so kam ich wohlbehalten vor dem Posthause an.

Wer schildert aber meinen Zorn, meinen Schrecken, als der erste Mensch, den ich an den Fenstern der Passagierstube erblicke, Hornmeier ist, der von mir, als jeweiligem Dirigenten, für den heutigen Tag bestimmtest nach Zwickleben deputirte Hornmeier! — Ja, er war es selbst, der aus allen Fugen und Banden einer wenn auch nur jeweiligen Subordination freventlich herausgetretene Hornmeier! Sein heute besonders wohlgepflegtes und parfümirtes Haar glänzte im Strahle der Morgensonne wie eine vergoldete Thurmspitze höhnend auf mich herab, als er mir zum Fenster herausrief:

„Entschuldige, verehrtester Freund! Aber ich konnte nicht nach Zwickleben heute. Ich habe mir den Fuß verstaucht und Fuhrwerk war nicht zu haben. Da konnt' ich nichts Besseres thun als mich ein wenig in Galla werfen und wo möglich — Deine Rede mit anhören. Du hast doch nichts dawider?"

Ich erwiederte keine Silbe, aber ich befand mich in einer furchtbaren Aufregung. Ich wußte, daß dieser Tag ein gänzlich verfehlter sein würde, daß meine Hoffnungen auf Carrière knabenhafte Träume gewesen, daß Prinz Hermann vielleicht gar nicht — —

Aber nein! Da schmetterte schon ein Posthorn. Es mußte eine Extrapost sein, sagte der Postmeister. Wäre es schon der Prinz — vor der anberaumten Stunde? Ein Glück nur, daß ich zur Stelle war; mit solchen hohen Herrschaften ist nicht zu spaßen. Aber meine augenblickliche Aufregung, mein Zorn über Hornmeier — schon wußte ich mich auf den Anfang meiner Rede nicht mehr zu besinnen und immer glotzte mich der College an, gleich als wisse er es, daß ich schon im Voraus gerichtet sei!

Jetzt bog ein leichter Wagen um die Ecke. Wahrhaftig — es war der Prinz. Der Postillon trug einen bunten Stutz auf dem Hute, beinahe so hoch und glänzend,

wie das Horn des Collegen! — Und da hielt auch der Wagen schon vor dem Posthause. Der Prinz sprang heraus, ein hoher stolzer Herr mit ironischen Gesichtszügen; nach ihm sein Secretair. Ich trat hervor, wollte sprechen, aber — Anfang, Mitte und Ende meiner Rede waren vergessen! Mein Gehirn versagte den Dienst! — Als fühlte ich, daß vielleicht eine Prise die Thätigkeit meines Cerebralsystems wiederbeleben könne, griff ich mit beiden Händen krampfhaft in sämmtlichen Taschen meiner Kleidungsstücke herum, aber vergebens! — Alle Blicke hefteten sich auf mich, gewiß auch die Hornmeiers, der im Hintergrunde stand und sich an der Verblutung seines Schlachtopfers weiden mochte. O — hätte ich nur eine Prise nehmen können! Ich wäre sicher gerettet gewesen, mindestens in meiner Eigenschaft als jeweiliger Vertreter des königlichen Bezirksgerichts, wenn auch nicht als Mensch und — Schnupfer. Mein Gehirn war einmal an dieses tückische Reizmittel gewöhnt, ohne dasselbe versagte es wie ein rostiges Gewehr. Begann ich doch auch nie eine Verhandlung, ohne zuvor eine Prise zu nehmen!

Ungeduldig stand der Prinz vor mir, einer Ansprache gewärtig. „Wer sind Sie?“ fragte er mich endlich mit aufsteigendem Unmuthe.

„Ich — ich — suche — meine Dose!“ — war meine stotternde Antwort. — „Ist denn kein anderer Beamter zur Stelle?“ herrschte der Prinz. — Süß und unterthänig lächelnd trat jetzt Hornmeier hervor und begrüßte den hohen Herrn in wohlgesetzter Rede. Ich hörte noch einige halblaute Worte, wie etwa: „lächerlicher Schnupfhase“ flüstern, aber — — hier reißt der Faden ab! — — — Soviel nur weiß ich, daß ich seit jenem Tage auch auf Carrière verzichtete und daß der wackere College Hornmeier nicht lange mehr mein College blieb, wohl aber Secretair des Prinzen Hermann, später Regierungsassessor, dann Regierungsrath und endlich Oberregierungsrath wurde! — — — Ich dächte, Lieber, wir tränken noch ein Fläschchen?“

Markhams Rache.

„Die Folgen sind erbarmungslos.“

Mitgetheilt von F. Coßmann.

I.

— Clara's Schwester in Ostindien! murmelte Markham.

— Das ist die Gemahlin des Obersten Vincent! sagte sein Begleiter. Ist sie nicht hübsch? Jedermann verliebt sich bis zum Tollwerden in sie. Aber, was fehlt Ihnen, Markham? Sie haben in dieser Backofenhitze einen Schauer. Haben Sie einen Anfall vom kalten Fieber, lieber Freund?

— Nein, es ist von meiner Gemüthsstimmung.

— Wünschen Sie der Dame vorgestellt zu werden?

— Nach diesem Tanze. Suchen Sie sich eine Tänzerin, ich will mich niedersetzen.

Die Scene war für Markham ganz neu. Ein englischer Ball mit orientalischer Umgebung; ein belebter Tanz unter dem Klappen der Punka's nach der Musik des Musikcorps eines Regiments von Eingeborenen; umherspringende eingeborene Diener; zwei oder drei indische Gentlemen in reicher Kleidung, die oberflächlich die europäischen Sitten zu affectiren suchten, während sie in ihrer sinnlichen Seele für Damen die orientalische Verachtung hegten, blickten voller Verwunderung auf die Thätigkeit der Tänzer. Aber die Scene, welche bei dem Anblick von Mistreß Vincent in Markhams Geiste wachgerufen wurde, lag weit entfernt in England, wo sie sich vor sechs Jahren ereignete. Der Mond schien an einem schönen Sommerabend durch dunkle Pappeln, welche einen Gartenpark beschatteten; reich mit Blüthen bedeckte Jasmin verbreiteten an dem heißen Abend ihren erfrischenden Wohlgeruch; dann näherten sich die leichtesten Fußtritte, die aber seinem ängstlich lauschenden Ohr doch ganz gut vernehmbar waren — Versprechungen und Gelübde und leidenschaftliche Worte, Sorge in der Gegenwart, doch Hoffnung in der Zukunft und zuletzt eine grausame Unterbrechung dieser Zusammenkunft mit sehr bösen Worten.

— Nun Markham, kommen Sie und lassen Sie sich vorstellen.

— Ich danke Ihnen, zu einer andern Zeit

— Aber ich habe sie bereits um Erlaubniß gebeten und sie hat mir gesagt, sie werde sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Markham sah sich gezwungen, seine Einwilligung zu geben.

Um die Königin des Balles hatte sich ein Kreis ihrer Bewunderer gebildet.

— Wer ist dieser Eingeborene? fragte Markham seinen Begleiter. Einen Mann, der eine Frau so wie er anstarrt, möchte ich gleich auf der Stelle niederschlagen.

— Gott behüte, es ist der Rajah von —, er ist der beste Kamerad in der Welt — giebt so heitere Jagden; in Bezug auf Civilisation ist er ein wahres Wunder; er liest alle Arten von Gedichten und weiß Tom Moore auswendig.

— Aber sein verfluchtes Anstarren?

— Pah! Es ist die Gewohnheit der Indier. Doch jetzt spricht sie mit Niemand. Kommen Sie.

— Master Markham. — Mistreß Vincent.

Er stand mit voller Selbstbeherrschung vor ihr, doch sie war offenbar überrascht; sie mußte seinen Namen überhört haben, als sein Freund sie bat, ihn ihr vorstellen zu dürfen.

— Das ist ganz unerwartet — ein alter Freund! rief sie aus, fügte aber leise hinzu: ein alter Freund, Herr Markham, trotz der Vergangenheit — Oberst, ein alter Freund aus England! und sie stellte sofort Markham ihrem Gemahl vor.

— Herr Markham! sagte der Oberst. Viel Ehre für mich, der Ingenieur der — Eisenbahn?

— Derselbe, Sir.

Der Oberst überließ sich Speculationen und war daher erfreut, die Bekanntschaft Markhams zu machen; sein geringes Haus stehe Markham zu Diensten, so lange er auf dieser Station verweilen werde. Der Oberst zog Markham aus dem Kreise heraus, um sich mit ihm ungestört in eine Unterhaltung über Eisenbahnangelegenheiten

einzulassen; der Kreis schloß sich wieder, um die glänzenden Ausfälle und witzigen Antworten von Mrs. Vincent zu vernehmen, aber sie war in Schweigen und Nachdenken versunken.

Als sie zuletzt von Markham hörte, war er nach Canada gegangen. Weshalb mußten bei den zahllosen Zufällen des Lebens er und sie sich zu dieser Zeit einander in Ostindien treffen? Warum mußte ein Irrthum ihres Lebens ihr hier so lebhaft ins Gedächtniß zurückgerufen werden? War das eine Mahnung zur Reue? Doch weshalb Reue zu dieser Zeit? Reue zu derselben Zeit, wo der neueste Walzer aus England ertönte und wo die Tanzenden sich im Kreise drehten? Wie die Schwere und der Druck auf den Geist vergangene Ereignisse verdunkelt! Die unbestimmten Gerüchte über die schrecklichen Vorfälle in Meerut — war das blos ein isolirter Vorfall, der in besondern Umständen seinen Ursprung gehabt hatte? Der Oberst sagte so. — Der Oberst und seine sämmtlichen Officiere setzten volles Vertrauen in die Ergebenheit und Loyalität ihres Regiments und sie hatte ihren Worten unbedingten Glauben geschenkt; doch jetzt erhoben sich in ihrem Geiste schreckliche Zweifel. Wie, wenn diese Eingeborenen sich gänzlich falsch bewiesen? Wie, wenn sie und Alle um sie her auf einem glimmenden Feuer ständen? Sie mußte mit dem Obersten sprechen; wo war er? Sie erhob ihre Augen, der Kreis, welcher sich um sie gebildet hatte, zerstreute sich allmälig, bis auf einen Einzigen, diesen Rajah von —. Sie war vollkommen an dieses abstoßende Geheimniß des Ausdrucks, welches den orientalischen Typus bezeichnet, gewöhnt, doch als seine Augen zufällig auf die ihrigen trafen, war etwas so schrecklich Abstoßendes in seinem Blicke, daß sie zu zittern begann und erblaßte, während einen Augenblick später ein dunkles Roth ihr Gesicht bedeckte. Sie verließ ihren Sitz und eilte zu dem Obersten, der noch neben Markham stand und sich mit ihm unterhielt. Sie legte ihren Arm in den seinigen und flüsterte ihm zu:

— Laß uns nun nach Hause gehen.

— Es ist noch sehr früh, meine Liebe.

Der Oberst war tief am Actienhandel betheiligt und es lag ihm deshalb viel daran, seine Unterhaltung mit Markham fortzusetzen.

— Aber ich fühle mich nicht ganz wohl, ich bitte Dich, komm. Gute Nacht, Herr Markham, wir werden uns bald wieder treffen.

— Gewiß, sagte der Oberst, Herr Markham hat versprochen, morgen bei uns zu Mittag zu speisen.

Markham verbeugte sich . . .

„Morgen!“

Wie es am Ende der Welt sein würde, so war es auf vielen jener Stationen in Ostindien. Die Sonne ging über der geordneten Stärke eines menschlichen Systems auf und siehe! Alles, worauf Menschen vertrauten und woran sie sich festhielten, entwischte in einem Augenblick ihren Händen.

Mrs. Vincent und Markham trafen sich wirklich sehr bald wieder — ein schneller Uebergang von den Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu dem grimmigen Kampf auf Leben und Tod — aus ihrer Heimath herausgerissen; er hatte sie aber befreit, sie, die sich verzweifelnd an ihn hing, aus hundert Gefahren herausgerissen.

Wohin nun? Auf unbekannten Wegen verirrt, unter einer brennenden Sonne und den feurigen Stößen eines versengenden Windes wurde der mühsam gehaltene Zaum in der Hand schlaffer und schlaffer. Dennoch fuhr sie fort, ihn zur Eile anzutreiben, und zwar aus einer Furcht, die schlimmer war als der Tod, der ihre Seele füllte.

Doch das brave Roß, das verwundet und übernommen war, sank zuletzt.

Diese Flucht aus dem Lande des Todes, so schrecklich wirklich und dennoch mehr und mehr einem fürchterlichen Traume ähnlich werdend — die übertriebene und jetzt unterbrochene Anstrengung zu entfliehen, konnten nur dazu beitragen, das Gefühl eines unwiderstehlichen Urtheilsspruchs langsam heran schleichen zu lassen.

In der Nähe der Straße fand sich eine Hütte der Eingeborenen. Sie schien unbewohnt zu sein. Halb führte, halb zog er sie dahin. Das Innere der Hütte war ganz leer, doch fanden sich an dem einen Ende derselben ein paar Breter, die ein hartes Lager gewährten. Es bot Schutz gegen die Sonne, wenn auch nicht gegen die Hitze, und in jedem Fall konnte es benutzt werden, um sich etwas zu erholen.

O diese furchtbare Hitze! Obschon sie drei Jahr in Ostindien gelebt hatte, so fühlte sie die volle Stärke derselben doch jetzt zum ersten Mal, ohne daß sie durch menschliche Hülfsmittel erträglicher gemacht war.

Eine Zeitlang sprach Keins von ihnen. Rings um sie her herrschte eine tiefe Stille — eine Stille, noch schrecklicher als das Waffengetöse und der Lärm, dem sie entflohen waren; eine Unthätigkeit, schrecklicher als der heiße Kampf, der sie vom Tode gerettet hatte; eine Unthätigkeit, welche dem Gemüthe gestattete, in sich einzukehren, als ob der Himmel zu einer letzten Beichte und einem letzten Gebet einlade.

Die Aussichten waren entschieden gegen jedes Entkommen. Markham sah das deutlich und doch war zu seinem eignen Erstaunen sein Gemüth niemals in seinem Leben vollkommener gefaßt und zu einem richtigen Gedanken fähiger gewesen. Er war von Natur muthig und seine Geisteskräfte waren stets dann erst vollkommen entwickelt, wenn er sich Schwierigkeiten gegenüber sah. Ihre Lage war ganz verschieden. Ihr Gemahl war eben bei dem Versuch, seine Leute zu ihrer Pflicht zurückzurufen, gefallen, doch bei dem Schrecken der Gegenwart gab es für diesen Kummer in ihrem Gemüthe keinen Raum. Leben oder Tod? Leben war nichts Anderes als lebendig in die Hände der Rebellen fallen; Tod hieß sterben, ohne von denen, welchen sie am meisten Unrecht gethan hatte, Vergebung erlangt zu haben.

— Markham, haben Sie noch Munition vorräthig?

Er antwortete ganz ruhig: Wir müssen jede Hoffnung des Widerstandes gegen eine größere Zahl aufgeben.

— Aber die Munition?

— Nur noch ein Lauf ist geladen! Wenn mehr als drei Feinde uns angreifen, habe ich beschlossen, den Revolver fortzuwerfen. Wäre ich allein, so würde ich vielleicht anders handeln; es würde aber die Feinde blos gegen Sie erbittern.

— Ein Lauf geladen! murmelte sie — dann schwieg sie. Ein schrecklicher Entschluß bildete sich in ihrem Geiste.

Sie blickte ihn fest an. Giebt es noch eine Hoffnung zum Entkommen, Markham?

— Sehr wenig Hoffnung, wenn wir verfolgt werden.

— Wie ruhig Sie sind, Markham. — Ich bin . . .

— Glauben Sie, Pauline, mein Leben sei so glücklich gewesen, daß ich bei der Annäherung des Todes ganz fassungslos sein würde?

— Lebt die frühere Liebe für meine Schwester noch jetzt in Ihrem Herzen? Ich bildete mir ein, Sie seien so ehrgeizig.

— Diese Liebe bildete eben die Grundlage meines Ehrgeizes. Ich habe seitdem gearbeitet, weil sich in mir eine Kraft findet, die mich vorwärts treibt, aber ich habe gearbeitet, ohne an den Lohn oder die Ehre zu denken.

— Können Sie ihr vergeben, Markham?

— Ich habe ihr vergeben, seitdem ich in diese Hütte getreten bin.

— O, Markham, können Sie mir in dieser letzten Stunde auch vergeben? Sie stürzte sich ihm zu Füßen. Ich bestimmte sie, jenen Mann zu heirathen.

— Sie hatten als Schwester vollkommen das Recht, ihr einen Rath zu ertheilen. Sie allein trifft der Tadel, nachgegeben zu haben.

— Markham, den Tadel verdiene ich allein — ich täuschte meine Schwester — tödten Sie mich, aber ich muß jetzt sprechen. Ich war in einer schrecklichen Versuchung. Unsere Familie war für die Stellung, die wir hatten, sehr arm. Jener reiche Mann liebte sie und wenn sie ihn heirathete, öffnete sich uns Allen der Weg des Ueberflusses. Und Sie waren damals arm und unbekannt. Mein Vater war schrecklich verschuldet — doch Gott verhüte, daß ich versuchen sollte, meine Schuld zu verbergen. Mich trieb der Durst nach Reichthum und einer weltlichen Stellung.

— Aber jene Briefe, die ich ihr schrieb, wurden an einem Orte geheimnißvoll niedergelegt, der uns allein bekannt war.

— Markham, ich spürte ihn aus. — O, Gnade!

Ein frohlockendes Geschrei von außen zeigte, daß ihre Verfolger das todte Pferd entdeckt hatten.

Sie fiel voller Schrecken zurück, aber er zog sie wie mit einer eisernen Hand voran.

— Schnell mit Ihrem Geständniß.

— Ich nahm einen Brief nach dem andern weg — wir drangen in sie, die Bewerbungen des Herrn Manson nicht länger zurückzuweisen —

— Gut!

— Aber sie verweigerte es standhaft. Zuletzt fand sie einen Brief dort —

— Meinen Brief?

— Nein — einen untergeschobenen, welcher sagte, die gegenseitige Verpflichtung müsse aufhören.

Er ließ sie jetzt los. Die Ruhe seiner Seele war fort und er rief aus:

— Mein Gott! jetzt zu sterben, ohne daß Clara je die Wahrheit erfährt!

Der Schrecken vor der nahenden Gefahr beherrschte alle ihre übrigen Gefühle. Ganz außer sich sprang sie an das Fenster der Hütte und blickte hinaus. Sie sah, selbst in einer ziemlichen Entfernung, ganz den Ausdruck desselben Gesichts, das ihr in der vorigen Nacht einen so großen Schrecken verursacht hatte. In einer oder ein paar Minuten konnte ihr Zufluchtsort entdeckt sein.

— Ich darf nicht um Ihre Vergebung bitten, Markham, aber gewähren Sie mir eine Bitte. Das Leben ist mir schrecklicher als der Tod. Wenn sie kommen — sie wies dabei bezeichnend auf den Revolver — ich feuerte in meinem Leben nie eine Pistole ab; meine eigene Hand möchte mich vielleicht verfehlen.

Er schwieg.

— Bei der Seligkeit, auf die Sie hoffen.

— Was, ich soll mit meiner eigenen Hand Rache nehmen?

— Nein, Markham, diese That würde das Unterpfand Ihrer Vergebung sein. Schwören Sie! rief sie wie in Todesangst, und dann kann ich in Frieden beten.

— Ich schwöre! sagte Markham.

Es war für ihn eine schreckliche Anstrengung, doch er war endlich Sieger über sich selbst und er sprach die volle Wahrheit und den Vorsatz seines Herzens aus, als er zuletzt in einem tiefen, festen Tone die Worte aussprach: Pauline, ich vergebe Ihnen!

Sie richtete für einen Augenblick ihren Kopf in die Höhe und drückte seine Hand an ihre Lippen. Dann wird Gott mir auch vergeben und meine Schuld ist mir erlassen. Ich kann in Frieden sterben. Sie neigte ihr Haupt wieder, um zu beten.

Markham war wieder ganz ruhig geworden. Er untersuchte sorgfältig den geladenen Lauf; mit einer festen Hand machte er sich schußfertig.

Und so erwarteten sie das Ende im Frieden.

(Schluß folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Ein Fanatiker. Während Banner im Jahre 1640 Erfurt besetzt hielt, kam ein Jenaer Student dahin. Er hatte die Stadt kaum betreten, als er auch zu einem Schwertfeger eilte und sich einen guten Degen kaufte. Mit diesem begab er sich nach der Wohnung des schwedischen Commandanten und verlangte unter dem Vorwande etwas Wichtiges mittheilen zu wollen Zutritt. Banner war indeß abwesend und der Student entfernte sich wieder, blieb jedoch in der Nähe des Hauses, um seine Heimkehr zu beobachten. Da kam der Vicecommandant der Bürger daher und schritt auf Banners Wohnung zu. Der Student, der den Schwedengeneral nicht von Person kannte, stand in der Meinung hier den Gesuchten vor sich zu sehen; er eilte ihm stracks nach, zog den Degen und stieß ihn denselben durch den Leib. Auf den Hülferuf des Tödtlichverwundeten eilte von allen Seiten Volkes herbei; die Soldaten wollten sich des Mörders bemächtigen, allein der junge Mann wehrte sich verzweifelt und stieß nicht nur einen Hauptmann nieder, er tödtete und verwundete auch noch Mehrere der ihn Umringenden. Er mußte endlich der Uebermacht weichen. Man schleppte ihn auf die Cyriaksburg und belastete ihn mit Ketten, deren Last den Studenten fast erdrückte. In der Erwartung, zu erfahren, wer seine Mitschuldigen seien, begann man alle Arten von Martern an ihm zu vollziehen; denn daß die kecke That, die einen Schuldlosen getroffen, allein in dem Gehirn dieses Jünglings entsprungen sein könne, hielt man nicht für wahrscheinlich. Aber alle Peinigungen blieben ohne Erfolg. Der junge Mann nannte Niemand, der ihn zur That verleitet, Niemand, der sich mit ihm verbündet. Auf alle Fragen hatte er nur die Antwort: Gott habe es ihm befohlen, um dadurch seinen Zorn über den Frevel und die Bosheit der Schweden zu erkennen zu geben. Erst mit glühenden Zangen gezwickt, wurde er dann geviertheilt. Trotz aller Schmerzen bei der Vollstreckung ließ er nicht ab geistliche Lieder zu singen und kein Schmerzenslaut kam über seine Lippen, bis seine Seele sich von dem zerfleischten Körper trennte. D.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 23. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

9. Juni.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Ein Künstlerleben.

Novelle von F. Brunold.

(Schluß.)

Wie es so auf Erden zu gehen pflegt: vom leisen Lufthauch löst sich der Schnee auf des Berges Spitze, um sich gleich darauf, zur mächtigen Lawine angewachsen, in das Thal zu stürzen. Ein Name, heute noch kaum genannt, lebt morgen schon vielleicht auf aller Lippen.

Auch Schuberts Compositionen waren plötzlich bekannt geworden, wenn auch immer noch nicht nach Verdienst und so wie sie es gegenwärtig sind. Es war eben mit seinen Liedern, wie es immer mit Liedern zu gehen pflegt. Unzählige hören sie, lesen und singen sie — aber nach dem Namen des Dichters, des Componisten wird selten gefragt.

Dennoch, hätte Schubert damals es verstanden, sein Glück auszubeuten, er würde durch seine Arbeiten, zumal er so ungemein rasch und viel arbeitete, ein gesichertes Einkommen sich erworben haben; denn die Herren Verleger, die den jungen unbekannten Componisten nicht beachteten, suchten den bekannteren gegenwärtig auf; — doch Franz Schubert machte es wie fast alle Künstler, er gab ohne Wissen und Willen seiner Freunde seine Werke für ein Billiges hin. Er war eben kein Kaufmann, der mit seinem Pfunde zu wuchern verstand.

Und Frühling ists. Die guten lebenslustigen Wiener feiern ihr allbekanntes heiteres Maienfest im Augarten. Die Hauptallee ist belebt durch die vornehme Welt in eleganten Wagen, auf stolzen Rossen, während zur Seite das Volk auf und nieder wogt. Der Kaiser fährt vorüber, Metternich folgt. Jetzt aber, jetzt reitet auf stolzem, feurigem Rosse eine Dame daher, stolz und kühn — und doch auch wieder lieblich und schön, eine wunderherrliche Mädchenblume.

Die Männer stehen erstaunt, die Frauen flüstern: Das ist die schöne Gräfin; und der Mann ihr zur Seite ist — —

Franz Schubert, der mit in der Menge gestanden, und der die Gräfin längst unter all den bunten Gestalten herausgefunden hatte, hörte den Namen nicht. Er hatte nur einen Blick gesehen, welchen die Beiden gewechselt — und es war ihm gewesen, als ginge ein schneidend Schwert durch seine Seele.

Es hielt ihn nicht länger; er mußte nach Hause. Die Freude um ihn her machte ihn erbeben. Er war ja so traurig, so unendlich traurig geworden.

Und nun saß er daheim, einsam daheim; er hatte das Gesicht in seiner Hand geborgen — und weinte bitterlich. — Wie lange er so gesessen, er wußte es nicht. Eine milde, weiche Hand legte sich auf seinen Nacken; eine sanfte, freundliche Mädchenstimme sprach: „O Du gnadenreiche Muttergottes, hilf Du ihn trösten!"

Und die Therese, denn die war es ja, kniete vor ihm nieder, nahm ihm sanft die Hand von dem bethauten Gesicht und sagte, während ihr selber die Thränen von der Wange liefen: „Bitt' schön! O, i bitt' so recht schön, sagen's mir, was Ihnen geschehen und wer Ihnen ein Leid gethan."

Schubert blickte auf, er sahe die Angst des Mädchens und sagte freundlich: „Du gute Theres', wo kommst nur her? Warst nicht draußen im Augarten auch?"

Das Mädchen wurde roth, den Blick gesenkt, sagte sie: „G'wesen bin i schon dort — aber — aber ich sah Sie so plötzlich erbleichen und heima schwanken — da hielt's auch mich nicht länger — und nun bin ich hier — und Sie sollen mir sagen, was Ihnen fehlt und wer Sie weinen gemacht. Bitt' schön!"

Franz Schubert seufzte auf, hoch auf, dann hieß er das junge Mädchen sich ihm zur Seite setzen und sagte endlich, der Therese Hand erfassend: „Was mir fehlt? Ja, wenn ich es selber wüßt'! Und wenn ich's auch haarscharf Dir sagen wollt', es würde Dir doch nicht scheinen, daß man darüber den Kopf verlieren müsse. Man fühlt's und trägt's — und ein Anderer faßt es nicht! — — Siehst, da bin ich vor Jahren hinaus in das Ungarland gezogen, wo eine gar schöne Zauberin mich auf ihrem Schlosse an Spinne- und Silberfäden gefangen hielt. Ich mußte sie spielen und singen lehren. Hab's sonst Niemand wieder gelehrt, selbst hier in dem

großen Wien nicht. O, es war wohl hübsch — und ich habe dort selber gar viel gespielt und gesungen — und mir selber dadurch das Leid in das Herz gesungen!

Es lag auf mir wie Maiensonnenschein — und doch wiederum auch so gewitterschwül, als hätte mein Herz verbrennen sollen. — Es war meine schönste, glücklichste Zeit, trotz der Schmerzen, die mich oft erfaßten. War mein Leben doch bisher so einfach ruhig dahin gegangen — und die Musik war von Jugend an meine Führerin und Beschützerin gewesen. Als Knabe mit einer schönen Stimme begabt, sang ich mit im Chor, dann lernte ich das Geigenspiel, bis es mich endlich drängte selber zu schaffen und zu componiren. So bin ich denn auch zuletzt auf jenes Schloß gekommen — und da hab' ich von einem Sänger geträumt, der zu einer Fürstentochter aufgeschaut, bis er, sein eitles Beginnen erkennend, sich in einen Abgrund stürzte. — Ich bin wohl geflohen — aber die Tage hab' ich nicht vergessen."

Er schwieg und senkte das Haupt.

Auch die Therese mochte nicht reden; endlich sagte sie, leise, sanft voll unendlicher Milde und Hingebung: „Und heut'?!"

Noch leiser, noch sanfter setzte sie hinzu nach einer Weile: „Sie war's, die auf dem milchweißen Rosse ritt?"

Schubert nickte, und wie in einem Zauber befangen, sprach er: „Es ist dasselbe Pferd, daß sie drunten auf der Haide ritt, wo ich sie gesehen. So lange meinte ich sie immer noch besitzen — heut' aber, heut' hab' ich sie verloren; und im Verlieren fühlt man einst, was man besessen."

Doch jetzt sprang er auf, eilte zu seinem Instrument und hier in wilder Hast ein Notenheft erfassend und aufschlagend, rief er: „Ich will noch einmal spielen, was ich damals in ihrer Nähe auf's Papier geworfen. Sie hat mir ja diese Phantasie ins Herz gezaubert — und so will ich auch ihr das Werk jetzt widmen. Mein Name ist kein gänzlich unbekannter mehr, meine Compositionen sind nicht verachtet. Mit ihrem Namen an der Spitze soll das Werk hinausgehen in die Oeffentlichkeit. Die Menge wird denken, ich habe ihrer Schönheit einen Tribut gezollt; sie aber, sie wird es wissen und fühlen, was sie mir gewesen und noch immer ist, wenn die Melodieen, die Töne dieser Phantasie an ihr Herz schlagen."

In fieberhafter Hast ergriff er eine Feder und schrieb auf seine jetzt allbekannte F-moll-Phantasie ihren Namen zur Widmung nieder. „So", rief er — „nun will ich das Stück noch einmal spielen — und dann mag mein Herr Verleger sie drucken. Wohl mir, daß ich sagen kann: mein Verleger!"

Mit wildem Feuer setzte er sich nieder und begann das Werk zu spielen.

So schön, so wunderschön hatte die Therese ihn noch niemals spielen hören — er hatte ganz vergessen, daß sie zugegen war.

Leise, leise schlich sie zur Thüre hinaus, während die heißen Thränen ihr über die Wangen rollten. Sie hatte den Namen, den er frisch auf das Titelblatt der Phantasie geschrieben, gelesen; sie wußte und fühlte was das Ganze zu bedeuten hatte; und mit unendlichem Schmerze, mit tiefem Weh sprach sie den Namen vor sich hin: „Gräfin Esterhazy."

Und wieder sind Tage, Wochen, Monden vergangen; selbst manches Jahr ist schon dahin gerauscht. Der Name Franz Schubert ist schon ein gefeierter. Nach Hunderten zählt bereits die Anzahl seiner Lieder, ohne daß er sich selbst jemals wiederholt hätte, der anderweitigen vielfachen Compositionen nicht zu gedenken.

Anerkennung ist das Brod des Geistes — aber diese Anerkennung wollte noch immer in dem Maaße nicht kommen, wie der Componist sie wohl glaubte erwarten zu dürfen.

Heute aber, heute strahlt ihm die Sonne des Glücks. Es ist der 26. März des Jahres 1828*). Seine Freunde und Verehrer haben im Saale des österreichischen Musikvereins ein Privatconcert veranstaltet, in dem nur Schubertsche Compositionen zur Aufführung gebracht werden. Es wird sein schönes Streichquartett gespielt von den bewährten Künstlern Böhm, Holz, Weiß und Linke. Die liebliche Josephine Fröhlich singt sein herrliches Ständchen mit dem Texte von Grillparzer. Und noch vieles Anderes wird vorgetragen. Der Saal ist gefüllt; alle Zuhörer sind entzückt, befriedigt. Auch der Componist scheint es zu sein, sein Auge blickt ja so freudig hell im Saal umher; er lächelt so froh, als man ihm Beifall spendet. — Und doch wie schmerzlich zuckt er jetzt zusammen, wie bedeckt Leichenblässe sein Angesicht.

Sie, auch sie ist unter den Zuhörern; aber als Alles die Hände rührt und ihm Anerkennung spendet — hat sie ein frohes, freudiges Lächeln nur für ihn, für den Mann, der ihr zur Seite sitzt. Schubert siehts, er fühlts — und aller Beifall der Menge ist ihm werthlos; er vernimmt, er hört nichts mehr; die Freude hat sich in Schmerz verwandelt, seine Brust möchte zerspringen, sein Herz verbluten.

Es arbeitet nun einmal jeder Künstler niemals für die Menge im Allgemeinen; für ihn ist meist nur Eine auf der Welt, für die er lebt und schafft. Auch Schubert hatte im Geiste nur für sie, für die Eine gelebt und gearbeitet — und sie, sie beachtete ihn nicht; ihr Herz war einer andern Liebe zugewendet, sie hatte ihres einstigen Lehrers, des jungen Künstlers längst vergessen.

Zum Tode geknickt wankte er nach Hause. Das Concert war und blieb das einzige öffentliche, das Schubert in seinem Leben gegeben hat.

Und so ging der Sommer hin, der Herbst nahte — die Krankheit warf ihn auf das Lager.

Der 19. November des genannten Jahres ist gekommen, der Tod steht bereits zu den Füßen des Kranken. An seinem Bette aber sitzt eine weibliche Gestalt, eine barmherzige Schwester, in Schmerz gebadet. Sie hat von seiner Krankheit gehört und ist gekommen, ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen, im Sterben ihm nahe zu sein, die Augen ihm zuzudrücken.

Und der Tod schreitet weiter und weiter hinauf, dem Herzen zu. Wilde, düstere Phantasien erfüllen des Kranken Hirn; er athmet schwer, gebrochene Worte entschlüpfen seinem Munde.

Sie aber, die ihm zur Seite sitzt, die Magdalena seiner letzten Stunden, sie legt sanft ihre weiche linde Hand auf seine Stirn, sie beugt sich nieder — und ihre Lippen berühren den Mund des Scheidenden. Und der, als habe dieser Hauch des Mitleids und des Schmerzes die wilden, düstern Bilder von hinnen getrieben, als habe ihre weiche, sanfte Hand die Wogen des erregten Geistes geebnet — klar, freudig öffnet er das Auge und die Sitzende erkennend, trotz der Veränderung, die mit ihr vorgegangen, trotz des Leidens, das auch ihr Angesicht entstellt und aus dem einst so frohen, heitern, lebenslustigen

*) Franz Schubert war am 31. Januar 1797 geboren.

Mädchen ein Kind des Schmerzes gemacht, ruft er freudig aus: „Theres'! Du liebe gute Theres'! wie kommst Du her zu mir, dem Sterbenden?"

Die Angeredete zitterte sichtbar; ein flüchtiges Roth färbte die bleiche Wange; doch gewaltsam sich bemeisternd, sagte sie freundlich: „Sollt' ich Ihrem Lager fernbleiben, nachdem ich von Ihrer Krankheit gehört hatte? Hab' ich mich nicht der Krankenpflege ganz gewidmet? Denken Sie, ich müsse Sie vergessen haben, nun Sie schon lange nicht mehr in der Wipplingerstraße wohnen? — Aber Sie werden nicht sterben, Sie werden leben — und noch viel Schönes und Herrliches singen."

Der Kranke schüttelte das Haupt; leise sagte er: „Gönn' mir die Ruh! Ich wär ein Licht, rasch entflammt, um desto rascher zu verlöschen. — Ich sterbe jung — und wer in der Jugend stirbt, den preisen die Dichter ja als glücklich."

Freudiger, fester setzte er hinzu: „Beklage mich nicht. Siehe, selbst der große Beethoven erfreute sich in den letzten Tagen seines Lebens noch an meinen Werken. Des Meisters Wort ist mir ein Zeugniß, daß ich nicht ruhmlos scheide, meine Werke nicht umsonst geschaffen sind. Die Nachwelt wird mich richten. Wenn längst mein Leib in Staub zerfallen ist, singt wohl noch ein Mädchenmund, ein Jünglingsherz meine Lieder. Wie der Schwan erst im Sterben zu singen vermag, so war mein ganzes Leben ein langsames Sterben nur. Mir hat die Sonne des Glücks, mir hat die Liebe gefehlt — und so war mein Leben Abenddämmerung nur."

Therese preßte die Hand auf das wogende Herz, die hervorbrechenden Thränen mit aller Kraft zurückdrängend, rief sie aus: „O, saget nicht also! Auch Euch, auch Euch — —" Sie konnte vor tiefem innern Schmerz nicht weiter sprechen, die Thränen stürzten ihr aus den Augen; sie konnte sich nicht länger halten, sie mußte weinen, so recht schmerzlich, bitterlich weinen.

Der Kranke jedoch verstand sie nicht, er wußte ihren Kummer nicht zu deuten. Er hub zu singen an, leise, wie wenn der Tod um ein Herz wirbt; er sang die Worte, die er selbst einst so schön in Musik gesetzt hatte:

„Lockt Dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt Dich Dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gem Thau?"

Und nun sprach er, wie abwesend, in Fieberphantasien: „Sie war so schön, so unendlich schön; hätte sie mich geliebt, mein Leben wäre ewiger Sonnenschein gewesen; ich hätte Werke geschaffen —" Und wilder setzte er hinzu: „Doch wie! jagt sie dort nicht auf schnaubendem Roß daher, winket sie nicht? Ich komme!" schrie er auf, um gleich darauf wieder zu singen:

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin
Und ward nicht mehr gesehn."

Leiser und leiser war der Gesang geworden; mehr und mehr lehnte er sich zurück, bleicher und bleicher wurde das Angesicht, der Tod überschattete es. Mit dem letzten Ton entfloh die Seele. Franz Schubert war gestorben.

Therese kniete nieder, sie drückte ihm die Augen zu, sie betete, während durch ihre Seele zugleich die Worte des Liedes klagen:

„O wohl mir, daß gestorben
Der treue Buhle mein!
Ich darf ihn wieder lieben:
Er wird ein Engel sein,
Und Engel darf ich lieben."

Auf dem Währinger Friedhofe ruht die sterbliche Hülle des unvergessenen Franz Schubert; nur ein Grab trennt ihn von dem Grabe seines Meisters L. van Beethoven.

Markhams Rache.

„Die Folgen sind erbarmungslos."

Mitgetheilt von F. Coßmann.

(Schluß.)

II.

— Sie haben mir vergeben, Markham?

Die Küste Englands war in Sicht. Von der Zeit an, wo sie, durch eine Abtheilung der irregulären Cavallerie gerettet, jene Hütte verließen, während ihrer langsamen und gefährlichen Reise nach Calcutta hinab, während der unerfreulichen Monotonie der langen Seereise hatte er jenes Bekenntniß von ihr nie erwähnt. Dieses Schweigen lag drückend auf ihr; es würde für sie viel erträglicher gewesen sein, wenn über den Gegenstand gesprochen worden wäre. Sie versuchte öfters das Gespräch auf diesen Punct zu lenken, doch er wich demselben unveränderlich aus und bis zu diesem Augenblicke hatte sie den Muth noch nicht gehabt, ihn direct zu berühren. Dennoch wußte sie vollkommen, was er fühlte.

Bei dem langen Wachen neben seinem Bette zur Zeit des gefährlichen Fiebers, von dem er in Calcutta befallen war, hörte sie ihn oft während des heftigsten Deliriums den Namen ihrer Schwester rufen, und dieses Wort traf sie wie ein scharfes Schwert. Eines Abends, als sie vor ihm stand, richtete er sich in seinem Bette auf, blickte ihr wild ins Gesicht und mit seinen fieberhaft brennenden Händen die ihrigen ergreifend hatte er in unzusammenhängenden Worten seine Freude darüber ausgesprochen, daß Clara endlich zu ihm zurückgekehrt sei.

Dies war der gewaltsame Ausbruch der Natur, welcher die tiefen Gefühle des Herzens wie geschmolzene Lava ans Licht brachte; doch mit der zurückkehrenden Stärke kam ein stolzes Dulden, hinter welchem diese Gefühle sich versteckt hielten.

Sie wollte stundenlang sitzen und ihn in seinen Schlafanfällen bewachen. Sie wußte, daß er sie stets hassen würde und doch machte ihr das Gefühl Freude, daß er wie ein hülfloses Kind in ihrer Macht blieb. Die Lebensenergie war aus seinem Gesicht verschwunden; der starke Arm, an den sie sich bei jener schrecklichen Flucht angeklammert hatte, war sehr schwach und zu nichts mehr fähig; die Hände, welche sie den indischen Schurken entrissen hatten, waren entnervt, und doch blickte er in seiner Schwäche so edel.

Was war das Gefühl, welches in ihrem Herzen wohnte?

War es das Gewissen, das sie antrieb, ihm für die Vergangenheit einen vollen Ersatz zu leisten?

Sie fühlte, daß das nicht die wahre Antwort war, und dann wandte sie voller Schrecken ihren Blick von dem Kranken ab. Der Gedanke war zu furchtbar. Wie, wenn Liebe ihn rächen sollte?

Der Grundsatz, welchen ihre dürftigen Aeltern ihr als jungem Mädchen eingeprägt hatten — daß die Liebe eine Erdichtung, die Ehe der Erfolg einer weltlichen Berechnung sei — stellte sich mehr und mehr als ganz falsch heraus. Er war ihr als vollkommen wahr erschienen, als sie die ausgezeichnete eheliche Verbindung schloß, die für sie so geschickt eingeleitet worden war, und sie hatte in dem Genuß ihres Reichthums und ihrer weltlichen Stellung ganz zufrieden gelebt.

Sicher blieb ihr noch die traurige Rückerinnerung an diesen braven Gatten, der einen so edeln Tod in der Erfüllung seiner Pflicht gefunden hatte, die sie von ihrer unheilvollen Verblendung befreien konnte. Sie strengte sich an, ihn im Tode zu lieben, wie sie, als er noch lebte, ihn zu lieben nie geträumt hatte.

Dann vergaß sie die Härte, an die er sich als Soldat gewöhnt hatte; eben so vergaß sie, daß zwischen ihnen nie eine wirkliche Sympathie bestanden hatte, und sie verweilte nur bei dieser gütigen Nachsicht, die er ihr, wie einem Kinde, hatte zu Theil werden lassen, die sie bis auf den äußersten Grad erhob. Aber nach Allem waren sie Beide doch nur Parteien für einen Contract, Schönheit für Reichthum. Sie hatte ihre übernommenen Verpflichtungen als Weib treu und ehrlich erfüllt, doch ihr Herz war nie gefragt, nie verschenkt worden. In dem Allen war für sie keine Errettung. Das Gefühl, welches jetzt in ihr kämpfte, war Liebe, der ein Schauder begegnete, und die mit Kummer geduldet wurde. Der Name ihrer Schwester stahl sich von seinen Lippen, als er ohne Bewußtsein krank darniederlag, als sie mit zitternder Hand ihm das Kopfkissen zurecht legte und ihm die Haare von seiner brennenden Stirn wegstrich.

Sie hatte aber sein Leben gerettet und darin lag für sie ein Trost. Alle Aerzte hatten erklärt, ihrer sorglichen Pflege habe er viel mehr zu verdanken als der Geschicklichkeit und dem Wissen seines ärztlichen Beistandes; sie wunderten sich in der That darüber, daß sie die geringsten Veränderungen in seinem Zustande instinctmäßig fühlte. Zuletzt erklärten sie, die Seereise sei die einzige Hoffnung ihn zu retten. Für den Augenblick erleichterte es ihr Herz, seine Kajüte verschwenderisch mit jeder Annehmlichkeit auszustatten, welche für Geld zu erlangen war. Zu schwach, um von den getroffenen Anordnungen in Kenntniß gesetzt werden zu können, wurde er auf einer Matratze liegend an Bord gebracht.

Gleich von dem ersten Tage an, wo er sich auf der See befand, machte sich eine Besserung bei ihm bemerkbar; doch die Fortschritte in seiner Genesung waren sehr langsam. In der Tiefe ihres Herzens freute sie sich darüber, denn je mehr Dienste sie ihm zu leisten vermochte, desto mehr fühlte sich ihre Seele von der sie niederbeugenden Last erleichtert. Zu gleicher Zeit verlängerte sein krankhafter Zustand ihr Vorrecht, ihm nahe zu bleiben; denn sie fühlte recht gut, daß nach seiner vollen Genesung die Vergangenheit eine dauernde Scheidewand zwischen ihnen bilden müsse. Sie fühlte sich davon überzeugt, und dennoch hoffte sie gegen ihre Ueberzeugung: die traurigste Logik!

Er hatte seine Kraft noch nicht vollkommen wieder erlangt; seine Wangen waren noch mager und blaß. Sie wußte, daß es ganz allein das goldene Abendroth der untergehenden Sonne war, das auf seinem Gesichte sich zeigte, als er auf dem Verdeck sitzend zum letztenmal während ihrer Reise den Sonnenuntergang betrachtete. Sie glaubte mit Recht beanspruchen zu dürfen, noch ein wenig länger für ihn Sorge zu tragen; er hatte in der Nähe von Liverpool keine Freunde. Er sollte in dem Hause ihrer Schwester bleiben, bis seine Gesundheit vollkommen hergestellt sei. Sie war zu blind, um zu sehen, daß sie kein Recht besaß, ihn mit in das Haus ihrer Schwester zu bringen. Es war ja das einzige ihr zu Gebote stehende Mittel, ihn noch in ihrer Nähe zu behalten.

— Der Capitain sagte mir, daß wir morgen ganz früh in Liverpool sein werden, sagte sie, sich furchtsam an ihn wendend. Dann entflohen ihr in dem Augenblick die Worte, die sie an ihn zu richten seit langer Zeit sich vorgenommen hatte und sie konnte nur abgebrochen hinzufügen:

— Sie haben mir vergeben, Markham?

Bei diesen Worten kehrte er sein Gesicht von dem Sonnenuntergang ab und blickte ihr ernst ins Antlitz.

— Ich habe Ihnen vergeben, sagte er voller Mitleiden. Ich fürchte, die größte Anstrengung wird es Ihnen kosten, sich selbst zu vergeben.

— Ich werde nie im Stande sein das zu thun.

— Ich bin Ihnen, Pauline, die tiefste Dankbarkeit für die aufopfernde Pflege schuldig ...

— Sie sind mir nichts schuldig; Sie retteten mir das Leben!

— Ach, das war nur ein Zufall — ein schnelles, unbedachtes Werk. Ich würde ganz ebenso gehandelt haben, wäre irgend Jemand in Ihrer Lage gewesen.

— Aber Ihr edles Verzeihen ...

Er schien ihre Worte nicht zu beachten und fuhr fort:

— Sie müssen mich es aussprechen lassen, Pauline, daß ich Ihnen Dankbarkeit schulde, und ich würde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen in diesem Kummer zu helfen; aber ich weiß, wir können uns nur dann selbst vergeben, wenn Gott uns in seiner Barmherzigkeit die Gelegenheit giebt, die Vergangenheit wieder gut zu machen.

— Markham, ich bin sehr reich; weisen Sie mir eine Gelegenheit zu, Gutes zu thun.

— Ich werde von Ihnen nur Eins verlangen. Erzählen Sie Ihrer Schwester.

Sie war ganz zu Boden gedrückt. Sie hatte gefürchtet, daß er das von ihr fordern würde. Sie konnte es ertragen, daß er ihre Schuld kenne, aber daß noch Jemand sie erfahren sollte, schien ihr schrecklich. Mußte sie nicht unvermeidlich in seiner Achtung noch tiefer sinken, sobald er wußte, daß sie von ihrer eignen Schwester tief verachtet wurde?

— Ich verlange einen Act der Gerechtigkeit, Pauline.

Sie schwieg.

— Einen Act der Gerechtigkeit! Lassen Sie ihr wissen, daß ich ihr treu blieb. Es wird mein einziger Trost sein!

In abgebrochenen Worten bat sie ihn, sie zu verschonen.

— Ich bin entschlossen, Pauline, — wenn Sie schweigen, so werde ich selbst sprechen.

Sie kannte die Festigkeit seines Worts.

Jetzt ergriff sie ein Gefühl der gänzlichen Trostlosigkeit. Sie, der nie etwas an der Liebe Anderer gelegen hatte, deren ganzes Streben nur auf weltlichen Reichthum gerichtet war — sie hatte denselben erlangt und sie fühlte sich dennoch ganz elend — für sie gab es in der Welt nur zwei Wesen, an denen ihr Herz mit voller Liebe hing — seine Liebe konnte ihr nie zu Theil werden und die Liebe ihrer Schwester sollte auf immer für sie verloren gehen.

— Oh, Markham! gönnen Sie mir eine Frist — lassen Sie mich nur eine kurze Zeit glücklich mit ihr sein, ehe sie mich haßt — nur wenige Tage — eine Woche.

— Es mag sein. Eine Woche! entgegnete Markham, und er wendete sein Gesicht von dem ihrigen auf die goldene Wolke am Horizont, hinter welcher die Sonne sich in die See versenkte.

— Nur eine Woche, Mr. Markham! Müssen Sie uns so bald verlassen?

— Sie sind sehr gütig, Mrs. Manson, aber die Wahrheit ist, daß ich mich nach der Landung hier direct hätte nach London begeben sollen.

— Sie wollen sich doch nicht schon wieder thätig beschäftigen! Ich bin sicher, Ihre Gesundheit ist noch nicht vollkommen wieder hergestellt.

— Die Directoren wünschen sehr lebhaft, mich zu sehen; ich empfing erst noch diesen Morgen einen sehr dringenden Brief. Ich denke, wenn ich wohl genug bin, hier Freuden zu genießen, so habe ich kein Recht, eine mir obliegende Pflicht zu verschieben.

— Sie werden wieder zu uns zurückkehren?

— Ich danke Ihnen, ich kann mir dieses Vergnügen kaum versprechen, meine Verpflichtungen sind zu ungewiß. Ich glaube, ich werde sehr bald auf meinen Posten nach Ostindien zurückkehren müssen, sobald die Angelegenheiten dort nur etwas mehr geordnet sind.

— Ostindien — Ihre Gesundheit ist für das dortige Klima nicht geeignet; Ihre Freunde sollten Ihnen nie erlauben, dorthin zurückzukehren.

— Sie müssen nicht vergessen, daß mein Stand es verlangt.

Jetzt trat eine Pause in der Unterhaltung ein. Mrs. Manson bückte ihren Kopf auf ihren Stickrahmen und schien sehr eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt zu sein.

— Mr. Markham, ich weiß, Sie werden mich nicht mißverstehen, aber wenn Sie davon reden, uns zu verlassen und nicht wieder zu uns zu kommen — so fühle ich, daß ich etwas sagen muß. Ich weiß, ich würde es mir nie vergeben können, wenn ich geschwiegen hätte. Es giebt eine Person, die sehr traurig sein wird, wenn Sie uns verlassen. Nun bedenken Sie, ich weiß es nicht aus einer Unterredung, die zwischen uns stattgefunden hat, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort — aber ich kann besser sehen, als Worte es mir sagen können — meine Schwester liebt Sie!

Markham erbebte.

— Umstände, sagte er, haben uns zusammengebracht —, doch ich habe nie bemerkt . . .

— Ach! Sie müssen sich auf uns Weiber verlassen; in diesen Angelegenheiten sind wir die besten Richter. Schon die einfache Thatsache, daß sie Ihren Namen in der Unterhaltung so selten erwähnt, ist mir für die Wahrheit meiner Behauptung ein sicherer Bürge; aber außerdem kann ich sehen, wie sehr sich ihr Charakter, seitdem sie uns verließ, verändert hat. Als Mädchen war sie, obwohl sie manche ausgezeichnete Eigenschaften besaß, der Größe und dem äußern Prunk zu sehr ergeben, denn ich will gegen Sie ganz aufrichtig sein. Das Alles aber, davon habe ich mich überzeugt, hat sich verändert. Sie scheint sich förmlich aus Liebe an mich anzuklammern; in dieser kurzen Zeit hat sie meinen Knaben schon halb verzogen. Ich fürchte, ihre Ehe ist nicht sehr glücklich gewesen. Oberst Vincent war ein sehr gütiger, trefflicher Mann, aber viel älter — und wenn ich mich so ausdrücken darf, es muß ein sympathisches Gefühl bestehen, um eine Ehe wahrhaft glücklich zu machen.

Markhams Augen waren auf den Fußboden gerichtet, er hörte aber, wie ihre Stimme bei den letzten Worten stockte.

Erinnern Sie sich, daß sie ihr Leben Ihnen verdankt! Ich weiß, daß ich, wenn sie vor Jahren über verliebte Personen zu lachen und zu scherzen pflegte, zu ihr sagte: Ach, Pauline, trotz dieser Idee wird das, wenn Du einst wahrhaft liebst, eine Quelle der größten Freuden oder des größten Kummers für Dich sein.

— Mrs. Manson, sagte Markham, sie unterbrechend, diese Nachricht ist mir gänzlich unerwartet. Ohne die Frage aufzuwerfen, ob Sie die Gefühle Ihrer Schwester richtig aufgefaßt haben, bin ich verbunden, Ihnen offen zu erklären, daß diese Liebe, wenn sie wirklich vorhanden sein sollte, nie auf Gegenliebe rechnen kann.

— Das wird mein Fehler sein, sagte Mrs. Manson traurig.

— Weshalb?

— Weil ich zu frühzeitig gesprochen habe; doch was konnte ich thun, da ich vernahm, daß Sie uns verlassen wollten?

Sie stieg sehr aufgeregt von ihrem Sessel auf.

— Eduard Markham, ich habe ein Recht, zu Ihnen zu sprechen; Sie sind mir etwas schuldig. Das Alles übertrage ich auf meine Schwester; wenn Sie dieselbe lieben, könnte ich die Vergangenheit vergeben. Es mag sein, daß es von Ihnen klug war, eine so hoffnungslose Verpflichtung aufzugeben; aber am Abend des vierzehnten Juni hatten wir uns geschworen, einander treu zu bleiben und geduldig zu warten — und doch nach drei kurzen Monaten! — Doch das ist jetzt einerlei. Ich sendete Ihnen Ihre Briefe zurück, bis auf einen einzigen.

— Sie schickten mir meine Briefe sämmtlich zurück, sagte Markham, dessen eiserner Entschluß auf der gefährlichsten Probe stand.

— Nein, nicht diesen letzten Brief; ich konnte ihn damals nicht zurücksenden.

Mit der äußersten Anstrengung und ihre zitternden Hände beherrschend schloß sie ihren Schreibeschrank auf und zog ein kleines Packet hervor.

— Ich las diesen Brief zweimal, nur zweimal, und dann siegelte ich ihn mit diesem schwarzen Siegellack ein. Ich habe ihn seitdem nie wieder gelesen — ich bedurfte es nicht; jedes Wort desselben ist in mein Herz eingegraben. Ohne diesen Brief hätte man mich mit Gewalt an den Altar schleppen müssen.

Sie zwang das Packet in seine Hand.

— Hier, Eduard, ich kann Alles vergeben, alle diese Worte vergessen, wenn Sie meine Schwester glücklich machen. Ich lebe jetzt glücklich, sehr glücklich.

Nur noch wenige Worte und sie würde die Wahrheit gewußt haben — sie würde vernommen haben, daß er

seinem Eide treu blieb; aber er unterdrückte die Worte, welche sich auf seine Lippen drängen wollten und biß seine Zähne fest zusammen.

Als er im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen, hielt sie ihn noch einen Augenblick zurück — sie hatte ihre Selbstbeherrschung vollkommen wieder erlangt.

— Mr. Markham, ich werde über diesen Gegenstand nie wieder sprechen; aber ich bitte Sie herzlich, überlegen Sie es wohl, ehe Sie ein liebendes Herz verwerfen.

Er fühlte sich weit mehr versucht, als es gewöhnlich bei den Sterblichen der Fall ist. Wäre die Versuchung ihm ganz unerwartet gekommen, so würde er derselben sicher erlegen sein; aber ehe er Calcutta verließ, hatte er beschlossen, sie noch einmal zu sehen, und während der langen Reise und in vielen schlaflosen Nächten hatte er alle möglichen Fälle dieses Wiedersehens wohl erwogen und sich in Betreff aller Puncte auf den Widerstand gerüstet.

— Markham, haben Sie ihr gesagt?

— Nein, Pauline.

Für den Augenblick konnte sie nicht sprechen, sie vermochte nur seine Hand zu ergreifen.

— Es soll ihr nie erzählt werden.

— Das ist über alle Maßen edel gedacht! Oh, Markham, ich verspreche Ihnen, ich will mich aufs äußerste anstrengen, für die Vergangenheit Buße zu thun — Alles ist leicht, wenn ich Clara's Liebe besitze. Aber Ihre Güte — ich werde sie nie vergelten können.

— Warten Sie nur, Pauline. Erwägen Sie meine Worte — es soll ihr nie erzählt werden.

— Ja, ja, ich wäge sie; sie besiegeln mir die Verzeihung, die mir in der Todesstunde von Ihnen zu Theil wurde.

— Pauline, Sie müssen es mir auf Ihre Ehre versprechen, daß Sie es ihr nie erzählen wollen.

— Auf meine Ehre! sie wiederholte die Worte eilig, aber sie war über die Meinung derselben etwas in Verlegenheit, und als sie in sein Gesicht blickte, sah sie denselben Ausdruck, als wenn seine ganze Seele sich auf demselben abspiegelte, ganz so wie damals, wo sie in jener Hütte zu seinen Füßen niederkniete und woran sie sich noch so lebendig erinnerte. Ich soll es ihr nie erzählen, Markham?

— Nie.

— Selbst nicht in meiner Todesstunde?

— Selbst dann nicht — Sie verpflichten sich zu einem ewigen Stillschweigen.

Sie hatte die größte Todesfurcht ausgestanden; sie erinnerte sich an ihre unruhigen Gebete; sie erinnerte sich, daß sich in ihrer Brust kein Hoffnungsstrahl fand, bis er ihr vergeben hatte — dann erst fand sie Frieden für ihre Seele.

— Oh, Markham, verpflichten Sie mich nicht dazu, — nein, lassen Sie mich es jetzt aussprechen; lassen Sie mich jetzt irgend eine Strafe leiden, damit sie mir zuletzt vergiebt.

Sie wollte das Zimmer verlassen, doch er hielt sie zurück.

— Ich kann Sie nicht freigeben; Sie sind nicht um meinetwillen dazu verpflichtet. Ich bin überzeugt, Sie gingen mit dem Gefühle eines Triumphs zu der großen Hochzeit, als Ihre Schwester Mistreß Manson wurde. Aller Wahrscheinlichkeit nach machten zu jener Zeit die ernsten Worte des Trauungsformulars keinen Eindruck auf Sie und vermuthlich haben Sie seitdem nicht wieder daran gedacht, daß der Geistliche damals sagte: „Deshalb, wenn irgend Jemand eine gerechte Ursache nachweisen kann, weshalb dieses Brautpaar nicht gesetzlich verbunden werden kann, so laßt ihn jetzt sprechen, und wenn das nicht geschieht, dann für immer schweigen." Damals durften Sie sprechen, aber jetzt binden diese Worte Sie für immer.

Sie hörte ihm mit gesenktem Haupte zu, während sie ihr Gesicht mit ihren Händen bedeckte.

Als ich fand, daß Ihre Schwester mir wirklich treu geblieben war, kehrte mein Gefühl für sie, das sich in förmliche Verachtung verwandelt hatte, wieder zu der frühern Liebe zurück und ich beschloß, sie noch einmal zu sehen. Glauben Sie meinen Worten, nur sie zu sehen und dann auf immer von ihr zu scheiden. Ich rechnete auf die Stärke meines Willens. Ich glaubte, ich sei sehr stark — möge doch kein Mann seiner Stärke in einem solchen Falle trauen! Seitdem ich in dieses Haus eingetreten bin, habe ich mich in dem Feuer der Versuchung befunden. Geben Sie wohl Acht auf meine Worte, Pauline, und hören Sie, wie streng Sie zum Schweigen verpflichtet sind. Ich sah, daß sie nicht glücklich war, und was seine Liebe für sie betrifft —

— Mr. Manson ist sehr stolz auf sie, unterbrach ihn Mistreß Vincent.

— Ja, entgegnete er bitter, er ist auch sehr stolz auf seine schönen Pferde. Wenn er sie auch nicht durchaus schlecht behandelt, so lebt sie doch gänzlich ohne Sympathie und Liebe. Ich darf Ihnen nicht erzählen, was ich gefühlt habe; aber ich sage Ihnen, mein Entschluß war so geschwächt, daß es in dem einen Augenblick nur der Anblick war, wie sehr ihr Herz an ihren Kindern hing — wie ihr ganzes Glück dort seinen Mittelpunct hatte...

— Ich verstehe Ihre Meinung, Sir! rief Mistreß Vincent stolz. Meine Schwester würde unter allen Umständen ihrer Pflichten eingedenk gewesen sein.

— Es mag in der That so sein, wie Sie sagen. Kennen Sie diesen Brief?

Er brach das schwarze Siegel und legte den falschen Brief in ihre Hand. Sie blickte mit einer Art von Erstarrung auf denselben und sagte leise:

— Ich dachte, er wäre damals verbrannt worden — sie sagte mir das, als er nicht bei den andern Briefen war, die sie mir gab, um sie Ihnen zurückzusenden.

— Für diesen würden Sie Sorge getragen haben, erwiederte er mit einem trüben Blick.

— Wann empfingen Sie ihn?

— Vor einer Stunde — Ihre Schwester gab ihn mir und warf mir vor, meine heilige Zusage gebrochen zu haben.

— Bringe ich Fluch über dieses Haus? rief sie voller Schrecken, indem sie ihm zu Füßen sank. Gott rette uns vor dieser Schande. Oh, Markham, ich vertraute auf Ihre Ehre, als ich Sie hierher brachte.

— Sie vergessen, Pauline, daß ich Ihnen bereits gesagt habe, daß sie die grausame und schändliche Geschichte dieses Briefes nicht kennt. Wir wollen unter allen Umständen es so nehmen wie Sie sagen, daß sie ihrer Pflicht treu geblieben sein würde, aber denken Sie an den schrecklichen Kampf, an das lange Leiden, wenn sie je die Wahrheit kennen lernt. Warum sollte sie leiden? Sie hat kein Unrecht gethan! Aus Barmherzigkeit für sie sind wir zum Schweigen verbunden. Merken Sie diese Worte, Pauline — das Unglück und

der Kummer ruhen auf Ihrem Haupte, wenn Sie je das Schweigen über diesen Gegenstand brechen.

Sie gab ihm keine Antwort.

— Sie vergaben mir einst, murmelte sie.

— Gott verhüte, daß ich jene Worte zurückziehen sollte! Es ist möglich zu vergeben, aber es ist unmöglich, Sie von den Folgen Ihrer Schuld loszusprechen.

Markham ging nach Indien zurück.

Er hatte bei dem Bau einer Eisenbahnbrücke über einen reißenden Fluß unter höchst schwierigen Umständen eine große Originalität und Geschicklichkeit entfaltet. Diese Brücke war aber nicht blos ein Meisterstück des Ingenieurs, sondern sie bildete zufälliger Weise auch das letzte Glied in einer Hauptbahn der Eisenbahnverbindung, welche für die Entwickelung der Hülfsquellen des Landes von dem höchsten Werthe zu werden versprach. Alle Classen der Bevölkerung waren tief dabei interessirt und es war beschlossen, dem Ingenieur bei der Eröffnung der Brücke eine große Ovation zu bereiten. Der für die Ceremonie bestimmte Tag kam herbei.

— Sind Sie noch nicht fertig, abzureisen, Markham! Sie werden zu spät kommen, rief der Ingenieurgehülfe.

— Ich habe geschrieben, daß ich nicht dort sein kann.

— Gott behüte! Es ist Einer der größten Tage in Ihrem Leben.

— Die Sache ist, ich habe eben einen Brief aus England erhalten.

— Ich hoffe, er betrifft keinen Verlust in Ihrer Familie.

— Nein; aber doch enthält er Nachrichten, die mich sehr melancholisch stimmen.

— Gut, Markham, ich meine, Sie sollten trotzdem kommen; Ihre Dienste verdienen öffentliche Anerkennung.

— Sie kennen mich, alter Freund — für diese Art von Ehren gebe ich keine zwei Pence, und was die Brücke anbetrifft, so habe ich schon in diesem Augenblick in meinem Kopfe einen Plan, der doppelt so gut ist. Lassen Sie den Lorbeer auf Ihrem Turban aufpflanzen. Fort mit Ihnen, oder man wird Sie tüchtig auszanken, daß Sie zu spät kommen.

Markham war den ganzen Tag allein. Der Brief, den er erhalten hatte, lag offen vor ihm. Er war von einem Geistlichen geschrieben. Die Stelle, welche er am öftersten durchlas, lautete:

„Ich wurde gebeten, Mrs. Vincent zu besuchen, als keine Hoffnung zu ihrer Wiedergenesung mehr vorhanden war. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich eine sehr schmerzliche Pflicht zu erfüllen hatte. Sie beichtete mir, sie habe einer noch lebenden Person ein empfindliches Unrecht zugefügt, aber unter den besondern Umständen der Sachlage sei sie verpflichtet, das Unrecht nie zu entdecken, damit nicht ein noch größeres Unglück daraus entstehen möge. Ich bestrebte mich nach meinen besten Kräften, ihr Trost zu gewähren. Seitdem ich mit Mrs. Vincent bekannt geworden war, hatte ich stets Gelegenheit gehabt, die edle Frömmigkeit zu bewundern, mit welcher sie unter den Armen der Heerde des Herrn gearbeitet hatte, und ihre zahlreichen Werke der Gottesfurcht und christlichen Mildthätigkeit zu bemerken. Zuletzt befürchtete ich, ihre Seele stütze sich zu sehr auf „Werke“ als ein Mittel, um frühere Fehltritte abzubüßen. Es war beinahe vergebens, daß ich ihr den unermeßlichen Werth eines erlösenden Glaubens über die besten menschlichen Thaten bewies. Ihre Antwort war stets: „Was ich kürzlich gethan habe, rechne ich für nichts; könnte ich nur die Vergangenheit ungeschehen machen, dann würde ich glücklich sterben.“ Die Idee des „Thuns“ und das Elend zu sterben, ohne von der Person, der sie ein Unrecht zugefügt hatte, Vergebung erhalten zu können, waren die Gedanken, die sie so unglücklich machten. Gegen ihr Ende bat sie mich, als wir einmal ganz allein waren, ganz insgeheim an Sie zu schreiben, wobei sie sich der Worte bediente: „Das Elend, das ich jetzt leide, ist nicht von ihm veranlaßt worden — es ist die unvermeidliche Folge meiner eigenen Handlungen. Sagen Sie ihm, daß ich die übernommene Verpflichtung treu erfüllt habe, — daß er schrecklich gerächt worden ist.“ “

Sonntags-Plauderei.

Hermann Masius. Wir dürfen voraussetzen, daß die „Naturstudien von Hermann Masius“ (Leipzig, Brandstetter) unsern Lesern bekannt sind. Wäre der Ausdruck liebenswürdig durch Gutzkows Invectiven gegen die moderne „Lovely-Literatur“ nicht etwas zweideutig geworden, so würden wir sagen, das Buch gehöre zu den liebenswürdigsten Erscheinungen unserer neueren Literatur. Jedenfalls sollte es in keiner Familie fehlen, in welcher Geist und Gemüth noch ihre Rechte behaupten dürfen. Dr. Hermann Masius ist bekanntlich jetzt Director der Realschule von Neustadt-Dresden, nachdem er früher in einem vielbewegten Leben von Halle nach Annaberg, vom Erzgebirge an die Grenze der Lüneburger Haide (Salzwedel), von dort an die Ostsee (Stralsund) und aus der Nähe Rügens wieder an den Fuß des Harzes (Halberstadt) versetzt, und an Gymnasien, Realschulen und höheren Töchterschulen thätig gewesen ist. Den ersten Keim seiner so beliebt gewordenen und weit verbreiteten Naturstudien (sie sind durch Charles Boner auch ins Englische übersetzt) enthielt ein Programm des Gymnasiums von Salzwedel, worin er eine Abhandlung über die norddeutschen Waldbäume veröffentlichte, die sehr bald, z. B. von Jul. Schaller in seinem Commentar zu A. von Humboldts Kosmos, die verdiente Anerkennung fand. Es scheint, daß gerade die dürftige Natur der Umgegend von Salzwedel und die sehnsuchtsvolle Erinnerung an reichere und gesegnetere Länderstriche den Trieb des Schaffens in dem Verfasser der Naturstudien erweckt hat, wie ja die Sehnsucht oft genug die Mutter der Poesie ist. Denn zur Poesie sind seine Naturstudien trotz der gründlichen wissenschaftlichen Bildung, die aus ihnen hervorleuchtet, und trotz der gelehrten Anmerkungen voll staunenswerther umfassender und geschmackvoller Belesenheit, eben so entschieden zu rechnen, als etwa der historische Roman ungeachtet des Sträubens mancher Aesthetiker alten Styls zur epischen Poesie gehört. — Doch wir wollten eigentlich nicht von den Naturstudien sprechen, sondern von dem neuesten Werk desselben Verfassers, das ursprünglich als Theil der von ihm eingeleiteten „Gesammten Naturwissenschaften“ (Essen, Bädecker 1861) jetzt aber in besonderem Abdruck unter dem Titel: „Die Thierwelt. Charakteristiken von Dr. Hermann Masius“ erschienen ist. „Diese Charakteristiken sollen“, so spricht sich der Verfasser selbst im Vorwort aus, „auch an ihrem Theile zwischen der Wissenschaft und dem allgemeinen Bewußtsein vermitteln. Demgemäß strebte ich eben so sehr nach Anschaulichkeit als nach Gründlichkeit, und ich glaubte die erstere um so mehr zu erreichen, je mehr ich in die Darstellung verwob,

was irgend Licht auf den behandelten Gegenstand zu werfen schien. Deshalb habe ich nicht blos Wesen und Weise des Thieres an sich, sondern auch dessen geschichtliche und ästhetische Bedeutung beachtet, und je zuweilen den Sprüchen der Dichter wie den Ueberlieferungen des Mythus und der Sage einen Platz eingeräumt. Wenn ich ferner gewisse Gestalten, selbst der niederen Ordnungen mit besonderer Ausführlichkeit geschildert und gleichsam „Lebensläufe in absteigender Linie" zu geben gesucht habe, so geschah auch dies in der Absicht, in dem Einzelbilde den allgemeinen Typus deutlicher hervortreten zu lassen." Wir können diesen Worten des Verfassers nur unsere Ueberzeugung hinzufügen, daß es ihm vollständig gelungen ist, seine Intentionen durchzuführen, und empfehlen auch diese Schrift Allen, die neben der Gediegenheit des Inhalts und der Gründlichkeit der Belehrung zugleich Anmuth der Form und geschmackvolle Feinheit der Darstellung lieben. — Wir schließen diese Notiz mit der Erwähnung des Osterprogramms der Realschule von Neustadt-Dresden, die außer einem Fragment einer Abhandlung über Germanicus vom Director Dr. Masius selbst in den Schulnachrichten auch noch die Antrittsrede desselben und seine Rede zum Geburtstag Sr. Majestät des Königs enthält, beides wahre Musterreden voll feinen pädagogischen wie allgemein sittlichen Tactes, die wohl werth wären, nicht blos in den Spalten einer doch nur auf engere Kreise berechneten Schulschrift zu bleiben. Die vortreffliche Abhandlung über Germanicus aber läßt uns hoffen, daß der Verfasser darin, wie dereinst im Salzwedler Programm über die Waldbäume, den Keim zu einer neuen Schrift gegeben habe, worin er wie bisher aus der Pflanzen- und Thierwelt so nun auch aus der Menschenwelt und aus der Geschichte Skizzen und Charakterköpfe in seiner geist- und gemüthvollen Weise zeichnen möge. Den Uebergang dazu scheint er uns in einer Reihe trefflicher Artikel eines Culturgemäldes über den Nil im Jahrgange 1859 der von ihm selbst redigirten ausgezeichneten Jugendzeitschrift: „Der Jugend Lust und Lehre (früher: Des Knaben Lust und Lehre), Album für die reifere Jugend" (Glogau, Flemming) gemacht zu haben. W. O.

Ein Feuerregen in den Vereinigten Staaten. II. Unter den einzelnen Beobachtungen, welche man über diese merkwürdige und in ihrer Art noch nicht dagewesene Naturerscheinung in der Nacht des 13. November 1833 machte, verdienen besonders nachfolgende hervorgehoben zu werden: Eine der Feuerkugeln, die man in New-Haven bemerkte, drang in nordwestlicher Richtung fort und fuhr unfern dem schönen Stern der Himmelsziege auseinander, ein grünes phosphorescentes Gewölk von außerordentlicher Schönheit hinter sich lassend. Anfangs war es fast gerade und dünne, aber bald dehnte es sich mehr aus und gewann allmälig Aehnlichkeit mit einer sich um sich selbst windenden Riesenschlange. Nach einigen Minuten gewahrte man nichts mehr als einen leichten, glänzenden Dunst... Zu Poland im Staate Ohio bemerkte man gegen Nordwesten einen leuchtenden Körper, welcher länger als eine Stunde sichtbar blieb. Er hatte ein sehr glänzendes Aussehen und die Gestalt einer Sichel. Er näherte sich stufenweise dem Saume des Horizonts, worunter er endlich verschwand... In der Nähe des Niagarafalls gewahrte man, fast im Zenith, einen leuchtenden Körper von großem Umfange und von der Form eines viereckigen Tisches. Er blieb einige Zeit unbeweglich, breite Strahlen aussendend. Zu Charleston (Südkarolina) schien ein Meteor von seltsamer Bildung mit großer Schnelle den Himmel zu durchschneiden und zersprang endlich mit einem, einem starken Kanonenschusse ähnlichen Krachen. Olmsted machte außerdem folgende Beobachtungen: Der strahlende Punct, von dem die Meteore ausgingen, blieb unbeweglich unter den Fixsternen, und zwar während der ganzen Dauer des Phänomens. Es folgt daraus, daß dieser Mittelpunct der Meteore die Erde nicht begleitete in ihrer Rotation (Umdrehung) von Abend gegen Morgen, daß er dagegen Theil nahm an der scheinbaren täglichen Umwälzung der Sterne von Ost gegen Westen. Daraus folgt wieder, daß das meteorische Gewölk der Erde vollständig fremd und durchaus unabhängig von der Bewegung der Erdachse war. Sonderbar ist es, daß keins der Meteore bis zur Erde gelangte; denn man fand trotz sorgfältigen Nachforschens nirgends in den Vereinigten Staaten Meteorsteine oder Sand, oder Staub, oder eine sonstige Substanz. Man bemerkte einzig und allein eine plötzliche Witterungsveränderung von Wärme zu Kälte. Nach Olmsteds Folgerungen und Berechnungen war der strahlende Mittelpunct, von welchem die Erscheinungen ausgingen, tausend Stunden von der Erde entfernt. Er nimmt ferner an, daß der Stoff dieser Meteore sehr leicht gewesen sein muß und von außerordentlich schwacher Dichtigkeit. Denn wäre die Stoffmenge der Meteore schwerer und beträchtlicher gewesen, so ist es außer Zweifel, daß sie hinlängliche Fallkraft gewonnen haben würden, um bis zur Oberfläche der Erde zu gelangen, wo dann die verhängnißvollsten Ergebnisse hätten stattfinden müssen... Soviel über diese seltene Naturerscheinung in den Vereinigten Staaten, über welche wir noch eine Menge Einzelheiten anführen könnten, wenn wir nicht fürchten müßten die Leser durch allzu viel Details zu ermüden. K. W.

Friedrich der Große begegnete eines Tages einem Menschen, der ziemlich liederlich aussah und angetrunken war. Es war ein Ministerialsecretair und der König entsann sich seiner noch sehr gut. Zornig über diesen Scandal eines Beamten, fragte er ihn: „Wie heißt Er? Wo dient Er?"

Der Angetrunkene entgegnete muthwillig: „Er — heißt die dritte Person in der Declination der persönlichen Pronomen! Er dient in der Canzlei des Grafen Herzberg."

„Er Schlingel!" entgegnete Friedrich. „Will Er mich deutsche Grammatik lehren? Er weiß ja nicht einmal, daß der Eigenname, sobald er den Artikel vor sich hat, nicht gebeugt wird?"

Bei den Worten schien der Angetrunkene plötzlich nüchtern zu werden, denn er erwiederte mit einer den König in Erstaunen setzenden Geistesgegenwart, und indem er sich graziös verbeugte:

„Vor Ew. königlichen Majestät muß sich Alles beugen, möge es einen Artikel vor sich haben oder nicht!"

Friedrich lächelte: „Er weiß zu antworten — aber zum Friedensrichter möchte ich Ihn nicht haben, denn Er verdreht die Bedeutung der Wörter zu gut. Geh Er nur nach Hause und laß Er sich nicht wieder so gehen!" S.

Briefkasten.

Fräulein (?) Amélie Godin in Stettin. Wir sind Ihrem Namen schon verschiedentlich und niemals ohne Interesse begegnet. Leider hat uns jedoch Alles, was wir bisher von Ihnen gesehen, mehr befriedigt, als das uns Eingesandte, von dem wir nichts verwenden können. Lassen Sie sich dadurch nicht abhalten, uns bald wieder etwas vorzulegen.

Frau Nina Waldburg in Ulm. Auch die letztgesandten Gedichte genügen uns noch nicht derartig, daß wir Sie damit in unserem Blatte debütiren lassen möchten. Der Novelle sehen wir entgegen, und soll es uns nicht minder freuen, wenn sie für uns tauglich. Besten Gruß!

Fräulein Sophie H. in H. Warum so geheimnißvoll, liebenswürdige Schwärmerin? Aus Furchtsamkeit — ein Gefühl, das uns gegenüber ganz ungerechtfertigt ist. Viel Jugend, viel Unerfahrenheit und jener zarte Duft, der Ihrem Geschlecht und Alter eigenthümlich, haben uns aus Ihrem Brief und Manuscript freundlichst angesprochen. Zur Aufnahme eignet sich die eingesandte Skizze nicht, und wir gratuliren Ihnen dazu, denn um eine druckreife Schriftstellerin zu werden, müßten Sie noch manche bittere Enttäuschung erfahren. Möchte Ihnen die Unbefangenheit erhalten bleiben, und sei es auf Kosten Ihrer Production, Sie würden dabei immer noch gewinnen. Gern werden wir wieder einmal von Ihnen hören.

Herrn Otto Rübb in Wertheim am Main (Großherzogthum Baden). Ihr Gedicht: „Kennt ihr das Land, wo stolz die Reben blühen?" zeugt nicht minder von edler vaterländischer Begeisterung, als von poetischem Talente. Ungleich bedeutender aber ist es nach Seite der Form hin, als in Ausdruck und Gedanken, die zuweilen an Gewöhnlichkeit leiden. Wir zweifeln keineswegs, daß Sie bei tüchtigem Streben noch Tüchtiges leisten können.

Herrn Julius M. hier. Wohl ist der Same des Liedes über das ganze deutsche Land ausgestreut, wie das Citat sagt, mit welchem Sie die eingesandten Poesieen legitimiren. Wir glauben auch, daß in Ihrer Brust einige Körnlein verborgen liegen, aber sie bedürfen noch der Pflege und Zeitigung, ehe Sie die Blüthen zu Markte bringen können.

Herrn Arthur von B. in Colditz. Ihr ehrliches Streben haben wir noch keinen Augenblick verkannt, und eben so wenig haben wir die Hoffnung des Gelingens für Sie verloren. Im Gegentheil hat die letzte Sendung uns von neuem in der Ueberzeugung bestärkt, daß wirklich dichterischer Beruf Ihnen innewohnt. Die Gedichte: „Eine Schwalbe macht den Sommer nicht", „Der Wandrer, der vor Deiner Thüre stehet", „Innerer Drang" haben sämmtlich tiefpoetische Grundgedanken, aber die Ausführung leidet durchgängig in formeller Hinsicht an einer gewissen Ungewandtheit. Vielleicht finden und verbessern Sie das bei aufmerksamer Betrachtung. Herzlichsten Gruß!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 24. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

16. Juni.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Der alte Sprachmeister.

Von **Karl Wartenburg***).

Standet Ihr jemals an dem grünen Tische einer Spielhölle, wie sie draußen in den Bädern am Rheinstrome und Taunus ihre Pforten aufgethan? Seht Ihr, von innerem Grauen gefesselt, den entsetzlichen Angstblick, mit welchem jener Unglückliche mit den bleichen Lippen und den verstörten Zügen an den Händen des Croupiers hängt, der die Karte abzieht?

Leben oder Tod klebt an dieser Karte, schlägt sie nicht für ihn, so... er wischt sich die Schweißtropfen von der Stirn und denkt den grausigen Gedanken nicht aus.

Sahst Du je solch einen Blick, dann wirst Du ihn nimmer vergessen, unauslöschlich hat er sich in die Tafel Deines Gedächtnisses eingebrannt, und wenn Du Karten erblickst und den grünen Tisch mit den funkelnden Gold- und Silberhaufen, so wird zwischen Dir und ihm jene bleiche Gestalt mit dem Angstblicke aufsteigen und Dich zurückscheuchen von dem Rande des Abgrunds.

Leben und Tod an einer Karte, grauenhafter, entsetzlicher Anblick!

Es war schon spät in der Nacht, zwischen der elften und zwölften Stunde. Der Himmel war mit dunklem Regengewölke bedeckt, kein Stern flimmerte dort oben im weiten Raume. Der Nachtwind strich kalt und unheimlich stöhnend über die Ebene und schüttelte das letzte welke Blatt von den Bäumen. In den Häusern der Stadt war Licht und Leben erloschen; nur hier und da schimmerte ein trübe und düster brennendes Lämpchen mit seinem schwachen Lichtscheine durch die Gardinen. Auch in dem Hause, wo der alte Jean Jacques Dubois, der greise französische Sprachmeister des städtischen Gymnasiums wohnte, lag bis auf zwei Bewohner Alles in tiefem nächtlichem Schlummer.

Der Eine von diesen beiden Schlummerlosen war ein junger dramatischer Künstler, welcher in der Bel-Etage des Hauses wohnte. Er saß in einem der hinteren Zimmer seiner Wohnung am Clavier und spielte jenes Sturmlied von Marseille, das Allons enfants de la patrie; der junge Künstler hatte in einem neuen Drama: „Die Girondisten“, welches in den nächsten Tagen im Schauspielhause aufgeführt werden sollte, die Rolle des Danton zu spielen und suchte sich durch die Klänge jenes Liedes, das mit so mächtiger Gewalt an die Leidenschaft der Unterdrückten appellirt, in die Stimmung seiner Rolle zu versetzen.

---

*) Der Roman unseres liebwerthen Mitarbeiters: „Die Väter der Stadt“ hat vor kurzem, binnen einer Frist von kaum zwei Jahren, die zweite Auflage erlebt. Wie selten in diesen Tagen treffen hier einmal äußerer Erfolg und innerer Werth zusammen. Gleich ausgezeichnet durch Talent und Gesinnung hat der begabte Schriftsteller mit diesem Werke die einzige Richtung eingeschlagen, die uns zum wahren Heile führen kann, und die Kunst dem Leben dienstbar gemacht. Der Leser steht fortwährend auf dem sicheren Boden der Wirklichkeit und weit über die ihm gewährte Unterhaltung hinaus reichen die gewichtigen Anregungen und inhaltreichen Lehren, mit welchen dieses Buch ihn seinen ernsteren Beschäftigungen zurückgiebt. Daß die große und heilige Sache des Fortschrittes der Mittel- und Schwerpunct des Ganzen bildet, versteht sich bei dem Namen des Verfassers von selbst; hervorzuheben aber ist, wie derselbe, fern von jeder nebelhaften Ungeheuerlichkeit und nichtssagenden Schönrednerei, mit selbstbewußter und selbst sich beschränkender Gestaltungskraft auf dem unermeßlichen Hintergrunde ein abgeschlossenes Bild mit scharfgegrenzten Umrissen gezeichnet hat. Eine deutsche Mittelstadt ist der Schauplatz, und der Kampf um eine freisinnige Gemeindeverfassung die Handlung des Ganzen, aus dem wir ersehen mögen, wie jede Bewegung naturgemäß von unten herauf und von innen heraus ihre Ziele zu verfolgen hat, und daß jeder zunächst in seinen kleinen Verhältnissen dem großen Zwecke dienen kann und muß. Der Verfasser war so gütig, das fünfzehnte Capitel des zweiten Bandes im Vorliegenden selbstständig für uns zu bearbeiten, eine Episode, die unsern hiesigen Lesern ein besonderes Interesse gewähren wird, da sie zum größten Theile in Leipzig spielt, und der alte Straßburger Sprachmeister hierorts wohl noch in Manches Erinnerung lebendig sein mag.

Den zahlreichen Freunden des frischen und kräftigen Talentes unseres Mitarbeiters die angenehme Nachricht, daß in nächster Zeit das Erscheinen einer Novellensammlung: „An trüben Tagen“ bevorsteht, so wie daß sein zweiter Roman: „Neue Propheten“ noch in diesem Jahre neu aufgelegt wird. D. H.

Der Andere, der noch in die Nacht hineinwachte, war der alte französische Sprachmeister Dubois, der hoch oben im vierten Stockwerke in seinem kleinen Studirzimmer saß, dessen Fenster auf denselben Hofraum hinausgingen, wie die der Stube, in welcher der junge Künstler am Clavier spielte.

Der alte Mann mit den grauen Haaren und den gefurchten Zügen saß vor einem morschen, wurmstichigen Schreibtische, auf welchem ein tief herabgebranntes Talglicht in einem blechernen Leuchter brannte und seinen traurigen, trüben Schein über das ärmliche Zimmer flackernd fallen ließ.

Vor ihm lag eine alte beschmuzte Karte ausgebreitet und das dunkle, in irrer Gluth flammende Auge des alten Sprachmeisters hing an den abgegriffenen Blättern der Karte mit demselben Ausdruck entsetzlicher Angst wie das jenes bleichen Spielers an den Händen des Croupiers. Dabei bewegten sich seine Lippen, dunkle, unverständliche Worte murmelnd, und seine zitternden Hände flogen tastend über die Reihen der aufgelegten Karten.

Der unglückliche Alte! Er legte sich die Karte, um aus ihr die Hoffnung auf eine bessere Zukunft herauszulesen.

Wochenlang trieb er es schon so bei nächtlicher Weile und verschlossener Thüre, wenn die Seinigen zur Ruhe gegangen waren. Dann richtete er sich leise von dem harten Lager, wo ihn Sorge, Angst und Kummer nicht ruhen ließen, empor und schlüpfte leise hinüber in sein kleines Studirzimmer. Mit bebenden Händen zündete er das Talglicht an, verriegelte die Thür und begann dann die Karten auf dem Schreibtische aufzulegen. Es war schon die eiserne Kralle des Wahnsinns, die sich nach ihm ausstreckte und ihn hin zu den Karten zog, um ihn endlich — Doch was ist das?

Der Alte hatte plötzlich sein graues Haupt mit den gramvollen Zügen emporgerichtet und lauschte. Eine helle Gluth loderte in seinen Augen auf und der entsetzliche Ausdruck innerer Angst und Qual verschwand von seinem Gesichte. Der Nachtwind hatte das lose Fenster aufgerissen und über den Hof herüber klang von den Fittigen des Windes getragen das Lied, das wunderbar mächtige Lied von Marseille, das Lied Rouget de Lisle's:

„Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!“

Er hatte es viele, viele Jahre nicht gehört, dieses Lied der Revolution, nun klang es plötzlich in nächtlicher Stunde an sein lauschendes Ohr.

Einen Augenblick vergaß er sein Elend, vergaß er die Gegenwart und die verhängnißvollen Karten, die ihm wochenlang nichts als Unglück geweissagt; er schloß die Augen, das Haupt sank auf die Rücklehne des Stuhls, und die Bilder einer fünfzigjährigen Vergangenheit zogen an seiner Seele vorüber, begleitet von den Zauberklängen jenes Liedes von Rouget de Lisle.

Es waren große, traurige und freudige, berauschende und schmerzliche Erinnerungen.

Der kleine Jean Jacques Dubois war zehn Jahre alt, als er es zum ersten Male hörte, jenes Lied mit dem gewaltigen Zauber.

Es waren junge Soldaten, die, durch sein heimathlich Dorf ziehend, es sangen. An den Grenzen Frankreichs standen die feindlichen Heere, den Tod des Königs, welchen man in Paris gerichtet, zu rächen, und der Convent hatte das Vaterland in Gefahr erklärt. Ganz Frankreich griff zu den Waffen und von der Normandie bis zu den Pyrenäen klang es wie aus einem Munde:

„Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!“

Er stand am Wege der kleine Jean Dubois und sah sie vorüberziehen, diese jungen muthigen Soldaten der Republik, barfuß, in zerrissenen Monturen, nicht einen Bissen Brod im Tornister und keinen Tropfen Wein in der Feldflasche, aber bereit für das Vaterland zu sterben. Wie klopfte sein kleines Herz bei dem:

„Amour sacré de la patrie,
Conduis, soutiens nos bras vengeurs;
Liberté, liberté chérie,
Combats avec tes défenseurs!“

Der kleine Bursche warf seine Zipfelmütze in die Luft, und wußte seinen Gefühlen keinen andern Ausdruck zu geben, als daß er den Soldaten ein helles: vive la republique! nachrief und dann betrübt nach Hause schlich, weil er nicht mit ihnen in den Krieg ziehen konnte. Geduld, kleiner Jean Jacques, auch dein Tag wird kommen.

Er war vierzehn Jahre alt, als sein Vater, welcher Dorfschullehrer gewesen, starb. Die Mutter war schon früher gestorben, und so stand Jean Jacques, der nun ein derbes Bürschchen war, allein in der weiten Welt.

Da zogen eines Tages wieder Soldaten durch das Dorf. Und wieder klang das:

„Aux armes, citoyens! formez vos bataillons…
Marchons… marchons…“

in des Knaben Ohren. Es war ein Regiment, welches zur italienischen Armee ging, die der junge General Bonaparte befehligte. Als die Colonne am andern Morgen ihren Weitermarsch antrat, hatten sich die Trommler des Regiments um einen vermehrt; es war Jean Jacques, dem es keine Ruhe ließ, bis er die dreifarbige Cocarde auf dem Hute und den blauen Rock auf dem Leibe hatte.

Das Regiment kam noch zeitig genug, um an der Schlacht von Marengo Theil zu nehmen.

Der General sprengte vor die gelichtete Fronte.

„Soldaten!“ rief er, „die Batterie dort muß unser werden. Frankreich und Italien blicken auf Euch. Freiwillige vor!“ Der Rest des Regiments stürzte vorwärts, Jean Jacques mit seiner Trommel an ihrer Spitze! Hui! wie flatterte die Fahne im Pulverdampfe, wie wirbelte muthig die Trommel, wie freudig scholl es durch die von Kartätschen zerrissenen Glieder:

„Aux armes, citoyens! formez vos bataillons!“

schon blicken die Grenadiere in die Mündungen der Kanonen, da blitzt es noch einmal auf, die erste Rotte stürzt blutend, verstümmelt nieder, die nächsten pflanzen die geschwärzte und zerfetzte Tricolore in der eroberten Batterie auf.

Wieder waren Monden vergangen. Mit zerschossenem Arme war Jean Jacques Dubois vom Schlachtfelde aufgehoben worden. Es dauerte lange ehe die Wunde heilte, und als er endlich genesen, war er vom Wundfieber so matt geworden, daß er mit einem Trupp Blessirter nach Frankreich zurückkehren mußte. Sein heimathliches Dorf empfing ihn mit gerechtem Stolze; und da Jean Jacques von seinem Vater gut Lesen und Schreiben gelernt, so übertrug man ihm das väterliche Amt. In den ersten Jahren fühlte sich der junge Lehrer ganz glücklich. Statt des Trommelschlägels führte er den Bakel, und während

er früher gehorchen mußte, commandirte er jetzt selbst. Doch auch diese Zeit sollte bald vorüber gehen.

Der General Bonaparte hatte den Kaiserthron bestiegen, und von neuem standen die Heere Frankreichs in Waffen gegen Oesterreich. Jean Jacques war jetzt in dem Alter, wo er conscriptionspflichtig war, und da damals Soldaten nothwendiger wie Schullehrer gebraucht wurden, so mußte auch der junge Dubois wieder zur Flinte greifen und in ein Regiment Voltigeure eintreten. Und wieder klang es hell und laut:

„Allons enfants de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!“

Vor den Adlern des Kaisers flog die Siegesgöttin her und die Tage von Ulm und Austerlitz wurden mit ehernem Griffel in das Buch der Schlachten eingetragen. Wie schien sie so hell die Sonne von Austerlitz! Wie funkelten in ihren kalten, klaren Strahlen die glänzenden Adler des jungen Kaisers. Aber wie viele gebrochene Augen und gefallene Leiber beschien sie auch, diese helle, leuchtende Sonne von Austerlitz!

Auch Jean Jacques lag unter diesen blutigen, verstümmelten Körpern. Der Säbelhieb eines österreichischen Dragoners hatte ihm die halbe Hirnschale gespalten.

Aber es war Jean Jacques nicht bestimmt auf dem Schlachtfelde einen ehrlichen Soldatentod zu sterben. Seine Kameraden hoben ihn auf und übergaben ihn der Ambulance, wo man seinen zerhackten Körper wieder zusammenflickte. Ein halbes Jahr lag er im Lazarethe, und als er es wieder verließ, war er so schwach im Kopfe, daß er häufig das wirrste Zeug durcheinander sprach. Sein Colonel gab ihm deshalb unbestimmten Urlaub und die Erlaubniß in sein Dorf zurückzukehren.

Diesmal konnte er nicht wieder Lehrer werden; sein Kopf war noch zu schwach und angegriffen. Auch brauchte er sich nicht um den Erwerb zu ängstigen, denn der Säbelhieb des Dragoners hatte ihm das Kreuz der Ehrenlegion und eine jährliche Pension von achthundert Franken gebracht, genug, um in dem Heimathsdorfe ohne Sorgen leben zu können.

Wiederum vergingen Jahre und allmälig wurde es immer besser mit Dubois Zustande und seinem Kopfe. Er konnte stundenlang lesen und schreiben, ohne daß es ihm Schmerz im Gehirne verursachte, und nur zuweilen im Herbste und Frühjahre, wenn Stürme wehten oder ein feuchtes regnerisches Wetter eintrat, schmerzte ihn die alte Wunde. Das war jedoch nur vorübergehend und hinderte Jean Jacques wenig an seinem Studium. Ja, staunt nur, Jean Jacques studirte. Das heißt nicht eben auf einer Universität in Paris oder Straßburg, sondern daheim in seinen Büchern, die er theils vom Pfarrer entlehnte, theils aus der Bibliothek der nahen Stadt sich verschaffte.

Da ertönte plötzlich ein wilder Schrei des Schreckens durch ganz Frankreich, der ihn von seinen Büchern aufjagte. Dieser Schrei, der von den leichenbedeckten Schneefeldern Rußlands herüber schallte, verkündete den Untergang jener großen Armee, die bestimmt war, die Geschicke Europa's umzugestalten, und deren versprengte Reste wenige Monate später froh waren hinter der Weichsel sich vor der Kälte, dem Hunger und den Kosaken verbergen zu können. Das Jahr 1813 kam, der Kaiser rief die Nation zum letzten Kampfe auf.

Konnte Dubois bei diesem Rufe seines alten Generals daheim bei seinen Büchern bleiben? Er, Jean Jacques, der seinem Feldherrn die Schlachten von Marengo und Austerlitz hatte schlagen helfen? Es litt ihn nicht länger in dem stillen Dorfe; eines Morgens schnürte er sein Bündel und eilte der nächsten Garnisonsstadt zu. Er meldete sich auf der Commandantur als wieder eingetroffen und wurde als Stabsfourier dem Stabe des Marschalls Ney zugetheilt.

Und vorwärts ging es nun wieder über den Rhein, nach Deutschland hinein, dessen Volk nach Jahren schmachvoller Fremdherrschaft zu dem Schwerte gegriffen, um sich frei zu machen von der französischen Vergewaltigung.

Wie schmetterten die Trompeten, wirbelten die Trommeln, als die Regimenter über den Rhein setzten; wie klang das vive l'empereur donnernd aus Tausenden von Kehlen; wie schmetterte der Marsch des „Partant pour la Syrie“ — denn das „Allons enfants de la patrie!“ war schon seit Jahren verbannt und verpönt.

Aber es waren nicht mehr die alten kräftigen Schwingen, auf denen der kaiserliche Adler dahinflog, nicht mehr jener gewaltige rauschende Siegesflug, der so oft die Welt in Erstaunen und Schrecken gesetzt. Der altersschwache Doppeladler Germaniens, der 1805 und 1806 unter den Fängen des kaiserlichen Aars verblutet, war neu erstanden in Preußens Adler, der auf Lützens blutgetränktem Felde seinem Feinde zeigte, daß er ihm jetzt überlegen.

Und wie einst das „Allons enfants de la patrie“ den Schrecken in die Reihen der Feinde Frankreichs getragen, so trug ihn jetzt das:

„Das Volk steht auf!
Der Sturm bricht los!“

in die Glieder der Feinde Deutschlands!

Jean Jacques Dubois focht in allen großen Schlachten dieses Feldzugs mit. Er war bei Lützen, Bautzen, an der Katzbach, Leipzig — bei Leipzig, wo der Stern seines großen Kaisers sich zum Untergange neigte! Dubois war schon am zweiten Schlachttage verwundet worden und hatte sich nur mit äußerster Kraftanstrengung in sein Quartier in der Stadt schleppen können.

Wäre Dubois ins Lazareth gegangen, so wäre er sicherlich gestorben; aber so war es die Liebe, die an seinem Lager wachte, ihn pflegte und rettete. Wunderliches Spiel des Schicksals. Jean Jacques Dubois, der tapfere Soldat der Republik und des Kaisers, dem la belle France über Alles ging, dieser wackere Jean Jacques ließ sich von den sanften blauen Augen eines sächsischen Mädchens so fesseln, daß er darüber den Kaiser und Frankreich vergaß, und sich in Deutschland eine neue Heimath gründete. Clara Wagner hieß das Mädchen, eines ehrlichen Schenkwirths im Barfußgäßchen einziges Kind.

Ihren Bemühungen gelang es, Dubois von der Kriegsgefangenschaft zu retten und ihm sogar eine, wenn auch anfänglich bescheidene Existenz als französischer Sprachlehrer in Leipzig zu gründen. Der junge, hübsche, gebildete Mann, dessen Schicksal schon die Theilnahme der gutmüthigen Leipziger und Leipzigerinnen erregte, fand bald Schüler und Schülerinnen. Nach zwei bis drei Jahren hatte er sein gutes Einkommen, welches ihm gestattete einen eigenen Herd aufzurichten und seine Clara zu heirathen.

Aus dem Soldaten der Republik und des Kaisers war ein friedlicher Sprachmeister geworden, der avoir und être conjugiren ließ. Die Erinnerung an die früheren Zeiten trat immer mehr in den Hintergrund zurück, und

statt der Marseillaise summte er, wenn er mit seinem Töchterchen auf dem Arm im Zimmer herumsprang:

„Schlaf Kindchen, schlaf, im Garten geht das Schaf!"

Nur einmal regte sich das alte französische Soldatenherz wieder in ihm, bei der Nachricht von des Kaisers Rückkehr von Elba!

Da verging kein Tag, an dem er nicht das „Allons enfants de la patrie" zwischen den Zähnen brummte und ihm das „Marchons, marchons" so in die Beine fuhr, daß er seinen Hut ergriff und über den Frankfurter Steinweg rannte, als wollte er schnurstracks nach Frankreich laufen. Aber schon in der Nähe des Kuhthurms mäßigte er seine Schritte, er dachte an das große und an das kleine Clärchen, welches damals eben erwartet wurde, und als er nach Lindenau kam, war er so müde, daß er es für besser hielt in dem Gasthofe einzukehren und eine Flasche Weißbier zu trinken, als den weiten Weg nach Paris fortzusetzen. An dem Tage jedoch, da die Kunde von der Schlacht bei Waterloo nach Leipzig kam, war es partout nicht zum Aushalten mit ihm, und wer weiß was geschehen wäre, wenn nicht an demselben Tage die Ankunft des kleinen Clärchens ihn gezwungen hätte, statt nach Paris nach der Hebamme in der Magazingasse und nach seiner Schwiegermutter im Barfußgäßchen zu laufen.

Fünfzehn Jahre lebte Dubois als Sprachlehrer in Leipzig, da starb ihm seine geliebte Gattin. Der Schlag traf ihn hart. Von dem Augenblicke an gefiel es ihm in Leipzig nicht mehr, und er wünschte sich aus einer Stadt fort, wo ihn jeder Spaziergang, jede Straße an die Zeit erinnerte, wo er sie an der Seite seiner Clara durchwandelt hatte.

Wie gern war er früher in das Rosenthal gegangen, wie behaglich hatte er sich in Gohlis und Eutritzsch gefühlt, wie hatte er sich auf die Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittage gefreut, an denen er mit seiner Frau und seinen Kindern hinaus in den großen Kuchengarten oder auf das sächsische Kaffeehaus in Connewitz ging und dabei seiner Familie die Ereignisse jener großen Völkerschlacht erzählt, die seinem Kaiser die Krone raubte und ihm das Glück seines Lebens schenkte.

Und nun war mit einem Male Alles dahin!

Der Johanniskirchhof, diese liebliche Ruhestätte der Todten Leipzigs, in dessen Umfriedigung die Seele des Trauernden von jenem Gefühle resignirten Schmerzes erfaßt wird, wurde sein einziger Spaziergang, ein Besuch an dem Grabe seiner Gattin seine einzige Erholung.

Unter solchen Umständen kam ihm der Antrag, an dem Gymnasium zu N..., der Stadt, wo er jetzt lebte, die Stelle eines Sprachlehrers anzunehmen, so erwünscht, daß er die Berufung sofort acceptirte. Er verließ Leipzig und siedelte mit seinen Kindern dorthin über. Dubois heirathete wieder. Kinder und sich mehrende Sorgen blieben bei dem geringen Gehalte von dreihundertfünfzig Thalern nicht aus. Mit den Jahren wurde der alte Sprachmeister stumpfer und schwächer. Die Zahl seiner Privatschüler minderte sich, die Ausgaben und Sorgen mehrten sich. Er hatte zwar zu verschiedenen Malen um eine Gehaltszulage gebeten, indessen traf es sich unglücklicher Weise, daß stets über die dem Kirchen- und Schulcollegium zu Gebote stehenden Gelder anderweitig verfügt war.

„Das Kirchen- und Schulcollegium", hieß es in einem dieser Bescheide auf Dubois Ansuchen, „sieht sich dermalen nicht in der Lage dem Gesuche des Sprachlehrers am hiesigen Gymnasium, Jean Jacques Dubois, um eine Personalzulage willfahren zu können, dieweil über die dem Collegium zu Gebote stehenden Gelder für dieses Jahr durch Bewilligung eines Badereise-Stipendiums für den geheimen Schulrath N... und durch eine außerordentliche Gehaltzulage an den General-Superintendenten Dr. theol. N... anderweitig disponirt ist."

Ein anderes Mal wurden ihm wirklich durch die „Gnade Serenissimi", wie es in dem Rescript hieß, fünfzig Thaler Gehaltszulage gewährt, Petenten jedoch auch bedeutet, in Zukunft ein hohes Collegiums mit derartigen Querelen zu verschonen.

Zu dieser Zeit ereignete sich die Februarrevolution! Frankreich eine Republik! Das Wort wirkte wie ein Zauber auf den alten Dubois. Die ruhmreichen Erinnerungen seiner Jugend wurden wieder wach und die Tage des „Allons enfants de la patrie" erschienen ihm wieder, umflossen von jener Glorie des Ruhms, welche die Zeiten der Republik für einen ihrer Krieger immer haben mußten.

Wenn auch die Jahre und des Lebens Sorgen Dubois schwarzes Haar längst gebleicht, so hatte sich der alte Graukopf mit den lebhaft blitzenden Augen unter den buschigten Brauen ein frischeres Herz bewahrt als viele Jüngere, die kalt und theilnahmlos für die Geschicke der Völker, nur mit ihren selbstischen Zwecken beschäftigt, im Sturme und Drange jener Zeiten von 1848 und 1849 nichts als eine unangenehme, höchst fatale Unterbrechung des gewohnten Ganges ihres behaglichen Daseins erblickten; bedauernswerthe Menschen, die, wie Sallust in seiner Geschichte der Verschwörung des Catilina sagt, gleich den Thieren, nur ihren niedrigen Trieben folgend, in den Tag hinein leben. Für den alten Professor dagegen begann ein neues Leben. Er besuchte die Restaurationen und Kaffeehäuser wieder, um Zeitungen zu lesen und den Gästen von den Zeiten von 1789 zu erzählen, und ließ in der „Stadt- und Landzeitung", die auf dem breiten Fahrwasser des Märzes daher trieb, kleine Gedichte, wo er die Liberté feierte, abdrucken.

Ein jüngerer Lehrer, der einzige, mit welchem der alte Dubois zuweilen verkehrte, und der in der That freundschaftliche Gefühle für den alten Mann hegte, rieth ihm davon ab.

„Lassen Sie das sein, Herr Professor", sagte dieser ihm einst, „diese kleinen französischen Chansons werden nur von sehr Wenigen verstanden, nützen daher der Sache, welcher sie dienen sollen, wenig und schaffen Ihnen Feinde. Das Kirchen- und Schulcollegium ist Ihnen wegen Ihrer freien Ansichten ohnedies nicht besonders gewogen, und wenn eine Aenderung der Dinge eintritt, so könnten Ihnen diese harmlosen Reime auf die Freiheit theuer zu stehen kommen."

Der alte Sprachlehrer antwortete auf derartige Winke immer: „Warum soll ich nicht sagen, was meinem Herzen theuer? Ma foi! Je suis un soldat de la republique française, un enfant de la grande revolution! O, mon jeune ami, j'aime la liberté, comme ma femme et mes enfants." Und indem er lebhaft im Zimmer auf und abschritt, summte er:

„Liberté, liberté chérie
Combats avec tes défenseurs!"

Dann hielt er inne, machte Front gegen den jungen Lehrer, kreuzte die Arme übereinander und sprach:

„Mein Herz hat stets geschlagen für die Freiheit... toujours, toujours mon ami... ma parole est: la liberté, rien que la liberté. Ich werde nie verläugnen meine Grundsätze. Was können sie mir thun? Sie werden mir doch nicht können abhacken den Kopf, wenn ich besinge die Freiheit?“

Der Andere zuckte die Achseln und beendete das Gespräch mit den Worten: „Nein, das auf keinen Fall, aber Ihnen keine Gehaltszulage geben, und Sie sammt Ihren sieben Kindern hungern lassen.“

„O, mes pauvres enfants“, seufzte der Alte und versank in düsteres Sinnen. (Schluß folgt.)

Ein Quartett im Thüringer Walde.

Eine (leider) wahre Begebenheit.

Von A. von f.

I.

„Puh!! ist das eine tropische Hitze!“ sagte eine sonore Baßstimme, während der Inhaber dieses bedeutenden Organs, auf einen Wanderstab gelehnt, schnaufend stehen geblieben war, und sein erhitztes Gesicht mit dem Taschentuche bearbeitete — „wenn wir morgen dieselben Temperaturverhältnisse haben, so muß ich für meine Person auf die Ersteigung des thüringischen Himalaya's verzichten“, und es erfolgte abermaliges Schnaufen und Fächeln. Bei diesen letzten, mit komischem Ernste ausgerufenen Worten machten auch die drei Reisegefährten des erschöpften Sprechers halt, um gleichfalls Erquickungsversuche an ihren gebräunten Gesichtern anzustellen, und geben uns so Gelegenheit sie näher zu betrachten. Vier abenteuerliche Gestalten, in blaue Blousen gekleidet und mit gleichförmigen grauen Filzhüten bedeckt, zeigen sich unserem Blicke. Braun von Gesicht, und in den gleichfalls gebräunten Händen derbe Wanderstäbe schwingend, sehen sie auf den ersten Moment norddeutschen Frachtfuhrleuten nicht unähnlich, wozu der umgehängte Tabaksbeutel und die kurze, theilweise in Thätigkeit befindliche, theilweise aus der Brusttasche hervorlugende Pfeife noch das Ihrige beitragen mögen. Doch verschwindet diese Täuschung schnell bei näherer Betrachtung; denn aus Gang, Haltung und Sprache geht hervor, daß unter dieser unscheinbaren Hülle ein edler Kern verborgen, der nur den geeigneten Moment erwartet, sich in seinem vollen Glanze zu entfalten. Unsere Viere hatten sich nach einigen Minuten des Ausruhens wieder in Bewegung gesetzt und schritten so gewaltig aus, als gälte es, um die Welt zu reisen, ohne Rücksicht auf den mühsam nebenherkeuchenden Bassisten zu nehmen. „Das war eine herrliche Idee von Ihnen, Assessorchen, uns zu unserer Waldfahrt dieses Fuhrmannscostüm anzurathen“, ließ sich plötzlich eine glockenreine Tenorstimme vernehmen, „der Anzug ist bequem, leicht, und vor Allem abenteuerlich, sehr abenteuerlich.“ — „Und billig, sehr billig“ — setzte der Bassist in drolliger Weise hinzu. „Das ist wahr“, sagte der angeredete Assessor, eine hagere Figur mit langen Künstlerlocken, die er sich eben hinter's Ohr strich, um sein geistreiches Auge frei zu machen, „abenteuerlich ist unser Anzug, und ich freue mich nur auf den Moment allgemeinen Erstaunens, wenn wir, die unscheinbaren, kaum beachteten Wanderer, plötzlich Aller Ohren durch unsere Quartetts entzücken, und uns zu den Gefeierten des Tages machen werden;' nicht wahr, Bernhard, wenn die schöne Agnes wirklich in F— ist, wie ich aus glaubwürdiger Quelle vernommen habe, „so soll sie die Erste sein, der wir heute Abend ein Ständchen bringen“, und lachend klopfte der Assessor dem rothgewordenen Bernhard auf die Schulter. „Sie ist sicher in F—“, fiel der helle Tenor von vorhin ein, „und was noch besser ist, es sind noch ungefähr sechs bis acht junge, hübsche Mädchen aus der Stadt daselbst, die alle mit Agnes befreundet, theilweise sogar in demselben Hause wohnen; unsere Stimmen sind bekannt“ — „das soll Gott wissen“, brummte der Bassist, „wir haben die Nachtruhe manches friedlichen Bürgers auf dem Gewissen“ — „und die Ruhe manches empfindsamen Mädchenherzens gleichfalls“, rief Bernhard dazwischen, dachte dabei an Agnes, und erröthete leise. — „Wollt Ihr mich ausreden lassen oder nicht?“ herrschte der Tenorist, den wir kurzweg bei seinem wohlklingenden Vornamen Adolf nennen wollen; „ich sage, unsere Stimmen sind aus der Stadt genugsam bekannt, nicht zu viel gesagt, rühmlichst bekannt; bei den ersten Accorden weiß Agnes wer wir sind, es wissen's folglich auch ihre Freundinnen, und morgen in aller Frühe machen wir unsere Partie auf den Inselsberg mit den Mädels zusammen, das wird herrlich, himmlisch.“ — „Der Vorschlag ist nicht übel, gar nicht übel, gar nicht übel“, sang der Assessor; Bernhard fand vor Entzücken gar keine Worte, und nur der Bassist, das verneinende Princip, der Pessimist, wie ihn Adolf oft in edler Entrüstung nannte, schüttelte ungläubig sein mit prophetischem Geiste erfülltes Haupt und schwieg. „Daß Du alter Mephistopheles wieder voller Widersprüche steckst, kann ich mir schon denken; was hat das für Mühe gekostet, Dich überhaupt zur Partie zu bewegen, weil Du alter Uhu gemerkt hattest, wir könnten Dein Contra D oder Des füglich nicht entbehren“, sagte der Tenorist, den Bassisten gemüthlich um die Taille fassend, und rastlos schritt das Quartett seinem Ziele entgegen.

Die ganze Gruppe hatte unzweifelhaft etwas Groteskes, das jeden Vorbeigehenden zwang stehen zu bleiben und dem kleinen Künstlerverein nachzuschauen; doch vor Allem erregte die Figur des Bassisten überall die größte Heiterkeit, ja selbst seine drei Collegen blieben von Zeit zu Zeit etwas hinter ihm zurück, um sich an dem ergötzlichen Anblicke zu weiden, ungeachtet sie doch schon seit dem vorigen Tage mit ihm zusammen waren. Ein prononcirt südliches Gesicht, mit scharfer Adlernase und tiefliegenden, von Leidenschaft glühenden Augen, dazu ein Teint, der unter normalen Verhältnissen schon dunkel, augenblicklich von der Sonne ins Kastanienbraune verwandelt worden, und dieses Ganze von pechschwarzem Kopfhaare und lockigem Barte üppig und unordentlich eingefaßt, machten den Bassisten zu einer auffallenden Erscheinung. Jedenfalls mußten die Vorfahren desselben von den Ufern des Don nach Deutschland herüber gekommen sein, denn aller sorgfältigen Erziehung, allen Einflüssen der Cultur zum Trotze konnte er seine Kosakennatur nicht verläugnen, die

sich instinctmäßig gegen jede Convention, gegen alles Hergebrachte sträubte, und in Gang, Haltung und Redeweise den halbwilden Natursohn durchblicken ließ. Man denke sich nun diese Figur in vorbeschriebenem Costüm, dazu die stolze Haltung des Kopfes, das Auge wild unter der Krempe des keck aufgesetzten Hutes hervorblitzend, und Niemand ahnt, daß diese aus den fernen Abruzzen verschneit scheinende Gestalt ein auf der Sängerfahrt begriffener Lieutenant sei. Doch dies Alles war es nicht allein, was den drei Mitgenossen immer und immer wieder ein Lächeln abzwang, sobald sie ihn anblickten, es war vielmehr der unbeugsame Ernst, der sich in des Lieutenants Zügen so zu sagen eingenistet hatte, und der doch mit seinem Inneren so mächtig contrastirte; denn der brave Bassist war einer von den Menschen, die zwar selten sprechen, aber wenn sie sich vernehmen lassen, stets allgemeine Heiterkeit hervorrufen. Sein gesunder Witz, seine Lebhaftigkeit der Einbildungskraft, die Fähigkeit jedem Verhältnisse des Lebens die komische Seite abzugewinnen und dies in der überraschendsten, trockensten Kürze vorzubringen, hatten ihn schnell zum Lieblinge der Anderen gemacht. Ganz anders war Adolfs, des ersten Tenoristen Wesen und Charakter; denn sein lebendiger Geist, die classische Färbung seiner Bildung, der heilige Enthusiasmus für Naturschönheit und Kunst, verbunden mit einem feinen Geschmack, stempelten ihn in den Augen der drei Anderen zu einem gefeierten Lumen. Es wogten in seinem Innern noch die widersprechendsten Gefühle einer unklaren Sturm- und Drangperiode heftig auf und nieder; die Erde schien ihm zu klein, das Gold war ihm verächtlich, und nur in der Welt, die er im Busen sich aufgebaut, fühlte er sich heimisch. Ein Jeder von uns, gestehen wir's nur, war in seinem zwanzigsten Jahre ein wenig Kraftgenie, Himmelstürmer und schwärmerischer Weltverbesserer, doch gewiß nur Wenige in dem Grade wie der lange und blondgelockte Adolf, um dessen jugendliches Kinn einige wenige zarte Schößlinge schüchtern hervorsproßten, und es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß der Lieutenant oft durch eine trockene Bemerkung den in Idealen sich versteigenden Adolf aus dem Olymp herabstürzte, die dünne Scheidewand zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen mit frevelnder Hand umstoßend, während Bernhard und der Assessor, die eine solche Krisis voraussahen, mit behaglicher Neugierde dieselbe erwarteten, und heimlich lachend die in dem Satyrgesichte des Bassisten bis zur Entladung des Witzfunkens sich steigernde Ironie beobachteten. Trotzdem blieben aber alle Viere die unzertrennlichsten Freunde, und höchstens rächte sich Adolf am Lieutenant dadurch, daß er ihn einen M e p h i s t o p h e l e s nannte, welcher Spitzname denn auch als „u r g e n i a l" von den Anderen gebraucht wurde — doch versuchen wir es, die rastlos dahinschreitenden Wanderer wieder einzuholen, um auch ihr Gespräch belauschen zu können. „Endlich haben wir doch das Ziel unserer vereinten Wünsche erreicht", sagte Bernhard, vergnügt die Hände reibend, „die Partie in den Thüringer Wald ist trotz aller Schwierigkeiten zu Stande gekommen, und offen gestanden, während ich bei unserem gestrigen Ausmarsche noch leise Zweifel in die Durchführung des langgehegten Planes setzte, bin ich heute von dem glänzenden Gelingen desselben überzeugt." — „Ja jetzt, da wir so weit gekommen, ist an ein Umkehren nicht mehr zu denken", entgegnete Adolf mit heiterem Gesichte. „Alles begünstigt uns, das Wetter ist herrlich, die Luft klar und eine schöne Aussicht versprechend, doch — wer kann das stille Wirken der Götter durchschauen; wer steht uns dafür, daß nicht einer von uns selbst unsere Pläne zerreißt, indem er sich betr— —?" Adolf vollendete nicht, aber aller Augen waren auf den Lieutenant, der schweigsam nebenhertrabte, geheftet. Dieser stellte sich, als höre er den Seitenhieb nicht, der auf ihn gezielt war, vielleicht auch konnte er in diesem Falle ausnahmsweise einmal nichts entgegnen, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, und dann sann er auf Rache, auf glänzende Rache. So viel ist allerdings gewiß, daß der Bassist oft von sich gerühmt, er habe einst einen hohen Baryton gesungen, denselben aber durch vieles Commandiren eingebüßt (und er erzählte dies stets mit wehmüthiger Stimme); ungeachtet dessen ging in der Stadt der böse Leumund um, nicht das viele Schreien, sondern der häufige Genuß nordischer Getränke trage die Schuld dieser Verwandelung, doch die christliche Liebe will, daß man davon schweige still, und auch wir wollen uns nicht um die sicher erdichteten, einzig und allein auf dem kosakischen Ursprunge fußenden Gerüchte kümmern, und lieber bei der ersten Auslegung bleiben.

„Bist ja so einsilbig, Mephisto", sagte der Assessor nach einer Pause, „und so erhitzt?" — „Du wandelnde Latte mit Deiner Beinschwindsucht im dritten Stadium hast gut reden und gut laufen; wenn Du den Sonnenstrahlen dieselbe Oberfläche darböteſt wie ich, würde Dir die Zunge auch am Gaumen kleben; an drei Wirthshäusern habe ich mich gutmüthiger Weise vorbeilocken lassen, aber ich sage Euch —", und er nahm eine beschwörende Stellung ein, nachdem er den Hut aufs andere Ohr geschoben, „im nächsten Dorfe kehre ich ein, und verschließe mein Ohr Euren gleißnerischen Worten." — „Na, beruhige Dich nur", rief Bernhard lachend, „wir Alle werden im nächsten Orte unseren Durst befriedigen, in einer halben Stunde sind wir in R—brunn, woselbst der schönste Felsenkeller der ganzen Gegend das herrlichste Bier sprudeln läßt, um die Durstigen zu laben (bei dieser üppigen Schilderung schnalzte der Lieutenant unwillkürlich mit der Zunge und strich sich im Vorgenusse mit der gebräunten Hand die Magengegend), dort wird das Abendessen eingenommen, und wenn wir ein dessen würdiges Publicum finden, etwas gesungen. Gleich einem frischen Hauche in glühender Mittagshitze erquickte diese genußversprechende Aussicht alle Gemüther; Adolf setzte plötzlich ein, und wie auf Verabredung stimmte man das muntere Quartett an: „Das Wandern ist des Müllers Lust", mit erneuerter Kraft nach dem Tacte dahinschreitend. „Denkt Euch nur", hub Mephisto nach Beendigung des Liedes an, „mein Häuptling, dem die bevorstehende Truppeninspicirung viel wichtiger erscheint als uns unsere Sängerfahrt ins Gebirge, hat mir nur drei Tage Urlaub gegeben, wir befinden uns bereits am Abend des zweiten dieser Tage und sind noch immer von unserem Ziele entfernt; Alles demnach, was wir zu unternehmen gedenken, muß auf den morgigen Tag zusammengedrängt werden; morgen Abend verlasse ich Euch, um mit der Eisenbahn in meine Garnison und mein Joch zurückzukehren." — „Das ist ja eine grenzenlose Hartherzigkeit von Deinem Tyrannen, dieser Böotier scheint mir, versumpft im Schmutze der Alltäglichkeit, den Anblick des salva venia Hosenfutters, das schnarrende Commando des Unterofficiers dem Anschauen der herrlichen Natur, dem göttlichen Gesange vorzuziehen", räsonnirte Adolf in gerechtestem Eifer gegen solch verächtlichen Mangel an Schönheitssinn, indem er stolz umherblickte und alle sieben Tagewerke im Busen fühlte. — „Du bist doch sonst nicht der Mann, der sich

gutwillig abspeisen läßt, wenn er etwas fordert — — au weh!" — „Was hast Du, was fehlt Dir", so erscholl es plötzlich von allen Seiten, während Adolf, den linken Daumen im Munde, wie ein Besessener umhersprang; „so ein Gesicht sah ich noch nie, Kerl, bist Du toll?" — „Ich wollte nach edler Rosselenker Weise mit Stahl und Stein meine Pfeife in Brand setzen", erwiederte Jener, „und habe dabei den unfreiwilligen Versuch gemacht, meinem Daumen Funken zu entlocken." Alles lachte; der Bassist fing an in komischer Weise ihn zu bedauern, indem er besorgt den Puls befühlte, und weiter ging es unter fröhlichem Geplauder in raschem Schritte, da die Sonne anfing, schon lange Schatten zu werfen und hier und da ein Sternchen verstohlen schimmerte. „Genug der Scherze", rief plötzlich der Assessor, „es sind viel wichtige Dinge zu berathen, deshalb bitte ich um einige Augenblicke silentium. Die Grenzen unseres künstlerischen Wirkens sind durch den fatalen Urlaub des Bassisten ungemein verengt worden, daher müssen wir durch erhöhte Geschwindigkeit und sehr frühes Aufstehen Zeit zu gewinnen suchen, und ist es demnach unerläßlich heute noch F— zu erreichen, den Aufenthalt in R—brunn also möglichst abzukürzen." — „Doch ohne Vermeidung des Felsenkellers", warf Mephisto ein, indem er einen durstigen Blick zum Himmel warf, „sonst spanne ich aus." — „Du scheinst Dir zu Deinem Fuhrmannscostüm auch die gewerksmäßigen Ausdrücke angewöhnt zu haben", scherzte Bernhard, ward aber durch ein donnerndes Silentium des Assessors verhindert, weiter zu sprechen. — „Unser Vergnügungsprogramm für heute ist also gemacht", sagte der Letztere, als auf sein dictatorisches Geheiß Ruhe eingetreten war; „wir müssen heute F— erreichen; zwar werden wir in nächtlichem Dunkel einrücken, aber um so besser, man ahnt unsere Nähe nicht, wir suchen einen Gasthof auf, erkundigen uns unter der Hand wo Agnes wohnt, wo ihre Freundinnen wohnen, und —" „und lassen sie dann unsere Nähe ahnen", vollendete der Lieutenant, in höchst drolliger Weise unter seiner Hutkrempe hervor nach dem erröthenden Bernhard hinschielend, während die Andern lachten. „Na, ich sehe schon", sagte der Assessor, „mit Euch ein vernünftiges Wort zu reden ist heute wieder einmal unmöglich, macht mir nur heute Abend keine Schwierigkeiten, sonst muß ich von meiner Amtsgewalt Gebrauch machen." Die wandernde Truppe hatte nämlich ihm den Rang des Musikdirectors zugestanden, da er, in allen Familienkreisen als vortrefflicher Clavierspieler bekannt und geschätzt, ohne Frage die meiste musikalische Befähigung besaß; er hatte sein Amt bisher mit Ruhm durchgeführt, und seine Ausstellungen, sein Tadel waren daher für die Uebrigen unumstößliche Orakel, welche blindlings befolgt werden mußten. Lachend, schwatzend und singend wanderten die vier Freunde dahin; Adolf schwärmte und citirte Stellen aus allen Classikern, während der Assessor Melodien aus verschiedenen Opern und Sonaten trällerte, der Lieutenant dagegen klagte dem gefühlvollen Bernhard seinen grenzenlosen Durst, und saß schon im Geiste beim schäumenden Kruge Bier, während sein anscheinend aufmerksamer Zuhörer in Gedanken bei der reizenden Agnes verweilte.

II.

Es schlug von dem Kirchthurme zu F— in phlegmatischer Langsamkeit elf Uhr, als vier Blousenmänner eiligen Schrittes, von der Landstraße herkommend, die ersten Häuser des Fleckens erreichten. Hier und da brannte noch ein Licht, sonst herrschte Dunkelheit und Stille ringsum, so daß man den hastigen Schritt der späten Wanderer weithin hörte. „Wie ich Euch schon gesagt habe", ließ sich der Eine von ihnen vernehmen, „F— ist in diesem Sommer so mit Fremden überfüllt, und besonders mit Berlinern, die ja stets den Thüringer Wald unsicher machen, daß es sehr schwer hält, ein Unterkommen zu finden." — „Das wäre noch besser", fiel eine gewaltige Baßstimme ein, „wir, und kein Unterkommen finden, — giebt es nicht Heuböden die Hülle und Fülle hier, steht nicht vor jedem Hause eine Bank?" — „Das kannst Du mit Deiner Kosakennatur wohl vertragen, ich aber danke schön für ein solches Bivouak, und sehne mich sehr nach einem guten Bette." — „Da haben wir's", sagte der Bassist, „Ihr Schriftgelehrten, Ihr Actenwürmer, die Ihr nur die Bureautemperatur gewohnt seid, Ihr wollt Fußreisen machen, aber keine Strapatzen ertragen. Die Nacht ist wundervoll, in einer Stunde muß der Mond aufgehen, wir setzen unsern Marsch fort und genießen das herrliche Schauspiel des Sonnenaufganges, das Ihr Ritter von der Feder wahrscheinlich nur aus Beschreibungen kennt." — „Beruhige Dich nur mit Deinen Vorschlägen zu romantischen Nachtmärschen, wir wollen doch vorerst versuchen, irgendwo Aufnahme zu finden, ehe wir uns voreiliger Weise einen vierwöchigen Schnupfen holen", entgegnete Adolf. Die Neugier hatte unterdessen mehrere Einwohner an die Fenster gelockt, und den Sängern Gelegenheit gegeben, den Weg zum ersten Gasthofe zu erfragen. Derselbe war ganz in der Nähe und glücklicher Weise noch offen, allein des Hausknechtes Aussage, es sei Alles bis unters Dach besetzt, wurde durch den herbeikommenden Wirth bestätigt, und man wandte seine Schritte zum zweiten und letzten Gasthause des Ortes, doch auch hier erscholl das niederschlagende Wort: „Alles besetzt". Entweder war dieses richtig, wie es Bernhard schon vorausgesagt hatte, oder die beiden Wirthe nahmen Anstand, solch verdächtig aussehendes Volk unter ihrem Dache aufzunehmen; denn ihre Blicke hatten sich mit zweifelhaftem Ausdrucke sofort auf die wilde Gestalt des Lieutenants gelenkt, der ihnen wohl das Ideal dessen zu sein schien, was die Polizei unter einem des Landstreichens verdächtigen Individuum versteht; kurzum, der Wirth des Gasthofes zweiten Ranges fertigte unsere Künstler ebenfalls ab, nur etwas gröber wie der erste, und Rathlosigkeit bemächtigte sich der Gemüther. Nur der Lieutenant war guten Muthes, denn eine Nacht im Freien wäre ganz nach seinem Geschmack gewesen; doch er fand bei den anderen Dreien, denen seine eiserne Natur und Zähigkeit mangelte, den heftigsten Widerspruch. Man rieth hin und her: sollte man nach R—brunn zurück, oder sollte man suchen, bei Privatleuten ein Asyl zu finden? In beiden Fällen war der Erfolg zweifelhaft, da es allmälig halb zwölf geworden war, außerdem war das erstere eine Rückschritt, der bei der so sehr beschränkten Zeit unangenehme Verzögerungen zur Folge haben mußte. Adolf und Bernhard, als die Entschlosseneren, wollten trotz ihrer Müdigkeit weiter wandern, wogegen der Assessor ein mächtiges Veto einlegte, kraft seines Amtes, dagegen nachgab, sich zum Heuboden bequemen zu wollen, wenn kein anderer Ausweg wäre. Laut disputirend, vorschlagend und wieder verwerfend, hatte die fliegende Capelle das Ende der Straße erreicht und war nun unschlüssig geworden, ob es besser sei sich rechts oder links zu wenden, oder umzukehren, als der Schimmer eines kleinen Lichtes in der Seitenstraße ihre Aufmerksamkeit

fesselte, und zugleich ein Hoffnungsschimmer, wenn auch nur ein schwacher, die Brust der obdachlosen Künstler durchzuckte. Das Lichtlein erwies sich alsbald als eine an der Deichsel eines mächtigen Frachtwagens hängende Laterne, die mit fettigen Gläsern und einem lebensmüde glimmenden Lichtstumpen versehen, den späten Wanderer vor einem Zusammenstoß mit dem Colosse rechtzeitig warnen sollte. Die matten Strahlen des flackernden Lichtes machten es schwer, die nächste Umgebung zu erkennen. Man befand sich vor einem Hause mit großem Thorwege, doch sonst ärmlich und verfallen aussehend. Durch die sehr kunstreich in die geschlossenen Fensterladen eingeschnittenen Oeffnungen, abwechselnd Tulpen und Vergißmeinnicht vorstellend, drang ein kaum bemerkbarer Lichtschimmer, während jedoch ein ziemlich lautes Summen aus dem Innern die Ohren der horchenden Sänger traf. Man befand sich vor einem Gasthause, das war allen Vieren ohne weiteres einleuchtend, und welchen Rang dasselbe unter den Hotels einnehmen mochte, war in diesem drängenden Falle gleichgültig. (Schluß folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Aufklärungen über Wallenstein. In neuerer Zeit sind sehr interessante und wichtige Documente von verschiedenen Personen veröffentlicht worden, welche das Dunkel im Leben Wallensteins (richtig Waldstein) bedeutsam aufhellen. Ein Schriftchen vom bayerischen Archivconservator J. Baader bringt zuvörderst Urkunden über den vielfach angezweifelten Besuch des Grafen Albrecht Waldstein auf der protestantischen Universität Altdorf. Der junge böhmische Edelmann wurde in die Matrikel derselben am 29. August 1599 eingetragen. Was über sein Leben actenmäßig mitgetheilt wird, beweist, daß er ein sehr roher, wüster Geselle war, dem es nicht darauf ankam, mit seinen Zechcumpanen die Bürger Nachts zu schrecken und denen, die ihm zufällig in den Weg kamen, den Degen in den Leib zu rennen. Schon fünf Monate nach der Ankunft in Altdorf erhielt Waldstein wegen solcher Krawalle Arrest. Einige Wochen später war er dabei, wie Hans von Steinau, gleichfalls ein roher Studiosus, einen Bürgerssohn auf der Straße erstach. Eine Untersuchung wurde von den Nürnberger Herren darüber angeordnet, und Waldstein, der noch die Wachen schmähte, befohlen, die Stadt nicht zu verlassen. Auf sein Bitten hob man am 16. Januar 1600 den noch über ihn verhängten Zimmerarrest auf, hielt jedoch den andern Theil des Nürnberger Urtheils aufrecht, wonach er, nach Bezahlung seiner Schulden, Altdorf verlassen müsse. Gegen diese Relegation protestirte der spätere Herzog von Friedland und der Rath nahm denn auch insofern Rücksicht darauf, daß er ihm eröffnete, mit Relegation wolle man ihn nicht strafen, aber zu seinem eigenen Besten rathe man ihm, baldigst die Stadt Altdorf zu verlassen. Das that denn auch der übel berüchtigte Studiosus, nachdem er kaum sieben Monate auf der protestantischen Universität gewesen.

Der böhmische Professor Gindely fand in den Archiven von Simancas und Paris Documente, deren Inhalt jüngst mitgetheilt wurde, und die keinen Zweifel darüber lassen, daß der Herzog von Friedland seit dem Jahre 1632 auf Verrath an dem Kaiser sann. Der Kaiser Ferdinand hatte ihm, als Wallenstein zum zweiten Male das Commando übernahm, ein Kurfürstenthum versprochen (Pfalz). Bald darauf verlangte der Herzog jedoch ein größeres Land, nämlich Brandenburg mit Pommern, Mecklenburg und andern norddeutschen Gebieten. Als der Kaiser keine Lust bezeigte, darauf einzugehen, trat Waldstein mit Frankreich, Brandenburg, Sachsen und Schweden in geheime Unterhandlung, um das Königreich Böhmen garantirt zu erhalten. Die Unterhandlungen führten auch wirklich zu einem günstigen Resultate und Ludwig XIII. garantirte dem ehrgeizigen Friedländer das Königreich Böhmen. Als der französische Gesandte mit den unterzeichneten Verträgen zu Wallenstein reisen wollte, erfuhr er dessen Ermordung zu Eger (Februar 1634). Der Kaiser hatte durch die Spanier Kenntniß von dem verrätherischen Plane seines Generalissimus bekommen und befahl seine Verhaftung. Die Ermordung geschah ohne kaiserlichen Befehl.

Dr. Dubik bringt nun noch eine ungekannte Urkunde, welche den Entwurf eines Friedenstractats zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem Friedländer enthält. Die Postulata, welche der Herzog stellte, waren folgende:

1) Wann er die böhmische Krone haben könnte, wolle er allen vertriebenen Herren und Andern ihre Güter wieder geben, die Religion frei lassen und den Pfalzgrafen restituiren.
2) Für Mecklenburg, Sagan und sein Restl, so ihm der Kaiser schuldig, wolle er das Markgrafenthum Mähren haben.
3) Weil der Bayernfürst auf dem Collegialtage zu Regensburg ihm hätte helfen das General nehmen, wolle er ihm das versetzte Land ob der Enns wegen seines Restes nehmen.
4) Er begehre die Armeen zusammen, so wolle er damit in Geheim vor Wien und den Kaiser zwingen, solches Alles einzugehen.

Hiernach wollte daher Wallenstein nicht weniger als Böhmen, Mähren und Oberösterreich haben. Dagegen verlangte der Kurfürst von Sachsen „das halbe Königreich Böhmen" und die Ober- und Niederlausitz für sich; auf Schlesien reflectirten Sachsen und Brandenburg zusammen. S.

Ein edler Zug. Ein junger Schriftsteller, Namens Gauvau, der in Folge des durch die Revolution herbeigeführten Verlustes seiner Aeltern und seines Vermögens erbittert war, griff im Jahre 1799 sowohl in öffentlichen Blättern als in Flugschriften jeden Revolutionshelden an, der in Ruf gekommen war oder beim Publicum Beifall gefunden hatte. Wider Lucian Bonaparte ereiferte er sich mit besonderer Heftigkeit, legte dem Volke alle Verbrechen, Vergehungen und Uebereilungen desselben vor Augen und erzählte von ihm Grausamkeiten als erwiesene Thatsachen, die theils auf vorsätzlichen Verleumdungen beruhten, theils bloße Gerüchte waren. Als nachmals Napoleon Oberconsul und Lucian Minister des Innern wurde, ließ Letzterer Gauvau zu sich kommen.

„Es sind Ihnen frühzeitig große Widerwärtigkeiten begegnet", redete er ihn an; „Sie fühlen sich deshalb unglücklich und haben sich zu mancher Unbilligkeit verleiten lassen. Sie haben Ihre Gereiztheit zuweilen an Leuten geahndet, die für Ihr Unglück nichts konnten, und die eben so wenig im Stande waren, Sie davor zu beschützen. Ich gehöre zu ihnen. Wie ich erfahren habe, mangelt es Ihnen nicht an Fähigkeiten und, wie ich hoffen will, auch nicht an Rechtschaffenheit. Hier empfangen Sie ein Patent, das Sie zum Director des Contributionswesens im Rhein- und Moseldepartement ernennt. Es ist dies ein Amt, mit welchem ein jährlicher Gehalt von zwölftausend Livres verknüpft ist, das aber diese Summe doppelt einträgt. Sollten Sie sonst in Schwierigkeiten und Verlegenheiten gerathen, so wenden Sie sich an mich. Ich bin Ihr Freund. Nehmen Sie hier hundert Louisd'or zur Bestreitung Ihrer Reisekosten. Leben Sie wohl."

Der niedergedonnerte junge Mann wußte sein Schicksal nicht zu fassen, er glaubte unrecht gehört zu haben, aber das Papier in seiner Hand ernannte ihn in Wirklichkeit zum Director des Contributionswesens. Von da an hörte seine schriftstellerische Thätigkeit auf, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß weder die Mit- noch die Nachwelt darum zu beklagen ist. D.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 25. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

23. Juni.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Der alte Sprachmeister.

Von Karl Wartenburg.

(Schluß.)

Die Befürchtungen des jungen Lehrers gingen nur zu bald in Erfüllung. Die Reaction trat ein. Dubois Träume von der Liberté lösten sich in dunkle, düstere Nebelgebilde auf.

Auf den alten Professor übte diese Wendung der öffentlichen Angelegenheiten einen mächtigen Eindruck aus. Er wurde menschenscheu, in sich gekehrt, verdüstert.

„O, mon ami!“ sagte er einst zu jenem Lehrer, der ihm jenen Wink gegeben, „ich hasse diese Welt; ich möchte, daß käme ein großes Sterben, die Cholera oder Pestilenz, daß wir allesammt würden getilgt von der Erde.“

Vergeblich suchte ihn der Andere aufzurichten und Muth einzuflößen. Der Alte schüttelte den Kopf, und indem er mit Gewalt eine Thräne zurückpreßte, sagte er mit trauriger Stimme: „Es geht zu Ende mit mir. Ich kann nicht lange mehr leben auf dieser Welt, o meine armen Kleinen.“

Des alten Mannes äußere Lage wurde immer drückender. Die Zahl der Privatschüler minderte sich immer mehr, da die Aeltern, welche dem Beamten- und reicheren Kaufmannsstand angehörten, ihre Söhne aus politischem Haß anderwärts unterrichten ließen und dem alten Franzosen auch sonst auf jegliche Weise Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

Es war eben der Fluch der Mißliebigkeit, unter welchem der Unglückliche litt, und dieses Phantom, dieses nichtige Gespenst, welches für den muthigen, kräftigen Mann ein leerer Popanz ist, wurde für den alten, stumpf werdenden Dubois ein tückischer Dämon.

Kartoffeln mit Salz, trockenes Brod und schwarzer Kaffee waren Tag für Tag die kärglichen Nahrungsmittel der Familie. Vergeblich schilderte der alte Dubois dem Kirchen- und Schulcollegium seine Lage, das Drängen seiner Gläubiger, die Aussicht auf den nahenden Winter: es waren stets keine Gelder für ihn vorhanden. Die Lage der Familie wurde immer trauriger. Die Kinder trugen nothdürftig zusammengestückte und geflickte Kleider, die dünn und fadenscheinig, kaum einen Schutz gegen die Rauhheit des Herbstes und nahenden Winters verliehen. Es waren harte, schwere Zeiten!

Der alte Sprachlehrer wurde mit jedem Tage menschenscheuer, düsterer. Rauschend schüttelte das Unglück seine schwarzen Fittige über seinem Haupte und in der dunklen Nacht seiner angstvollen, schweren Träume streckte sich des Wahnsinns eiserne Kralle nach ihm aus.

Und dann diese Marter am Tage!

Da kamen die Gläubiger ununterbrochen, und Alle, Alle wollten Geld haben.

Die meisten dieser kleinen Schulden stammten aus den letzten Jahren; denn jetzt bekam die Familie nichts mehr geborgt, weil der alte französische Lump, wie die Gläubiger auf der Treppe sagten, nichts mehr bezahlen könne.

Häufig wich der alte Sprachlehrer solchen peinlichen Auftritten dadurch aus, daß er draußen auf Feldern und Wiesen herumirrte, trotz des Regens und der herbstlich kalten Winde, die das abgeschabte dünne Sommerröckchen des Alten in Stücke zu reißen drohten.

„O mon dieu!“ flehte er dann oft, „nimm mich weg von dieser Welt mit meinen armen Kindern.“

Endlich bildete sich der unglückliche alte Mann ein, die ganze Welt habe ein Complott gegen ihn geschmiedet, um ihn zu verderben. Der junge Lehrer, der Einzige mit dem er verkehrte, suchte ihn vergebens von dieser fixen Idee abzubringen. „Sie wollen den alten Dubois verderben“, antwortete ihm der Sprachmeister mit seltsam funkelnden Augen, „sie wollen mich vernichten sammt meiner Familie, weil ich die Liberté besungen... oh, ich weiß Alles.“

War es dem alten unglücklichen Manne denn als Vergehen anzurechnen, wenn er, vielleicht um einen Augenblick sein Elend zu vergessen, in eine Restauration trat und ein Glas Bier oder ein Gläschen Branntwein trank?

Eines Abends saß er in dem hintersten und dunkelsten Winkel der Bierstube des Gasthofs „Zu den drei Zeisigen“. Er hatte sich ein Glas Bier geben lassen und

aß dazu, heimlich und verstohlen, ein Stück trocknes schwarzes Brot.

Zufällig war an diesem Tage „Schlachtfest" in den drei Zeisigen. So fett und dick Herr Wachtel, der Wirth in den drei Zeisigen, auch war, so schlug doch unter dem Specke, der auf seinen Rippen saß, ein menschlich Herz, und wie er den alten Sprachmeister dahinten in der dunklen Ecke so verstohlen sein trockenes Brod verzehren sah, dauerte ihn der alte Mann.

Eine Minute später stellte ein Kellner einige Teller mit Wurst, Sauerkraut und Klößen auf des Alten Tischchen.

„Sie sind im Irrthum, Garçon", murmelte der alte Franzose verlegen, „ich habe nicht bestellt Wurst mit Choux-sours."

„Ist auch nicht nöthig, Herr Sprachlehrer, heute ist Herrn Wachtels Geburtstag und alle Stammgäste sind zechfrei." Und zugleich füllte er des Alten Bierglas. Der arme alte Franzose erkannte wohl die unschuldige Lüge und zerdrückte zwischen seinen borstigen Wimpern eine Thräne.

In diesem Augenblick trat einer jener Menschen, welche man in Wien charakteristisch mit dem Namen „Spitzel" bezeichnet, ins Zimmer. Seine kleinen grauen Augen flogen nach der Art dieser Menschen im Zimmer herum und so entdeckte er auch den alten Sprachmeister, der eben seine Wurst in Papier wickelte, um sie seinen Kindern mit nach Hause zu nehmen.

„Schau, schau", murmelte der Spitzel für sich, „bist du auch da, Monsieur Parlez-vous français? Straf mich, wickelt Wurst ein... hä, hä alter Grauschimmel, mußt doch nicht so schlecht stehen. Wird sich freuen der Herr Oberschulrath, wenn er es erfährt... verfluchter Duckmäuser, der alte Dubois. Frißt Wurst in den Wirthshäusern und jetzt auch noch ein frisches Seidel. Der alte Kerl lebt wie unsereins."

Als wenige Tage darauf der Gymnasialrector, ein guter schwacher Mann, dem Alles vermögenden Oberschulrath die traurige Lage des alten Sprachmeisters schilderte, zog dieser die Augenbrauen empor, nippte, es war bei einem Frühstück, von dem Madeira und entgegnete:

„Ein Mann, der in den Wirthshäusern sich herumtreiben und dort schmausen und zechen kann, bedarf keiner Unterstützung. Trotz seiner grauen Haare ist dieser Monsieur Dubois doch noch immer der leichtsinnige Franzose, der er von jeher war. Mag er seine Lage noch so traurig schildern, ich glaube ihm nicht mehr, abgesehen von seiner Hinneigung zu verwerflichen Tendenzen. Ein öffentlicher Lehrer, der seine Stellung so vergessen kann, daß er in einem Zeitungsblatte ein Gedicht zu Ehren der sogenannten Liberté veröffentlicht, hat auf die Unterstützung des Kirchen- und Schulcollegiums keinen Anspruch. Zudem ist der alte Mensch ein flauer und nachlässiger Kirchgänger."

Als ihm der Rector dies am nächsten Tage mittheilte, erwiederte Dubois kein Wort. Aber hatte er schon vorher die fixe Idee von einem Complotte zu seinem Verderben ersonnen, so bestärkte ihn diese Mittheilung des Rectors noch mehr darin. Zu Hause war er still, in sich gekehrt, mied die Gesellschaft der Kinder und schloß sich stundenlang in seiner kleinen Studirstube ein.

„Mutter", sagte eines Tages die kleine Clara, „Vater baut Kartenhäuser, er hat die Karten auf den Tisch gelegt, ich hab's durch's Schlüsselloch gesehen." Die Frau achtete nicht auf das kindische Geplauder, die Kleine aber hatte wahr gesprochen.

Der Schatten des Wahnsinns fing an sich über die Seele des alten Dubois auszubreiten. Er sah sich verrathen und verlassen von den Menschen, die ja alle auf sein Verderben sannen. Da griff er, gleich einem Ertrinkenden, dessen Hand nach einem Strohhalme hascht, zu den Karten, um aus ihnen eine günstige Wendung seines Geschicks herauszulesen.

Im einsamen Zimmer, bei verschlossenen Thüren, wie ein Adept, der das Geheimniß des Goldmachens sucht, saß er und legte die Karte, und zählte und zählte. Aber seltsam, die Karten gingen niemals auf, stets blieben zwei zurück, und diese zwei waren die Unglückskarten: Pique Aß und Carreau Neun.

Der Alte zählte stundenlang von der Rechten zur Linken und von der Linken zur Rechten, die innere Angst trieb ihm den Schweiß in großen Perlen auf die Stirn, wie er aber auch zählen mochte, immer blieben die verhängnißvollen Blätter zurück.

Wochenlang trieb er es nun schon auf diese Weise, und auch in dieser Nacht sitzt er am Tische und zählt und zählt.

Da unterbricht ihn das Lied, an das sich die Erinnerungen seiner Jugend und seines Ruhmes knüpfen, das Marseillaisenlied, jenes wunderbare Lied, das ihn bei Marengo und Austerlitz zum Kampf und Sieg geführt. Zuweilen zerreißt der Nachtwind die Accorde, dann klingen blos einzelne Töne und Wörter an das lauschende Ohr des Alten, die ihn immer tiefer und gewaltiger aufregen.

„Amour sacré de la patrie",

murmeln seine Lippen, und seine Gedanken fliegen hinüber nach seinem schönen Frankreich, in sein heimathlich Dorf, wo er an jenem Morgen zuerst das:

„Marchons — Marchons"

vernahm, welches ihn hinaus trieb in den Sturm und Kampf des Lebens. Noch einmal schlägt der Refrain:

„Aux armes o citoyens! formez vos bataillons!"

an sein Ohr, dann erstirbt das Lied unter dem wilden Heulen des Nachtwindes.

Der Alte sitzt noch immer mit geschlossenen Augen im Lehnstuhle und horcht, während an seinem innern Auge die Tage seines Lebens bis herauf zu dieser Nachtstunde an ihm vorüberziehen. Mit einem Male fährt er empor, preßt die Hand auf die alte Kopfwunde, die ihn wieder wie Feuer brennt und blickt verstört um sich.

Das Erste, was er sieht, sind die Karten, die Unglückskarten: Pique Aß und Carreau Neune. Mit einer wilden, verzweifelten Geberde mischt er die Blätter zusammen, wie ein Spieler, der sein Hab und Gut bis auf den letzten Thaler verloren und mit Gewalt dem Schicksale eine günstige Wendung abtrotzen will.

Aber wie er sie auch legen mag und wie er auch zählt und zählt, er liest nichts als sein Verderben in den Karten. Seine Hände zittern und eine dumpfe Betäubung bemächtigt sich seiner. In dieser Verwirrung des Geistes läßt er die Karten fallen und greift nach einer alten Pistole, einer Waffe aus seinen Soldatenjahren, die geladen über seinem Büchertische hängt.

„Tout perdu", murmelt er mit dumpfer Stimme, „finissons cela". Und wieder preßt er die Hände auf die alte Wunde, welche ihm des Dragoners Säbel schlug. Dann wirft er einen Blick nach der Thüre, die hinaus auf den Corridor führt, in dessen letzter Kammer seine Frau und Kinder schlafen.

„O mes pauvres enfants", stöhnt er, und die Hand, welche die Waffe hält, fällt schlaff herab.

Er kämpft einen entsetzlich schweren Kampf, der alte Mann mit den grauen Haaren, den der Tod auf so vielen Schlachtfeldern verschont, um ihn hier — —

Die Augen des Unglücklichen fallen auf die verhängnißvollen, Verderben weissagenden Karten, seine Blicke flammen auf in irrer Gluth, das graue Gespenst des Wahnsinns steigt neben ihm auf, es ergreift mit eiserner Kralle die Hand des Unglücklichen, es hebt sie und drückt ihm die Mündung der Pistole dicht auf die Stelle, wo das hämmernde Herz die Angst des Armen in lauten Schlägen kündet. Das Gespenst berührt mit seinem Krallenfinger den Drücker... ein Aufblitz des Pulvers... ein dumpfer Knall... ein halberstickter Schrei... geschehen war es. Die Kugel war ihm mitten durchs Herz gegangen. Der wüthende, heulende Nachtsturm überschrie mit seiner Stimme den dumpfen Krach. Niemand im ganzen Hause hörte den Schuß, der dem Unglücklichen die Ruhe gab, die er in der Sorge und Angst des Lebens nicht mehr finden konnte.

Das Licht war erloschen, klappernd schlug das Fenster auf und zu, klagend stöhnte der Nachtwind, und ruhig und bleich fiel ein Mondstrahl herein in die kleine Stube, auf die blassen Züge und die blutige Gestalt des alten Sprachmeisters.

Wie der Nachtwind mit dem grauen Haare des alten todten Mannes spielte!

Ein Quartett im Thüringer Walde.

Eine (leider) wahre Begebenheit.

Von A. von F.

(Schluß.)

„Hier ist es vielleicht möglich, ein Nachtquartier zu erhalten“, hub der Assessor leise an, „sollte es auch nicht mit dem nöthigen Comfort verbunden sein. — „Auf das Bette würde ich zwar gern verzichten“, sagte Bernhard, indem er bei dem Gedanken an dasselbe den Hut abnahm und sich unwillkürlich auf dem Kopfe kratzte, „aber unter Dach und Fach möchte ich gern kommen, ich werde ungewiegt auf einem Stuhle oder im Heu schlummern.“ Der Bassist, als ein Sohn des Mars, gewohnt, auf Märschen noch elendere Quartiere zu erhalten, in noch verdächtigeren Betten zu schlafen, lachte die verwöhnten Bureaukraten herzlich aus, während er versuchte, mit der größten Anstrengung seiner Augen das Schild über der Thüre zu entziffern. Auf demselben war ein artiger Baum gemalt, worunter die mit etwas abweichender Orthographie geschriebenen Worte:

„Im grünen Baum giebt's Loschi,
Haber, Stroh und auch Hai.“

wobei der Verfertiger dieser Schilderei, sicherlich Maler und Dichter zugleich, stillschweigend vorauszusetzen schien, daß die geneigten Leser seines einladenden Verses des Wohlklanges und Reimes wegen von selbst Ha—i lesen würden. Als der Lieutenant die Unterschrift mühsam herausbuchstabirt hatte, trug er sie seinen drei Freunden zu deren größtem Gaudium vor; man beschloß der Weisung zu folgen, hier ein Logis zu beziehen, und betrat die gastliche Schwelle. Eine Treibhaustemperatur, eine undurchsichtige Wolke Tabaksqualm, durch den Verbrennungsproceß eines vaterländischen Gewächses entstanden, ein wirres Summen und ein matter Lichtschimmer strömten den Eintretenden entgegen, welche in der schützenden Hülle einer solchen Atmosphäre längere Zeit unbemerkt blieben. „Hier bleibe ich nicht, oder ich ersticke“, flüsterte Adolf dem Lieutenant ins Ohr, und hatte bis jetzt mit größter Anstrengung den Athem angehalten, doch die eiserne Faust des Angeredeten hielt ihn wie ein Schraubstock am Arme gepackt. „Das ist in einer Fuhrmannskneipe halt nicht wie in einem Austernkeller, also hiergeblieben“, sagte derselbe, „wir können nach unserer äußern Erscheinung keinen andern Aufenthalt beanspruchen“, dabei legte er seinen Knotenstock möglichst geräuschvoll auf den nächsten Tisch, um die Aufmerksamkeit des Wirthes auf sich zu lenken. Eine vierschrötige Gestalt näherte sich den Fremdlingen, um nach ihrem Begehr zu fragen. „Vor allen Dingen Bier und etwas zu essen, und für mich einen energischen Schnaps, bestellte der Lieutenant, rückte den Tisch zurecht und nöthigte Platz zu nehmen. Was blieb den Anderen übrig, als der Einladung zu folgen. Adolfs Nase fing an sich an diesen Dunstkreis, sein Auge an das magische Halbdunkel zu gewöhnen, und man konnte allmälig alle Gegenstände des Zimmers erkennen. Hier saßen ebenfalls Leute in blauen Staubhemden mit grauen Filzhüten, ebenfalls aus kurzen Pfeifen rauchend und das schaal aussehende Dünnbier in langen Zügen trinkend, doch schien kein verkapptes Männerquartett darunter zu sein. Aus der einen Zimmerecke her scholl ein Geräusch wie das einer Oelmühle, ab und zu wachsend und von rauhem Gelächter begleitet; es wurde das landesübliche Spiel: Scat gespielt, oder richtiger gesagt, gedroschen; denn die Karten, welche von schwer zu beschreibender Farbe und Consistenz gewiß die genügende Schwere besaßen, um auf den Tisch zu fallen, wurden dessenungeachtet von den knorrigen Fäusten der Spieler mit gewaltigen Schlägen darauf geschmettert, daß Leuchter und Gläser emporhüpften.

Die ehrsamen Frachtfuhrleute hatten von unseren Ankömmlingen sehr geringe Notiz genommen, und nur der Wirth, der des Pudels Kern erkannt zu haben schien, bevorzugte sie dadurch, daß er, nachdem er Bier und Essen herbeigebracht, seinen Stuhl heranrückte, um über woher und wohin das Nähere zu erfahren. Der Lieutenant, durch seine Stellung gewöhnt, mit Leuten aller Stände zu verkehren, that als ob er zu Hause sei, während seine Gefährten sich immer noch nicht recht sicher und behaglich fühlten.

„Vor's erste, mein bester Herr Wirth, können Sie uns bis morgen eine Stube einräumen? wenn nicht, so erlauben Sie wenigstens, daß wir die Bel-Etage Ihres Kuhstalles, d. h. den Heuboden beziehen.“ — „Meine Herren“, sagte der Wirth ein wenig beleidigt über des Bassisten Zweifel, „für Herren Ihres Standes habe ich stets ein bequemes und sauberes Zimmer vorräthig; denn es kehren alle Geschäftsmänner, die in der Umgegend zu thun haben, bei mir ein“, und dabei schmunzelte er

pfiffig, im Inneren stolz darauf, in seinem Gaste sofort den jüdischen Pferdemäkler erkannt zu haben. Die Sänger konnten sich des Lächelns nicht erwehren, welches der gesprächige Wirth für die Bestätigung seines scharfsinnigen Schlusses hielt, und nicht übel Lust verrieth, mit den Herren sofort ein Geschäftchen abzumachen. „Vor's zweite", fuhr der Bassist lachend fort, „möchten wir gern wissen, wo hierselbst einige uns bekannte Familien wohnen." — „Wann sind sie hier eingetroffen." — „Etwa Mitte Juni." — „Nun, das wäre schon zu erfahren", antwortete der geschäftige Wirth, stand auf, und indem er die Schublade des Schenktisches aufzog, begann er in Papieren zu kramen, sein widerspenstiges Gedächtniß durch mehrmalige Wiederholung der Worte: „Mitte Juni" unterstützend. „Hier ist die Fremdenliste des Juni." — „Sehr schön." Aus derselben ersahen unsere Freunde sehr bald die fragliche Wohnung, warfen einander Blicke des Einverständnisses zu und erhoben sich. Bernhards Herz schlug hörbar, er sollte sich dem Hause nähern, das seine Angebetete barg; er sollte sie sogar sehen, wie sie in reizend verworrenem Negligé, aus dem Schlummer geweckt, am Fenster erschien, überrascht, die ihr wohlbekannten Stimmen in F— zu vernehmen.

Der Sohn des Wirthes, ein rothhaariger, sommersprossiger Junge, welcher auf der Ofenbank den Schlaf des Gerechten schlief, und sein Vorhandensein bisher nur durch Schnarchen kundgegeben, ward geweckt, als Führer zu dienen, und hätten die patriarchalischen Pflichten gegen seine Gäste den Wirth nicht gefesselt, er wäre am liebsten selbst mit den räthselhaften Herren gegangen, da die Neugierde über das Vorhaben derselben ihn arg beklemmte. Keine seiner Fragen: „Werden die Herren bald zurückkommen?" oder: „Sie wollen gewiß Ihre Familien durch so spätes Erscheinen überraschen?" konnte ihm Licht verschaffen, denn die Antworten waren kurz und dunkel. Der Mond war noch nicht aufgegangen, es herrschte eine dicke Finsterniß, die es unmöglich machte, einen Schritt weit zu sehen. Daher wurde die kleine Laterne, auf die Gefahr hin, daß ein später Wanderer gegen den vorgestreckten Rüssel des Ungethüms rannte, von der Deichsel genommen und von dem schlaftrunkenen Rothkopfe vorangetragen. Ahnungsvolle, feierliche Stimmung hatte sich aller Herzen (mit Ausnahme des Laternenträgers, dessen Seele nur von dunklen Ahnungen eines blanken Achtgroschenstückes durchbebt wurde) bemächtigt, nicht etwa aus dem Bewußtsein mangelnder Sicherheit, diese besaß das Quartett im vollsten Maße, weil es im vergangenen Winter mit dem „Ständchenbringen" eher zudringlich als zurückhaltend gewesen war, nein, heute galt es zu überraschen, Effect zu machen, Herzen zu erstürmen und den fremden Gästen zu imponiren; „das Quartett aus Eft. ist hier, sie haben gestern bei der Agnes gesungen, bleiben aber nicht hier, sondern ersteigen morgen den Inselsberg; wenn wir sie hören wollen, müssen wir ihnen zu Wagen folgen ꝛc.", so und in ähnlicher Weise sollte es in F— von Mund zu Mund gehen, und welches Erstaunen dann am andern Morgen, wenn vier Männer in blauen Blousen, auf ihre Wanderstäbe sich stützend, eiligen Schrittes die Straße daherkommen, zufälliger Weise dieselbe Straße, in der am Abend vorher gesungen worden, und man den Ruf plötzlich vernimmt, „da sind sie", und Alles an die Fenster eilt: „also das sind sie? ich hätte sie mir ganz anders vorgestellt", und was dergleichen Ausrufe des Erstaunens und Enttäuschung mehr sind, während die vier Sänger, ohne einen Blick auf die mit schönen, eben erst erwachten Mädchenaugen besetzten Fenster zu werfen, rastlos dahin wandern, sehnsüchtige Blicke nach sich ziehend. So ungefähr malten sich in der Seele eines Jeden, bei dem einen glänzender als bei dem andern, je nach größerem oder geringerem Reichthum an Phantasie, die Folgen des bevorstehenden Ständchens aus, doch Jeder verschloß diese holden Gefühle in seinem Busen. Um die Ueberraschung in keiner Weise zu stören, fingen die Sänger an, schon auf größere Entfernung leise zu sprechen; Jeder hatte vom Assessor, der die Stimmgabel führte, seinen Ton bekommen und summte ihn vor sich hin; Adolf versuchte ganz leise, ob er auch die Höhe sicher habe; der Lieutenant erging sich in der unergründlichsten Tiefe der Contra-Octave, um seines Basses Grundgewalt zu prüfen; der Assessor warnte vor einigen Fehlern, und Bernhard endlich konnte vor lauter Aufregung und Herzklopfen kaum einen Ton herausbringen, noch denselben festhalten. Jetzt hatte man das ersehnte Haus erreicht, die Laterne ward ausgeblasen und statt alles Sprechens nur noch gewinkt. Da gab nach einer kleinen Pause der Assessor das ersehnte Zeichen, und voll und kräftig scholl der vierstimmige Gesang in die Nacht hinein; es währte nicht lange, so waren die Fenster ringsum mit Köpfen und weißen Gestalten besetzt, die andächtig zuhörten; auch das Fenster von Agnes Hause öffnete sich alsbald, und mehrere Personen wurden sichtbar, ob aber die Gefeierte darunter war, ließ sich nicht erkennen. Tadellos gingen die beiden ersten Gesänge von Statten, und als Scheidegruß wurde das reizende Quartett angestimmt: „Wir jungen Musikanten, wir ziehn des Abends aus", weil es einerseits auf die augenblicklichen Verhältnisse gut paßte, und andererseits eine herrliche Serenade enthielt, mit welcher unsere Künstler den Gipfelpunct ihrer Leistungen zu erreichen suchten. Der Anfang ging vortrefflich, nur als die Stelle kam: „Schlaf sanft mein süßes Leben", sang der schwärmerische Adolf so gefühlvoll und zart, daß ihm mit einem Male der Ton ganz ausblieb, Bernhard dadurch unsicher wurde und Gefahr drohte, ganz stecken zu bleiben. Allein der Lieutenant, der nie seine phlegmatische Ruhe verlor, sang mit der Kraft einer Posaune weiter; er ward der Retter in der Noth, die Courage kam wieder und das Lied ward ohne Anstoß zu Ende gesungen. Kaum war der Schlußaccord verhallt, als die vier Künstler stumm davon gingen, mit trunkenem Ohr die vielseitigen Bravi und Beifallsbezeigungen hinter sich vernehmend. Solchen Ruhm hatten sie in Erft. niemals eingeerntet, so reich waren die Fenster nie mit Hörern und Hörerinnen besetzt. Adolf zog daraus ohne Weiteres den Schluß, daß das Leben in einer Stadt dem guten Geschmacke in der Musik äußerst nachtheilig sein müsse, wozu die stete Gelegenheit, schlechte, ja jämmerliche Concerte zu hören, Vieles beitragen möge, während fern von der geräuschvollen Welt, im Schooße der ewig jungen Natur dieser verdorbene oder überreizte Gustus seine volle Reinheit wieder erhalte, und daß also der eben vernommene stürmische Beifall die endliche langverdiente Anerkennung der Leistungen des Quartetts sei, und daß Ruhm und Lorbeeren seiner harrten, wenn es sich in seiner ganzen Größe zeigen würde. So schwärmte der erste Tenorist fort, an Bernhard, der sich im Geiste durch die schöne Agnes selbst den Lorbeer auf die Stirne drücken ließ, einen willigen, mitfühlenden Zuhörer findend. Mephisto hatte vollauf Stoff, mit seinen sarkastischen Bemerkungen den guten Adolf anzufallen und durch Spott zu geißeln, aber er

fand keinen rechten Boden und schwieg; denn der Assessor, der gern ein wenig mitspöttelte, lieh ihm kein williges Ohr, da ihn, als den verantwortlichen Director, ausschließlich der Eindruck beschäftigte, den der steckengebliebene Tenor auf ein so kunstverständiges Auditorium hervorgebracht haben müsse. Unterdessen hatten die Sänger unter Leitung des rothhaarigen Jungen das Wirthshaus zum grünen Baum erreicht, das Wecken wurde um vier Uhr bestellt, und der Wirth leuchtete ihnen auf das „Fremdenzimmer“, welches, den Anforderungen eines reisenden Handwerksburschen allenfalls entsprechend, zu jeder anderen Zeit unseren verwöhnten Künstlern ein bedenkliches Naserümpfen entlockt haben würde. In der augenblicklichen Begeisterung erschien ihnen diese Höhle jedoch höchst abenteuerlich und romantisch, Jeder legte sich in sein Bett, und das lebhafte Gespräch verebbte nach und nach, um einem gewaltigen Schnarchen Platz zu machen.

III.

„Hab' ich mir's doch gedacht“, rief der Bassist, der, zuerst erwacht, im Bette saß und zum Fenster hinausstierte, „ich hatte eine Ahnung, daß es so kommen mußte.“ „Was denn?“ fragte der schlaftrunkene Assessor, der vor der Hand noch nicht recht wußte, wo er war, „was ist los?“ — „Die Elemente sind los, die Schleusen des Himmels sind offen, mit einem Worte, es gießt in Strömen.“ Diese schreckliche Botschaft hatte alle Schläfer geweckt, und Jeder fand leider ihre Bestätigung. „Das ist doch schändlich“, rief Adolf mit trostlosem Gesichte, „wer hätte das dem tückischen Wetter gestern angesehen, daß es uns einen solchen Streich spielen würde?“ und dabei verweilte sein Blick an dem regenschwangeren Himmel. Hier war allerdings jede Hoffnung vergebens, denn grau war Alles, so weit man sehen konnte, wie ein Flor hing der Regen von den Wolken herab, die dahinter liegenden Berge den Blicken gänzlich verhüllend. „Nun Ihr könnt allenfalls, da Zeit und Geld bei Euch nicht beschränkt sind, das gute Wetter abwarten; obschon mir dieser Regen (und dabei zeigte der Lieutenant nach dem Himmel) schon mehr einen dauerhaften Charakter zu haben scheint; ich dagegen mit meinem winzigen Urlaube bin der Blamirte, ich sehe vom Thüringer Walde nur so viel als ich hier durchs Fenster erkennen kann, d. h. also nichts, und werde Mühe haben, heute Abend die nächste Eisenbahnstation zu erreichen, ohne durch und durch geweicht zu werden.“ — „Nun, und mit den Damen wird es auch nichts, selbst wenn wir hier bleiben“, seufzte Bernhard, dem an dem Ersteigen des Inselberges weniger gelegen war, als an einer Zusammenkunft mit Agnes, „Assessor, was sagen Sie dazu?“ — „Zu ändern ist es nun einmal nicht, deshalb wollen wir uns in Geduld fügen und zusehen, wie wir diesen traurigen Tag am besten verwenden, und dazu ist der erste Schritt der, daß wir diese Spelunke verlassen.“ — „Darin dürften wir wohl Alle mit Ihnen übereinstimmen“, warf Adolf ein; ich begreife nicht, wie mir die Erbärmlichkeit dieses Aufenthaltes gestern Abend entgehen konnte.“ — „O, das begreife ich sehr gut, erstlich mal waret Ihr in einer paradisischen Stimmung, als Ihr Euch die blau und weiß gewürfelte Bettdecke über die Ohren zoget, und dann mag die magische Beleuchtung auch das Ihrige zur Täuschung Eurer Sinne beigetragen haben“, und dabei hob der Lieutenant mit lautem Gelächter die blecherne Thranlampe in die Höhe. Während man Toilette machte, fand sich die gute Laune allmälig wieder, und besonders war der Lieutenant ganz in seinem Elemente, verspottete nicht ohne gesunden Witz die Rath- und Hülflosigkeit der verwöhnten „Schriftgelehrten“, denen der Mangel so mancher Bequemlichkeit, besonders aber das Vorhandensein nur eines Waschbeckens und eines sehr groben Handtuches großen Kummer machte. Viele Heiterkeit erregte es daher, als der Erstere seinen Freunden zeigte, wie er sich im Bivouak gewaschen habe, wo man natürlich kein Becken und Tuch geliefert bekomme, und das Wasser oft von weither im Feldkessel geholt werden müsse. Mit drolligem Ernste holte er aus der Westentasche ein Stückchen Seife hervor, goß Wasser darauf und begann sein Gesicht damit einzureiben. Dann nahm er einen großen Schluck Wasser aus dem Kruge in den Mund, hielt beide Hände vor das Gesicht und ließ aus dem Reservoir des Mundes nach und nach Wasser zulaufen, mit den Händen das Gesicht bearbeitend, bis es über und über mit Seifenschaum bedeckt war. Ein zweiter Schluck diente dazu, den Schaum zu entfernen, und die Wäsche war vollendet. Die Anderen erkannten zwar das Praktische dieser Art und Weise an, erklärten sie aber den augenblicklichen Verhältnissen entsprechend für etwas zu feldmäßig. Nach Bezahlung der geringen Zeche begab man sich in den ersten Gasthof, denselben, aus welchem man vor einigen Stunden noch schnöde abgewiesen worden, und das Frühstück wurde eingenommen. Der Regen fiel in Strömen, die nächstliegenden Berge waren eben nur noch in Umrissen zu erkennen, daher dehnte man das Frühstück so lang wie möglich aus, um dem Wetter Zeit zu lassen sich zu bessern, doch keine Hoffnung; man beschloß sich ins Unvermeidliche zu fügen, und den Tag so gut und so vergnügt wie nur möglich zu verleben. Einige Quartetts machten den Anfang, die fröhliche Stimmung kehrte immer mehr zurück. „Ich habe eine Idee“, rief Adolf plötzlich mit Begeisterung und stürzte ein Glas Wein herunter, „wie wär's, wenn wir die Damen, die uns aus Erft. bekannt sind, einlüden, hier in diesen Gasthof zu kommen, um mit uns einen frohen Nachmittag zu verleben? Es wird etwas gesungen, sicher lassen sich auch einige der Damen mit Spiel oder Gesang hören, nachher vielleicht ein Tänzchen.“ — „Deine Ideen sind zuweilen ganz gesund“, brummte der Lieutenant einfallend, während der verliebte Bernhard, der im Geiste schon mit Agnes tanzte, sein Entzücken über diesen Vorschlag zu verbergen suchte, „ich zweifle nur, daß die kleinen Spröden erscheinen werden.“ — „Laßt mich nur machen“, rief Adolf erhitzt, und stürzte noch ein Glas Wein herunter, „laßt mich nur machen, ich oder wir Alle verfertigen ein Gedicht, so launig wie möglich, lassen es bei den Familien circuliren, und sie kommen sicher, ich stehe dafür.“ Allgemeiner Beifall war der verdiente Lohn, man forderte stürmisch Papier und Feder, Jeder hatte einen guten Gedanken, einen herrlichen Anfang; kurzum, nicht ohne Schwierigkeiten kam das Opus zu Ende. Keine Frage, daß ein Werk, woran vier geniale Köpfe arbeiten, ein Meisterwerk werden muß, und daß das Sprüchwort von den vielen Köchen nur sehr beziehungsweise wahr ist; das eben die Werkstätte verlassende Gedicht entsprach allen Anforderungen an Form und Inhalt, schilderte in ergreifender Weise die gescheiterte Partie, die trostlose Lage der Sänger, ihr Bedürfniß nach Geselligkeit und entbot zuletzt in der höflichsten Weise die geehrten Herrschaften im Alltagskleide, doch in Feiertagsstimmung im Gasthofe zu erscheinen, um diesen traurigen Tag durch Frohsinn zu erheitern. Da nun die Herrschaften wußten oder wenigstens sicher erriethen, wer die

Verfasser dieser Zeilen wohl seien, so wurde im Rückblicke auf das gestrige Ständchen blos unterschrieben, „die jungen Musikanten“, worunter des Assessors kunstgeübte Hand noch eine Lyra malte. Mit der Adresse an Agnes Mutter versehen, jedoch mit der Notiz „circulirt“ wanderte dieses scheinbar unschuldige und doch so folgenreiche Schriftstück an seinen Bestimmungsort, und die Würfel waren gefallen.

Von diesem Momente an schienen die vier Sänger wie umgewandelt, Keiner ließ den Anderen zu Worte kommen, Vorschläge, Entwürfe, Arrangements und Programme zu diesem außerordentlichen Feste jagten einander, es wurde ein Zimmer bestellt, so geräumig, daß man mit den fünf oder sechs jungen Damen, auf die man rechnen durfte, auch ein eventuelles Tänzchen machen konnte, man ließ das Clavier, einen alten lebensmüden Wimmerkasten, der außer mehreren Tonveränderungen noch Pauke und Triangel in sich barg, hineinschaffen, und war bis zum Mittage damit vollauf beschäftigt. Zwar fing der eitle Adolf plötzlich an zu bedauern, daß man keinen anständigen Rock, wie er sich für Damengesellschaften zieme, mit sich führe, und daß der gänzliche Mangel an Handschuhen sicherlich vom schönen Geschlechte im Stillen gerügt werden würde, allein die anderen Drei waren der entgegengesetzten Meinung, und behaupteten geradezu, das sei eben das Geniale an der ganzen Sache. So wurde in der freundschaftlichsten Weise hin und her gestritten, ganz besonders bei Anordnung des Programms herrschte die allergrößte Meinungsverschiedenheit; denn Jeder wollte gern mit einem Gesangsstücke anfangen, worin er besonders excellirte, da ja der erste Eindruck immer der bleibende sein soll, und es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß das Gespräch über Tisch sich ausschließlich um diesen Gegenstand drehte, daß Adolf schon im Voraus an dem Ruhme sich berauschte, den einzuernten er ganz sicher war, daß Bernhard wenig sprach, vor Erwartung und Aufregung gar nichts aß, doch unausgesetzt an Agnes dachte, daß das Herz des Assessors von Dirigentensorgen aller Art beklemmt wurde, und daß endlich der brave Lieutenant in seiner gewohnten Ruhe eifrigst der Flasche zusprach, in heiterster Laune alle nur erdenklichen Miß- und Unglücksfälle, die das ganze Unternehmen vereiteln könnten, mit den grellsten Farben ausmalend. „Jetzt will ich auch einmal einen Vorschlag machen“, sagte der Letztere nach beendetem Mahle; „wir haben noch etliche Stunden Zeit bis vier Uhr, wäre es nicht zweckmäßig, wenn wir durch ein Mittagschläfchen die nöthigen Kräfte sammelten? Man ist nachher noch einmal so liebenswürdig und auch unsern Kehlen ist Ruhe nöthig. Denn wir haben uns redlich heiser debattirt, dann macht man Toilette“, dabei warf er einen flüchtigen Blick in den Spiegel, fuhr durch seine wilden Haare und verbarg die etwas zweifelhaften Manschetten unter den Aermeln des Staubhemdes. Die Anderen waren einverstanden; der Wirth, der das geheimnißvolle Treiben dieser verkappten Sänger mit kopfschüttelndem Lächeln beobachtete, da sie jedoch viel verzehrt und gegen sein Erwarten baar bezahlt hatten, dieselben prompt bediente, gab ein Zimmer mit der nöthigen Anzahl Betten und Sopha's; die Gäste nahmen den Kaffee nach orientalischer Sitte liegend ein, und bald vermochten selbst des Lieutenants Scherze und Neckereien nicht mehr die Anderen wach zu erhalten, man antwortete ihm nur durch Schnarchen, und so legte er sich denn auch aufs Ohr und that desgleichen. Wer die Schläfer hätte beobachten können, würde bemerkt haben, daß Bernhard gar unruhig sich hin und her warf, zuweilen zärtlich sein Kopfkissen umarmend, daß Adolf die unverkennbarsten Anstrengungen machte, das hohe B mit der Bruststimme anzugeben, wozu der Dirigent, auf dem Sopha liegend, den Tact schlug.

IV.

„Meine Herren! stehen Sie schnell auf, es ist vier Uhr durch, eine Menge schöner Damen sind angekommen“, also ertönte die Stimme des weckenden Hausknechts und die Auferstehung von vier schlaftrunkenen Gesichtern war die augenblickliche Folge. Man starrte den Mann verstört an, Keiner wußte recht, wo er war, und erst nach und nach kehrte die Besinnung zurück, mit ihr die Thatkraft. Rasch sprang ein Jeder von seinem Lager, Bernhard warf sein Kissen, das er mechanisch immer noch im Arme hielt, von sich, und der gemeinschaftliche Kamm wanderte eiligst von einer Hand in die andere. Noch nicht fünf Minuten waren verstrichen, und die Concertgeber traten hastig in den Saal, um wegen ihrer Unaufmerksamkeit Verzeihung zu erbitten; allein welch Erstaunen, vor ihnen standen dreizehn bis vierzehn junge ballmäßig gekleidete Damen nebst älteren Personen beiderlei Geschlechts, so daß der Assessor, der schon eine Anrede auf der Zunge hatte, mit einem bloßen „Ah!“ nebst tiefem Bückling zurücktrat. Die Damen hoben die Lorgnetten, die Blousenmänner sahen einander verdutzt an, gegenseitiges stummes Beobachten. Ohne Frage war es ein Versehen des Wirthes, daß er das bestellte Zimmer anderen, zu ähnlichen geselligen Zwecken sich versammelnden Personen geöffnet hatte; das Kürzeste war also, dieses den Herrschaften höflichst vorzustellen. In seiner Eigenschaft als Director trat der Assessor an eine der älteren Damen heran: „Ich bitte um Entschuldigung“, hub er etwas verlegen an, da sich Aller Augen auf ihn hefteten, „hier muß ein Mißverständniß stattgefunden haben, dieses Zimmer hat eine geschlossene Gesellschaft — —“ „Ach Jott, mein Jutester“, fiel die Alte, eine Berlinerin vom reinsten Wasser, ihm ins Wort, „wir befinden uns in einer schrecklichen Verlegenheit; heute Mittag ging ein Circulair im Orte herum, durch welches eine, wir vermuthen steirische, Sängertruppe zur musikalischen Unterhaltung einlud; uns war das sehr willkommen, denn was soll man an solch schlechtem, regnigtem Tage anfangen“ — und so schwatzte die gesprächige Alte fort; erzählte, daß man sich auch auf humoristische Vorträge gefreut hätte, wenigstens wäre die ganze Art der Einladung darauf hindeutend, während es bei jedem Worte unseren verblüfften Sängern kalt über den Rücken lief. „Ja“, so fuhr eine der jüngeren Damen fort, „nun denken Sie sich unser Erstaunen, als wir hier ankamen und weder ein Steiermärker noch sonst irgend welche Vorkehrung zu einer Soiree sichtbar ist. Wir haben gehört, die Leute logiren im „grünen Baum“. Das Beste wäre man zöge einmal Erkundigungen ein“, und zum Assessor gewandt, „Sie scheinen hier zum Gasthofe zu gehören, wissen Sie nicht? — —“ Der arme Assessor rang nach Worten, und unter der schrecklichsten Beklemmung fuhr er endlich mit zitternder, den Stempel der Unwahrheit tragender Stimme heraus: „Nein, mein Fräulein, wir wissen von keinen steirischen Sängern, eben so wenig von einer Abendunterhaltung.“ — „O ja, hier gewesen sind welche, gestern Abend haben sie uns aus dem Schlafe gestört, Papa hatte aber kein kleines Geld“, fiel plötzlich ein kleines naseweises Ding ein, doch ein

strenger Blick des Vaters schloß ihr sofort den Mund. „Das ist ja eine verzweifelte Geschichte", brummte Mephisto vor sich hin, „da will ich mich doch auch hineinmischen", und trotz der flehenden Blicke der Anderen trat er mit größter Gelassenheit an die Damen heran und sprach, ohne eine Miene zu verziehen: „Wenn es den Herrschaften recht ist, will ich im grünen Baum einmal nachfragen, wie die Sache zusammenhängt" — und heraus war er. Nun war die Tapferkeit der Anderen ganz hin, Bernhard sprach halb vernichtet zu Adolf: „Warum hat der Assessor die Wahrheit nicht gesagt? wenn Agnes jetzt kommt, sind wir entlarvt, blamirt"; — kaum gesagt, und es rollten wiederum zwei Wagen heran, die Gesellschaft vermehrte sich um acht, zum Glück ganz fremde Damen. Sofort wurden dieselben von der zweifelhaften Lage der Dinge in Kenntniß gesetzt, man begann sich als gefoppt zu betrachten und raisonnirte unumwunden über die armen im Winkel stehenden Sänger. Gott sei Dank, da trat der Lieutenant, erhitzt von großer Eile, wieder herein, leise flüsterte er den Collegen zu, ihn draußen zu erwarten, und mit lauter Stimme rief er darauf der Gesellschaft zu, man möchte nur Platz nehmen, die Steiermärker wären auf dem Wege. Während des allgemeinen Gewirrs von Stimmen und Rückens von Stühlen, das seinen Worten folgte, suchte er das Freie, seinen Freunden nacheilend; „Donnerwetter Leute, jetzt rettet uns nur ein Mittel, Flucht, Ausreißen, Durchgehen, der Wagen steht im grünen Baum, also schnell dahin." — „Das ist eine schöne Geschichte", sagte Adolf mit halb weinerlicher Stimme, indem er sich bemühte den Davoneilenden zu folgen. Von allen Seiten hörte man das Rollen der Wagen, die Fliehenden beschleunigten ihre Schritte immer mehr; denn die Gefahr erkannt zu werden schwebte über ihnen. Richtig, das Fuhrwerk stand angespannt vor dem Wirthshause, im Nu saßen unsere Vier darin, und im Galopp gings von dannen. An der Ecke begegnete man einem Wagen mit Damen und, o Schrecken, Agnes, ihre Mutter und noch zwei Damen aus Est. saßen darin. Jeder Flüchtling drückte sich so gut es ging in eine Ecke, allein die Damen, die wahrscheinlich nur Concert und Tanz im Kopfe hatten, beachteten die vier Blousenmänner nicht, man war gerettet. Erst vor dem Thore, wo man sicher sein konnte nicht mehr eingeholt zu werden, brach Bernhard das drückende Schweigen. „Wie in aller Welt ist es nur zugegangen, daß wir diesen Aufruhr in F— hervorgebracht haben, ich kann mir's nicht erklären!" — „Und ich sehr wohl", rief der Lieutenant lachend, der im Stillen das ganze Abenteuer sehr nach seinem Geschmack fand, „ich will's Euch auseinandersetzen, laßt mich nur erst meine Cigarre anzünden." Gespannt waren Aller Augen auf ihn geheftet, und absichtlich dehnte er das ganze Manöver des Anzündens möglichst aus, um sich an der Neugier der Uebrigen zu weiden, dann begann er: „Wenn Ihr glaubt, lieben Freunde, gestern Abend der gefeierten Agnes ein Ständchen gebracht zu haben, so bedaure ich, Euch aus Eurem Irrthume reißen zu müssen; denn in der Wohnung, welche das Fremdenblatt angiebt, wohnt seit einigen Tagen der Herr Banquier K. aus Berlin, derselbe, der leider kein kleines Geld hatte, uns für unsere Mühe zu belohnen; Agneschen konnte also nicht gut wissen, wer wohl diese jungen Musikanten seien, die sich so feierlichst erboten, den Damen F—s einen frohen Nachmittag zu bereiten; man erkundigte sich nach uns natürlich zuerst bei dem Wirthe im grünen Baum, und dieser Biedermann machte uns ohne weiteres zu einer steirischen Sängertruppe. Außerdem wurde sehr schnell ruchbar, daß wir gestern Abend bei K.s so herzzerreißend schön gesungen, daß wir heute Morgen in unserem Gasthofe geübt hätten, man war also ganz sicher in einer musikalischen Abendunterhaltung den traurigen Nachmittag zubringen zu können. Gesehen hat uns, Gott sei Dank, Niemand, das haben wir dem gewaltigen Regen zu danken; kurz, die Geschichte ist himmlisch, viel genialer noch, als wir es eigentlich vor hatten; wie die auf ihre Steiermärker warten werden, ha, ha, ha!" und der Lieutenant lachte so unbändig, daß die Uebrigen mitlachen mußten, trotz ihres Widerstrebens. „Bester Mephisto, Du lügst uns etwas vor und behandelst diese so ernste Sache lächerlich; wo in aller Welt willst Du all diese Nachrichten her haben?" sagte Bernhard zum Lieutenant gewendet. „Das sollt Ihr erfahren. Als ich die ganze Sachlage als eine höchst kritische erkannte, stieg der Gedanke an einen ehrenvollen Rückzug, durch den sich selbst der Tapferste nichts vergiebt, sofort in mir auf, und ich eilte davon, einen Wagen zu bestellen, in dem wir jetzt auch sicher und warm uns befinden. Ein Umstand nur machte mir Kummer, und zwar, daß der Wirth des großen Gasthofes, der doch sicher unsere Identität mit den erwarteten Steiermärkern wußte oder vermuthen konnte, den Verräther spielen würde; er mußte zuvörderst zum Schweigen gebracht werden, und ihn deshalb aufzusuchen war meine erste Sorge; durch welche neue Lüge ich dies bewerkstelligen wollte, wußte ich noch nicht. Doch der Zufall war diesmal für uns; der Mann war weggefahren und wurde erst gegen fünf Uhr erwartet. Nun ist Rettung möglich, dachte ich bei mir, und suchte dem einzigen noch drohenden Unglücksfalle, nämlich der Ankunft von Agnes und den andern bekannten Damen, durch die rasendste Eile zuvorzukommen. Im grünen Baum angelangt, finde ich einen bespannten Wagen vor der Thüre stehen, „wo ist der Kutscher?" „Er wird gleich kommen", antwortet der uns bekannte Wirth, mich mit dummvergnügtem Gesicht anglotzend, „der Wagen ist vom Herrn Commerzienrath Z. bestellt zum Concert." — „Nun ja, den meine ich eben, er soll erst nach R—brunn fahren, um einen von unserer Truppe zu holen, der durch Gott weiß welchen Umstand zurückgeblieben; schnell, sonst wird aus dem ganzen Concert nichts." — „Aus dem ganzen Concert nichts?" — „Ja! Concert nichts! nur schnell den Kutscher geschafft." Mit geschäftiger Eile setzt sich der dicke Wirth in Trab, den säumigen Kutscher selbst zu holen, denn ihm schien mehr an dem Zustandekommen des Concertes zu liegen als mir und uns. Die geschwätzige Wirthin erzählte mir unterdessen in aller Eile, was ich Euch schon vorgetragen; mit Zittern höre ich die Wagen rollen, wenn Agnes schon angekommen ist, dachte ich, ist Alles umsonst; ich stand wie auf Kohlen, endlich kam der athemlose Rosselenker ohne den Wirth angerannt. Ein blanker Thaler belehrte ihn besser als die längste Auseinandersetzung von dem Schwierigen der Sachlage, im Nu saß er auf dem Bock, in einigen Minuten wir im Wagen, und fort geht's, als wenn's der Rückzug aus Rußland wäre."

Trotz dem Bedenken der Uebrigen, ob man berechtigt sei, die Sache wirklich so spaßhaft aufzufassen, ob man vielleicht doch erkannt worden, oder ob nicht aus der Beschreibung der Flüchtlinge der Verdacht leicht auf die wahren Thäter fallen könne, kehrte die Heiterkeit nach und nach zurück; man begann den Vorfall, jemehr man

ihn besprach und beleuchtete, immer komischer, immer genialer zu finden, und der Schwärmer Adolf behauptete sogar, einen würdigeren Schluß dieser Kunstreise könne er sich gar nicht denken. Natürlich gab man sich das gegenseitige Wort, nie über diese Angelegenheit zu sprechen, es sei denn blos unter sich, und nur wenn eine von den betheiligten Damen durch Anspielungen zeigen würde, daß der Verdacht der Thäterschaft auf dem bekannten Quartett in F— laste, wolle man eine offene, reuige Beichte ablegen. Der unglückliche Banquier K. mit seinem kleinen Gelde hat sich durch seinen gänzlichen Mangel an Kunstverständniß die stille Verachtung des kleinen Künstlervereins für ewig zugezogen, und Adolf fand darin die Bestätigung seines unbarmherzigen Urtheils über den Geschmack der Großstädter. Wie sich die Gesellschaft in F— an jenem Tage ohne die Steiermärker beholfen, ist bis heute noch nicht bekannt geworden.

Sonntags-Plauderei.

„**Lieder und Sagen vom Rhein**“ sind (gesammelt und herausgegeben von Ludwig Horst) so eben in höchst gediegener und geschmackvoller Ausstattung aus dem um die poetische Collectiv-Literatur außerordentlich verdienten Verlage von C. F. Amelang (Friedr. Volckmar) hier hervorgegangen. Das Buch darf einer warmen, liebevollen Aufnahme allüberall im deutschen Lande versichert sein. Die Liebe zu dem mächtigen Strome, in dessen klaren Fluthen die lieblichsten Landschaftsbilder des schönen Vaterlandes treu sich spiegeln, der mit lauter Mahnung an den Denkmälern unserer einstigen Einheit und Größe vorüberrauscht und nächtig mit leisem Wogengeflüster den einsamen Schiffer mit dem duftigen Zauber der Sage in süße Ruhe wiegt, an dem unsere Reben wachsen, deren Feuer mit edelster Begeisterung uns durchglüht, ist ein Grundzug des deutschen Volkscharakters. Wach wird sie stets gehalten diese Liebe, da sie das Geliebte unablässig bedroht sieht, und in jedem Augenblicke mit Leben und Blut dafür einzustehen sich bereit halten muß. Gerade jetzt, da die Gefahr gewitterhaft immer drohender über uns sich zusammenzieht, da das trutz- und wehrhafte: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein!“ immer lauter und ingrimmiger durch unsere Gauen grollt, hat dieses Buch noch eine erhöhte, eine vaterländische Bedeutung, und darum konnte es uns niemals willkommener sein, als gerade zu dieser Stunde! Die Anordnung ist vortrefflich; in fünf Bücher getheilt umfaßt es im ersten, „Rhein und Wein“, die vorzüglichsten Lieder zum Preise dieses jedes deutsche Ohr so holdselig anmuthenden Reimklanges, sammelt es in den drei folgenden „Sagen und Bilder vom Ober-, Mittel- und Niederrhein“, und giebt es uns im letzten: „Lieder zu Schutz und Trutz“ gleichsam eine Waffe in die bereite Hand gegen jedes wälsche Gelüste in den streitbaren Klängen, die der alte Hader stets aufs neue wach gerufen in männlicher Sängerbrust. Die Auswahl läßt, im buchstäblichsten Sinne des Wortes, nichts zu wünschen übrig; kein würdiges Gedicht fehlt, von den in Aller Munde lebenden bis zu den augenblicklich noch weniger bekannten; fast alle bedeutenden Dichternamen sind vertreten, und die Anordnung verbindet mit dankenswerther Uebersichtlichkeit den verdienstvolleren Vorzug echt poetischen Verständnisses und bedeutungsschwer anregender Steigerung. Während die Einleitung der schwärmerischen, sehnsüchtigen Liebe zu dem deutschen Strome in all ihren Stimmungen und Richtungen einen absichtslosen, nur auf den Gegenstand gerichteten Ausdruck verleiht, hebt der Kern des Buches den Nibelungenhort deutscher Sage aus den Tiefen der Fluthen und gestaltet das deutsche Leben aller Zeiten, wie es sich an den Gestaden kräftig und blühend entfaltet; nachdem wir aber so die Größe und Unermeßlichkeit unseres Besitzthumes wie in einem Blicke zusammengefaßt und zu der Einsicht gekommen, daß unsere schönsten Erinnerungen und freudigsten Hoffnungen ihre Anker auf dem Grunde des „Deutschen Rheines“ wurzeln haben, mahnt uns der Schluß mit kräftigem Nachdruck, dies Kleinod unveräußerlich zu schützen und zu wahren. „Lieb Vaterland magst ruhig sein; fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ Diese Schlußstrophen eines in letzter Zeit viel gesungenen Liedes bilden, gleich einem frommen Wunsche, auch den Schluß der Sammlung. Mag er in Erfüllung gehen, mag sie fest und treu stehen, diese Wacht, vor Allem aber auch einig, unter einem Banner: dem **deutschen**!! Dies Buch ist ein durch und durch vaterländisches, und da es jetzt gilt, vaterländische Gesinnung zu erwecken und zu beleben bei der Jugend, dem Geschlechte, das den Kampf ausfechten wird, der sich unter unseren Augen vorbereitet, so ist es wie kein anderes geeignet, in allen Schulen eingeführt zu werden; ein **Zweck**, zu dessen Erreichung der echt deutsch gesinnte Verleger gewiß nach jeder Seite hin fördernd und erleichternd die Hand mit Freuden bieten würde.

Ein Gemälde für zwei Menschen. Als Marschall Soult in Spanien war, entdeckte er in der Sacristei der Kirche eines Kapuzinerklosters einen Murillo, welchen er für seine Sammlung zu erwerben wünschte, und bot einen anständigen Preis; aber das Bild, an welches sich eine Legende knüpfte, die deshalb werthvoll für das Kloster war, weil es zahllose Wallfahrer nach demselben zog, war nicht verkäuflich. Er wollte es heimlich entfernen und sich deshalb blos mit dem Prior verständigen, aber auch diese Mühe war vergebens, der Mann war nicht bestechlich, und Soult mußte sich mit seinem Corps marschfertig machen, ohne das Bild erhalten zu haben.

Später machte er in einem Gefecht mit den Guerillas mehrere Gefangene und unter ihnen auch zwei Kapuzinermönche, die als Spione erkannt, zum Tode verurtheilt wurden und sofort gehangen werden sollten.

Soult beschloß sie zu retten, wenn er für ihr Leben jenes Bild erhielte, und er schickte zu diesem Zwecke einen Boten an den Ordensgeneral, der ihn von dem Wunsche des Marschalls unterrichten mußte. Der Bote erhielt das Bild und die Mönche ihre Freiheit, an der sie natürlich gezweifelt hatten, da mit Spionen in der Regel wenig Umstände gemacht werden. P. H.

Briefkasten.

Herrn Ludwig Baur in Miltenberg am Main. Wir konnten leider immer noch keine Zeit finden, Ihren liebenswürdigen Brief vom Januar zu beantworten, der Abdruck des einen der übersandten Gedichte wird Ihnen aber wohl zugegangen sein. Wenn sich nun auch unser stets beabsichtigtes Schreiben noch einige Wochen verzögern sollte, so lassen Sie sich doch dadurch nicht abhalten, uns wieder einmal durch stets erwünschte Mittheilungen zu erfreuen und namentlich auch das mit Freuden begrüßte Versprechen einer novellistischen Einsendung und überhaupt „fleißiger und dauernder Mitarbeiterschaft“ recht bald einzulösen. Ihr Verleger hat nicht Wort gehalten, auch „das Sängerbecher“ ist uns nicht zu Gesicht gekommen. Nina von Waldburg hat sich inzwischen selbst an uns gewandt. Herzlichsten Gruß!

Herrn Adolf Beneke in Hannover. Ueber Ihre Einsendung, die uns ungemein interessirt, müssen wir Ihnen ausführlicher schreiben und verbinden mit der Bitte um gütige Nachsicht für die unverschuldete Verzögerung das Versprechen, dies baldigst zu thun.

Fräulein Emmely Palm hier. Ihr allerliebstes „Millionenröschen“ wird schon in nächster Zeit mit seinem frischen Dufte unsre Spalten erfüllen, und danken wir Ihnen bestens dafür. Die „Phantasiebilder“ beurtheilen Sie nachträglich ganz so wie wir von Anfang an, und freut es uns, daß Sie unser Stillschweigen richtig gedeutet. Es kann Ihnen nicht unangenehm sein, zu erfahren, daß Ihre im vorigen Jahrgange unseres Blattes enthaltene Novellette: „Ein Heirathsgesuch“ noch immer nachgedruckt wird. Besten Gruß!

? in Bad Sulza. Ihre freundlichen Zeilen mit dem poetischen Motto haben wir erhalten und sind Ihnen dadurch außerordentlich verpflichtet. Ihr süßes „Waldgeheimniß“ auszuplaudern, verbietet uns die Discretion, mag es niemals offenbar werden!

Fräulein Lina S. in Eisenberg. Treues Gedenken in der Ferne! Der angezweifelte Artikel wird nächstens erscheinen. Bitten Sie Frau J. um ferneres Wohlwollen für uns.

Frau Luise ....z in Waltershausen. Ihre humoristische Beschreibung des „Rettungsfestes“ zur Feier der heimgekehrten Pfarrerstochter hat uns viel Vergnügen gemacht. „Röschens Nähkörbchen“ war uns bereits bekannt. Grüße an Anna und besonders auch an Lina, um deren Adresse wir Sie dringend bitten, da wir sehr bald in ihre Nähe kommen.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 26. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

30. Juni.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Trost.

(Aus Thomas Moore's irischen Melodien.)

Nein, nicht willkommener zittern die Funken
Von Zaubermusik an des Schläfers Ohr,
Wenn nach bangen Träumen, halb schlummertrunken,
Er nah glaubt der Himmlischen vollen Chor —
Als Deine Stimme mir, da Verzagen
Und düst'rer Schlummer umhüllt mich lang,
Als sollte nimmer mein Herz mehr schlagen
Auf solchen süßen, seligen Klang.

Süßtröstender Ton! 'S war wie das Gleiten
Von Sommerwind durch der Muschel Brust;
Jeder stille Versteck, die verborgensten Saiten,
Mein ganzes Herz hallte wieder vor Lust.
'S war geflüsterter Balsam — ein Frühling in Worten!
Gern wollt' ich härmen mich Jahre lang,
Bräch' des langen Sorgenschlummers Pforten
Auf's neu solch süßer, seliger Klang!

Ein segnender Verfluchter.

Eine historische Erinnerung, mitgetheilt von L. von Alvensleben.

Gegen Ende des Monats November 1813 schritt ein Greis langsam den Quai St. Michel in Paris hinab. Er schien nach dem volkreichen und armen Stadtviertel gehen zu wollen, welches die Kirche von Notre-Dame umgiebt. Er ging etwas gebeugt und stützte sich auf einen starken Stock mit einem Elfenbeinknopfe; ein breitrandiger Hut bedeckte seinen Kopf.

Obgleich die Nacht bereits anbrach, konnte man doch noch die ehrwürdige Milde seiner Züge, gemischt mit einem eigenthümlichen Ausdrucke des Schmerzes und der Niedergeschlagenheit erkennen. Die Bewegung der Menge, die wohlthätigen Wirkungen seines Ganges, die Schönheit des Abends, erweckten zuweilen auf seiner Stirn das Gepräge der Heiterkeit, bald jedoch kehrte jederzeit seine dumpfe Traurigkeit zurück, und auf seinem Gesichte lagerte sich wieder das Gepräge der Bitterkeit. Er kämpfte dann gegen die verhängnißvolle fixe Idee, die ihn quälte; er erhob den Kopf; er blickte umher; er suchte Zerstreuung bei allen ihn umgebenden Gegenständen; aber nichts vermochte das Uebel zu lindern, an dem er litt, und bald versank er aufs neue in seine Niedergeschlagenheit.

Ungeachtet seines hohen Alters — denn er zählte nicht weniger als fünfundsiebenzig Jahre — gelangte der Greis binnen kurzer Zeit nach dem Platze Notre-Dame, trat hier in mehrere Häuser, stieg bis zum Boden in drei oder vier erbärmliche Wohnungen hinauf, besuchte mehrere Familien, in welchen sich Kranke befanden, und tröstete durch freundliche, sanfte Worte alle die armen Geschöpfe. Den Leidenden stellte er baldige Genesung in Aussicht; Allen, die ihn umringten, ertheilte er gute Rathschläge, so wie Lobsprüche wegen ihrer Ausdauer und ihrer Sorgfalt in der Pflege der Kranken. Selten entfernte er sich, ohne auf dem Kamine das nöthige Geld zur Bezahlung der Arzneien und zur Besorgung des täglichen Brodes zurückzulassen.

Wenn er seine Werke der Barmherzigkeit beendigt hatte, wenn keine unentgeltlichen Rathschläge, keine Almosen mehr zu ertheilen waren, wollte er nach seiner Wohnung zurückkehren und näherte sich deshalb einem Fiaker, denn er fühlte sich sehr ermüdet. Da hörte er dicht neben sich eine flüsternde Stimme, welche ihn schüchtern um eine Gabe bat. Er drehte sich um und erblickte einen jungen Mann.

„Weshalb arbeiten Sie nicht?“ sagte er. „Ich bin nicht reich genug, um die zu unterstützen, die sich selbst helfen können.“

Der Bettler antwortete keine Silbe, wendete sich rasch um, lief nach dem Grève=Platze, und wollte sich nach einer kurzen Zögerung des Schwankens oder des Gebetes in die Seine stürzen, als er sich bei dem Arme zurückgezogen fühlte. Es war der Greis, der dies that. Er hatte den verhängnißvollen Vorsatz des Unglücklichen erkannt und war ihm nachgeeilt, ihn vor dem Selbstmorde zu bewahren.

„Verzeihen Sie mir einen Augenblick der Härte und Unüberlegtheit", sagte er, und bot dem jungen Manne ein Fünffrankstück. Der Unglückliche wies es sanft zurück, indem er sagte:

„Es ist eben so gut, heute zu sterben wie morgen. Das Almosen, das ich in einem Augenblicke der Schwäche erbat, würde nur dazu dienen, meinen Todeskampf um einen oder zwei Tage zu verlängern." — Er wollte sich nach diesen Worten entfernen, aber er sank kraftlos zusammen. Darauf streckte er die Hand aus und sagte:

„Gehen Sie, mein Herr! Die Krankheit, die mich verzehrt, wird mich binnen wenigen Tagen tödten; allein Dank Ihrem Almosen werde ich vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen können, ohne das verdammende Wort „Selbstmörder" mit brennender Schrift auf meiner Stirn zu fühlen. — Ich werde ohne Verbrechen und ohne Reue sterben können."

Der Greis nahm die Hand des jungen Mannes und fühlte nach dessen Puls. Dieser verrieth ein heftiges Fieber, und die Laterne eines vorrüberrollenden Wagens zeigte dem Greise die entstellten Züge, welche die sichern Kennzeichen einer sehr schweren Krankheit sind. Zugleich erkannte er an der Kleidung, so wie an dem ganzen Wesen des Unglücklichen, daß derselbe nicht den arbeitenden Classen angehöre.

„Ihr Zustand erfordert die Pflege eines Arztes", sagte er darauf. „Vertrauen Sie mir, und ich werde sie Ihnen gewähren."

„Ich ziehe den Tod dem Hospitale vor", entgegnete der junge Mann.

„Ich will Sie auch nicht dorthin bringen, sondern zu braven Leuten, die Sie behandeln werden wie ihren eigenen Sohn. — Auf! Verzweifeln Sie nicht an Ihrem Schicksal und geben Sie mir den Arm. So alt ich auch bin, werde ich für Sie doch noch eine Stütze sein können."

Er reichte seinen Arm dem jungen Manne und dieser ließ sich in ein benachbartes Haus nach dem dritten Stockwerke hinaufführen, wo die Familie eines Tischlers eine bescheidene Wohnung inne hatte.

„Madame Jeanne", sagte der Arzt, indem er sich an eine Frau von etwa vierzig Jahren wendete, „Sie haben oft den Wunsch ausgesprochen, mir gefällig sein zu können, um die Dienste zu vergelten, die ich Ihnen leistete. Ich biete Ihnen jetzt dazu eine Gelegenheit. Dieser mir befreundete junge Mann ist krank. Nehmen Sie ihn bis zu seiner Genesung in Pflege. In dieser Börse werden Sie das Nöthige finden, um die unerläßlichen Ausgaben für Ihren Gast zu bestreiten."

„Lieber gäben wir unser eigenes Bett her, Herr Doctor, als daß wir Jemand, den Sie uns zuführen, ein schlechtes Lager bereiteten", fiel rasch der Tischler ein. Und er wie seine Frau beeilten sich, ein bequemes Lager für den jungen Mann zu bereiten, der sich kaum noch aufrecht erhielt. Als der Kranke zur Ruhe gebracht war, ließ der Doctor ihm zur Ader, verordnete dann eine Arznei und entfernte sich unter dem Versprechen, am nächsten Tage bei guter Zeit wieder zu kommen.

Bei dem Besuche am nächsten Morgen hatte der Zustand des jungen Mannes sich bedeutend verschlimmert; er lag im Fieberwahnsinn, äußerte in einer fremden Sprache die sonderbarsten Dinge, rief seine Mutter an, ihm zu helfen, sang dazwischen Nationallieder und versprach seiner Braut, sie bald zu heirathen.

Acht Tage und acht Nächte wachten die braven Leute, bei denen der Kranke untergebracht war, mit unermüdlicher Sorgfalt an dessen Lager; der alte Arzt besuchte ihn täglich mehrmals, und endlich empfingen Alle den wohlverdienten Lohn, indem der Doctor den Patienten für gerettet erklärte.

Es herrschte an diesem Tage eine lebhafte Freude in der kleinen Wohnung des Tischlers, denn dieser hatte, eben so wie seine Frau, den jungen Mann, der nur ihrer sorgsamen Pflege das Leben verdankte, so lieb gewonnen wie ein eigenes Kind.

Die ersten Worte, die der Kranke zu sprechen vermochte, waren Worte des Dankes an seine Wohlthäter, so wie die Frage nach dem Namen des Arztes. Zu seiner großen Ueberraschung antworteten sie ihm, sie wüßten diesen Namen selbst nicht. Er hatte eine ihrer Nachbarinnen behandelt; durch diese erfuhr er, daß der Tischler Jeanne ebenfalls krank sei, und ohne erst eine Aufforderung abzuwarten, besuchte er auch diesen, und stellte ihn von seiner Krankheit her. Als darauf der Greis eines Tages die bescheidene Wohnung des Handwerkers verließ, in die er das Glück zurückgeführt hatte, drückte der Tischler ihm ein kleines Papier, welches drei Goldstücke enthielt, in die Hand. Da hätte man aber die strenge Miene des Greises sehen sollen.

„Glauben Sie etwa", sagte er stirnrunzelnd, „ich übte meine Kunst, um Ihnen einen ganzen Monat Ihres sauren Verdienstes zu rauben?"

Er entfernte sich, als hätte der Handwerker ihn beleidigt, und erst acht Tage darauf sahen sie ihn wieder, als er ihnen seinen Kranken zuführte.

Diese einfache Erzählung, welche die ehrlichen Leute mit vielen Lobsprüchen auf den menschenfreundlichen Arzt durchwebten, rührte das Herz des jungen Mannes wahrhaft und vermehrte noch die Dankbarkeit, die er selbst für seinen Wohlthäter hegte. Als derselbe ihn am Abend wieder besuchte, ergriff er seine Hand, zog sie ehrerbietig an die Lippen und sagte:

„Ich verdanke Ihnen mein Leben; aber ich danke Ihnen noch mehr — denn Sie hielten mich von der Begehung eines Verbrechens ab!"

„Eines Verbrechens, ja, mein Sohn; denn es ist stets eine große Sünde, sich durch den Selbstmord den Prüfungen zu entziehen, die Gott uns auferlegt, und selbst den Ungerechtigkeiten, mit welchen die Gesellschaft die ihr geleisteten Dienste belohnt. Gott wird uns aus der ersteren Prüfung helfen und für die letztere muß man sich entweder durch Verachtung oder, noch besser, durch Verzeihen rächen."

Der Greis seufzte bei diesen Worten so schmerzlich, daß man leicht erkennen konnte, sie erweckten peinliche Erinnerungen an sein vergangenes Leben.

„Wie!" rief der junge Mann, „Sie, der Sie so edel, so großmüthig, mit so reichem Wissen begabt sind, — können Sie je Ursache gehabt haben, sich über die menschliche Gesellschaft zu beklagen?"

„Lassen wir diese Wunden, die selbst nicht von einer befreundeten Hand berührt werden dürfen", entgegnete der Greis. — „Sprechen wir lieber von Ihren Vorsätzen,

von den Plänen, die Sie jetzt haben, nun Sie sich in voller Genesung befinden! — Was wollen Sie beginnen und wie kann ich Ihnen dabei nützlich sein?"

„Ich wäre Ihnen die ganze Geschichte meines Lebens schuldig", sagte der junge Mann, „selbst wenn sie Geheimnisse enthielte. Aber sie ist sehr einfach und alltäglich. Ich bin in Wien geboren; mein Vater gewann daselbst als Arzt mehr Ruf als Vermögen. Er starb vor vier Jahren, arm, ohne meiner Mutter andere Hülfsmittel zu hinterlassen als den Ertrag eines unbedeutenden Häuschens und die Hoffnung, einen in Paris schwebenden Proceß zu gewinnen. Ich hatte unter Sömmering, dem berühmten Gelehrten, studirt. Nichts würde meinen Wünschen gemangelt haben, wenn ich nur eine kleine Praxis hätte erringen können, um von meinem bescheidenen Einkommen zu leben und meine Cousine Minna, die ich liebte, zu heirathen. Aber junge Aerzte haben nur wenig Aussicht Patienten und Vermögen zu gewinnen. Nach einem Jahre vergeblicher Erwartungen und getäuschter Hoffnungen ertheilte meine Mutter mir den Rath, nach Paris zu gehen und hier den Versuch zu der Eintreibung der Erbschaft zu machen, auf der jetzt unsere einzige Hoffnung beruhte, meine Heirath zu verwirklichen. Ich folgte dem Rathe, kam nach Paris und unterrichtete mich von der Sachlage. Mein Recht war unbestreitbar, aber ich mußte klagen und ich besaß nicht die Mittel, einem Sachwalter die nöthigen Vorschüsse zu machen. Fügen Sie dem noch hinzu, daß ich mich in einem fremden Lande befand, daß ich in Paris keinen Menschen kannte und daß ich ganz ohne Protection war. Mit diesen Schwierigkeiten vereinigten sich noch andere verhängnißvolle Umstände. Der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland brach aus, und es war mir unmöglich, mein Vaterland wieder zu erreichen; ich mußte mich noch glücklich schätzen, wenn ich nicht als Kriegsgefangener betrachtet wurde. — Ich lebte einige Zeit von Unterricht in der deutschen Sprache, den ich einigen Studenten gab, aber Krankheit beraubte mich bald meiner letzten Hülfsmittel. — Da erfaßte mich die Verzweiflung; — das Uebrige wissen Sie!"

„Der Name Ihres Vaters ist mir bekannt", entgegnete der Greis, dem dieser Name durch die Fieberphantasien offenbar worden war, „so wenig man sich auch in Frankreich um die wichtigen Arbeiten und Entdeckungen des Auslandes zu bekümmern pflegt. — Ich weiß, daß die Arzneikunde und die Naturgeschichte ihm wichtige Entdeckungen verdanken."

„Mein Vater wendete seine Studien besonders dem Nervensysteme zu", entgegnete der junge Mann. „Er schrieb die Commentare, welche die Werke und Beobachtungen eines Mojou, Castel, Cabanis, Petit und Sue ergänzen und vervollständigen."

Der Greis erblaßte und fragte mit bebender Stimme: „Und was war das Resultat dieser Arbeiten?"

„Daß von allen Strafarten, welche die Menschen erfunden haben, die Enthauptung die schmerzlichste ist", entgegnete der junge Deutsche.

Der Greis, der aufgestanden war, als wollte er seine sichtbare Aufregung bezwingen, sank wieder auf den Stuhl zurück und versuchte zu sprechen; aber seine Lippen stammelten nur dumpfe unverständliche Worte.

„Ja, Herr Doctor", fuhr der junge Mann fort, „mein Vater hat den traurigen Muth gehabt, alle die Versuche der erwähnten Aerzte zu erneuern. — Um der Natur ihre Geheimnisse zu entlocken, ist er unter das Blutgerüst getreten, um augenblicklich die Köpfe in Empfang zu nehmen, welche das Beil des Henkers ihm zuwarf. — Nun wohl! Er hat dabei die verhängnißvolle Ueberzeugung gewonnen, daß nach der Enthauptung der Verstand noch längere Zeit, unberührt und ungeschwächt, in dem Gehirn verweilt, ohne etwas von seinem Wahrnehmungsvermögen zu verlieren. Gleich Aldini hat er bewiesen, daß die Zusammenziehung der Muskeln noch drei Viertelstunden nach dem Tode fortdauert. Er sah, wie die Köpfe der Hingerichteten noch eine Viertelstunde nach der Enthauptung die Augen schlossen, wenn man sie einem grellen Lichte aussetzte. Nachdem er die Augenlider in die Höhe gezogen hatte, überzeugte er sich, daß die Köpfe noch für die Wirkung von Reizmitteln empfänglich waren, daß die Zunge aus dem Munde herausgezogen und mit einer Nadel gestochen, sich schnell zurückzog, während zugleich die Züge des Gesichtes den Ausdruck des Schmerzes annahmen. Er konnte eben so bestätigen, daß das Gehör noch einige Zeit eindrucksfähig bleibt. Zweimal sah ich selbst an seiner Seite mit Entsetzen, wie die Köpfe zwei enthaupteter Giftmischer die Augen nach der Seite wendeten, von woher man ihre Namen rief."

Der Greis hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt; er weinte.

„Meine Schilderung erschreckt Sie, nicht wahr? — Mein Vater hat diesen entsetzlichen Studien besonders deshalb obgelegen, um einen französischen Arzt zu widerlegen, welcher der Erfinder eines grausamen Hinrichtungswerkzeuges ist; ein Werkzeug, dem als eine gerechte Strafe der Name des Erfinders anhaftet und ewig anhaften wird, Guillotin!"

Der Greis erhob sich majestätisch und sagte, milde zwar, doch aber auch mit imponirender Autorität:

„Junger Mann, überlassen Sie die Verleumdung dem gemeinen Haufen und klagen Sie einen Rechtschaffnen nie nach allgemeinen und lügenhaften Gerüchten an. Guillotin, der Guillotin, den Sie verachten und den Ihr Vater haßte; Guillotin, dessen Namen man nur mit Widerwillen nennt; Guillotin, dessen Name, wie Sie sagten, ewig dem Strafwerkzeuge seiner Erfindung anhaften wird, verdient weder diese Verachtung, noch diese Schmach und Schande. — Hören Sie mich wohl an, denn die Worte, welche ich sagen werde, müssen wenigstens einmal von einem reinen und redlichen Herzen vernommen werden!

Als die Nationalversammlung sich mit der Umwandlung des alten Strafsystemes beschäftigte, verlangte sie zur Hauptgrundlage ihrer Arbeit die Gleichmäßigkeit der Strafen für alle Classen der Gesellschaft, die Persönlichkeit des Verbrechens, dessen Schande nicht mehr auf die Familie der Verbrecher zurückfallen sollte, und endlich die Abschaffung der Tortur und unnützer Strafen. Guillotin, eben der Guillotin, welcher bis nach Ihrem Deutschland hin ein Gegenstand der Verwünschungen geworden ist; Guillotin, der seit sechs Jahren eben die Studien verfolgte wie Ihr Vater, und der, aus Irrthum oder in Wahrheit, zu ganz entgegengesetzten Resultaten und Ueberzeugungen gelangt war, stellte den Antrag, für die verschiedenen Strafarten des Rades, des Strickes, des Scheiterhaufens, die Enthauptung einzuführen. Ist der Kopf vom Rumpfe getrennt, so stirbt der Gedanke, sagte er, und mit dem Gedanken sterben auch die Leiden. Es galt nun, sein philantropisches System zur Anwendung zu bringen, und als Mittel dazu schlug er die Anwendung einer Maschine vor, die bereits in Italien

unter dem Namen Manaia bekannt, seit Jahrhunderten erfunden und von dem Pater Labat genau beschrieben worden war. — Darin also besteht das Verbrechen Guillotins! Das ist es, weshalb er von Verwünschungen verfolgt wird! Wenn man wenigstens sein ganzes Leben kennte, das, wie er mit gerechtem Stolze sagen darf, fleckenlos und vorwurfsfrei ist! — Sein Leben ist rein vor Gott und vor den Menschen, und dennoch wissen diese weiter nichts, als ihn zu verabscheuen und zu verleumden!

Sie haben jetzt seine Rechtfertigung gehört, und ich hoffe, daß Sie ihn nun nicht mehr verachten; aber Sie müssen die Geschichte seines ganzen Lebens kennen lernen, damit sich wenigstens eine Stimme zu seiner Vertheidigung erheben könne. — Er ist in Nantes geboren und legte in dem irländischen Jesuitencollegium von Bordeaux Profeß ab; aber das Leben, kleinlichem Unterrichte gewidmet, erschien ihm sehr bald unfruchtbar. Er legte daher das geistliche Gewand ab und ging nach Paris, um sich seiner entschiedenen Neigung für die medicinischen Wissenschaften hinzugeben. Besonders aber widmete er sich dem Studium der Chirurgie, um die Leiden der Armen mildern und sich seinen Mitmenschen nützlich machen zu können. Wichtige und gewissenhafte Arbeiten lenkten die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn, und er übte, nicht ohne Erfolg und Ruhm, sein ehrenwerthes Amt aus, als die Revolution ausbrach. Der Arzt des Kriegers wollte auch Arzt des Geistes werden und sich der großen Bewegung anschließen, welche, wie er wenigstens hoffte, die Nation emancipiren sollte. Er schrieb und veröffentlichte daher eine Flugschrift unter dem Titel: Petition der Bewohner von Paris und der sechs Corporationen.

Diese Flugschrift verlangte, daß die Zahl der Vertreter des dritten Standes bei der Versammlung der Generalstaaten wenigstens der der beiden privilegirten Classen zusammengenommen gleich sei.

Diese Broschüre erweckte die lebhafte Aufmerksamkeit des Publicums; das Parlament beunruhigte sich darüber, und forderte den kühnen Bürger, der sie geschrieben hatte, vor seine Schranken. Er verläugnete keinen seiner Grundsätze und verließ die Versammlung nicht nur freigesprochen, sondern beinahe mit Beifall überschüttet. Außerhalb des Sitzungssaales erwartete ihn die Menge, zahllose Schaaren klatschten ihm jubelnd entgegen und begleiteten ihn dann im Triumph nach seiner Wohnung. Voll Enthusiasmus und Dankbarkeit wiederholten Alle seinen Namen, den Namen, der seitdem so verhängnißvoll geworden ist, daß ich selbst ihn kaum noch auszusprechen wage.

Der Verfasser der Broschüre an das Parlament bewahrte lange seine Popularität und die öffentliche Gunst. Durch den dritten Stand von Paris zum Mitglied der Wähler ernannt, welche die Abgeordneten für das Parlament ernennen sollten, wirkte er später bei der Erklärung der Menschenrechte mit und empfing später den ehrenvollen Auftrag, eine Arbeit über die Reformen der Gesundheitsanstalten in Paris zu schreiben, und Schulen der Arzneikunde, der Chirurgie und der Pharmacie zu errichten. Da gerieth er auf den unseligen Gedanken einer Reform der Criminalgerichtspflege.

Zum Lohne dafür wurde er in das Gefängniß geworfen, in welchem seine Unglücksgenossen sich voll Abscheu von ihm entfernten und ihn mit Spottreden überhäuften. Er erwartete den Tod mit Ergebung und beinahe mit Freude, als der neunte Thermidor ihm die Freiheit zurückgab. Er wollte nun Frankreich verlassen und in irgend einem fernen Winkel Amerika's sich dem Anathema entziehen, welches das abgeschmackteste Vorurtheil über ihn ausgesprochen hatte. Man befahl ihm im Namen des Landes zu bleiben und den Rest seines Lebens dem Vaterlande zu weihen. Er zögerte nicht diesem Verlangen zu entsprechen und entwarf die Grundlagen der berühmten Association, welche unter dem Namen der medicinischen Akademie bekannt ist, schon jetzt große Dienste leistet und in der Zukunft gewiß noch viel wichtigere leisten wird. Man trug ihm Aemter, Ehrenstellen, Titel an, aber er wies Alles zurück, was ihn hätte an die Oeffentlichkeit ziehen können, und er, der arme Dulder, der zur Sühnung einer Wohlthat büßte, wollte nur noch als unbekannter Bürger wirken. Er betrieb seitdem die Impfung der Blattern, er trägt von Dachstube zu Dachstube Trost und Hülfe, und wenn er nicht glücklich ist, wenn ein grausamer Gedanke unablässig seinen Geist beherrscht, so leistet er wenigstens zuweilen kleine Dienste und trocknet manche Thräne. — Nun, mein Freund, werden Sie Guillotin jetzt noch anklagen?"

„Er ist ein Engel!" rief die Frau des Tischlers.

„Höre ich jemals Böses über ihn sagen!" stimmte ihr Mann bei, indem er sich die Aermel zurückstreifte, als gälte es einen augenblicklichen Kampf.

„Ich werde mein ganzes Leben seiner Vertheidigung und der Bekämpfung eines verdammenswerthen Vorurtheils widmen", fügte der junge Wiener hinzu.

„Dies Vorurtheil kann durch nichts verbannt werden", sagte traurig der Greis. „Die Ungerechtigkeit hat bis zu dem heutigen Tage gewährt, und sie wird von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert fortdauern! — Mein Name ist unsterblich, aber, o mein Gott, was ist das für eine traurige Unsterblichkeit! — Doch gleichviel", fügte er nach einer Pause hinzu, „ich werde Gerechtigkeit im Himmel finden und diesem bin ich nahe! Es bleiben für meine Lippen nur noch wenige Wermuthstropfen in dem Becher, aus dem sie seit so langer Zeit trinken müssen."

Seine Ahnung täuschte den edlen Greis nicht. Der junge Wiener, der, Dank dem Beistande des Arztes, nach dem glücklichen Gewinne seines Erbschaftsprocesses in sein Vaterland zurückkehrte, erfuhr dort bald darauf, daß der Doctor Joseph Ignaz Guillotin am 26. April 1814, sechsundsiebenzig Jahre alt, in Paris gestorben sei.

Die Erfindung des Schweinebratens.

Ein historisch-culinarisch-gastronomischer Versuch.

(Nach dem Englischen bearbeitet.)

Der Mensch — so sagt ein chinesisches Manuscript, das mein Freund M. mir bereitwillig vorlas und erklärte — genoß während der ersten sieben Millionen Jahre das Fleisch im rohen Zustande, indem er es mit den Händen oder Zähnen vom lebendigen Thiere riß, wie es in Abyssinien bis auf den heutigen Tag geschieht. Dieser Periode wird bei dem großen Confucius im zweiten Capitel seiner Weltwandlungen ziemlich deutlich Erwähnung

gethan, wo er eine Art von goldnem Zeitalter unter dem Kunstausdrucke Cho=fang (wörtlich „der Köchin Feiertag“) beschreibt. Das Manuscript erzählt weiter, daß die Kunst des Bratens oder vielmehr des Röstens (was ich für die ältere Schwesterkunst halte) zufällig und in folgender Weise entdeckt wurde.

Der Schweinehirt Ho=ti war eines Morgens, seiner Gewohnheit gemäß Eichelmast für seine Schweine zu sammeln, ins Holz gegangen und hatte seine Behausung unter der Obhut seines ältesten Sohnes Bo=bo gelassen. Dieser, ein langer Schlingel, der gern, wie Gelichter seines Alters, mit Feuer spielte, ließ einige Funken auf ein Strohbündel fallen, das, sich rasch entzündend, die Flammen über jeden Theil der armen Hütte verbreitete, bis sie in Asche lag. Zugleich mit der Hütte (einem schönen vorsündfluthlichen Exemplar einer Behausung, wie Ihr leicht denken könnt) kam, was von ungleich größerer Wichtigkeit war, eine schmucke Heerde frischgemästeter Schweine, der Zahl nach nicht weniger als neun, in den Flammen um. Chinesische Schweine aber gelten im Orient seit unvordenklichen Zeiten für einen Luxusartikel.

Wie man sich vorstellen kann, gerieth Bo=bo in die größte Verzweiflung, weniger der Hütte, welche er mit seinem Vater mit wenigen Reisern in Zeit von einer oder zwei Stunden wieder hätte aufbauen können, als des Verlustes der Schweine wegen. Während er bei sich überlegte, was er nun seinem Vater sagen sollte und die Hände über den rauchenden Ueberresten jener frühzeitigen Opfer rang, kitzelte plötzlich ein Geruch seine Nasenlöcher, der ganz verschieden von irgend einem ihm bisher aufgestoßenen war. Woher in aller Welt mochte er kommen? Nicht von den Ruinen der Hütte — diesen Geruch hatte er schon früher gerochen, da dies keineswegs der erste derartige durch Fahrlässigkeit des jugendlichen Brandstifters herbeigeführte Unglücksfall war; noch weniger erinnerte er an irgend ein bekanntes Kraut, Gras oder eine Blume. Wie eine feuchte Vorahnung glitt es über seine Unterlippe hin. Rathlos stand er da. Endlich beugte er sich nieder und betastete ein Schwein, um zu sehen, ob noch Lebenszeichen in ihm wären. Dabei verbrannte er sich die Finger, und um sie zu kühlen steckte er sie in seiner tölpelhaften Manier in den Mund. Einige Krumen der versengten Haut waren an den Fingern kleben geblieben, und zum ersten Male in seinem Leben (und überhaupt seit Erschaffung der Welt) kostete er — Knuspriges! Zum andern Male fühlte und tastete er nach dem Schweine, und obschon jetzt nicht mehr so heftig verbrannt, sog und leckte er doch wieder, einer halben Gewohnheit folgend, an seinen Fingern. Die Wahrheit dämmerte endlich in seinem blöden Hirne auf, daß das Schwein so entzückend schmecke; und nun fiel er, ganz dem neuentdeckten Vergnügen fröhnend, gierig über das Schwein her, riß sich ganze Hände voll versengter Haut nebst dem daran befindlichen Fleische ab und würgte es in seiner thierischen Art hinunter, als plötzlich sein Vater, bewaffnet mit dem Küttel der Vergeltung, in den rauchenden Trümmern erschien, und nachdem er den Stand der Dinge übersehen, einen Hagel von Prügeln auf die Schultern des Schlingels herabregnen ließ. Bo=bo beachtete es so wenig, als wären es Fliegen gewesen; das Vergnügen, welches seine innern Theile kitzelte, hatte ihn gänzlich unempfindlich gegen die Unannehmlichkeiten gemacht, die seine Außenseite betreffen mochten. Sein Vater prügelte fort, doch konnte er den Sohn nicht von dem Schweine wegtreiben, ehe dieser vollständig reinen Tisch gemacht hatte. Jetzt erst begann Bo=bo sich seiner Lage etwas deutlicher bewußt zu werden, und etwa folgendes Zwiegespräch entspann sich:

„Du gottlose Range, was in aller Welt verschlingst Du da? Ist es nicht genug, daß Du mich durch Deine hündischen Streiche um drei Häuser und an den Bettelstab gebracht hast, mußt Du auch noch Feuer und weiß Gott was fressen — was hast Du da Sakermenter?“

„O Vater, das Schwein, das Schwein! Komm nur und koste, wie herrlich das verbrannte Schwein sich ißt!“

Ho=ti's Haar sträubte sich vor Entsetzen; er verfluchte seinen Sohn und sich selbst, weil er einen Sohn gezeugt, der verbrannte Schweine essen könnte.

Bo=bo, dessen Geruchsnerven wunderbar geschärft waren, scharrte bald ein anderes Schwein aus der Asche, zerlegte es hastig, und schob den kleineren Theil mit Gewalt in Ho=ti's Fäuste, mit dem beständigen Ausrufe: „Koste, koste das verbrannte Schwein, Vater, koste — o Gott“... hier unterbrach er sich durch barbarische Laute des Entzückens, während er ohne sich Rast zu gönnen herunterwürgte, daß er dem Ersticken nahe.

Ho=ti zitterte an allen Gliedern, als er nach dem verabscheuungswürdigen Gegenstande griff, und während er noch überlegte, ob er nicht seinem Sohne als einem naturwidrigen Ungeheuer den Garaus machen sollte, verbrannte er sich, gerade wie es sein Sohn gethan, an dem Knusprigen die Finger, und dasselbe Heilmittel in Anwendung bringend, kostete er nun auch seinerseits etwas von dem Wohlgeschmacke, der ihm trotz seines nur noch erheuchelten sauertöpfischen Gesichtes nicht eben zu mißfallen schien. Kurz und gut — das Manuscript wird hier ein bischen weitschweifig — Beide, Vater und Sohn, ließen sich förmlich zu der Mahlzeit nieder und standen nicht eher ab, bis die Ueberreste der Heerde spurlos verschwunden waren.

Bo=bo bekam die strenge Weisung, das Geheimniß nicht zu verrathen, weil sie sonst zweifelsohne von den Nachbarn als verruchte Bösewichter, die sich vermessen, das treffliche von Gott verliehene Fleisch zu verbessern, gesteinigt werden würden. Nichts desto weniger kamen seltsame Gerüchte in Umlauf. Nichts als Feuersbrünste seit der Zeit! Die einen brachen am hellen Tage aus, andere zur Nacht. Regelmäßig, so oft die Sau geworfen, stand Ho=ti's Hütte in Flammen; und was das Merkwürdigste war, Ho=ti selbst, statt seinen Sohn zu züchtigen, erschien täglich nachsichtiger als je. Zuletzt wurden sie beobachtet und das furchtbare Geheimniß entdeckt, und Vater und Sohn zur gerichtlichen Untersuchung nach Peking, damals noch eine unbedeutende Kreisstadt, gefordert. Die Verklagten wurden ihrer Schuld überführt, die verbrecherische Speise selbst im Gerichtshofe ausgelegt, und schon sollte das Verdict der Geschworenen abgegeben werden, als plötzlich der Obmann der Geschworenen den Antrag stellte, daß eine Probe des verbrecherischen Schweinebratens zur Prüfung an die Geschworenenbank gebracht werden solle. Er berührte es, und Alle nach ihm berührten es, und nachdem sie sich die Finger verbrannt, wie Bo=bo und sein Vater vor ihnen, und instinctmäßig auf dasselbe Heilmittel verfallen waren, gaben sie, klaren Thatsachen und den einfachsten Geboten des Verstandes ins Gesicht schlagend, — zum Erstaunen des ganzen Gerichtshofes, der Stadt, der Fremden, der Berichterstatter und aller Anwesenden — das einstimmige Verdict ab: „Nicht schuldig!“

Der Präsident des Gerichtshofes, der ein verschmitzter Mann war, drückte bei der offenbaren Ungerechtigkeit des Spruches die Augen zu, und nachdem der Gerichtshof entlassen war, machte er sich heimlich auf und kaufte alle Schweine auf, die nur für Geld und gute Worte zu haben waren. Einige Tage darauf sah man das Haus Sr. Herrlichkeit in Flammen aufgehen. Das Ding verbreitete sich und bald sah man nichts als Feuersbrünste in jeder Richtung. Brennmaterial und Schweine wurden im ganzen Lande erstaunlich theuer. Sämmtliche Feuerversicherungsanstalten schlossen ihre Bureaus. Die Bauten wurden von Tage zu Tage leichter, bis zu befürchten stand, daß die Kunst der Architektur überhaupt binnen kurzem der Vergessenheit anheimfallen werde. So pflanzte diese Gewohnheit Häuser niederzubrennen sich fort, bis, wie mein Mannscript sagt, im Laufe der Zeit ein großer Weiser erstand, der die Entdeckung machte, daß das Fleisch von Schweinen, oder überhaupt von jedem andern Thiere, gebraten (oder wie man damals sagte, gebraunt) werden könne, ohne die Nothwendigkeit, zu diesem Behufe ein vollständiges Haus niederzubrennen. Jetzt zuerst kam die rohe Form des Bratrosts auf; ein oder zwei Jahrhunderte später — ich vergesse, unter welcher Dynastie — die Gewohnheit, am Stricke oder Spieße zu braten. In so allmäliger Stufenfolge verbreiten sich — so lautet der Schluß meiner Handschrift — die nützlichsten und scheinbar einfachsten und auf der Hand liegenden Künste in der menschlichen Gesellschaft.

Ohne dem obigen Berichte blindlings Glauben zu schenken, muß man doch einräumen, daß, wenn überhaupt ein stichhaltiger Vorwand für so gefährliche Versuche wie das Niederbrennen von Häusern (namentlich wenn es heut zu Tage stattfände!) zu Gunsten eines Küchenartikels aufgefunden werden könnte, ein solcher Vorwand und eine solche Entschuldigung sich noch am leichtesten beim Schweinefleisch begründen ließe.

Von allen Leckerbissen im Reiche der ganzen eßbaren Welt ist es, wie ich nachweisen werde, der leckerste, der vornehmste aller Wohlgeschmäcke.

Ich spreche nicht von den erwachsenen Schweinen, auch nicht von jenen zwitterhaften Mitteldingern zwischen Schwein und Ferkel, sondern von dem jungen zarten Säugling — noch nicht einen Monat alt — noch unberührt von den Einflüssen der Stallatmosphäre — mit nur leise schlummernder Anlage zur angestammten Erbsünde seiner Vorfahren, der Kothsucht — die Stimme noch nicht gebrochen, ein Mittelding noch zwischen dem Discant eines Kindes und einem Gurgeltone — dem sanften Vorläufer oder Vorspiel des Grunzens.

Es muß geröstet werden. Mir ist nicht unbekannt, daß unsere Vorfahren das Fleisch gesotten oder gekocht verzehrten — aber mit welcher Einbuße an äußerer Hülle!

Kein Wohlgeschmack der Welt, behaupte ich, ist vergleichbar jenem des bröcklichen, rothbraunen, sorgfältig bereiteten, nicht zu garen, Knusprigen, wie man es treffend bezeichnet, — die Zähne selbst werden zur Theilnahme an den Freuden dieses Schmauses geladen, bestehend in der Ueberwindung des keuschen, spröden Widerstandes — mit dem öligen Beigeschmacke — o nennt es nicht Fett — sondern eine an Fett streifende, nicht zu bezeichnende Süßigkeit — die zarte Blüthe des Fetts — Fett in der Jugendblüthe gepflückt — als Knospe gesammelt — im Zustande der ersten Unschuld — die Crême und die Quintessenz der noch reinen Nahrung des Säuglings — das Magere, nicht Magere, sondern eine Art animalischen Manna's — oder vielmehr Fett und Mager so geeinigt und eins mit dem andern verschmolzen, daß beide zusammen gemeinsam jenes untheilbare ambrosische Ergebniß liefern.

Betrachtet ihn während seiner Bereitung — scheint es nicht vielmehr eine erquickende Wärme als eine sengende Hitze zu sein, der er sich so widerstandslos überläßt? — Wie gleichmäßig er sich um den Strick dreht! Jetzt ist er eben gar. Die weiche Empfindsamkeit seines zarten Alters zu beweisen, hat er sich seine hübschen Augen ausgeweint — glänzende Gallerte — niederträufelnde Sterne!

Seht ihn auf der Schüssel, seiner zweiten Wiege, wie fromm er daliegt! — Hättet Ihr es übers Herz bringen können, diese Unschuld aufwachsen zu lassen zu der vierschrötigen Unbehülflichkeit, welche nur allzu oft das vorgerücktere Alter seines Geschlechtes begleitet? Zehn gegen Eins, es wäre ein Vielfraß, ein Unflath, ein halsstarriges, widerwärtiges, in jedem Koth sich wälzendes Geschöpf daraus geworden — diesen Sünden ist er glücklicherweise entrissen —

„Eh' Schuld und Gram gealtert ihn,
Kam treubesorgt der Tod —"

Sein Gedächtniß ist Wohlgeruch; kein Bauer flucht, halb übel, seinem ranzigen Speck; kein Fleischerknecht würgt ihn in räucherige Würste; er erhält ein ruhmvolles Grab in dem dankbaren Magen des sachverständigen Feinschmeckers — und um solch ein Grab mag er befriedigt sterben.

Kein Wohlgeschmack ist so zusagend wie der seinige. Ananas ist grandios, aber überschwänglich, zu vorzüglich; ein Entzücken, wenn nicht sündlich, doch der Sünde so nahe, daß ein zartes Gewissen besser thäte, sich ihr zu enthalten; zu verführerisch für menschlichen Geschmack; sie verwundet und stachelt die ihr nahenden Lippen auf; sie beißt wie Liebesküsse; sie ist eine Wonne, die an Schmerz streift, wegen der Heftigkeit und des Uebermaßes ihres Geschmackes; und gleichwohl ist ihr Reich schon am Gaumen zu Ende; sie hat keinen Einfluß auf den Appetit, und der gemeine Hunger würde sie gewiß mit Freuden für Hammelrippen hingeben.

Schweinebraten — laßt mich sein Lob singen — ist nicht minder einflußreich auf den Appetit als befriedigend für die Anforderungen eines wählerischen Gaumens. Der starke Mann wird sich an ihm sättigen können und der Schwächling seine milden Säfte nicht zurückweisen.

Abweichend von dem Charakter der Menschen, bei denen ein Päckchen Tugend und ein Päckchen Laster unentwirrbar verbunden und ohne Gefahr fast kaum zu trennen ist, ist er durch und durch gut. Kein Theil an ihm ist besser oder schlechter als der andere. Er steht, so weit seine bescheidenen Mittel reichen, Jedermann am Tische gern zu Diensten. Er ist Allerwelts Speise.

Ich gehöre zu den Menschen, die gern und ohne Murren die ihnen zu Theil gewordenen Segnungen dieses Lebens — leider habe ich mich nicht all zu vieler zu erfreuen gehabt — einem Freunde mittheilen. Mein Herz nimmt aufrichtig denselben Antheil an den Freuden, Neigungen und Vergnügungen eines Freundes wie an den eigenen. „Geschenke", pflege ich oft zu sagen, „erhöhen die Liebe Abwesender." Hasen, Fasanen, Rebhühner, Schnepfen, Hühner, Kapaunen, Kibitze, Eber und Tonnen mit Austern bin ich eben so bereit mitzutheilen

als zu empfangen. Ich koste eben so gern wie mit der eigenen mit der Zunge eines Freundes. Aber irgendwo muß man eine Grenze machen. Man sollte nicht, wie Lear, **Alles** fortgeben. Ich mache meine Grenze beim Schweinebraten. Mir für meine Person scheint es eine Undankbarkeit gegen den Geber aller guten und wohlschmeckenden Dinge zu sein, wollte ich unter dem Vorwande der Freundschaft oder weiß Gott wessen verächtlich mir entfremden oder aus meinen vier Pfählen schicken eine Segnung, die für meinen individuellen Gaumen so geschaffen, und ich möchte sagen von der Vorsehung selber bestimmt ist — mir scheint es von Gefühllosigkeit zu zeugen.

Ich erinnere mich ähnlicher damit verwandter Gewissensbisse während meiner Schulzeit. Meine gute alte Tante, die sich am Ende meiner Ferien nicht von mir trennen konnte, ohne mir die Taschen mit Süßigkeiten, Confect oder sonst einem Leckerbissen gefüllt zu haben, hatte mich eines Abends mit einem dampfenden, frisch aus dem Ofen gekommenen Pflaumenkuchen entlassen. Auf meinem Schulwege — er führte mich über die Londoner Brücke — sprach mich ein grauhaariger alter Bettler, ich zweifle heute nicht, daß er ein Betrüger war, um ein Almosen an. Ich hatte keinen Heller in der Tasche, der ihn hätte trösten können, und in der Thorheit meiner Selbstverlängnung und abgeschmackten echt schülermäßigen Mildthätigkeit schenkte ich ihm — den ganzen Kuchen! Eine Strecke Weges ging ich getragen, wie man bei solchen Gelegenheiten pflegt, von dem süßen Troste der Selbstzufriedenheit; aber ehe ich noch das Ende der Brücke erreicht hatte, kehrte mein besseres Gefühl zurück, und ich brach in Thränen aus, indem ich bedachte, wie undankbar ich an meiner guten Tante gehandelt hätte, von ihr zu gehen und ihr schönes Geschenk dem ersten besten Bummler zu geben, einem Unbekannten, den ich nie gesehen, der ein Bösewicht oder wer weiß was sein konnte; und dann dachte ich an das Behagen meiner Tante, wenn sie dächte, daß ich — ich selbst, und nicht ein Anderer — ihren leckern Kuchen verzehrte — und was ich sagen sollte, wenn ich ihr wieder unter die Augen träte — wie unartig ich an ihr gehandelt, mich von ihrem netten Geschenke zu trennen — und auf den Flügeln der Erinnerung schwebten die Gerüche jenes würzigen Kuchens zurück, und das Vergnügen und die Neugier, die ich bei seiner Bereitung empfunden, und meine Freude, als die Tante ihn in den Ofen schob, und wie enttäuscht sie sich fühlen würde, wenn sie erführe, daß ich schließlich nicht ein Stückchen über meine Lippen gebracht hätte —, und ich tadelte meinen unziemlichen Leichtsinn, Almosen zu spenden, meine frömmelnde, unzeitige Gutmüthigkeit, und vor Allem wünschte ich jenen hinterlistigen, nichtsnutzigen grauen alten Betrüger nie wieder zu erblicken.

Unsere Vorfahren waren sehr behutsam in der Methode die zarten Opfer dem Untergange zu weihen. Wir lesen von Schweinen, die mit Gerten zu Tode gepeitscht wurden, wie wir von andern veralteten Gewohnheiten hören. Die Zeiten dieser Schule sind vorbei, recht anziehend wäre sonst eine, natürlich rein philosophische, Untersuchung, welchen Einfluß ein derartiges Verfahren auf Verfeinerung und Versüßung eines von Natur schon so zarten und süßen Stoffes wie das Fleisch von jungen Schweinen zu äußern im Stande sein möchte. Mir scheint es wie der Versuch, ein Veilchen zu verfeinern. Doch sollte man, während man die Unmenschlichkeit verdammt, in der Beurtheilung der Weisheit jenes Brauches selbst vorsichtig verfahren. Meinerseits möchte ich eine Probe nicht verschmähen.

Ich erinnere mich während meiner Anwesenheit zu St. Omers eines gelehrten Streites, der von jungen Studenten geführt und von beiden Theilen mit einem großen Aufwande von Kenntnissen und Laune verfochten wurde: „**Ob, vorausgesetzt, daß der Geschmack eines zu Tode gepeitschten Schweines** (per flagellationem extremam) **dem menschlichen Gaumen einen höheren Grad von Genuß verschaffe als irgend eine andere erdenkbare Todesart — es gerechtfertigt erscheine, daß der Mensch jene Methode der Tödtung in Anwendung bringe?**“ — Ich habe die Entscheidung leider vergessen.

Auch **die Brühe** sollte in Erwägung gezogen werden. Am besten mit einigen Brodkrumen, der Leber, dem Gehirn und einer Messerspitze jungen Salbeis angethan. Aber verbanne, ich beschwöre Dich, theure Köchin, das ganze Geschlecht der Zwiebeln. Bratet im Uebrigen Eure Schweine ganz nach Eurem Gaumen, taucht sie in Schnittlauch, füllt sie mit den Gewächsen des üppigen ungesunden Knoblauchs; Ihr könnt sie weder verderben noch schmackhafter machen — aber Eins bedenkt, das „Spanferkel“ ist ein Schwächling — eine Blume!

Georg Pertz.

Sonntags-Plauderei.

Auch ein Märtyrer. Nicolas Antoine, zu Friay in Lothringen von katholischen Aeltern geboren, erfreute sich trotz des geringen Wohlstandes derselben einer sehr sorgfältigen Erziehung. Um ihn studiren zu lassen, schickte sein Vater ihn auf fünf Jahre nach Luxemburg; von dort begab sich der junge Mann nach Pont à Mausson und später nach Trier und Köln, an welch letzterem Orte er seine Studien bei den Jesuiten fortsetzte, bis er das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte. In das älterliche Haus zurückgekehrt, wünschte nunmehr der Vater, daß er sich der Kirche widmen möge; allein er hatte dazu eben so wenig Neigung, wie ihm überhaupt die katholische Religion nicht zusagte. Er verließ also, ohne seinen Aeltern die Ursache seines Wegganges zu nennen, die Stadt und wendete sich an einen protestantischen Geistlichen in Metz. Auch dessen Glaubenslehren sagten ihm nicht zu, etwas mehr befriedigten ihn die eines reformirten Predigers, zu dessen Religion er sich endlich auch wirklich bekannte. Mit Eifer warf er sich jetzt zu Sedan auf das Studium der Theologie und ging von dort nach Genf. Je mehr er sich in das Lesen des alten Testaments vertiefte, je heftiger erwachte in ihm der Trieb ein Jude zu werden; insgeheim bekannte er sich auch dazu. Um öffentlich überzutreten, kehrte Antoine nach Metz zurück und suchte daselbst um Aufnahme in die Gemeinde der Juden nach. Er bat vergebens, man verwies ihn an die Amsterdamer Judenschaft; auch von dieser wurde er zurückgewiesen. Voll seiner Begierde, sich öffentlich zum Judenthum zu bekennen, reiste Antoine nach Padua, und weil auch diese Reise erfolglos war, nach Venedig. Hier nahm man ihn gleichfalls nicht in den Bund auf, doch versicherte man ihm, daß er, wenn er auch nicht öffentlich zum Judenthum übertrete, für das Heil seiner Seele wirken könne, wenn er nur im Herzen Gott getreu bleibe.

So überall abgewiesen ging er nach Genf zurück und nahm, von allen Mitteln zum Unterhalt entblößt, die Stelle eines Informators in einer christlichen Familie an. Seine Aufführung gab keinen Anlaß zur Klage; war er auch im Herzen Jude, so beobachtete er doch im Aeußern die Formen der christlichen Kirche, was Ursache ward, daß er endlich zu Divanne bei Gex in Burgund als Geistlicher angestellt wurde.

Es währte indeß nicht lange, so machten der Ortsvorsteher und mit ihm mehrere andere fleißige Kirchenbesucher die Beobachtung, daß ihr Pfarrer weder in seinen Predigten noch in seinen Gebeten den Namen Jesu Christi nannte, und daß er seine Predigttexte ausschließlich aus dem alten Testament wählte. Der Argwohn, mit welchem man ihn beobachtele, blieb ihm nicht fremd, und der ohnehin zur Melancholie geneigte Mann alterirte sich darüber in einer Weise, die für seinen Verstand fürchten ließ. Seine Reden wurden immer seltsamer und endlich konnte kaum noch ein Zweifel darüber obwalten, daß sein Geist gestört war; denn ungescheut erging er sich in Schmähungen gegen das christliche Glaubensbekenntniß, Lästerungen, wie sie wohl noch nie von einem christlichen Geistlichen gegen die Person Christi ausgesprochen worden waren, entströmten seinem Munde; er nannte ihn einen Abgott und das neue Testament ein von Menschen gedichtetes Märchen. Einmal machte er sich sogar anheischig zur Befestigung seines Glaubens seine Hand über einem Kohlenbecken zu opfern, wenn die ihn umstehenden Gottesgelehrten und Geistlichen das Gleiche um Christi willen thun würden. Man hielt es für nothwendig, ihn des Nachts bewachen zu lassen; trotzdem entrann er und man fand ihn am Morgen in der Nähe des Stadtthores halbnackt im Kothe liegen, indem er, Jesus Christus lästernd, den wahren Gott Israels anrief.

Zu größerer Sicherheit ließ die Obrigkeit den Wahnwitzigen in ein Hospital bringen, und wenn er auch jetzt zur Ruhe kam und aufhörte die christliche Religion zu schmähen, so fand er doch kein Ende, das Judenthum laut und öffentlich zu verfechten. Sobald ihn die Aerzte von seiner Sinnesverwirrung als genesen betrachteten, führte man ihn in ein Gefängniß ab und forderte die Geistlichkeit auf, den Irregeleiteten auf den rechten Weg zurückzubringen. Alle Anstrengungen waren erfolglos, aller Aufwand von Beredtsamkeit scheiterte an dem starren Sinne des Ungläubigen, der bereit war, sein Leben seiner Ueberzeugung zum Opfer zu bringen. In diesem Sinne sprach er sich auch in drei Bittschriften aus, welche er an den Genfer Rath richtete, worin er sich rechtfertigte und die Glaubenssätze der Juden vertheidigte.

Am 11. April 1632 schritt man zum richterlichen Verhör. Mit einem Muthe, der selbst seine Richter überraschte, bekannte er sich auch jetzt als Jude, und flehte Gott an, daß er ihm die Gnade schenke, als Märtyrer der jüdischen Religion zu sterben. Bei den ihm vorgelegten Fragen behauptete er nicht zu wissen, daß Jesus Christus gekreuzigt worden sei, und daß dieser der Sohn Gottes, der verheißene Messias sei, wollte er nicht glauben. Das neue Testament verwarf er, da es nach seiner Ansicht zu viele Widersprüche enthalte und nicht mit dem alten Testament übereinstimme. Daß er sich trotz alledem zum Geistlichen einer protestantischen Gemeinde hatte ernennen lassen, entschuldigte er damit, daß er sich äußerlich zu jeder Religion bekennen könne, ohne seine Seligkeit zu verscherzen, und daß er ohne Mittel zum Leben gewesen sei. Ein von ihm geschriebenes, aber nicht unterschriebenes und ihm vorgelegtes Glaubensbekenntniß, worin er Christus als Heiland anerkannte, nannte er erzwungen.

Daß der Tod ihm bevorstand, sah Nicolas Antoine voraus, und er ließ keine Furcht vor dem Tode laut werden, im Gegentheil sah er dem Urtheilsspruche mit Ungeduld entgegen. Er durfte nicht lange darauf warten. Am 20. April bereits sprach es der Rath zu Genf; es lautete hart genug. Nicolas Antoine sollte erst erdrosselt und dann verbrannt werden.

Und so geschah es bereits am folgenden Tage. D.

Schauspieler-Eitelkeit. Frédéric Lemaitre, nächst Talma der größte Schauspieler des neueren Frankreichs, konnte es nicht ertragen, daß neben ihm ein Anderer auch nur das geringste Beifallszeichen erhielt. In irgend einem Melodrama erschien er mit dem Leichnam seines jüngeren Bruders auf den Armen. Der ganz untergeordnete Schauspieler, der diese Rolle gab, ahmte die starre Unbeweglichkeit des Todes so vorzüglich nach, daß das überraschte Publicum sich kein Gewissen daraus machte, eine der schönsten Tiraden des großen Künstlers zu unterbrechen, um dem kleinen Todten seine volle Zufriedenheit zu bezeigen.

„In der That", dachte Frédérick, „ein frecher Bube, sich auf meinen Armen so applaudiren zu lassen!"

Dabei beugt er sich über ihn, und während er in seiner Rolle fortfährt, bläst er in die Nasenlöcher des Todten; der rührt sich nicht. Da, in einem Anfall von Verzweiflung, immer ganz im Geiste der Rolle, reißt Frédérick dem Todten eine Hand voll Haare aus; keine Bewegung. Endlich scheint der große Bruder seinem Schmerze zu erliegen, öffnet die Arme und läßt den Leichnam fallen, der heldenmüthig sich die Seite auf den Bretern aufschlägt, ohne zu mucksen. Das war wundervoll. Das Publicum zittert, die Bravo's werden rasend, und der große Schauspieler geht wüthend ab.

Während der schlaflosen Nacht verfällt er nach langem Brüten endlich auf ein weniger grausames, aber unfehlbares Mittel. Als er am nächsten Abend den Bruder wieder an die Lampen trägt, kitzelt er ihn ganz unmerklich unter den Armen und auf den Fußsohlen.

Das hält der unglückliche Todte nicht aus, er wacht auf, bricht in lautes Lachen aus, springt zu Boden und — wird ausgepfiffen.

Lemaitre hatte seinen Zweck erreicht, die Bravo's der Zuschauer gehörten ihm jetzt allein.

Der unschuldige Conrad. „In der löblichen Eidgenossenschaft und dero Landschaft Thurgau, erzählt Murer im schweizerischen Heiligenbuch, liegt am Rhein ein Städtchen Diessenhofen, in welchem etliche Juden mit Weib und Kindern haushäblich wohnten und ihren Wucher trieben. Unter diesen war Michael Vietelmann nicht der Geringste, dessen Sohn Gottlieb genannt. Michael aus großem Neid dürstete viel Jahr Christenblut zu bekommen und zu genießen, welches weil er selbst weder mit Stehlen eines Christenkinds andernorts zuwegen bringen möchte, machte er endlich aus teuflischer Eingebung mit einem erwachsenen Christen-Jüngling, der Zahn genannt, Heinrich Jahns damals Voigt zu Diessenhofen Diener und Vorreuter, gemein und Kundschaft, und practicirte mündlich mit demselben, daß er ihm drei Gulden versprach, wenn er ihm, Michael, eines Christenkinds Blut brächte und warm zu Handen stellte. Der Reuter, vom Teufel verblendet, vom Juden angestiftet und aus Liebe des Geldes ersicht alle Gelegenheit seinen bösen Willen zu erfüllen. Im Jahre 1401 hat er einem Ehrsamen Burger, Hermann Lory, des Raths zu Diessenhofen, Conrad sein vierjähriges Kind gestohlen; als er dieses nach Hause gebracht, hat er ihm die Gurgel abgestochen und also ermordet, das unschuldige Blut darauf in ein Geschirr gefasset, in Meinung, solches Michael Vietelmann dem Juden zu bringen und die versprochenen drei Gulden zu empfangen; aber Johann der Reuter aus Göttlicher Verhängnus, wurd am Mord von etlichen frommen Personen erwischt und gefänglich eingezogen. Als dieser Knecht in Verhafftung peinlich allen Verlauf angezeigt und den Juden Vietelmann als alles Ubels Anstifter ernennet, wurde selbiger auch in Verhaft genommen und durch Urtheil und Recht, der und anderer Mißhandlungen wegen lebendig verbrennt, der Zahn aber wegen begangenen Mords geräbert. Die bekümmerten Aeltern aber des ermordeten Knäbleins Conrads, nammen ihr geliebtes Kind und bestatteten dieses nach Christlichem Gebrauch in die gewöhnliche Pfarrkirche. Hierauf wurde bei der Burgerschaft, besonders Weibspersonen zu Diessenhofen, große Andacht zu diesem Kindlein, und ward sein Grab bei hundert Jahren mit Gelübd und Opfer ohn Unterlaß, weilen viel Gnaden und Wunderzeichen sich darbei erzeiget, besucht und verehret; bis endlich die Zweyspaltung in denen Religionssachen in dieser Stadt und Landen A. 1529 eingerissen; darmit ist dieses unschuldigen Conrads ganz vergessen und die Andacht aufgehoben worden, daß man jetziger Zeit weder sein Begräbnuß noch Wunderthaten weder hören noch wissen kann."

Für die Juden aller Orten in der Schweiz war dieser Diessenhofener Mord ein verderbliches Ereigniß. Die Mißhandlungen und Verfolgungen begannen und die Juden würden vertrieben worden sein, wenn sich nicht der Rath und einflußreiche vorurtheilsfreiere Bürger ihrer angenommen und sie geschützt hätten. D.

Mit nächster Nummer beginnt ein neues Quartal und wird daher um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements gebeten.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von C. Polz in Leipzig.

№ 27. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

7. Juli.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Reue.

Könnt' ich es doch noch einmal hören,
Was ich so thöricht einst verlacht,
Vergang'nes wieder zu beschwören,
O wäre mir die Zaubermacht!
Es klänge dann aus Deinem Munde
Entgegen mir in stiller Stunde,
Wenn mit dem Tag Dein Zagen wich,
Das leise Wort: Ich liebe Dich!

Manch heiße Lippe, die mich küßte,
Schrieb mir's mit Flammen auf den Mund,
Oft hat im Taumel wilder Lüste
Besiegelt es den flücht'gen Bund;
Du sprachst es ängstlich und befangen,
Im Dunkel glühten Deine Wangen,
Die Stimme zitternd, thränenweich,
Dein Lieben schien mir kalt und bleich.

Der Lockung Lieder längst verklangen,
In todter Asche liegt die Gluth,
Vergessen sind, die mich umschlangen,
Die willig mir im Arm geruht,
Nur an Dein schüchternes Versagen
Muß denken ich zu allen Tagen
Und mahnend steigt Dein Bild empor,
Daß ich das wahre Glück verlor!

Albert Traeger.

Die Uhr schlug vier.

Erzählung nach einem wahren Criminalfall von Ernst Willkomm.

1.

Das Geschlecht der Grafen von Bornheim gehörte zu den angesehensten des Landes. Früher in mehrere Zweige sich spaltend, bestand es nach dem allmäligen Aussterben der verschiedenen Linien nur noch aus einer einzigen Familie, deren Oberhaupt der General Albrecht von Bornheim war. Dieser bewohnte, seit er den activen Dienst quittirt hatte, das Stammschloß seiner Väter, ein altes stattliches Gebäude mit spitzen Giebeln, steilem Dach, vorspringenden Erkern und einem sechseckigen stumpfen Thurme an der Ostseite. Mit dem bereits hoch bejahrten Generale lebten hier seine um Vieles jüngere Gemahlin Serena und die erwachsene Tochter Beider, Comtesse Albertine, ein Mädchen von achtzehn Jahren, seit geraumer Zeit mit Lord Duncan aus der schottischen Grafschaft Perthshire verlobt.

Graf von Bornheim war ein sehr reicher Mann geworden durch den Heimfall der früher getheilten Güter in Folge des Aussterbens seiner nächsten Verwandten. Der beneidenswerthe Schotte erhielt daher mit der Hand Albertinens nicht allein eine reizende junge Gattin, sondern auch eine der reichsten Erbinnen, da der alte General außer dieser Tochter nur noch einen um sechs oder sieben Jahr älteren Sohn besaß.

Schloß Bornheim lag in angenehmer Gegend, kaum eine halbe Stunde von der Seeküste entfernt. Ungefähr eine Stunde Weges weiter und dicht am Strande gehörte dem Grafen noch ein umfangreiches Gut. Hier wohnten

der Amtmann, verschiedene Angestellte und Vetter Kurt, der Oberinspector sämmtlicher Güter des Grafen, ein Mann von dreißig Jahren, der Cameralwissenschaften studirt hatte und seiner gründlichen Kenntnisse, seiner unermüdlichen Thätigkeit und großen Rechtlichkeit wegen bei dem Grafen sehr wohl gelitten war.

Kurt Walderow verdankte dem General Alles, denn der Vater des jungen Mannes, ein entfernter Verwandter des Grafen, war noch vor dessen Geburt gestorben und hatte seine Witwe keineswegs in glänzenden Verhältnissen zurückgelassen. Walderow, der Vater, war Militair wie Graf Bornheim, und der Empfehlung und Protection des Letzteren hatte er die schnelle Carrière zu verdanken gehabt, die er schon in jungen Jahren machte, und die ihm ohne Zweifel zu einer glänzenden Stellung verholfen haben würde, wäre er nicht in der Blüthe der Jahre plötzlich durch ein hitziges Nervenfieber dem Leben entrissen worden.

Auch die Vermählung Walderows hatte der Graf damals eingeleitet, sowie die Kosten der Einrichtung des jungen Paares bestritten. Die Freundschaft, welche Graf Bornheim dem früh Verstorbenen so eng verband, übertrug er nach dem Tode desselben auf dessen Witwe und in noch höherem Grade auf den nachgeborenen Sohn Kurt, bei dem er Pathenstelle vertrat und den er wie ein Vater liebte.

Unter diesen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß auch Kurt dem Grafen mit größter Liebe anhing. Er sah in dem großmüthigen General seinen natürlichen Beschützer, wie er denn auch sein Vormund war. Ihm zu gefallen, Lob von ihm einzuernten und dadurch auch seiner Mutter Freude zu machen, war von Jugend auf des jungen Walderow Streben gewesen, und als ihn nach beendigten Studien der Graf erst als Gehülfe auf seine Güter rief, später ihm die selbstständige Verwaltung eines kleineren Besitzthumes ganz übertrug und ihn endlich zum Oberinspector des gesammten Gütercomplexes ernannte, glaubte Kurt darin nur einen Wink zu erblicken, den er benutzen müsse, um sich dem gräflichen Vetter und wohlwollenden Pathen nach Kräften dankbar zu beweisen.

Vor etwa sechs Monaten war Kurts Mutter in einem Alter von fünfzig Jahren gestorben. Wenige Tage vor ihrem Tode wünschte sie den Sohn zu sprechen, um sich noch einmal ungestört und ohne Zeugen mit ihm unterhalten zu können. Sie übergab ihm dabei einen versiegelten Brief an den Grafen von Bornheim, ein zweites ebenfalls versiegeltes Schreiben war an Kurt selbst gerichtet.

„Du findest darin meinen letzten Willen verzeichnet“, sprach die Sterbende mit schwacher Stimme. „Richte Dein Handeln danach ein und ehre mein Andenken! Du mußt mir aber heilig versprechen, die Schrift erst nach meiner Beerdigung lesen zu wollen. Den Brief an Deinen Herrn Pathen sollst Du dagegen bestellen, sobald ich den letzten Athemzug gethan habe.“ Kurt legte seine Hand unter heiligen Betheuerungen in die Hand der sterbenden Mutter und hielt sein gegebenes Wort pünctlich. Der Hingang der braven Frau machte jedoch einen viel tieferen Eindruck auf den Sohn als die Meisten vermuthet hatten. Walderow war ja frühzeitig der mütterlichen Pflege und Aufsicht durch des Grafen Vorsorge und vormundliche Bestimmung entzogen worden. Er hatte sie später immer nur auf kurze Zeit, und nachdem er die Hochschule bezog, jährlich kaum einmal gesehen und gesprochen. Und als er gar ins praktische Leben eintrat und wichtige Pflichten ihm zu erfüllen oblagen, sprach er die Mutter gewöhnlich nur auf flüchtige Stunden.

Seit dem Tode der Mutter sah man Kurt selten heiter. Eine tiefe Melancholie, die selbst das muntere Geplauder Albertinens, die sich mit dem von ihrem Vater so hoch gepriesenen Vetter so gern unterhielt, nicht dauernd verscheuchen konnte, bemächtigte sich seiner. Walderow suchte oft die Einsamkeit, und wenn ihn unvermuthet Jemand in seinen Gedanken überraschte, zeigte er sich merkwürdig zerstreut.

Am wenigsten Gewicht legte der Graf auf diese seltsame Verwandelung seines bis zum Tode der Mutter immer fröhlichen Pathen.

„Laßt ihm nur Zeit“, pflegte er zu Frau und Tochter zu sagen, wenn diese mit dem General über die Betrübniß des armen Vetters sprachen und dem wahren Grunde derselben auf die Spur zu kommen sich mühten. „Kurt muß Zeit haben, seinen Schmerz zu verwinden. Er ist eine tiefe Natur, der Kleinigkeiten nichts anhaben, die aber gewaltige Erschütterungen schwerer als leicht Erregbare in sich verarbeitet. Dringt nicht in ihn, bestürmt ihn weder mit Fragen noch belästigt ihn durch nutzlose Tröstungen! Wenn man ihn sich selbst überläßt, findet er sich am ehesten wieder und sein heiterer Sinn wie sein frischer Lebensmuth werden alsbald in erhöhtem Grade zurückkehren.“

Diese Verheißung des Grafen wollte jedoch nicht in Erfüllung gehen. Kurt blieb einsilbig, floh die Gesellschaft, war aber sonst wie immer accurat und pünctlich, und ließ sich in seinen Geschäften nicht die geringste Nachlässigkeit zu Schulden kommen. Dem Grafen gegenüber, von dem er mancherlei kleine Gewohnheiten angenommen hatte, mit denen ihn seine Freunde zuweilen aufzogen, blieb er der alte dankbare Pflegling, der unaufgefordert jeden Wunsch zu erfüllen suchte, noch ehe er ausgesprochen wurde.

So beneidenswerth nun auch die Stellung des Grafen von Bornheim im Staate und in der bürgerlichen Gesellschaft war, so fehlten doch auch die Schattenseiten dieser ungewöhnlich glücklichen Existenz nicht ganz. Eines Tages, kaum fünf Wochen vor der Zeit, wo die Vermählung Albertinens mit Lord Duncan stattfinden sollte, traf Kurt Walderow bei seinem täglichen Besuche im Schlosse den General in aufgeregter und offenbar sehr ärgerlicher Stimmung. Graf Bornheim schritt unruhig in seinem Zimmer auf und nieder und war so in seine Gedanken vertieft, daß er den Pathen erst gewahrte, als sich dieser durch lautes Räuspern bemerkbar machte.

„Sieh da, Kurt!“ rief er aus, dem jungen, schwarz gekleideten Manne beide Hände vertrauensvoll entgegenstreckend. „Dich sendet mir der Himmel in dem Kummer, der mich drückt! Könnte ich Dich doch...“

Hier entglitten dem ehrwürdigen Manne ein paar Thränen und er ließ den angefangenen Satz unbeendigt.

„Komm“, fuhr er darauf fort, „setze Dich zu mir! Ich muß doch eine Seele haben, gegen die ich mich aussprechen kann und die mir vielleicht Rath zu ertheilen vermag... Ist Dir ein Mann Namens Abraham Levy bekannt?“

Kurt lächelte.

„Wenn er in der Residenz wohnt, so kann es nur der verrufene Wucherer sein, — der schon manchem Leichtsinnigen die Börse gänzlich geleert hat.“

Der General seufzte, ergriff die auf seinem Schreibtische liegenden Papiere und gab sie Kurt.

„Lies“, sprach er, einen liebevollen, fast zärtlichen Blick auf ihn werfend, „und dann sage mir, was Du an meiner Stelle thun würdest.“

Kurt Walderow überflog die ihm dargereichten Papiere und legte sie dann wieder auf den Tisch.

„Es sind Solawechsel“, versetzte er, „die eingelöst werden müssen, und zwar unverzüglich, wenn der Aussteller derselben nicht an seiner Ehre Schaden leiden soll.“

„Und wenn ich sie einlöse“, erwiederte Graf Bornheim, „was geschieht dann? In einem halben Jahre, wo nicht früher, contrahirt dieser unverbesserliche Leichtfuß neue Schulden, die er später auf die nämliche Weise bezahlen wird!... Kann das so fortgehen?... Heißt das nicht mich und Alle, die mir nahe stehen, plündern?... Kann ich es vor Gott verantworten, wenn ich mit vollen Händen einem Unwürdigen Alles gebe, während vielleicht Würdigere später durch die bodenlose Verschwendung dieses Unverbesserlichen leiden müssen?“

Kurt Walderow blieb ernst und versetzte gelassen:

„Ich glaube, Herr Graf, diese Verantwortung können Sie übernehmen. Drücken Sie keine größeren Sorgen und Verpflichtungen, so wird Ihnen Niemand gerechte Vorwürfe machen können. Freilich, vortheilhafter würde es sein, wenn der junge Herr Graf nicht so genau von den Vermögensverhältnissen des Herrn Generals unterrichtet wäre.“

„Leider, leider bin ich zu nachsichtig gegen Alexis gewesen!“ rief Graf von Bornheim. „Aber ich werde ein Ende machen und noch heute will ich den Herrn Gardehauptmann von meinem väterlichen Willen in Kenntniß setzen... Lord Duncan hat ohnehin schon wiederholt in mich gedrungen, ich solle über mein Vermögen und meine Güter testamentarisch verfügen, ehe die Vermählung vollzogen wird. Nach diesem Streich, den Alexis mir nun schon zum vierten Male spielt, darf er sich nicht beschweren, wenn ich ihm mit Enterbung drohe und mein Testament so einrichte, daß ihm, falls er sich nicht gründlich bessert, nur der Pflichttheil zufällt. Willst Du mir einen Gefallen thun, Kurt?“

Walderow erbot sich mit größter Bereitwilligkeit, dem Grafen in jeder Weise zu dienen.

„Ich kann augenblicklich, mit den Vorbereitungen zur Vermählung Albertinens beschäftigt, hier nicht fort, und will es auch nicht“, sprach er in viel ruhigerem Tone. „Mache Dich also bereit, lieber Vetter, statt meiner schon morgen in die Residenz zu reisen. Ich werde Dir die zur Einlösung dieser Wechsel nöthige Summe in Werthpapieren mitgeben, die Du bei meinem Banquier, an den ich einige Zeilen beilege, umsetzen mußt. Mit diesem Gelde gehst Du zu Abraham Levy, bezahlst ihn, läßt Dir alle Papiere, die er möglicher Weise von meinem Sohne noch in Händen haben könnte, ausliefern, und Dir zugleich einen Revers ausstellen, worin der hülfreiche Hebräer feierlich verspricht, dem Grafen Alexis von Bornheim, Hauptmann im ersten Garderegiment, nie wieder ohne meine Genehmigung Geld vorzustrecken, unter welcher Form derselbe ein Anlehen von Abraham Levy auch immer zu erhalten sich angelegen sein lassen möchte.“

Kurt sagte sogleich zu, stattete der Gräfin einen flüchtigen Besuch ab, plauderte, wie er das nun schon seit einigen Jahren gewohnt war, in harmlosester Weise einige Minuten mit seiner schönen Cousine, und fragte diese, als er sich empfahl, ob sie vielleicht einen Auftrag in der Residenz zu besorgen habe. „In der Residenz?“ wiederholte Comtesse Albertine, die großen braunen Augen neugierig zu dem stattlichen jungen Manne aufschlagend, der mehr das Wesen und die Haltung eines vollendeten Cavaliers als eines Oberinspectors auf großen Gütern hatte. „Wollen Sie verreisen?“

„Im Auftrage des Herrn Generals, Comtesse.“

„So eilig?“

„Die Angelegenheit erfordert Eile.“

„Sie ist doch nicht unangenehm für Sie, Vetter?“

„Nicht im Geringsten. Ein wenig Zerstreuung, glaube ich, kann mir wohl thun.“

„Gewiß, gewiß!“ sprach Albertine theilnehmend „Sie müssen wieder heiter in die Welt blicken und vom Schmerze sich nicht ganz zu Boden drücken lassen! Freuen Sie sich meines Glückes! Das wird Sie heilen... Sie sind ja so gut und waren niemals neidisch.“

„Ich war es allerdings nicht, aber ich glaube, ich könnte es noch werden, wenn ich Sie so freundlich mit mir von Ihrem Glück plaudern höre.“

„Fühlen Sie sich denn so tief unglücklich, Kurt?“

Walderow seufzte, doch sagte er rasch und mit fester Stimme, indem in seinen dunkeln Augen ein seltsames Funkeln aufleuchtete:

„Unglücklich nicht, Comtesse, nur betrübt bin ich zuweilen. Ich hoffe indeß, diese trübe Stimmung wird sich durch eine zeitweise Luftveränderung verlieren.“

Albertine reichte ihm mitleidig die Hand und Kurt verließ das Schloß. Am nächsten Tage stellte er sich pünctlich wieder ein, um die verheißenen Briefe des Grafen und dessen etwaige mündliche Aufträge in Empfang zu nehmen. Er traf seinen Pathen auf der großen Flur zu ebener Erde in dem Augenblicke, als dieser ein schon lange nicht mehr benutztes weites und, da nur zwei schmale, aber hohe Fenster mit zahlreichen kleinen runden Scheiben es erleuchteten, ziemlich dunkles Gemach erschloß. Man nannte diesen Raum das Ritterzimmer, weil die Gemälde einiger Ahnen des Grafen in voller Rüstung die Wände schmückten, und der ganze uralte Apparat einer mittelalterlichen Trinkstube mit pietätvoller Sorgfalt daselbst aufbewahrt wurde. In geschwärzten, viel verschnörkelten Schränken von Nußbaumholz standen reihenweise die großen Humpen, die in früheren Jahrhunderten bei manchem Zechgelage der tapfern Ritter geleert worden sein mochten. Ueber den Schränken sah man gekreuzte Schwerter und Flammberge, und um den langen eichenen Tisch standen zwölf gewaltig schwere Sessel mit hohen, steifen Lehnen.

Walderow war dieser Raum nicht unbekannt. Er hatte sich während der Ferien, die er regelmäßig auf Schloß Bornheim verlebte, hier oft herumgetummelt und sich mit dem jungen Grafen im Fechten geübt, in den letzten Jahren aber hatte er das Zimmer nicht mehr betreten.

„Hier sind wir ganz ungestört, Kurt“, redete der alte General seinen Pathen an, „und das ists gerade, was ich wünsche. Meine Frau weiß nichts von den neuen Thorheiten des Hauptmanns, und wenn es möglich wäre, ihr diese ganz zu verbergen, so möchte ich wohl, daß es geschähe. Du weißt, die Mutter ist dem jungen Herrn sehr gewogen und sucht ihn immer zu entschuldigen. Es gäbe also, wollte ich sie für meine Ansicht gewinnen, einen langen Disput, der schließlich doch wieder in Vergessenheit geriethe. Mithin ist Schweigen das Vernünftigste.“

Während der General diese Worte an Kurt richtete, erschloß er einen schmalen, in die Wand eingefügten

Schrank, der viele Fächer enthielt, entnahm diesen zwei Packete und wendete sich dann wieder seinem Pathen zu, indem er auf einen der Stühle sich niederließ. Kurt mußte sich neben ihn setzen. „Hier sind Briefe an den Wucherer und an Alexis", fuhr Graf von Bornheim fort. „Ich überlasse es Dir, ob Du meinen Sohn besuchen willst oder ob Du es vorziehst, meinen Brief ihm durch die Post zuzuschicken. Ich mache das von dem abhängig, was Du von Abraham Levy hörst und was man sonst in der Residenz von Alexis spricht. Da Du doch einige Tage dort bleiben mußt, wird es Dir nicht schwer fallen, Erkundigungen über den leichtfertigen Herrn einzuziehen... Hier in diesem Packet finden sich Werthpapiere zum Betrage von fünftausend Thalern. Es sind einige hundert Thaler mehr als der Betrag der Wechselschuld, die Du damit tilgen sollst. In diesem größeren Packet endlich befindet sich eine Werthsumme von vierzigtausend Thalern. Für diese wünsche ich englische Banknoten zu erhalten, denn es ist die zwischen mir und Lord Duncan stipulirte Mitgift meiner Tochter. Und nun reise glücklich, und Gott segne Dich!"

Der Graf stand rasch auf, umarmte den schlanken jungen Mann mit Heftigkeit, drückte einen Kuß auf seine Stirn und legte die werthvollen Packete in Kurts Hände.

„Wenn es doch anders wäre!" rief er bewegt. „Wenn ich es doch ändern könnte!..."

Dann drängte er den Pathen zur Abreise. Dieser warf sich aufs Pferd und erreichte nach zwei Stunden die Provinzialstadt, wo er einen Reitknecht, seiner harrend, bereits vorfand, der sein Pferd in Empfang nehmen und es zurück auf das von ihm bewohnte Gut des Grafen bringen sollte. Diesem trug Kurt noch mancherlei kleine Besorgungen nebst Grüßen an den ihm befreundeten Amtmann und dessen Familie auf, und bestieg dann den Postwagen, der ihn nach der Residenz bringen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Dauerlauf mit Hindernissen.

Buschbilder aus dem nordamerikanischen Westen.

Nach den Aufzeichnungen eines Freundes erzählt von Heinrich Hensler*).

Es war an einem kalten Januartage des Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr, als ich in meinem Blockhause sitzend, mit einem Oelsteine meine schwere Axt zu schleifen versuchte, um demnächst wieder wie mit frischem Muthe und frischen Kräften so auch mit frisch geschärftem Werkzeuge an das schwierige Geschäft des „Klärens" zu gehen, das mit dem Fällen starker Bäume beginnen muß. Noch eine ziemliche Anzahl solcher Riesen, wie ich ähnliche in der Heimath noch nie gesehen hatte, war niederzulegen, so viele wir auch schon seit neun Monaten unter unsäglichen Anstrengungen, Strapatzen und Entbehrungen, von denen man sich in dem lieben deutschen Vaterlande auch entfernt nicht einen selbst nur annähernden Begriff macht, gefällt hatten, theils um das Land klar zu machen, theils um uns Wohnungen und Oekonomiegebäude zu errichten oder unser Eigenthum einzufencen.

Ich hatte so eben mein langwieriges und langweiliges Geschäft beendigt, die Axt in die Ecke gestellt und war an das Fenster — das einzige meines Hauses — getreten, um nach dem Stande des in dieser Jahreszeit hier so veränderlichen Wetters zu sehen und mich zu überzeugen, ob wir am andern Tage unsere mühevolle Arbeit wieder beginnen könnten.

Der Boden war schon einigemale hart gefroren, aber öfters wieder aufgethaut und dadurch Glatteis entstanden, — seit drei Tagen bedeckte fußhoher Schnee die Erde, — gestern hatte eine sehr gelinde Luft geweht und der Schnee alsbald zu schmelzen begonnen, — heute hatten wir aber schon wieder scharfen Ostwind, der jede anhaltende Arbeit im Freien unmöglich machte.

Kaum stand ich nun an dem kleinen Fenster, so sah ich Hieram Allen, einen meiner Nachbarn, mit raschen Schritten durch den tiefen Schnee watend, auf das Haus zugehen. Ich glaubte, er wolle mich besuchen, und war begierig, was den Alten um diese ungewöhnliche Zeit zu mir bringe, — er ging aber an der Thüre vorüber nach dem Fenster zu, und anstatt meinen zum Hereintreten einladenden Wink zu befolgen, veranlaßte er mich, das Fenster zu öffnen, worauf er mir sagte:

„Ich habe keine Zeit, auch werdet Ihr wohl nicht zu Hause bleiben, wenn Ihr meine Nachricht gehört habt. Ich habe es nämlich übernommen, Euch zu sagen, daß Bergs Junge plötzlich sehr erkrankt ist. Sie lassen Euch bitten so schnell wie möglich hinüber zu kommen!"

„Der kleine Hermann?" fragte ich voll Schrecken.

„Der ist es!" antwortete der Alte.

„Wie ist das so schnell gekommen?" fragte ich weiter.

„Es ist die Halsbräune", erwiederte Jener, „die ist schnell bei der Hand; Charles Toppin ist schon fort, den Doctor zu holen!"

Allen ging weiter, — ich legte schnell einen tüchtigen Hickory-Klotz in den Kamin, um das Feuer bis zu meiner Rückkunft zu unterhalten, zog meinen dicken Flausrock an, nahm die Pelzhandschuhe und befand mich, ehe fünf Minuten vergangen waren, auf dem Wege zu der nach Süden gelegenen Farm meines Nachbars Berg.

Dieser war mein Schwager und sein Sohn, der kleine zweijährige Hermann, unser aller Liebling, überdies mein Pathe.

Ich lief, so schnell ich konnte, beachtete aber leider nicht den schlechten ungebahnten Weg und das tückische Glatteis unter dem Schnee; noch ehe ich halbwegs war, stürzte ich zu Boden und verletzte mich schwer an dem Fuße. Mühsam raffte ich mich auf, schnitt mir einen tüchtigen Stock und setzte unter bedeutenden Schmerzen und hinkend auf den Stock gestützt meinen Weg so rasch wie möglich fort.

Als ich in der Nähe des Hauses meines Schwagers ankam, trat dieser unter die Thüre, um nach mir zu sehen.

„Was fehlt Dir Bruder?" rief er mir entgegen, „Du hinkst ja?"

*) Dieser talentvolle Schriftsteller, dessen ganz vor kurzem erschienene Novellensammlungen: „**Der graue Thurm**" und „**Abend-Stunden**" im Publicum und bei der Kritik die allseitigste Anerkennung gefunden, ist zu steiger Mitarbeiterschaft an unserem Blatte gewonnen, eine Mittheilung, welche die Leser sicher erfreuen wird. D. H.

„Kleinigkeit", antwortete ich, „nicht der Rede werth; ich bin gefallen und habe mir ein Bischen wehe gethan, — aber was macht der Kleine?"

„Komme herein und siehe selbst", entgegnete Berg, betrübt die Achseln zuckend. „Wenn nur der Doctor bald käme!"

Ich trat in die Stube, — der Kleine lag mit halb geschlossenen Augen auf dem Schooße seiner weinenden Mutter, mühsam und röchelnd Athem holend.

„Nun, nun", sagte ich tröstend zu meiner Schwester, „nur die Ruhe nicht verloren und gleich an das Schlimmste gedacht, — es haben schon mehr Kinder diese Krankheit gehabt, — es wird nicht so gefährlich sein!"

Hermännchen, als es meine Stimme vernahm, öffnete seine Augen ganz und streckte mir, sich zum Lächeln zwingend, die Aermchen entgegen. Ich warf schnell meinen kalten Flaus ab und stellte mich an den Kamin, um mich erst ein wenig zu erwärmen, dann nahm ich meinen Pathen auf den Arm und trug ihn, meine Schmerzen verbeißend, in der Stube auf und ab.

„Ist denn mein Hermännchen krank?" fragte ich.

„Ja", antwortete er mit heiserer Stimme, indem er seinen kleinen Mund zum Weinen verzog. Dann legte er wie ermüdet sein Köpfchen auf meine Schulter und schloß die Augen.

„Kann denn mein Bübchen nicht mehr singen?" fragte ich nach einer Weile.

Das Kind hob das blonde Lockenköpfchen auf und stieß mit vieler Anstrengung einen heiseren sehr unharmonischen Ton hervor, der mir die traurige Gewißheit gab, daß es wirklich von der tückischen Bräune befallen war.

Der kleine Hermann, kaum zwei Jahre alt, zeigte in überraschender Weise schon so schöne Anlagen zum Singen, daß er die ganze Tonleiter aufwärts fast ganz richtig singen konnte, wozu er von uns natürlich oft aufgefordert wurde. Er that es auch so gern, daß er mitten im Weinen daran erinnert, augenblicklich zu singen anfing.

Auch jetzt hatte er es wieder versucht, — aber leider vergeblich!

Die Mutter erzählte mir, der Kleine habe gestern in einem unbewachten Augenblicke Schnee in der Stube aufgelesen und davon einigemale gegessen. — Der Wind hatte ihn durch die Fugen der schlecht passenden Thüre gejagt; — davon allein könne das Uebel herrühren. Sie habe heute in aller Frühe, als sie beim Erwachen das Unwohlsein des Kindes bemerkt, demselben sogleich Castoröl eingegeben (ein bekanntes amerikanisches Universalmittel), das scheine aber gerade das Uebel ärger gemacht zu haben. Natürlich, denn es hatte Durchfall bewirkt, statt des unerläßlichen Erbrechens, und dadurch das Kind nicht nur geschwächt, sondern auch verursacht, daß ein Brechmittel ohne Wirkung blieb.

Der Athem des armen Kindes ging von Minute zu Minute schwerer, sein kleiner Körper glühte in Fieberhitze, es wurde immer unruhiger, verlangte von mir zur Mutter, von dieser wieder zu mir, dann in sein Bettchen und nach wenigen Augenblicken wieder heraus!

Der Vater war fortgegangen, um womöglich bei einem der Nachbarn ein Brechmittel aufzutreiben. Diese wohnten aber theils eine Viertel-, theils eine halbe Stunde und noch weiter entfernt, es konnten somit Stunden darauf gehen, bis er wieder kam.

Die Mutter sah, wie das Kind immer kränker wurde und wollte verzweifeln, da die ersehnte Hülfe so lange ausblieb, und ganz vergebens verschwendete ich alle erdenkliche Trostgründe; — ich predigte tauben Ohren! Ach, ich hatte selbst nur sehr wenig Hoffnung.

Ich hatte den kleinen Patienten wieder in das Bettchen gelegt, wohin er verlangt hatte; — die Mutter saß neben ihm, — sie hatte ein Gebetbuch zur Hand genommen und bat Gott und alle Heiligen, ihrem Kinde zu helfen. Ich konnte mich endlich niedersetzen, um meinem stark angeschwollenen mich heftig schmerzenden Fuße einige Ruhe zu gönnen und harrte mit immer zunehmender Angst auf die Ankunft des Doctors, der nach meiner Berechnung allerdings da sein konnte, oder doch jeden Augenblick ankommen mußte, wenn der abgesandte Bote ihn zu Hause angetroffen hatte. Das war aber die Frage, denn leider kommt es gar häufig in dem Busche vor, daß es halbe Tage und noch länger währt, bis man einen Arzt zur Stelle bringt, weil man, trifft man ihn nicht zu Hause an, ihm oft von einer Farm zur andern folgen muß, bis man ihn endlich aufzufinden das Glück hat. So trifft es sich nicht selten, daß der Patient gestorben ist, bis der Arzt zur Stelle kommt, und das fürchtete ich auch heute, doch hütete ich mich durch Mittheilung dieser Befürchtung die Angst der Mutter zu erhöhen.

Bull, die große Dogge Bergs, schien zu fühlen, daß es mit seinem kleinen Liebling nicht so stehe, wie es sein sollte. Als ich mit dem Kinde anfänglich in der Stube auf- und abging, folgte er mir beständig und ging mir auf der Ferse nach, später legte er sich unter die Bank am Ofen und schien zu schlafen, — als ich aber das Kind in sein Bettchen legte, kam Bull schnell herbei, stellte sich daneben und sah es ruhig und ernsthaft, mit fast traurigen Mienen an, dann sah er mich oder die Mutter Hermanns abwechselnd an, als wolle er fragen: „Was soll es denn sein — was habt Ihr mit meinem kleinen Spielkameraden vor?"

Plötzlich lief er nach der Thüre und verlangte hinaus; da er tüchtig kratzte, so eilte ich ihn hinaus zu lassen, weil ich fürchtete, er möchte das Kind wecken, das ein wenig eingeschlafen zu sein schien, wenigstens gerade ganz ruhig da lag. Ich sah dem Hunde durch das Fenster nach — er sprang über die Fence auf die Straße, blieb in der Mitte derselben stehen, hob schnüffelnd die Nase in die Luft und fing dann leise zu bellen an, was aber nach und nach in ein förmliches lautes Heulen überging.

„Heilige Mutter Gottes, mein Kind, mein liebes Kind!" rief in diesem Augenblicke die Frau, riß es plötzlich aus dem Bette, nahm es in die Arme und bedeckte es mit unzähligen Küssen.

Ich eilte zu ihr hin und fragte, vor Schrecken kaum ein Wort herausbringend, was es denn gebe? Ich glaubte das Kind wäre ausgeblieben, weil die Mutter so verzweiflungsvoll schrie. Aber ich sah sogleich, daß es noch lebte, und indem ich dieses der Mutter sagte, ihr das unsinnige Toben ernsthaft verweisend, erwiederte sie:

„Ach mein Kind ist verloren, es stirbt! Höre doch nur den Hund bellen."

„Unsinn!" rief ich, „wer wird an solche Dinge glauben!"

Ich trat wieder an das Fenster, um den Hund zurückzurufen oder wenigstens sein Geheul zu unterbrechen. Da sah ich wie er beim jedesmaligen Heulen den Kopf hoch empor hielt, und dabei fiel mir ein, daß der Aberglaube dem Heulen eines Hundes eine doppelte Bedeutung beilege; — hält der Hund während des Heulens den Kopf in die Höhe, dann bedeutet es einen bald ausbrechenden

Brand, — hält er aber dabei den Kopf zur Erde hinab, als ob er da etwas suche, dann stirbt bald Jemand aus der Familie.

Ich rief meine Schwester herbei und zeigte ihr dieses, — in demselben Augenblicke sprang der Hund mit kräftigem Gebelle einem Schlitten entgegen, der gerade in der Lichtung sichtbar wurde. Charles Toppin und der Doctor saßen darin, er hatte ihn glücklich aufgefunden und, wie ich hoffte, noch zur rechten Zeit zur Stelle gebracht. Ich eilte ihm entgegen und führte ihn schnell in die Stube. Nach kurzer flüchtiger Unterhaltung faßte ich gleich Zutrauen zu dem Manne, — man findet oft gar sonderbare Leute in dem Busche, welche als Aerzte prakticiren, die aber, da sie von der Arzneiwissenschaft auch nicht die geringste Kenntniß haben, in der Regel das Uebel ärger machen.

Während der Doctor sich an dem Ofen wärmte, ließ er sich den Verlauf der Krankheit erzählen, dann untersuchte er das Kind mit vieler Aufmerksamkeit und sprach nun erst von Hoffnung es retten zu können. Er bereitete schnell aus der mitgebrachten Handapotheke eine Arznei — wahrscheinlich ein Brechmittel — und gab sie dem Kinde ein, das sie begierig hinunterschluckte, als wisse es, daß sein Leben davon abhänge.

„Die Krankheit ist schon weit vorgeschritten und Hülfe kommt gerade noch zur rechten Zeit!“ sagte der Doctor und sah nach seiner Uhr.

Es waren zehn Minuten verstrichen, man bemerkte aber noch keine Wirkung von der Arznei, — der Doctor sah dem Kinde noch einmal in den Mund, dann suchte er wieder in seinem Arzneikasten herum, wie ich glaubte, das Mittel zu wiederholen. Allein bald sah ich, daß ich mich irre, denn er durchsuchte mit immer ängstlicher werdender Miene nicht nur den Kasten, sondern auch nach und nach alle seine Kleidertaschen. Er fand aber das Gesuchte nicht.

Mittlerweile hatte meine Schwester, um etwas zu besorgen, die Stube verlassen, — diesen Zeitpunct benutzte der Arzt zu folgender rasch gepflogenen Unterredung mit mir.

„Sie sind der Vater des Kindes?“

„Das nicht, es ist das Kind meiner Schwester und dazu mein Pathe. Ich könnte es nicht mehr lieben, wenn es mein eigenes Kind wäre!“

„Wollen Sie demnach etwas für seine Rettung thun?“

„Welche Frage! Mit größtem Vergnügen und mit aller Bereitwilligkeit Alles, was nur immer in meinen Kräften steht.“

Nun, so hören Sie, — das Kind ist nur mit Höllenstein zu retten, — es muß auf jeden Fall geätzt werden, — es giebt kein anderes Mittel. Zum Unglück habe ich aber meinen Höllenstein nicht bei mir, ich habe ihn entweder verloren oder bei meinem Patienten heute in der Frühe liegen lassen, der aber dreißig Meilen (englische) entfernt von hier wohnt! Wissen Sie irgendwo in der Nähe Höllenstein aufzutreiben, dann ist es gut, — wo nicht, so holen Sie solchen aus der nächsten Stadt. Wie weit ist es dahin?“

„Es ist zehn Meilen nach Saint Clair.“

„Saint Clair? Gut, fahren Sie so schnell wie möglich dahin, — bei Herrn Chamberlain bekommen Sie Höllenstein.“

„Fahren? Unmöglich Herr Doctor! Die Pferde, die Sie hierher gebracht, sind die einzigen auf zwei Stunden in der Runde und noch weiter, die nicht im entfernten Fichtenwald arbeiten, und diese sind, denke ich, so abgejagt, daß sie der Nachbar nicht dazu hergeben wird. Wenigstens will ich ihn nicht darum ansprechen. Aber ich will zu Fuß hin und meine ganze Kraft dazu aufbieten, das Verlangte so schnell als nur immer möglich zur Stelle zu schaffen.“

„Thun Sie das, lieber Mann und bedenken Sie, daß das Leben des Ihnen so theuern Kindes darauf beruht. Die größte Schnelligkeit ist erforderlich — bleiben Sie über fünf Stunden aus, so dürfte es sehr leicht zu spät sein, — kommen Sie früher, so ist das Kind wohl noch zu retten.“

„Es ist eine harte Aufgabe, — aber mit Gottes Hülfe werde ich sie lösen. Ich habe als Turner so manchen Dauerlauf gemacht, nur zu meinem Vergnügen, oder um meine Kraft zu üben und zu stärken. Heute gilt es das Leben eines Menschen, wäre es auch nicht mein kleiner lieber Hermann, — ich werde alle meine Kräfte aufbieten.“

Mit diesen Worten ergriff ich meinen Stock und eilte aus dem Hause, — an der Thüre an meiner Schwester vorüber und sagte ihr noch: „Aengstige Dich nicht, — ich werde bald wieder da sein, — unser lieber Kleiner stirbt nicht.“

Nachdem ich etwa eine halbe Stunde in möglichst kunstgerechtem Dauerlaufe zurückgelegt hatte, begegnete mir mein Schwager Berg, der mit einem glücklich aufgefundenen Brechmittel nach Hause eilte. Ich befriedigte sein fragendes Staunen und lief weiter.

Währenddem berechnete ich die mir zu Gebote stehende Zeit, — es war gerade fünf Uhr und die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Ich konnte, wenn ich so fortlief, um sieben Uhr in Saint Clair sein, eine halbe Stunde Aufenthalt dort; — eben so viel auf dem Heimwege wie zum Hinwege; — die Zeit war verdammt knapp, ich kam nur zur rechten Zeit zurück, wenn ich den Lauf in derselben Schnelligkeit aushielt. Das war aber nicht wahrscheinlich wegen der Folgen meines Falles, wodurch mein Fuß — aber halt, was war das? Ich spürte ja gar keine Schmerzen mehr an meinem Fuße, — die Angst, die Gemüthsunruhe mußte mir sämmtliche Schmerzen vertrieben haben.

So hatte ich vier Meilen in raschem Dauerlaufe zurückgelegt, da fühlte ich aber, daß die schweren Stiefeln von Kuhleder, wie sie die Farmer gewöhnlich im Busche tragen, nichts weniger als zu solchem Laufe geeignet seien. Gerade die Vorzüge, weshalb der Farmer sie trägt, machten sich hier auf eine sehr nachtheilige Weise geltend und dieses um so mehr, als der Weg stellenweise sehr holperig, dann wieder außerordentlich glatt war, so daß das Laufen mich nicht nur ungemein ermüdete, sondern daß auch das harte steife Leder der Stiefelrohre mir die Knöchel wund rieb.

Beiden Uebeln war nur abzuhelfen, indem ich die Stiefeln ohne weiteres auszog und den Weg in Strümpfen fortsetzte, und rasch war ich dazu entschlossen.

Indem ich mich niedersetzte, um dieses zu thun, vernahm ich hinter mir Schellengeklingel, — ein Schlitten mit zwei Pferden bespannt kam rasch daher gefahren. Ein deutscher Fleischer aus Saint Clair hatte Schlachtvieh eingekauft und war auf dem Heimwege. Das freudige Gefühl zu beschreiben, das mich durchbebte, als ich dieses sah und daran dachte, um wie viel schneller ich nun die Stadt erreichen könne, das vermag ich nicht. Ich dachte nur an meinen todtkranken Pathen und an

die Hoffnung seiner Wiederherstellung, die nur allein auf der Schnelligkeit beruhte, mit welcher ich die Reise vollbringen könne.

„Kommst Du aus der County-City?" fragte ich.

„Gerade dahin will ich!" war die Antwort.

Im Augenblicke saß ich an der Seite des Fleischers und sagte:

„Willst Du mir einen Gefallen thun, Freund, — einen recht großen Gefallen, so lasse Deine Pferde ausgreifen, daß ihre Hufe Feuer aus dem Eise schlagen und der Schnee unter den Kufen Deines Schlittens schmilzt; denn es gilt das Leben eines Menschen!"

Er fragte — ich erzählte — und nun knallte die Peitsche, und dahin ging es in sausendem Galopp, daß der Schlitten, war er weniger solid gebaut, in tausend Stücke zerschellt wäre. Er hielt aber aus, die Pferde hielten auch aus und um ein Viertel nach sechs Uhr waren wir in der Stadt.

Auch hier war ich in weniger Zeit fertig, als ich in meiner Berechnung dafür in Ansatz gebracht hatte, obgleich ich meine Ausrüstung bedeutend erleichtern mußte. Ich war nämlich keinen Augenblick zweifelhaft, daß ich bei meinen wundgeriebenen Knöcheln in den schweren harten Stiefeln die zehn Meilen bis auf meines Schwagers Farm so wenig in der dafür übrigen Zeit zurücklegen könne, als ich es fertig bringen würde, in bloßen Strümpfen durch den Schnee so schnell laufen zu können. Konnte ich keine leichten Stiefel auftreiben, so mußte ich wenigstens meine Knöchel tüchtig mit Leinwandstreifen umwickeln.

Auch hier begünstigte mich das Glück. Ich hatte meinen Freund, den Specereihändler Strauß, aufgesucht, und während ich ein Glas Bier trank und einige Zwiebacke einsteckte, klagte ich ihm meine Noth; — schnell brachte er mir ein paar Stiefel von Kalbleder, — ich tauschte, und siehe da, sie paßten mir vortrefflich und wogen nicht halb so schwer als die meinigen.

„Adieu Freund!" rief ich, „jede Minute Zögerung steigert meine Verantwortlichkeit."

„Der Himmel sei mit Euch", sagte Freund Strauß, indem er mir die Hand schüttelte und mit mir bis zur Thüre ging.

In demselben Augenblicke trat Jemand in den Laden. Es war der mir wohl bekannte Pferdehändler Stael.

„Ach! das trifft sich ja schön", sagte Strauß, „da giebt es Gelegenheit wenigstens zwei Meilen weit zu fahren."

Er unterrichtete schnell den Pferdehändler von dem Stande der vorliegenden Verhältnisse, und fuhr dann fort:

„Nicht wahr, Sie sind so gefällig, meinen Freund diese kleine Strecke in Ihrem Schlitten mitzunehmen?"

Stael sah mich zögernd an; — wir kannten uns und waren keine Freunde, — er war — auf gut deutsch gesagt, ein bekannter Betrüger. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo es ihm möglich war einen Farmer tüchtig über das Ohr zu hauen und rühmte sich dabei noch solcher Thaten. Nun war es mir schon einigemale gelungen, ihm solche Händel zu vereiteln, und erst vor kurzem hatte ich gerade bei meinem Schwager Berg ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Darum war Stael nicht so rasch mit seiner Antwort auf die Frage des Specereihändlers und auch ich überlegte, ob ich mit ihm fahren wolle; aber meine Bedenklichkeiten waren schnell unterdrückt, — ich dachte an meinen kleinen Hermann und nahm deshalb die etwas unfreundliche Einladung, zu welcher der Pferdehändler sich endlich herbeiließ, sogleich an.

Wir stiegen in den Schlitten — und rasch ging es vorwärts.

„Also fünf Stunden nur hat der Arzt Frist gegeben?" fragte Stael nach einer Weile, „das ist genau ausgerechnet, und ich wünsche Ihnen, er möge sich nicht täuschen. Es ist aber immerdar möglich, daß das Kind eine ganze Stunde früher stirbt, — wie da?"

Der Mensch hatte Recht, — das war gar keine Frage; — ich hatte nur zu oft schon daran gedacht und mir dieselbe Möglichkeit vorgestellt, mich aber immer wieder durch die so entschiedene Zusage des Arztes beruhigt. Meine Zweifel erwachten aufs neue — aber diesem kalten hartherzigen Menschen gegenüber, der gewiß nicht aus Theilnahme fragte, konnte und wollte ich meine wahren Gefühle nicht zeigen, deshalb antwortete ich: „Sie können Recht haben, Herr Stael, es mag aber kommen wie es will, so bin ich außer Verantwortung, — ich beeile mich, so viel in meinen Kräften steht, den übernommenen Auftrag zu vollziehen. Komme ich zu spät, so ist es nicht meine Schuld. Das Gelingen steht in Gottes Hand!"

„Allerdings", erwiederte Stael, „ich denke aber, Sie werden einen guten Rath, den Ihnen ein Freund giebt, nicht von sich weisen. Ich ginge an Ihrer Stelle die Hardroad hin, wodurch Sie über drei Meilen des Weges abschneiden und um so viel früher ankommen können. Der Weg ist zwar, das muß ich Ihnen sagen, nicht sehr angenehm, da er größtentheils durch Wald geht und nicht stark befahren ist, — allein für einen Fußgänger ist er besser als der Mühlweg."

„Kann ich mich aber auch nicht verirren?" fragte ich erstaunt.

„Keine Möglichkeit", antwortete Stael, „es führt weder rechts noch links ein anderer Weg ab und bei Hards Farm kommen Sie auf den Mühlweg, den Sie ja kennen. Es ist zwar jetzt ziemlich dunkel, der Schnee leuchtet aber, und wenn ich nicht irre, wird der Mond schon aufgegangen sein, noch ehe Sie die Lichtung zurückgelegt haben."

„Wohlan denn", sagte ich, „eine Ersparniß von drei Meilen ist viel werth, in vorliegendem Falle vielleicht Alles! Ich gehe die Hardroad!"

Wir kamen bald an das Schulhaus; — hier zieht sich der Mühlweg links nach dem Bell River, während die Hardroad gerade aus läuft. Ich sprang vom Schlitten und dankte dem Pferdehändler, daß er mich mitgenommen und mir den guten Rath gegeben habe, und bat ihn in Gedanken um Verzeihung, daß ich ihn für schlechter gehalten als er wirklich war. Sogleich begann ich den Dauerlauf, — ich flog durch den Schnee hin, so leicht waren meine Füße durch den Stiefeltausch geworden. Auch war der Weg lange nicht so schlecht wie ich befürchtet hatte; — aber schon hatte ich die Lichtung durchlaufen und näherte mich dem Walde, und immer noch ließ der Mond sich nicht blicken; — es war so dunkel, daß ich befürchten mußte in dem Walde den wenig gebahnten Weg zu verlieren. Auch kam das Leuchten des Schnees mir da wenig zu statten, die Bäume standen so dicht, daß nur wenig Schnee auf den Boden gefallen war.

Plötzlich hörte ich Axtschläge, die aus dem Busche zu kommen schienen. Ich konnte nicht begreifen, wie man noch mit der Axt im Walde arbeiten konnte, während es so dunkel war, daß ich Mühe hatte, den Weg zu erkennen. Ich schritt vorsichtig weiter — nach einer kurzen Strecke Wald kam wieder eine Lichtung mit einem kleinen Blockhause,

vor welchem der Farmer bei dem Scheine eines hinter dem Fenster stehenden Lichtes so spät noch Brennholz spaltete.

Ich trat näher, um mich nach dem Wege zu befragen, und erkannte sogleich meinen Freund Balthes in dem Besitzer. Ich wußte wohl, daß derselbe sich an dieser Straße niedergelassen hatte, ich glaubte jedoch an dessen Farm schon vorüber zu sein.

„So spät noch fleißig, Balthes?" rief ich ihm zu, als ich nur noch wenige Schritte von ihm war.

Bei der ihm wohlbekannten Stimme richtete der Holzhauer sich schnell auf, und als er mich sah, warf er die Axt zur Seite, ging auf mich zu und sagte, indem er meine dargereichte Hand ergriff und schüttelte:

„Hermann! Bruder! Wo willst Du denn so spät noch hin? Doch nicht weiter als zu mir? So komme denn herein in die warme Stube, — es hat lange gedauert, bis Du Dein Versprechen mich einmal besuchen zu wollen erfüllest, ich lasse Dich aber auch so bald nicht fort!"

Mit Mühe nur gelang es mir den Redestrom des guten Balthes zu unterbrechen, und ihm den Grund meiner Anwesenheit mitzutheilen.

„Aber um des Himmels willen, Bruder", unterbrach mich Balthes, „sage mir doch, wer Dir den Rath, den unglückseligen Rath gab, diesen Weg zu wählen?"

„Der Pferdehändler Stael gab mir den Rath", entgegnete ich, „er versicherte mich, dieser Weg sei um wenigstens drei Meilen näher."

„Der niederträchtige Schurke", sagte Balthes, die geballte Faust wie drohend in die Höhe hebend, „das sieht dem Kerle ganz ähnlich. Der Weg ist allerdings näher, aber davon wird er Dir nichts gesagt haben, daß er höchst unsicher und gefährlich ist."

„Warum nicht gar!" rief ich aus, „hausen denn Räuber und Mörder in demselben?"

„Nur Einer", antwortete Balthes, „er gilt aber für zehn, so wild und stark ist er. Es ist ein ungeheurer Bär im Busche, der mich und meine Nachbarn schon oftmals tüchtig geängstigt und uns schon manches schöne Schwein geraubt hat."

„Ist es möglich", rief ich, „sollte das Stael gewußt haben?"

„Nichts ist gewisser als dieses", versicherte mein Freund, „Du kennst zwar den Schurken, aber doch nicht so gut wie ich, und darum sage ich Dir, er ist noch zu Schlimmerem fähig; denn er haßt Dich wie man seinen ärgsten Feind nur hassen kann. Er vergißt Dir nie, daß Du ihm neulich den schönen Handel mit Deinem Schwager verdorben hast; — ich hörte in voriger Woche, wie er gegen Dich und Berg die fürchterlichsten Verwünschungen ausstieß. Dieses ist ihm nun eine erwünschte Gelegenheit, sich mit *einem* Schlage an Euch Beiden zu rächen; denn geräthst Du dem Bären in die Klauen, so stirbt auch das Kind, — das ist des Schurken höllischer Plan!"

„Ist es denn möglich, daß ein Mensch so schlecht sein kann, — es ist ja kaum glaublich", sagte ich. „Es ist aber nichts mehr in der Sache zu ändern, ich muß unter allen Bedingungen vorwärts, es mag gehen wie es will; denn wollte ich wieder zurück, dann käme ich jedenfalls zu spät, und das arme Kind wäre verloren. Du hast doch eine Büchse?"

„Das schon", antwortete Balthes, „aber keine Munition; ich habe den Rest meines Pulvers dem Nachbar Cleaveland gestern geliehen, — er wollte es mir heute zurückbringen, war aber noch nicht da."

„So hast Du gewiß ein starkes Messer, das Du mir leihen kannst", fragte ich den Freund, welcher aber betrübt den Kopf schüttelte.

„Sieh her", sagte er, „und überzeuge Dich, — es waltet ein eigener Unstern über Dir." Er zeigte mir sein Messer, — es bestand aus zwei Theilen, Heft und Klinge, — es war abgebrochen!

„Aber von dem Allen können wir besser in der warmen Stube sprechen, Bruderherz, — so komm denn herein", rief Balthes und öffnete die Thüre.

„Ich kann nicht, lieber Freund!" erwiederte ich, „ich muß fort, ich habe eine Unruhe in mir, die mich unwiderstehlich forttreibt!"

„Aber so nimm doch Vernunft an", versetzte Balthes, „willst Du Dir denn im Busche den Schädel einrennen, wo man jetzt nicht die Hand vor den Augen sieht, oder über die Baumstumpfen oder Wurzeln stolpern und Arm und Beine brechen? Du mußt jedenfalls so lange warten, bis der Mond aufgegangen ist, — das kann nur noch wenige Minuten währen, dann magst Du in Gottes Namen Deinen Weg fortsetzen."

Fast mit Gewalt zog er mich bei diesen Worten in das Haus, wobei ich bemerkte, daß er hinkte.

„Was hast Du an Deinem Fuße, Balthes?" fragte ich, „Du hinkst ja?"

„Das ist ja eben das Unglück", erwiederte derselbe, „ich habe mich heute Abend ins Bein gehauen, sonst wäre Alles gut, — ich würde mein Häuschen zuschließen und mit Dir gehen; — wären wir Beide beisammen, dann könnten wir schon ein Wort mit Meister Petz sprechen."

„Ich verlasse mich auf mein gutes Glück", erwiederte ich, „es hat mir bis hierher geholfen, es wird mich auch fortan nicht im Stiche lassen. Die Bestie wird doch nicht gerade im Wege sitzen und auf mich warten? Der Busch ist groß, der Bär kann an hundert andern Plätzen sein, während ich auf dem Wege rasch vorüber laufe."

Der gute Balthes wollte mir noch eine Tasse Thee oder doch einen Schluck Brandy aufnöthigen, — ich schlug aber Alles aus, und da eben der Mond sich zeigte, so ließ ich mich nicht länger aufhalten und eilte fort.

„Behüt' Dich Gott, Bruderherz! Behüt' Dich Gott und komme glücklich heim!" rief der Freund mir nach, aber nicht freudig, sondern in einem Tone, in dem die große Besorgniß um mich nicht zu verkennen war.

Zuerst mußte ich noch langsam und mit vieler Vorsicht gehen, bis der Mond höher am Himmel stand; denn der Weg war wirklich recht schlecht, und ich konnte sehr leicht fallen; — endlich wurde es hell und immer heller, und nun ging es ohne längeres Zögern, um das Versäumte einzuholen, rasch voran.

(Schluß folgt.)

Briefkasten.

Fräulein *Elschen Lücke* in Mühlberg an der Elbe. Die herzlichsten Glückwünsche zum Geburtstage!

? in Bad Sulza. Ihre neue Einsendung ist eingetroffen, der Plan zwar „reizend", aber leider unausführbar. Ueber die Begegnung der *schwarzen* und *weißen* Taube schreiben Sie uns wohl ausführlich. Ihrer Sehnsucht nach Uebersetzungen war in der vorigen Nummer schon genügt.

Fräulein *Lucie von* ....tz in Ems. Trauen Sie ihm nicht: serment de joueur! Wir lehnen jede Verantwortlichkeit von uns ab.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

No 28. Leipziger Sonntagsblatt 1861.
Zur Unterhaltung für alle Stände.
14. Juli.
Herausgegeben von Albert Traeger.
Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Die Uhr schlug vier.

Erzählung nach einem wahren Criminalfall von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

2.

Kurt Walderow besorgte mit der ihm zur Gewohnheit gewordenen Gewissenhaftigkeit die Aufträge des Grafen, und zwar in kürzerer Zeit, als er darauf verwenden zu müssen geglaubt hatte. Am längsten hielt ihn Abraham Levy auf, indem er hunderterlei Ausflüchte und Einwendungen machte, um den verlangten Revers nicht ausstellen zu müssen. Der Wucherer mochte guten Grund dazu haben. Indeß gab Walderow nicht nach, und so bequemte sich denn endlich der mildthätige Mann unter Seufzen zur Unterzeichnung des ihm vorgelegten Papieres.

„Der Herr Graf werden es bereuen, bei Gott!“ sprach er, dem Abgeordneten des Generals das Papier überreichend. „Es ist nicht gut, wenn gehalten werden die jungen vornehmen Herren vom Militair zu knapp! Man ist jung, man ist elegant, man ist galant, man gefällt; man will sich machen angenehm der schönen vornehmen Welt, und man giebt aus für seine Sachen mehr Geld als man hat disponibel! 'S ist menschlich, junger Herr, und weil's ist menschlich, ist's auch verzeihlich... Was soll thun ein junger Cavalier von altem Adel, wenn er hat getadelt fünf oder sechs Stunden lang seine Soldaten, denen er muß beibringen die Kunst, wie man setzt richtig die Füße, wenn es heißt vorwärtsgehen oder zurück? Amüsiren will sich der vornehme Herr, und alles Vergnügen kostet Geld, viel Geld! Das wird der Herr General Excellenz nicht ändern und wenn er setzte darauf die größte Strafe, die er darf ersinnen, ohne zu verstoßen gegen die Landesgesetze... Der Herr General Excellenz ist auch einmal gewesen jung und hat auch gehabt seine Liebhabereien! Aber der Herr Graf wollen's nicht haben, daß soll verdienen ein armer Jude von einem christlichen Cavalier eine Kleinigkeit! Na, 's ist gut, aber's wird den Herrn Grafen reuen, wenn's ist zu spät! Denn wenn man nimmt den Herren Gardeofficieren die Gelegenheit, sich zu verschaffen Geld für ein Billiges, wenn sie sitzen in der Klemme, stiftet man kein gutes Werk! Ich kenne die Welt, gnädiger Herr, und sie ist schlecht, bei Gott, und sie macht schlecht, wenn's fehlt jungen vornehmen Cavalieren an Geld!“

Kurt fühlte keinen Beruf in sich, dem Wucherer zu opponiren. Ohnehin konnte er ihm nicht ganz unrecht geben, und obwohl er selbst ein abgesagter Feind jeder Verschwendung war, da er niemals im Ueberflusse gelebt hatte und das, was er geworden war, der Unterstützung Anderer verdankte, irritirte ihn doch die Bemerkung Abraham Levy's über seinen gräflichen Wohlthäter. Er verschloß jedoch seine Gedanken in sich und ging mit sich zu Rathe, ob er seinen Vetter besuchen solle oder nicht?

Seiner Unschlüssigkeit entriß ihn der Zufall. In einer der belebtesten Straßen begegnete ihm der junge Graf, der Walderow sogleich erkannte und ihn seinem Begleiter, einem sehr eleganten, nur gar zu stutzerhaft gekleideten Manne vorstellte.

„Mein Intimus, Baron von Halben“, sagte der Hauptmann in so guter Laune, daß Kurt wohl merken konnte, sie sei das Ergebniß eines reichlichen Weingenusses. „Ich habe Dich eigentlich erwartet, Vetter“, fuhr er fort, den Ober-Inspector unter den Arm fassend, „denn stecken lassen konnte mich Papa doch nicht, sonst wäre ja die Uniform, die ihm mehr werth ist als alle Heiligenscheine der Märtyrer zusammengenommen, befleckt worden. Ich hoffe, Vetter, die alberne Geschichte ist ausgeglichen und mein Credit vollkommen wieder hergestellt. Sei offen, Bruderherz, damit ich recht von Herzen jubiliren kann und mich nicht künstlich aufregen muß. Hat er gebrummt, geschimpft, gewettert? Bringst Du mir eine geschriebene Litanei mit oder hast Du mir nur mündliche Mittheilungen zu machen?“

Kurt ließ den Hauptmann ruhig aussprechen und faßte inzwischen den Intimus des jungen Grafen schärfer ins Auge. Blick und Haltung dieses Mannes gefielen ihm nicht. Der Baron war offenbar nicht über einige dreißig Jahre alt, aber bereits sehr verlebt. Sein ganzes Wesen drückte Blasirtheit aus, und Kurt zweifelte keinen Augenblick, daß er nicht nur einen vollendeten Stutzer,

sondern auch einen äußerst raffinirten Lebemann, wie sie die höchste Gesellschaft aus Mangel an ernster Beschäftigung erzeugt, vor sich hatte. Indeß hütete er sich wohl, seine Ansicht dem jungen Grafen kund zu thun. Er wollte beobachten und erst wenn er seine Vermuthung bestätigt fand, den lebenslustigen Hauptmann vor der Freundschaft und den Verführungskünsten des Barons warnen.

„Abraham Levy ist befriedigt", sagte er leise zu Alexis, „der Herr Graf wird sich aber nie wieder bewegen lassen, derartige Papiere einzulösen. Das steht auch wahrscheinlich in dem Briefe, den ich Dir einhändigen will, sobald wir allein sind."

„Hat durchaus keine Eile", lachte Alexis. „Und was die Drohung Papa's anbetrifft, nun so wollen wir sie beherzigen, so lange es geht. Aber wie ist's mit den übrigen Kleinigkeiten?"

„Welche meinst Du?"

„Nun die fatalen Spielschulden!"

„Davon hat mir der Herr Graf kein Wort gesagt."

„Aber das ist ja unmöglich! Sie sind eben so dringend wie die dummen Wechsel."

„Meinetwegen genire Dich nicht", fiel hier Baron von Halden ein. „Dein Ehrenwort genügt mir, und ich kann warten."

Der Hauptmann reichte seinem Intimus dankend die Hand.

„Ich weiß es, Ferdinand, aber die Andern!"

„Man muß ihnen zureden", meinte der Baron.

„Laß den Brief sehen, ich bitte!" drang jetzt Alexis in Walderow, der sich nicht weigern konnte, dem Wunsche des jungen Grafen entgegen zu kommen. Dieser riß das väterliche Schreiben ungestüm auf, durchlas es, ward blaß und steckte es, ohne die geringste Bemerkung darüber zu machen, zu sich. Wäre Kurt mit dem Hauptmanne allein gewesen, so würde er nicht Anstand genommen haben, ihn nach dem Inhalt des Briefes zu fragen; dem fremden Baron gegenüber, der ihm einen unbesiegbaren Widerwillen einflößte, fand er es unzart. Dieser lächelte spöttisch, schwieg aber ebenfalls.

„Wie lange wirst Du Dich hier aufhalten?" fragte Alexis nach einer Weile, den Aerger, welchen er über des Vaters Brief empfand, gewaltsam verbeißend.

„Nur zwei bis drei Tage", erwiederte Kurt. „Ich kann jetzt nicht gut entbehrt werden, da der Herr Graf mehr als gewöhnlich zu thun hat."

„Ich weiß, ich weiß", erwiederte bitter lachend der Hauptmann. „Die herannahende Vermählung meiner Schwester beschäftigt hundert Hände! Merkwürdig! Ueber der Strafpredigt, die der gütige Papa mir halten zu müssen glaubte, vergißt er mich zur Hochzeit einzuladen!"

„Die Einladung wird nicht ausbleiben", meinte Walderow.

„Unter Verwandten gebe ich wenig auf Förmlichkeiten", entgegnete Alexis. „Ohne Zweifel erfahre ich den Hochzeitstag Albertinens, und dann werde ich nicht zu spät auf Schloß Bornheim eintreffen. Und Sie, Ferdinand, begleiten mich! Ich habe es Ihnen versprochen und werde Sie bei meinen Aeltern einführen. Wo logirst Du, Kurt?"

„Im König von England."

„Alles zu Ehren meiner liebenswürdigen Schwester", lachte der Hauptmann. „Weil ein Engländer oder richtiger ein Schotte sie heimführt, muß Jeder sich an England anlehnen. Aber gleichviel, man speist vortrefflich in diesem Hotel, und heute Abend wollen wir da selbander auf Deinem Zimmer soupiren. Dann will ich Dir meine Freuden und Leiden erzählen und — nun alles Uebrige wird sich ja arrangiren lassen. Also auf Wiedersehen, stiller, ernster Vetter! Ich bin zu einer Partie engagirt, und da kannst Du mit Deiner trübseligen Miene unmöglich Glück bringen. Adieu!"

Alexis ergriff wieder den Arm des Barons und entfernte sich. Walderow kehrte sehr nachdenklich in sein Hotel zurück und schrieb zuerst ausführlich an den Grafen, um diesen der Angelegenheit wegen, die ihn nach der Residenz geführt hatte, zu beruhigen und den Tag seiner Rückkunft anzuzeigen. Sein Zusammentreffen mit Alexis verschwieg Kurt, ohne sich über den Grund dieses Schweigens recht klar geworden zu sein.

Nachdem er den Brief beendigt und gesiegelt hatte, zählte er die Summe noch einmal genau durch, die er von dem Banquier des Grafen in englischen Banknoten erhalten hatte und überschlug seine eigene Casse. Es blieben ihm nach Abzug der Reisekosten immer noch mehrere hundert Thaler übrig, die er dem Grafen nach seiner Rückkunft als Ueberschuß des Capitals wiedererstatten mußte, das zur Tilgung der Wechselschulden des Hauptmanns ihm übergeben worden war. Beim Durchzählen dieser Summe gedachte Kurt der Aeußerungen des jungen Grafen und dessen wahrscheinlich noch immer sehr bedrängter Lage. Es leuchtete ihm ein, daß etwas Durchgreifendes und zwar bald geschehen müsse, wenn Alexis nicht auf bedenkliche Abwege gerathen sollte. Ein junger Officier von alter Familie, von Freunden und lebenslustigen Genossen umgeben, von der Gesellschaft gesucht und wahrscheinlich von dieser auch fetirt, durfte nicht lange ohne hinreichende Mittel bleiben, um einen gewissen erlaubten Aufwand, zu dem sein Rang und seine Stellung ihn nöthigten, zu bestreiten. Bei der Neigung des Hauptmanns zur Verschwendung war es aber nöthig, diesen Aufwand fest zu regeln, und der praktische, bürgerlich durchaus solide Walderow dachte ernstlich über einen Vorschlag nach, den er seinem Pathen machen wollte, um Alexis gefällig zu sein und ihn ein- für allemal allen Verlegenheiten zu entreißen.

Dabei überraschte ihn der Hauptmann. Banknoten und baares Geld in Gold und Silber lagen noch auf dem Tische, und Alexis' Augen hefteten sich sogleich mit brennender Begier auf diese verführerischen Papiere und Münzen.

„Wie!" rief er aus, die Begrüßung des Jugendgenossen über den fesselnden Anblick vergessend. „In solchen Summen wühlst Du herum, und mein Herr Vater läßt mich mit einem Fuchseisen am Knöchel hier herumlaufen? Das ist abscheulich! Das ist..."

„Ruhig, Alexis!" unterbrach Kurt den Aufgeregten. „Du hast durchaus keine Ursache, Dich über Deines Vaters Härte zu beschweren. Der General war mild, selbst bewegt, als er mir den Auftrag gab, Deine Angelegenheiten zu ordnen und Dich aus den Krallen des Wucherers zu befreien."

„Ganz gut", fiel der Hauptmann ein, der fortwährend seine zornig blitzenden Augen auf die Geldsummen, welche den Tisch bedeckten, gerichtet hielt, „diese Angelegenheiten sind aber noch nicht geordnet."

„Zu meinem Bedauern sehe ich dies", sagte Walderow. „Welchen Grund der Herr General gehabt haben mag, nur die Wechsel einzulösen, weiß ich nicht, gewiß aber meint er es gut."

„Du bist ein Narr!“ rief Alexis erbittert aus. „Wie kann man es mit Jemand gut meinen, wenn man ihm einen Strick um den Hals legt, der sich mit jeder Stunde mehr verengert. Ich muß Geld haben, und wenn ich noch heute wieder zu Abraham Levy gehen soll!“

„Laß uns überlegen, ehe wir handeln“, sprach der besonnene Kurt. „Von dem Wucherer kannst Du nichts mehr entlehnen. Dies Papier hier verstopft Dir diese Geldquelle.“

Walderow zeigte dem Hauptmann den von Levy unterschriebenen Revers, doch ohne ihn aus der Hand zu geben, weil er besorgte, Alexis möge das wichtige Papier in seiner Gereiztheit zerreißen. Dieser schlug sich vor den Kopf und warf sich verstört in einen der eleganten Lehnsessel, deren vier den runden Tisch umstanden.

„Wir wollen deshalb nicht verzweifeln“, fuhr Kurt fort. „Wenn man dem Herrn General die Sache ruhig vorträgt und ihm die Ueberzeugung beizubringen sucht, daß eigentlich nur die Verhältnisse an diesen Fatalitäten schuld sind, bleibt er gewiß nicht unerbittlich.“

„Aber er wird mich kürzer halten wie bisher, und das geht nicht, bei Gott, das geht nicht!“ rief Alexis mit neuer Heftigkeit aus.

Walderow schwieg, bis sich die Aufregung des Hauptmannes etwas gelegt hatte. Dann fixirte er ihn scharf und sagte:

„Baron von Halben spielt wohl gern und glücklich?“

„Mit einem fabelhaften Glück!“ versetzte Alexis, der eine viel zu offene Natur war, um den Vetter, dessen vortreffliche Eigenschaften er hoch schätzte, zu belügen.

„Hast Du viel an ihn verloren?“ forschte Kurt weiter.

„Ein Rittergut ist es nicht, meine halbjährige Hauptmannsgage reicht aber zur Bezahlung dieser verfluchten Ehrenschuld nicht hin!“

„Das ist mehr als ich erwartet habe“, versetzte Walderow, „indeß — der Baron zeigt sich doch gentil?“

„Wie meinst Du das?“ fragte der Hauptmann etwas zurückhaltend.

„Er wird als Baron und Gentleman hoffentlich nicht dringend?“

Der Hauptmann zuckte die Achseln und sah abermals sehr verlangend auf die blinkenden Goldstücke.

„Kennst Du die Familie des Herrn Baron?“ begann Kurt sein Examen von neuem.

„Er stammt vom Rhein — aus dem Bergischen, glaube ich.“

„Und ist er vermögend?“

„Jedermann sagt es.“

„Baron von Halben hat also viele Freunde?“

„Die halbe Garnison kennt und achtet ihn. Er lebt splendid, giebt ausgesuchte kleine Soupers, bei denen man sich göttlich amüsirt, ist stets guter Laune, hat famose Einfälle und sprudelt von Witz und Geist!“

„Aber er creditirt nicht gern lange, nicht wahr?“

„Kann man es ihm verdenken?“ sagte Alexis, den Freund entschuldigend. „Sein Leben muß ihn große Summen kosten, und da er im Allgemeinen sehr — sehr generös ist — seinen Freunden gern aushilft — so...“

„Ich verstehe“, fiel Walderow dem Hauptmanne ins Wort, „und nun sei ehrlich! Wie viel mußt Du auf der Stelle haben, um Luft zu bekommen?“

„Mit sechshundert Thalern könnte ich mich retten auf — auf höchstens vierzehn Tage.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Dauerlauf mit Hindernissen.

Buschbilder aus dem nordamerikanischen Westen.

Nach den Aufzeichnungen eines Freundes erzählt von Heinrich Hensler.

(Schluß.)

Der Ostwind, der den Tag über scharf und schneidend wehte, hatte sich jetzt gelegt und nichts unterbrach die unheimliche Stille des Waldes, als das Pfeifen des Schnees unter meinen Tritten. Alles wäre gut gewesen, wenn nicht das täuschende Mondlicht meiner erregten Phantasie bald rechts, bald links des Weges nicht weit von mir die Gestalt des auf Beute lauernden gefürchteten Bären gezeigt hätte. Ich würde jedenfalls schneller voran gekommen sein, wenn ich nichts von dem Unholde gewußt hätte; denn so oft ich ihn zu sehen vermeinte, — und das war gar nicht selten — unterbrach ich meinen Lauf, bis ich mich von der Täuschung überzeugte.

Schon hatte ich — ermüdet und unwillig über diesen öfteren unnöthigen Aufenthalt — mich entschlossen, meinen Lauf nicht mehr zu unterbrechen, als ich plötzlich zu meiner Rechten ein starkes Schnaufen vernahm.

Erschrocken hielt ich an und lauschte, — es war keine Täuschung, — ich vernahm ganz deutlich das Schnaufen eines rasch laufenden gehetzten Schweines, das sich mir schnell näherte.

Rasch sprang ich hinter die nächste dicke Eiche und drückte mich fest an den Stamm, — es war die höchste Zeit, — ein mittelgroßes Schwein schoß wie ein Pfeil aus dem Walde hervor und lief den Weg hin, den ich so eben hergekommen war, und wenige Augenblicke darauf brach wirklich ein mächtig großer Bär hervor und setzte dem flüchtigen Schweine in vollem Jagen nach.

Ich hielt den Athem an und regte mich nicht; — wie die greuliche Bestie aber vorüber war, athmete ich tief aus erleichterter Brust und lief so schnell es nur immer gehen wollte den Weg voran und freute mich, daß mit jedem Schritte ein größerer Zwischenraum mich von dem Burschen entfernte, auf dessen nähere Bekanntschaft ich gern verzichtete.

Es ging viel besser wie vorher, namentlich sah ich keinen Bären mehr. Ich hatte heute wirklich Glück, — der tückische Anschlag Staels war vereitelt und ich sah Hermännchen in Gedanken bereits gerettet.

Jetzt erreichte ich wieder eine größere Lichtung, bei welcher der Weg etwas aufwärts führte; — der Mond schien sehr hell, — sein sonst so sanftes Licht wurde durch die glatte Schneefläche, die vor mir ausgebreitet war, grell und blendend, so daß mit Leichtigkeit jeder Gegenstand selbst in einiger Entfernung zu unterscheiden

und zu erkennen war. Nach wenigen Schritten erblickte ich am andern Ende der Lichtung einen ziemlich großen dunkeln Gegenstand, der sich mir gerade entgegen zu bewegen schien, — im Augenblicke stand ich unbeweglich still. Ich sah deutlich wie die dunkle Masse sich in die Höhe hob, sogleich aber wieder zusammensank. Ein tödtlicher Schreck durchzuckte mich — hätte man mir in diesem Momente zur Ader gelassen, es würde ganz gewiß kein Blut geflossen sein; denn ich sah klar und bestimmt, daß ich einen zweiten Bären vor mir hatte. Ich war von ihm bereits bemerkt worden, und da es an einem zweiten Schweine fehlte, das seine Aufmerksamkeit hätte ablenken können, so schien er sich ausschließlich mit mir beschäftigen zu wollen. Eine erfreuliche Aussicht!

Was war aber zu thun, um dem schrecklichen Unholde zu entgehen? In den Wald flüchten, — das wäre dem Burschen gerade recht gewesen, da hätte er mich ganz bestimmt in kurzer Zeit eingeholt. Sollte ich auf einen Baum klettern? Er würde mich da herunter geholt oder belagert haben, während ich hier auf Entsatz nicht rechnen konnte. Sollte ich mich auf die Erde werfen, und indem ich den Athem einhielt, mich todt stellen? Meine vom schnellen Laufen erhitzten Lungenflügel würden mich nur zu bald verrathen haben. Wollte ich mich aber mit meinem Stocke auf einen Kampf einlassen, so war meine Niederlage in kürzester Zeit nur zu gewiß.

Alle diese Möglichkeiten gingen mir schneller durch den Kopf, als ich sie hier erzähle. Nur ein Mittel konnte mich retten, und ob dieses leider immer noch ungewiß war, so gab es doch kein anderes. Nur die Schnelligkeit meiner Beine konnte mich dieser höchst gefährlichen Lage entreißen, — durch sie mußte ich den Raum zwischen dem Ungethüm und mir so groß als möglich zu erhalten suchen. Es blieb mir keine Wahl und jede Secunde Zögerung war ein unersetzlicher Verlust. Rasch drehte ich um und lief mit einer beispiellosen Schnelligkeit denselben Weg zurück, den ich kaum erst gekommen war.

Trotz meiner äußerst bedenklichen Lage und trotz meiner Eile stellte ich doch Betrachtungen über die sonderbare und wohl eigenthümliche Hetze an, die wir eben aufführten. Der erste Bär jagte das Schwein, ich schien den Bären zu jagen und der zweite Bär jagte wieder mich! Während ich kaum erst gewünscht hatte, das Schwein möge seinem Feinde entgehen, mußte ich jetzt wünschen, daß es seine Beute werde; denn wenn es ihm entkam, so kehrte der Bär natürlich um und ich war unrettbar verloren. An meinen Fersen hingen jetzt zwei Menschenleben, das meinige und das meines Pathen; — für dieses letztere war jedoch jede Aussicht verschwunden, denn jeder Schritt entfernte mich weiter von dem Ziele.

Ich lief so schnell, daß ich mich selbst über meine außerordentliche Flüchtigkeit hätte wundern müssen, wenn ich Zeit dazu gehabt hätte; aber mit welchem Schrecken nahm ich wahr, daß der Bär mir Minute um Minute näher und immer näher kam, so daß ich fast nicht mehr daran zweifeln konnte, er werde mich einholen ehe ich das Blockhäuschen meines Freundes erreichte.

Hatte ich gar das Unglück einmal zu fallen, so konnte ich nur das Aufstehen sparen, — und wie leicht war das möglich, da auf manchen Stellen sich spiegelglattes Eis unter dem Schnee befand! Die leichten Stiefel kamen mir jetzt doppelt gut zu Statten, — hätte ich noch meine schweren Stiefel angehabt, so war ich längst schon eine Beute des Bären.

Da hörte ich das entsetzliche Schreien des Schweines, das waren entzückende Töne für mich, die meine schwindende Hoffnung wieder hoben; denn nunmehr durfte ich überzeugt sein, daß der Feind vor mir hinreichend beschäftigt war, um eine Person durchaus unbeachtet zu lassen; — ja ich durfte selbst hoffen, daß der Feind hinter mir, angelockt durch das Schreien des sterbenden Schweines, Lust haben werde an der Mahlzeit seines Gefährten Theil zu nehmen, wodurch ich außer Verfolgung kam.

Nach wenig Sprüngen kam ich wieder in eine kleine Lichtung und sah da ungefähr zwanzig Schritte seitwärts wie der Bär unter tiefem behaglichem Brummen daran war sein Opfer zu verzehren. Der rings umher aufgewühlte Schnee war ein Beweis, daß das Schwein sich tüchtig gewehrt hatte.

Der Bär kehrte mir den Rücken zu und hielt es wahrscheinlich nicht der Mühe werth, nach mir umzuschauen, vielleicht hörte er mein Laufen nicht.

Aber darin täuschte ich mich leider, daß ich glaubte mein Verfolger werde jetzt von mir ablassen, — nur einen Augenblick hielt er ein und brummte seinem Kameraden etwas hinüber, was wohl so viel heißen mochte, daß auch er in wenig Augenblicken zu soupiren gedenke, dann aber setzte er mir wieder nach, und zwar wie es mir schien, schneller noch als bisher, gerade als wenn sich sein Appetit noch gesteigert hätte.

Noch eine halbe Meile nur, und ich war gerettet, — aber mit jeder Secunde schwand meine Hoffnung mehr und mehr; — gewaltig schlugen meine Lungenflügel an meine Brust, der Athem versagte mir fast, ich war in Schweiß wie gebadet und ein fürchterliches Seitenstechen stellte sich bei mir ein.

Auf einmal stolperte ich — — glücklich hielt ich mich noch auf den Beinen, aber die nur mit hölzernen Nägeln befestigte Sohle des einen Stiefels riß zur Hälfte los und hing herab, was meinen Tritt sehr unsicher machte und mich im Laufen ungemein hinderte. Doch ließ ich nicht nach, denn der Bär war mir jetzt so nahe, daß ich seine lange schmale blutrothe Zunge aus dem Rachen hängen sah, — ein sehr unerquicklicher Anblick für mich.

Aber jetzt ging es nicht mehr, meine Kräfte verließen mich plötzlich — ich konnte nicht mehr vom Platze und ergab mich in mein Schicksal, — da sah ich Licht durch die Bäume schimmern, — es war das Blockhäuschen, — wie ein elektrischer Schlag durchzuckte mich dieser Lichtblick, — ich fühlte keine Müdigkeit mehr, ich sprang unaufhaltsam vorwärts und erreichte laut um Hülfe rufend die Umzäunung der Farm, — mit unbegreiflicher Schnelligkeit und Kraft schwang ich mich über die neun Fuß hohe Fence in dem Augenblicke als Balthes die Thüre öffnete. Aber auch der Bär war nicht minder schnell über die Fence geklettert, und zwar so gewandt, daß wir gerade nur so viel Zeit hatten, ihm die Thüre vor der Nase zuzuschlagen und sie zu verriegeln.

Gottlob! Ich war gerettet!

Balthes hatte mein fürchterliches Schreien gehört, gerade in dem Augenblicke als er sein Licht ausgelöscht und sich in das Bett gelegt hatte. Voller Schrecken war er herausgesprungen und öffnete die Thüre gerade zur rechten Zeit, eine halbe Minute später wäre es um mich geschehen gewesen.

Der Bär verhielt sich übrigens nicht unthätig vor dem Blockhause, — er suchte zuerst mit der ganzen Wucht seines schwerfälligen Körpers die Thüre einzudrücken;

doch sie war stark und mit zwei schweren Riegeln hinreichend verwahrt, so daß alle Anstrengungen des vielfach brummenden Thieres vergeblich waren.

Petz machte sich nun, als er merkte, daß er hier nicht zum Ziele komme, an den Schweinestall, der etwa zwanzig Schritte vom Hause entfernt stand; — er versuchte zum Schrecken der Insassen die Kraft seiner Tatzen an dem Stalle — man hörte ganz deutlich das ängstliche Schnaufen der armen Thiere, — aber der Feind kam auch hier nicht ans Ziel.

Balthes hatte sich mittlerweile angekleidet und den Bär beobachtet. Er kam jetzt aufrecht auf das Haus zumarschirt, — man sah nun, wie außerordentlich groß dieses Thier war; — es schien als ob er sich über einen Angriffsplan besinne, — er blieb einige Augenblicke stehen, die schreckliche Zunge hing ihm fußlang aus dem Rachen, aus dem sein heißer Athem wie kleine Wolken stoßweise hervorquoll.

Mit seiner schweren Axt gerüstet stand mein Freund am Fenster, zum kräftigen Empfange des Burschen bereit; ich sah mich ebenfalls nach einer Waffe um und ergriff die nach amerikanischer Sitte auf zwei an einem Balken der Decke befestigten Haken liegende Büchse, um sie im Nothfalle als tüchtige Schlagwaffe zu gebrauchen.

Jetzt rückte der Feind an; — er hatte sich, wie leicht zu vermuthen war, das Fenster zum Angriff erwählt; denn es war dieses neben der Thüre der einzige Ort, wo man in das Haus kommen konnte. Ein einziger Druck seiner schwerfälligen Tatzen genügte die schlecht befestigte Bekleidung sammt dem Fenster einzudrücken. Mit aller Gemächlichkeit steckte jetzt das dumme Thier seinen dicken Kopf durch die Oeffnung und sah sich in der Stube um, — in demselben Augenblicke sauste jedoch die von Balthes nerviger Faust geschwungene Axt mit solcher Gewalt auf den Schädel des Bären, daß dieser wie ein schwerer Sack zu Boden fiel und liegen blieb. Rasch öffnete nun Balthes die Thüre und ging hinaus dem Burschen den Rest zu geben. Ich selbst hatte die Fensterbekleidung aufgehoben und wollte sie wieder einsetzen, da sah ich, wie der Bär sich plötzlich erhob und gerade auf meinen Freund zuschritt. Ich schrie diesem zu, schnell wieder hereinzukommen, — die Warnung kam aber zu spät, — ein fürchterlicher Schrei überzeugte mich, daß Balthes in die tödtliche Umarmung des Unholdes gerannt war.

Rasch ergriff ich die Büchse, sprang durch die Fensteröffnung, stand im Augenblicke hinter dem Bären und versetzte ihm einen so gewaltigen Schlag auf den Kopf, daß der Schaft des Gewehres in tausend Splitter zersprang und ich nur das Rohr in der Hand behielt.

Ich hatte aber gut getroffen, — die Umarmung löste sich auf und der Bär stürzte rücklings zu Boden.

„Ah!“ stöhnte Balthes, „Du kamst zu rechter Zeit, Bruder, — einen Augenblick später, und ich war zu Brei zerquetscht.“

„Aber jetzt gieb ihm mit der Axt den Rest ohne Zögern“, sagte ich, „denn sonst könnte er zum zweiten Male das Aufstehen versuchen.“

„Ich kann nicht, Bruderherz, ich kann nicht“, rief Balthes tief Athem aus der beengten Brust schöpfend, „der Unhold hat mir den Arm so zerdrückt, daß ich ihn nicht mehr regen kann. Du kannst Dir keine Vorstellung machen, wie der Kerl mich zusammenschnürte; ich will's loben, wenn er mir nicht einige Rippen gebrochen hat, es krachte mir wenigstens an einigen Stellen. War es doch gerade als legte sich ein schwerer eiserner Reif um mich.“

Mittlerweile hatte ich die Axt ergriffen und schlug jetzt dem übermüthigen Petz seinen dicken Schädel mit einigen kräftigen Hieben so vollkommen ein, daß wir von seinem Tode überzeugt sein konnten.

Balthes reckte und streckte sich wieder in seine natürliche Form, — er war tüchtig zerquetscht, aber zum Glück nichts zerbrochen. Mein Freund war eine von jenen kräftigen untersetzten Gestalten, wie man sie in seiner Heimath Altbayern sehr häufig findet und die einen derben Druck ohne Gefahr vertragen können.

„Jetzt laß uns schnell den todten Lümmel in die Stube schaffen“, sagte ich, ehe der Kamerad kommt.“

„Was für ein Kamerad?“ fragte Barthels erstaunt.

Ich erzählte ihm nun das Ereigniß; — sofort schafften wir mit Aufwendung aller unserer Kräfte den wohl sechs bis sieben Centner schweren Patron in das Haus. Kaum war uns dieses gelungen und eben hatten wir die Thüre wieder verriegelt, als uns ein herabfallendes Bret von der Umzäunung (Fenceriegel) die Ankunft des andern Bären — es war die Frau des erlegten Riesen — verkündete.

„Weiß Gott!“ flüsterte Balthes, „da ist er ja schon!“

Wir nahmen sofort die Axt und das Flintenrohr zur Hand und stellten uns an die Fensteröffnung gerade wie bei dem eben bestandenen Kampfe. Der Bär kam näher und ließ ein eigenthümliches Brummen vernehmen, — dabei sah er sich nach allen Seiten um und pausirte öfter mit seinen wunderlichen Tönen, als ob er auf Antwort lausche. Offenbar suchte er seinen Gefährten; — da aber Alles ruhig blieb, so tappte er voran bis zur Thüre und schnüffelte daran herum, jedoch ohne einen Versuch zu machen sie zu öffnen. Nach einer Weile marschirte er zum Stalle hinüber, — da er aber auch hier nicht fand, was er suchte, so kam er jetzt gerade auf das offene Fenster zu, wo wir beide ihn erwarteten.

„Diesmal haue scharf, Balthes“, flüsterte ich kaum hörbar, „triffst Du gut, dann ist ein zweiter Schlag unnöthig.“

Der Bär legte jetzt vorsichtig seine Tatzen auf die Fensterbank und steckte darüber hin seinen Kopf in die Stube und schnüffelte nach allen Seiten. Balthes führte nun einen kräftigen Schlag nach demselben, — die Axt streifte jedoch einen an der Fensteröffnung oben vorstehenden Balken und kam dadurch aus der Richtung. Anstatt ihn mitten auf den Kopf zu treffen, was beabsichtigt war, schlitzte die Axt nur die Nase des Bären und schlug ihm die rechte Tatze ab, die in die Stube fiel.

Das Unthier brüllte laut auf vor Schmerz und zog sich rasch zurück.

„Verdammt! Das habe ich schlecht gemacht“, rief Balthes. „Was fangen wir jetzt an? Bei unsern schlechten Waffen können wir den Burschen nicht verfolgen, — wir können das Haus nicht verlassen, bis Hülfe von außen durch die Nachbarschaft kommt.“

„Nur ruhig, Freund!“ sagte ich, „es wird besser gehen als Du glaubst. Sieh nur wie der Kerl sich vergebens anstrengt über die Fence zu kommen, — mit der einen Tatze geht es nicht, er fällt immer wieder zurück. Jetzt läuft er an der Fence auf und ab, — wahrscheinlich sucht er einen Ausgang oder eine andere Stelle, wo er leichter übersetzen kann. Es hilft Dir nichts, mein Lieber, Du bist und bleibst gefangen!“

Der Bär kam jetzt an eine Stelle, wo das von ihm bei seinem Hereinsteigen abgerissene Bret noch mit dem einen Ende auf der Fence lag. Er versuchte nun auf demselben in die Höhe zu kommen, was ihm auch anfänglich zu gelingen schien, — aber auf einmal drehte sich die Kletterstange und der Bär lag wieder auf dem Boden. Der Schnee färbte sich roth von dem Blute; — das Thier schien erschöpft, denn es setzte sich jetzt in eine Ecke der Fence und beleckte unter schmerzlichem Winseln den Stumpf.

Ich hätte jetzt ohne Gefahr das Haus verlassen und meinen Weg fortsetzen können; — ich muß aber zu meiner Schande gestehen, daß ich im Augenblicke nicht daran dachte. Einestheils war ich zu viel Jäger, — anderntheils durfte ich doch meinen Freund nicht verlassen, so lange die Gefahr nicht vollständig beseitigt war. Vielleicht hielt ich auch unser Hermännchen schon für verloren — ich weiß es nicht mehr — kurz, ich blieb.

„Vorwärts Balthes!" rief ich jetzt, „wir wollen die Offensive ergreifen und dem Burschen auf den Leib rücken."

„Das wäre Thorheit", entgegnete Balthes, „in einer Viertelstunde hat er sich verblutet und kann dann mit Leichtigkeit von uns erlegt werden. Weshalb sollen wir uns unnöthigerweise einer Gefahr aussetzen, die nur der gehörig zu würdigen weiß, der wie ich die Kraft einer Umarmung einer solchen Bestie schon gefühlt hat! Ein einziger Schlag mit der gesunden Tatze ist mehr als hinreichend einen Menschen niederzuschmettern."

„Du irrst, Freund", erwiederte ich, „wenn Du glaubst, er würde an seiner Wunde verbluten. Sieh nur, wie er den Schnee zusammenscharrt um das wunde Bein, in ein paar Minuten gerinnt das Blut durch die Kälte, und mit dem Verbluten ist es nichts. Wollen wir nicht den ganzen Tag eingesperrt hier auf der Wache stehen bleiben, so müssen wir ein Ende daraus machen; denn nach der reichlichen Mahlzeit, die der Bursche eben erst genossen, wird ihn auch der Hunger nicht so bald belästigen."

„Was sollen wir aber thun?" fragte Balthes, „in seiner jetzigen Position ist ihm nicht beizukommen, und jedenfalls ist ein Angriff sehr gefährlich."

„Wir müssen ihn vor allen Dingen aus der Ecke treiben", antwortete ich, „Hast Du nicht einen Spieß oder eine Heugabel, oder etwas dergleichen?"

„Draußen hinter dem Stalle steht eine Heugabel", erwiederte Balthes.

„Gut", sagte ich, „steige hier durch das Fenster, nimm die Gabel, klettere dort unten über die Fence und suche dem Burschen unbemerkt in den Rücken zu kommen. Du wirst ihn dann tüchtig mit der Gabel kitzeln und dadurch entweder aus der Ecke treiben oder seine Wuth gegen Dich kehren und mir auf die eine oder andere Weise Gelegenheit geben, ihm beizukommen."

Balthes sah ein, daß ich recht habe, und wir schritten zur Ausführung des Plans. Ich ergriff die Axt und trat zur Thüre hinaus ins Freie. Kaum erblickte mich der Bär, als er sich hoch und drohend aufrichtete und dabei so grimmig und wuthschnaubend brüllte — es war kein Brummen mehr, was er vernehmen ließ —, daß ich im Augenblicke stutzte, weil ich glaubte, er wolle sich auf mich stürzen. Er verließ jedoch seine ihm vermeintlich schützende Stellung nicht.

Zwischen mir und ihm war ein Raum von achtzehn bis zwanzig Schritten, — langsam und vorsichtig bewegte ich mich vorwärts, die Axt drohend in die Höhe hebend, — ich erreichte vollkommen meine Absicht; denn der Bär, jede meiner Bewegungen aufmerksam verfolgend, achtete nicht darauf, was hinter ihm jenseit der Fence vorging.

Da aber nahte ihm das Verderben in der Person meines Freundes. Wie dieser dem Unhold näher von hinten kam, rückte auch ich ihm näher auf den Leib. Er erwartete mit weit geöffnetem Rachen und drohend erhobener Tatze den Angriff. Seine wild rollenden Augen schienen Feuer zu sprühen und sein fürchterliches Brummen war wirklich beängstigend. Seit meinem Aufenthalte in dem Busche glaube ich gar manche nicht zu verachtende Proben von Muth gegeben zu haben, wäre ich aber in diesem Augenblicke allein gewesen, — ich hätte den Bären nicht angegriffen. Er merkte wohl die große Gefahr, in der er sich offenbar befand, und wie ich ihm näher rückte, sah ich, wie sein ganzer Körper vor grimmiger Wuth zuckte. Jetzt richtete er sich auf und schien auf mich zuschreiten zu wollen, — in demselben Augenblicke jedoch stieß er einen furchtbaren Schrei aus, sprang in die Höhe und drehte sich rasch um nach der Fence. Balthes hatte ihm zwischen den Riegeln hindurch die Heugabel in den Rücken gestoßen. Mit einer furchtbaren Wuth packte der Bär mit seiner gesunden Tatze in die Riegel, das Hinderniß niederzubrechen, das ihn von seinem Feinde trennte; — ich zögerte keinen Augenblick, sprang hinzu und schlug ihn mit einem gut gezielten Axthiebe nieder. Einige weitere kräftige Axtschläge machten dem zähen Bärenleben bald ein Ende.

„Gott Lob und Dank, daß wir mit den Burschen fertig sind", sagte Balthes, welcher die Heugabel über die Fence geworfen hatte und schnell nachgeklettert war, um mir, wenn es nöthig sein sollte, zu helfen; „ich möchte aber nicht jeden Tag solche Abenteuer erleben; — ich habe heute fünfhundert Fenceriegel gespalten, gewiß ein tüchtiges Stück Arbeit, — es ist aber nur Spielerei gegen das, was wir diesen Abend leisteten."

„Ja, ja, Freund!" entgegnete ich, „diese Geschichte soll mir eine Weile gedenken; — aber horch! Kommt da nicht Jemand?"

„Ach, da kommt Old Cleave"; sagte Balthes, „er hat seine Büchse auf der Schulter, — er wird mir das geliehene Pulver zurückbringen, — schade daß die Bären schon todt sind; jetzt wäre es leichter gegangen!"

Wenige Augenblicke darauf wurde der graue Kopf des Genannten über der Fence sichtbar; er rief uns zu:

„Heda Ihr Bursche, was giebt es da so spät am Abend im Freien?"

„Holla, alter Jagdhund!" lachte Balthes, „Ihr habt eine feine Spürnase und wohl gewittert, was es hier giebt?"

„Doch nicht", erwiederte Cleaveland, „ich hörte das Geschrei eines Schweines und zweifelte nicht daran, daß es von dem Bären verfolgt sei, dem ich schon einigemale mit meiner Büchse auflauerte. Ich machte mich rasch auf den Weg, kam aber zu spät; denn ich fand nur noch die Stelle, wo das arme Thier verspeist wurde. Dagegen fand ich eine zweite Bärenspur und die eines Menschen, welche mich hierher führten. Wie ich sehe, wart Ihr glücklicher als ich und habt dem Burschen den Garaus gemacht! Erzählt mir doch den Hergang der Sache, ich bin neugierig darauf."

Das thaten wir nun in aller Kürze und zeigten ihm dann den zuerst erlegten Bären.

„Potztausend", sagte der Nachbar, nicht ohne einigen Neid zu verrathen, „das nenne ich Glück! Seit acht

Tagen spüren wir diese ungehobelten Gäste und jeden Abend bin ich ihnen mehrere Stunden nachgestrichen, ohne daß sie mir ein einzigesmal aufstießen — und Euch laufen sie so ohne Weiteres in die Hände, gerade als ob sie lebensmüde gewesen und ihren Tod absichtlich gesucht hätten. Nun — ich gönne Euch das Glück, schon dem Schurken Stael zum Possen, — der wußte allerdings, daß der Weg durch die Hardroad seit einigen Tagen durch diese Kerls höchst unsicher war. Ich traue ihm den Bubenstreich gern zu."

„Aber nun, lieber Balthes, ist es die höchste Zeit, daß ich gehe", sagte ich jetzt; „vielleicht ist es doch noch nicht zu spät und mein liebes Hermännchen kann noch gerettet werden, — ich will wenigstens nichts versäumen. Gieb mir schnell einen starken Bindfaden oder einen Strick, womit ich die abgerissene Sohle festbinden kann, die mich sonst sehr genirt."

„Ihr, Master Cleaveland", fuhr ich fort, mich an diesen wendend, „Ihr seid wohl so gut und helft dem Balthes die Bären abziehen, was Ihr als ein gewandter Jäger gewiß recht gut versteht und gern thun werdet."

„Das soll recht gern geschehen", erwiederte Cleaveland, „Ihr werdet mir aber doch auch einen kleinen Theil Eurer so reichen Beute zukommen lassen, und wenn es nur die Tatzen und die Zungen sind. Mistreß Cleaveland versteht es vortrefflich solche herzurichten."

„Wenn Ihr weiter nichts verlangt", erwiederte ich, „die könnt Ihr meinetwegen haben, und auch Balthes wird sie Euch zukommen lassen. Ich, für meinen Theil begnüge mich mit den Fellen, wenn Balthes mit dem Uebrigen vorlieb nimmt. Ich denke, er kann das Fleisch zu fünf Cents das Pfund in der City leicht verkaufen."

Balthes brachte mir jetzt statt Bindfaden ein Stück Draht; ich setzte mich auf den Bären und befestigte meine Sohle, wobei ich meinen Freund von der in seiner Abwesenheit besprochenen Theilung in Kenntniß setzte. Er war sogleich damit einverstanden.

Ich will hier einschalten, daß, so bescheiden mir damals die Forderung des Graukopfs vorkam, der schlaue Yankee, wie ich später erfuhr, sich doch den Löwen-Antheil an der Beute ausbedungen hatte. Wir Beide wußten nämlich nicht, daß die Regierung zehn Dollar Schußgeld für jeden erlegten Bären zahlte, wenn man die Tatzen desselben einlieferte.

Cleaveland erhob das Schußgeld und lachte mich aus, als ich ihn später darüber zur Rede stellte, und meinte, wir hätten ja die Bären nicht geschossen, sondern erschlagen, mithin auch nicht das Recht gehabt, das Schußgeld dafür anzusprechen. Er wäre jedoch ohne dasselbe jedenfalls zu kurz gekommen, denn die Bären würden so gewiß noch von seiner Doppelbüchse gefallen sein, als er noch nie einen Fehlschuß damit gethan habe.

Ich machte gute Miene zum bösen Spiele. An dem Pferdehändler Stael wurde ich aber vollständig gerächt. Als es in der Umgegend bekannt wurde — ich besorgte dieses mit vielem Eifer — wie tückisch er an mir und Berg gehandelt habe, wollte kein Mensch mehr mit ihm verkehren. Er konnte nicht einmal die Erzeugnisse seiner Farm in der nahen Stadt, selbst nicht unter dem Preise verkaufen. Er war geächtet und gemieden von Jedermann und zuletzt genöthigt, seine Besitzung weit unter ihrem wahren Werthe zu verkaufen, worauf er nach Canada zurückkehrte, woher er gekommen war.

Es war gerade acht Uhr, als ich meinen unterbrochenen Dauerlauf wieder begann. Ich konnte nach des alten mit dem Wege genau bekannten Yankee Meinung, wenn ich wacker darauf zulaufen würde und mir nicht abermals ein Hinderniß in den Weg käme, in einer Stunde Bergs Farm erreichen, und somit konnte ich immer noch Hoffnung haben zur rechten Zeit einzutreffen, wenn der Doctor sich nicht geirrt hatte.

Ich war schon sehr erschöpft, wie man sich leicht denken kann, — allein der Gedanke an das Kind, das angstvolle Harren des Vaters, die Verzweiflung der Mutter stählten meine sinkende Kraft und spornten mich zu neuer Anstrengung. Ich lief als ob einer der Bären hinter mir wäre, hatte bald den verhängnißvollen Wald hinter mir und erreichte den mir wohlbekannten Mühlweg.

Noch zwei Meilen und ich war am Ziele, — doch schien es fast, als sollte ich es nicht erreichen. Meine Kräfte ließen plötzlich nach — mein Mund war trocken — ein brennender Durst quälte mich. Auch hatte ich den Draht verloren, die Sohle hing wieder los vom Stiefel und erschwerte mir das Laufen.

Aber der Gedanke: „Du mußt — Du mußt — Du wirst an dem Tode des lieben Kindes Schuld sein", trieb mich gewaltsam vorwärts. Ich nahm Schnee in den Mund, zog den Stiefel aus — und aufs neue ging es fort!

Jetzt endlich war ich am Hause — ich hörte deutlich das Weinen der Mutter — das Kind war todt! Ich war dem Umsinken nahe, — taumelnd lehnte ich mich an die Wand — da hörte ich noch andere Laute — das war nicht das Schluchzen der Mutter, — das war das laute gewaltsame Athemholen des Kindes, wie es gewöhnlich bei der Halsbräune dem Todesröcheln vorausgeht, — das Kind lebte also noch.

Ich stürzte in die Stube — der Vater stieß einen Freudenschrei aus als er mich sah, — die Mutter lag jammernd und betend vor dem Bilde des Gekreuzigten und der heiligen Maria; — der Doctor entriß mir hastig den Höllenstein, steckte ihn in den schon zubereiteten Federkiel, nahm das Kind aus dem Bette und vollzog mit sicherer und geübter Hand die nöthige Operation — das Glück stand ihm zur Seite — die Gebete der Mutter wurden erhört, — das Kind wurde gerettet und lebt heute noch.

Nie in meinem Leben werde ich diesen Dauerlauf vergessen.

„Es ist doch unausstehlich kalt heute, und wenn, wie es allen Anschein hat, die Kälte noch zunimmt, so werden wir uns wohl vorzusehen haben, daß wir nicht erfrieren, bis wir nach Detroit kommen."

So sagte mit vor Frost zitternder Stimme der alte Moser von Mount Clemens, in dessen Gesellschaft und Schlitten ich von meiner Farm am Bell River im Township Casco aus eine dringliche Geschäftsreise nach der Hauptstadt angetreten hatte, als wir eben von dem sogenannten Mühlwege aus, welcher von Saint Clair den Bell River entlang zur Turnpike führt, in dieselbe bogen, wo ein eisiger Nordwind uns mit voller Gewalt entgegen blies.

„Dieser schneidende Wind ist freilich etwas unangenehm, sonst aber habe ich von der Kälte nicht gerade besonders viel verspürt", erwiederte ich, indem ich den Aufschlag meiner Pelzmütze herunterließ, womit ich mir Ohren und Wangen so gut deckte, daß nur ein kleiner Theil meines Gesichtes frei blieb; worauf ich mich wieder fester in meinen dicken Pelz hüllte.

„Sie haben freilich Recht", entgegnete mein Reisegefährte, „ich hätte sagen sollen ich werde tüchtig durchfrieren; denn wer wie Sie vom Scheitel bis zur Sohle im Bärenpelz steckt, der muß natürlich eher schwitzen als frieren."

„Da könnt Ihr Recht haben, alter Freund!" versetzte ich; „und namentlich scheint gerade dieser Pelz, den ich eben trage, die Eigenschaft warm zu machen in besonders hohem Grade zu besitzen; denn ich versichere Euch auf Ehre, er machte mir schon nicht nur warm, sondern wirklich heiß, noch ehe ich ihn zum erstenmale berührt hatte."

„Wie soll ich das verstehen", fragte Moser, indem er seine kleinen klugen Augen weit aufriß, wie er zu thun pflegte, wenn ihn etwas besonders interessirte.

„Ei nun", erwiederte ich lächelnd, „denkt Ihr nicht, daß es einem Menschen heiß werden kann, wenn er allein, unbewaffnet, im Walde, bei Nacht zwischen zwei hungrige Bären geräth?"

„Macht doch nicht so viele Umstände und erzählt die Geschichte", rief der Alte immer neugieriger werdend. „Ihr wollt mir ja doch Eure Heldenthaten erzählen, das merke ich schon, und ich will Euch andächtig zuhören, — so schießt denn los und laßt das langweilige Geplänkel unterwegs."

„Nun denn", sagte ich, „so hört denn zu — Ihr werdet finden, daß mich dieser Pelz nichts kostet, — doch bin ich im Voraus überzeugt, daß Ihr am Ende lieber frieren werdet wie heute, als schwitzen wie ich damals, als ich das Eigenthum dieses Pelzes erwarb. Hört also."

Und ich theilte dem Alten die Geschichte mit, wie ich sie oben niedergeschrieben habe, kurze Zeit nachdem sie sich ereignet hatte.

Sonntags-Plauderei.

Die Donaufürstenthümer. I. Unser liebenswürdiger Mitarbeiter **Richard Kunisch** hat so eben unter dem Titel: „**Bukarest und Stambul**, Skizzen aus Ungarn, Rumunien und der Türkei" (Berlin, Nikolai'sche Verlagshandlung) erscheinen lassen, deren einzelne bereits in den beiden vorigen Jahrgängen unseres Blattes abgedruckt waren. Dies Buch, zu dessen Empfehlung wir nichts zu sagen brauchen, da der Name des Verfassers Alles, was in dieser Beziehung anzuführen wäre, kurz zusammenfaßt, wird jetzt ein ganz besonderes Interesse erregen, da aller Voraussicht nach die von ihm geschilderten Länder den nächsten Ausbruch des in der europäischen Luft aufgethürmten Gewitters veranlassen werden. Wir entnehmen seinen Mittheilungen zu Nutz und Frommen aller unserer zeitungslesenden und Politik treibenden Leser einige interessante und dem Verständnisse „schwebender Fragen" förderliche Notizen über die Donaufürstenthümer, deren eigentlicher historischer Name „Rumunien", und denen nur „fremde Willkür" die Bezeichnung Moldau und Walachei gegeben. „Sind die Donaufürstenthümer türkische Provinzen?" Der Verfasser antwortet: „Diese Frage ist verzeihlich; es gab vor kurzem noch gar manchen Staatsmann, der von den Verhältnissen dieser Länder nur dunkle Vorstellungen hatte. Ihre Abhängigkeit von der Türkei beruht auf alten Capitulationen. Die Originale derselben sind verloren gegangen, falls nicht eine östliche Macht sie etwa für geeignete Zeitpuncte noch aufbewahrt; die Echtheit der in neuerer Zeit mannichfach zum Vorschein gebrachten Documente wird bezweifelt, besonders von denen, welchen ihr Inhalt nicht zusagt. Dennoch wird auf diese alten, Niemandem bekannten Capitulationen stets wieder Bezug genommen, auch im neuesten Pariser Vertrag. Die Walachei muß, gleich der Moldau, Tribut zahlen an die Pforte, dagegen stehen den Unterthanen der letzteren weniger Rechte zu als allen Anderen. Alle Culte sind erlaubt, nur der Mohammedanismus ist ausgeschlossen. Jeder Fremde darf sich ansiedeln, darf Handel treiben, nur der Türke nicht. Rußland erhielt, ehe es die Länder räumen mußte, einen geordneten Postverkehr durch beide Länder, Oesterreich thut es noch jetzt, während der türkische Courier, welcher Depeschen für den Hospodaren bringt, eigentlich nicht ohne Weiteres an das Land treten darf, sondern am rechten Ufer der Donau warten muß, bis die Briefe abgeholt werden, oder ihm der Eintritt erlaubt wird. Gering war stets die rechtlich begründete Macht der Pforte über diese Länder; in Wirklichkeit hat sie dieselben nur allzu oft als unbeschränktes Eigenthum behandelt. Sie hatte ja das Recht des Stärkeren für sich, und Europa kümmerte sich nicht darum. Seit wenig Jahren erst wird häufig der Name eines Volkes genannt, **das seine Abstammung und seine Sprache von den alten Römern herleitet**, und eines Landes, in welchem der Wanderer auf Ueberreste von den Bauten Trajans, auf zerbrochene Steine mit verwitterten Inschriften stößt. Lateinische Worte im Munde armseliger Hirten, Spuren einer Heerstraße, auf welcher einst römische Legionen zogen, antike Trümmer, deren unentzifferte Schätze vielleicht ein kostbarer Fund für die gelehrte Welt sein würden, während hier das Unkraut sie mit üppigen Ranken verhüllt oder der Zigeuner sie zum Schutz seiner in die Erde gewühlten Wohnung benutzt — alles Dies ist gewiß geeignet, Interesse für das, den antiken Vorbildern unserer heutigen Bildung entsprossene und doch außerhalb des Kreises moderner Bildung und Civilisation stehende Volk der Rumunen einzuflößen."

Briefkasten.

Fräulein Emma L...e in ?? Wenn dieses Blatt Sie erreicht, mag es Sie erinnern, daß wir noch mit dem lebhaftesten Interesse Ihrer gedenken. Zwei Jahre sind es nun, als Sie eine Correspondenz mit uns begannen, die fast unmittelbar nach dem Anfang schon wieder ein eben so unerwartetes als unerklärliches Ende nahm. Sie haben dadurch unsere Neugier — leider finden wir kein entsprechenderes und edleres Wort für diesen Zustand — auf einer langen Folter erhalten, von der Sie uns füglich jetzt erlösen könnten. Steht dies in Ihrer Macht und in Ihrem Willen, so geben Sie uns recht bald befriedigenden Aufschluß, auch möchten wir, eines seit geraumer Frist schon für Sie bestimmten Buches wegen, Ihre Adresse in Erfahrung bringen.

Herrn A. Renbaus in Colditz. Ihre letzte Sendung ist richtig in unsere Hände gelangt, was wir zur Beseitigung Ihrer Zweifel hiermit bescheinigen. Eine so rege Theilnahme wir auch an Ihrer dichterischen Entwicklung hegen, erlaubt es uns doch unsere so vielseitig beanspruchte Zeit nicht, Ihnen jedesmal zu antworten. In dem diesmaligen Heft fanden wir übrigens nichts, das wir des Abdruckes würdig halten; vielleicht setzen Sie uns bald wieder in den Stand, unseren Lesern neue Proben Ihres Fortschreitens zu geben. Ihre schließliche Frage lassen wir unbeantwortet, da ihr Gegenstand ganz unwesentlich und zu unserem gegenseitigen Verhältnisse außer aller Beziehung ist. Besten Gruß!

Herrn O. Seibt in Dresden. Die „drei Blicke" bekunden abermals einen anerkennenswerthen Fortschritt. Die Gedanken sind meist in entsprechender dichterischer Form veranschaulicht, dagegen thut es der Harmonie des Ganzen Eintrag, daß der dritte „Blick" in seinen Beziehungen nicht genug specialisirt und herausgehoben ist, und müssen wir aus diesem Grunde leider auf den Abdruck verzichten. Auf Wiedersehen!

Fräulein Sophie H. W. in H.

„Hab' wieder betrachtet das Leben
Mit kindlich heiterem Sinn,
Hab' dazu ein Liedchen gesungen
Und jeglicher Gram war — dahin."

Wenn Ihnen die Lieder dazu dienen, den Gram zu verscheuchen, dann singen Sie immerzu in lerchenhafter Unbefangenheit, obschon wir bei Ihrer jugendlichen Fröhlichkeit und liebenswürdigen Auffassung des Lebens an dem Ernst Ihres Kummers leise Zweifel zu hegen uns erlauben. Dichten Sie aber niemals mit bewußter Absicht, namentlich nicht mit der, gedruckt zu werden, nur so kann unabsichtlich Ihnen noch einmal etwas Druckbares gelingen. In den philosophisch-würdevollen Auseinandersetzungen Ihres Briefes lächelt so viel verstohlene Schalkhaftigkeit, daß wir Sie noch weit lieber — sehen als lesen möchten. Jedenfalls haben Sie schwärmerische Augen und ein paar muthwillige Grübchen um den Mund.

Frau Bertha Jakobi in Breslau. Mit bestem Danke acceptirt. Nachdem wir so lange nichts von Ihnen gehört, hat es uns doppelt erfreut, wieder einmal ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Wir werden Ihnen nächstens brieflich antworten, sind Sie unter der früheren Adresse noch anzutreffen?

Fräulein Aurora H. in E., Fräulein Henriette B. daselbst, Fräulein Emma .... in N. a. d. S., Frau L. S. in W., Fräulein L. S. in E., ? in Bad S. Sie vermuthen sämmtlich ganz richtig, die Uebersetzung in Nr. 27 „Trost" rührt wirklich von Ihrem Freund und unserm Mitarbeiter Georg Perz her, und ist der Name nur durch ein Versehen fortgeblieben.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nº 29. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

21. Juli.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Millionenröschen.

Novellette von Emmely Palm.

Ein Ball kann etwas recht Angenehmes sein für Schneider, Putzmacher, Friseure, Weinhändler, Conditoren, Bediente, Psychologen, hübsche Damen und gesuchte Cavaliere, manchmal auch für diejenigen, welche ihn in ihrem Hause geben, obgleich nach dieser Richtung hin meist nur der Schatten der Annehmlichkeit fällt.

Herr von Löwen, der preußische Gesandte, und seine hübsche kleine Frau thaten ihr Möglichstes, den Anforderungen des tanzenden, speisenden und kritisirenden Publicums gerecht zu werden. Darüber waren fast alle Stimmen einig, und selbst die Widersprechenden ließen sich nicht abhalten, mit Behagen neue Einladungen in das Gesandtschaftshotel anzunehmen. Eine solche war abermals ergangen, und Herr und Frau von Löwen erwarteten an einem schon ziemlich warmen Märzabend große Tanzgesellschaft.

Die Säle waren frisch gebohnt, die Gewächshäuser geplündert, Wachskerzen in den Girandolen, der Champagner in Eis, die Bedienten in Gala, die Brillanten in der gnädigen Frau Haar und die Orden an des gnädigen Herrn Frack, und Alles, bis auf den gestern angetretenen Küchenjungen, der hinter einem Küchenschrank verborgen zum ersten Mal in seinem Leben eine zur Seite gebrachte Auster in den Hals schlüpfen ließ, harrte der Ankunft der Gäste.

Der erste Wagen rollte. Der Jäger, einen neuen Federbusch auf dem Hut, riß die Thüren auf und der erste Gazeballon in Begleitung zweier sehr großer Epauletten an einem sehr kleinen vergoldeten Herrn entwickelte sich aus Wagenpolstern, Schleiern, Decken und Mänteln. Schnell füllten sich die prunkenden Gemächer mit Pracht und Schönheit, mit Blumenduft und blitzendem Geschmeide, mit Koketterie und Leidenschaft, und die Diamantnadeln der Frau von Löwen zitterten bei all den unzähligen Verbeugungen wie kleine Zitteraale in dem braunen Meere der zierlichen parfümirten Pariser Löckchen.

An einer Säule des großen Empfangzimmers lehnte mit aller Eleganz und Nachlässigkeit, deren ein fünfundzwanzigjähriger Jüngling des neunzehnten Jahrhunderts fähig ist, ein solcher. Den unvermeidlichen Klemmer in die Ecke des linken Auges gedrückt, musterte er den bunten Flor der Schönheiten.

Plötzlich fühlte er seinen Arm heftig erfaßt, und drehte sich um. Ein zweites Wesen des nämlichen Geschlechtes stand vor ihm, das sorgfältig gepflegte Ideal seines Schneiders, der Stolz seines Friseurs, der das mathematische Problem das Nichts zu theilen mit Leichtigkeit durch einen Kammstrich über die Mitte des Kopfes hinab gelöst, das Sorgenkind aller leichtgläubigen Speculanten, die ihre Wechsel auf silberne Erbschaften, noch unentwässerte Kohlenschachte und goldene Hochzeiten auszustellen wagen, mit einem Wort, die vollkommenste Ausgabe einer jener großen Nullen im Rechenexempel der Menschheit, wie sie uns täglich mit ihrer runden, hohlen, selbstbehaglichen Existenz begegnen. Der an die Säule gelehnte junge Mann ward durch die unsanfte Berührung unangenehm überrascht, der Anblick des Urhebers stimmte ihn jedoch milder.

„Was fällt Ihnen ein, Georg", sagte er, lächelnd des Andern Hand von sich abwehrend, „ein blutdürstiger Gläubiger könnte die Fänge nicht grausamer in das Fleisch seines Opfers krallen als Sie Ihre Finger in meinen schuldlosen Arm."

Der Graf Georg François Guilbert Rosseli mußte trotz seiner augenscheinlichen Aufregung lachen.

„Mich mit einem Gläubiger vergleichen! Spaßhaft, auf Ehre, höchst spaßhaft! Das könnte ich höchstens einmal vor Ewigkeiten gewesen sein, wahrscheinlicher Weise aber war ich es niemals, mein Gedächtniß wenigstens reicht nicht in solche goldene Zeiten zurück. Aber verlieren wir nicht mit Scherz die mir so kostbaren Minuten. Mir ist furchtbar ernst zu Muthe. Haben Sie die Becks gesehen — sind sie schon hier?"

„Ich glaube nicht", war die etwas phlegmatische Antwort.

„Sie glauben nicht?" rief Rosseli ungeduldig. „Mein Gott, das müssen Sie doch wissen!"

„Warum, Bester? Ich habe nicht den geringsten Grund, mich darum zu kümmern, ob sie hier sind oder nicht."

„Aber ich!" rief Rosseli mit einem Ausdruck vollständiger Verzweiflung, „wollen Sie mich denn gar nicht verstehen, Heinrich! Soll ich mit Begrüßungen, Fragen und Suchen erst eine ganze mir unbezahlbare Ewigkeit verlieren, ehe ich die Wahrheit erfahre? Sie stehen hier am Eingang der Säle, Sie müssen doch unfehlbar gehört oder gesehen haben, ob die Becks da sind!"

„Ich wiederhole Ihnen, Georg: ich glaube nicht, mehr zu sagen ist mir unmöglich. Doch wollen Sie meine Vermuthung bestätigt haben, so werfen Sie einen Blick dort hinüber zur Thüre, an der sich Hauptmann von Brandenstein wie ein Portier aufgepflanzt hat. Er verwendet kein Auge vom Eingang. Wen er erwartet, ist nicht schwer zu errathen. Sie wissen, man sagt er werde reussiren."

„Sagt man?!" fiel Rosseli ein und entfärbte sich ein wenig. „Bah, Geschwätz der Leute, er wird nicht reussiren, man findet Mittel, Zudringliche der Art aus dem Felde zu schlagen. Gott sei Dank aber, daß sie noch nicht hier sind. Ich kann sie, wenn ich an dieser Stelle stehen bleibe, unmöglich verfehlen."

„Sie sind ja merkwürdig unruhig und aufgeregt", sagte Heinrich oder Baron Schönfels, wie ihn weniger mit ihm liirte Personen zu nennen pflegten, mit einem Anflug von Spott in seiner ruhigen Stimme; „die kleine Beck wird Ihnen ja nicht davon laufen."

„Nein, das wird sie nicht", erwiederte Rosseli selbstgefällig und brachte lächelnd mit den Fingerspitzen seine um ein Haar verschobene Cravatte in die richtige Lage zurück, „aber auch davon tanzen soll sie mir nicht einmal. Im Vertrauen, Heinrich, ich muß die Sache in Ordnung bringen; was Sie mir von Brandenstein sagen, bestimmt mich noch mehr, obgleich ich begreiflicher Weise keine Gefahr fürchte. Jedenfalls ist es das Beste, ich benutze den ersten passenden Augenblick zu einer Erklärung."

„Wollen Sie die Beck wirklich heirathen?" frug Herr von Schönfels, und diesmal nahm der Spott seines Tones sich nicht mehr die Mühe irgend welcher Verhüllung, doch Graf Rosseli litt nicht an allzu feinem Empfindungsvermögen.

„Muß, lieber Heinrich, muß", antwortete er achselzuckend. „Sie kennen ja meine Lage, das Messer sitzt mir buchstäblich an der Kehle. Keiner von den Vampyren, die mich ausgesogen, borgt mir einen Pfennig mehr. Moses hat mich des falschen Onkels wegen verklagt — Cohn mir eben jetzt vor einer Viertelstunde nach vergeblichen Vorstellungen und Bitten eine Scene gemacht, die mich wahrhaft zur Verzweiflung getrieben."

„Auch Cohn giebt Ihnen nichts mehr? — Das ist schlimm", lachte Herr von Schönfels, „wahrscheinlich ist er eifersüchtig auf Moses wegen des falschen Onkels. Uebrigens ein capitaler Witz. Aber erhielten Sie nicht eine bedeutende Summe von Moses — sind Sie damit schon zu Ende?"

„Die Oper hat sie verschlungen", erwiederte Rosseli mit einem Seufzer, der jedoch affectirt genug war, um das ganze Behagen auszudrücken, das ein Mann von Welt über seine Verbindungen mit den gazeröckigen, rosengeschürzten Prophetinnen der leichtfüßigen Liebesgöttin empfindet.

„Und Sie brauchen neuen Vorrath?" sagte Herr von Schönfels, indem er sein Glas auf eine reizende dunkellockige Französin richtete, die gefolgt von ihrem langen steifen englischen Gemahl wie eine rosenfarbene Rakete durch den Saal flog.

„Nöthig wie das Leben, Heinrich! Das süperbe Gig, das Seiner Hoheit dem Prinzen so sehr gefiel; eine Spielschuld von gestern, tausend andere Verbindlichkeiten drängen mich. Cohn war immer meine letzte Quelle — auch sie versiegt. Er behandelte mich, — mich, Heinrich — mit empörender Insolenz. Ich sprach schon vor einigen Wochen von einer Verbindung mit den Becks als sicher, natürlich Vorwand — mir fiel es damals nicht ein, ich wollte nur Zeit gewinnen, ihn hinhalten. Jetzt behauptet dieser Schurke von einem Juden, ich hätte ihn betrogen — nur wenn die Verlobung öffentlich, will er wieder herausrücken — was soll ich nun machen — heirathen ist meine letzte Zuflucht — Geld muß ich haben und wohl oder übel die Frau mit in den Kauf nehmen."

„Frau oder Schuldgefängniß", sagte Herr von Schönfels mit spöttischem Lächeln, „welche Wahl für Sie!"

„Schuldgefängniß, pfui Heinrich, sprechen wir dies Wort nicht aus. Alle meine Nerven empören sich dagegen. Aber sieh da — da kommen die Becks — die Kleine ist wieder reizend heute! Adieu Freund, auf Wiedersehen!"

Der Graf eilte den Eintretenden entgegen; voran schritt ein alter Herr von mittlerer Größe und der gefälligen Abrundung, welche fast untrüglich auf Liebenswürdigkeit schließen läßt. Die weißen Löckchen kräuselten sich um eine hohe einsichtsvolle Stirn, und das kluge Feuer seines Blickes ward durch einen sanften Zug um den Mund gemildert. Es war der Präsident Beck.

Ihm folgte ein junger Mann, schlank, von hohem Wuchs, mit charaktervollem Gesicht, Leidenschaft im dunklen Auge, von festem Willen gewaltsam zurückgehalten, das ganze Wesen überwiegende Kraft unter der Herrschaft des feinsten Zartgefühls: der Sohn des Präsidenten, Advocat Alfred Beck.

An seiner Seite erschien eine junge Dame, weder zu groß, noch zu klein, ein liebliches frisches Gesicht, von überreichen schwarzen Flechten umrahmt, die dunkelbeschatteten Augen voll Jugendduft und süßer Geheimnisse, voll Lebenslust und Uebermuth, neckische Lippen, die doch voll Liebreiz und Hingebung zu lächeln verstanden, über der ganzen Erscheinung ein Hauch anmuthiger Schalkhaftigkeit, bis auf die Diamanten, die über die zarte weiße Toilette gestreut glänzten, lauter kleine Magnete, wie die Besitzerin lachend ihrer alten amerikanischen Kammerfrau versichert: Fräulein Rosa Beck, Nichte des Präsidenten, ihres großen Reichthums und rosenhaften Gesichtchens halber „das Millionenröschen" genannt.

Röschen sah sich schon auf der Schwelle des Ballsaales von Huldigungen umringt. Der Kreis ihrer Verehrer erweiterte sich von Tag zu Tag ins Erstaunliche und sie belustigte sich nicht wenig darüber. Die Herren schwärmten für sie, die Damen tadelten sie über alle Maßen, ein ganz naturgemäßes Zerwürfniß der Kritik. Röschen aber kümmerte sich weder um das Eine, noch um das Andere und beschäftigte sich augenblicklich ganz allein damit, ihre Tanzkarte auszufüllen.

Graf Rosseli war einer der ersten, der auf sie zustürzte, eroberte aber doch nur einen Contretanz. Anfänglich etwas aufgebracht darüber, fand er nach einigem Nachdenken gerade diesen Tanz am geeignetsten zu seinen Operationen und zweifelte nicht, während desselben durch die Entfaltung seiner interessanten Conversation und unwiderstehlichen Persönlichkeit die für die ersehnte Katastrophe so nöthige Stimmung in Fräulein Becks Herzen hervorzubringen.

Es ist etwas Schönes um eine Zuversicht ohne Zweifel, um solch maßlosen Glauben an sich selbst, diese süße Frucht vom großen Lebensbaum Egoismus. Wenn die Bescheidenheit dumm macht, wie man geistreiche Leute behaupten hört, mußte Graf Rosselli entschieden von der Natur zu einer erneuten und verbesserten Auflage aller Weltweisen bestimmt sein.

Kurz vor der Eröffnungs=Polonaise machte sich Röschen einen Augenblick frei von ihrem Kometenschweif — spöttische, besonders einige bis zur reifsten Mündigkeit vorgerückte jungfräuliche Zungen nannten also den stattlichen Heerbann ihrer Ritter — lehnte sich in ihrem Sessel zurück, überschaute, wie ein Feldherr die aufgestellten Truppen, die Reihen der Namen auf ihrer Tanzkarte und ihre Gedanken verweilten bei einem Walzer, den sie allen Bittenden verweigert, und der darum frei geblieben war.

Mit einem halben Blicke hinter sich gewahrte sie, daß der Vetter seinen Platz hinter ihrem Stuhl, den er verlassen, die Frau vom Hause zu begrüßen, wieder eingenommen. War es ihr angenehm? Nach dem Ausdruck ihrer Augen ziemlich gleichgültig. Nun, die Augen sind zwar concessionirte Telegraphen des Herzens, doch steckt in manchem viel zu viel Bewußtsein seiner Feuergefährlichkeit, um es nicht vor der Berührung gewisser schwarzer damit in Verbindung stehender Flammen zu behüten. Röschen hatte auch ihren philosophischen Cursus in der höheren Töchterschule durchgemacht und nicht vergessen, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist.

Sie wandte sich deshalb mit einem ausdruckslosen Blicke ein klein wenig zurück und sagte mit einem ganz kleinen graziösen Lächeln: „Mir scheint, Alfred, ein Ball amüsirt Dich nicht sehr.“

„Warum nicht?“ erwiederte dieser freundlich, „die ganze Welt ist ein Ball und wir sehen hier einen glänzenden Tropfen davon unter dem Mikroskop unserer Beobachtung. Es ist freilich ein künstliches Präparat, die moderne Zeit liefert nicht immer schöne und gute Stoffe dazu, doch bleibt selbst in ihren nicht angenehmen Erzeugnissen ein Kern, ein Urkeim der ewigen Natur, und der Tanz ist ein echtes Kind der Natur.“

„Ja“, antwortete Röschen, „der Tanz auf einer schönen blumenreichen Wiese, um die alte Dorflinde herum, der Tanz der Wilden, der Mücken, der Blumen, denen der Wind aufspielt — aber hier, findest Du dieses Tanzen wirklich angenehm?“

„Ich finde es immer angenehm, mich mit den Fröhlichen zu freuen.“

„Freust Du Dich mit ihnen, wenn Du stumm und thatenlos hinter meinem Stuhl stehst wie hinter ein Bollwerk verschanzt?“ lachte Röschen.

„Ich freue mich mit den Augen, ist das nicht genug?“

„Nach meinen Begriffen gewiß nicht. Warum tanzest Du nicht? Hast Du ein Gelübde abgelegt, oder verurtheilt Dich ein geheimes Podagra zum Stillstehen, wo Alles springt und sich dreht? Blicke auf die tanzlustigen Damen um uns herum, wie reimt sich diese grausame Zurückhaltung mit Deiner bekannten Menschenfreundlichkeit zusammen?“

Alfred blickte in das hübsche Gesicht des Bäschens und die Schläge seines Herzens veränderten merkwürdig schnell und hoch ihre normale Beschaffenheit, doch blieb sein Lächeln ruhig, und er meinte, es ließen sich außer Gelübden und Podagra noch sehr viele Gründe gegen das Tanzen aufführen, und was seine Humanität betreffe, so gebe es Dinge, deren Ruf sie bedeutend vergrößere.

„Eine schöne Antwort, Herr Vetter, eine Antwort mit einer ganzen Allongenperücke voll Würde auf dem Kopf. Aber ich schwärme nicht für derartige Erinnerungen aus vergangenen Jahrhunderten. Ich behaupte, es giebt außer den beiden angeführten Hindernissen keine, kann niemals deren geben, und da also der Grund jeder Weigerung wegfällt, so wirst Du tanzen.“

„In der Luft vielleicht, Röschen, mit Deiner luftigen Logik?“

„Nein, auf diesem grundfesten, getreuen braungewichsten Fußboden mit einer eben so grundfesten Tänzerin — getreu, dafür wage ich freilich nicht zu stehen, und die dritte Eigenschaft findest Du wohl entbehrlich.“

„Wirst Du verzeihen Röschen, wenn ich etwas neugierig bin zu erfahren, wie Du aus Deiner tanzenden Hypothese eine solide Wahrheit zu machen gedenkst?“ erwiederte Alfred, und in der Tiefe seiner Augen entwickelten sich einige Funken sehr sonderbar elektrischen Feuers.

„Ich“, sagte Röschen mit einem halb verächtlichen Achselzucken, „ich kümmere mich wahrlich nicht um derartige complicirte Uebergangsprocesse, aber ich weiß einen Advocaten, der den Proceß, von welchem hier die Rede ist, übernehmen, und wenn Das, auch gewinnen würde.“

„Und willst Du die Güte haben, mir diesen hoffnungsvollen interessanten Collegen vorzustellen?“

Röschen machte eine kleine zierliche Verbeugung, und während ihr Blick, dem seinen begegnend, sich zu ihm erhob, legte sie die außerordentlich kleine Spitze des kleinen Fingers ihres linken Handschuhs auf den freien Walzer ihrer Tanzkarte.

Alfred nahm die Karte aus Röschens Hand; diese weiche, kleine zitternde Hand lag in der seinen; seine Augen verließen dabei die ihren nicht; diese glühten, Röschen fühlte es, das zurückgedrängte verborgene Feuer ihres Innern hatte eine hohe unvorsichtige Flamme emporgeschlagen und gezündet; denn ein ganzes Meer von Flammen wogte aus dem Blick, der mit dem ihrigen verschmolz, auf sie zurück. Unter dem hinreißenden, seelenbethörenden, sinneverwirrenden Zauber dieser Rückwirkung erbebte Röschen nun voll Angst und Reue über ihre Kühnheit. Scheu preßte ihr Herz sich zusammen, sie schloß die Augen fast, so tief senkten sich die Lider darüber und mit einem leisen Schauder entzog sie Alfred die plötzlich erstarrende Hand, Aufruhr und Niederschlag das Werk eines Augenblickes. Da erschien Hauptmann Brandenstein, Röschen zur Polonaise zu führen. Alfred gab ihr die mit seinem Namen jetzt völlig ausgefüllte Karte zurück, sie wagte nicht ihn noch einmal anzusehen, seiner Stimme aber konnte sie sich nicht entziehen, und diese klang so kalt und ernsthaft wie immer; es kam Röschen vor, als könne man getrost dabei ans Erfrieren denken.

Ein Tanz löste den andern ab. Auch der Contretanz Rosseli's mit Fräulein Beck kam an die Reihe und der Graf zweifelte nicht an den glänzenden Folgen desselben. Millionenröschens Augen hatten in einer ganz wunderbar verschleierten Gluth auf ihm geruht, sie war, bezaubert von seiner Liebenswürdigkeit, lebhafter, witziger, hingebender als je gegen ihn gewesen, mit einem Wort — erobert, besiegt, vollkommen besiegt.

Nach dem Contretanz kam eine Polka; Röschen tanzte abermals mit Brandenstein, und Rosseli beobachtete das Paar trotz aller Siegesgewißheit mit gerunzelter Stirn: Brandenstein mit seinem guten Adel, Vermögen und

Aeußeren, seiner Bildung und Aussicht auf Carrière war jedenfalls kein unbedeutender Nebenbuhler.

Der Polka folgte eine Pause mit Conversation und Erfrischungen, und diesen der Walzer, den Röschen und ihr Vetter mit einander zu tanzen hatten. Als die ersten Klänge ertönten, kostete es Beiden eine gewisse Ueberwindung, das gegenseitige Versprechen zu lösen.

Alfred bot ihr den Arm, sie legte ihre nicht ganz ruhige Hand darauf und fühlte, daß die Unterlage ebenfalls nicht von unerschütterlicher Festigkeit. Ein Blick auf das farblose Gesicht neben ihr vollendete ihre Niedergeschlagenheit, und sie war im Begriff, Alfred zu erklären, daß sie durchaus nicht im Stande sei zu tanzen, als der gute Onkel Präsident erschien und mit seinem Behagen und seiner Arglosigkeit unbewußt die stockende Angelegenheit in das Gleis brachte, das in diesem Fall sicher das richtigste war.

„Prächtig, allerliebst!“ rief er, sich die Hände reibend, „muß ich gerade meinen Robber zu Ende bringen, um Euch wieder einmal mit einander tanzen zu sehen. Werde mich auf Deinen Platz setzen, Röschen, daß ich Euch recht gut zuschauen kann. Das ist ja lange nicht passirt, glaube, seit den guten alten Tagen nicht, wo die selige Mutter noch aufspielte und Ihr mit Hektor um die Wette sprangt. Lieber Gott, wie lang ist das schon her, waren doch schöne Zeiten!“

„Ja, schöne Zeiten!“ hallte ein Echo in Röschens und Alfreds Herzen wieder, wenn das Feuer im Kamin der Wohnstube knisterte und die Tante am alten Clavier saß und Menuetten spielte, und die beiden Kinder tanzten und der alte Hektor dazwischen sprang und bellend sich mit herumdrehte. Schöne Zeiten! aber schnell waren sie vorübergegangen und hatten nichts zurückgelassen als süße, wehmuthsvolle Erinnerung. Die Tante lag längst begraben, Hektor war erschossen, das alte Haus stand noch, aber ertönte nicht mehr von frohem Kinderlachen, die Kinder waren groß und sich fremd geworden — ein Berg war zwischen ihnen emporgewachsen, ein kalter hoher Gletscher, und so oft Röschen mit ihrer lachenden Sonnennatur das böse Eis zu schmelzen versucht, so oft hatte sie auch Ursache gefunden, diese Versuche zu bereuen. Jetzt ging es ihr just nicht um ein Haar besser als all die anderen Male. Doch hob des Onkels Anwesenheit und Vergnügen ihren gesunkenen Muth wieder, sie schüttelte gewaltsam die Fesseln von sich, in die sie sich gebannt fühlte, warf dem Oheim noch einen freundlichen Gruß zu und in einem Nu befand sie sich mit Alfred im Wirbel des Tanzes. Der Anfang fiel Beiden herzlich schwer. Dies Miteinandertanzen war ihnen eine Anstrengung wie ein gewaltsames Vorwärtssteigen durch Schnee und Eismassen, eine frostige, widerspenstige, höchst unbehagliche Arbeit. Doch nicht sehr lange. Nach mannichfachem und schnellem Empfindungswechsel dieser beiden jetzt so nahe an einander klopfenden jungen Herzen war am Ende des sonderbaren Walzers der beiderseitige Gemüthszustand ein sturmähnlicher, jenen Stürmen ähnlich, welche über dem trotzigen Haupte des besiegten Riesen Winter dahinziehen und auf ihren brausenden Flügeln ganze Welten von Frühlingsblüthen, Waldesdüften und Sonnenblicken tragen, die sie mit verschwenderischem Reichthume über die Erde ausschütten.

„Ein süßer Traum“, dachte Alfred, „brauchte ich niemals zu erwachen!“

„Die Wirklichkeit geht über alle Träume“, dachte Röschen; und trotz aller gewichtigen Beweise für das Gegentheil kann man nicht umhin zuzugestehen, daß Frauenzimmer mitunter ganz vernünftige Gedanken haben.

Während jenes Walzers schlenderte Graf Rosseli, Brandenstein noch immer mit mißvergnügten Blicken beobachtend, nach einem Nebenzimmer, in welchem er den Baron Schönfels bemerkte, der behaglich in einem Divan lehnte und eine Schale Eis ausschlürfte.

„Nun“, rief dieser dem Ankömmling entgegen, „wie steht Ihre Angelegenheit? Sind Sie Ihres Sieges schon so gewiß, daß Sie den Kampfplatz ruhig verlassen können?“

Der Graf warf sich neben dem Freunde nieder und fächelte sich Kühlung zu.

„Die Beck tanzt mit ihrem Cousin“, erwiederte er, und sein Ton drückte unverschleierte Verachtung aus.

„Und den Cousin fürchten Sie nicht!“ rief Schönfels lachend.

„Ich fürchte Niemand“, sagte Rosseli mit Pathos, indem er dem servirenden Diener ein Glas Limonade abnahm, „aber selbst furchtsamen Leuten könnte wohl dieses schwarze Kameel der Wissenschaft, Cousin genannt, nicht einen Schatten von Besorgniß einflößen. Das glänzende, schöne, lebensprühende Millionenröschen, und diese nüchterne, schwarze, stumme Expeditionseule — corrupte Idee!“ und der Graf lachte so herzlich, daß seine Limonade in die höchste Gefahr gerieth, ihre Ufer zu verlassen.

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Georg“, sagte Schönfels; „wahrhaftig, Sie bilden ihn täglich mehr aus. Sind Sie denn aber nicht mit Brandenstein zusammen gerathen, mir schien, Sie gingen beide kampfgerüstet wie ein paar Löwen um einander herum.“

„Der Mensch ist von fabelhafter Unverschämtheit“, rief Rosseli entrüstet und setzte die Limonade so zornig auf einen kleinen Marmortisch, daß das Glas klirrte; „zwanzigmal seit einer Stunde war ich im Begriff, ihm eine Herausforderung an den Kopf zu werfen. Wie kann er sich unterstehen, seine Augen zu dem Gegenstande meiner Wahl zu erheben!“

„Ja“, lachte Schönfels, „was wollen Sie, Freund, die Beck ist nun einmal eine von den Personen, die man nicht mit ruhigem Herzen ansehen kann.“

„Ach ja — Sie auch, ich erinnere mich“, erwiederte Rosseli mit einem etwas spöttischen Blick auf seinen Nachbar, und griff wieder nach der Limonade. „Sie litten auch einmal an dieser Unruhe.“

„Und nicht gering, mein lieber Georg. Mein Verstand kam jedoch noch zu rechter Zeit meinem unruhigen Herzen zu Hülfe. Nach vierwöchentlichen vergeblichen Anstrengungen, auch nur einen Zoll breit weiter mit ihr zu kommen, begriff ich, daß dies überhaupt niemals geschehen werde, daß all meine Bemühungen, jahrelang fortgesetzt, mir nichts eintragen würden als das, wovor jedem nicht ganz gefühllosen Mann bis in die kleinste Fingerspitze ein gelindes Grausen erfüllt. Ich überlegte, daß die Zeit ein zu kostbares Geschenk der Vorsehung sei, um sie mit voraussichtlich unnützen Speculationen zu verschwenden; überlegte, daß man nebenbei mit einer so schönen, reichen capriciösen Frau eine Masse von Fatalitäten für die Zukunft auf seine Schultern ladet und beschloß meine Aufmerksamkeiten einem andern minder glänzenden und mir erreichbaren Gegenstande zuzuwenden.“

„Auch Heirathsgedanken“, sagte Rosseli erstaunt und ließ den Löffel, den er eben an seine Lippen führte, zurückfallen.

„Ach, Freund Georg, welch andere Projecte soll man für seine Zukunft entwerfen als die einer reichen Heirath, wenn man selbst diese Eigenschaft nicht besitzt und außer dem Talent zu comfortablem Leben kein anderes auszubilden sich geneigt fühlt“, erwiederte Schönfels lächelnd.

„Mein Gott!“ rief der Graf, sich plötzlich besinnend, „Ihre Auserwählte ist doch nicht die kleine braune häßliche Person, neben der Sie neulich im Theater saßen — ich erinnere mich, man sprach von einer Verbindung zwischen Ihnen — ich hielt es für unmöglich. Wie hieß sie doch, ganz obscurer Name!“

„Eben dieselbe Person“, erwiederte Schönfels mit unerschütterlicher Ruhe und schob einen Löffel voll Eis in den Mund, „ihr Teint, ihre Figur, ihr Gesicht tragen die von Ihnen angeführten Eigenschaften. Auch der Name ist ein sehr gewöhnlicher. Die Dame heißt Fanny Müller und ist die Tochter eines Fabrikanten, der einstmals mit seinem Huckepäckchen von Markt zu Markt zog. Dafür aber ist sie auch sehr bescheiden, sehr dankbar für meine Huldigungen, wird niemals einen andern Willen haben als den meinigen und besitzt ein Vermögen, das meinen Ansprüchen genügt. Ich werde ein angenehmes bequemes Leben mit ihr heirathen, niemals von Eifersucht geplagt werden, da man einer so häßlichen Frau, wie die meine sein wird, nicht den Hof macht, und bis an mein Ende der Abgott der Familie bleiben, die mich wie eine Art gütige, sie zu ganz ungeahnten Regionen von Vornehmheit und Glück emporhebende Vorsehung betrachtet. Ich bin bescheiden und darum voll Hoffnung auf Zufriedenheit. Sie freilich streben nach höherem Ziel.“

„Mein Freund“, entgegnete der Graf etwas herablassend, „wenn ich das Bessere haben kann, nehme ich nicht das Schlechtere. Die Beck hat mir während des Contretanzes — ich kann es, ohne mir zu schmeicheln, gestehen — so viele Avancen gemacht, daß mein Antrag eine ganz natürliche Folge davon ist.“

„Und wenn sie ihn trotzdem zurückweist?“

„Thörichter Gedanke! Ach, diese kleinen bürgerlichen Mädchen sind ja so stolz und glücklich, Baronin, Gräfin zu werden, daß ihnen das allein schon den Kopf verrückt.“

„Die Beck ist nicht von dieser Art, Georg, ich warne Sie.“

„Freund, lehren Sie mich die Mädchen des Mittelstandes nicht kennen — sie sind sich alle gleich, wenn es aufs Heirathscapitel kommt, die armen wollen reich und die reichen vornehm werden, das ist die Losung.“

„Ich streite nicht mit Ihnen, Georg. Ich wünsche Ihnen lieber guten Erfolg und werde mich bemühen, Sie nicht zu beneiden, im Fall Sie beneidenswerth geworden sind. Jetzt aber will ich mich Löwens empfehlen. Ich denke Sie morgen zu sehen. Gute Nacht!“

„Wollen Sie schon fort, Heinrich?“

„Ja, zu den Müllers, meiner Auserwählten einen Beweis zu geben, daß ich mich in der besten Gesellschaft ohne sie langweile. Das bringt mich hundert Meilen vorwärts.“

„Aermster! Nun bringen Sie das Opfer. Die Zeit der Entschädigung kommt auch heran. Gute Nacht!“

Die Gesellschaft verließ den Ballsaal, um zu speisen. Alfred zog sich in eins der hintern Zimmer zurück, von welchem aus er durch eine Reihe geöffneter, jetzt verlassener, theilweise sogar unbeleuchteter Räume gerade in den Speisesaal und auf den Platz sehen konnte, wo Röschen, umgeben von ihren Verehrern, saß, glänzend, lachend, schön, dem Genuß des Augenblicks dahingegeben, gewiß an nichts weniger denkend, als an den kalten, schweigsamen Vetter, dessen Blick so schmerzlich und leidenschaftlich auf ihr ruhte.

So lag er einsam im Dunkel in der Ecke einer Ottomane, versunken in den Anblick der lieblichen Erscheinung, und all die Träume und glückseligen Hoffnungen seiner Jugend stiegen vor ihm empor.

(Fortsetzung folgt.)

Die Uhr schlug vier.

Erzählung nach einem wahren Criminalfall von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Walderow faßte rasch einen Entschluß. Er schob die klingende Münze, die er eben durchgezählt hatte, dem jungen Grafen zu, indem er sagte:

„Dies sind funfzig Thaler mehr. Nimm sie und befriedige den Baron! Eine gleich große Summe oder auch etwas mehr schicke ich Dir direct zu, wenn Du Dich damit von allen Verbindlichkeiten loskaufen kannst. Ich weiß zwar in diesem Augenblicke noch nicht, woher ich so viel Geld nehmen soll und wie ich den Herrn General, dem ich diese Summe hier einzuhändigen habe, befriedigen soll. Aber ich werde Mittel und Wege ausfindig machen, die weder Dich noch mich compromittiren. Kann ich den Herrn General erst auf längere Zeit sprechen, so will ich leicht Alles wieder in das rechte Geleis bringen. Nur eine Quittung über die von mir erhaltene Summe mußt Du mir ausstellen und außerdem mir noch versprechen, Dich von dem Baron und Deinen übrigen Freunden nicht abermals zu unnöthigen Ausgaben verleiten zu lassen.“

Alexis erklärte sich zu Allem bereit, umarmte in seiner Freude den unerwarteten Retter in der Noth und versprach wie ein Anachoret leben zu wollen.

„Sieh nur zu, Bruderherz“, schloß er seinen aufrichtigen Dankeserguß, „daß Du die Excellenz zur Ruhe sprichst, ehe ich in Bornheim eintreffe! Ich bin ein abgesagter Feind aller langen Gesichter, und Strafsermone anzuhören gebricht es mir an Ausdauer. Auch kann man bei einer Hochzeit verdrießliche Mienen geladener Gäste nicht wohl brauchen.“

Walderow versprach in jeder Hinsicht seine Pflicht zu thun, steckte die Quittung zu sich und legte vorsichtig die englischen Banknoten mit blauem Umschlage in seine Brieftasche.

„Wozu braucht Papa englische Papiere?“ fragte Alexis, das Thun des Freundes neugierig beobachtend.

„Für die Comtesse, Deine Schwester.“

„Das heißt für meinen zukünftigen Herrn Schwager.“

„Lord Duncan wird das Vermögen der Comtesse als ihr Gemahl allerdings zu verwalten haben.“

Mich dünkt, mein Herr Papa ist gegen die schottische Herrlichkeit überflüssig entgegenkommend gewesen", versetzte Alexis. „Wenn man dem Lord die Zinsen der Summe, die meiner Schwester zufallen soll, alle Jahre pünctlich auszahlte, so hätte man genug gethan. Mit einer so beträchtlichen Summe wäre manchem Andern weit besser gedient. Es ließe sich damit speculiren."

„Hättest Du Lust dazu?"

„Ich selbst wohl nicht, denn mir gehen kaufmännische Talente gänzlich ab, aber man hat Freunde, die mit großen Summen umzugehen verstehen und sie durch geschickte Operationen leicht verdoppeln können."

„Solche Leute giebt es allerdings", versetzte Walderow, „zu meinen Vertrauten würde ich sie aber niemals machen; denn nirgends bewahrheitet sich das bekannte Sprüchwort: „Wagen gewinnt, Wagen verliert" mehr, als bei Börsenspeculationen. Sie rangiren unter der Rubrik Hazardspiel, und ruiniren ihre Verehrer eben so oft und so gründlich, wie die eifrigen Besucher der Pharo- und Roulette-Tische."

Der Hauptmann begnügte sich mit dem Golde zu klimpern, das er von Kurt erhalten hatte, ward gleich darauf ausgezeichnet lustig und forderte den bürgerlichen Vetter wiederholt auf, ein recht gutes Souper zu bestellen. Dieser willfahrte dem leichtfertigen Freunde, und hätte den gewissenhaften Kurt nicht der Gedanke an seinen väterlichen Pathen beunruhigt, dem er bei seiner Zurückkunft ja Abrechnung über die gehabten Auslagen ablegen mußte, so würde er einen ungewöhnlich heitern und vielfach anregenden Abend mit dem sehr gesprächigen jungen Grafen verlebt haben.

Auch ein zweiter Tag verging schnell im Umgange mit Alexis und einigen Officieren, welche den Oberinspector Alle mit großer Freundlichkeit behandelten. Erst gegen Abend gesellte sich zu diesen Baron von Halben. Aber auch dieser Herr machte heute einen besseren Eindruck auf Kurt, als am vergangenen Tage. Er hatte ein gesetztes, ruhiges Wesen, sprach sehr verständig, erzählte gut und interessant, und zeigte sich in jeder Weise als ein Mann von vieler Erfahrung und richtigem Urtheil. Blasirt kam Walderow der Baron bei dieser zweiten und letzten Begegnung während seines kurzen Aufenthaltes in der Residenz gar nicht vor, so daß Kurt ihm die falsche Beurtheilung, die er sich stillschweigend erlaubt hatte, im Herzen abbat, und der Freund des Hauptmannes bedeutend in seiner Achtung stieg.

Am nächsten Morgen verließ Kurt die Residenz, um auf dem kürzesten Wege auf die Besitzungen des Generals zurückzukehren.

3.

Graf Bornheim empfing wenige Tage später seinen Oberinspector mit ungeheuchelter Herzlichkeit. Es waren inzwischen Briefe aus Schottland mit den besten Nachrichten eingetroffen. Diese meldeten die bevorstehende Abreise des Lord Duncan mit zahlreichem Gefolge, dessen Beherbergung im Schlosse auf Hindernisse stieß.

„Lord Duncan meldet im Ganzen sechzehn Personen an", erzählte der General seinem Pathen, „und wie ich auch rechne und klügle, der Raum in Bornheim will nicht zureichen."

„Ein Mittel wüßte ich, das Ihnen helfen könnte, Herr Graf", sagte Walderow, nachdem er sich die Zahl der bereits angemeldeten und etwa noch zu erwartenden Gäste vergegenwärtigt hatte. „Das Ritterzimmer..."

„Richtig!" fiel der General dem Vetter ins Wort. „Das läßt sich hören. Wer aber soll in dem unmodernen Gemach logiren? Engländer sind arg verwöhnte Menschen, und selbst englische Domestiken beanspruchen einen Comfort, von dem unsere deutschen Bedienten Gott Lob noch nichts wissen."

„Ich denke mir", erwiederte Kurt, „Lord Duncan wird es sich nicht nehmen lassen, seiner Begleitung ein paar stämmige Hochländer in ihrem malerischen Nationalcostüm beizufügen. Seine Ahnen waren ja, wie er oft genug erzählt hat, Anführer berühmter hochschottischer Clane, die noch heutigen Tages existiren. Leute solchen Schlages aber begnügen sich wohl für kurze Zeit mit einem harten Lager und mit einem Wohnraume, der vielleicht einige Aehnlichkeit hat mit den Speisehallen alter schottischer Baronenschlösser."

„Dein Rath soll befolgt werden", sagte hoch erfreut der General. „Niemand wird Dir mehr dafür danken als meine Tochter, die es gar zu gern sähe, wenn die Gäste möglichst beisammen blieben."

„Einige Wenige müssen sich schon gefallen lassen, bei mir Wohnung zu beziehen."

„Versteht sich, Kurt! Du bist doch überall mein Factotum. Ehe ich aber meine Tochter mit dieser fröhlichen Nachricht überrasche, wollen wir noch das Terrain inspiciren, um uns nicht auf gut Glück neuen Täuschungen hinzugeben."

Graf von Bornheim ging mit seinem Pathen in das von uns bereits beschriebene Ritterzimmer.

„All zu viel Raum für Gäste ist auch hier nicht", sprach der Graf, an dem gewaltigen eichenen Tische entlang schreitend. „Nicht einmal entfernen lassen sich diese unverwüstlichen Mobilien, die für die Ewigkeit gemacht zu sein scheinen."

„Wenn man die Wandschränke nicht brauchte, könnte man sich leicht helfen", bemerkte Kurt. „Hier an beiden einander entgegengesetzten Wänden ließen sich Lagerstellen bequem aufschlagen."

„Nein, Vetter, das geht nicht", erwiederte der General. „Die Schränke kann ich unmöglich ausräumen, ohne die größte Unordnung anzurichten. Wir müssen uns anders einrichten. Auch fällt mir jetzt erst ein, daß wir die unverschließbare Tapetenthür, die in die Thurmhalle führt, ganz vergessen haben."

Er stieß leicht an die Tapete, erfaßte einen kleinen Griff und zog daran, so daß eine Spalte entstand. Ein zweiter Ruck öffnete die Thür geräuschlos. Diese aber zeigte sich von außen versperrt.

„Das ist kein praktikabler Aus- und Eingang", meinte Kurt, während der Graf die Thür wieder zudrückte. „Die unnütze alte Uhr, die schon so lange nicht mehr geht, steht gerade davor."

„Ich habe sie dahin stellen lassen, um eben diesen Zugang zum Ritterzimmer für immer zu versperren", sagte der Graf. „Uebrigens wäre es nicht nöthig, denn ich glaube, außer unserer Familie weiß Niemand etwas von diesem Ausgange, da er in der Thurmhalle nicht sichtbar ist."

„Wollen Sie denn die Uhr nicht ganz entfernen lassen, da sie doch nur im Wege steht?"

„Sie gehört mit zum Inventar des Schlosses, und da ich von Jugend auf an sie gewöhnt bin, mag ich sie nicht missen. Wenn ich einst todt bin, mögen die neuen Herren von Bornheim mit dieser Uhr wie mit allem Alten, das mir lieb und werth geworden ist, machen was ihnen gut dünkt."

„Seit Jahr und Tag hab' ich sie nicht mehr schlagen hören."

„Ich auch nicht, Vetter, und das bedaure ich; denn ich war den hellen Ton ihrer Glocke so gewöhnt, daß ich ihn lange vermißte. Der Uhrmacher behauptet, das Räderwerk sei ausgelaufen und müsse durch ein ganz neues ersetzt werden, wenn sie wieder zum Gehen kommen solle. Das will ich nun nicht aus Vorliebe für das Alte, und so mag sie denn stehen bleiben und mit ihrem Zeiger die Stunde, in der sie zu ticken und uns die Zeit anzuzeigen aufhörte, so lange andeuten, bis auch ich die Augen schließe."

Der General war inzwischen mit Kurt in die Thurmhalle getreten, und beide Männer hefteten jetzt die Blicke auf das große, blitzende Zifferblatt der Uhr, deren hohes Gehäuse die Gestalt eines schmalen Schrankes hatte. Es war eine jener alten, solid gearbeiteten Pendeluhren, wie man sie früher häufig in den Häusern wohlhabender Familien vorfand.

„Genau zwölf Minuten nach drei Uhr ist das Werk stehen geblieben", sagte der alte Graf, nach der Treppe schreitend, die in die Thurmgemächer führte. „Schade daß ich vergessen habe, mir den Tag zu notiren, wo sie uns zum letzten Male die Zeit verkündigte. Uhren kommen mir immer vor wie beseelte Wesen, und ich kann eines sonderbaren Gefühles niemals ganz Herr werden, wenn sie plötzlich stehen bleiben, ohne daß sie abgelaufen sind."

Kurt folgte, ohne auf diese Aeußerung etwas zu erwiedern, dem General in den Thurm. Hier gab es noch einige kleine Zimmer, die zufriedenen Gästen angewiesen werden konnten. Zwei davon gehörten Alexis, dem Sohn und Erben des Hauses, und diese wurden alter Gewohnheit nach stets für denselben bereit gehalten. Auch bei den Besuchen, denen man jetzt entgegensah, sollte dem Hauptmann sein Logis im Thurm reservirt werden.

„Wann gedachte mein Sohn abzureisen?" fragte der General den Oberinspector, „und wer will ihn begleiten?"

„Der Herr Hauptmann hat mir über seine Absichten nichts Bestimmtes mitgetheilt, Excellenz."

„Und sein Intimus heißt Ferdinand von Halben?"

„Baron von Halben."

„Es muß der Sohn meines alten Kameraden in den Feldzügen sein, obwohl ich nie hörte, daß er sich vermählt habe. Gleichviel, wen immer Alexis mir zuführen mag, Jeder wird mir angenehm sein. Für zwei bis drei intime Freunde giebt es hier Platz genug, namentlich wenn sie jung sind. Mögen also die jungen Herren den Thurm für sich allein behalten. Und nun laß hören, wie Du Dich meiner Aufträge entledigt hast."

Walderow war gern dazu bereit. Er folgte dem Grafen auf dessen Zimmer, berichtete, welche Schwierigkeiten er zu überwinden gehabt habe, um den habsüchtigen Wucherer zu Unterzeichnung des Reverses zu bereden, fand aber keinen Anknüpfungspunct für weitere Eröffnungen. Nur die quittirten Wechsel und die Banknoten überreichte er dem Pathen.

Als der Graf die Summe durchgezählt und richtig befunden hatte, dankte er Kurt für seine Mühewaltung, indem er hinzufügte:

„Könnte ich Dir doch danken, wie ich es wünsche! Allein die Zeit dazu ist noch nicht gekommen, ich hoffe sie aber, will's Gott, noch zu erleben."

„Hier meine Abrechnung", sprach Walderow, ohne, wie es schien, auf die letzte Bemerkung des Grafen zu achten. „Ich hoffe, Sie werden Alles in bester Ordnung finden."

Er legte einige Rollen Geld auf den Tisch und sein Taschenbuch mit den darin befindlichen Rechnungen. Der Graf wies dieses zurück, nur die Geldrollen nahm er an, indem er sagte:

„Wie immer! Habe Dank, Kurt, und verlasse Dich in allen Lagen des Lebens auf Deinen Pathen, d. h. so lange ich selber am Leben bleibe!"

Walderow nahm das Taschenbuch wieder an sich. Er sah angegriffen, fast erschüttert aus. Von der Unterredung, die er mit Alexis gehabt hatte, erfuhr der Graf keine Silbe.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Die Sängerhalle. „Trotz aller politischen Zerspaltung Deutschlands in viele Völker- und Untervölkerstämme lebt doch in der Nation das innige Gefühl der Zusammengehörigkeit. Tausend geistige Bande umschlingen die Deutschen; nicht ihre Sprache allein und ihre Literatur, die an Reichthum und Durchgeistigung ihres Gleichen erst wartet, sondern auch die Macht der gemüthvolleren Schwester der Poesie, der Tonkunst, bildet ein anderes mächtiges Band, durch welches die Nation in sich dauernd und fest verknüpft wird. Bis in dörfliche Kreise hinab steigt segnend die holde Muse, sittigend, veredelnd, den Patriotismus hebend, wirkt sie gleichmäßig auf Alle. Sie glättet die Unterschiede der Stände, verwischt nach und nach die Rivalität der Stammesinteressen, flüstert in den süßen Tönen des Liedes von Bruderliebe und Treue, von Allem, was groß, herrlich, erhaben; ruft mächtig wach die Begeisterung für des großen, gemeinsamen Vaterlandes Unabhängigkeit, Ruhm und Glück." Diese Worte des Nürnberger Patrioten Philipp Körber bezeichnen in schlagender Weise die große Wichtigkeit der deutschen Gesangvereine in dieser Zeit der mächtig zu fest gegliederter Einheit austrebenden nationalen Entwickelung. In der That kann es kein innigeres und süßeres Band deutscher Stammesgenossenschaft geben als das deutsche Lied, das in Wort und Klang seines Gleichen vergeblich sucht, und überall, wo es ertönt, auch die fremde Brust unwiderstehlich ergreift. Und wie es in der Heimath des Deutschen Erquickung und Trost in Lust und Leid, bei der Arbeit und auf der Rast, so nimmt er es mit sich als letztes unveräußerliches Gut des traulichen Daheim in die Fremde, und im Urwalde sinken die riesigen Stämme nach dem Tacte einer deutschen Weise unter dem Beile des Ansiedlers. Deutscher Männergesang aber in seiner markigen Kraft und Fülle ist eine Waffe, die jedes fremde oder heimische Gelüst auf Unterdrückung und Beengung deutschen Wesens mächtig und siegreich zu bekämpfen im Stande ist, und daher gerade in unseren Tagen einen doppelten Werth erhält. In diesem Bewußtsein nun aber mußten die einzelnen Vereine, die abgesondert in beschränkten Kreisen wirkten, es tiefschmerzlich empfinden, daß jetzt, „während fast alle Fachwissenschaften, politischen Fractionen, Kunstinstitute und sogar hervorragende Gewerbe Zeitungsorgane besitzen, in welchen ein geistiger Austausch, ein Streben nach Fortbildung, eine engere Verbindung der einzelnen Theile, eine Verkörperung herrschender Ideen stattfindet, bisher die große und gewaltige Macht deutscher Volksbildung und Volksveredlung, die Liedertonkunst, insbesondere der Männergesang in dieser Beziehung beinahe verwaist dastand; denn bis jetzt war ihr fast weiter nichts beschieden als durch die Presse der Musik, und meist in etwas herablassender Weise, sich ins Schlepptau nehmen zu lassen." Zur Abhilfe dieses Uebelstandes ward von einer Anzahl Repräsentanten des deutschen Sängerthumes während des letzten Gesangfestes in Coburg beschlossen, „zur Förderung des Volksgesangwesens und Anbahnung

eines allgemeinen deutschen Sängerbundes ein selbstständiges Zeitungsorgan ins Leben zu rufen, damit sich die deutschen Gesangvereine zu einem großen Ganzen verketten." So entstand „Die Sängerhalle", Deutsche Gesangvereins-Zeitung für das In- und Ausland, die „begründet und herausgegeben von Müller von der Werra" im Verlage von Ernst Schäfer hier erscheint, und deren Probenummer uns jetzt vorliegt. Dieselbe enthält an ihrer Spitze ein Vorwort des als Liederdichter überall bekannten Herausgebers, das frisch und kräftig Entstehung, Tendenz und Programm des Unternehmens entwickelt. Daran schließt sich als „Vorbote des deutschen Sängerfestes in Nürnberg" ein von echt vaterländischem Sinne durchglühtes Lied des Herausgebers: „All Deutschland!" welches der hochberühmte Franz Abt componirt hat, und welches eine Nummer des nur Originalwerke enthaltenden deutschen Sängerfest-Concertprogramms bildet. Bekannt ist, daß auf diesem Programme auch ein „Lied an die deutsche Tricolore" steht, dessen Dichter, Gustav von Meyern, auch hierorts durch seine patriotischen Dramen „Heinrich von Schwerin" und „Prinz Eugen" bekannt und beliebt, dessen Componist aber der Herzog Ernst von Gotha, der dadurch einen neuen Beweis seiner hochherzigen Gesinnung giebt; denn bekanntlich haben sich bis jetzt die deutschen Farben gerade bei den deutschen Fürsten der allergeringsten Beliebtheit zu erfreuen gehabt. Weiter bringt die Probenummer mit richtigem Tacte die Biographie des volksthümlichsten aller deutschen Liedercomponisten, des am 26. August vorigen Jahres verstorbenen Friedrich Silcher, und einen Aufsatz von Philipp Körber „Das deutsche Sängerfest zu Nürnberg im Jahre 1861." Die Geschichte dieses echt nationalen Festes, „dessen Bedeutung und Wirkung sich jetzt zwar schon ahnen, aber nicht völlig ermessen läßt", liefert einen erhebenden Beweis des jetzt so mächtig erwachten deutschen Patriotismus und Gemeinsinnes. Die Stadt Nürnberg hat einstweilen zur Bestreitung der Kosten fünfunddreißigtausend Thaler aufgebracht, eine Halle, welche anderthalb Morgen Landes deckt, ist erbaut mit einem Podium für wenigstens viertausend Sänger und elftausend Zuhörer; die bekanntesten Componisten haben zugesagt, und so viele Gesellschaften ihre Theilnahme angemeldet, daß die approximative Zahl eines Chores von viertausend Stimmen weit überschritten werden wird!! Den ferneren Inhalt der Probenummer bildet „Aus der Liedertafelrunde", feuilletonartige Correspondenzen und Notizen, „Gesangsnovitäten", kurze Kritiken, „Personalien" und eine Hymne des Herausgebers mit der Composition des Herzogs Ernst von Gotha. Die Ausstattung ist einfach, aber durchaus würdig und gediegen, und namentlich auch der Notendruck vortrefflich. Im Verhältniß zu dem Gebotenen ist der Preis von jährlich zwei Thalern erstaunlich billig, um so mehr, als am Ende dieses Jahres alle Abonnenten einen prachtvollen Stahlstich, das Bildniß Franz Abts, welches sich zur Ausschmückung jedes Vereinslocales trefflich eignet, als Prämie erhalten sollen. Es kommt diese Zeitschrift den Vereinen wöchentlich kaum 1¼ Neugroschen zu stehen, und so läßt sich denn erwarten, daß sie eine rege Betheiligung, und namentlich auch hier in dem gesangreichen Leipzig, der langjährigen Wirkungsstätte Karl Zöllners, eine liebevolle Aufnahme finden werde. Wir aber begrüßen dieses Unternehmen mit inniger Freude wie jedes Zeichen des frisch und lebenskräftig sich regenden deutschen Geistes. „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt", ist des Deutschen Vaterland, und wenn sich auch die so verschieden gefärbten sichtbaren und unsichtbaren Schlagbäume, die unserer nationalen Vereinigung noch immer hindernd im Wege stehen, nicht niedersingen lassen, so diene doch das Lied wenigstens dazu, in der Brust des Einzelnen das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wach zu halten und um die Einzelnen ein einigendes Band zu schlingen. „Zur Sammlung! so erklingt das hehre Losungswort unserer Zeit", und so mögen sich denn einstweilen die deutschen Sänger sammeln mit der friedlichen Waffe des Liedes, bis einst der Augenblick der That die deutschen Streiter zusammenschaart! Mag nach dem beherzigenswerthen Mahnrufe des Herausgebers Alles in den Wahlspruch der „Sängerhalle", der also lautet:

Freiheit, Friede, Fröhlichkeit
Blühe schön im Sang,
Schaffe Gutes allezeit,
Als ein heller Klang.

freudig einstimmen und in deutscher Liebe und Treue zum Besten des Vaterlandes ihn immerdar beherzigen!!

Die Donaufürstenthümer. II. Ueber die Beschaffenheit und die Bevölkerung Rumuniens theilt Richard Kunisch Folgendes mit: „Der erste Eindruck, welchen die Moldo-Walachei auf den Fremden macht, ist ein trauriger. Weite, wüste Ebenen, ohne Landstraßen, ohne Dörfer. Hier und da ragt ein Erdaufwurf empor, aus dem ein brauner Zigeuner neugierig herausschaut; hier und da erblickt man eine Hütte, aus Erde und Zweigen aufgeführt, vor deren Thür ein paar nackte Walachenkinder sich im Schmutze herumwälzen, der ihnen nichts mehr anhaben kann. Ein hölzerner Brunnen, an dem man die Pferde tränken kann, bildet das Gasthaus, eine Heerde frei weidender Pferde die Poststation. Man fühlt, daß man die Grenzscheide der Civilisation bereits überschritten habe, und so ist es auch. Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie, alle Segnungen der durch das übrige Europa unaufhaltsam fortschreitenden Cultur sind gerade diesem Lande fremd geblieben. Der Vornehme reist nach Paris, um sich dort gesellschaftlich auszubilden; der Bauer ist jetzt erst so weit entwickelt, um dunkel zu ahnen, daß ihm etwas fehle; einen Mittelstand giebt es nicht. Wir suchen nach den Gründen dieser Erscheinung. Ist das Land so steril und arm, daß es seinen Bewohnern das Nothwendigste nicht darbieten kann? Bewahre. Mit einer vortheilhaften geographischen Lage, mit einem außerordentlich fruchtbaren Boden, mit allen Segnungen der Natur ausgestattet, besitzt die Moldo-Walachei alle Erfordernisse eines Gartens von Europa. Wenn das Land entvölkert ist, so hat doch sicherlich nicht die Natur die Bewohner desselben vertrieben. Freilich ist der Boden schlecht cultivirt und theilweise gar nicht; Landwirthschaft und Viehzucht befinden sich hier noch auf ihrer untersten Stufe. Die Bewohner, schlecht genährt und schlecht gekleidet, sind nicht gewöhnt, für eine ferne Zukunft zu arbeiten, von der sie nicht wissen, ob sie ihnen gehören wird. Aber der Charakter des Volkes ist gut. Unangefochten durchreist der Fremde diese Einöden; der Hirt, der ihm begegnet, denkt nicht daran, daß er ein langes Messer im Gürtel und keinen Para in der Tasche hat. Bei Volksfesten, wo Tausende versammelt sind, erblickt man nirgends Polizeibeamte. Aber es kann auch Jeder unangefochten und ohne Scheu durch diese Haufen wandeln. Sie tanzen zum Klang der Zigeunermusik, sie schwatzen und lachen, essen ihre Melone und ihre Artea, — selten sieht man einen Betrunkenen, nirgends hört man jenen wüsten Lärm, welcher die Volksfeste im gebildeten Europa charakterisirt. Dieses Volk hat die Segnungen der Civilisation noch nicht empfangen, es ist auch von ihren Uebeln verschont geblieben. Es giebt hier noch keinen Pöbel. Je mehr man die Rumunen kennen lernt, desto mehr erkennt man auch den unverdorbenen Fonds ihres Volkscharakters. Ihre harmlose Gutmüthigkeit, ihre unbeschreibliche Genügsamkeit, die Willigkeit, mit der sie allen Höhergestellten ihre Achtung bezeigen, obgleich sie doch von diesen Höhergestellten nicht oft Gutes und nicht selten Bedrückungen erfahren, haben in Verbindung mit der unendlichen Armuth dieser Leute etwas Rührendes. Man interessirt sich unwillkürlich für sie, und man beklagt sie, wenn man daran denkt, wie seit Jahrhunderten schon ein eisernes Fatum, welches keinen Keim der Entwickelung zur Reife kommen läßt, auf diesen Ländern lastet."

Briefkasten.

Frau Amélie Godin in Stettin. Ihre Grüße herzlich erwiedernd, müssen wir Ihnen leider mittheilen, daß auch in der zweiten Sendung uns nichts vollkommen befriedigt hat. Die Grundgedanken fast aller Gedichte sind poetisch, auch an hübschen und gelungenen Einzelheiten in der Ausführung fehlt es nicht, aber dazwischen finden sich überall Nachlässigkeiten in der Form, allzu fühlbare Unreinheiten des Reimes und ähnliche Aeußerlichkeiten, die durchaus nicht gering anzuschlagen sind und um so störender hervortreten, je mehr aus dem Uebrigen die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sie vermieden werden konnten. Durch diese Offenheit glauben wir Ihnen den deutlichsten Beweis unserer aufrichtigen Theilnahme zu geben und hoffen bald die Bestätigung zu erhalten, daß Sie uns nicht mißverstanden haben.

Herrn C. G. in Bad Kösen. Zur Aufnahme in das Blatt sind die übersandten Sonette noch nicht reif genug, um aber den Ausdruck Ihrer so zarten und schüchternen Liebe an seine Adresse zu befördern, wollen wir das eine an dieser Stelle bringen, bemerken aber zugleich, daß eine fernere Correspondenz durch den Badewärter oder einen sonstigen verschwiegenen dienstbaren Geist sicherer und schneller besorgt werden dürfte.

Meinem Gegenüber in Kösen.

Ich hört' es kaum, wie mild mit süßen Tönen
Der Worte Gruß von Deinen Lippen klang,
Ich schaute nur — so schaut' ich stundenlang,
Mein Aug' an's Licht des Himmels zu gewöhnen.
Du blicktest fragend, wenn dem märchenschönen
Mildblauen Augenpaar ich scheu und bang
Begegnete — o daß es mir gelang,
Mit meinem Thun Dich bittend zu versöhnen.
Du senkst den Blick — o hast Du nie gewußt
Von jenes Geistes räthselhaftem Walten,
Der still und heimlich in der Dichterbrust
Verschwieg'nes Glück läßt blühend sich entfalten!
Dornröschen Poesie, Du Kind der Sage,
Schau' auf, schau' auf und lächelnd steig's zu Tage.

Verantwortliche Redaction Druck und Verlag von C. Polz in Leipzig.

№ 30. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt.

Zur Unterhaltung für alle Stände.

28. Juli.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Millionenröschen.

Novellette von Emmely Palm.

(Fortsetzung.)

Schon als der Brief mit der Todesnachricht der Aeltern Röschens seinen Vater überraschte, und dieser nach New-York reiste, die letzte Bitte des Bruders zu erfüllen und des verlassenen Kindes sich anzunehmen, hatte Alfred von nichts als der kleinen fremden Cousine geträumt. Wie hatte er sie erwartet und mit der Mutter um die Wette Alles zu ihrem Empfang vorbereitet, wie hatte sein Herz gezittert, als er zum erstenmal in das bleiche Kindergesicht mit den wunderbaren schwarzen Augen geblickt und seine Lippen auf den kleinen Mund gedrückt und sie in seine Arme genommen und unter die schönsten Blumen des Gartens getragen. Wie hatte er von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr immer inniger und treuer für das kleine Wesen gelebt. Er dachte nie daran, daß er Röschen liebte, denn sein ganzes Leben war Liebe zu ihr. Aber man lehrte ihn daran denken, und Verstand und Herz sind geborene Feinde, einmal der erste Funken des Zwiespalts in seine Seele geworfen, und der Friede floh für ewig, und der qualvolle Kampf zwischen dem Einklang der Gefühle und den Mißtönen der Verhältnisse begann. Zum Bewußtsein gelangt und nicht voll Kraft genug den Sieg stolz über sich zu erringen, so lange er Röschen sah, in ihrer Nähe lebte, von ihrer offenen Zuneigung in warme wonnige Lebensluft getaucht, verbannte er sich von der Heimath, vollendete seine Studien in weiter Ferne, und kehrte nur auf die Bitte seines Vaters, ihm einen Theil seiner Geschäfte abzunehmen, nach Hause zurück. Wenn jemals zuvor schon, so fühlte er jetzt erst ganz die Kluft, die zwischen ihm, dem stillen bleichen, an seine Arbeit gefesselten Advocaten, der kein Vermögen als seinen Verstand besaß, und ihr lag, der reichen Erbin, die ihre Hand nach der glänzendsten Zukunft ausstrecken konnte, der gefeierten, schönen, strahlenden Königin aller Feste. Zuweilen wohl schlug wie ein blendender Blitz der Hoffnung einer ihrer Blicke, ein Wort, ein ihn wunderbar ergreifender Zug in sein Herz und erfüllte es mit einem Rausche himmlischen Entzückens, doch war es eben nur ein Blitz, von dem er nichts im Gedächtniß zu behalten wagte, als die Trauer über seine schnelle Vergänglichkeit, die ihr reizendes Bild nur tiefer, unauslöschlicher in sein Inneres prägte und die Qual der Zurückhaltung, die seiner Ehre Gesetz geworden, verdoppelte.

„So leide ich nun Tag für Tag", grübelte er in seinem einsamen Versteck, und in ihr Anschauen versunken, „und doch ist dieses Leiden noch ein großes unermeßliches Glück! Ich darf sie sehen, mit ihr sprechen, an sie denken und von ihr träumen; ich darf die Blumen küssen, die ihre Hand berührt, darf sie schützen, ein geheimer Freund. Noch ist sie mein in meiner Liebe — aber wenn eines Tages diese Liebe ein Verbrechen wird — wenn ihr Herz einem Andern gehört und sie mir — sein Weib, sein glückliches Weib — für ewig verloren! O mein Gott, werde ich dann Muth haben, mein Geschick zu tragen, werde ich nicht untergehen in Schmerz und Verzweiflung! O dieses Geld, dieser elende jämmerliche Mammon, warum muß er sich wie Blei an meine Ferse, meine Zunge, mein Herz hängen. Warum kann ich nicht reich wie sie oder sie arm wie ich sein, daß diese erbärmliche und doch furchtbare Schranke bricht, daß ich mich zu ihren Füßen niederwerfen und ihr sagen könnte, wie mit meinem ganzen Leben ich sie liebe." Und leidenschaftlich preßte er eine weiße Rose, die während des Walzers aus Röschens Bouquet gefallen, an die Lippen und mit dem leisen Duft der zarten Blume mischte sich der feuchte Hauch einer Thräne, die unter den Wimpern seiner sich schmerzlich schließenden Augen hervorquoll.

Und es war ein wundersamer Duft, der aus dieser weißen Blume emporstieg, ein märchenhafter Paradiesesduft, der sein Haupt umwehte und sich auf seine heiße Stirn legte mit weißen durchsichtigen Händen und sein Ohr anhauchte mit Sirenenstimmen und ihn einwiegte in unbeschreiblich wonnevollen Taumel, in welchem es ihm war, als streife der wohlbekannte leichte Schritt und das rosenduftende Kleid Röschens an ihm vorüber, als neige sich mit dunklem Liebeszauber ihr Blick unter den

seidenen Wimpern mit voller glühender Gewalt über ihn, als streiche der Hauch ihres Mundes seine Stirn. Sein Athem stockte, sein Hand zitterte, seine Lippen drückten sich tiefer in die Blätter der weißen Rose, seine Augen blieben geschlossen wie im Bann.

Die Stimmen einiger Herren erst, die nach beendetem Souper die entfernten Zimmer suchten, ihre etwas schweren und gerötheten Häupter in ein einsames Polster zu versenken, weckten ihn aus dieser Betäubung. Er eilte, Röschen aufzusuchen. Sie hatte mit dem Onkel den Ball bereits verlassen.

Am andern Morgen hielt das kleine süperbe Gig des Grafen Rosseli, welches, wie dieser niemals zu bemerken verfehlte, Seiner Hoheit dem Prinzen so sehr gefiel, vor der Wohnung des Baron Schönfels.

Der Graf sprang heraus und flog die Treppe hinauf in das Zimmer seines Freundes, den er beschäftigt fand, Verse auf einen sehr fein parfümirten gewappneten Briefbogen zu schreiben, welche in Begleitung eines prachtvollen Bouquets an Fräulein Müller abgesendet werden sollten.

Der Graf umarmte den sich erhebenden Schreiber mit Extase. Jeder Zoll an ihm war eine ausgesprochene Glückseligkeit.

„Gratuliren Sie mir, mein Theurer!“ rief er. „Ich komme von der Beck — Alles ist in Ordnung!“

„Beneidenswerther Mensch!“ erwiederte Schönfels und legte mit einem Seufzer seine Feder neben das Bouquet der künftigen Frau Gemahlin. „Also wirklich! Das ist über meine Erwartungen — verzeihen Sie, Georg — dies wenig schmeichelhafte Geständniß — aber ich bin ganz verblüfft über Ihr Glück.“

„Es ging mir beinahe eben so“, platzte Rosseli mit einem gleichen Ausbruch von Aufrichtigkeit heraus, den er jedoch schnell zu mäßigen suchte, indem er hinzufügte: „ich meine, ich war nicht ganz auf die so große Leichtigkeit meines Sieges vorbereitet.“

„War sie denn gänzlich widerstandslos?“

„Gänzlich!“ rief der Graf, strahlend vor Vergnügen. „Gänzlich! Ich ließ mich bei ihr melden. Nachdem ich sie gestern vorbereitet, konnte weder mein Besuch noch meine Erklärung sie mehr überraschen. Ich fand sie allein in einem reizenden Boudoir, selbst reizend wie eine Fee. Das Feuer des Augenblickes ergriff mich, ich war beredt — hinreißend beredt, warf mich ihr zu Füßen — capital! spielte einen ganzen Roman von Gluth und Uneigennützigkeit — in diesem Fall gewiß das feinste Spiel, malte meine Leidenschaft mit immer glühenderen Farben und wagte endlich ihre Hand zu ergreifen und sie für ewig darum zu bitten. Sie reichte mir dieselbe mit einigem Zögern, doch inniger Hingebung, bat mich, mich zu erheben und versicherte, sie könne unmöglich an der Reinheit und Gluth meiner Liebe zweifeln, sie fürchte nur eins. — Ich fiel ihr mit Betheurungen ins Wort. O, sagte sie mit einem Blick — einem Blick — Heinrich!“ und der von der Erinnerung noch ganz berauschte Graf küßte entzückt die Fingerspitzen seiner Handschuhe; „o, sagte sie — ich fürchte nur eins, ich fürchte, einer so hochherzigen unvergleichlichen Liebe nicht würdig zu sein. Das waren ihre Worte, was meinen Sie dazu?!“

„Sie sehen mich complet überwältigt von Staunen“, antwortete Herr von Schönfels.

„Ich unterbrach sie mit einem Sturm von Entgegnungen. Sie aber schüttelte mit reizendem Lächeln das Köpfchen und erwiederte mir nur immer wieder, meine allzu große Parteilichkeit vermöchte ihre Zweifel nicht zu beruhigen, vermehre sie im Gegentheil, und sie werde sich nicht früher für würdig halten, meine Hand anzunehmen, als sie im Stande zu beweisen, wie so ganz sie fähig sei, mein edles großes Herz zu verstehen.“

„Das ist stark!“ rief Schönfels und setzte sich.

„Nicht wahr?“ rief Rosseli dagegen und schien vor Wohlbehagen ordentlich zu wachsen, „ich gestehe Ihnen, diese Hingebung derangirte mich sogar etwas — auf so viel Erfolg rechnete ich nicht, obgleich, wie gesagt, mir die Beck gestern Abend schon unzweifelhafte Avancen gegeben.“

„Aber wodurch will sie Ihnen denn eigentlich das merkwürdige Verständniß Ihres edlen großen Herzens beweisen?“ frug Schönfels.

„Ja, das weiß ich eben noch nicht genau“, erwiederte Rosseli treuherzig, „mit allen Fragen, Flehen und Versichern von der Unnöthigkeit dieser Beweise konnte ich weiter nichts aus ihr herausbringen, als daß sie sich mit viel Koketterie, Sie wissen ja, die Kleine kann sehr kokett sein, zu mir niederneigte, mir erlaubte, eine ihrer reizenden Hände zu küssen und mir zuflüsterte: Geduld bis morgen. Morgen um diese Zeit erwarte ich Sie, um ganz die Ihrige zu werden.“

„Und Sie haben keine Ahnung, welches Geheimniß Ihnen morgen anvertraut werden soll?“

„Nun, eine Ahnung, eine kleine wenigstens, könnte ich doch haben.“

„Was denken Sie? geschwind!“

„Ich denke“, flüsterte Rosseli und legte vertraulich seinen Arm unter den des Herrn von Schönfels, „ich denke, sie wird mir ihr Vermögen verschreiben. Jetzt aber, lieber Freund, nachdem Sie mein Glück getheilt, theilen Sie auch meine Sorgen, und leisten Sie mir einen Dienst, den nur Sie ganz allein mir leisten können.“

Schönfels sah den Grafen fragend an. „Welcher Dienst wäre Ihnen, Glücklicher, denn noch zu leisten?!“

„Fahren Sie mit mir zu Cohn, verbürgen Sie sich für meine Verlobung, Bester, Sie haben nie von ihm geborgt, Ihnen wird er glauben, und ich bin verloren, wenn ich nicht bis morgen Geld schaffe.“

„Was thut man nicht für seine Freunde!“ erwiederte Herr von Schönfels, zog mit einem Seufzer den Paletot an und begleitete den Grafen Rosseli zu dem kleinen süperben Gig, das Seiner Hoheit dem Prinzen so sehr gefiel.

Unterdessen saß Röschen allein in ihrem sehr niedlichen und kostbaren Boudoir, begraben in einem Lehnsessel, am Fenster, dessen Flügel geöffnet waren, die vollen goldnen Ströme der Märzsonne einzulassen. Sie stützte den Kopf in die Hand, ihre Wange war bleich und große Thränen rieselten durch ihre Finger.

Der Präsident war verreist, Alfred wieder einmal den ganzen Morgen nicht aus der Expedition gekommen, nicht einmal zu Tisch — das Speisezimmer, noch der einzige Platz des Hauses, an dem Röschen Alfred wenigstens eimal des Tages zu sehen erwartete, stand öde, leer und frostig mit seinem unberührten Diner. Auch Röschen hatte nicht gegessen und war, als Alfred sich entschuldigen ließ, auf ihr Zimmer zurückgegangen.

Sie hatte wie Alfred am Abend und in der Nacht viel an die Vergangenheit und dazu gedacht: es muß anders werden. Und auch an ihren Plan hatte sie gedacht, einen alten ihr sehr theuren Plan, der ganz geheim und fest in Verbindung mit diesem Gedanken stand. Aber manchmal wurde es ihr trotz allen frohen Muthes recht

sauer und sie meinte zu sich selbst, es sei sehr schlimm und schwer, verkehrte Welt zu spielen. Dann aber schüttelte sie die Thränen wieder von sich und lachte, und rief: „Es ist Unsinn!“ und strich sich die Haare aus dem Gesicht, und der goldne Sonnenschein lachte so vergnügt mit ihr, daß es gewiß eine Tollheit gewesen wäre, sich zu grämen, und ihre einzige Sorge blieb: Wie soll ich ihn aus seiner Expeditionshöhle herauslocken?“

„Wollen das Fräulein ein wenig spazieren reiten?“ rief die kleine Mimi, Röschens Zöfchen, denn die alte amerikanische Kammerfrau war eigentlich nur ein Staatsmeubel — und steckte ihr pfiffiges Gesichtchen durch die Thür. Das Wetter ist so wundervoll, und der Herr Doctor hat sich seinen Fuchs auch bestellt.“

„So?“ meinte Röschen mit ziemlich gleichgültiger Stimme, obgleich ihr Herz vor Freude schlug — die Frauen sind leider alle geborene Heuchlerinnen —, „ich weiß nicht — ich habe heute keine Lust zu reiten, mein Kopf thut mir weh.“

„Das ist vom Ball, Fräulein“, sagte Mimi und trippelte leise näher, „da sollten Sie gerade ein wenig an die Luft, das würde Ihnen gut thun.“

„Meinst Du wirklich, Mimi?“

„Ei versteht sich; meine Excellenz, bei der ich früher war, ritt jedesmal nach einem Ball spazieren. Soll ich an Conrad bestellen, daß er sattelt?“

„Nun meinetwegen.“

Mimi lief schnell hinaus. Röschen sprang auf. „Himmlisch!“ rief sie, „ich reite mit ihm nach dem Berg, da habe ich mein Terrain gewonnen, das Uebrige findet sich wohl mit des lieben Gottes Hülfe. Ach, liebe selige Tante dort oben im Himmel, bitte Du für mich, Du weißt ja, daß ich es thun muß, damit wir Alle glücklich werden.“

Und in zehn Minuten stand sie frisch und lieblich wie ein wahres Röschen im Hofe neben ihrem und Alfreds Pferd.

„Willst Du mich mitnehmen, Alfred?“ rief sie diesem entgegen.

Alfred kam in Nachdenken versunken über den Hof, beim Klang ihrer Stimme erhob er den Kopf, er sah sie an — ein Strahl von Wonne flog über sein Gesicht, mit zwei Schritten war er an ihrer Seite und hob sie auf ihr Pferd.

„Eine schöne Manier, gewisse Herren zur Galanterie zu zwingen“, sagte Röschen lachend. „Du wirst Dich doch nicht an mir rächen, und mir unterwegs durchgehen!“

„Wenn Du Dein Regiment zu streng führst, stehe ich nicht dafür“, scherzte Alfred, und ordnete sorgfältig ihre Zügel.

„So wollen wir einen hübschen bekannten Weg aussuchen, auf dem ich die Schleichpfade, die Verstecke und Hinterhalte genug kenne, um Dich wieder einzufangen. Was meinst Du, wollen wir nach dem Berg?“

„Das ist der hübscheste Weg, den ich kenne.“

„Gut. Vorwärts!“

Alfred saß in seinem Sattel und die Reise ging fort. Sie plauderten lustig. Mit einem Male wandte Röschen den Kopf zu Alfred und sagte ernsthaft: „Ist das ein Geschäft, wenn man Jemand um Rath fragt?“

„Bei uns Advocaten allerdings.“

„Nun, so will ich ein Geschäft mit Dir machen.“

„Du, Röschen?“

„Ja, ich. Ich gestehe Dir, daß ich eigens deswegen mit Dir ausreite.“

„Mehr ehrenvoll für meine Advocatur, als schmeichelhaft für meinen menschlichen Theil.“

„Dafür kannst Du Dich bei Dir selbst bedanken. Ich habe heute den ganzen Tag vergebens auf eine Minute gewartet, mit Dir zu sprechen. Deine dem Wohl des Staates bestimmte Zeit habe ich kein Recht für mich in Anspruch zu nehmen, so muß ich mich wohl in die Zeit Deines Vergnügens einschleichen, um meine Angelegenheit bei Dir anzubringen. Vor allen Dingen aber, kannst Du gut Rath geben?“

„Das ist in allen Fällen schwer, aber ich werde mein Bestes thun.“

„Mein Fall ist ein sehr vereinzelter.“

„Du machst mich neugierig. Ich bin auf das Sonderbarste vorbereitet.“

„Auch auf das Fürchterlichste?“

„Auch darauf.“

„O bewahre, darauf bist Du nicht vorbereitet. Hast Du schon die Möglichkeit erwogen, daß mit dem guten Rath — ich nehme natürlich an, daß er aus besonderer Vergünstigung für mich gut ist — auch noch etwas in Verbindung stehen könnte, was wie ein Dienst aussieht?“

„Ein Dienst — den ich Dir leisten könnte — o das wäre eine so angenehme Möglichkeit, daß ich sie allerdings bei Deinen fürchterlichen Präliminarien nicht vorauszusehen wagte.“

„Angenehme Möglichkeit! Alfred, Alfred, welch liebenswürdiger Geist spricht aus Dir. Der fordert Anerkennung — ich werde mich bemühen, meinen Vortrag so interessant als möglich zu machen.“

„Ich würde ihn um so interessanter finden, je schneller er gehalten würde.“

„Mir scheint, das Interesse würde im Gegentheil wachsen, wenn ich ihn recht lange hinausschöbe.“

„Das wäre grausam.“

„Nur weise“, sagte Röschen pathetisch, „denn erstens bin ich sicher, daß Du mir bei dieser Neugier so lange nicht durchgehst, als Du das Geheimniß noch nicht kennst, und vor dem Durchgehen habe ich noch immer gewaltige Manschetten, und zweitens kann ich es, je länger ich es bei mir behalte, desto schöner herausputzen und zuletzt einen ganzen wunderbaren Roman daraus machen.“

„Das wäre kein Vortheil für Dein Geheimniß, Röschen, Niemand versteht sich schlechter auf Romane als ich.“

„Du hast Dein Verständniß dafür nur noch nicht ausgebildet, übrigens denke ich, wenn ich den Roman blos bis zum Berge ausspinne, ist er gerade noch faßlich genug für jeden vernünftigen Menschen.“

„Und weißt Du wohl, Röschen“, sagte Alfred, und die elektrische Batterie in der Tiefe seiner Augen fing lebhaft an zu spielen, „weißt Du, ob ich bis dahin noch ein vernünftiger Mensch bin?“

„O!“ rief Röschen mit komischer Angst, „so laß uns eilen, ehe Deine Vernunft davon fliegt!“

Und sie spornte ihr Pferd, flog an ihm vorüber und sprang über einen breiten Graben, der den Weg durchkreuzte.

Alfred stieß einen Schrei aus, setzte aber in demselben Augenblicke über den Graben und hielt an Röschens Seite.

Glühend vor Schreck ergriff er ihre Zügel und blickte in ihr schelmisch zu ihm emporgewandtes Antlitz.

„Du bist tollkühn“, rief er, „das leide ich nicht!“

„Auch nicht, da Du es selber bist — erwiederte Röschen — mir scheint, Du sprangst noch eine ganze Elle weiter als ich. Viel Grund, mein weiser Herr Vetter, mit mir zu schelten."

„Ich bin ein Mann, Röschen, und hundertmal schon als Junge über diesen Graben gesprungen. Du reitest seit kaum einem Jahr — es ist Wahnsinn, sich leichtsinnig einer solchen Gefahr preiszugeben."

„Wir sind beide nicht gemacht, vor einem Graben auszureißen", lachte Röschen. „Aber willst Du nicht so gut sein, mir meine Zügel wiederzugeben."

„Nein, das will ich nicht, bis wir das Holz verlassen."

„Am Ende kommt der Bach —"

„Eben darum, Du hast Lust auch über ihn hinwegzuspringen —"

„Ach ja", sagte Röschen, „sehr große Lust. Du hältst die Zügel fest. Lord kann das nicht vertragen. Gieb mir wenigstens den einen!"

„Nicht den halben, Röschen — das heißt — an der Wiese bekommst Du sie alle wieder."

Es half nichts, sie mußte trotz allen Widerstrebens im Schritt durch den Wald und über die Brücke des Baches reiten. Dann gab er sie los. In drei Minuten aber war sie dann auch über die Wiese gesprengt und stieg den kleinen Berg hinauf, dessen Gipfel, mit Tannen anmuthig bewachsen, einen schönen Blick über die Umgegend gewährte.

Alfred band die Pferde an einen Baum und folgte Röschen. Sie hatte sich unter eine der Tannen gesetzt, und er nahm zu ihren Füßen im frühlingsfrischen Moose Platz.

Es war ein schöner warmer Märznachmittag, einer von denen, wo die Luft so weich und warm ist, daß sie sich wie lauter Liebe und Freude an unsere Wangen schmiegt, wo die Vögel durch die Strahlen der Sonne wirbeln, und die Erde die Ahnung all des in ihr noch schlummernden Entzückens ausduftet.

„Jetzt den Roman", sagte Alfred und blickte Röschen lächelnd an.

„Den Roman — ja", erwiederte Röschen. Weiter aber sagte sie nichts, sondern stützte sinnend den Kopf in die Hand und blickte auf die sanft über den blauen Himmel ziehenden Wolken.

„Bist Du noch nicht fertig damit oder macht es Dir nur Vergnügen, meine Neugier weiter zu foltern?"

„Keins von beiden, Alfred. Ich finde bei reiflicher Ueberlegung nur, daß ich ein Feuer angesteckt habe, um eine Mücke zu verbrennen."

„Nun so verbrenne diese wenigstens."

„Du wirst ungeduldig?"

„Ich bin es bereits in ziemlich hohem Grade."

„Und wirst es vielleicht erst recht, wenn Du dahinter kommst, daß die Heldin meines Romans, denn mein Roman hat eine solche, eine sehr unbedeutende Person ist."

„Erlaube mir, diese Voraussetzung mit einem wichtigen Argument niederzuschlagen. Ich glaube, daß Du diese Heldin selbst bist."

„Ich bin es", erwiederte Röschen ernst, „Du hast Recht, und es ist auch ganz natürlich, denn das liebe Ich bleibt dem Menschen, wie er sich drehen und wenden mag, immer der Mittelpunct der Welt, und all seiner Gedanken. Du und Dein Vater, Ihr seid die Einzigen, die ich jederzeit erhaben über allen Egoismus gefunden. Ich bin es aber wahrlich nicht — ich fühle mich im Gegentheil ganz damit erfüllt, darum die Wahl meines Stoffes. Er ist Dir auch nicht neu und seine Behandlung wird weitschweifig sein — das können selbst die besten Frauen nicht vermeiden, wenn sie Geschichten erzählen. Ich habe also nach allen Seiten hin um Entschuldigung zu bitten. Doch kenne ich Dich, mein tolerantes Publicum genug, um deren sicher zu sein. Fangen wir darum getrost an.

Wenn andere Kinder ihre Aeltern verlieren, sind sie unglücklich. Ich habe die meinen nicht gekannt und die Deinen ersetzten mir so reich den Verlust ihrer Liebe, daß ich wohl mit Wehmuth, nie mit entbehrendem Schmerz an ihren Tod dachte. Die ganze Welt meiner Gefühle, und es war eine warme glückliche Welt, ruhte in Eurer Familie, sie war mir Alles. Als Deine Mutter starb, Alfred, lernte ich den Schmerz kennen, ich beweinte in ihr auch meine wirkliche Mutter, ich hatte sie selbst, ihre Liebe, ihre Treue, ihre Pflege, ihre sanfte gütige Leitung, und mit ihr — die Stütze meiner neuen Heimath verloren.

Gottes Wille hatte uns zusammengeführt, es wäre nach ihrem Tode unsere gegenseitige Pflicht gewesen, uns den erlittenen Verlust durch noch größere Liebe und innigeres Vertrauen zu ersetzen — unsere ganze Vergangenheit führte darauf hin.

Aber war es denn so — wurde es nicht von Tag zu Tag öder, fremder in unserem Hause — o, Alfred, sieh mich nicht so erschrocken an — ist Dir das etwas Neues — hast Du nie geahnt, welche Qual ich gelitten! Es gab Augenblicke, in denen ich ernstlich glaubte, Euch eine unerträgliche Last zu sein, ich wollte Euch verlassen, heimlich in die weite Welt gehen — ich wollte mich sogar einmal, als Onkel in Paris war und Du — ich weiß nicht, ob Du Dich noch daran erinnerst — acht Tage lang nicht zu Tisch kamst und nicht mit mir sprachst — ins Wasser stürzen. Aber ich sagte Dir ja schon, ich bin ein sehr egoistisches Geschöpf, ich kehrte doch immer wieder zu Euch, zum Leben mit Euch zurück, war froh und zufrieden, wenn Ihr Euch meiner freundlich annahmt, und wünschte nichts als mein ganzes Leben lang so fort bei Euch bleiben zu können. Aber man gönnt mir dies ruhige für mich höchste Glück nicht. Mit Gewalt und List will man mich aus Eurer Mitte reißen. O Alfred, ich lache wohl oft darüber, kann ich anders, wenn ich einen Blick auf den Reigen werfe, der nun, seit ich die glücklichen Kinderschuhe ausgezogen, Jahr aus Jahr ein, wohin ich trete, um das goldene Kalb meines Mammons getanzt wird, von Jung und Alt, von Lahm und Krumm, so affenhaft, urlächerlich mit all seinen Grimassen, Capriolen und Maskeraden — und doch" — und die Augen des jungen Mädchens füllten sich mit Thränen der Entrüstung — „ist es nicht eine Sünde und Schmach, wie man mich langweilt und martert mit Schmeichelei und Heuchelei, mit Keckheit und Gewinsel, mit den plumpsten und raffinirtesten Angriffen, Speculationen, die man um so leichter zu machen wagt, als mir der liebe Gott zu dem unseligen Besitz meines Geldes ein glattes Gesicht und einen heiteren Sinn gegeben. O qualvolle Gefangenschaft — in diesen goldnen Ketten, welche die Welt ein Glück nennt, und welche mir, so lange ich ihrer bewußt bin, nur dazu dienten, die Erbärmlichkeit und Gemeinheit der Menschennatur kennen zu lernen!"

Der Ton ihrer Stimme war schmerzlich bewegt, erschöpft stützte sie das thränenschwere Haupt in ihre Hände.

(Schluß folgt.)

Die Uhr schlug vier.

Erzählung nach einem wahren Criminalfall von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

4.

Noch waren vierzehn Tage nicht vergangen, als Alexis von Bornheim einen Brief von Kurt Walderow erhielt, dem eine Anweisung auf tausend Thaler beigefügt war, die in einem der bekanntesten Wechselcomptoire erhoben werden sollten. Kurt schrieb kurz, aber freundlich, sprach den Wunsch aus, der Hauptmann möge unmittelbar nach Erhebung der betreffenden Summe ihm Anzeige machen, daß er das Geld auch wirklich erhalten habe, im Uebrigen aber gegen seinen Vater, der von nichts mehr hören wolle, was sich auf Schulden und deren Bezahlung beziehe, weder schriftlich noch später mündlich ein Wort darüber äußern.

Alexis war mit dieser Weisung vollkommen einverstanden. Sie gab ihm seine ganze Unbefangenheit wieder, da er ja voraussetzen durfte, daß Kurt Alles geordnet habe und die ärgerliche Geschichte damit vollständig beseitigt sei. Er meldete ebenfalls sehr kurz den Empfang des Geldes und schloß mit den Worten:

„Binnen drei Wochen sehen wir uns wieder. Von meinen Freunden wird mich nur Ferdinand begleiten, der nun einmal unzertrennlich von mir ist. Wir haben in den letzten Tagen fabelhaftes Glück gehabt. Adieu, Bruderherz, und nochmaligen Dank für Deine rasche Hülfe!"

Bald darauf landete Lord Duncan mit seinen Begleitern in der nächsten Hafenstadt. Er hatte die Fahrt von Schottland recht nach Art vornehmer und reicher Engländer in seiner eigenen zierlichen Yacht gemacht. Sein Gefolge bestand, wie er angekündigt, aus sechzehn Personen, die sammt und sonders mit der See vertraute Männer waren. Einer derselben, ein Vetter des Lords und aus dem Clan der Mac Gregor, führte das Steuer der Yacht und legte, sobald er mit seinem begüterten Verwandten ans Land gestiegen war, hochländische Tracht an. Alle Uebrigen standen im Dienste Lord Duncans und versahen während der Ueberfahrt Matrosendienste, wozu sie auch vollkommen befähigt waren, während der Lord in eigener Person das Commando seines Fahrzeuges übernommen hatte.

Kaum erfuhr Graf von Bornheim die Ankunft seines zukünftigen Schwiegersohnes, als er ihm in Begleitung Walderows und seines Amtmannes entgegenfuhr. Zwei andere Wagen und drei Reitknechte mit Pferden folgten, damit den englischen Gästen die Wahl frei stehe, ob sie zu Wagen oder zu Pferde ihren Einzug in Schloß Bornheim halten wollten.

Die feurigen Renner des Grafen gefielen den Engländern so gut, daß sich Alle bis auf zwei im Reiten wenig Geübte, unter denen sich der Kammerdiener Lord Duncans befand, sogleich entschlossen, den nur zwei Meilen langen Weg nach Bornheim zu Pferde zurückzulegen.

Die Ankunft dieser Cavalcade, angeführt von Walderow und dem Schotten Mac Allan in seiner malerischen Hochlandstracht, machte allgemeines Aufsehen. Am nächsten Tage schon sprach die ganze Umgegend von den englischen Herren, und mancher Neugierige machte sich ein Geschäft auf dem Schlosse, um die merkwürdige Persönlichkeit des Schotten womöglich mit eigenen Augen anstaunen zu können.

Dies glückte nur Wenigen, dafür aber hatten die Unterthanen des Grafen einige Tage später das Vergnügen, sämmtliche fremde Herren mit mehreren Verwandten des Grafen auf die Jagd reiten zu sehen. Bei diesem Ausfluge fehlte der Schotte ebenfalls nicht, und die glückliche Albertine hatte sich durch ihren Bräutigam leicht bereden lassen, der Partie mit beizuwohnen, obwohl sie an dem eigentlichen Jagdvergnügen persönlich sich nicht betheiligen konnte.

Von den Begleitern des Lords bewohnten Schloß Bornheim nur der Schotte Mac Allan, der Kammerdiener des Lords, dessen Jockei und ein Bedienter, der schon bei Lebzeiten des verstorbenen Lord Duncan das Vertrauen des Sohnes in seltenem Grade genossen hatte. Die Uebrigen nahmen Wohnung auf dem benachbarten Rittergute, wo Kurt Walderow und der Amtmann ihren bleibenden Wohnsitz hatten.

Der Amtmann war nur wenige Jahre jünger als Graf Bornheim, trotz seines Alters aber noch eben so rüstig wie dieser. Er lebte viel im Schlosse, wenn nicht sehr dringende Geschäfte ihn in der Amtsstube festhielten; wo es sich aber um wichtige Dinge handelte, da fehlte er nie. Große Pünctlichkeit, ungewöhnliche Geschäftsroutine und ein scharfer Blick zeichneten ihn aus und stellten ihn den hervorragendsten juristischen Persönlichkeiten gleich. Von der Kunst, Uebelthäter, deren es auch auf den Besitzungen des Grafen verschiedene gab, zum Geständnisse zu bringen, erzählte man sich seltsame Geschichten. Namentlich besaß der erfahrene alte Herr, der das menschliche Herz genau studirt hatte, eine eigenthümliche Force, scheinbar ganz unbedeutende Nebendinge so geschickt zu benutzen, daß, wo er Uebelthäter zum Geständniß gebracht, fast immer das Angreifen und Festhalten gerade dieser Nebendinge die Entscheidung herbeiführte.

Holberg — so hieß der Amtmann — war in Schloß Bornheim eben zugegen, als der junge Graf mit Baron von Halben daselbst ankam. Alexis hatte nur seinen Burschen Franz, der die Stelle eines Bedienten versah, bei sich.

Der General empfing seinen Sohn, dessen blühendes Aussehen und männliches Auftreten seinem väterlichen Stolze schmeichelte, mit offener Herzlichkeit, und hieß den Baron freundlich willkommen. Letzterer redete von den ihm vorgestellten Personen zuerst Kurt Walderow, der ihm ja oberflächlich bekannt war, an, unterhielt sich dann in geläufigem Englisch mit Lord Duncan, der sich dadurch sogleich zu dem Baron hingezogen fühlte, behandelte den General mit respectvollster Aufmerksamkeit und vertiefte sich endlich mit dem Amtmann in ein längeres Gespräch, in dem er Rechtsfragen berührte, so daß er auch dem gewandten Juristen etwas imponirte. Der Einzige, mit welchem Baron von Halben an diesem ersten Tage nicht gesprochen hatte, war Mac Allan, der Hochschotte.

Spät am Abend erst kehrte der Amtmann mit Walderow in dessen von dem Oberinspector selbst geleitetem Jagdwagen nach dem eine gute Stunde von Schloß Bornheim entfernten Rittergute zurück. Unterwegs zündete er sich eine Pfeife Kanaster an, da er aus Rücksicht auf die Fremden den ganzen Tag nicht geraucht hatte, was für Holberg stets eine schwere Aufgabe war. Kurt zog eine Cigarre aus seinem Etui.

„Was sagen Sie zu dem Herrn Baron, der eine so wunderbar hinreißende Suade besitzt?" fragte der Amtmann

seinen Wagennachbar, dicke Rauchwolken in die feuchte Abendluft blasend, die kühl von der See her wehte.

„Es scheint ein feiner und sehr unterrichteter Mann zu sein, Herr Amtmann."

„Sie kennen ihn?"

„Von Ansehen."

„Er ist ein Freund des jungen Herrn Grafen?"

„Ein sehr intimer."

„Was heißt intim?"

„Die Bedeutung dieses Wortes soll ich Ihnen doch wohl nicht definiren?"

Holberg lächelte und blies noch stärkere Rauchwolken in die Luft.

„Wenn es meines Amtes wäre", sagte er nach einer kleinen Weile, „so würde ich dem Herrn Baron auf den Zahn fühlen."

„Um seine Grundsätze zu erforschen?"

„Um zu erfahren, wovon er lebt."

Walderow lächelte und trieb durch ein Schnalzen der Zunge die Pferde zu rascherem Trabe an.

„Die Frage wäre nicht lächerlich, lieber Inspector", fuhr er fort, „denn wenn ich mich auf mein Auge verlassen kann, das schon manchen Schurken durch und durch gesehen hat, so halte ich die Bekanntschaft des jungen Herrn Grafen mit diesem Baron für eine höchst bedenkliche. Soll ich Ihnen sagen, wovon der galante, charmante und mit so ausgezeichneter Zungengeläufigkeit sprechende Herr sich ernährt? Zwei Worte charakterisiren ihn und sein Treiben. Er lebt vom Schwindel!"

„Das müßten Sie doch beweisen können, Herr Amtmann."

„Wer weiß, ob ich es nicht eines Tages von Amtswegen werde beweisen müssen."

Walderow schwieg. Die Cigarre war ihm ausgegangen. Er bat den Amtmann um Feuer. Als sie wieder brannte, knüpfte Holberg das unterbrochene Gespräch von neuem an.

„Die Freundschaft des Herrn Hauptmanns mit diesem Menschen ist noch sehr jung."

„Woher schließen Sie das?"

„Aus dem Benehmen des Barons. Es ist nicht freundschaftlich, es ist nur anschmeichelnd."

„Der Herr General kannte den Vater des Barons von Halben."

„Möglich. Wie aber lernte der junge Herr Graf den Sohn kennen?"

„Das weiß ich nicht."

„Mich wundert's", sprach trocken der Amtmann.

„Daß ich so wenig eingeweiht bin in die Angelegenheiten des Hauptmanns?"

„Sie sind es doch in andern Dingen, und zwar mehr als ich für gut halte."

Walderow entfiel die Cigarre und ein Windstoß wehte sie aus dem Wagen.

„Was Sie sich einbilden!" sagte er.

„Ich spreche nur von Thatsachen."

„Der Herr General schenkte mir sein Vertrauen in einer Angelegenheit, die den Herrn Hauptmann betraf, doch zweifle ich, daß ein Dritter davon weiß."

„Wer Augen hat, kann viel errathen! Der junge Herr ist verschuldet!"

„Er war es."

„Er ist es noch!"

Diese mit eiserner Festigkeit und mit kaltem Tone gesprochenen Worte erschreckten Kurt dergestalt, daß er die Zügel scharf anzog und die Pferde plötzlich stehen blieben.

„Lassen Sie die Thiere nur laufen", fuhr der Amtmann fort. „Die Luft wird kalt, mich friert. Uebrigens wollte ich Sie nicht erschrecken, nur zur Vorsicht mahnen. Sie meinen es gut, aber Sie werden sich garstig stoßen, wenn Sie vermittelnd zwischen den jungen Herrn Grafen und seinen neuen Freund treten. Ich an Ihrer Stelle würde Beide sich festbeißen lassen an dem Köder, nach dem sie schnappen. Der Hauptmann verschluckt ihn nicht, dazu ist er ein zu frisches und kräftiges Blut, der Baron aber mag in Gottes Namen daran ersticken, so thut er weiter keinen Schaden. Wie hoch haben Sie sich für den jungen Grafen verbürgt?"

Bei dieser Frage entglitten Walderow die Zügel. Während er sie wieder aufnahm, versetzte er so leise, als scheue er sich vor dem Klange seiner eigenen Stimme:

„Verbürgt? Wie kommen Sie zu dieser Frage, Herr Amtmann?"

Holberg lächelte und sah Kurt mit seinen scharfen durchdringenden Augen so fest an, daß dieser trotz der herrschenden Dunkelheit den Blick des Amtmannes nicht ertragen konnte.

„Weshalb seufzen Sie denn so viel seit Ihrer Rückkehr aus der Residenz?" fuhr der alte Jurist fort. „Und zu welchem Zweck malen Sie auf jedes Blatt Papier, mag es rein sein oder beschmutzt, immer ein und dieselben Zahlen?"

„Thue ich das?"

„Er weiß es nicht!" sprach Holberg fast klagend vor sich hin. Dann wieder schnell zu dem verdutzten Kurt sich wendend, fuhr er fort:

„Junger Freund! Wenn Sie eines Rathes bedürfen und es kann Ihnen dazu ein Mann behilflich sein, der verschwiegen ist, so denken Sie nach über das eben geführte Gespräch! Da liegt das Gut. — Leiten Sie die Pferde ein wenig mehr rechts, sonst stürzen wir in die Sandgrube! — Morgen wie jeden andern Tag bin ich für Sie eine Stunde nach Tische immer zu sprechen."

Der Amtmann erwartete mit Zuversicht schon am nächsten Tage den Besuch des Oberinspectors. Er kannte die Ehrlichkeit Walderows, sein vortreffliches Herz, seinen Hang zur Mildthätigkeit, und da er ihn dieser Eigenschaften wegen eben so sehr schätzte wie der General, so war ihm daran gelegen, den jungen Mann nicht durch Zufälligkeiten, die sich nicht voraus bestimmen ließen, in unangenehme Verwickelungen sich verstricken zu lassen. Walderow belästigte etwas, das sagten dem erfahrenen Amtmanne Blick, Gang und Haltung des Oberinspectors, und daß die Last, unter welcher Kurt litt, zusammenhängen müsse mit einem Vorkommniß in der gräflichen Familie, das ließ sich leicht errathen, weil Holberg die ihm auffällige Veränderung in Walderows Wesen erst nach dessen Rückkehr aus der Residenz beobachtet hatte.

Kurt stellte sich jedoch weder an diesem Tage noch an den folgenden bei dem Amtmanne ein. Er vermied absichtlich mit Holberg zusammen zu treffen, was diesen sehr nachdenklich stimmte.

„Sollte er sich wirklich vergangen haben?" Diese Frage legte der Amtmann sich unzählige Male vor. Immer aber verneinte er sie wieder mit aufkeimendem Unwillen gegen sich selbst; denn Kurt Walderow war nicht der Mann, der eine wirklich schlechte Handlung mit vollem Bewußtsein begehen konnte. Haßte er doch nichts mehr als Unredlichkeit und jene Leichtfertigkeiten, die so oft die Vorläufer späterer Verbrechen sind.

Ohne die Unruhe im Schlosse, hervorgerufen durch die Vorbereitungen zu dem Vermählungsfeste der Comtesse Albertine mit Lord Duncan, hätte der Amtmann doch wohl eine Gelegenheit ausfindig gemacht, noch einmal ohne Zeugen mit dem Oberinspector zusammen zu treffen. Diese Vorbereitungen nahmen aber auch Walderows Zeit sehr in Anspruch, da Graf Bornheim die Meinung seines Pathen auch in geringfügigen Dingen gern hörte und ihn selten von sich ließ. Die letzten Tage vor der Hochzeit seiner schönen Verwandten brachte Kurt ganz im Schlosse zu, wo er das Logis des Hauptmanns, der mit Baron von Halben im Thurme wohnte, kameradschaftlich theilte.

Diese drei jungen Herren pflegten, wie alle übrigen Schloßbewohner sehr bald gewahrten, spät zur Ruhe zu gehen, womit sie sich aber bis tief in die Nacht hinein beschäftigten, das wußte Keiner. Der alte Graf, den eines Tages die eigene Gemahlin deshalb befragte, machte ein sehr geheimnißvolles Gesicht und beruhigte die nachdenklich gewordene Dame mit den Worten:

„Stört mir das Dreiblatt nicht! Die jungen Herren treiben nichts Böses, oder Vetter Kurt müßte sich ganz verwandelt haben."

Der Tag des Festes erschien, und nicht allein auf Schloß Bornheim feierte die Freude im Bunde mit dem reinsten und höchsten Glücke schöne Triumphe, auch alle Unterthanen des humanen, allgemein beliebten Grafen nahmen Theil an diesem Glück.

Der Vermählungsfeierlichkeit wohnten außer den Verwandten des beneidenswerthen Paares auch sämmtliche Beamte des Grafen, die Schulzen und Gemeindevorstände der ihm zugehörenden Dorfschaften und einige vom General besonders Begünstigte bei. Der feierlichen Trauung folgte ein glänzendes Mahl, dem sich ein heiteres Ballfest anschloß.

Auf diesem Balle zeichnete sich unter den Tänzern keiner mehr aus, als Baron von Halben. Nicht blos die Damen waren entzückt über die Grazie und Leichtigkeit dieses ganz singulären Menschen, auch sämmtliche Männer sahen neidlos auf die Eroberungen, welche der Baron zu machen schien. Selbst für einen begehrenswerthen Mann ward der intime Freund des Grafen Alexis von Vielen gehalten, obwohl er weder jung noch schön war. Sein sprechender Blick besaß eine magnetische Kraft, sein Lächeln bezauberte, seine Unterhaltung, die nie um interessante und fesselnde Stoffe verlegen war, befriedigte Jeden.

„Es ist ein wahrer Ausbund, in dem sich alle möglichen Talente vereinigen", flüsterte der General im Vorübergehen dem Amtmanne zu, der unter einer Gruppe älterer Herren dem Tanze zusah. „Ich muß meinen Sohn des guten Geschmackes wegen doch loben."

Der Graf ging weiter, ohne die Antwort Holbergs abzuwarten.

Der Blick des Amtmannes ruhte fast unverwandt auf dem unermüdlichen Tänzer, der immer von Neuem wieder im wirbelnden Reigen erschien. Auch Graf Alexis, den seine Gala-Uniform ausgezeichnet kleidete, tanzte viel, dennoch war er lange nicht so gesucht wie der bewegliche Baron, der, hätte es in seinem Plane gelegen, unter den jungen Schönen gewiß manches Herz erobert haben würde. Der kluge, blasirte Weltmann zog es aber vor, allen Damen die gleiche Aufmerksamkeit zu schenken, ohne eine Einzige vor Andern besonders auszuzeichnen. Kurt Walderow tanzte wenig und spielte eine fast ganz stumme Rolle. Er vermied es, dem suchenden Auge des Amtmannes zu begegnen, was diesen gerade zu schärferer Beobachtung des jungen Mannes veranlaßte. Kurt fühlte den Blick Holbergs, und so oft er ihm unbequem werden mochte, entfernte er sich, um erst nach Verlauf einiger Zeit wieder in den Saal zu treten.

Von den gesellschaftsfähigen Fremden nahm nur der Hochschotte Mac Allan nicht Theil am Tanze. Dieser Mann war überhaupt sehr ernst und verzichtete schon deshalb auf vieles Sprechen, weil er sich im Deutschen nur sehr unvollkommen ausdrücken konnte und der englisch Redenden sich unter den Gästen im Schlosse Bornheim Wenige befanden.

Nach Beendigung eines Tanzes, als sämmtliche Paare sich trennten und die ganze Gesellschaft durch einander schwärmte, fühlte Holberg seine Schulter berührt, und als er sich umwandte, sah er in die ernsten, fast unschönen Züge Mac Allans, der heute moderne Gesellschaftstracht angelegt hatte.

„Baron Halben ein uwilder Mensch, uwie?" redete, sein hartes Gesicht zu einem Lächeln verziehend, der Hochschotte den Amtmann an. „Mir kann gefallen nicht so uwildes Mensch... Ich Baron uwerfen uwürde aus Castle."

Dem Amtmann fiel diese Bemerkung Mac Allans auf, da sie entweder eine nicht gewöhnliche Menschenkenntniß des Schotten oder eine sehr genaue Beobachtung des Mannes voraussetzte, dem sie galt. Wäre Holberg der englischen Sprache mächtig gewesen, so würde er ein längeres Gespräch mit Mac Allan angeknüpft haben, ein so heikliges Thema aber in deutscher Sprache mit einem Ausländer zu verhandeln, der viele deutsche Ausdrücke gar nicht oder doch falsch verstehen konnte und den vielleicht auch eine geringfügige Kleinigkeit gegen den Baron einnahm, schien dem vorsichtigen Juristen doch mehr als bedenklich. Er begnügte sich deshalb schnell einige deutsche Worte halbleise zu erwiedern, die der Schotte natürlich nicht verstand und die ihn sehr bald wieder von der Seite des Amtmannes verscheuchten.

Die Musik, welche zugleich mit den Tänzern eine Pause gemacht hatte, fiel jetzt wieder ein und die lebenslustigen Paare traten zum Cotillon an. Holberg bemerkte unter den jungen Männern weder den Baron noch Walderow. Beide erschienen erst später wieder im Saale, doch war es dem Amtmanne entgangen, ob sie einzeln oder zusammen in die Gesellschaft zurückgekehrt waren. Kurt sah echauffirt, Baron von Halben fatiguirt aus, sein ganzes Wesen veränderte sich aber sogleich wieder, als eine der reizendsten jugendlichen Damen den graziösen Tänzer durch Ueberreichung eines Ordenssternes mit in den Kreis der Tanzenden zog.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Die Donaufürstenthümer. III. Die Moldo-Walachei hat bisher noch keinen Geschichtsschreiber gefunden, sie hat auch noch keine Geschichte, obwohl die Weltgeschichte oft genug verheerend über diese schönen Fluren gezogen. Die Rumunen sind ein Volk der Zukunft, sie harren noch, daß auch an sie dereinst der Ruf ergehe, handelnd aufzutreten auf der Bühne von Europa, wo sie bisher nur gelitten haben. Aus dem vorhandenen reichen Chronikenschatze giebt Richard Kunisch nachstehende interessante Daten der unglücklichen Vergangenheit Rumuniens: „Seit Trajan römische Colonisten in das alte Dacien gebracht hatte, war das Gebiet der heutigen Moldo-Walachei der Tummelplatz der verschiedensten Völker, welche hindurchzogen, um das römisch-orientalische Reich anzugreifen, oder sich dort niederließen, um bald wieder von andern verdrängt zu werden. Bulgaren, Petscheneger, Cumaner, Mongolen treten auf und verschwinden. Wir sehen deutsche Ritter, Johanniter und Ungarn vorübergehend als Herren dieser Länder. Vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts an herrschen eigene, aber meist dem ungarischen Reiche unterworfene Fürsten über die Walachei; die Moldau wird ein walachischer Vasallenstaat. — Seit der Schlacht von Mohacz, 1526, kommen beide Länder vollständig unter türkische Botmäßigkeit. Um dieselbe Zeit, in welcher die Geschichte der übrigen Länder aus ihrem Mittelalter heraustritt, beginnt auch für die Moldo-Walachei eine neue Aera. Sie wird charakterisirt durch den häufigen Wechsel der Regenten. In der Walachei herrschen unter türkischer Botmäßigkeit: Moyses, 1529—1530, fällt im Kampfe; Wlad, 1530—1532, Todesart ungewiß; Bintila 1532—1534, ermordet; Peter, 1534—1536, verstümmelt und vertrieben; Radul, 1536—1546, des Fürstenkaftans überdrüssig, wird Mönch; Myrre, 1546—1554, von der Pforte abgesetzt; Petraschko, 1554—1557, vergiftet; nochmals Myrre, 1558—1559, Todesart ungewiß; Peter der Lahme, 1560—1567, von der Pforte abgesetzt; Alexander, 1568—1577, Todesart ungewiß; Michne, 1577—1583, von der Pforte abgesetzt; Peter Tschertschel, 1583—1585, abgesetzt, entgeht durch Flucht der Strangulirung; nochmals Michne, 1585—1589, abgesetzt, wird Muselmann, um der Strangulirung zu entgehen; Stephan Surdul, 1590—1591, stirbt eines natürlichen Todes; Alexander, 1591—1592, strangulirt; Michael der Tapfere, 1593—1601, wird todtgeschlagen; Scherban, 1602—1610, stirbt im Exil; Radul, 1611—1615, abgesetzt; Alexander Elias, 1616—1617, abgesetzt; Gabriel Mogila, 1617, in demselben Jahre abgesetzt. Diese Zahlen bedürfen noch eines Commentars. Hospodar zu werden war stets sehr kostspielig. Radul zahlte dafür über 300,000 Thaler, Constantin Maurokordato eine Million an den Sultan, Andere noch mehr. Eine etwas geringere Summe mußte der Großvezier erhalten; außer dem Großvezier verlangten noch zahlreiche mehr oder minder einflußreiche türkische Beamte ihren verhältnißmäßigen Antheil. Der häufige Regentenwechsel ist daher wohl erklärlich. Seine Folgen für das Land konnten nicht ausbleiben, Um Hospodar zu werden, mußte der Bewerber sich ruiniren; nach wenigen Jahren war er gewöhnlich reicher als vorher. Seine Freunde nahmen natürlich an diesem Umschwung Theil; der neue Hospodar vertheilte die Aemter zur Benutzung an seine Anhänger, die sich aber gleichfalls beeilen mußten, denn ihre Zeit dauerte nicht länger als die des Hospodars. Steter Wechsel der Beamten, aber unveränderte Verwaltungsart; ihr Zweck ist stets: möglichst viel Geld dem Lande zu erpressen. Kamen zwei Parteien vor den Richter, von denen beide zu arm waren, um ihn zu bestechen, so konnte man wohl Aussprüche hören, wie: „Diesmal sollst Du Recht haben, das nächste Mal aber der Andere.“ — Wer den Schlüssel zu dem Charakter der Bojaren haben will, der suche ihn in den rumunischen Chroniken; Konstantinopel war ihre Hochschule. Sie mußten den Unterricht zu theuer bezahlen, um nicht aufmerksame Schüler zu sein. — Aber sie waren doch nur Schüler in dem, worin die Griechen seit lange schon Meister waren. Das wußte die Pforte, welche genug Griechen in ihrem Dienste hatte. Seit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts und fast bis an das Ende desselben verpachtete sie die Fürstenthümer an Griechen, gewöhnlich auf drei Jahre. Am meisten bieten konnte nur derjenige, welcher sich am besten bezahlt zu machen verstand. So wird Konstantin Maurokordato, 1731 Hospodar der Walachei, nach vier Monaten abgesetzt, weil Michael Rakovitza ihn überbietet. Aber schon wenige Monate später kann Konstantin ein höheres Gebot zusammenbringen und bleibt zwei Jahre lang Hospodar. 1733 wird er von Gregor Gika überboten, dem Hospodar der Moldau, und muß mit diesem tauschen; die Moldau war weniger einträglich, daher niedriger im Preise. 1735 hat Konstantin eine noch größere Summe zusammengebracht, und Gika muß wieder in die Moldau zurück. Erst im Jahre 1741 wird Konstantin nochmals von Michael Rakovitza überboten; dieser wiederum weicht drei Jahre später einem höheren Gebote des Konstantin. Gregor Gika überbietet ihn nochmals und herrscht vier Jahre. Sein Nachfolger Mathäi Gika muß nach wenigen Monaten dem Gehan Rakovitza weichen, der für enorme Summen sich drei Jahre behauptet. 1756 wird Konstantin zum fünften Male Hospodar, nach zwei Jahren abgesetzt, muß er mit 120,000 Thalern sein Leben erkaufen, während Skarlat Gika sich für eine Million aus der Moldau in die einträglichere Walachei versetzen läßt. Wenn der Hospodar enthauptet wurde, so schickte man wohl seine ausgestopfte Kopfhaut nach Konstantinopel, wie 1777 die des Gregor Gika. — Im Jahre 1730 begegnet Patrona, ein Günstling Mahomets V., auf der Gasse dem griechischen Fleischhacker Janaki, dem er Geld schuldig war, und verspricht ihm aus Dankbarkeit das Moldauer Fürstenthum für einen geringen Preis. Vom Sultan zum Hospodaren ernannt, kann er die verabredete Summe nicht zusammenbringen; da läßt ihn Patrona noch vor seiner Abreise in das Fürstenthum erdrosseln. Wie es während dieses Treibens im Lande aussah? Unter Rakovitza wanderten allein aus dem Crajovaner Gebiet 15,000 Landleute aus.“

Als Beleg dafür, daß es auch noch in neuester Zeit und in sehr civilisirten Ländern mitunter etwas „türkisch“ zugeht, und daß die Patrona'sche Weise, Schulden zu bezahlen, auch heutigen Tages noch von manchem Patron nachgeahmt wird, wollen wir ein kleines Histörchen hinzufügen, für dessen Wahrheit wir uns verbürgen können. In einer bedeutenden Provinzialstadt eines sehr intelligenten Staates erhält vor kurzem ein sehr begüterter Mann die vierte Classe eines früher als „unvermeidlich“ bezeichneten Ordens. Da er auch nicht das geringste Verdienst um den Staat sich nachsagen konnte, war er mehr als erstaunt, indessen er — trug den Orden. Nach einiger Zeit begegnet ihm ein anderer Mann, reicher an Einfluß als an irgend etwas Anderem, der seit langer Zeit dem Decorirten eine bedeutende Summe verschuldete. Dieser redet ihn an und erinnert ihn an einen energischen Mahnbrief, den er ihm vor kurzem und wieder erfolglos geschrieben. „Ei, ich habe mich ja doch inzwischen mit Ihnen abgefunden“, antwortet der Schuldner sehr zuversichtlich. „Daß ich nicht wüßte!“ meint der Gläubiger. „Nun ich habe Ihnen ja den da verschafft“, entgegnete der Einflußreiche, auf des Andern Knopfloch deutend, „und Sie wollen auch noch Geld?!“ (!!)

Briefkasten.

Herrn Terbonegg-H. in K.-H. Die historische Skizze werden wir, wenn auch in anderer Form, mit bestem Dank für unser Feuilleton verwenden, dagegen eignet sich die „Anekdote“ nicht zur Aufnahme.

Herrn Otto Kübir in Wertheim am Main.

„Einen Wunsch nur thu' ich haben,
Daß man in der Heimath mein
Auf dem Friedhof möcht' begraben
Einst mein sterbliches Gebein.“

Die allzu kindliche Fassung dieser Strophe wird selbst durch die Ueberschrift des Gedichtes: „Des Knaben Abschied von der Heimath“ nicht gerechtfertigt. „Geduld“ ist bei weitem gelungener, aber auch dieses Lied beweist, daß Sie bei Ihren dichterischen Bestrebungen noch viel Geduld, Fleiß und Selbstkritik von Nöthen haben, an einigem Talente fehlt es nicht.

Herrn Stephan Rudmann, Dinglingervorstadt in Lahr (Baden).

„Du hast ein Lied gedichtet —
Ein süßer Himmelston:
Der Mutter Freudenthränen
Nimm hin als schönsten Lohn!“

Vielleicht sind auch Sie so glücklich, noch eine Mutter zu besitzen, welcher des Sohnes Verse Freudenthränen entlocken, begnügen Sie sich alsdann mit diesem süßesten Beifall, dem an Ungetrübtheit kein anderer gleich kommt und begehren Sie nicht, hinauszutreten an die Oeffentlichkeit, wo nur bittere Enttäuschungen Ihrer harren könnten. Sie haben ein weiches Herz und eine sinnige Anschauung, aber Form und Ausdruck bleiben weit hinter den Gefühlen zurück.

Herrn Bibliothekar Franz Espagne in Berlin. Mit Spannung sehen wir der Fortsetzung Ihres so verdienstvollen und seiner Zeit auch von uns gewürdigten Unternehmens: „Volkslieder u. s. w.“ entgegen. Daß wir so lange nichts wieder davon gehört, läßt uns fast fürchten, Sie möchten durch eine Wiederkehr Ihrer alten Leiden für den Augenblick am Arbeiten verhindert sein, was wir herzlich bedauern würden. Von Georg Pertz, der gegenwärtig mit einer Uebertragung der „Irischen Melodieen“ und mit Forschungen auf dem Gebiete des schottischen Volksliedes beschäftigt ist, wissen wir nur, daß er den Herbst auf der Villa der Lady ....one, seiner hohen Gönnerin, am Comersee verleben wird. Besten Gruß an Knauf!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 31. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

4. August.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Millionenröschen.

Novellette von Emmely Palm.

(Schluß.)

Alfreds Gesicht war todtenbleich. All sein Blut drängte sich mit Gewalt nach dem Herzen, ein Strom von Worten suchte sich Bahn über seine Lippen zu brechen, doch das Uebermaß der Empfindung erstickte seine Stimme. Er vermochte nicht zu sprechen, nur ihre Hände erfaßte er, zog sie sanft von ihrem Gesicht und behielt sie in den seinen.

Röschen fühlte wieder den Schauer von Angst und Wonne, der sie den Abend übermannt, doch diesmal überwand sie sich und zog ihre Hände nicht zurück. Nur leise hob sie den Kopf, und während die Sonne sich noch in einem Tropfen an dem Saume ihrer Wimper wie in einem Diamanten spiegelte, lächelte sie, und fuhr in ihrem gewöhnlichen heiteren Tone fort: „Du siehst, ich werde ganz sentimental, wenn ich auf mein Elend zu sprechen komme, und mir scheint, das steckt an, Du siehst auch ganz theilnehmend melancholisch aus. Nun, beruhige Dich, das Schlimmste ist schon überstanden, die Nacht vergeht, der Morgen bricht an. Doch daß wir über der Emballage von schönen Redensarten nicht die Hauptsache vergessen, den guten Rath nämlich von Dir, welcher nun nothwendig den ersten Theil unseres Romans zum Abschluß bringen muß; was hältst Du wohl für das beste, sicherste und einfachste Mittel, mir die lästigen Anträge, mit denen man mich verfolgt, ein für allemal vom Hals zu schaffen?"

„Wähle Dir einen Beschützer, einen Freund, einen Ritter, der alle Feinde Deiner Ruhe und Deines Glückes aus dem Felde schlägt!" rief Alfred feurig.

„Bravo, bravissimo!" sagte Röschen und schlug vergnügt die Hände zusammen, „das ist ja ganz derselbe Rath, den ich mir selbst schon gegeben, wenn auch Du dieser Ansicht bist, kann ich nicht mehr irren. Nun bin ich zufrieden, nun bin ich glücklich. Aber, nicht wahr, wenn mein Ritter mich so recht ordentlich und für immer beschützen soll, wie ich gern möchte, dann wird mir wohl nichts Anderes übrig bleiben — als daß ich ihn heirathe."

Dies wurde so zutraulich, kameradschaftlich und ruhig gesprochen, daß Alfred, auf dessen Lippen gerade das kühnste Wort seines Lebens schwebte, es gewaltsam zurückdrängte, Röschens Hände aus den seinen sinken ließ, und den Kopf seinerseits in die Hand stützend möglichst ruhig zustimmend wiederholte: „daß Du ihn heirathest."

„Nicht wahr, es wird das Beste sein?" fragte Röschen nochmals und stieß einen tragisch sein sollenden Seufzer aus.

„Das Beste", sagte Alfred, aber wie ein wirklich tragisches Echo.

„So erfülle sich mein Geschick!" rief Röschen feierlich und biß sich auf die Lippen — dann aber mußte sie doch lachen, sah ihren Vetter muthwillig an und sagte: „Wie konntest Du mir weiß machen, Du hättest kein Verständniß für Romane und Dein Licht unter den Scheffel stellen — Du gehst ja bewunderungswürdig auf meine Intentionen ein."

„Ich mache Fortschritte unter Deiner Leitung", erwiederte Alfred etwas bitter.

„Sehr schmeichelhaft für mich. Doch wenn das wahr ist, so laß uns, diese kostbaren Fortschritte nicht zu hemmen, nun um so geschwinder zum zweiten Theil unseres Romans übergehen, welcher hoffentlich noch größeres Interesse für Dir erweckt, da ich die Ehre haben werde, Dir gleich auf der ersten Seite den Helden desselben vorzustellen."

„Ah, wir gehen zu einem Helden über."

„Nur der Abwechselung wegen", antwortete Röschen treuherzig.

„Doch hast Du den Stoff zu dieser Abwechselung schon längst in Bereitschaft?"

„Man muß immer nach einem Plan arbeiten, darüber sind alle großen Schriftsteller einig", sagte Röschen würdevoll. „Wie könntest Du daran zweifeln — natürlich hatte ich ihn in Bereitschaft — und was für einen, o Alfred, nie gab es einen edleren Helden für die Feder eines Romanschreibers, ganz so, wie ich ihn zuweilen in sehr stürmischen und sehnsuchtsvollen Träumen geträumt, der von mir all meine Gedanken, Gefühle, meine Treue, meinen Glauben, die Hingabe meines ganzen Wesens

empfangen wollte, allein um dieses Wesens selbst willen, und so auch sich mir ganz zurückgäbe!"

Röschens Stimme verklang sehr leise und ihre Wange glühte, indem sie ihre Augen gewaltsam auf Alfred gerichtet hielt.

Alfred wurde noch einmal magnetisch in diesen Blick gezogen, noch einmal ruhten ihre weichen Hände sanft in den seinen — doch nur einen Moment lang, ihr nächstes Wort scheuchte ihn wieder auf.

„Die Erfüllung dieses Traumes hielt ich stets für eine Unmöglichkeit", fuhr sie in dem früheren übermüthigen Tone fort, „und je unerreichbarer, desto theurer ward er mir — Du kennst ja die alte Geschichte von den goldnen Aepfeln — doch heute, Alfred — heute Morgen, juble mit mir, plötzlich vom Himmel herabgefallen lag sie zu meinen Füßen in Gestalt eines wunderschönen Ritters."

„Eines Ritters?!"

„Ja, Alfred — eines Ritters, ganz so, wie Du mir vorin gerathen, einen solchen zu Trutz und Schutz für mich auszuwählen. Eines Ritters ohne Furcht und Tadel, eines Mannes, ganz Ideal, wie ich von ihm geträumt, der mich allein um meines edlen liebenden Herzens willen liebt und keinen Pfifferling nach all meinen sonst so hoch verehrten Geldsäcken fragt."

„Darf man seinen Namen erfahren?" frug Alfred und bemühte sich umsonst, sich dabei einen brüderlichen Anschein zu geben.

„Kannst Du ihn nicht aus meinen Augen lesen?" sagte Röschen lachend.

„Die Aufgabe geht über meine Kräfte."

„So rathe!"

„Ich will's versuchen. Brandenstein?"

„Falsch gerathen! falsch — viel höher hinauf!"

Alfred zuckte die Achseln. „Du hast so viele Verehrer, daß ich einen ganzen Tag lang rathen könnte, ohne den richtigen zu treffen."

„Das wäre für Deine Zunge und meine Ohren doch zu viel verlangt. — So höre denn und staune. Der Ritter meines Herzens, der edle Kämpe für mein wahres Wohl, der mich liebt mit aller Leidenschaft und Uneigennützigkeit meiner kühnsten Hoffnungen — der mir heute Morgen punct zwölf Uhr die Ehre gegeben, mir mit seiner Liebe die erlauchte Krone seines stammväterlichen Hauses anzutragen, ist Herr Georg François Guilbert, Graf Rosseli!"

Alfred wußte nicht mehr in wie weit er seinen Ohren Vertrauen schenken sollte.

„Und jetzt, mein theurer Vetter", fuhr Röschen mit gräflichem Anstand fort, „nachdem Du mir getreulich durch den zweiten Theil meines Romans gefolgt, nämlich bis zu dem Augenblick, in welchem er durch eine glückliche Vereinigung zweier gleich werthvoller Herzen endet, bitte ich Dich zur Verherrlichung des Schlusses noch um den Dienst, von dem ich Dir andeutete, daß er in Verbindung mit dem von Dir erbetenen guten Rath stehen könnte."

Alfred antwortete nur durch eine stumme Neigung des Kopfes. Er war wie betäubt.

„Der Graf schwor mir reine, heiße, ewige Liebe. Das versteht sich eigentlich von selbst und ich würde von diesen Versicherungen gar nicht weiter sprechen, wären sie nicht die Grundlage einer wunderbaren, in diesem Augenblick meine ganze Seele erfüllenden Idee. Durch zweifelvolle Einwürfe, die ich theils aus angeborener Bescheidenheit machte, theils um die Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen prüfend an das Licht zu ziehen, gelang es mir, ihn auf die Höhe eines Ausrufs zu treiben, der eine ganze Welt voll Wonne und innigster Befriedigung zu meinen Füßen ausbreitete, zu dem Ausruf, er wünsche nichts sehnlicher, als ich sei ein armes Bettelkind wie in den Märchenbüchern und er ein großer, reicher, mächtiger König, damit er mich als seine Königin auf seinen Thron erheben könnte. Ist das nicht fabelhaft edel?"

„Ohne Zweifel!"

„Ganz so wie ich wünsche geliebt zu sein."

„Ganz so!"

„Du begreifst, Alfred", rief Röschen triumphirend, „daß ich ewig seiner unwürdig wäre, bliebe ich hinter diesem Edelmuth nur einen Schritt zurück. Nein, dieser Phönix von Mann soll Gelegenheit finden, mich ganz so glücklich zu machen wie er es verdient. Verstehst Du?"

„Du willst etwas Großes thun."

„Ja, das will ich, mein ganzes Vermögen will ich in drei Theile theilen. Drei müssen es sein, die Drei war immer eine heilige Zahl — das sehen wir an den Grazien, den Furien, den Sirenen, den alten Götterherrschern, den Regionen des Hades u. s. w. Und wenn ich also mein Geld in besagte Theile getheilt habe, so sollst Du mir helfen, jeden einzelnen auf seine besondere Art los zu werden."

Alfred hörte athemlos.

„Siehst Du", fuhr Röschen fort, strahlend vor Vergnügen, „der gute Onkel wird nichts von diesem Loswerden wissen wollen. Er hat sich mit Aufopferung seiner besten Zeit und Kräfte, Gott allein weiß wie uneigennützig, die Aufgabe gestellt, meine Einnahmebücher immer dicker und meine Geldsäcke immer schwerer zu machen. Ich weiß ja, wie sie gewachsen sind, seitdem ich und sie in seine Hände gelegt wurden. Er hat mir auch oft gesagt, wie glücklich es ihn mache, so für mich sorgen zu können, welch glänzende Erwartungen er für meine Zukunft daran knüpfe — ihn würde es wahrlich nicht wundern, wenn ich plötzlich eine leibhaftige Prinzessin würde. Das Alles soll er nun hergeben, soll sich trennen von dem Stolz seiner Bemühungen und Hoffnungen; denn ich weiß, er ist stolz darauf aus innigster Liebe zu mir — doch nein, nicht Alles — etwas muß ihm bleiben, das wäre ihm ganz allein schon meine tiefempfundene Dankbarkeit schuldig — das Uebrige aber muß fort, ich kann nicht helfen."

„Wohin, Röschen, wohin?"

„Zwei Theile unter all unsere Verwandten, Alfred. Ich habe mir eine Liste gemacht von ihren Namen und Verhältnissen, es sind arme Leute genug dabei, denen mit einer mäßigen Summe für ihr ganzes Leben geholfen wird. Sie haben gewiß schon manchmal seufzend daran gedacht, daß ich sehr viel und sie nichts besitzen, und daß es sehr angenehm wäre, wenn ich schon recht alt geworden und ein Testament gemacht hätte, welches sie nicht vergessen. Denke Dir nun die Freude für mich und sie, wenn ich sie wohlhabend, vielleicht dadurch glücklich machen und dabei so lange ich lebe ihr Glück mit und also doppelt genießen kann. Von dem dritten Theil aber bauen wir in Meinthal, das der Onkel mir so glücklich angekauft, ein Hospital und Waisenhaus, das der liebe Gott segne und allezeit in seinen Schutz nehme — und das, Alfred, ist Deines Vaters Theil, ich weiß, er wird's mit Wonne verwalten, und allen, die das Elend in seine Arme führt, ein treuer Vater sein."

„O, Röschen!" rief Alfred und fest hielt er jetzt ihre Hände und preßte sein heißes Gesicht hinein, und sie fühlte, wie seine Thränen flossen. „Und all diesen Glanz, diesen Reichthum, diese Schätze willst Du von Dir werfen?"

„Alles? Nein, doch nicht ganz Alles", sagte Röschen lachend. „Denn wenn mich der Herr Graf unter solchen Umständen nicht zu seiner erlauchten Herzenskönigin zu machen gedächte, und mir sämmtliche Verehrer wie er den Rücken kehrten, würde sich die Rolle des Bettelmädchens doch etwas allzu jämmerlich für mich spielen. Nein, ich behalte mein holdes Schlößchen Meinthal — mit seinen grünen Wäldern und seinem ruhigen lieben dunklen See. Dort fliehe ich hin, wollt Ihr mich nicht mehr haben, und spinne mich ein bis an mein seliges Ende, und da ich einmal bei frommen Vermächtnissen bin, so mag's ein Fideicommiß werden für alle alten Jungfern unserer Familie, an die denkt doch sonst Niemand. Jetzt aber, Alfred, den Dienst, den Dienst, hilf mir den guten Onkel überreden. Denkst Du, daß es gehen wird?"

„Es wird, es muß gehen, Röschen."

„So bin ich morgen das glücklichste Menschenkind auf der ganzen Welt!" rief Röschen.

„Und ich?" sagte Alfred und wagte es, die kleine Cousine in seine Arme zu schließen.

„Du, Alfred", erwiederte Röschen und sprang, sich schnell von ihm losmachend, auf, „ei siehst Du wohl, an Dein Glück hatte ich wieder einmal gar nicht gedacht, eben so wenig als daran, daß ich versprochen habe, mit Löwens ins Theater zu gehen, und dazu noch sehr viel Toilette machen muß."

Und ein flatterndes Röschen flog sie den Berg hinab und Alfred vermochte sie kaum zu erreichen, um ihr auf das ungeduldig stampfende Pferd zu helfen.

Pünctlich um zwölf Uhr am nächsten Morgen hielt der Staatswagen des Herrn Grafen Rosseli vor der Thüre des Präsidenten. Als der Graf ausstieg, fuhr ein anderer Wagen vorüber. Ein Herr und eine Dame saßen darin. Der Herr erblickte den Grafen, befahl zu halten, der Graf erkannte Herrn von Schönfels und trat grüßend an den Wagenschlag.

Herr von Schönfels wandte sich an seine Begleiterin und sagte mit dem liebenswürdigsten Lächeln von der Welt: „Ich ergreife die Gelegenheit im Fluge, theure Fanny, Ihnen einen meiner besten Freunde vorzustellen. Sie sehen in mir", fuhr er zu Rosseli fort, „mein lieber Graf, den Glücklichsten aller Sterblichen. Fräulein Fanny Müller ist meine Braut. Ich weiß, Sie würden mich beneiden, ließe Ihnen das Schicksal nicht zu gleicher Zeit ein so außerordentliches Glück zu Theil werden als ich selbst empfangen."

Herr Graf Rosseli machte einige sehr verbindliche Verbeugungen — und gratulirte von Herzen — ganz aufrichtig — während er im Stillen einige nicht allzu schmeichelhafte Vergleiche zwischen Röschen und der sehr verlegnen, hocherröthenden, stammelnden Fräulein Müller zog.

Dann eilte er die Treppen hinauf und wurde in einen Salon geführt, in welchem ihn Röschen erwartete. Sie empfing ihn mit reizender Liebenswürdigkeit und einer gewissen Feierlichkeit, die den glücklichen Grafen vollends in seinen Bräutigamsgefühlen bestärkten.

Entzückt, begeistert, war er sogleich bereit, auf seine Kniee zu sinken, das beseligende Ja von ihren holden Lippen zu empfangen. Doch Röschen hielt ihn zurück.

„Halten Sie ein, Herr Graf", sagte sie. „Erlauben Sie mir, Sie an das Versprechen zu erinnern, das ich Ihnen gestern gab. Nicht eher werde ich mich dem Glück hingeben, Ihnen anzugehören, als Sie Beweise haben, daß ich dessen würdig bin. Sie ließen mich gestern einen so tiefen Blick in Ihr Herz werfen, daß ich, wie ich schon die Ehre hatte, Ihnen zu sagen, überzeugt bin, in Ihnen das Ideal edler Gesinnung, meiner kühnsten Wünsche gefunden zu haben. Ach, Herr Graf, Sie sprachen ein Wort aus, ein Wort, welches der Unsterblichkeit angehören wird nach dem Erfolg, den ich ihm zu bereiten gedenke." Der Graf war geschmeichelt, bezaubert, doch mehr als Alles genirt. Er mußte auf seine Ehre nicht mehr, was er am Tage vorher gesprochen.

„Wiederholen Sie dies Wort, Herr Graf, o lassen Sie es mich noch einmal hören."

Der Graf wurde verlegen.

„Nur noch einmal — ich flehe Sie an", sagte Röschen mit schmelzender Stimme und faltete die Hände.

Der Graf zupfte verzweifelt an seinen Manschetten. — „Was Teufel habe ich denn nur Edelmüthiges gesagt", dachte er, „ich kann mich doch wahrhaftig nicht blamiren und ihr gestehen, daß ich nichts mehr davon weiß."

„Sie sind bescheiden, Sie verschmähen, Ihr eigner Lobredner zu sein", sagte Röschen, „o, ich begreife diese neue Zartheit, sie erhöht nur meine Bewunderung für Sie. Nein, Sie haben Recht, sprechen wir das große Wort nicht wieder aus, entweihen wir es nicht. Lassen wir allein die Thaten reden, die es hervorgebracht. Der Augenblick ist gekommen — prüfen Sie, ob ich es werth bin, die Ihre zu sein! Folgen Sie mir."

Röschen trocknete einige Thränen der Rührung, wobei ihre Zähne in verderbliche Berührung mit ihrem Taschentuch kamen und öffnete eine Thüre des Salons, die in das Arbeitszimmer ihres Onkels führte. Zwei fremde Notare, ihr Onkel, dessen Secretair und Alfred befanden sich darin.

Röschen nahm ein bereit liegendes Actenstück vom Tisch und reichte es einem der Notare.

„Lesen Sie, mein Herr", sagte sie feierlich. „Der Herr Graf Rosseli wird die Güte haben, diese Urkunde als erster Zeuge zu unterschreiben."

Der Graf verbeugte sich anmuthig. Ein strahlendes Lächeln verscheuchte die Wolken, die sich während der letzten fünf Minuten auf seiner Stirn gesammelt.

„Es ist richtig", dachte er, „sie verschreibt mir ihr Vermögen, das gute Kind!" Und ein aufrichtiger Strahl von Innigkeit brach aus seinen Augen hervor nach der Richtung hin, in welcher Röschen stand.

Der Notar aber nahm ruhig das kostbare Document und las mit kalter Geschäftsstimme: „Ich Rosa Leonore Franziska Beck u. s. w. treffe mit Bewilligung meines Onkels und Vormunds, des Herrn Präsidenten Karl Gustav Beck, folgende Verfügung über mein Vermögen" rc.: es folgte die ausführliche Bestimmung der einzelnen Summen wie Röschen sie am Tage zuvor angedeutet.

Röschen unterschrieb, reichte mit triumphirendem Lächeln dem Grafen die Feder und flüsterte ihm zu: „Jetzt bin ich ein wahrhaftes Bettelkind — nun mein König, machen Sie mich zu Ihrer Königin!"

Dem Grafen wurde es schwarz vor den Augen, seine Hand zitterte so heftig, daß er die Tinte aufs Papier verschüttete und kaum im Stande war, seinen Namen fertig zu schreiben.

Die Beck ohne Geld! Gerechter Gott! Er fühlte Aller Augen auf sich ruhen. Röschen schien Ausbrüche des Entzückens von ihm zu erwarten, er mußte etwas thun, sagen — aber was? Fortlaufen unmöglich — dableiben, sprechen, ihr danken vielleicht — Bräutigam spielen — noch unmöglicher — er schwindelte vor Angst und Aerger. Seine Stirn überzog sich mit feuchter Kälte, er schwankte.

„Mein Gott!“ rief Röschen, „die Freude tödtet ihn.“

„Ja, ja, die Freude, das Glück raubt mir die Sinne“, hauchte der Graf, und halb Natur, halb Kunst, sank er in Ohnmacht.

Man brachte ihn auf ein Sopha, schickte nach dem Arzt, er wurde in eine Sänfte gepackt und nach Hause getragen.

Alfred hatte den Transport des Grafen geleitet; als er die Treppe wieder heraufstieg, wurde ein Brief an Röschen abgegeben. Er übernahm ihn und brachte ihn zu ihr.

Sie erbrach ihn und las, dann reichte sie ihn Alfred und sagte: „von Brandenstein“.

Es war ein Heirathsantrag in bester Form.

Alfred las ihn, seine seit gestern so helle Stirn umwölkte sich noch einmal.

„Soll ich den auch auf die Probe stellen?“ fragte Röschen.

„Er würde sie bestehen“, erwiederte Alfred ernst und mit einem Anflug seiner alten traurigen Zurückhaltung. „Brandenstein ist ein edler Mensch, ich weiß es, daß er Dich liebt.“

„Wenn ich aber nun gar nicht möchte, daß er die Probe bestände?“

„Röschen!“

„Wenn er vielleicht viel Talent hat, mich zu lieben — aber ich nicht ihn — wenn ich nun möchte, daß keiner von all den schönen Herren, die mir den Hof machen, die Probe bestände!“

„Du liebst also Keinen?“

„Ich liebe Keinen! Ach guter Gott, ich liebe wohl, Einen, und gar nicht wenig, aber leider Einen, der mir niemals den Hof gemacht hat und, wie es scheint, auch niemals machen wird.“

„Röschen, o Röschen! Wenn ich dieser Eine wäre! Es ist Wahnsinn, nicht wahr, aber seit gestern wage ich an diese Seligkeit zu glauben!“

„Nun, Gott sei Dank, daß Du endlich so weit gekommen bist“, sagte Röschen, fest von seinen Armen umschlungen, und blickte in Thränen lächelnd zu seinen glücklichen Gesicht empor, „aber von der Seligkeit zu sprechen, an welche Du nun zu glauben wagst, so mußt Du gestehen, daß Du es mir sauer genug gemacht hast, Dich hinein zu versetzen.“

Die Uhr schlug vier.

Erzählung nach einem wahren Criminalfall von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Erst gegen zwei Uhr nach Mitternacht stellte sich bei Jung und Alt das Bedürfniß nach Ruhe ein. Man traf Anstalt zu Trennung und Aufbruch, und als die Neuvermählten sich unbemerkt in ihre Gemächer zurückgezogen hatten, entfernten sich alle nicht im Schlosse wohnenden Gäste nach und nach.

Der alte General war in heiterster Laune und entließ Vornehme und Geringe mit herablassender Freundlichkeit. Am spätesten brachen der Amtmann mit seiner etwas sehr corpulenten Frau, der Pastor, welcher das glückliche Paar getraut hatte, und Walderow auf. Außer dem General geleiteten diese Personen Alexis und Baron von Halben mit auf die große Flur des Schlosses, an deren Wänden Armleuchter angebracht waren, auf denen die Wachskerzen jetzt etwas düster brannten. Alexis bot den Herren aus seiner Dose Cigarren an. Einige langten dankend zu, Andere, wie der Amtmann, der sich schon auf seine Meerschaumpfeife freute, lehnten ab. Auch der Baron nahm von dem jungen Grafen keine Cigarren an, indem er sagte, er sei bereits versehen. Mac Allan hatte seit einer halben Stunde Niemand mehr gesehen.

Als der Wagen vorfuhr, den Holberg mit seiner Frau und der Pastor besteigen sollten, trat Kurt zu dem General, drückte dessen Hand und sagte schnell:

„Ich darf mich also darauf verlassen, Excellenz?“

„Ganz gewiß, Vetter!“

„Es wäre mir zu unangenehm, wenn es ausbliebe! Ich habe mich die ganze Zeit darauf gefreut.“

„Deine Freude soll Dir nicht verdorben werden.“

„Und wegen der andern Geschichte haben Sie gütigst Nachsicht mit mir? Sie können sich ja denken...“

„So laß doch endlich einmal das Entschuldigen sein“, unterbrach ihn Graf Bornheim. „Es kommt ja gar nicht auf die Bagatelle an.“

„Der Bursche des Herrn Hauptmanns ist zuverlässig“, nahm Kurt noch einmal das Wort, die Schwelle des Schlosses überschreitend. „Auch ist er von seinem Gebieter schon unterrichtet.“

„Gut, Pathe, gut“, versetzte der alte Graf. „Dein Fuchs wird ungeduldig, haut das Pflaster und wiehert. Mach daß Du fort kommst und das Gut eher erreichst als der Amtmann mit seiner Begleitung. Sie sind Alle müde, ich sah's ihnen an, und wenn Martin, wie ich befohlen habe, den Sandweg an der Küste einschlägt und nicht zu rasch fährt, geht dem guten Holberg unterwegs vor Müdigkeit gewiß die Pfeife aus. Für Franz, der Deinen Auftrag besorgen soll, habe ich meinen eigenen Schimmelhengst satteln lassen, der einem Blitze gleich die Luft durchschneidet. Er besteigt ihn, sobald hier Alles geordnet ist.“

Walderow dankte seinem Pathen nochmals durch einen Händedruck, schwang sich in den Sattel und sprengte aus dem Schloßhofe. Der Wagen des Amtmannes war nicht mehr zu erkennen, nur das Knirschen der Räder im Sande hörte er noch, wie er links nach der kürzeren, für Wagen schlecht zu passirenden Landstraße abbog.

Diese Straße durchschnitt eine öde, mit vielen erratischen Granitblöcken besäete Haidestrecke, die von einem kleinen Wäldchen begrenzt war. Jenseit dieses Wäldchens lag in einer Entfernung von kaum zehn Minuten das gräflich Bornheimsche Rittergut, der Wohnort sowohl Walderows wie des Amtmannes.

Vom Meere südwärts durchschnitt eine schmale, aber gut erhaltene Chaussee ebenfalls die erwähnte Haide und führte nach der etwa drei kleine Meilen von Schloß Bornheim entfernten Provinzialstadt, wo vor einigen Wochen der Oberinspector die Post bestiegen hatte, um sich im Auftrage des Generals nach der Residenz zu verfügen.

Kurt fühlte sich, während er einsam durch die nur von leichtem Winde bewegte, sehr finstere Nacht ritt, zum ersten Male seit Wochen wieder erleichtert. Er hatte sich dem Grafen, seinem väterlichen Wohlthäter entdeckt und von diesem, obwohl er ihm nicht die Wahrheit sagte, statt eines Verweises eine scherzhafte Antwort erhalten. Damit war Zeit gewonnen. Die etwaigen Fragen des Amtmannes, die Kurt bis jetzt gescheut hatte, weil sie ihn eben so sehr verletzten als peinigten, ließen sich offen beantworten, und was sonst etwa noch zu besorgen übrig blieb, das auszugleichen oder doch Mittel zur Ausgleichung aufzutreiben, mußte sich während des Winters vielfältige Gelegenheit finden.

Walderow ritt sehr schnell, bald in scharfem Trabe, bald Galopp. Er hatte keine Ruhe mehr und wollte sich gern ein wenig verschnaufen, ehe der Wagen mit seinen müden Insassen das Rittergut erreichte.

Eben hatte er das Holz erreicht, wo er den Schritt seines Fuchses wegen des unebenen, von Baumwurzeln gekreuzten Weges mäßigte, als er in beträchtlicher Entfernung einen Schuß fallen hörte.

Kurt hielt seinen Renner, der erschrocken seitwärts sprang, an und horchte. Der Schuß kam offenbar von der Haide her, und doch wußte er nicht, wie er sich ihn so spät in der Nacht erklären sollte. Er ließ dem Fuchse wieder den Zügel, und als er noch einige Schritte weit geritten war, schlug die Uhr auf dem Kirchthurme des nahen Dorfes, an dessen Anfange das Gut lag, die vierte Morgenstunde.

Das Hofgesinde hatte den Schuß nicht gehört, dagegen war er von dem Amtmanne und seinen Begleitern deutlich vernommen worden. Der Knall hatte die friedlich Eingeschlafenen allesammt erweckt. Martin, der Kutscher, behauptete den Blitz des Pulvers deutlich gesehen, auch den Hufschlag eines galoppirenden Pferdes gehört zu haben, das sich dem Schalle nach südwärts entfernt haben mußte.

„Einige Minuten darauf schlug die Thurmuhr vier“, setzte Martin hinzu, vom Bocke springend und die Pferde ausspannend.

Walderow öffnete den Wagenschlag und half der Frau Amtmännin beim Aussteigen.

„Sie bleiben diese Nacht bei uns, Herr Pastor“, sagte die dicke Frau. „Bei Ihnen schläft doch längst schon Alles, und wozu sollen Sie die armen Menschen in ihrem besten Morgenschlafe stören? Unsere Gastbetten stehen schon zu lange leer; sie werden sich freuen, wenn sie einmal die Ehre haben benutzt zu werden. — Gute Nacht, Herr Inspector!“

Walderow erwiederte den Wunsch der guten Frau, der Pastor rief ihm ein „Gott schütze Sie!“ nach und der Amtmann, der seine Pfeife nicht hatte ausrauchen können, brummte Worte in den Bart, die Kurt nicht verstand.

Eine Viertelstunde später herrschte auf dem Rittergute die tiefste Ruhe.

5.

In Schloß Bornheim war nach der Abfahrt des Amtmannes ebenfalls das geräuschvolle Leben schnell erstorben. Die verschiedenen Bewohner des weitläufigen Baues suchten ihre Zimmer auf, und wenn sich auch nicht Alle sogleich der Ruhe überließen, so bereitete sich doch Jeder darauf vor. Graf Bornheim der Aeltere hatte sich bereits auf der Schloßflur von seinem Sohne und dem Baron von Halben verabschiedet.

„Sanfte Ruhe brauche ich Euch wohl nicht zu wünschen“, fügte er hinzu, „denn ich meine, der Schlaf muß Euch nach so angestrengten Strapatzen überwältigen, sobald Ihr aufhört Euch zu bewegen. Morgen beim Frühstück, das nicht zu zeitig servirt werden soll, hoffe ich Euch im besten Wohlsein wieder zu sehen.“

Alexis und sein intimer Freund standen noch, Beide Cigarren rauchend, auf der Flur, als der Graf schon die Treppe hinaufstieg. Auf dem Schloßhofe waren noch ein paar Knechte bei den Ställen beschäftigt.

Graf Bornheim unterhielt sich noch einige Zeit mit seiner Gemahlin über mancherlei Arrangements, die vor der Abreise des jungen Paares getroffen werden sollten. Die Abreise selbst war bereits festgesetzt, und obwohl namentlich die Gräfin ihre Tochter gern noch längere Zeit bei sich behalten hätte, machte sie doch keine Einwände, da sie wohl einsah, daß ein längeres Hinausschieben der Reise diese gefahrvoll machen konnte; denn man befand sich in der Zeit der Herbsttag- und Nachtgleiche, wo die Aequinoctialstürme sich einzustellen pflegen.

Die Uhr war wenige Minuten vor drei, als Walderow aus dem Schloßhofe sprengte. Graf Bornheim hatte seine eigene Taschenuhr gezogen, wie er dem Vetter zum Abschiede die Hand reichte. Wie er nun die seidenen Bettvorhänge zuzog, um sich endlich der Nachtruhe hinzugeben, störte ihn ein Geräusch, das er sich durchaus nicht zu erklären vermochte. Es klang fast wie das monotone Ticken des Holzwurmes, der sogenannten Todtenuhr, nur stärker. Der Graf lauschte, hob den Kopf aus den Kissen, faltete die Vorhänge auseinander und strengte Auge und Ohr noch mehr an, um die Ursache des ihm unerklärlichen Geräusches zu ermitteln. Dies wollte ihm jedoch nicht gelingen. Nur so viel glaubte er wahrzunehmen, daß es in einem entfernteren Theile des Schlosses war. Er nahm an, es komme aus einem der Gastzimmer und rühre von irgend einer Bewegung her, die einem noch Wachen zum Zeitvertreib dienen möge.

Wieder schloß der Graf die Vorhänge, die Müdigkeit überwältigte ihn und der Schlaf senkte sich auf seine Augenlider. Da schreckte ihn der helle Klang einer wohlbekannten Glocke auf, dem unmittelbar darauf das lärmende Gebimmel eines Weckers folgte. Dies war so laut und währte so lange, daß jeder nicht sehr feste Schläfer des Schlosses davon geweckt werden mußte.

Der Graf erhob sich noch während des Gelärms der Glocke mit dem Ausrufe:

„Wie ist das möglich! Die Uhr geht nicht seit fast zwei Jahren, und heute weckt sie von selbst um die gewöhnliche Morgenstunde!“

Er griff mechanisch nach seiner goldenen Repetiruhr. Diese zeigte drei Minuten nach vier.

Als die Glocke zu bimmeln aufhörte, ward es wieder still wie zuvor, nur ein paar Thüren im ersten Stock wurden vorsichtig geöffnet und wieder geschlossen.

Der Graf lauschte noch einige Sekunden, um zu hören, ob sich sonst irgend etwas im Schlosse rühre. Dabei fiel ihm auf, daß das Geräusch von vorhin sich nicht mehr hören ließ. Er wußte jetzt eine Erklärung dafür, aber er wollte auch wissen, ob seine Vermuthung

sich bestätige. Schnell warf er seinen Hausrock über, zündete Licht an, nahm seine Repetiruhr und stieg die Treppe hinab, um in die Thurmhalle zu treten.

Er beleuchtete das Zifferblatt der alten Uhr in dem hohen, kunstvoll geschnitzten Gehäuse von Nußbaumholz. Die Uhr stand, aber der Stundenzeiger wies auf vier, während er noch vor wenigen Tagen auf drei Uhr zwölf Minuten gewiesen hatte. Die Uhr mußte also gegangen sein und das tickende Geräusch, das er sich nicht zu deuten gewußt hatte, rührte von dem tactmäßigen Schwingen des Pendels her.

In dem Allen lag nichts Räthselhaftes, ein Grund aber mußte doch vorhanden sein, welcher die so lange stehende Uhr auf einmal zum Gehen gebracht hatte. Diesen ausfindig zu machen, war jetzt Wunsch und Absicht des Grafen.

Es stellte das mitgebrachte brennende Licht auf einen schmalen Pfeilertisch und legte seine goldene Uhr daneben. Dann öffnete er die Thür des Gehäuses. Geh- und Schlaggewichte nebst dem Wecker waren vollständig abgelaufen.

Sinnend schloß der Graf die Thür wieder. Er hätte den Versuch machen und die Uhr aufziehen können, um zu sehen, ob sie abermals in Gang zu bringen sei, aber ein dunkles Gefühl hielt ihn davon zurück. Es war nicht etwa Furcht, denn der beherzte General war ein völlig vorurtheilsfreier Mann; nur der Gedanke, es lasse sich die eigentliche Ursache der von selbst wieder zum Gehen kommenden Uhr vielleicht eher entdecken, wenn man sie jetzt nicht weiter berühre, ließ ihn die Thür behutsam wieder zudrücken. Die Uhr war gerade funfzig Minuten gegangen; irgend eine bewegende Kraft mußte also den nicht von selbst schwingenden Pendel zum Schwingen gebracht haben und diese Kraft wünschte der Graf schon deshalb kennen zu lernen, um etwaige Glossen einzelner Schloßbewohner, die schwerlich ausblieben, damit auf ihren wahren Werth zurückführen zu können.

Graf von Bornheim wußte schon jetzt, daß bei grauendem Tage das ganze Schloßgesinde die Köpfe zusammenstecken und das sinnloseste Zeug von Anzeichen fabeln werde, die sich natürlich auf die Zukunft und die Schicksale des neuvermählten Paares beziehen müßten. Er selbst glaubte weder an Anzeichen noch Wunder, weil er beide für unmöglich hielt, und eben deshalb wollte und mußte er wissen, auf welche Weise der Mechanismus der Uhr in Bewegung gerathen war.

Das Licht wieder aufnehmend, beleuchtete er das Gehäuse von allen Seiten, öffnete noch ein paar Mal die Thür desselben und fand, daß sie sich in der Fuge etwas klemmte. Früher — dessen erinnerte sich der Schloßherr sehr genau — hatte sie sich ungemein leicht öffnen und schließen lassen.

Später beleuchtete er den Fußboden. Dieser bestand aus quadrirten schwarz und weißen Holzbohlen. Dicht bei der Uhr traf sein Blick auf weiße Cigarrenasche, und jetzt fiel ihm auch der starke Geruch von gerauchten Cigarren auf, welcher die Thurmhalle erfüllte. Dieser Geruch hatte nichts Unangenehmes, denn er rührte von der feinsten Sorte echter Manilla-Cigarren her.

Bei dieser Entdeckung lächelte Graf Bornheim.

„Die jungen Herren!“ sprach er, seine Uhr wieder aufnehmend. „In ihrer übermüthigen Laune können sie das Necken nicht lassen, und wäre die Stunde dazu noch so unpassend gewählt... Aber dem schalkhaften Baron sieht das ganz ähnlich, und Alexis kann Niemand etwas abschlagen... Gut, daß die Sache sich so einfach erklären läßt. Es wird damit alles unnütze Gerede gleich im Keime erstickt. Im Geheim will ich aber doch beiden jungen Herren schon Morgen dieses — Knabenstreiches wegen den Kopf waschen.“

Möglichst geräuschlos ging der Graf zurück in sein Schlafgemach und der Rest der Nacht verlief im Schlosse ohne jede weitere Störung.

Am andern Tage kurz vor Mittag sprengte ein Reitknecht des Grafen von Bornheim auf schaumbedecktem Rosse in den Hof des Rittergutes, wo Kurt Walderow und der Amtmann mit seinen Secretairen ihren Wohnsitz hatten, fragte nach Holberg und überreichte diesem ein in größter Eile und mit unsicherer Hand geschriebenes Billet, das folgende wenige Worte enthielt:

„Lieber Amtmann!

Sobald Sie diese Zeilen gelesen haben, ersuche ich Sie zu mir zu kommen. Es ist ein Unglück passirt und Ihre Gegenwart im Schlosse durchaus nöthig. Eilen Sie, so viel Sie können!

Ihr wohlaffectionirter

Albrecht, Graf von Bornheim.“

Holberg erschrak über diese Mittheilung, die er sich durch nichts zu deuten wußte.

„Darf ich den Herrn Amtmann anmelden?“ fragte der Reitknecht, der schon wieder im Sattel saß. „Ich darf mich keine Secunde länger wie nöthig aufhalten.“

„Ich folge Dir auf dem Fuße“, versetzte Holberg, machte seine Frau mit dem Befehle des Grafen bekannt und rollte einige Minuten später in seinem Wagen den Sandweg hinunter, der an der Seeküste fortlief. Walderow hatte der Amtmann nicht gesprochen, wie der junge Mann ihm auch an diesem Tage noch nicht einmal zu Gesicht gekommen war.

In Bornheim herrschte große Verwirrung. Die Frauen schwammen in Thränen, die Männer hingen ihren Gedanken nach, ohne diese gegen einander auszutauschen. Lord Duncan war gar nicht sichtbar.

Der Graf von Bornheim empfing seinen Amtmann fast auf derselben Stelle, wo er in vergangener Nacht von ihm geschieden war. Man sah es dem edlen Greise an, daß ein außerordentliches Ereigniß ihn tief erschüttert haben mußte.

„Was ist denn geschehen, Excellenz?“ redete Holberg den General an, mit jugendlicher Behendigkeit aus dem Wagen springend und mit der linken Hand an seine Rocktasche klopfend. „Ich bin so schnell aufgebrochen, daß ich wahrhaftig meine Meerschaumpfeife vergessen habe!“

„Ich werde Ihnen aushelfen, lieber Holberg“, versetzte der Graf, „und danke Ihnen für Ihren Diensteifer. In meinem Cabinet sollen Sie Alles erfahren.“

Hier angekommen nöthigte der Graf den etwas echauffirten Amtmann zum Niedersetzen, während er selbst vor innerer Bewegung nirgends Ruhe finden konnte.

„Denken Sie sich das Entsetzliche, bester Holberg“, sprach der Graf, „in dieser unseligen Nacht ist der nächste Anverwandte meines Schwiegersohnes, der wortkarge, stolze Schotte Mac Allan ermordet worden!“

„Ermordet? Hier im Schlosse?“

„Gott Lob und Dank, nein! Eine halbe Stunde von hier... Draußen auf der Haide.“

„Wie kam der Schotte dorthin?“

„Mir völlig unbegreiflich! Niemand hat den Mann fortgehen sehen, Niemand ihn vermißt! Lord Duncan selbst hatte keine Ahnung davon, daß er nicht auf seinem Zimmer sei.“

„Wenn sah man den Unglücklichen zuletzt im Schlosse?"

„Nach Beendigung des Cotillons verließ er den Saal, und da er sich nicht wieder zeigte, glaubten wir, er habe sich etwas früher auf sein Zimmer zurückgezogen."

„Wer fand seine Leiche?"

„Fischer, welche nach der Stadt gingen. Uebrigens ist er noch am Leben, nur leider sprachlos und ohne Bewußtsein."

„Ist er erschlagen und beraubt worden?"

„Eine Kugel hat ihm die linke Lunge durchbohrt und wahrscheinlich auch das Herz verletzt! Er ist rettungslos verloren."

„Also erschossen!" sprach der Amtmann langsam vor sich hin und ein furchtbarer Argwohn keimte in seinem Herzen auf, doch ließ er ihn nicht laut werden. „Erschossen!" wiederholte er. „Ich hörte in vergangener Nacht auf dem Heimwege einen Schuß fallen. Der Schall kam von der Haide her. Gleich darauf schlug die Uhr im Dorfe die vierte Morgenstunde."

„Vier?" rief der Graf. „Sie irren sich, Holberg; es kann nicht sein!"

„Wir Alle haben es gehört. Der Pastor, meine Frau, Martin. Auch den Herrn Inspector mußte der Schuß erschreckt haben, denn er sah ganz verstört aus, als er uns am Thore entgegenkam."

„Dann weiß ich nicht mehr, was ich sagen soll", fuhr der Graf auf. „Wenn Sie Recht haben, so könnte ich den Verstand verlieren!"

„Aber weshalb denn, Excellenz?"

„Die Uhr schlug vier, nachdem der Schuß gefallen war, sagen Sie, und die Uhr unten in der Thurmhalle, welche kein Mensch zum Gehen bringen konnte, hat eine volle Stunde ihren Perpendikel bewegt und schließlich ebenfalls vier geschlagen, um nach dem Schlage sofort wieder stehen zu bleiben! Da möchte man ja an Zauberei glauben, wenn sich hier ein vernünftiger Zusammenhang nicht ermitteln läßt."

Dem Amtmann ging keine Silbe des Grafen verloren.

„Was Sie beunruhigt, ja, wie es mir scheint, entsetzt", erwiederte er nach kurzem Schweigen, „das begrüße ich mit Freuden als einen Wink des Himmels, der uns vielleicht die Spur des Mörders auffinden hilft. War die Uhr aufgezogen?"

„Sie war nicht ganz abgelaufen. Auf Schlag vier war der Wecker gestellt. Sein heiseres Schellen erweckte mich und die meisten meiner Gäste aus dem ersten Schlafe."

„Steht die Uhr seitdem?"

„Wie früher."

„Und sie ist nicht aufgezogen?"

„Ich konnte mich noch nicht dazu entschließen."

„Um so besser", sagte der Amtmann. „Jetzt führen Sie mich an das Lager des beklagenswerthen Schotten."

6.

Mac Allan lag in seinem Zimmer auf der Ottomane. Um ihn beschäftigt war ein Dorfchirurgus, den man eiligst herbeigerufen hatte, und der mit Beinbrüchen und Schußwunden gut umzugehen wußte, da er lange Jahre als Feldscherer in der Armee gedient hatte. Außerdem verweilten im Zimmer des Schotten Lord Duncan und dessen Kammerdiener.

Noch lebte Mac Allan, der Chirurgus aber erklärte, menschliche Kunst vermöge hier nicht zu helfen, die Lunge sei durchbohrt und die Verblutung so stark, daß der Getroffene kaum noch Minuten zu leben habe.

Der Amtmann betrachtete mit stiller Theilnahme den Sterbenden, der nur noch ganz schwach röchelte. Er lag regungslos mit geschlossenen Augen und Lippen, und seine nicht schönen, aber scharf ausgeprägten Züge trugen den Ausdruck eines im Zorne oder doch in starker Aufregung vom Tode dahin gerafften Menschen.

Behufs der Untersuchung hatte man den Unglücklichen halb entkleidet. Der Amtmann sah den schwarzen Frack des Schotten über einer Stuhllehne hängen, und indem er das Kleidungsstück betrachtete, gewahrte er auf der linken Seite eine runde Oeffnung, die nur von der Kugel herrühren konnte. Diese Oeffnung roch nach Pulver.

„Im Ballcostüme ging Mac Allan hinaus auf die Haide?" sagte er verwundert, sein streng fragendes Auge auf den Grafen richtend. „Welche Veranlassung konnte der Mann dazu haben?"

Graf von Bornheim antwortete nicht, denn er hatte in der That nichts zu antworten.

„Er stirbt!" sprach der Chirurgus. „Die Lunge hat ausgeathmet, der Puls steht still."

Lord Duncan kniete neben dem Lager des Freundes nieder und legte lauschend sein Ohr an dessen Mund.

„Er hat vollendet", sagte er dann resignirt, stand auf und trocknete sich den Schweiß von seiner blassen Stirn.

„Können mir Ew. Herrlichkeit denn gar nichts über die Gewohnheiten dieses auf so räthselhafte Weise ums Leben gekommenen Mannes sagen?" wandte sich jetzt der Amtmann fragend an den Lord. „Welche Anziehungskraft hatte mitten in dunkler Nacht die Haide für ihn? Lebte er mit irgend Jemand in Feindschaft? Der Mörder muß fast Auge in Auge ihm gegenüber gestanden haben, sonst wäre der Pulvergeruch nicht an der Kleidung haften geblieben."

„Der Herr Amtmann haben sehr Recht", fiel hier der Chirurgus ein. „Nahe, aber höher als sein Opfer stand der Mörder. Die Kugel schlug von oben ein und hat die Lunge auf ihrem Gange von oben nach unten schräg zerrissen."

„Dann müßte dem Schändlichen einer der vielen Granitblöcke, mit denen die Haide bestreut ist, zum Standpunkte gedient haben", meinte der Graf.

„Ich werde mir später die Stelle besehen, wo Mac Allan fiel", versetzte Holberg, mit Lord Duncan, der ihm einen stillen Wink gab, sich ans Fenster zurückziehend.

„Die Frage, welche Sie eben an mich richteten", begann der Lord, „kann ich nur sehr ungenügend beantworten. Mein Freund und naher Verwandter, dessen schrecklicher Tod mich tief betrübt, war eine eigen geartete Natur. Im Hochlande geboren, unter Bewohnern seiner wildromantischen Heimath erzogen, genährt mit den Sagen und Geschichten dieses an heldenmüthigen Kämpfen und düsteren Vorgängen reichen Berglandes, klebte ihm manche echt schottische Wunderlichkeit an. Er war z. B. nicht frei von der abergläubischen Meinung, an der noch heute Tausende im Hochlande festhalten, daß wichtige Ereignisse im Leben Einzelner diesen lange vor ihrem Eintreten gleichsam durch eine Vision erkennbar würden. Daß er selbst mit dieser Eigenschaft behaftet sei, habe ich Mac Allan nie behaupten hören. Die Haide jedoch, auf der er seinen Tod finden sollte, zog ihn mächtig an, weil sie durch die auf ihr zerstreut liegenden Granitblöcke eine

allerdings große Aehnlichkeit besitzt mit der Hochlandshaide, die sich hinter dem alten Familiensitze der Mac Allan's ausbreitet. Ich weiß, daß mein armer Freund während seines Hierseins schon ein paar Mal des Nachts und zwar sehr spät hinauswanderte, um sich in der stillen Einöde so recht in seine Heimath versetzen zu können. Auch mochte ihn das Rauschen des Meeres anlocken, das man in stiller Nacht unter den Steinblöcken deutlich vernehmen kann."

„Nach Ew. Herrlichkeit Meinung war es also nur ein seltsamer Zug der Natur, welcher Mac Allan des Nachts in die Einsamkeit der Haide führte?" fragte Holberg, von des Lords Mittheilung nur wenig befriedigt. „In diesem Falle muß der Mörder sich in der Person geirrt haben."

„Die Ereignisse der vergangenen Nacht werden stets ein Geheimniß bleiben", erwiederte Lord Duncan.

Der Amtmann trat wieder zu Graf Bornheim.

„Excellenz wollen verzeihen, wenn ich Sie noch mit einigen Fragen belästigen muß", sagte er. „Sie erzählten mir vorhin die noch nicht aufgeklärte Geschichte mit der Uhr..."

„Welche so auffallend laut um vier, als wir kaum entschlummert waren, das ganze Schloß weckte?" unterbrach ihn Lord Duncan.

„Gerade diese Uhr und ihre Launen mein' ich", fuhr Holberg fort. „Ich möchte mir diesen seltsamen Wecker, der die Rolle eines Schloßkoboldes spielen zu wollen scheint, doch auch besehen."

Der Graf war bereit, den Wunsch des Amtmanns zu erfüllen. Er lud Lord Duncan ein, ihnen Gesellschaft zu leisten. Der Kammerdiener blieb bei der Leiche Mac Allans zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Die Geschichte dreier Edelsteine. Als die Schwytzer im Jahre 1476 bei Granson Herzog Karl den Kühnen von Burgund, der sie zu unterjochen trachtete, gänzlich geschlagen, befanden sich unter der reichen Beute auch drei geschnittene Diamanten, deren kostbarsten der prachtliebende Fürst höher geschätzt haben soll, denn eine Provinz seines Reiches. Allein die glücklichen Erbeuter, arme, einfältige Landleute, kannten den Werth solcher Kleinodien nicht, und diese wanderten durch viele Hände, ehe sie erkannt wurden und zuletzt nach mannichfachen Schicksalen wieder königliche Kronen zierten.

Den kostbarsten der drei Diamanten, von der Größe einer Wallnuß, verlor der fliehende Herzog auf der Landstraße. Der Finder hielt ihn für ein Stück Glas und verkaufte ihn einem Pfäfflein zu Montagny für einen Gulden. Von diesem ward er um drei Franken nach Bern verhandelt. Ein reicher Bürger dieser Stadt ward zufällig seiner ansichtig, und da er den höheren Werth des Steines wohl erkennen mochte, unterhandelte er insgeheim darüber mit dem Schultheißen Wilhelm von Dießbach, der ihm denn auch zu dem Besitze des Steines verhalf. Er zahlte fünftausend Gulden dafür und verehrte dem Schultheißen für dessen Beihülfe ein ansehnliches Geschenk. Dem Käufer mochte jedoch eine höhere Verwerthung nicht recht gelingen, und bald ging ihm das hohe Capital, das er in dieser Speculation angelegt, gar sehr zu Herzen. Deshalb ergriff er die erste Gelegenheit, schadlos wegzukommen, und überließ den Stein an reiche Genueser um Das, was er dafür gegeben. Von diesen kaufte der Mailändische Regent Ludovico Sforza den Diamanten für die damaliger Zeit sehr beträchtliche Summe von elftausend Gulden nach schweizerischem Gelde. Bei der späteren Theilung des Mailändischen Schatzes brachte Papst Julius der Zweite den Edelstein für zwanzigtausend Ducaten an sich und verleibte ihn der dreifachen Krone des geistlichen und weltlichen Friedensfürsten ein, wo er noch jetzt als Symbol der Reinheit glänzt. Lange Zeit noch galt das Glaskügelchen des armen Schwytzers für den größten und reinsten Diamanten der Christenheit, bis endlich der Kohinur aus Indien zu den Kronjuwelen Englands gebracht ward.

Der zweite Stein, welcher dem Herzog als Halsschmuck gedient, ward im Lager gefunden und von den Siegern um ein Geringes an den Kaufmann Jakob Fugger in Augsburg verkauft, den Rothschild der damaligen Zeit, der wie der heutige Rothschild mit Allem handelte. (Pikant ist, daß bei dem neulichen großen Brand in London dem sehr ehrenwerthen Baron Rothschild für fünfundzwanzigtausend Pfund Sterling Talg verbrannt ist!) Fugger verkaufte ihn um einen sehr hohen Preis an König Heinrich den Achten von England, und als dessen Tochter Maria mit dem Infanten Philipp, als nachheriger König von Spanien der Zweite dieses Namens, sich vermählte und jener Diamant unter ihrer Mitgift war, kam er so an die Familie seines ursprünglichen Herrn zurück, denn Philipp war ein Urenkel des Herzogs Karl von Burgund. Der Stein ist noch im Besitze der Krone Spaniens.

Den dritten Stein überließen die Schwytzer zu Luzern, die ihn erbeutet, an Diebold Glaser für fünftausend Gulden. Nach mannichfachen Zwischenfällen kam er in den Besitz der damaliger Zeit noch sehr reichen Könige von Portugal, und mit dem Verfalle dieses Regentenhauses durch Vermittelung eines gewissen Harbi, Bürgers zu Sancy, in die königliche Krone von Frankreich. Obwohl den beiden anderen an Werthe weit nachstehend, schätzte man ihn doch auf achtzehnmalhunderttausend Livres, nach jetzigem Gelde: dreihundertsechzigtausend Thaler. L.-H.

Wenn die Preußen schwimmen könnten. Friedrichs des Großen Gesandter in England, Herr von Maltzan, beklagte sich einst gegen den König, daß er so wenig Gehalt beziehe, nicht einmal zu Wagen bei Hofe vorfahren zu können; sein ärmlicher Aufzug überhaupt schon den Spott der anderen Gesandten aufgerufen habe. Der alte Fritz schrieb ihm darauf zurück: Sage Er nur dem, der Ihn bespöttelt, daß Ihm zweihunderttausend Preußen auf dem Fuße folgen!" Herr von Maltzan entgegnete darauf mit Freimuth: „Wenn ich die Ehre hätte in Paris oder in Petersburg Gesandter Ew. Majestät zu sein, so würde ich nicht zögern, diese mir von Ew. Majestät vorgeschriebene Antwort zu geben; so ich aber in England bin, erlaube ich mir gehorsamst die Anfrage, ob die zweihunderttausend Preußen auch über das Meer schwimmen können?" S.

Ein Fürst als Kärrner. Der verstorbene Erbprinz von Stolberg-Wernigerode zu Wernigerode verwaltete das Forst- und Bergdepartement; es wurde ihm von einem Finanzbeamten der Vorschlag gemacht, bei den Leuten, die im Walde mit Karrendiensten beschäftigt sind, eine Ersparung eintreten zu lassen, weil sie besonders gut gezahlt würden. Der Erbprinz wollte die Sache selbst untersuchen und begab sich mit dem Beamten an Ort und Stelle. Im Walde kamen ihnen zwei Kärrner entgegen; der Prinz hieß sie ausspannen und spannte sich in den einen Karren, der Beamte mußte den andern übernehmen. Der Prinz, von ziemlicher Körperstärke, brachte die Ladung etwas fort, der Beamte stockte. Jetzt fragte der Prinz die Arbeiter, weshalb denn so übermäßig von ihnen aufgeladen würde? Die Kärrner erklärten, daß sie sonst nicht genug für ihren Lebensunterhalt verdienten. In Folge dessen machte der Prinz ihnen nicht nur nicht, wie ihm angerathen worden, einen Abzug, sondern eine Zulage, schärfte ihnen aber zugleich ein, in Zukunft weniger schwer zu laden. S.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 32. Leipziger Sonntagsblatt 1861.

Zur Unterhaltung für alle Stände.

11. August.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Die Antwort des Herzogs von Gotha

auf den Artikel „Gotha und der Herzog Ernst" in Nr. 17 des Leipziger Sonntagsblattes.

Eduard Schmidt-Weißenfels, der mehrere Jahre in Gotha lebte und noch fortwährend zu dem Herzoge, dessen Huld er seit geraumer Zeit sich erfreut, in persönlichen Beziehungen steht, veröffentlichte in Nr. 17 unseres Blattes einen Artikel „Gotha und der Herzog Ernst". Sein Zweck bei Abfassung dieses Aufsatzes war, nach seiner eigenen Auslassung, ein getreues lebensvolles Bild des Herzogs Ernst zu bieten, dessen Farben nur aus Thatsachen und eigenen Anschauungen entnommen, und „durch die Lebensfrische einer solchen Schilderung den Fürsten, der als einer der edelsten und volksthümlichsten seit lange verehrt wird, dem deutschen Volke gewissermaßen auch menschlich näher zu bringen, ihm denselben in schlichter Einfachheit des Regenten und Bürgers, im leichten Kleide der Häuslichkeit zu zeigen". Dieser Aufsatz, der vielleicht durch seinen Stoff, wie die objective Treue der Behandlung ein größeres Interesse als gewöhnliche Journal-Artikel beanspruchen dürfte, hat eine historische Bedeutung gewonnen dadurch, daß er dem Herzog von Koburg-Gotha directe Veranlassung gab, einen für sein eigenes wie für das ganze deutsche Volk so interessanten und werthvollen Bericht über sich selbst abzufassen. Er übersandte diese Selbstkritik an den Verfasser des Artikels mit einem Schreiben, in dem es unter Anderem wörtlich heißt:

> **„Es ist eine eigenthümliche Sache, die eigene Persönlichkeit als Thema eines Artikels vor sich zergliedert zu sehen. Man findet entweder tendenziöse Schmeicheleien oder ungerechtfertigte Angriffe. Immerhin sind derartige Charakteristiken aber ein Zeichen dafür, daß der Verfasser an der Person, die er dem Publicum besonders vorzuführen beabsichtigt, Interesse nimmt. Je bedeutender nun die schriftstellernde Persönlichkeit ist, desto höher wächst das Interesse des Publicums und desto mehr muß dem betreffenden Original, von dem die Farbenskizze gemacht wird, daran liegen, wahrheitsgetreu und in glücklicher Auffassung dargestellt zu werden.**

> **Was mich im vorliegenden Falle am meisten freute, war der Umstand, bemerken zu können, daß Sie wirklich mit Fleiß und Mühe der Charakteristik obgelegen haben und sich nicht in oberflächlichen Redensarten haben ergehen wollen.**

> **Dieser Umstand allein giebt mir die Feder in die Hand, um Ihnen, der mit so viel Schärfe Menschen und Verhältnisse zu ergründen weiß, in der Anlage einige Aufklärungen über einen Punct in Ihrem Artikel zu geben, den Sie selbst doch nicht ganz zu ergründen vermochten.**

> **Der Punct, über den ich mich darin näher ausgesprochen habe, betrifft mein Verhältniß zu dem Theile meines Völkchens, in dessen Mitte Sie einige ruhige Jahre verlebten."**

Da der Herzog unserem Mitarbeiter die freie Disposition über die „Anlage" dieses Briefes gestattet hat, so kam Schmidt-Weißenfels der Verpflichtung, die ihm der Besitz einer so hochwichtigen Urkunde dem deutschen Volke gegenüber auferlegte, in richtiger Erkenntniß nach und veröffentlichte dieselbe. So eben ist bei F. A. Brockhaus hier erschienen:

Der Herzog von Gotha und sein Volk. Ein Aufsatz von Eduard Schmidt-Weißenfels nebst einem Antwortschreiben des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha.

Da unser Blatt den jetzt wieder abgedruckten Artikel zuerst gebracht hat, also die Veranlassung zu der Antwort gab, haben wir ein Recht dazu, nun auch diese abzudrucken, wir haben aber auch die Pflicht, dies zu thun, da vielleicht mancher unserer Leser die Broschüre nicht lesen wird, jeder aber im deutschen Volke das Glaubensbekenntniß eines Mannes kennen muß, der zu den wenigen wahrhaft Liberalen (nicht etwa blos unter den Fürsten) gehört, und auf den ein großer Theil der Hoffnungen für unsere Zukunft gegründet ist.

Dies Bekenntniß des Herzogs lautet:

Das Herzogthum Gotha war bis zu dem Theilungsfall des Jahres 1826 beinahe hundert Jahre hindurch

ziemlich gleichmäßig regiert worden. Meine Ahnen mütterlicherseits waren entweder geniale, einer gewissen Excentricität sich ergebende Männer, oder sie verloren sich in einer gänzlichen Unbedeutenheit. Zwei Eigenschaften charakterisirten aber Alle: sie beschäftigten sich nie viel mit den Regierungsgeschäften, thaten jedoch auch nie etwas, um einen Weheruf ihrer Unterthanen mit sich in das Grab zu nehmen. Strenge Rechtlichkeit und Sittlichkeit kennzeichnete sie im Gegensatz zu der Faulheit und Verderbtheit des vergangenen Jahrhunderts, und so wie sie in allen Verhältnissen Solidität liebten, so war auch ihr Hof mit einem soliden Luxus ausgestattet, und Männer von Geist und Bedeutung waren ihre steten Gäste. (Ich erinnere an die Zeiten von Voltaire's Aufenthalt in Gotha, an Grimm und Diderot, so wie an die ganze Regierungszeit meines Urgroßvaters Ernst II.)

Dieser Umstand brachte in die Stadt einen gewissen Grad von Bildung, der sich bis zur Stunde nicht abgeflacht hat.

Wie schon gesagt, überließen die Herzoge die Regierungsgeschäfte beinahe ausschließlich den Händen einer mächtigen Bureaukratie, die ihre nicht unbedeutend dotirten Stellen fast nur aus dem zahlreichen Adel besetzte.

Dieser Bureaukratie zur Seite stand eine Landesvertretung, die sich längst überlebt hatte. Die Verfassung beruhte eben so sehr auf mündlicher Tradition, als auf schriftlicher Ueberlieferung, und nur das gute Einvernehmen zwischen Fürst und Volk war die Ursache, daß starke Reibungen höchst selten vorkamen. Es wurde altherkömmlich patriarchalisch regiert. Dies war auf die Dauer nur möglich durch die eigenthümliche Natur und Entwickelung der Bevölkerung.

Ungefähr drei Viertheile derselben bildet der Bewohner des flachen Landes, ein mittelmäßig wohlhabender, fleißiger, nüchterner Menschenschlag, nicht ohne Intelligenz, der sich langsam neben dem reichen, adeligen Grundbesitzer herangebildet und, da dieser letztere zumeist Hof- und Beamtenstellen einnahm und sich weniger um die persönliche Bewirthschaftung seiner Güter bemühte, mit der Zeit eine materielle und geistige Unabhängigkeit diesem gegenüber erlangt hatte. Das übrige Viertel bestand aus den Bewohnern des Gebirgs, fleißigen, aber der Bildung weniger zugänglichen Leuten, die mit ihren Interessen allein von der Domäne abhängig waren und noch sind, und endlich aus den Bewohnern der Städte. — Diese letztern waren in ihren materiellen Interessen durch den schon über ein Jahrhundert andauernden Zunftzwang wenig vorgeschritten, und nur mit Mühe konnte sich Handel und Industrie entwickeln, ja bis zur Stunde fällt es dem Handwerker der Thüringer Residenzstädte schwer, sich aus einem gewissen hergebrachten Schlendrian zu ermannen.

Diese Zustände überdauerten die französische Herrschaft, die Freiheitskriege und alle großen Umwälzungen in den Gemüthern und in den Verhältnissen.

Das Herzogthum Gotha in seiner Eigenthümlichkeit war so eigentlich geschaffen, unter einem wohlmeinenden, wenig freidenkenden, aber ehrlichen Regimente auch in dem neuen Jahrhundert als ein vollkommen consolidirter, patriarchalischer Staat zu leben.

So erhielt unser Haus bei dem Aussterben der gothaischen Linie im Jahre 1826 dieses glückliche Ländchen.

Meinem Vater fiel nach langen Zwistigkeiten das von Altenburg getrennte Herzogthum Gotha zu. Schon damals empfing uns kein Enthusiasmus. Die allmächtige gothaische Bureaukratie, der stolze Adel, die durch den Hof verwöhnte Bürgerschaft sahen mit bittern Gefühlen einen Regenten bei sich einziehen, der selbst zu regieren wie hell zu sehen gewohnt war, und der mit Energie und Verständniß so manchen Mißbräuchen ein Ende machen mußte. Dabei fürchtete man, daß Gotha rein Provinzialstadt werden möchte, und bis zur heutigen Stunde kann der gothaische Spießbürger und kleine Angestellte es nicht verschmerzen, daß Gotha nicht die alleinige Residenz geworden.

Mein Vater gehörte zu den wenigen Menschen, die mit großer geistiger Schärfe, Geschäftsgewandtheit und Energie eine Liebenswürdigkeit des Charakters verbinden, die alle Herzen gewinnt. Einer solchen Persönlichkeit gegenüber war eine andauernde Opposition unmöglich. Jener seltene und unter allen den damals lebenden Regenten sich auszeichnende Mann überwand daher die großen Schwierigkeiten, die von allen Seiten sich darboten, um, ohne das alte Wesen der Verfassung zu zerstören, die alten Gebräuche zu vernichten, ein neues, frisches Leben in alle Zweige der Staatsregierung zu bringen. Der Grundstein zu alle dem Guten und Schönen, was ich später nur fortzubauen hatte, war von ihm gelegt, und der jetzige materielle Wohlstand ist ihm zunächst zu danken. Er verstand, Menschen zu finden und Menschen zu verwenden, ungeeigneter Opposition mit eiserner Faust zu begegnen und doch zugleich mit einem fühlenden Herzen der Verhältnisse des letzten seiner Unterthanen sich anzunehmen.

Er war im vollendeten Sinne des Worts der Vater seines Volks, und das Herzogthum Gotha konnte als das Musterländchen eines patriarchalisch regierten Staats angesehen werden, an dessen Spitze ein wohlmeinender und geistreicher Regent die Geschäfte leitete.

Bei großer Kenntniß von Menschen und Verhältnissen war jedoch mein Vater in einer Zeit geboren, in der Alles in Trümmer sank. Seine Jugend hatte er als Soldat meist im Kriege verlebt, ein Universitätsstudium hatte er nie gemacht, und so war es wohl begreiflich, daß er modernen, liberalen Ideen, modernen Theorien und tief philosophischen Einblicken in das Leben und die Geschichte der Völker fremd geblieben war. Er war der Mann des praktischen Handelns und in allen Dingen den Theoretikern abgeneigt. Trotzdem war er mit der erste deutsche Fürst, welcher im Jahre 1821 seinem Lande (Koburg-Saalfeld) eine damals-liberale, constitutionelle Verfassung gab. Er wußte wohl selbst nicht, zu welchen Consequenzen ihn dies führen würde, und die jauchzende Menge glaubte damals wohl eben so wenig, daß der von beiden Seiten unverstandene, falsch behandelte Constitutionalismus ihr so wenig materielle Vortheile bringen und sie von ihrem sonst so verehrten und hochgehaltenen Herzog gänzlich trennen würde. Das patriarchalische Regiment war in Koburg zerstört, man glaubte nur neue Formen gewählt zu haben, und hatte doch mit denselben auch den Keim und Geist der alten verändert. In das Herz sowohl des Fürsten wie der meisten Landeskinder war kein Funken constitutionellen Lebens eingedrungen. Dies die Ursache und merkwürdiger Weise die Grundlage so manches Verkehrten in den jetzigen Verhältnissen.

Im Herzogthum Koburg gerieth mein Vater von Jahr zu Jahr in steigende Verwicklung mit den modernen Ständen. Von beiden Seiten, von Seiten der Regierung wie von Seiten der Stände, wurden grobe Fehler gemacht, und eine rohe Demokratie war das Unkraut, das auf dem schlecht bebauten Boden erwuchs. Alle socialen

Verhältnisse wurden erschüttert, die patriarchalischen Empfindungen unterlagen dem modernen Liberalismus.

Im Herzogthum Gotha dagegen, wo die althergebrachte Form erhalten, und mit weiser Vorsorglichkeit nach den wirklichen Bedürfnissen der Unterthanen regiert wurde, gestalteten sich die Verhältnisse immer günstiger. Alle Liebe und Theilnahme wurde von meinem Vater diesem Herzogthum geschenkt, und das gänzliche Scheitern seiner Regierung jenseit des Thüringerwaldes ausschließlich dem Constitutionalismus in die Schuhe geschoben, so recht im Gegensatz zu dem alten patriarchalischen Regierungswesen.

So standen die Verhältnisse im Wesentlichen, als ich im Jahre 1842 mich nach einer Abwesenheit von beinahe sechs Jahren (kurze Besuche zu Hause nicht gerechnet) auf den Wunsch meines Vaters in der Heimath häuslich niederließ.

Da wohl selten ein geregelteres und schöneres Verhältniß zwischen Vater und Sohn zu finden ist, als dasjenige, welches zwischen mir und meinem Vater bestand, gegründet auf die innerste, gegenseitige Anhänglichkeit, gleichen Hang zum Entwickeln und Fortbilden alles Schönen und Edeln, gleiche Freude und Theilnahme an Kunst und Natur, so konnte es Niemanden verwundern, so wenig sich Manche wohl auch darüber freuten, daß ich sofort mit Sitz und Stimme ins Ministerium eintrat. Selbst thätig und in die Geschäfte vollständig eingeweiht, dazu den meisten Personen beinahe noch fremd gegenüberstehend, wurde es mir ein Leichtes, die Stärken und Schwächen der damaligen Regierung zu erkennen und richtig zu beurtheilen.

Seit meiner frühesten Jugend huldigte ich beinahe instinctmäßig liberalen demokratischen Principien. Ich war im eigentlichen Sinne des Worts das Kind meiner Zeit.

In monatelangen Aufenthalten zu Paris, London und besonders Brüssel, wo wir beiden Brüder uns der Studien halber aufhielten, hatte es die Stellung unserer Familie und unser innerer Trieb leicht mit sich gebracht, daß wir in den geistigen Umgang mit bedeutenden Männern gezogen wurden, die nicht gerade, wie Quetelet, Lehrer von uns waren, z. B. die beiden Brouckère, Gerlache, die beiden Brüder Bulwer, Arivabeni, Berger, Graf Arconati und Andere.

Theilnahme an Politik und am großen Staatsleben war früh in uns erweckt und ausgebildet worden, so daß ich, vollkommen in meinem Innern mit mir im Klaren, die Universität Bonn bezogen hatte, auf der gerade im Gegensatz zu den reactionär-aristokratischen Professoren und beinahe oppositionell sich die liberale Tendenz durch ein ernstes Studium der Philosophie und Rechtswissenschaften fest einwurzelte.

Nach alledem war es wohl begreiflich, daß ich, in das Geschäftsleben der Heimath eingeführt, engherzigen Ansichten einer oft nur scheinbar liberalen Beamtenwelt entgegentreten mußte, und da ich, die Rücksichten auf meinen Vater nicht außer Augen lassend, einen förmlichen Bruch mit jenen Elementen noch zu meiden hatte, so war es wenigstens sehr erklärlich, daß sich alle jene Leute wenig zu mir hingezogen fühlten.

Die damalige Zeit bot auch in den geselligen Kreisen der Heimath wenig Männer von Bedeutung und geistiger Gleichstimmung. Ich stand also auf dieser Seite ziemlich allein und, verwöhnt durch den anregenden Umgang mit den Bedeutenden in den großen Städten, zeigte ich vielleicht ein geringes Interesse für Personen in der Heimath, welche sich für bedeutend hielten und mir nie vergessen konnten, daß ich sie nicht nach Wunsch beachtete.

Die beiden glücklichen Jahre von meiner Verheirathung bis zu dem unerwarteten Tode meines Vaters brachte ich meist in dem engen Kreis der Familie oder auf Reisen zu. Mit Eifer bereitete ich mich aber auf meinen einstigen Beruf vor, ohne jedoch persönlich den Verhältnissen so nahe zu treten, daß ich von ihnen zu leiden gehabt hätte.

Der 29. Januar 1844 gab mir mit einem Mal die Zügel der Regierung in die Hände.

Wie ich nie in meinem Leben planlos verfahren bin, so steckte ich mir auch jetzt sofort mein Ziel. Es galt vor Allem mit dem Herzogthum Koburg Friede zu machen, die unfruchtbaren Streitigkeiten mit den Ständen zu schlichten, das Fortleben des constitutionellen Wesens zu ermöglichen und dem gierigen Bestreben, das Domänen- und Familieneigenthum des Hauses diesem zu rauben, ein Ziel zu setzen und für alle Zeiten mit dem Landtage des Herzogthums ein endgültiges Abkommen zu treffen. Es gab eine schwere Zeit. Ich setzte aber meinen Willen und meine Ansichten vollständig durch und habe solide constitutionelle Verhältnisse geschaffen, die sich bis heute, auch die Stürme von 1848 hindurch, bewährten.

Konnte dies aber ohne Zuckungen und Kämpfe geschehen? Gewiß nicht! Ich mußte ein ganzes Ministerium entlassen und brach vollständig mit dem aristokratisch-bureaukratischen Theile der Gesellschaft.

Selbstverständlich ist es, daß in einem so kleinen Staat solche Umwälzungen von oben sich persönlich am meisten fühlbar machen. In vielen Familien konnte man sich nicht überzeugen, daß ich der Sache wegen nicht anders handeln konnte und glaubte deshalb persönliche Maßnahmen zu sehen. Bis zu dieser Stunde ist eine gewisse Spannung mit so manchen Gliedern jener Familien nicht ausgeglichen.

Wenn ich auch nach unten hin in der ersten Zeit dieser Veränderungen Dank und Anerkennung zu finden Ursache hatte, so war doch bei vielen Personen eine wahre innere Befriedigung nicht anzutreffen. In dem Kampfe mit der frühern Regierung war die Eitelkeit der Opposition bis auf das lächerlichste gestiegen. Jetzt war Friede. Die sogenannten Männer des Volks kehrten ruhig in ihre alten Stellungen zurück, und die Leerheit und Unbedeutenheit ihrer Persönlichkeiten trat um so greller hervor, als nichts mehr geschah, was sie nach außen hin in einem gewissen Brillantfeuer erscheinen lassen konnte. So dauerte es nicht lange, daß sie dem constitutionellen Herzog persönlich gram wurden. Dazu kam noch, daß diese Oppositionsmänner, welche meist dadurch ihre Wahl durchgesetzt hatten, daß sie der großen Masse übertriebene Versprechungen gemacht, allmälig unwillkürlich selbst ministeriell wurden und nun ihren dem kleinen Manne gegenüber eingegangenen Verbindlichkeiten in gewünschter ausgedehnter Weise nicht nachkamen. Um aber in den Augen des niedern Volks doch wenigstens noch etwas zu gelten, versuchten sie, nicht mit Ungeschick, das Verhältniß zwischen dem Herzog und den Unterthanen zu trüben. Dies ist einer der Gründe, daß auch ein gewisser Theil des ungebildeten, halb verarmten fränkischen Bauernstandes und der kleinen städtischen Handwerker mir nicht mehr gerade geneigt blieb, um so mehr nicht, als sie überzeugt waren, daß ich allerhand anarchischen Ungezogenheiten eine feste Energie entgegensetzen würde.

Ein anderer Hauptgrund, warum besonders die ländliche Bevölkerung in mir einen weniger fürsorglichen Regenten zu finden glaubte als in meinem Vater, bestand darin, daß unter letzterm gerade durch den nicht zur Vollkommenheit gediehenen Constitutionalismus, durch das noch freie und ungehinderte Schalten und Walten mit den damaligen sogenannten Kamerrevenüen, es dem Landesherrn persönlich möglich gewesen war, nach seinem Gutdünken und zumeist auch nach dem wirklichen Bedürfniß in Geldunterstützungen und Spenden aller Art, wie Holz, Waldstreu, Getreide u. s. w., den Wünschen so mancher Unterthanen entgegen zu kommen. Mit dem Domänenabkommen, mit der ständischen Controle des Domänenvermögens, mit dem verantwortlichen Ministerium u. s. w. hörten alle jene freiwilligen Gaben des Landesherrn auf, Alles wurde natürlich geregelt und, da die Staatsausgaben durch alle neue Einrichtungen sich steigerten, so konnten auch nur sehr geringe Unterstützungsfonds in den Etat aufgenommen werden. Der patriarchalische Staat war vernichtet, das niedere Volk hatte aber, außer ideellen, noch keine Vortheile von dem neuen Staatswesen, wie es sich überhaupt in einem kleinen Staate, vorausgesetzt, daß der Landesherr wohlmeinend und thätig ist, bei dem patriarchalischen System im Ganzen weit besser befindet.

Im Herzogthum Gotha blieb eine Zeit lang der Zustand, wie ich ihn übernommen hatte. Ich fühlte aber schon nach den ersten Monaten die Unmöglichkeit, in dem einen Herzogthum nach modernen Principien und in dem andern nach veralteten zu regieren. Der regste Wunsch und die festeste Absicht trieben mich vorwärts zur Umgestaltung der gothaischen Verhältnisse im Sinne des modernen Staatsrechts. Hier fand ich nun eine geschlossene Opposition, nicht nur unter der alten Standschaft (den Fürsten, Grafen und Rittern), sondern gleichmäßig in der Mehrzahl sämmtlicher ältern Beamten und einem großen Theil des Publicums der Stadt Gotha. Der Adel betrachtete mich sofort als seinen gefährlichsten Feind, und daher die naive Bemerkung (die zu ihrer Zeit sehr publik geworden war), daß der Herzog der einzige Demokrat des Herzogthums Gotha sei. Ich ließ mich nicht irre machen und sprach meine Ansichten über die Aenderung der verfassungsmäßigen Zustände in meiner Eröffnungsrede des Landtags von 1846 öffentlich aus. Der Sturm war ein allgemeiner, und in dem Augenblick wirklich wenig zu thun.

Mit tiefem Kummer sah ich der Zukunft entgegen, da meine rege Theilnahme an der Entwickelung der politischen Zustände Deutschlands und meine genauere Kenntniß von dem sich immer mehr geltend machenden Zeitgeist mich die Stürme voraussehen ließen, welche nur zu bald in vernichtender Weise alle Ueberbleibsel des Mittelalters hinwegräumen und auch für die speciell gothaischen Verhältnisse verhängnißvoll werden mußten. Umsonst bemühte ich mich Hoch und Niedrig begreiflich zu machen, daß man nur in ruhigen Zeiten segenbringend reformiren könne. Ich wurde nicht verstanden und deswegen nur um so mehr angefeindet.

Auch in socialer Beziehung ward das Erwecken geistiger Elemente in der Stadt Gotha in meinen Augen ein Bedürfniß, da die rein materiellen Genüsse in erschreckender Weise die Oberhand gewonnen hatten. Die angestellten Versuche glückten nur theilweise, ja es ward mir von vielen Seiten sehr übel genommen, daß ich, um mit gutem Beispiel voranzugehen, in einer öffentlichen Versammlung, in der wöchentlich wissenschaftliche Vorträge von freiwillig dazu sich Meldenden gehalten wurden, einen längern Vortrag über Psychologie und Anthropologie hielt.

So lagen die Verhältnisse vom Januar 1844 bis zum März 1848.

Das Zusammentreten des Vereinigten Landtags in Berlin und die neue Aera, welche der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. ankündigte, riefen mich im Januar 1848 nach Berlin, und Familienverhältnisse von dort nach England. Der mir durch den intimern Umgang mit den leitenden Persönlichkeiten gestattete Einblick in die damaligen politischen Verhältnisse Europa's ließ mir den nahe bevorstehenden Sturm als Gewißheit erscheinen.

Den Sturz der französischen Herrschaft erlebte ich noch in England, und Tag und Nacht nach Deutschland zurückeilend, traf ich gerade zur rechten Zeit in Gotha ein, um noch in der Nacht meiner Ankunft durch Proclamationen und Erlasse dem stürmischen Volk zuvorzukommen, welches nun im Taumel der Revolution diejenigen Reformen erzwingen zu müssen glaubte, die ich während vier Jahren umsonst in Ruhe auszuführen mich bestrebt hatte. Ich ersparte dem Herzogthum Gotha die Schrecknisse und Umwälzungen, die in den Nachbarländern so viel Unheil erzeugt, so viel Blut hatten fließen machen. Ich gehörte der neuen Zeit an und begrüßte die Bewegung mit freudigem Herzen. Nichts desto weniger gab es im eigenen Lande der schweren Tage hinreichend. Unverstand und die Sucht, durch anarchische Uebergriffe ungerechtfertigte und zugleich unberechenbare Aenderungen in Besitz und Eigenthum herbeizuführen, hatten in der Form von Volksbewegungen sich geltend zu machen begonnen, und es bedurfte aller Energie und des Aufbietens des äußersten persönlichen Einflusses, um größern Gefahren vorzubeugen und augenblickliche zu beseitigen.

Ich stand während Monaten buchstäblich allein. Die Beamtenwelt hatte alle Fassung verloren, die meisten der Gutgesinnten, auf die man hätte bauen sollen, hatten sich verkrochen und waren muthlos. Ich konnte nur persönlich mit den Massen verhandeln, und daß ich es that und wie ich es that, diesem Umstande verdankte ich damals das unbedingte Vertrauen und den wunderbaren Gehorsam, der mir da gezollt wurde, wo ich persönlich die Leitung in die Hand nehmen konnte. Mit Freuden gedenke ich dieser Tage, da die augenblickliche Anerkenntniß der großen Menge mir nie wieder in einer solchen Weise zu Theil wurde. Um einen richtigen Ausdruck zu gebrauchen, endete die sogenannte Revolution im Herzogthum Gotha in Jubel, Festen und Freuden. Bezeichnend unter Anderm für die unbefangene Rücksichtslosigkeit der ländlichen Bevölkerung des flachen Landes war der Umstand, daß ich von vielen Gemeinden zur Abhaltung ihrer nun eigenen Jagden geladen wurde, deren ich mich als früherer rechtmäßiger Besitzer erst wenige Tage zuvor durch das neue Gesetz entäußert hatte. Ich erschien nur aus dem Grund, um den Leuten zu zeigen, daß ich ohne Groll den Anforderungen der Neuzeit Rechnung getragen habe.

Bis zur Stunde erfreue ich mich mit geringen Ausnahmen des herzlichsten Verhältnisses zu jener fleißigen, in jeder Weise tüchtigen Bevölkerung.

In den Städten und besonders in Gotha hatten die Neuzeit und die neuen Verhältnisse große Veränderungen hervorgebracht. Die frühere Apathie gegen jegliches politisches Leben war einem politischen Taumel gewichen. Wenn man die Geschichte der neuen gothaischen Verfassung verfolgt, so wird man so recht eigentlich sehen, daß das

im Lande sonst stark vertretene aristokratische Element damals vollständigst in den Hintergrund getreten war. Der reiche gothaische Landadel ließ alles gewähren und zog sich grollend vom Fürsten wie vom Volke zurück, gab seine Stellung freiwillig auf und überließ einer auf der breitesten demokratischen Basis gewählten Constituante allein die Regelung der neuen Staatseinrichtungen.

An den Verhandlungen in der Paulskirche währte in der Bourgeosie die Theilnahme nur wenige Monate. Die particularistisch-provinziellen Interessen gewannen gar bald die Oberhand. Die Theilnahme an den allgemein deutschen Verhältnissen nahm so rasch ab, daß ich nach dem Verlauf von kaum einigen Monaten mit wenigen Gesinnungsgenossen in der Stadt Gotha allein in deutsch-patriotischem Sinne thätig war.

Derselbe Mangel an Theilnahme bethätigte sich auch noch recht bei dem allgemein so populären Krieg in Schleswig. Während überall die ausziehenden und die heimkehrenden Krieger von ihren Mitbürgern mit Jubel und Enthusiasmus begrüßt wurden, ward unsern Truppen nur eine kühle Behandlung zu Theil. Ich selbst entging einem gleichen Schicksal nicht, was um so greller abstach gegen das Benehmen anderer Städte, durch die wir zogen.

Diese auffallende Gleichgültigkeit gegen die wirklichen Interessen unsers großen Vaterlandes ist bis zur Stunde unverändert geblieben, wenn auch einzelne Personen eine rühmliche Ausnahme davon machen.

Vom Jahre 1850 an wandte ich mich fast ausschließlich den deutschen Angelegenheiten zu. Ich übergehe alle Verhandlungen, alle Ereignisse, welche meine Person nach jener Richtung hin in Anspruch nahmen, oder bei denen ich mehr oder minder betheiligt war. Wäre die Stimmung in der Stadt Gotha eine andere gewesen, so würde mir (ich kann es ohne Unbescheidenheit sagen) wohl überall Jubel und die Aussprache warmer Anerkennung von Seiten der eigenen Staatsangehörigen gespendet worden sein. So begnügte man sich mit einer oberflächlichen Beurtheilung, ja blieb in manchen wichtigen Augenblicken vollständig theilnahmlos und, um mich kurz zu fassen, meine gesammte Thätigkeit für die Interessen des Gesammtvaterlandes kam mir in der Handhabung der eigenen Regierungsgeschäfte nicht zugute.

Die Mehrzahl der Bevölkerung der Stadt Gotha theilt sich in drei Hauptgruppen: 1) den Adel und was an ältern Staatsdienern, Pensionären und einigen Rentiers sich zu ihm gesellt; 2) den wohlhabenden Bürgerstand mit der gesammten Bureaukratie; 3) die kleinen Handwerker und, wie in jeder Stadt, alle diejenigen Personen, welche, ohne dazu innere Berechtigung zu haben, mit ihrem Schicksal unzufrieden sind, kümmerlich leben und der übrigen Gesellschaft aus natürlichen egoistischen Gründen stets feindlich gegenüber stehen.

Alle drei Gruppen bieten in der Stadt Gotha durchaus nichts Eigenthümliches dar, nehmen aber, da von oben herab vollständig freisinnig, constitutionell und gesetzmäßig regiert wird, gerade meiner Person gegenüber eine Stellung ein, die in dem mir vorliegenden Artikel nur ungenau angedeutet werden konnte und aus der überhaupt Manches entspringt, was den Fremden verwundern muß.

Die erste Gruppe sieht in meiner Person die persönliche Verkörperung der revolutionären Bestrebungen des Jahres 1848. So Manches, was die Herren Adeligen sich selbst zuzuschreiben haben, wird mir noch in die Schuhe geschoben. Nie können sie mir verzeihen, daß ich mit dem Inslebentreten der neuen Verfassung die bevorrechtigte Stellung des Adels nicht aufrecht erhielt; daß Kammerherren, Kammerjunker und Hofjunker (da diese Chargen usuell nun doch einmal von Bürgerlichen nicht besetzt werden können) abgeschafft wurden; daß der Hof, das heißt mein Haus, nun einem Jeden geöffnet werden konnte, dem ich vermöge Talent oder Sitte die Berechtigung zusprach. Der Begriff des alten deutschen Hofwesens war verschwunden und mit ihm der Einfluß, den der Adel hätte haben können. Um meine Stellung dem Lande gegenüber zu charakterisiren, befahl ich, die Formel „von Gottes Gnaden" an der Spitze der Erlasse zu streichen. Diese Ausnahme von den Gebräuchen und dieser offenbar ideelle Bruch mit dem sogenannten Fürstenthum von Gottes Gnaden wurde mir als großes Verbrechen angerechnet. Begreiflich ist es hiernach, daß jene Gruppe sich in keiner Weise berufen fühlen konnte, mir nach außen und innen hin Lob zu spenden und meine Regierung mir zu erleichtern.

Die zweite Gruppe schließt in sich die sogenannten modernen Liberalen, und leider zum großen Theil auch Personen, die den Liberalismus nur zur Schau tragen, ohne die Opferfreudigkeit zu besitzen, welche derselbe nothwendig erfordert. Diese Gruppe müßte so recht eigentlich meine Hauptstütze bilden, in ihr müßten sich meine Empfindungen wiederspiegeln. Daß dem gerade nicht so ist, hat wiederum rein menschliche Gründe.

Der patriarchalische, despotisch-monarchisch regierende Herzog ist verschwunden, an seine Stelle ist der constitutionelle getreten. Die Personen, welche jenen früher zu ihren Zwecken benützen mußten, wenden sich jetzt an das verantwortliche Ministerium.

Früher hatte der Herzog ausschließlich das Recht, die Stellen zu besetzen, man brauchte ihn. Jetzt bedarf er der Gegenzeichnung seiner Minister. Man braucht letztere und darf es doch mit dem erstern nicht verderben. Ueberließe der Herzog ausschließlich dem Ministerium die Geschäfte, so würde seine Stellung jener Gruppe von Leuten gegenüber eine klarere und damit angenehmere sein. Träte nur der umgekehrte Fall ein, so würde es schon viel schwieriger, Privatwünsche und Familienberücksichtigungen unbedingt durchgehen zu sehen. Bleibt dabei der Regent vollständigst unparteiisch und hat nur die Sache im Auge, so ist es nicht möglich, daß er bei diesen Leuten eine populäre Persönlichkeit sei, um so mehr nicht, als in Gotha, wie in den meisten kleinen Residenzen, das Cliquenwesen in voller Blüthe steht.

Aus diesem speciellen Verhältniß entspringt so recht eigentlich die stille und nur ab und zu sich deutlich fühlbar machende Opposition bei allem Neuen, was von oben herab angestrebt wird.

Die dritte Gruppe endlich steht erst recht in einem eigenthümlichen Verhältniß zu ihrem Landesherrn. Unläugbar verhält sie sich in einem steten Widerspruch zu den obengenannten Gruppen und führt in aller Gemüthlichkeit einen unausgesetzten Krieg mit jenen. Sie rechnet mich halb und halb zu den ihrigen, und wäre es nur, weil ich mich nicht gerade der größten Popularität bei den beiden andern Gruppen erfreuen kann; sie nimmt mir dennoch aber wieder gewaltig übel, daß ich trotz meiner Freisinnigkeit und Gerechtigkeit dieser gemüthlichen Demokratie gegenüber die liberalen Gesetze nicht ungerügt übertreten lasse.

So wenig wie die Demokratie unserer kleinen Städte mit den Leuten im schwarzen Frack, mit der feinern,

geselligen Bildung, mit Menschen von einer gewissen Rücksichtsnahme sympathisirt, eben so wenig kann sie sich darein finden, daß es auch bei der liberalsten Gesinnung und in dem Staate, der die demokratischsten Einrichtungen hat, eben doch nothwendig ist, Gesetze zu respectiren und Zucht und Sitte auch in den schriftlichen Aeußerungen zu bewahren. Nur zu gern folgt so mancher jener Leute, die ich in die dritte Gruppe gestellt habe, dem Hang zu einer Freiheit, welche ihm ungestraft gestattet, in Wort und Schrift nach Belieben über seinen Nächsten herzufallen und ungeahndet Privatrache zu üben. Solchen Bestrebungen bin ich stets ein hartköpfiger Opponent gewesen, und daher entspringt so manches Urtheil, das sich auch in weitern Kreisen hörbar gemacht hat.

Ich will hiermit jedoch keineswegs gesagt haben, daß ich in den drei Gruppen weder Freunde noch Anhänger hätte, oder daß ich persönlich dieser ganzen Bevölkerung feindselig wäre, weil ich nicht von Allen richtig verstanden und von Manchen absichtlich unrichtig beurtheilt werde; im Gegentheil erkenne ich mit Dank an, daß in allen drei Gruppen Männer von Charakter und Ehrenhaftigkeit sich befinden, welche mir treulich in allen meinen Bestrebungen für das Wohl der weitern, wie der engern Heimath zur Seite stehen. Jene Männer bleiben aber vereinzelt; sie bilden keine geschlossene Phalanx, die Alles niederwirft, was ungerechtfertigt mich oder sie angreift; sie dulden theilweise aus gerechtem Stolz, theilweise aber auch aus einer gewissen Bequemlichkeit absichtliche oder unabsichtliche Verdrehungen der Wahrheit über Motive zu Handlungen aller Art; sie gehen mit einem Wort gern den kleinern Conflicten im gewöhnlichen Leben aus dem Wege.

Dies ist die Hauptursache, warum in der Stadt Gotha ein maßloses Raisonniren und Klatschen die Oberhand gewonnen hat, ein Umstand, der die oft unbeachtete Quelle größerer Unannehmlichkeiten geworden ist. Wenn ich auch den Stolz nicht besitze, mich über alle diese Menschlichkeiten, die nun einmal ganz besonders unsere guten Deutschen charakterisiren, hinwegzusetzen, so glaube ich doch, das Volksleben nach allen Richtungen hin genügend ergründet zu haben, um im Stande zu sein, den edeln, patriotischen Geist eines wirklichen Volksmannes von der gehaltlosen Declamation eines Wirthshaushelden zu unterscheiden.

Im Gegensatz zu einer Bemerkung in dem mir vorliegenden Artikel spreche ich mich ohne Scheu dahin aus, daß ich als Hauptgrundlage zu gediegenem Handeln das unausgesetzte Forschen nach Wahrheit ansehe, daß ich für Jedermann, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, mich in jener Richtung hin zu unterstützen, zugänglich bin, und daß die Meinung eines Andern mir stets achtungswerth erscheint, sobald sie mir auf Wahrheit gegründet und gehörig motivirt entgegen tritt. Gegen ungerechtfertigte Beurtheilungen, lügenhafte Behauptungen und formlose, beleidigende Aeußerungen werde ich jedoch stets die Gesetze in Anwendung bringen, welche gleichmäßig für Alle zum Schutze geschaffen worden sind.

Wie viel verleumderisches Geschwätz, das die öffentliche Meinung corrumpirt, entzieht sich aber trotzdem der gesetzlichen Ahndung! Dazu rechne ich vor Allem die mannichfach verbreitete Annahme, daß der Landtag des Herzogthums Gotha künstlich durch Personen gebildet wäre, welche Ursache hätten, dem Gouvernement in allen Fällen zur Seite zu stehen. Der wirkliche Sachverhalt läßt gerade das Entgegengesetzte erkennen. Allerdings hat man oft gerechte Ursache mit dem Wirken der gothaischen Landesdeputation unzufrieden zu sein; aber wer hätte es mehr als gerade das Gouvernement?

Man stelle statistisch Listen der Deputirten der verschiedenen Landtage zusammen und bezeichne die gouvernemental Gesinnten, man lese mit Aufmerksamkeit die Landtagsverhandlungen und prüfe die Vorlagen des Ministeriums und die Erwiderungen des Landtags. Sicher wird man dann zu einer andern Ansicht als der oben ausgesprochenen kommen. Die Theilnahmlosigkeit aber an den innern Verhältnissen, die Unbequemlichkeit, aus dem gewöhnlichen Leben sich herausgerissen zu sehen, ist die Ursache von der geringen Betheiligung des Publicums an den Wahlen, und trägt leider die Schuld, wenn aus denselben auch Männer hervorgehen, die wenig befähigt sind, zu dem wirklichen Wohl des Landes beizutragen. Das Publicum fühlt diesen offenbaren Mangel, giebt sich aber die Mühe nicht, über die Gründe desselben sich klar zu werden.

Wenn man das bisher Gesagte überblickt, könnte sich vielleicht der Gedanke aufdrängen, als ob ich bei der schärfern Kritik, der ich die heimathlichen Zustände unterworfen habe, mir selbst wohl eine Ausnahmsstellung angewiesen hätte. Ich bin frei davon, meine Person vom Volke zu trennen, ich rechne mich vielmehr zu ihm und fühle mit ihm. Und gerade weil es mir gelungen ist, von Jugend auf den Standpunct zu verlassen, von dem die meisten meiner Standesgenossen das Volk und dessen Treiben beurtheilen, verlange ich um so Edleres und Höheres von der Gesammtheit.

Der Volksgeist gleicht den brausend dahin wogenden Wellen eines Stromes. Ihn abzudämmen, in seinem Laufe zu hemmen, ist fruchtloses Unternehmen. Bäumend steigen die Wogen in die Höhe und reißen jedes Hemmniß mit sich fort. Patrioten und Fürsten sollten darum das gleiche Bestreben fühlen, die stets vorwärts treibende Fluth rein und in den Ufern zu erhalten.

Um dies zu vermögen, bedarf es aber der Theilnahme des Volks selbst. Es darf sich nicht fremd zu den Männern stellen, welche dazu geschaffen sind, die Leitung in die Hand zu nehmen.

Sicher ist es verwerflich, nach einer Popularität in dem allgemein gebräuchlichen Sinne zu ringen und auf Kosten der gestellten Aufgabe sich künstlich populär zu machen. Aber eben so irrig ist es zu glauben, daß ohne die warmen Sympathien des Volks, also ohne Popularität im richtigen Sinn, jene patriotischen Männer dennoch im Stande sein könnten, segenbringend die Masse zu führen.

Das Volk muß die Namen seiner Führer heilig halten, es muß sie selbst vor Verunglimpfung schützen und darf nie vergessen, daß gegenseitiges Vertrauen von gegenseitiger milder Berücksichtigung unzertrennlich ist.

Möchten alle meine theuern Gesinnungsgenossen, welcher Farbe sie auch angehören, dieser Worte stets eingedenk bleiben!

Die Uhr schlug vier.

Erzählung nach einem wahren Criminalfall von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Es ist Ihnen sonst nichts Ungewöhnliches im Schlosse aufgefallen?" fragte der Amtmann unterwegs den bekümmerten General. „Ihre Diener sind zuverlässige, ehrliche Leute, denen Sie volles Vertrauen schenken dürfen? Die aus Eigennutz oder anderen unehrenhaften Gründen weder verleumden noch Intriguen anzetteln?"

„Ich kann mich mit Fug und Recht über Keinen meiner Leute beklagen."

Der General öffnete die Thurmhalle, wo die Schrankuhr stand.

„Hier riecht es stark nach Tabak", sprach Holberg, „Pfeifen aber hat man hier nicht geraucht. Es ist der mir unangenehme narkotische Duft ausgesucht feiner Manillacigarren."

„Alexis ist ein Freund dieses theuern Krautes", versetzte der Graf.

Der Amtmann gab sich das Ansehen, als habe er die letzten Worte des Schloßherrn nicht gehört.

„Man muß hier ziemlich lange geraucht haben", fuhr er fort, den Raum, die Diele mit den Holzquadraten und die Uhr musternd.

„Es ist der einzige Zugang zum Thurme, wo mein Sohn mit seinem Freunde wohnt", versetzte zur Erklärung der General.

„Mit Baron von Halben?"

„Der Baron hat die Zimmer im zweiten Stock des Thurmes bezogen. Er liebt frische Luft und weite Aussichten. Aus den Fenstern seines Zimmers kann man bei hellem Wetter das Meer ziemlich weit überblicken."

„Der Herr Baron raucht auch?"

„Stark und leidenschaftlich."

„Es haben also vermuthlich zwei Personen hier geraucht."

Holberg sah nach den Zeigern der Uhr. Sie deuteten auf vier. Dann senkte er den Blick und gewahrte den weißen Staub der Cigarrenasche.

„Da hat einer der leidenschaftlichen Raucher gestanden", sprach er, mit spitzem Finger auf den Boden deutend. „Das Gehen der Uhr wird sich wohl bald auf die allernatürlichste Weise erklären. Sie erlauben, Excellenz?"

Der Amtmann öffnete die Thür des Gehäuses und stieß den Perpendikel an. Dieser bewegte sich einige Male hin und her und blieb dann wieder stehen.

„Darf ich das Ganggewicht aufziehen?" fragte Holberg abermals.

Der Graf bejahte. Der Amtmann stieß den Perpendikel wieder an und die Uhr kam wirklich zum Gehen. Nur schlug der Perpendikel ungleich aus, was dem Grafen sogleich auffiel.

„Es ist der Takt ihres Ganges in voriger Nacht", sagte er überrascht.

Der Amtmann hatte sich niedergebeugt.

„Das Geheimniß ist gelöst!" rief er heiter aus, sich wieder aufrichtend. „Durch einen Zufall ist die Uhr um kaum einen Zoll gerückt worden. Sie steht jetzt schief und darum schlägt sie ungleich aus. Bemerken Sie gefälligst hier diesen staubigen Streifen auf dem weißen Quadrat? Lassen Sie uns doch das alte Möbel wieder zurechtschieben, damit wir besser hinter seine Tücken und Nücken kommen."

Lord Duncan legte mit Hand an. Als der staubige Streif vom Fuße der Uhr wieder bedeckt war, ward der Gang des Perpendikels gleichmäßig, bald aber auch schwächer und nach wenigen Minuten schon stand er abermals still.

Holberg sah den Grafen mit verschmitztem Lächeln an.

„Hier ist Alles mit rechten Dingen zugegangen", sagte er, „es erheben sich nur zwei Fragen, die wir uns zu beantworten suchen müssen. Die erste lautet: wer hat die Uhr gerückt? Die zweite: zu welchem Zwecke ist sie gerückt worden?"

Auf dem Schloßhofe hörte man jetzt Geräusch trabender Pferde, und gleich darauf trat Kurt Walderow erhitzt in die Schloßflur und fragte den hier weilenden Diener nach dem Grafen. Dieser stieß die Thür der Thurmhalle auf und streckte seinem Pathen beide Hände entgegen, indem Thränen in seine Augen traten.

„Weißt Du es schon, Kurt?" rief er dem Oberinspector zu. „Ich kann das Entsetzliche nicht fassen und bin meines Verstandes kaum noch mächtig!"

„Mac Allan ward in voriger Nacht ermordet", entgegnete in fliegender Eile der von starkem Ritte erhitzte und fast athemlose Walderow. „Fischer, denen ich unterwegs begegnete, sagten es mir. Erschossen hat man den Armen, in finsterer Nacht, auf die feigste Weise. Die Uhr schlug vier, als kaum der Wiederhall des Schusses am Saume des Wäldchens verhallte, in das ich gerade eingelenkt hatte."

„Kurz vor halb drei Uhr sah ich Mac Allan den Saal verlassen", bemerkte Lord Duncan.

„Die Stunde, in welcher diese schwarze That geschah, ist wohl gleichgültig", fuhr der aufgeregte Walderow fort, seine Worte immer direct an den Grafen richtend. „Man wird hoffentlich den Schurken ermitteln, der diesen Mord beging. Herr Amtmann Holberg ist ja ein ausgezeichneter Inquirent, und seinem Scharfsinne wird nichts entgehen, was zur Entdeckung des Mörders führen kann. Die Ermordung Mac Allans ist aber nicht das einzige Unglück, das sich in vergangener Nacht zugetragen hat..."

„Wie? Nicht das einzige?" sagte der Graf.

„Ihr Schimmelhengst, Herr Graf, den des Herrn Hauptmanns Bursche heute Morgen bestieg, um in dem Ihnen bewußten Auftrage nach * zu reiten, ist ohne seinen Reiter vor wenigen Minuten zurückgekehrt. Das schwer zu regierende, vor jeder Kleinigkeit leicht scheu werdende Thier muß den Burschen abgeworfen haben. Ich fand es ruhig weidend hart vor der Schloßmauer. Jetzt läßt es sich von Louis, dem Feldjäger, ruhig im Hofe auf- und abführen."

Amtmann Holberg hatte Walderow keine Secunde aus den Augen gelassen. Jetzt reichte er dem jungen Manne die Hand und sagte:

„Der Schimmel ist in guten Händen, mein Freund, und sein Reiter wird, wenn er den Hals nicht gebrochen hat, den Heimweg entweder allein oder mit Hülfe Anderer ebenfalls zu finden wissen. Haben wir ihn erst fest, so soll er beichten. Einstweilen wollen wir uns in Nachforschungen, die Resultate zu liefern scheinen, nicht stören lassen."

Er drückte Kurt nochmals die Hand und wandte sich wieder zum Grafen, indem er sagte:

„Excellenz, sind Sie wirklich sicher, daß sich unter Ihrem Dienstpersonal kein Unwürdiger findet?"

„Mit meiner Ehre verbürge ich mich für Jeden!"

„Es ist Ihnen nie irgend etwas entwendet worden?"

„Seit Jahren nicht!"

„Die alte Uhr verdeckt großentheils eine Thür. Das wissen Sie doch?"

„Ich selbst habe, weil diese Thür sich nicht verschließen läßt, der Uhr gerade diesen Platz angewiesen."

„Die Thür führt in die ehemalige Trinkhalle?"

„Ins Ritterzimmer, lieber Holberg."

„Haben Sie dasselbe heute schon betreten?"

„Nein! Wozu auch? Ich habe nichts darin zu suchen."

„Aber es enthält alterthümliche Schätze."

„An denen sich Niemand vergreift, weil sie sich ohne Gefahr der Entdeckung doch nicht verwerthen ließen."

„Ich muß die Halle, die ich lange nicht mehr besucht habe, mir heute doch wieder einmal besehen", meinte der Amtmann.

„Wenn Sie meinen, es könne das Ihr Urtheil schärfen, von Herzen gern", versetzte der Graf.

„Ueberzeugen Sie sich selbst", sagte in diesem Augenblick Lord Duncan zu Walderow. „Ich weiß nicht, was ich davon denken soll! Sie erlauben, Excellenz, daß ich Herrn Walderow in das Sterbegemach des armen Mac Allan führe?"

Der Graf bewegte beistimmend das Haupt und befahl dem Bedienten, den Schlüssel zum Ritterzimmer zu holen.

Als die beiden Herren das alterthümliche Gemach betraten, fiel ihnen sogleich der beizende Geruch auf, den nur starke Cigarren verbreiten.

„Man hat auch hier geraucht", sagte der Amtmann, auf der Diele nach Spuren verstreuter Cigarrenasche suchend.

„Der Rauch aus der Thurmhalle kann auch durch die Thürritzen hereingezogen sein", meinte der Graf.

Holberg schwieg und schritt bis an die Thür, welche die Uhr von außen mehr als zur Hälfte bedeckte. Es fiel ihm aber nichts Verdächtiges in die Augen. Wieder umkehrend, schritt er die Wand entlang, welche von den alten Nußbaumschränken gleichsam tapezirt war.

„Da steckt ein Schlüssel!" sprach er, vor einem derselben stehen bleibend. „Es sind doch keine Werthsachen darin verborgen?"

Dem Grafen flirrte es vor den Augen.

„Mein Gott", sagte er, „bin ich denn wirklich so zerstreut gewesen, daß ich den Schlüssel gestern, ehe die heilige Handlung begann, in der Eile und frohen Aufregung ganz vergessen habe? Heute beim Erwachen vermißte ich ihn, ohne daß es mich beunruhigte. Denn zum Glück befinden sich gerade seit gestern keine Gegenstände von Werth mehr in den Fächern des Schrankes. Ich habe das den wiederholten Bitten des guten Kurt zu verdanken, der immer meinte, in dem so selten betretenen Raume sei Geld und Geldeswerth nicht gut aufgehoben. Einige Briefe und den Entwurf einer letztwilligen Verfügung ausgenommen, die keine Rechtsgültigkeit hat, enthält das Meubel nicht das Geringste. Die Papiere fielen mir erst gestern noch in die Hand, und damit sie nicht verloren gehen möchten, hüllte ich sie in blaues Papier und drückte mein Siegel darauf."

Der Graf öffnete den Schrank und das Fach, in welches er Tags vorher die erwähnten Papiere gelegt hatte. Das Fach war leer!

Holberg half dem bestürzten Generale alle Fächer genau durchsuchen, allein es fand sich keine Spur von den vermißten Papieren vor.

„Man hat Ew. Excellenz, wie ich von Anfang an vermuthete, bestohlen", sagte der Amtmann. „Es fragt sich jetzt, wer ist der Dieb und wen kann man der That bezüchtigen?"

„Um Gotteswillen keine Uebereilung, lieber Amtmann!"

„Uebereiltes Handeln liegt nicht in meinem Charakter", fuhr der Amtmann fort, „weil ich aber gewohnt bin, von Amtswegen, wenn Sie wollen, alle Menschen, mit denen ich zusammentreffe, zu beobachten, so blicke ich in der Regel etwas tiefer in Herz und Seele als Andere, die unbefangener sind. Ich werde Sie auf Ihr Zimmer begleiten, Herr Graf, und Ihnen da meine Ansichten darlegen. Nur muß die eben gemachte Entdeckung Jedermann geheim gehalten werden."

Der Graf willigte in das Verlangen des Amtmanns.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Die Frauen in Südamerika. Die Frauen spanischer Abkunft in Südamerika haben einen wundervollen Wuchs, große ovalgeschnittene, brennendschwarze Augen, von langen dunklen Wimpern beschattet und von schwarzen, leicht gebogenen Brauen überwölbt und einen dunklen Teint. Auf der Oberlippe befindet sich gewöhnlich der Anflug eines Bartes sammetartig angedeutet, welcher den kirschrothen Lippen einen eigenen Reiz verleiht. Anfänglich findet der Nordländer hierin etwas Abstoßendes, nach einiger Zeit jedoch verliert sich das und man gewöhnt sich so daran, daß, wenn man ein Mädchen ohne diese Zierde bemerkt, man unbedingt findet, daß in dem Antlitze desselben etwas fehlt.

Ihre Haltung ist tadellos, man kann sie ohne Uebertreibung fürstlich nennen. In der Kunst der Toilette sind sie ausgezeichnet und mit geheimem Aerger und Neid gestehen die Frauen anderer Nationen — selbst die Französinnen — ihnen hierin den ersten Rang zu. Hausfrauen sind sie allerdings nicht.

Auf Schmuck und feine Toilette legen sie großen Werth und verwenden viel Geld darauf. Sie besitzen aber eine angeborene natürliche Grazie, ein feines Benehmen und Liebenswürdigkeit, ganz ohne Dünkel, daß man davon bezaubert wird. — Hüte tragen sie sehr selten, selbst Damen aus den höchsten Familien; sie wissen daß er sie entstellen würde, während sie das glänzend schwarze Haar auf eine wundervoll kokette Art und Weise zu kämmen und zu tragen wissen.

Auf der Straße gehen sie selten allein, gewöhnlich in Begleitung mehrerer Freundinnen, oder es folgt ein dienstbarer Geist in Gestalt eines Mulattenmädchens in ehrfurchtsvoller Ferne. Ist es ein Fräulein (Señorita) aus einer nicht gerade sehr reichen Familie oder aber das Dienstmädchen anderweit beschäftigt, so vertritt die Mutter die Stelle des Dienstmädchens. Voran schreitet die Tochter, so prächtig aufgeputzt als nur immer die Mittel der Familie es erlauben, vielleicht den Schmuck der Mutter an sich tragend, mit graziösem Gange. Einige Schritte zurück geht die Mutter, gewöhnlich nach Landessitte ein großes Umschlagetuch über den Kopf genommen. Stolz wendet sich die Señorita nach ihr herum, ihr einige Worte zuwerfend oder einen Dienst fordernd und dieser wird willig verrichtet.

Es macht einen widerwärtigen Eindruck, die Mutter als Dienerin der Tochter hinter dieser einhergehen zu sehen; doch ist dies hier einmal Sitte und man gewöhnt sich auch daran. Ueberdies weiß die Mutter, daß ihre Mutter sie auch einmal so bediente, als sie noch Señorita war; und die Tochter weiß, daß sie dereinst als Señora ihrer Tochter dieselbe Dienstfolge leisten muß. So gleicht sich dies aus!

Mit der eigentlichen Schulbildung ist es bei den Damen nicht zum Besten bestellt. Manche Dame mit fürstlichem Anstande und in prächtiger Kleidung kann kaum lesen und schreiben. Der Unterricht ist hier überhaupt nothdürftig und nur gering, doch wird in neuerer Zeit sehr viel zur Verbesserung desselben gethan und die Schulen nehmen einen leidlichen Fortschritt. Dt.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 33. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

18. August.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Kleine Lieder.

1. Sehnsucht.

Ich grüße Dich aus weiter Ferne,
Du meiner Seele stilles Glück;
Ich rufe Dich bei jedem Sterne,
Bei jedem Sonnenstrahl zurück.

Ich sehne mich nach Deiner Nähe,
Es ist so dunkel um mich her,
Das Herz ist mir so bang und wehe,
Und ohne Dich die Welt so leer!

Komm wieder denn und lächle Segen
In's müde, bange Herz hinein,
So lächelt meinen dunkeln Wegen
Doch endlich noch der Sonnenschein!

2. Stille.

Wenn's in mir tobt und stürmet wild,
Ruf' ich mir leise zurück
Ein einz'ges wunderliebes Bild
Und einen einz'gen Blick.

Und still wird's in der Seele, still,
Wie wenn der Mond aufgeht,
Der, wenn die Erde träumen will,
Mild grüßend das Leid verweht.

Nora.

Vier Regenwochen in Johannisbad.

Eine Saison-Erinnerung von Emil Dietze.

„Jetzt möcht' ich die Herren doch recht schön bitten ein wenig auszusteigen und ein Stück zu gehen; eben kommt noch ein barbarischer Stich und meiner armen Liese brummen von dem verteufelten Wege alle Knochen, — leer, denk' ich, wird sie's schon noch zwingen."

Mit dieser tröstlichen Einladung wendete sich der Lenker unsers Einspänners, nachdem er selbst schon mit einer doppelten Drehung um die eigene Axe von seinem Bocke herabgeklettert war, zu uns, als wir eben den heiligen Florian auf dem Ringe des böhmischen Städtchens Freiheit unter den letzten Kraftanstrengungen unsers Rößleins passirt hatten.

Einige scharfe Peitschenhiebe des Kutschers, dessen preußischem Nationalbewußtsein es unerträglich sein mochte, den „Kaiserlichen" etwas zu lachen zu geben und mit seinem Gefährt mitten auf dem Markte Fiasco zu machen, hatten die Lebensgeister der armen Rozinante noch ein letztesmal so fühlbar angefrischt, daß sie sich durch das Städtchen nochmals zu einem ganz passabeln Zotteltrab verstand.

Beim letzten Hause indessen und Angesichts des vor unsern Augen steil ansteigenden Berges stöhnte Liese tief auf, und kaum fühlte sie sich um den dritten Theil ihrer Last leichter, als sie stehen blieb wie auf Commando und keinen weiteren Gedanken mehr kannte als dem Zurückrollen des Wagens durch abwechselndes Einstemmen bald des rechten, bald des linken Hinterfußes Einhalt zu gebieten.

Uns Beiden, nämlich meinem Reisegefährten und mir, ging die stumme Demonstration des armen Rosses tiefer noch zu Herzen als die mündliche Aufforderung ihres Gebieters, und da es uns in Anbetracht unseres Knochenwerks, welches auf dem vom Regen zerwühlten, durch kopfgroßen Aufschutt wieder gebesserten Wege nicht schlecht

durchgeschüttelt worden, genau eben so ging wie Liese selbst, so wickelten wir uns nochmals aus unsern Decken und Reisehüllen, und entlasteten den Phaeton um die noch übrigen zwei Drittel seiner Ladung.

Langsam schlenderten wir neben dem Wagen her, mit vollen Zügen die köstliche Waldluft athmend, welche uns die nahen Berge würzig und frisch zum Willkommen entgegen sandten.

Der Abend war herrlich und um so schöner, als den Tag über düsteres Gewölk den Kamm des Riesengebirges umschleiert gehalten und uns mißgünstig nicht nur fast jede Aussicht auf die hervorragenden Höhen genommen, sondern unsern heißen Durst nach Naturschwelgerei auch noch durch manchen heftigen Regenschauer abgekühlt hatte. Was Wunder, wenn uns nun das tiefe Blau des reiner gewordenen Abendhimmels noch azurner, der Kampf der sinkenden Sonne mit Rübezahls nebelgestalteter dunkler Geisterschaar noch poetischer erschien!

Die Landschaft war aber auch in der That wundervoll und mußte uns arme, das ganze Jahr im Actenstaube dahin vegetirende Erdenseelen mit nie geahnter Wonne, mit dem ganzen Zauber ihrer Reize erfüllen.

Der „Stich“ war glücklich überwunden und fortan zog sich der Weg sanft bergan am Rande eines scharf geschnittenen Berghanges hin, dem magischen Dunkel hoher schlanker Tannen und Fichten entgegen. Seitwärts, tief zu unsern Füßen, hüpfte und sprudelte ein silberklarer Bergbach, im weichen üppigen Grün eines smaragdenen Wiesengrundes hin und wieder sich verlierend, ab und zu wieder muthwillig und mit schnellem Anlauf unbequemes Gestein überspringend, wie ein muthwilliger Knabe, der dem Vaterhause eben entronnen, schön, froh, unschuldig und leichtsinnig im Gefühle der jungen Kraft, den heitern wie den dunkeln Loosen des Lebens unbewußt entgegenstürmt. Ueber dem Bache jenseits eine braune, mit blühender Haide bewachsene Bergwand, deren gebogenes Profil gegen den durchsichtigen Abendhimmel in reinen Linien sich abzeichnete, hier und da einzelne mächtige Fichten- und Buchenstämme daraus hervorragend und wie Denkmäler einer längst vergangenen Zeit, in der noch nicht der Schlag der Axt in jener Ureinsamkeit wiedergehallt, in welcher der Mensch, der ewige Kämpfer gegen die Gigantenkräfte der Natur noch nicht den heiligen Frieden jener tiefen Waldesgründe gestört. Weiterhin ein frisch grüner prächtiger Buchenhain, der, übergossen von den letzten rosigen Streiflichtern der sinkenden Sonne, unvergleichlich schön dalag und das Gemüth unwillkürlich mit Träumereien von Zauberfesten der Dryaden und Waldnymphen erfüllte; im Hintergrunde endlich, in bläulichem Duft, zwei mächtige Bergriesen, deren unbestimmte Umrisse sich in einem Wolkenmeere verloren, und über diesem Allen ein Himmel, wie ihn eben nur das Gebirge nach einem Regentage kennt. Phantastische Wolkengebilde in allen Gestalten und Schattirungen, tief und dunkel hernieder hängend auf die Berge und Wälder des Horizonts und wiederum hochaufstrebend wie goldene, feuerumsäumte Brücken zum Aether des Himmels, dessen Millionen funkelnder Augen urplötzlich sich zu öffnen begannen, als hätten sie keine Zeit zu verlieren, das erhabene Schauspiel noch mit anzusehen.

Könnten doch die Tausende und aber Tausende jener Großstädter, denen es entweder die Macht der Verhältnisse oder eigene Unbeweglichkeit verbietet, sich ab und zu dem gewohnten Einerlei entschlagen und in der frischen freien Gottesnatur Schutz gegen Verknöcherung von Herz und Sinn zu suchen, könnten diese Tausende doch nur ein einziges Mal einen solchen Sonnenuntergang sehen, nur einmal das Arom des Abendhauchs solcher Wälder athmen!

„Die Waldmutter kocht wieder einmal tüchtig heut Abend“, begann unser würdiger Rosselenker mit der umgekehrten Peitsche nach verschiedenen Stellen des Waldes zeigend, von denen aus seine Nebel, Rauchsäulen gleich emporstiegen, und damit gewaltsam unsere poetischen Betrachtungen unterbrechend.

„Leider, leider!“ seufzte ich, der ich als geborener Berg- und Waldmensch den Sinn jener Worte recht wohl kannte, während mein Genosse, der niemals über den märkischen Sand hinausgekommen war und der zwischen dem Chimborasso und dem Kreuzberge bei Berlin sich bis heute keinen rechten Unterschied denken konnte, um nähere Erklärung bat.

„Sie wissen nicht, was das heißt, die Waldmutter kocht oder die Buschhexe braut?“ wiederholte Franz, unser Kutscher, während er mit der Peitsche hin und her knallte, und dem kleinen Zwiesel, seinem Leib- und Schooshunde, einen Schrei der Furcht und des Entsetzens erpreßte; „das will ich Ihnen sagen, das heißt so viel als mit dem guten Wetter ist es wieder einmal Matthäi am letzten und übermorgen, wenn nicht morgen schon regnet es Bindfaden.“ Und nun erging er sich in so kühnen Hypothesen über die Ursache jener Naturerscheinung, daß mein Begleiter in gerechtes Erstaunen versetzt wurde. Ueberhaupt schien die Aussicht auf das mit jeder Achsendrehung näher rückende Ziel der beschwerlichen Fahrt das Gewölk der Mißlaune, welches sich auf der Stirn unseres würdigen Franz seit dem Uebertritte in das stammverwandte Czechenland zusammengezogen und dessen drohende Stille hin und wieder nur durch einige in den Bart gebrummte Kernflüche über die Wegmauth und über die Beschaffenheit der Landstraße unterbrochen worden, mehr und mehr zu zertheilen und seiner ursprünglichen Redseligkeit nicht länger ihr Recht streitig zu machen.

Wir hatten jetzt die Stelle erreicht, an welcher ein Streifen jenes Waldes, den wir oberhalb Freiheit vor uns gesehen, über die Straße hinübersprang und dieselbe zu beiden Seiten einschloß; das Abenddunkel war inzwischen grauer geworden und man konnte die Gegenstände in einiger Entfernung nicht mehr so deutlich erkennen.

Vom Gehen, mehr aber noch von den reichen, wechselnden Eindrücken des Tages etwas ermüdet, wollten wir eben unsern Kutscher fragen, ob es noch nicht wieder Zeit sei einzusteigen, als wir plötzlich das Rollen eines schnell uns entgegenkommenden Wagens vernahmen und einige Secunden später eine Equipage im raschen Trabe aus dem Dunkel des Waldes auf uns zukommen sahen.

Natürlich war dies in so großer Nähe von Johannisbad ein Ereigniß und wir gespannt, wie wohl die ersten lebenden Individuen aus jener terra incognita, an welche wir so große Erwartungen knüpften, aussehen möchten. Schon wollten wir uns in Betrachtungen ergehen, ob dies Badegäste seien, die auf möglichst bequeme Weise die Reize einer Mondscheinbeleuchtung genießen wollten, oder ob wohl gar der Herr Bezirksrichter aus Trautenau das Bad mit seinem Besuche beehrt und nun nach genossenem Nachtmahle den Versuch mache, seine Heimath vor Mitternacht wieder zu erreichen, als plötzlich ein jugendlich lautes: „Halt Kutscher! halt doch!“ dem Wagen Stillstand gebot.

Ein Ruck in die Zügel, der Wagenschlag wurde hastig geöffnet und heraus flog ein junges Mädchen und warf

sich mit dem Ausrufe: „Heinrich, lieber Heinrich, kommst Du endlich!" meinem Freunde um den Hals.

Ich stand sprachlos! — War ich das Opfer eines Verraths an langjähriger Freundschaft. Ich, der ich mir geschmeichelt hatte, die geheimsten Falten des Herzens meines Freundes zu kennen, der ich auf seine Treue Häuser gebaut, mußte hier auf offener Landstraße, funfzig Meilen von der Heimath, zu der Erkenntniß gelangen, daß Bruno nicht Bruno, sondern Heinrich heiße.

Schneller noch als dieser Gedanke, der wie ein elektrischer Funke meine Seele durchzuckte, änderte sich die Scene.

„Entschuldigen Sie, Fräulein", stammelte mein Freund, als die schönen Arme an seinem Halse ihm wieder einige Luft ließen, „ich heiße nicht Heinrich —"

„Gott im Himmel, was habe ich gethan!" schrie die junge Dame laut auf. Dann folgte eine blitzschnelle elastische Bewegung nach dem Wagenschlage und dahin flog die Chaise, aus deren Innern wir eben noch die Worte vernehmen konnten: „Du voreiliges Mädchen!"

Da standen wir Drei und sahen uns starr vor Verwunderung an.

„Glückspilz!" war das erste Wort, welches mir bei dem Gedanken an die süße Spende, welche meinem Freunde so eben ganz unverdient geworden, über die Lippen ging.

„Herr Gott, was werden Sie in Johannisbad für Glück haben, wenn das schon so anfängt", sagte der Kutscher, der nicht frei von Neid sein mochte.

Mein Freund schwieg; er schien es tief zu beklagen, daß er in der heiligen Taufe nicht den Namen Heinrich erhalten.

So müde Liese auch war, unser Alter hätte es um alle Schätze in der Welt nicht zugelassen, daß wir die letzte kurze Strecke zu Fuß gegangen und nicht mit der gehörigen Ostentation — so weit sich mit einem bescheidenen Einspänner in dunkler Nacht überhaupt Staat machen ließ — in den Badeort eingezogen wären.

So stiegen wir denn ein und legten den Rest des Weges um so rascher zurück, als Liese von der Nähe des ersehnten Stalles und dem Gedanken an eine behagliche Streu mit solch innerer Freudigkeit erfüllt wurde, daß es diesmal nicht erst der Mahnung der Peitsche bei ihr bedurfte.

„Soll dies etwa Johannisbad sein?" riefen wir wie aus einem Munde, als wir um die letzte Biegung der Straße kamen und aus den dunkeln Massen des stark aufsteigenden Nebels der Schimmer einzelner, Irrwischen gleichender Lichter uns entgegen blinkte.

„Nun, was denn sonst?" erwiederte Franz, der aus dem Tone unserer Frage auf einige Enttäuschung schließen mochte. „Gasbeleuchtung giebt es hier freilich nicht. Ich danke übrigens Gott, daß wir endlich einmal da sind. Brr Liese."

Diese letzte Aufforderung war völlig überflüssig, denn Liese stand bereits wie eingewurzelt vor dem Thorwege eines niedrigen Gebäudes, dessen unteres Stockwerk lediglich aus Ställen zu bestehen schien, eine Vermuthung, welche eine lange Reihe davor aufgestellter Krippen nur bestärkte.

„Dies kann ja aber unmöglich die Stadt Breslau sein!" rief ich, mich der brieflich gemachten Beschreibung dieses Gasthauses erinnernd.

„Nein, die Stadt Breslau ist es nicht, aber der Gasthof zum Bahnhofe —", gab Franz gleichmüthig zur Antwort, indem er sich anschickte sein Pferd abzusträngen.

„Zum Henker, Sie wissen doch, daß wir nach der Stadt Breslau, aber nicht nach dem Bahnhofe wollen. Vorwärts also!"

„Ich weiß aber die Stadt Breslau nicht —"

„Nun so fragen Sie!"

„Es ist ja Niemand da, den ich fragen kann."

„Wir werden schon Jemand treffen, jetzt aber machen Sie Anstalt, sonst —"

Ohne auf den Schluß unserer ungeduldigen Rede zu hören oder uns einer Anwort zu würdigen, versetzte der Murrkopf seiner Liese einen wüthenden Hieb, daß das erschrockene Thier einen Sprung nach vorwärts machte und den Wagen durch dick und dünn polternd weiter schleppte.

Wir spähten links, wir spähten rechts — keine menschliche Seele, die uns nach der Stadt Breslau hätte zeigen können.

„Gehen denn hier die Leute mit den Hühnern zu Bett?" rief ich, der ich mir von Johannisbad und seinem Leben einen ganz andern Begriff gemacht, ärgerlich vor mich hin.

„Freilich, hier schläft um neun Uhr schon Alles, wie ich von meinem Bruder weiß", erwiederte mit Seelenruhe mein Begleiter.

In der That war der Ort wie ausgestorben und selbst auf dem Platze, den wir nun erreichten, der, so weit sich dies in der Dunkelheit erkennen ließ, mit ganz hübschen Häusern besetzt war und eine Art Marktplatz zu sein schien, rührte und regte sich nichts, höchstens daß hier und da in den Fenstern ein einsames Licht verlöschte, zum Zeichen, daß wiederum ein schläfriger Badegast sein schweres Tagewerk beschloß.

„Na, hier ist das Nest alle, weiter kann ich nicht fahren", demonstrirte vom Bocke herab die verdrießliche Stimme unseres Grimmbartes, und so standen wir denn da in finsterer Nacht, triefend vom Regen, der eben wieder recht anständig nieder zu plätschern begann, von Gott und Menschen verlassen an einer Stelle, wo die Welt vollständig mit Bretern vernagelt schien.

„Vielleicht ist das dort die Stadt Breslau", sagte endlich nach einer Pause allgemeiner Rathlosigkeit zögernd mein Freund, indem er nach dem allerletzten Lichtchen zeigte, welches aus einem Abgrunde zu unsern Füßen emporschimmerte.

„Nun soll ich wohl gar noch da hinunter fahren, damit wir Alle den Hals brechen?" raisonnirte Franz.

„Siehst Vatter, ich hab's halt immer g'sagt, daß da oben ein Wagen hält — das seins g'wiß", erscholl plötzlich eine Stimme aus der Tiefe und: „Menschen, Gott sei Dank, Menschen!" riefen wir Alle wie aus einem Munde.

Der unsichtbaren Stimme folgten unmittelbar zwei dunkle Männergestalten, die, indem sie an uns herantraten, fragten: „Seind das etwa der Herr von Müller aus Berlin?"

„Ja wohl, das sind wir", antwortete ich, „und Sie sind hoffentlich der Wirth aus der Stadt Breslau."

„Ja, bitt schön, hab halt nit mehr g'glaubt, daß d' Herren noch komme würd. Na greif zu Anton."

Unsere Noth hatte nun ein Ende. Anton und sein „Vatter" griffen tüchtig zu, um unser Gepäck vom Wagen zu lösen, wir folgten ihnen mit Todesverachtung in den dunkeln Schlund, der sich übrigens bei Tageslicht als eine sehr mäßige Vertiefung herausstellte — und in wenig Augenblicken befanden wir uns im

Gastzimmer der seit der letzten Stunde so ersehnten „Stadt Breslau".

Die Mißstimmung, welche sich meiner bemächtigt hatte, wollte gar nicht wieder von mir weichen, selbst nicht bei der freundlichen Sorgfalt, welche unser Wirth und dessen Sohn uns widmeten. Ein finsterer Groll gegen das arme Johannisbad, das ich ja eben nur bei Nacht, also eigentlich noch gar nicht gesehen, hatte dergestalt die Oberhand in meinem Herzen gewonnen, daß mich sogar das recht gute und in kürzester Frist vor uns dampfende Abendbrod nicht milder stimmen konnte.

Es war das himmelschreiendste Unrecht, welches ich je im blinden Vorurtheil begangen.

„Herr von Müller, wenn's den Herren vielleicht gefällig wär', nach Ihrem Zimmer —"

„Zimmer?" fiel ich dem Sprecher, des Wirthes Anton, der mit dem Lichte in der Hand vor uns hingetreten war, ins Wort, „wir hatten ja zwei Zimmer bestellt."

„Bitt' schön, 's sind alle Zimmern im Hause besetzt, werd halt bitten, mit einem vorlieb zu nehmen!"

Wieder eine Täuschung — neue Nahrung für meinen Ingrimm.

Anton leuchtete uns zwei Stiegen voran, erschloß eine Thür, an welche mit Kreide Nr. 10 geschrieben war, und ersuchte uns, gefälligst in das Gemach einzutreten.

Ich sagte — gar nichts mehr; die dritte Täuschung, welche ich in diesem Augenblicke empfand, hatte vollständig mein Herz gebrochen. Da, links und rechts ein Bett, dazwischen ein Tischchen, zwei hölzerne Stühle, zwei unangestrichene Waschtische, ein eben solcher Kleiderschrank und vier Bretwände. Dazu ein Fensterlein, welches der Regen von außen so eben krystallhell abzuspülen bemüht war.

Das war also der Aufenthalt, der mich vier lange Wochen beherbergen sollte, deswegen war ich fünfzig Meilen weit hergereist, deshalb hatte ich Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um Urlaub zu erhalten. Die Situation war wirklich „gletscherhaft".

Ich riß meinen Schlafrock aus der Reisetasche, ließ alles Uebrige im wilden Durcheinander liegen, machte einige sehr aufgeregte Excursionen durch meinen Käfig, suchte mir endlich die längste Bettstelle aus und warf mich laut mit Gott, mit meinem Freunde und mit aller Welt hadernd mit solchem Ungestüm auf mein Lager, daß ich höchst unsanft gegen die harte Bettwand anflog, was diese mit einem dumpfen, donnerähnlichen Tone beantwortete.

(Fortsetzung folgt.)

Die Uhr schlug vier.

Erzählung nach einem wahren Criminalfall von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Im Zimmer des Schloßherrn machte es sich Holberg bequem und setzte zuerst den Varinaskanaster in der vom Grafen ihm gereichten Pfeife in Brand.

„Nach meiner Ansicht", begann er, rundliche Rauchwolken in die Luft blasend, „hat der unberufene Visitator des Schrankes Geld gesucht, vielleicht auch geglaubt, das mitgenommene Packet enthalte dergleichen."

„Und er mußte es glauben", fiel erheitert der Graf ein. „Der blaue Umschlag trug die Aufschrift: Vierzigtausend Thaler in Banknoten. Es war die Mitgift meiner Tochter, die ich gestern dem Papiere entnahm, um sie nach vollzogener Trauung Lord Duncan einzuhändigen."

„Und jetzt liegt in dem Papiere?"

„Der Entwurf meines Testamentes, den ich aber cassirt habe, und zwei Briefe. Der Verlust dieser Briefe schmerzt mich; denn ihr Inhalt kann, wenn sie in unrechte Hände fallen, leicht mißverstanden werden und mich nöthigen, Erklärungen zu geben, die ich lieber vermeiden möchte."

„Darf ich den Namen des Briefschreibers wissen?"

„Später... wenn der Dieb entdeckt werden sollte, und ich wieder in den Besitz derselben komme."

„Es ist gut", sprach der Amtmann, „und nun hören Ew. Excellenz weiter. Der Schrank ist in vergangener Nacht geöffnet worden, und zwar nach drei Uhr Morgens. Der Dieb schlich sich aus der Thurmhalle in das Ritterzimmer, weil aber die versetzte Thür sich nicht weit genug öffnen ließ, mußte die Schrankuhr etwas abgeschoben werden. Dabei fiel die Cigarrenasche auf den Fußboden, denn der Schleicher rauchte. Später, als das Packet mit der muthmaßlichen Summe glücklich von ihm erobert war, verließ er, wie ungewandte Diebe das immer thun, in großer Hast den Schauplatz seiner schlechten That. Dabei ward die Uhr stark angestoßen und, weil sie etwas schräg zu stehen gekommen war, fing davon der Perpendikel an zu schwingen. Das muß genau zwölf Minuten nach drei Uhr Morgens geschehen sein, denn der Schlag vier harmonirte mit den übrigen Uhren."

„Ich fürchte, ich fürchte, Ihre Conjecturen lassen sich nicht widerlegen", sagte schwer beunruhigt der Graf, „gerade die große Wahrscheinlichkeit derselben aber macht mich unglücklich. Denn haben Sie Recht, dann kann ja — o Gott, o Gott — nur Einer der Dieb sein!"

„Sie irren sich, Excellenz", erwiederte Holberg, dem es offenbar Vergnügen machte, über den für ihn höchst interessanten Fall nachzudenken. „Zwei Personen würde ich, hielten mich nicht Rücksichten ab, schon jetzt ohne Gewissensbisse verhaften, es kann aber auch noch eine dritte und vierte bei dem Schwindel betheiligt sein."

„Es ist entsetzlich!" rief der Graf. „In meinem Hause! Unter meinen Augen! Fast in Gegenwart von hundert Gästen!... Und ein Mann... Himmel, warum bin ich nicht statt des armen, unschuldigen Schottländers erschossen worden!"

„Mac Allan kannte wahrscheinlich den Dieb", sprach der Amtmann.

Aus dem Antlitz des entsetzten Grafen wich alles Leben. Er blickte mit stieren Augen wie ein Gespenst auf den ruhigen Holberg, der sich seine Pfeife vortrefflich schmecken ließ.

„Dieb und Mörder in einer Person?... Und Er..?"

„Er! Wer?" fiel Holberg dem Schloßherrn ungeduldig ins Wort. „Machen Sie mich doch nicht irre, Excellenz!... Hängt der Tod des Schotten mit dem Diebstahle zusammen, so hat der unerfahrene Mann mit

dem in vorliegendem Falle unglücklichen Griffe die Pistole auf den einsamen Schwärmer in der wüsten Haide gewiß nicht abgefeuert."

Graf von Bornheim schwieg. Er hoffte und wünschte, der umsichtige Jurist werde sich noch etwas deutlicher über seine Vermuthungen aussprechen. Es wäre dies auch jedenfalls geschehen ohne die neue Störung, die unerwartet der Unterredung des Amtmannes mit dem Grafen ein Ende machte. Der Bursche des Hauptmanns Alexis, welcher in vergangener Nacht den Hengst des Generals bestiegen hatte, trat nämlich sehr erschöpft und hinkend in den Schloßhof und ward von den seiner gewahr werdenden Dienern sogleich mit Fragen überhäuft. Kaum bemerkte Holberg den erschöpften Menschen, als er das Gespräch mit dem Hauptmanne auf der Stelle abbrach.

„Was ich Ihnen noch sagen wollte, Excellenz, verschiebe ich auf spätere Stunden", sprach er. „Vorerst rufen Sie diesen Burschen, damit ich ihn, ehe noch Andere ihn ausfragen können, unter vier Augen einem scharfen Examen unterwerfe."

Dem General leuchtete die Klugheit dieser Maßregel ein, und wenige Minuten später stand Franz dem durchdringenden Blicke des Amtmanns gegenüber.

7.

„Du hast bis auf Weiteres Zimmerarrest", sprach Holberg, als er nach halbstündigem Gespräch den sehr zerknirschten Burschen verließ. Holberg begab sich wieder in das Cabinet des Grafen. Hier traf er Alexis, der von seinem Vater den Tod Mac Allans erfahren hatte. Von der Entwendung des Testamentes und der Briefe sagte der Graf seinem Sohne nichts. Holberg begrüßte den Hauptmann ziemlich kühl.

„Wo befindet sich Ihr Freund, der Herr Baron?" fragte er Alexis.

„So viel ich weiß, auf seinem Zimmer", erwiederte dieser. „Gesprochen habe ich ihn noch nicht. Er behauptet unwohl zu sein."

„Ich möchte Sie ersuchen, in des Herrn Barons Nähe zu bleiben, bis wir Ihrer wieder bedürfen."

Alexis stutzte, warf einen unsicher fragenden Blick auf seinen Vater und fügte sich darauf dem Wunsche des Amtmannes.

„Was haben Sie von Franz erfahren?" redete der Graf erwartungsvoll den Amtmann an.

Anstatt diese Frage zu beantworten, überreichte Holberg dem General ein Etui, in welchem sich eine kostbare Broche in Form eines Vergißmeinnichtes befand. Der trefflich gearbeitete Schmuck bestand aus Brillanten von reinstem Wasser.

„Wie hoch taxiren Sie diese niedliche Kleinigkeit?" fragte er den Grafen.

„Diese Broche? Ich weiß von ihr!... Es ist das Geschenk Walderows an meine Tochter."

„Ein werthvolles Stück!" meinte Holberg. „Erlauben Sie mir, Excellenz, daß ich dem Herrn Oberinspector in Ihrer Gegenwart die Frage vorlegen darf, welche Summe ihm dies Vergißmeinnicht gekostet hat?"

Tief seufzend zog der Graf den Glockenzug.

„Mein Vetter, Herr Inspector Walderow!" rief er dem Diener zu.

Holberg schloß das Etui und stellte es vor sich auf den Tisch.

„Der Schimmelhengst muß doch ein sehr schwer zu leitendes Thier sein", begann er, das abgebrochene Gespräch sogleich wieder anknüpfend. „Zweimal hat es sich derartig erschrocken, daß der arme Bursche sich noch gratuliren kann, mit leidlich heiler Haut davon gekommen zu sein. Als der Schimmel um vier Uhr Morgens den Schuß hörte, ging er durch mit seinem Reiter, und heute, just an der Stelle, wo der Schuß fiel, sprang die Bestie zur Seite und warf den Burschen ab. Dann jagte das Thier mit erhobenem Schweife in vollem Carrière geradeswegs dem Schlosse zu.

Kurt Walderow trat ein. Es fiel ihm schwer, den Blick des Amtmannes zu ertragen.

„Ich höre, Franz ist wohlbehalten zurückgekommen, obwohl der Hengst ihn abgeworfen hat", sprach er zum Grafen. „Ich freue mich wenigstens, daß er doch meinen Auftrag pünctlich ausführen konnte. Möchte ich mit diesem Geschenk ein Lächeln auf die Lippen der Lady zaubern können." Er wollte das Etui an sich nehmen, Holberg aber bedeckte es rasch mit der Hand.

„Haben Sie bezahlt oder nicht bezahlt?" fragte er mit einer Härte im Ton und mit einer Kälte im Auge, die selbst den General erschreckten.

Walderow verstummte.

„Ich bitte, Herr Amtmann, bestehen Sie nicht auf Beantwortung Ihrer Frage!" sagte der Graf. „Kurt hat sich mir entdeckt."

„Ich habe Grund, diese Entdeckung für unvollständig zu halten", fuhr der unerbittliche Amtmann fort. „Der Bursche besitzt keine Quittung. Vielleicht aber kennt der Herr Oberinspector diesen Zettel hier, den Franz dem Juwelier zu überreichen vergaß."

Ehe Walderow sich noch besinnen konnte, befand sich der Streifen Papier in der Hand des Grafen. Es war eine Schuldverschreibung zum Betrage der Summe, welche der Juwelier für die Broche forderte. Diese Summe versprach Walderow Ostern nächsten Jahres bezahlen zu wollen.

Das Gesicht des Generals ward finster, Kurt erbleichte mehr vor Wuth als vor Schreck.

„Herr Amtmann", sprach er mit zitternder Stimme. „Das ist unwürdig eines Mannes von Ehre! Ich werde Genugthuung fordern!"

Holberg zuckte die Achseln. Der Graf reichte Kurt das Papier, indem er traurig und vorwurfsvoll sagte:

„Du hast mich belogen und willst mich zu Ostern auch noch betrügen?... Das hab' ich nicht um Dich verdient; denn ich meinte es immer treu und redlich mit Dir."

Walderow suchte vergeblich nach Worten. Er hatte dem Grafen so unendlich viel zu sagen, ohne irgend welche Nachsicht für sich selbst und sein Handeln in Anspruch nehmen zu wollen, und nun zerstörte die Vergeßlichkeit eines erschrockenen gemeinen Soldaten alle seine Pläne, alle seine Hoffnungen! Mit Mühe nur stotterte er:

„Sie thun mir schweres Unrecht, Excellenz!... Ich habe Sie nie betrogen!"

Der General schüttelte mit dem Kopfe. Holberg klopfte mit größter Gelassenheit seine Pfeife aus.

„Wann händigten Sie Franz diesen Zettel ein?" fragte er, auf die Schuldverschreibung deutend.

„In voriger Nacht, ehe ich zu Pferde stieg", erwiederte Kurt verdrossen.

„Wie viel war die Uhr?"

„Es mochte eine Viertelstunde an Drei fehlen."

„Sprachen Sie vorher den Herrn Hauptmann?"

„Kurz zuvor."

„In der Thurmhalle?"

„Auf der Thurmtreppe. Er wartete auf seinen Freund Baron von Halben."

„Was sprachen Sie mit dem Herrn Grafen Alexis von Bornheim?"

Walderow stockte.

„Sage die Wahrheit und ich will Alles vergeben und vergessen!" fiel der General ein.

„Ich verstand seine Worte nicht recht und wünschte deshalb eine Erklärung von ihm zu hören. Der Schritt des Barons verhinderte ihn jedoch mir diese Erklärung zu geben."

„Wiederhole die Worte meines Sohnes!" befahl der Graf.

Kurt schwieg noch ein paar Secunden, dann sagte er, den Grafen wie den Amtmann offenen Auges betrachtend:

„Deine Großmuth soll belohnt werden... in wenigen Tagen!... Halben muß und wird zahlen!"

„Der Herr Baron raucht gern, nicht wahr?" warf der Amtmann ein.

„Nicht stärker als wie Andere."

„Er raucht Cigarren?"

„Nur Cigarren."

„Rauchte Baron von Halben auch, als er die Treppe herunter kam?"

„Ich sah ihn nicht mit Augen, doch glaub' ich, daß er rauchte."

„Sie verließen den Herrn Hauptmann?"

„Um nach meinem Pferde zu sehen. Graf Alexis wiederholte seine Worte, als er mir auf dem Rückwege ins Schloß auf dem Hofe entgegen kam."

„Mit dem Baron?"

„Allein, Herr Amtmann."

„Trafen Sie mit Baron von Halben auf der Schloßflur zusammen?"

„Nein. Ich sah ihn erst wieder, als ich zu Pferde stieg."

Holberg reichte jetzt das Etui mit der Broche dem Oberinspector.

„Nehmen Sie", sagte er. „Entschuldigen will ich mich nicht, denn was ich that, verlangte von mir das Amt, das ich bekleide. Dies Geschenk aber können Sie Lady Duncan mit ruhigem Gewissen geben, obwohl es noch nicht bezahlt ist und vielleicht Seine Excellenz aus eigenen Mitteln es wird bezahlen müssen; denn ich fürchte, der Herr Baron wird sein Versprechen, das er dem Herrn Grafen Alexis von Bornheim gab, sobald noch nicht halten können."

Kurt Walderow verstand den Amtmann offenbar nicht, und das ungeheuchelte Erstaunen, das sich auf den Zügen des Oberinspectors unverkennbar malte, rührte und beglückte den General.

„Ja, Kurt, Du bist gut!" sprach der Graf von Bornheim voll Ueberzeugung. „Ich errathe jetzt den Zusammenhang... Weil Du mich schonen und... und... einem Andern dienen und retten wolltest, ergriffst Du ein unlauteres Mittel... Gebe nur Gott, daß auch Er sich rechtfertigen kann wie Du!"

Er reichte Walderow die Hand und sah ihm dabei liebevoll in die Augen.

„Sie sind ein trefflicher Wagenlenker", sprach jetzt der Amtmann, der sehr zufrieden aussah, zu Kurt. „Begleiten Sie uns auf die Haide! Franz soll uns die Stelle zeigen, wo der Schimmelhengst ihn abgesetzt hat. Wenn wir uns nicht allzu lange verweilen, können wir noch vor Sonnenuntergang wieder im Schlosse sein."

Der Graf durchschaute sogleich den Plan des Amtmannes und trieb zur Eile.

Schnell ward der Jagdwagen des Grafen angespannt, und ehe noch eine Stunde verging, befanden sich Alle auf der Stelle, wo Mac Allan ermordet worden war.

Obwohl Amtmann Holberg den Ort einer sehr genauen Besichtigung unterzog, konnte er doch nichts auffinden, was ihn auf die Spur des muthmaßlichen Mörders hätte führen können. Es hatte kein Kampf stattgefunden, denn nicht einmal das Haidekraut, wo man den sterbenden Schotten fand, war zertreten. Wohl aber bemerkte Holberg, daß Mac Allan hart am Fuße eines bemoosten Granitblockes gefallen war, an welchem die Straße nach der Provinzialstadt vorüber führte. Hier sah man auch tiefe Hufspuren, und zwar sowohl in der Richtung nach der Stadt zu wie nach dem Schlosse. Beide Hufspuren rührten von ein und demselben Thiere her, das in großen Sätzen das Weite gesucht hatte. Die Spuren nach dem Schlosse zu, die sich bald in der Haide verloren, zeigten einen ganz frischen Eindruck.

„Der Mörder Mac Allans ist entdeckt", sprach der Amtmann, dem in geringer Entfernung haltenden Wagen zuschreitend. „Er saß auf Ihrem Hengste, Herr Graf! Bei alledem aber halte ich den Menschen doch für keinen sehr bösartigen Burschen. Ich glaube sogar, er weiß noch gar nicht, daß er einen Menschen erschossen hat, noch weniger, wer der Erschossene ist. Sehen Sie nur, wie ruhig er auf dem Bocke sitzt!"

„Ich kann es nicht begreifen", fiel der Graf ein, „was Franz zu einer solchen That verleitet haben kann. Wozu führte er Waffen bei sich? Wer gab sie ihm? Wem gehörten sie?"

„In wenigen Minuten schon werden wir es wissen", versetzte Holberg. „Es ist mir sehr lieb, daß ich in meinem ersten Verhör den jedenfalls unwissentlichen Mörder nur nach der wahrscheinlichen Veranlassung seines Unfalles und nach den Geschäften fragte, die er in der Stadt zu besorgen hatte. Von Mac Allans Tode, wie von dem Schusse war zwischen uns noch gar nicht die Rede, und Andere hatten nicht Zeit, ihm Mittheilungen zu machen. Daß sich während seiner Abwesenheit von Bornheim etwas Ungewöhnliches daselbst zugetragen hat, ahnt er allerdings, es quält ihn aber wenig, da er sich ja unschuldig weiß."

Als die drei Herren den Wagen wieder bestiegen hatten, richtete Holberg plötzlich die Worte an Franz:

„Ich weiß jetzt, was den Hengst heute scheu gemacht hat. Das Thier erkannte den Felsblock wieder, den Du in der Nacht für ein Gespenst ansahst. Habe ich Recht?"

Der Bursche lächelte und blickte den Amtmann scheu von der Seite an.

„Ich habe Dich schießen hören und Martin sah den Blitz! Wer lieh Dir die Pistole?"

„Herr Amtmann", versetzte der Soldat, „der Herr Hauptmann hatte sie mir zum Reinigen gegeben, und weil der Herr Baron meinte, auf der Haide sei es nie sicher, es wäre da Mancher schon geplündert worden, lud ich beide Pistolen und steckte sie zu mir. Die Briefe, die mir der Herr Baron zur Besorgung mitgab, waren sehr werthvoll, und da ich, am Felsblock angelangt, mich plötzlich anrufen hörte und eine breite, schwarze Gestalt mit verwildertem Blick auftauchen sah, rief ich: Zurück! und schoß. Die Uhr schlug vier, wie der Schimmel, von dem Knalle erschreckt, mit mir durchging. Wenn ich dem Wegelagerer nur nicht zu viel Blut abgezapft habe!...

Geschweißt hat er tüchtig. Ich hab' es vorhin erst bemerkt."

Dem Amtmanne leuchtete ein, daß er es hier mit keinem verstockten Verbrecher zu thun habe. Die Furcht vor einem Anfalle, einer Beraubung, in dem gedankenlosen Burschen erzeugt durch die Aeußerungen des Barons von Halden, hatten den Unbesonnenen wider Willen einen Mord begehen lassen.

Die ungeschminkte Erzählung des Soldaten machte sowohl den alten General wie Kurt verstummen. Holberg bedeutete Beiden durch sprechende Blicke, daß sie auch fernerhin schweigen möchten. Das eben Vernommene war ihm wichtig, und er zweifelte keinen Augenblick, daß binnen Kurzem der noch unklare Zusammenhang der Tödtung des Schotten mit dem in Bornheim verübten Diebstahle sich ihm vollkommen enthüllen werde.

Nach der Wiederankunft im Schlosse blieb Holberg mit dem Burschen des Hauptmannes allein.

„Gieb mir die Pistolen Deines Herrn", befahl er diesem.

„Ich habe sie im Pferdestalle liegen lassen, Herr Amtmann", entgegnete der Soldat.

„Dann wirst Du sie dort abholen und ich werde Dich dahin begleiten. Später begleitest Du mich. Ich will Dir zeigen, was Du angerichtet hast."

Der Bursche ward ängstlich und that ohne Widerrede den Willen des Amtmannes. Die gebrauchte Pistole war noch nicht wieder gereinigt. Holberg behielt sie und führte darauf den unglücklichen Schützen an die Leiche Mac Allans.

„Das ist der Mann, den Du erschossen hast", sprach er. „Es war kein Wegelagerer, der Dich plündern wollte. Du hast einen ganz unschuldigen Menschen getödtet."

Der Jammer des armen Burschen, der so plötzlich zum unbewußten Mörder geworden war, rührte den Amtmann. Er suchte ihn zu trösten und über sein Schicksal zu beruhigen.

„Ich bin freilich genöthigt, Dich in festen Gewahrsam zu nehmen und Dich streng bewachen zu lassen", fuhr er fort, „an Kopf und Kragen aber soll es Dir nicht gehen. Ich stehe dafür ein, daß Du mit der Untersuchungshaft und einer gelinden Gefängnißstrafe davon kommen sollst. Bleibe aber ehrlich und mache keine Winkelzüge, wenn Du seiner Zeit mit vielleicht vornehmen und sehr klugen Leuten confrontirt wirst."

Der Amtmann verließ hoffnungsvoll den unglücklichen, vor Schmerz und Seelenangst ganz zerknirschten jungen Burschen, schloß ihn ein und begab sich in das große Wohnzimmer des Schlosses, wo er die Familie des Grafen anzutreffen erwarten durfte. (Schluß folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Ein französisches Urtheil über die Dresdner Gemäldegallerie und die Bastei. Sachsen besitzt in der Dresdner Gemäldegallerie und in der Bastei, dem Glanzpuncte der sächsischen Schweiz, Schätze der Kunst und Natur, um die es vielfach beneidet wird und auf die jeder Sachse mit gerechtem Stolze blickt. So bekannt Beides ist, so glauben wir doch unsern Lesern eine Freude zu machen, wenn wir ihnen das anerkennende Urtheil des französischen Feuilletonisten P. J. Stahl darüber in einer kleinen Erzählung, „Les bonnes fortunes parisiennes" überschrieben, welche das erste Capitel derselben „Von Dresden nach der Bastei" bildet, hier übersetzt mittheilen. Dasselbe lautet:

„Sehr viele Personen kennen Georges Turner. Er ist ein Maler, mehr als ein Maler, ein Dichter, eine jener zugleich ritterlichen und melancholischen Naturen, welche die Liebe zum Schönen in Flammen versetzt, die den Cultus dieses unsichtbaren Gottes haben, den sie Ideal nennen, und die überall, selbst in dieser Welt, Beweise des Daseins ihres Gottes suchen.

Ich traf ihn eines Tages, als er eben aus der Dresdner Gallerie heraustrat.

Der Anblick der Meisterwerke, die sich in dieser Gallerie — einer der reichsten an Schätzen jeder Art, die zu sammeln den Menschen gelungen ist —, im Ueberfluß befinden, hatte ihn in Verzückung gesetzt. Seine Stirn glänzte, seine Stimme vibrirte und man fühlte, daß er von einem heiligen Enthusiasmus begeistert war.

— Wie gut ist das, was schön ist, und wie süß ist es, dasselbe zu bewundern! sagte er zu mir.

— Wie Ihre Augen glänzen, mein Freund! Man sollte sagen, Sie hätten geweint.

— Ja, ich habe geweint! antwortete er mir; ja, gewiß, und ich hoffe noch mehr zu weinen. Ich habe vor diesen großen, edeln Gemälden Thränen vergossen. Wie glücklich bin ich, Maler zu sein, Augen zu haben, die meiner Seele diesen reinen Himmel der Kunst öffnen, wo man von Andern die Träume verwirklicht sieht, die man selbst noch nicht zu erreichen vermochte, die man vielleicht aber seinerseits noch erreichen wird! In dieser unschätzbaren Gallerie findet sich Alles. Sie ist eine Welt, ein immer gelungenes Universum voller Leben und Bewegung, dem in der wirklichen Welt nichts gleich kommt.

Sie ist schöner als die Natur selbst, denn sie enthält die Natur, die von ihren achtungsvollsten Kindern auserwählt worden ist. Treten Sie ein, lieber Moritz; wären Sie für alle Aufregung todt, so würden Sie doch neubelebt zurückkommen. Dort glänzt, strahlt, spricht Alles. Es giebt in diesem Tempel zwanzig Gemälde, die zu gleicher Zeit Gedichte und Symphonieen sind. Wenn diese Wunder vor Ihren Augen vorüber gegangen sind, so fordere ich Sie heraus, mir zu sagen, daß sie stumm sind, daß sie Ihnen nichts erzählt haben, daß Ihre Seele, als sie dieselben betrachtete, nichts that als zu sehen und nichts gehört hat. Sie werden aus diesem heiligen Orte wie aus einem kirchlichen Concerte heraustreten, noch hörend und begreifend, daß das, was strahlend ist, nicht schweigt, daß die Farben singen, daß sie eine Stimme haben, und daß, um Alles zu sagen, nur die Tauben und Blinden die Harmonie der Farbentöne von der Harmonie der Klänge trennen.

Es ist ohne Zweifel schmerzlich, diese Wunder betrachtet zu haben und nur das zu sein, was man ist; aber noch trauriger ist es, sie zu verlassen, und wenn man diese Menge Genien verläßt, in das Nichts der Straßen zurückzukehren. Wohin werde ich gehen, um das Andenken an dieses Fest meiner Augen vollständig zu bewahren? Mein lieber Moritz, wenn Sie mein wahrer Freund sind, so werden sie mich nicht verlassen, sondern sich meiner bemächtigen und mich an irgend einen schönen Ort, z. B. die Bastei führen. Ist Ihnen das recht? In fünf Viertelstunden werden wir mitten in der sächsischen Schweiz und den Alltäglichkeiten der Städte entflohen sein. Nur der unter der Hand Gottes aufgeblühte Glanz vermag mir auf Alles zu antworten, was mir der Glanz der Kunst so eben gesagt hat. Lassen Sie uns abreisen.

— Das wollen wir thun, antwortete ich ihm. Die Berge und Felsen, die fließenden Gewässer und tiefen Wälder, das sind meine Gemälde. Das Weltall ist mein Museum. Weshalb glauben Sie denn wohl, daß ich ohne Unterbrechung rastlos umherlaufe, wenn es nicht geschieht, um die Gelegenheit zu finden, von Zeit zu Zeit ganz allein eine der Thränen zu vergießen, die Sie so eben vergossen haben?

Ueberdies suchte ich in diesem Augenblicke nichts weiter, als einen Tag der ungeduldigen Erwartung zu tödten. Mit Ihnen und in der schönen Gegend, die Sie mir versprechen, wird er um so schneller vorüber gehen.

Dank der Eisenbahn, die viel schneller ist als das Dampfschiff, ließen wir das Thal von Dresden und dessen berühmte Lusthäuser bald hinter uns.

Loschwitz und Blasewitz, wo Schiller seine Gustel für seinen Wallenstein nahm, die Thürmchen des Palastes in Pillnitz, wo der Vertrag unterzeichnet wurde, welcher die Legitimität wieder nach Frankreich zurückführen sollte; Groß-Sedlitz und das durch sein Papageischießen berühmte Kopitz; Pirna und die Feste Sonnenstein flogen nach einander vor unsern Augen vorüber und die Station Potzscha erschien. Wir hatten nur noch die Elbe zu überfahren, um uns in Wehlen, am Fuße der Bastei zu befinden.

Die Schweiz hat Schönheiten einer andern Ordnung; sie hat nichts, was diesem eigenthümlichen Orte gleicht. Dieser lange, seltsame enge Paß im Ottowalder Grunde, welcher nach tausend Ueberraschungen von den Ufern der Elbe bis auf den Gipfel der Bastei führt, ist wie jene Vorreden schöner Werke, die schon den Gedanken ihres Verfassers anmelden. Was auch das Sprüchwort sagen mag, so führt doch nicht jeder Weg nach Rom. Es giebt Wege und Wege, und Gott, als ein geschickter Baumeister, hat nie eine gemeine Vorrede zu den großen Capiteln seines Buches gemacht. Ein Weg wie der nach der Bastei konnte daher nicht zu etwas Alltäglichem führen. Man fühlt, daß er uns zur Entdeckung eines der Geheimnisse der Natur leitet. Dieses geheimnißvolle und liebliche Aufsteigen zwischen zerrissenen Bergen ist wie eine Einführung, eine Vorbereitung auf etwas Großartiges.

Das Tageslicht scheint nur allmälig in diese engen und dennoch lachenden Schlünde einzudringen, die zuweilen plötzlich von sehr großen schwarzen Felsenblöcken, welche senkrecht über denselben hängen, beherrscht werden. Man geht auf Pfaden, welche kein Pinsel darzustellen gewagt haben würde, aus Tunneln heraus, wie Gott allein sie zu machen verstand. Das kleinste Gras, die heitersten Blümchen, das zarteste Moos, das rosenfarbigste Haidekraut, der feinste Sand, die jungfräulichste Erde, die natürlichsten Früchte, die tollsten Bäche, die ungestümsten Wasserfluthen, das Alles findet sich unter unsern Schritten, unter unsern Augen und Händen in einem Ueberfluß und in einer solchen Verschiedenheit, daß man, wäre es nicht immer das wichtige Merkmal, das diesen tausend Veränderungen zur Unterlage dient, das uns nicht vergessen läßt, daß das Alles nur die Umfassung, die Einführung in ein weit größeres Stück ist, jeden Augenblick sich versucht fühlen würde zu sagen: „Laßt uns nicht weiter gehen. Hier ist gut sein; laßt uns ewig hier bleiben!"

Aber welcher Freund der Erde, die dieser schönen Liebe so würdig ist, ist wohl je halben Wegs auf einem Berg oder nach einem Abgrund stehen geblieben? Ist nicht der äußerste Punct eines Gipfels, und die Tiefe der Abgründe gerade das, was ein Jeder, der von der Wißbegierde und Leidenschaft nach dem Schönen beherrscht wird, erreichen will?

Man steigt daher voran, spricht hier und da, überall ein Bedauern aus, indem man mit seinem Blick auf Alles, was uns entzückt, sagt: Ich werde wiederkommen. Hat man nun die Anhöhe beinahe erreicht, so erweitert sie sich. Anfangs ist es ein Wald, dann ein hell beleuchtetes Plateau. Hier ist ein Weizenfeld; man glaubte auf einem Felsen zu sein und vor uns dehnt sich fast eine Ebene aus. Wir sind aber noch nicht am Ziele. Es ist nur ein Ruhepunct, der ganz absichtlich für unsere Augen hergestellt worden zu sein scheint, ehe der Vorhang sich erhebt, um ihnen die phantastische Verzierung zu entschleiern, deren Ankündigung alles bisher Gesehene nur war.

Zur Linken, dicht an der Seite der Fahrstraße, die wir wohlweislich nicht eingeschlagen hatten, führt uns ein schmaler Fußpfad durch das Gebüsch ganz unschuldig und verschlossen an eine ländliche Schranke; ein schlecht behauener Baum, der auf zwei Stützen ruht, ist Alles, was uns hier von dem uns erwartenden blendenden Schauspiele trennt. Wer zum Schwindel geneigt ist, hat Ursache, hier vorsichtig zu sein. Die Scene erstreckt sich senkrecht unter unsern Füßen bis in eine Tiefe, so weit unser Gesicht nur zu reichen vermag. Was kann man von dieser Gruft, von diesem ungeheuern Schacht, von dieser Höhle mit unbedeckten Himmel, von diesem furchtbaren Kreise sagen? Ist Alles beunruhigend, feierlich genug? Hat man wohl je etwas Aehnliches in seinen stärksten, fieberhaftesten Träumen phantasirt? Wer vermöchte wohl diese versammelte Nation von versteinerten Riesen, diese Versammlung von Felsen, diesen Senat von wurmstichigen Säulen, diese Reihen todter Titanen zu beschreiben, die in der Haltung einer wichtigen Berathung stehen blieben? Was soll man zu diesen Schwefelthränen sagen, welche die Jahrhunderte in den Augen, in den Verletzungen dieser granitnen Greise vertrockneten? Was von dieser dunkeln Wiese von Tannen, von diesen hohen nordischen Tannen, die überall den Himmel bedrohen und die doch von dem Puncte aus, von dem man sie bemerkt, unter den Füßen dieser Kolosse wie ein Teppich von Grashalmen ausgestreckt zu sein scheinen?

Ich habe nichts Majestätischeres gesehen als diese colossale Versteinerung. Man könnte sie fast die Reste eines antediluvianischen Tempels nennen. Die riesenartigen Sphynxe Alt-Aegyptens hätten um diese furchtbaren Trümmer nur wie Insecten herumkriechen können. Man beherrscht alle diese Anhöhen, man hat alle diese Gipfel unter seinen Füßen; aber von welcher Höhe herab man sie auch betrachtet, fühlt man sie aufrecht stehend, sieht man sie enorm, und sie erscheinen uns so drohend, als ob sie sich über unsere Häupter emporrichteten. Man sagt sich, daß man nur der Strohhalm ist, den eine Laune des Windes über die Berge empor getragen hat, doch so erhaben man auch über diesen Abgründen sei, so finde sich die Größe doch nur dort unten.

Doch wir müssen uns diesem Schauspiel entreißen, wenn es auch das Großartigste ist, das der Weg uns bietet. Man macht noch hundert Schritte und verläßt die Bäume. Voller Verwunderung bleibt man stehen, denn den Augen bietet sich eine neue Ueberraschung dar..."

Was nun der Feuilletonist von dem Wirthshause auf der Bastei, der herrlichen Aussicht von da ins Elbthal und auf die Berge bis nach Böhmen, von der Großartigkeit des Gewitters, das er auf diesem sechshundert Fuß hohen Felsenhorn erlebte &c., mittheilt, übergehen wir mit Stillschweigen, da es uns nur darum zu thun war, unsern Lesern das Urtheil eines Franzosen über das Großartigste, was Sachsen an Werken der Kunst und Natur besitzt, und das man nur einmal gesehen zu haben braucht, um eine unauslöschliche Erinnerung davon in seinem Herzen zu bewahren, mitzutheilen. C.

Das allgemeine deutsche Turnfest in Berlin. Klingts nicht wie ein Märchen, wenn wir in den Zeitungen lesen, daß in Berlin, sage in Berlin, ein prächtiges, erhebendes, gewaltiges deutsches Turnfest gefeiert worden ist, daß zu Ehren der aus allen Theilen Deutschlands zusammengeströmten Gäste das als kalt und abstoßend verschriene Berlin den heitersten Festschmuck anlegte, daß die unendlich lange Friedrichsstraße von den herrlichsten Laubgewinden fast verdeckt war, daß neben den preußischen und andern Landesfahnen überall das deutsche Banner prangte, daß der Polizeipräsident selbst den aus vielen Tausenden von Theilnehmern bestehenden Festzug anführte und die städtischen Behörden wie die Bürgerschaft die gefälligste Gastfreundschaft übten, daß das Volk von Berlin in endlosen Jubelrufen seine Freude und seine Zuneigung für die kräftigen Männer und Jünglinge ausdrückte — klingt das Alles nicht wie ein Märchen? Und doch ist es die nackte Wirklichkeit, die reine Wahrheit! Ja, die edle Turnkunst, die eigentliche deutsche Turnkunst ist ein Schmuck unseres Volkslebens, um den uns alle andern Völker beneiden müssen, und daß das Turnen gerade in jüngster Zeit eine ganz unglaubliche, nie geahnte Ausdehnung und unwiderstehliche Geltung erlangt hat, das ist etwas, worüber sich jedes brave deutsche Herz recht innig freuen darf.

Briefkasten.

Nora hier. Die poetischen „Versuche" einer liebenswürdigen Leipzigerin haben wir mit doppeltem Interesse gelesen und geprüft, und diejenigen, welche uns die gelungensten erschienen, in heutiger Nummer zum Abdruck gebracht. Sie besitzen schwärmerische Tiefe des Gemüthes und dichterische Empfindung und Auffassung, die sich namentlich in glücklichen und sinnigen Bildern, wie das am Schlusse des zweiten der aufgenommenen Lieder, oft glänzend bekundet. Im Interesse Ihrer Ausbildung, die wir Ihnen dringend anempfehlen, rathen wir Ihnen größere Sorgfalt auf die Form zu verwenden und namentlich die häufige und stets störende Unreinheit des Reimes zu vermeiden. Wir hoffen, Ihnen öfter zu begegnen, und lassen Sie dann vielleicht den dichten Schleier geheimnißvoller Verborgenheit uns gegenüber fallen.

Herrn Heinrich von Brehmer in Ohlau (Schlesien). Ihre Skizze acceptiren wir mit bestem Dank. Dieser Stoff kann nie verbraucht werden und gewinnt namentlich durch eine so geistreiche Behandlung wie die Ihre stets neues Interesse. Die „Schlesischen Najaden" sollen uns sehr willkommen sein; schon der Titel macht bei der jetzt tropischen Gluth einen angenehm erfrischenden Eindruck. Glück auf die Reise!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

No 34. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

25. August.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Kleine Lieder

von Felix Dahn.

1. Wohl sind die Tage lang dahin.

Wohl sind die Tage lang dahin,
Als ich im hohen Gras,
Du schöne Waldeskönigin,
Zu Deinen Füßen saß,
Und Märchen mit entzücktem Sinn
In Deinen Augen las, —
Den Strom floß All' das nieder,
Und kommt nicht wieder!

O Du warst schön, ja wunderschön,
Und groß und stolz Dein Herz,
Dein Ernst erklang wie Goldgetön,
Und silbern scholl Dein Scherz,
Dein Geist schwang sich zu Sternenhöh'n,
Und treu warst Du wie Erz.
All' das hatt' ich gewonnen, —
Nun ist's zerronnen!

Nur manchmal schlägt im Weltgetos
Dein Namen an mein Ohr,
Da bricht wie Gluth bei Windesstoß
Die alte Lieb' hervor,
Und manchmal aus der Nächte Schoos
Taucht mir Dein Bild empor:
Dann wach' ich auf mit Sehnen
Und heißen Thränen.

2. Sieh die kleine Mücke fliegen.

Sieh die kleine Mücke fliegen
Hell beglänzt vom Sonnenschein,
Heute früh an's Licht entstiegen,
Wird sie Abends nicht mehr sein.

Sieh, wie ihre Flügel glänzen,
Wie sie schillert, wie sie schwebt,
Sie vergißt in ihren Tänzen,
Daß sie stirbt, um daß sie lebt.

Mensch, mit allem Deinem Streben
Höh'res doch erstrebst Du nicht:
O, vergiß den Tod, das Leben,
Und genieß das Sonnenlicht!

Die Uhr schlug vier.

Erzählung nach einem wahren Criminalfall von Ernst Willkomm.

(Schluß.)

8.

Bei seinem Eintritt in das sehr geräumige Gemach, in dessen Kamin mehr der Annehmlichkeit als des Bedürfnisses wegen ein stilles Feuer brannte, fand Holberg Lord Duncan und Baron von Halben einander gegenüber in bequemen Lehnstühlen dicht vor dem Feuer sitzen. Alexis unterhielt sich mit seiner Mutter und Albertine, die Beide im Divan Platz genommen hatten und noch immer von dem schrecklichen Ereignisse tief erschüttert waren.

Der Graf und Walderow gingen in leisem Gespräche auf und nieder. Auch Lord Duncan und Baron von Halben hatten sich leise in englischer Sprache mit einander unterhalten, Beide aber brachen wie auf ein gegebenes Zeichen das Gespräch ab, als sie des alten Juristen ansichtig wurden.

Der Baron, heute noch fatiguirter als gewöhnlich aussehend, schien doch bei sehr guter Laune zu sein. Er gab sich zwar sichtlich Mühe, die fast heitere Stimmung, welche zur melancholischen Atmosphäre, die auf alle übrige Bewohner des Schlosses drückte, nicht passen wollte, zu verbergen, allein gelingen wollte ihm dies nicht. Der Amtmann wenigstens bemerkte auf den ersten Blick, daß der blasirte Mann der vornehmen Gesellschaft im Innersten über irgend etwas sehr erfreut sei. Diese Wahrnehmung gab ihm Anlaß, seine Aufmerksamkeit vorzugsweise dem Baron zuzuwenden, doch in der Art, daß es diesem nicht auffallen konnte.

Nachdem Holberg die betrübten Damen begrüßt, auch einige Worte mit Lord Duncan und Baron von Halben gewechselt hatte, gesellte er sich zu dem Grafen und dessen bürgerlichen Vetter.

„Es ist jetzt Zeit, die hier Versammelten von dem bis jetzt Ermittelten zu unterrichten", flüsterte er dem Grafen zu. „Ich bin gespannt auf die Wirkung dieser Mittheilung. Unmittelbar nachher bringe ich den Diebstahl zur Sprache. Von Ihnen, Excellenz, erwarte ich, daß Sie in jeder Beziehung auf meine Ideen eingehen."

Ohne die Antwort des Grafen abzuwarten, schob Holberg einen Stuhl an den Sophatisch zur Seite des Hauptmannes und ließ sich bequem darin nieder.

„Das war ein unruhiger, aufregender Tag", sagte er so laut, daß Alle ihn verstehen konnten, „aber Gott sei Dank, unser Mühen ist ja doch nicht fruchtlos gewesen, und ich darf sagen, daß ich fast nie in meinem Leben nach Ermittelung der Ursachen eines begangenen Verbrechens so in mir ruhig und zufrieden war wie heute. Statt eines mit Vorbedacht vollbrachten Verbrechens nur ein tief zu beklagendes Unglück constatiren zu können, gewährt dem gewissenhaften Criminalisten immer die reinste Freude."

„Wie!" fiel Lord Duncan ein, seinen Sitz am Kamin verlassend. „Der Mörder meines unvergeßlichen Mac Allan ist entdeckt?"

„Der unglückliche Mann, welcher Ihren Freund erschoß, befindet sich in sicherm Gewahrsam."

„Und er hat gestanden?" fragte zögernd Baron von Halben, der sich jetzt ebenfalls der Gruppe am Divan näherte.

„Ehe er wußte, daß er gestand", versetzte der Amtmann. „Es ist ein Mensch, den wir Alle kennen, namentlich der Herr Hauptmann."

„Ich?" sagte Alexis und maß den Amtmann mit unheimlich drohenden Blicken.

Der Baron schlich wieder zum Kamin und kehrte sein Gesicht dem Feuer zu.

„Sie gaben Ihre Pistolen dem Burschen Franz zum Putzen, nicht wahr?" fuhr Holberg fort.

„Vor drei oder vier Tagen schon."

„Erhielten Sie die Waffen zurück von Franz?"

„Ich bedurfte ihrer nicht, mithin habe ich sie ihm auch nicht abgefordert."

„Mit einer dieser Pistolen ist Mac Allan erschossen worden. Ich habe sie ihm abgenommen. Ueberzeugen Sie sich selbst."

Er legte die vom Pulver noch angelaufene Waffe auf den Tisch. Erschreckend wandten sich die Gräfin und ihre Tochter ab. Baron von Halben ergriff die Feuerzange und legte eine Kohle auf die glimmende Gluth.

„Die Pistolen waren nicht geladen, als Franz sie von mir erhielt", sagte jetzt Graf Alexis von Bornheim. „Wie kam der unbesonnene Mensch auf diesen unseligen Einfall?"

„Auf diese allerdings sehr nahe liegende Frage wird Herr von Halben wahrscheinlich am Besten Antwort geben können", versetzte Holberg.

Der Genannte kehrte sich um und lächelte.

„Sie haben frappant geistreiche Einfälle, Herr Amtmann", erwiederte er. „Franz stand nicht in meinen Diensten."

„In voriger Nacht doch gewissermaßen, Herr Baron. Sie überreichten dem Burschen Briefe von Wichtigkeit, die er auch glücklich besorgt hat. Gerade dieser Briefe wegen riethen Sie ihm, in der finstern Nacht nicht unbewaffnet über die öde Haide zu reiten... Es sei schon Mancher zwischen den Granitblöcken angefallen und beraubt worden."

„Ja freilich", versetzte Baron von Halben, „wenn ein Mensch so wenig Urtheilskraft besitzt, daß er Scherz nicht von bitterm Ernst unterscheiden kann, dann läßt sich ein Dritter selbst für eines Narren unzeitiges Athmen verantwortlich machen."

„Der Scherz wurde jedenfalls in einem sehr unglücklichen und unpassenden Moment von Ihnen gemacht", erwiederte der Amtmann. „Die Aussage des zerknirschten Burschen, welcher das Unheil anrichtete, setzt mich in die unangenehme Nothwendigkeit, den Herrn Baron mit dem reuigen Franz confrontiren zu müssen."

„Mich?" fuhr Baron von Halben auf. „Ich hoffe, Herr Graf von Bornheim wird seine Gäste nicht unnützer Weise molestiren lassen. Ich gebe zu, daß ich, weil Franz mir ängstlich vorkam, die scherzhafte Bemerkung hinwarf, er solle sich gegen Wegelagerer bis an die Zähne bewaffnen, um nöthigenfalls sich vertheidigen zu können. Ob er sich aber an diese Aeußerung gekehrt hat oder nicht, darum habe ich mich nicht gekümmert!"

„Ich sehe vollkommen ein, daß die Aussage des Unglücklichen Ihnen unangenehm sein muß", meinte Holberg, „was aber haben Sie denn zu befürchten, wenn Sie nun morgen einfach zu Protokoll erklären, daß der arme Mensch nicht gelogen hat?"

Der Baron setzte sich abermals zum Kamin, zog sein Cigarrenetui und begann zu rauchen. Der Amtmann wendete sich zu dem Schloßherrn, indem er sagte:

„Darf ich Sie jetzt an Ihr Versprechen mahnen, Excellenz? Oder können Sie sich noch immer nicht erinnern, wo Sie den Schlüssel zum Schrank im Ritterzimmer hingelegt hatten?"

„Alles Grübeln darüber führt zu keinem Ziele", erwiederte der General. „Ich nehme an, daß ich den Schlüssel abzuziehen vergaß. Gelegenheit macht Diebe — mithin bin ich nicht zu bedauern."

„Sind Sie bestohlen worden?" fragte Lord Duncan aufhorchend, und auch Alexis, so wie dessen Mutter und Schwester blickten den Amtmann erwartungsvoll an. Kurt Walderow hatte den Sitz des Lords am Kamin eingenommen.

„Den Willen, mich tüchtig zu rupfen, hat man gehabt", fuhr der Graf lächelnd fort, „gelungen aber ist es nicht."

Baron von Halben, der bis jetzt starr ins Feuer geblickt hatte, erhob den Kopf und sein Auge begegnete den Blicken Walderows. Ohne eine Bemerkung zu machen, fing er an sehr schnell zu rauchen.

„Haben Sie auf Jemand Verdacht, Excellenz?" fiel der Amtmann ein. „Ich halte es für unerläßlich, diesem Einschleicher nachzuspüren, da ich die richtige Witterung des Weges, den er genommen hat, wie ich Ihnen schon mittheilte, entdeckt zu haben glaube. Die Uhr war abgerückt und darum ging sie."

„Die Uhr in der Thurmhalle?" fragte Alexis. „Ich hörte sie vier schlagen und wunderte mich auch darüber."

„Ohne Zweifel verließ der Dieb das Ritterzimmer, in das er sich wahrscheinlich hat einschließen lassen", fuhr Holberg fort, „durch die schmale Thür, welche die Uhr verdeckt. Es kann dies erst gegen drei Uhr Morgens oder einige Minuten später geschehen sein, denn die Uhr war genau zwölf Minuten nach Drei stehen geblieben. Nach dem Schlage vier, der mit allen übrigen Uhren zusammenfiel, hörte sie wieder auf zu gehen. Um dieselbe Zeit feuerte der unglückliche Franz das Pistol auf die Brust des vermeintlichen Räubers ab."

Baron von Halben verwandte kein Auge von der Kohlengluth, in die er sinnend blickte.

„Sie rauchen aber merkwürdig stark, lieber Ferdinand", sprach Alexis, eins der duftenden blauen Wölkchen, die bereits im Zimmer schwammen, mit der Hand zerschlagend. „Sie parfümiren ja das ganze Zimmer mit Ihren famosen Manilla-Cigarren."

„Folge der Aufregung", sagte Holberg. „Ich habe zahllose Male die Erfahrung gemacht, daß innerlich sehr erregte Personen immer außerordentlich stark rauchen. Der Herr Baron ist aufgebracht meiner vorigen Aeußerung wegen und läßt nun seinen Unmuth die unschuldige Cigarre entgelten. Um Vergebung, Herr von Halben, rauchten Sie gestern dieselbe Sorte?"

„Ich rauche nie andere", gab der Gefragte kurz zur Antwort.

„Wirklich nie? Darf ich fragen weshalb?"

„Weil sie mir nicht schmecken", versetzte scharf Baron von Halben.

Kurt Walderow stand jetzt auf und verließ den Kamin.

„Wir sind ganz von unserm Thema abgekommen, Vetter Excellenz", sprach er, sich hinter den Stuhl des Generals stellend. „Wenn Sie in vergangener Nacht wirklich bestohlen wurden, so kann doch nur ein mit Ihren Gewohnheiten Vertrauter den Streich ausgeführt haben."

„Ohne Zweifel", versetzte Graf von Bornheim, „weil er aber wenig Zeit hatte, spielte der Zufall ihm selbst einen bösen Streich, der jedenfalls zur Entdeckung des frechen Menschen führen muß. Du kennst ja am besten den blauen Umschlag um die englischen Banknoten."

„Ich empfing sie in dieser Umhüllung von Ihrem Wechsler."

„Als ich sie unten im Schranke verschloß, schrieb ich mit großen Buchstaben darauf: vierzigtausend Thaler. Gestern entnahm ich dem Papiere diese Summe, um sie Lord Duncan pflichtmäßig einzuhändigen, in das geleerte Papier aber legte ich den Entwurf meines letzten Willens und zwei Briefe Deiner verstorbenen Mutter..."

„Meiner Mutter!" rief Walderow aus. „Und diese Briefe sind Ihnen entwendet worden?"

„Testament und Briefe. Das Packet war mit meinem Familienwappen versiegelt. Wenn der Dieb es öffnet, wird ihn vor Schreck der Schlag rühren."

Ein Geräusch am Kamin machte die Männer aufblicken. Baron von Halben lag mit zur Seite gebogenem Kopfe in convulsivischen Zuckungen.

„Mein Gott, Ferdinand!" rief Alexis, dem Freunde zu Hülfe eilend, aus. „Was ist Ihnen? Sie waren so aufgeregt!... Sie müssen zur Ruhe gehen!... Die vermaledeiten Manilla's!"

„Der stark duftende Rauch der Manilla-Cigarren und das versiegelte blaue Papier scheinen den Herrn Baron nervös zu sehr angegriffen zu haben", fiel der Amtmann ein, der sich bereits an der Seite des von Krämpfen Befallenen befand. Er fühlte dem Baron den Puls, er beobachtete das Zucken der Muskeln in seinem Gesicht. „Mich dünkt", fuhr er fort, „wir lassen den Leidenden auf sein Zimmer bringen. Herr Walderow hat gewiß die Güte, den Chirurgus herbeizuschaffen. Inzwischen wollen wir Drei, ich meine Seine Excellenz, den Herrn Hauptmann und mich selber, bei dem Kranken bleiben, bis er wieder zu sich kommt. Ein wenig kenne ich die menschliche Natur. Nach derartigen plötzlichen Nervenanfällen wird der Mensch gewöhnlich redselig, weil ihm das Erleichterung verschafft. Ich werde mir die größte Mühe geben, den Baron zu recht vielem Sprechen zu bewegen."

Graf Albrecht von Bornheim durchschaute die Absicht des Amtmannes, und nach dem Vorangegangenen zweifelte er nicht, daß Holbergs Scharfblick den Schuldigen entdeckt und durch scheinbar ganz unverfängliche Bemerkungen entlarvt hatte.

Gräfin Serena und Albertine vermochten sich das plötzliche Erkranken des Barons nicht zu erklären. Der Einzige, welcher den Zusammenhang der Begebenheiten, die sich in den kurzen Zeitraum von nur sechzehn Stunden zusammendrängten, vollkommen begriff, war Kurt Walderow. Er warf sich auf's Pferd, um den Chirurgus zu rufen. Diener des Grafen trugen den Bewußtlosen auf sein Zimmer im Thurm.

9.

Mitternacht war schon vorüber und noch kehrte Baron von Halben das Bewußtsein nicht zurück. Bisweilen zuckten seine Lippen und er murmelte unverständliche Worte. Holberg ließ nichts unbemerkt, wie er denn auch das Zimmer des Barons mit den Blicken sehr genau durchsuchte.

„Es ist hier wohl ziemlich oft gespielt worden?" fragte er den jungen Grafen, der eine auffallende Unruhe zeigte. Wo man hin blickt, sieht man Karten."

„Wir vertrieben uns die Zeit mit Kartenspiel", lautete die Antwort des Hauptmannes.

„Pointirten Sie hoch?" forschte Holberg weiter. „Sie müssen einem alten Juristen, der mehr an Inquiriren als an gemüthliches Conversiren gewöhnt ist, schon verzeihen. Man hat seine Verbindungen, seine Freunde, denen man Vertrauen schenken kann, und von solchen Freunden ist mir eine sehr ausführliche Mittheilung über das Treiben der jungen Cavaliere in der Residenz zugegangen. Sie lautete fast wie eine Anklage, lieber Herr Graf!"

Alexis fühlte sein Blut bald stocken, bald schneller zum Herzen strömen. Er wagte nicht dem eisernen Amtmanne ins Auge zu schauen.

„Baron von Halben ist mir allezeit als ein Spieler von Profession bezeichnet worden", fuhr der unerbittliche Holberg fort. „Sein ganzes nicht unbeträchtliches Vermögen hat er längst schon im Spiele verloren, und seitdem lebte er vom Spiel, indem er Unerfahrene durch sein einschmeichelndes Wesen an sich fesselte und unter der Maske aufrichtigster Freundschaft systematisch plünderte. Aber das Unlautere, Schlechte hat keine Dauer. Es vernichtet sich zuletzt immer selbst und reißt diejenigen, welche sich ihm ganz hingeben, gewöhnlich fort ins Verderben! Der Baron ist verschuldet, nicht wahr?"

Alexis fühlte den brennenden Blick des Amtmannes und vermochte sich der Wirkung desselben nicht zu entziehen.

„Seit Kurzem verfolgte ihn und Alle, die mit ihm auf vertrauterem Fuße standen, das Unglück", sagte er.

„Hören Sie es, Excellenz?" wandte sich Holberg an den General. „Der gewissenlose Mensch hat sie Alle der Reihe nach geplündert! Und diese sündhafte Leidenschaft hätte beinahe einen Unschuldigen mit unglücklich gemacht!"

„Spielte der Schotte auch?" fragte Holberg nach einer Pause.

„Nein", sagte Alexis, „aber er überraschte uns wenige Tage vor der Vermählung meiner Schwester beim Spiel und erfuhr durch die Verstimmung des Barons zufällig, in welch peinvoller Verlegenheit dieser sich selbst befand. Aus späteren Aeußerungen des Unglücklichen vermuthe ich, daß der Baron den Schotten um ein Darlehn unter irgend einer Form angegangen sein mag, ohne bei diesem Gehör zu finden. Von diesem Augenblicke an beobachtete ihn Mac Allan im Stillen und ließ ihn nicht mehr aus den Augen."

„Das Räthsel ist gelöst", sprach der Amtmann. „Der Baron ist der moralische Urheber des traurigen Endes, das der ehrliche, wortkarge, verschwiegene Schotte nahm."

„Halten Sie den Unglücklichen wirklich eines gemeinen Verbrechens fähig?" meinte der noch immer zweifelnde Alexis.

„Er mag es Ihnen selbst erzählen", erwiederte Holberg. „Hören Sie nicht, daß er leise spricht? Das Gewissen läßt auch dem Bewußtlosen keine Ruhe. Es muß sich Luft machen, und sei's auch nur, indem es den schlafenden Menschen zwingt, zu bekennen, was ihn drückt."

Man vermied jedes Geräusch, um die abgebrochenen Worte und halben Sätze des Träumenden zu belauschen. Diese Worte involvirten eine Selbstanklage, deren moralischen Werth auch ein späterer Widerruf des zu vollem Bewußtsein Erwachten nicht entkräftet haben würde. Der Baron sprach von dem Schlüssel, den er im Schranke hatte stecken lassen, um — Mac Allan nicht zu begegnen. Mehrmals wiederholte er die Worte: „Vierzigtausend! Vierzigtausend! Das hilft für immer." Dann murmelte er wieder und neue Convulsionen folterten den Körper des Bewußtlosen.

„Wie kam es", sagte der Amtmann zu Alexis, diesen bei Seite führend, „daß der Baron so genaue Kenntnisse von den Vermögensverhältnissen Seiner Excellenz und von den Oertlichkeiten im Schlosse besaß?"

„Zu diesen Kenntnissen habe ich ihm unabsichtlich selbst verholfen", erwiederte der junge Graf. „Als ich ihm eines Tages die Merkwürdigkeiten des Schlosses zeigte, führte ich den Baron auch in das Ritterzimmer, öffnete die unverschlossenen Schränke, wo die alten Trinkhörner aufbewahrt sind und sagte, als ich an dem verschlossenen Schranke achtlos vorüberging und Ferdinand die Frage, was dieser enthalte, an mich richtete: Viel, viel Geld! Unter Anderem die Mitgift meiner Schwester in englischen Banknoten, sauber eingewickelt in blaues Papier. Am Tage ihrer Abreise wird Papa dem Lord dies reiche Packet mit dem letzten Händedrucke überreichen. Der Baron lachte, während ich wohl nicht gerade ganz heiter aussehen mochte. Das wäre ein Sümmchen für Dich, wie? sagte er, der Thür zuschreitend. Da ließen sich alle Schulden prächtig tilgen! Ich gab keine Antwort, zog ihn aber zurück und zeigte auf die nahe Tapetenthür. Das ist der kürzere Weg in den Thurm, sprach ich, nur muß man sich etwas dünn zu machen verstehen. Ich habe ihn hundertmal benutzt, wenn ich mit Walderow mich ungesehen im Fechten üben wollte. Die glücklichsten Stunden meiner Jugend verlebte ich im Ritterzimmer."

Der Brust des Barons entrang sich ein schweres, dumpfes Stöhnen, aber auch jetzt kehrte ihm die Besinnung nicht zurück. Auf dem Schloßhofe hörte man sprechen. Bald darauf trat Kurt Walderow mit dem Chirurgus ein. Der gesuchte Feldscherer war nicht zu Hause gewesen, wodurch sich die Rückkehr Walderows so lange verzögerte.

Dem Leidenden ward eine Ader geöffnet, der indeß nur wenige Blutstropfen entsickerten. Das Gesicht des Chirurgus nahm bedenkliche Züge an.

„Ist der Zustand des Barons bedenklich?" fragte der General.

„Ein Nervenschlag hat ihm die Besinnung geraubt", erwiederte der Chirurgus. „Es muß eine gewaltige Revolution seinen ganzen Organismus gänzlich erschüttert haben, sonst könnte die Wirkung nicht eine so andauernde sein. Sollte der Schlag repetiren, so ist Hülfe nicht möglich."

Der Chirurg machte noch verschiedene Versuche, um die Stockung des Blutes zu heben. Es gelang nicht, und als die Schloßuhr vier schlug, war der Baron eine Leiche. Er hatte die verbrecherische That, die ihn, wäre er am Leben geblieben, für immer aus der Gesellschaft verbannen mußte, nur um vierundzwanzig Stunden überlebt. Diese vierundzwanzig Stunden mit ihren Gemüthserschütterungen und die Gewißheit, daß er binnen sehr kurzer Zeit des im Schlosse verübten Raubes überführt werden müsse, gaben ihm den Tod.

Mac Allan und Baron von Halben wurden an einem Tage beerdigt. Zuvor aber traf ein Brief aus der Residenz ein, der an den Grafen gerichtet war. An der Handschrift erkannte dieser als Absender seinen Banquier. Der Brief enthielt nur die Anzeige, daß so eben der Wucherer Abraham Levy bei ihm gewesen sei und ihm ein mit dem gräflich Bornheimschen Wappen versiegeltes Packet übergeben habe, in welchem er dasselbe erkenne, das er vor einigen Wochen dem Oberinspector der gräflichen Güter, Herrn Kurt Walderow eingehändigt habe. Er könne sich den Zusammenhang nicht erklären, behalte einstweilen das Packet zurück und bitte um Instructionen. Einsender desselben an Abraham Levy nenne sich Baron von Halben.

Graf von Bornheim reiste schon am nächsten Tage mit Courierpferden nach der Residenz. Es begleiteten ihn Alexis und Kurt Walderow. Ein kurzes Gespräch mit dem Banquier unter vier Augen, dessen Inhalt Niemand bekannt wurde, brachte das Packet wieder in die Hände des Generals. Im Beisein des Sohnes und

Vetters öffnete er es, den Entwurf des Testamentes dem Ersteren, die beiden Briefe dem Letzteren reichend.

Kurt war von der Lectüre derselben erschüttert, fühlte sich aber doch ruhig und glücklich.

„Ich liebte Deine Mutter", sprach der Graf, „wir konnten uns aber nicht angehören, weil — meine Verwandten aus Standesvorurtheilen es nicht zugaben. Darum bist Du mein lieber Vetter und mein Pathe, ich aber habe stets als Vater an Dir gehandelt!"

„Der Brief meiner Mutter, den ich erst nach ihrer Beerdigung lesen durfte, hat mich von dem Kummer ihres Lebens unterrichtet", versetzte Walderow, „und das machte mich oft so still und ließ mich so gern die Einsamkeit suchen."

Alexis hatte seine Lectüre ebenfalls beendigt und saß jetzt in sich gesenkt vor dem Vater.

„Der Entwurf gilt nichts", sagte der Graf zu ihm. „Den Bitten Kurts hast Du es zu danken, daß ich einen andern Entschluß faßte. Ich hoffe, der Verschwender, für den der Freund sich uneigennützig opferte, und selbst schweren Verdächtigungen sich aussetzte, wird jetzt in sich gehen und ein neues Leben beginnen."

Alexis warf sich dem General an die Brust, der ihn lange liebevoll festhielt. Dann umarmte er womöglich noch inniger seinen Vetter, indem er sagte:

„Wenn die Versuchung uns lockt, wollen wir uns immer zurufen: Die Uhr schlug vier! Dem treuen Mac Allan, der wahrscheinlich meinen Burschen auf der Haide zum Anhalten nöthigen und zwingen wollte, ihm den Brief des Baron zu übergeben, brachte diese verhängnißvolle Stunde den Tod, uns wird sie hoffentlich langes Leben und dauerhaftes Glück bedeuten. Der Zeiger an der alten Wanduhr soll aber, so lange Schloß Bornheim steht, nicht um eine Minute verrückt werden."

Vier Regenwochen in Johannisbad.

Eine Saison-Erinnerung von Emil Dietze.

(Fortsetzung.)

Welch köstliche Arznei für wunde Seelen und bedrückte Gemüther ist doch ein gesunder neunstündiger Schlaf. Herzen, welche am Abend zuvor noch zusammengepreßt waren wie die Kleidungsstücke der Badereisenden, schwellen über Nacht auf wie frisch aufgeblasene Luftkissen, sie möchten zum Blau des Himmels emporsteigen, wenn nicht die Erwartung des bevorstehenden Kaffee's ein zu starker Ballast für den Körper wäre.

In solcher Weise fühlte sich auch meine Seele gesundet und mein Herz erweitert, als am andern Morgen mein Auge von dem Anblick eines hellen, freundlichen Sonnenscheins berührt wurde. Mein Freund lag noch in Morpheus süßer Umschlingung.

Wie war doch Alles so anders als am gestrigen Abend. Das Zimmerchen zwar nur auf das Nöthigste beschränkt, die einfachen Holzwände indessen so weiß, die kleine Gardine so frisch, Alles so rein und sauber, aus dem Fenster ein so hübscher Blick auf malerische Häuschen, auf Wald und Berg, und dicht vor uns einige so prächtige Ahorn- und Lindenbäume, daß mein früherer Vergleich mit einer Gefängnißzelle wie Aprilschnee vor einem warmen Sonnenstrahl verging. Aus dem Käfig war das stille Heiligthum einer reizenden Idylle geworden; nur das gräuliche Chaos meiner umhergestreuten Reiseeffecten — das Gedenkzeichen verzweifelter Unliebenswürdigkeit — bildete noch eine Dissonanz in der allgemeinen Harmonie; indeß früher noch als Anton seinen blonden Kopf zur Thür hereinsteckte und fragte: „Bitt' schön, wünschen die Herren den Kaffee auf dem Zimmer oder unten zu trinken?" war die letzte Spur davon beseitigt, Röcke, Westen und Hosen hingen in untadelhafter Ordnung neben einander wie zur Revue vor dem Musterinspector.

Antons freundliches Anerbieten, den Kaffee „oben" einnehmen zu dürfen, ward fürs erstemal bestens acceptirt. Der Mokka erschien in obligater Begleitung jener unvergleichlichen böhmischen „Kipfel" — anderwärts unter dem Namen „Hörnchen" bekannt — und gleichzeitig mit ihm das Fremdenbuch, welches unser Hauswirth, dem das hohe Amt eines regierenden Bürgermeisters vulgo Gemeindevorstandes oblag, mit doppelter Gewissenhaftigkeit führte.

Wie der bekannte Invalid, welcher erst nach seiner Pfeife und dann nach seinem Bein griff, machten wir dieselbe Handbewegung erst nach dem Fremdenbuche, weil wir doch vor allen Dingen zu wissen wünschten, mit wem wir unter einem Dache lebten. Welche barbarisch klingende polnische und böhmische Namen mit zwanzig Consonanten und kaum einem Vocal, an denen wir uns vergeblich die Zunge zerbrachen, standen da als schönstes Sinnbild eines einigen Deutschlands im trauten Beisammen mit dem echt germanischen „Schulze" und „Schmidt", ohne Groll neben dem orientalischen „Mayer", „Marcus" u. s. w. Die ehrsame „Kunstmühlenbesitzersgattin", die „städtische Bräuermeisterstochter" erfreuten sich desselben gastlichen Schutzes, gleicher auf Gulden und Kreuzer basirter Rechte mit dem behäbigen „Rentier", dem „Königlichen Geheimen Oberregierungsrath a. D. Ritter u. s. w.", der stolzen „Gräfin N. N." mit ihren „fünf Comtessen".

Ja, mit fünf Comtessen und einem Kammermädchen!

„Sind die Comtessen hübsch?" fragte ich.

„Wunderschöne Damen", referirte Anton; „wenn Sie's erlauben, werde ich Sie bei Tisch halt mitten drunter platziren."

Müller, als unbesoldeter diätarisch beschäftigter Assessor einer hohen Oberbehörde gebührte der Vorrang; er trug seinen Namen zuerst ein; dann kam ich. Anton schaute neugierig über meine Schulter; er konnte offenbar nicht erwarten zu erfahren, wie denn eigentlich der Mann mit dem entschiedenen Air heiße, der ihm schon gestern Abend so imponirt hatte. Jedem Zuge meiner Feder folgend buchstabirte er L—a—n—g— lang, f—r—i—e—d— fried, r—i—ch rich, Langfriedrich, da stand es!

„Also bitt' schön, Herr von Langfriedrich ist Ihr Name?" fragte er nochmals, mich mit der Sitte des Hauses und des Landes sofort in den Adelstand erhebend.

„Jawohl", erwiederte ich lachend ihm Buch und Paßkarte einhändigend, weil diese nun ihren Weg zur chambre ardente der Badepolizei zu nehmen hatten.

Nun aber rasch an die Toilette zum ersten Ausgange in Johannisbad, zur Staatsvisite beim Brunnenarzt.

Das Oertchen liegt reizend und ist — bei Sonnenschein — ein wunderliebliches Fleckchen Erde, so recht geschaffen, die Sorgen des Alltagslebens zu vergessen, das vertrocknete Herz an den Schönheiten der frischen, gesunden Gebirgsnatur lebendigeren wärmeren Regungen wieder zugänglich zu machen, sich endlich dessen einmal wieder bewußt zu werden, was man im Grunde genommen doch ist — Mensch — nicht aber blos Beamter, Krämer, kleiner Herr, großer Herr und sonst dergleichen.

Rings umgeben von steilen, grünbewaldeten Höhen, die nur nach Ost und West einen schmalen Durchpaß gestatten, liegt Johannisbad in demselben engen Kessel, welchen vor grauen Jahrhunderten höchstens des Bergjägers ermüdeter Fuß betrat, um sich im sprudelnden Quell des wunderthätigen Wildbades zu neuer Anstrengung zu kräftigen, oder wohl auch, um aus sicherem Versteck dem geheimnißvollen Spiel ätherischer Elfen zu lauschen.

Das Bad bildet, wie in jeder andern Weise, auch bezüglich seiner Lage den Mittelpunct des Ortes und befindet sich in einem stattlichen, in seiner dermaligen Beschaffenheit noch nicht allzu lange bestehenden Gebäude. Vor demselben erblickt man einen ziemlich geräumigen Platz, den Corso von Johannisbad, und gegenüber eine von hohem Ahorn beschattete, recht hübsche Anlage, den Euphemienplatz, auf welchem es sich namentlich reizend Kaffee trinkt. Etwas weiterhin bietet der Säulengang einer von Holz erbauten, im Schmucke etwas allzu blendendweißen Kalkanstrichs prangenden Colonnade Schutz gegen den Strahl der heißen Sonne wie gegen launenhafte Ergüsse von Jupiter pluvius, der es in diesem Sommer (1860) leider ganz besonders auf das arme Johannisbad gemünzt hatte.

An das geräumige Bade- oder Curhaus, das nicht allein die beiden Bassins und die Zellen für Wannenbäder, sondern auch eine große Anzahl von Logirzimmern, ferner die Dienstwohnungen des Bade-Arztes und des übrigen officiellen Personals, sowie endlich eine Restauration in sich faßt, stößt zur Rechten das sogenannte Uhrhaus, das in den höheren Regionen mit einem Glockenthürmchen, und zu ebener Erde mit einer katholischen Capelle versehen ist. Links vom Curhause steht das sogenannte Neugebäude, ein ebenfalls geräumiges, im modernen Stil erbautes und zur Aufnahme von Curgästen bestimmtes Haus, in dessen vorderen Parterreräumen außerdem eine Anzahl von Verkaufsgewölben zum Schauen und Kaufen einladen. Neben drei oder vier Glashandlungen erblickt man da den unvermeidlichen „Tabaks-Kleinverschleiß"; selbst das Tagesungeheuer der Mode, die Crinoline, hat sich in jene entlegenen Berge und Gründe seine Bahn gebrochen und bläht sich als Reclame vor dem Eingange einer Putz- und Modehandlung.

Mit Ausnahme der erwähnten Hauptgebäude, welche aus Backsteinen aufgeführt sind, giebt es in Johannisbad fast nur Blockhäuser, eine Bauart, welche sich in jener holzreichen Gegend in jeder Weise bewährt und die sich entschieden malerisch ausnimmt. Selbst die größeren Gasthäuser, das „deutsche Haus", die „Stadt Breslau", der „Posthof" u. s. w. gewähren mit ihrem zebraähnlichen Anstrich — je ein Balken weiß, der andere braun — einen eben so originellen als sauberen und hübschen Anblick.

Ein ziemlicher Theil der Häuser, darunter auch unsere „Stadt Breslau", liegt zerstreut in der mit Bäumen und Strauchwerk dicht bewachsenen Thalsohle, am Saume eines raschen Gebirgsbaches; ein anderer klebt, Schwalbennestern gleich, an der südlichen Bergwand; ein noch anderer verliert sich bis zu den Wäldern des Hintergrundes und über die Kuppe hinweg, welche den Vorläufer des gewaltigen „schwarzen Berges" bildet, wiederum eines sehr nahen Verwandten der Riesenkoppe.

Wenn meine freundlichen Leser nach dieser Beschreibung vielleicht auch nicht im Stande sein werden, ein naturgetreues Gemälde von Johannisbad zur nächsten Kunstausstellung zu liefern, so möchte ihnen wenigstens so viel klar geworden sein, daß es hier sehr hübsch ist und daß Paris, Luckenwalde, Liegnitz und Syrakus wieder anders aussehen. Wer aber das Gemälde vollständiger wünscht, der reise selbst nach Johannisbad, er wird keine Reue fühlen.

An dem Bade-Arzte Dr. K... fanden wir einen gebildeten, liebenswürdigen Mann, der mit unerschöpflicher Geduld die sehr umfassende Krankheitsschilderung meines Freundes — unter uns gesagt eines Staatshämorrhoidarius comme il faut — anhörte und dafür einstand, daß der Johannisbader Sprudel für „Schlaflosigkeit und für den Schreibekrampf" ein vollständiges Specificum sei. Diese Versicherung träufelte Balsam in das Herz meines Freundes.

„Sind Sie auch krank, Herr Langfriedrich?" wendete sich der Arzt lächelnd zu mir, als ich die endlosen Erklärungen und Auseinandersetzungen meines Freundes mit der Bemerkung unterbrochen, daß ich eine muntere hübsche junge Frau als das beste Heilmittel für ihn betrachte.

„Herr Doctor, wer kann wohl von sich behaupten, daß er vollkommen gesund sei? Ich leide bisweilen an einer auffallenden Verstimmung meines Sprechanismus, die nicht selten die ganze rechte Seite entlang fährt und dann zwischen Hüfte und Knie so hartnäckig sitzen bleibt, daß sich mir dann regelmäßig das Bewußtsein aufdrängt, im Besitze eines vollständigen Pensionsbeines zu sein. — Im Ernst, Herr Doctor, ich habe recht oft über rheumatisches Hüftweh zu klagen, das meine ehemaligen Tänzerinnen bereits zu gelinder Verzweiflung gebracht hat."

„Dem Manne kann ebenfalls geholfen werden", entgegnete heiter der Arzt, der solche launige Patienten nicht ungern zu sehen schien. „Sie, Herr Assessor, werden nach dem Gebrauche von achtundzwanzig bis dreißig Bädern wieder ruhig schlafen und schreiben und — wer weiß — ob Sie nicht auch das von Ihrem Freunde vorhin erwähnte andere Specificum finden, wozu ich Ihnen von ganzem Herzen Glück wünschen würde. Für Sie, Herr Langfriedrich, werden vielleicht schon die Hälfte Bäder hinreichen, um Ihren Credit bei Ihren Tänzerinnen wieder herzustellen. So fangen denn die Herren in Gottesnamen Ihre Cur an. Damit Sie sich indeß erst etwas an das Sprudelwasser gewöhnen, verordne ich Ihnen für heute zunächst ein Wannenbad; morgen können Sie es dann schon im Bassin versuchen."

Damit waren wir entlassen.

Mit dem Wannenbade hatte es übrigens seine eigene Bewandtniß. Wir sollten es keineswegs nur deshalb nehmen, um uns an das Wasser zu gewöhnen wie das Roß eines Bataillonscommandeurs an das Feuer, es beruhte dies vielmehr einfach auf der allgemeinen Bade-Ordnung, von welcher — lediglich um der Consequenz willen — nie eine Ausnahme gestattet ist. Den Grund zu dieser Maßregel wird Jedermann weise, billig und einleuchtend finden, wenn er in Betracht zieht, daß das

Sprudelbassin auf echt socialistischem Fundamente beruht und nicht nur für den mit Windsor- und Mandelseife begabten Salonmenschen, sondern auch für den biedern Landmann zugänglich ist, der im sauern Schweiße seines Angesichts sein Brod verdient.

Im beruhigenden Bewußtsein, dadurch allein der Aufnahme unter die wirklichen Badegäste erst würdig zu werden, unterzogen wir uns ohne Murren dem octroyirten Scheuerfeste in den eben so sauber als zweckmäßig eingerichteten Zellen, welche anstatt mit Wannen mit gemauerten, marmorgetäfelten Vertiefungen, übrigens aber mit allen erforderlichen Requisiten zur Bequemlichkeit versehen waren. Von der Beschaffenheit des Sprudels, an den wir uns erst gewöhnen sollten, bekamen wir natürlich keine Idee; es war eben warmes Wasser, welches eben so dampfte wie jedes andere.

Die kurze Zeit bis zum Mittagsessen war nun dem Umherstreifen im Orte und auf den nächsten Promenaden gewidmet, um eine ungefähre Anschauung von der Natur des Badepublicums zu gewinnen. Die Colonnade war menschenleer; sie ist nur in den frühen Morgenstunden belebt, wenn das starke Geschlecht nach genossenem Bade und Frühstück sich unter den Klängen der aus einem Maestro und fünf Gehülfen bestehenden Badecapelle die vorgeschriebene mäßige Bewegung macht.

Bei schönem Wetter sucht natürlich Jeder bald das Weite und dann trifft man in der Colonnade, wenn sie nicht gänzlich leer wird, nur schwerere Patienten, denen größere Anstrengung nicht zusagt. Bei ungünstigem Wetter ist das Bild freilich ein anderes; dann gewährt sie den ganzen Tag über eine willkommene Zufluchtsstätte für Alle, welche in der Einsamkeit ihrer Zimmer verzweifeln zu müssen glauben.

Als wir eben noch umherflanirten und an den verhüllten Fenstern des Curhauses nach schwarzen, braunen und blonden Lockenköpfen spähten, ging eiligen Schrittes ein junger Mann im Strohhut, grauen Rock und blauer Brille über den Platz, offenbar in einer Angelegenheit, die, wie der Ernst seiner Mienen schließen ließ, keinen Aufschub erlitt. Ohne uns zu sehen, strich er dicht an uns vorüber, plötzlich aber kehrte er sich um und trat unter höflicher Begrüßung an uns heran.

„Ah, neue Badegäste wie ich sehe! — Die Herren sind gewiß gestern erst angekommen; sie würden sonst schwerlich hier zu finden sein, sondern den schönen Morgen auf dem Gloriet oder im Walde genießen. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle — mein Name ist Küchelbecker aus Liegnitz —“

„Herr Müller aus Berlin —“

„Her Langfriedrich eben daher“, erwiederten wir die Höflichkeit des neuen Freundes aus Liegnitz, von dem artigen Entgegenkommen nicht unangenehm berührt.

„So eben bin ich im Begriff eine Partie nach dem Ladig zu arrangiren. Sie nehmen doch Theil? Um zwei Uhr versammeln wir uns hier auf dem Euphemienplatze.“

Es gab an diesem ersten Tage für uns noch so Mancherlei zu besorgen, daß wir dankend ablehnten. Der Liegnitzer mochte davon nichts hören.

„Was mich betrifft“, fügte mein Freund hinzu, „so hat mich der Arzt vorläufig vor anstrengendem Bergsteigen gewarnt.“

„O, das sagt der gute Doctor immer; das bischen Steigen schadet Ihnen aber wirklich nichts —“

„Dennoch muß ich bedauern; auch andere Gründe —“

„Das thut mir wirklich recht leid! — Aber morgen werden Sie doch bei einer Partie nach den Katzensteinen sein? Ich hole Sie nach Tische ab — um Vergebung, wo wohnen Sie?“

„In der Stadt Breslau.“

„Das trifft sich ja prächtig; ich wohne in der Stadt Frankfurt und bin sonach Ihr nächster Nachbar. Morgen frühe werde ich bei Ihnen vorfragen. — Apropos, spielen Sie Schach? — Wir könnten dann vor Tische —“

Der Mensch fing an mir unheimlich zu werden; ich gab Bruno verstohlen ein Zeichen; allein noch ehe wir Zeit gehabt uns seines Anerbietens zu erwehren, brachte er aus seiner Tasche ein zusammengeklapptes Schachbret, breitete es auf dem nächsten Tische aus und pflanzte die in einem Schächtelchen verwahrten Figuren sofort in Schlachtordnung auf.

Der beharrliche Liegnitzer wollte sich in der rührenden Unschuld seines Herzens keineswegs durch unser Vorgeben abweisen lassen, daß wir zu ungeübte Gegner seien, als zum Glück für uns in der Person eines israelitischen Tabakverlegers aus Wien ein Blitzableiter erschien, der sich Herrn Küchelbecker freiwillig zum Kampfe anbot.

Mit einem fast laut ausgesprochenen „Gott sei gedankt!“ verabschiedeten wir uns, innerlich den Vorsatz fassend, dem Entsetzlichen nicht so bald wieder in den Wurf zu kommen.

Nach und nach füllte sich das anmuthige Plätzchen vor der Stadt Breslau mit den Bewohnern des Hauses, welche in plaudernden Gruppen umherstanden oder auf und nieder wandelten, um vor der Thür den Beginn der table d'hôte abzuwarten. Dies war die erste Gelegenheit einen Theil des Badepublicums kennen zu lernen und im Bewußtsein der Badefreiheit mischten wir uns keck unter die Gruppen, bald hier, bald da ein Gespräch anknüpfend, und wir fanden, daß es nicht schwer sein könne, sich hier bald heimisch zu fühlen.

Eine plötzliche Bewegung nach der Hausthür zeigte an, daß die Tafel eröffnet werden solle. Wir folgten und sahen Anton in seinem grauen Rock mit grünem Kragen in der Function eines Oberkellners mit seinem stereotypen „Bitt' schön“ die Gäste zum Platznehmen einladen. Die unsern wurden uns an einem runden Tische angewiesen.

„Wer sitzt noch am Tische?“ wandten wir uns beim Anblick weiterer sieben Couverts leise fragend an Anton.

„Nun wie ich Ihnen halt schon heut' Morgen g'sagt hab', die Comtessen!“ erwiederte Jener eben so heimlich.

Jedenfalls war uns damit eine ganz besondere Auszeichnung zu Theil geworden, denn neidische Blicke richteten sich häufig nach uns hin. Neben uns nahm ein ältlicher Herr seinen Platz ein, alle übrigen Tafeln waren ebenfalls besetzt, aber noch harrten wir der sechs Gräfinnen. Endlich erschienen sie: voran eine bejahrte Dame, die Mama, welche in ihren etwas kalten, hocharistokratischen Zügen die unverkennbaren Spuren früherer Schönheit trug, mit kaum merklicher Neigung des Hauptes die Anwesenden begrüßend und würdevoll ihrem Präsidentenplatze entgegenschreitend. Die jungen Comtessen folgten gewissenhaft nach den Altersstufen, was deutlich schon aus dem Erröthen zu ersehen war, welches sich vom zartesten Rosa bis zum dunkelsten Incarnat immer wärmer abschattirte. Sie waren sämmtlich recht hübsch und wenn ja noch eine letzte Spur gestrigen Unmuthes in uns vorhanden, so war sie mit dieser glücklichen Entdeckung vollständig getilgt.

Wir hatten im Stillen auf eine bunte Reihe gehofft, leider umsonst, die Damen bildeten eine stark geschlossene Fraction der äußersten Rechten; uns blieb also trotz der unverhältnißmäßigen Minorität nichts übrig als uns zur oppositionellen Linken zu constituiren. Wie sich aber jederzeit im Leben die Extreme berühren, so auch hier, und zwar um so buchstäblicher als unser Tisch, wie gesagt, kreisrund war.

Wie es sich kaum anders erwarten ließ, bewegte sich für diesmal die Unterhaltung in dem Gleise der gewöhnlichen Conversation, wie sie sich unter Fremden eben führen ließ. Das Wetter mit seinen Hoffnungen und Befürchtungen bildete das Hauptthema. Weniger zurückhaltende Gespräche ließen sich erst dann erwarten, wenn wir einander in bester Form vorgestellt waren.

Dies sollte am nächsten Mittag stattfinden und wir versäumten deshalb nach aufgehobener Tafel die Gelegenheit nicht, uns zuvor mit unserm einzigen männlichen Tischnachbar, dem Baron S... bekannt zu machen. Der Baron, der Classe jener glücklichen Hagestolze angehörend, welche mit stolzem Behagen ihre Jahresrente den Winter über in irgend einer großen Stadt, zur Sommerszeit aber in dem einen oder dem andern Badeorte verzehren, und in richtiger Erkenntniß ihres Vortheils während der Saison ein möglichst liberales Gewand anlegen, zog zwar sein Gesicht bei der Zumuthung einen „Müller" und einen „Langfriedrich" sechs Gräfinnen vorzustellen, etwas in die Länge, allein in Rücksicht auf seine liberalen Badegrundsätze versprach er unser Ceremonienmeister zu werden.

Ein böses Geschick vereitelte indeß diesen Vorsatz und wir mußten diese unverschuldete Versäumniß schwer büßen, denn es ward uns von der ganzen Unterhaltung nicht ein Wort gegönnt. Wohl oder übel wurde die Formalität für den nächsten Tag verschoben. Wir setzten uns abermals zu Tische und bevor noch die Gräfin den Vorlegelöffel ergriffen, räusperte sich der Baron und näselte:

„Gnädige Frau Gräfin, Herr Assessor Meyer aus Berlin —"

„Um Entschuldigung, Müller ist mein Name", verbesserte mein Freund.

„Ah Pardon. — Und hier gnädige Gräfin", fuhr der Baron auf mich deutend fort, „Herr Langheinrich, ebenfalls aus Berlin —"

„Verzeihung, Langfriedrich!" corrigirte auch ich, mich lächelnd gegen die Damen verbeugend.

„Ah meine Herren, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber ich habe ein gar zu abscheuliches Gedächtniß —"

„Wohl nur für Bürgerliche!" ergänzte ich in meinen Gedanken.

Trotz unserer Namenverstümmelung war die entente cordiale völlig wieder hergestellt, und die Unterhaltung wurde um so lebhafter und heiterer, als Jeder um jeden Preis nach einer Veranlassung zum Lachen suchte und weil man doch schicklichkeitshalber nicht füglich über Das lachen durfte, worüber man doch so gern gelacht hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Auf der Leipziger Neujahrsmesse 1684 erschienen gar seltsame Handelsartikel. Es trafen nämlich Leute ein, welche einige Fässer voll getrocknete Türkenköpfe mitbrachten. Die Köpfe waren verschiedener Gestalt, von abscheulichen Gesichtern, seltsamen Bärten und vielerlei Haaren, theils geschoren, theils lang gewachsen. Die wohlerhaltenen und nicht zerfetzten wurden das Stück mit vier bis fünf Thalern bezahlt. Viele davon wurden nachmals nach Hamburg, Holstein, Dänemark, Schweden, England, Frankreich und Spanien versendet. Diese Köpfe gehörten den am 12. September 1683 vor Wien von den deutschen und polnischen Heeren geschlagenen Janitscharen und Tataren an. In neuerer Zeit hat man ebenfalls Menschenköpfe auf den Markt gebracht, die Mokomokai oder die getrockneten Köpfe der von den Neuseeländern erschlagenen und verspeisten Krieger, von denen die europäischen Museen mehrfach Exemplare aufbewahren.

(Sachsengrün.)

Ein letzter Scherz. Der Krankenwärter eines englischen Lords fragte diesen, als er ihn wenige Stunden vor seinem Tode lächeln sah, nach der Ursache seines Lächelns, und erhielt folgende Antwort: „Ich belustige mich bei dem Gedanken, welche Enttäuschung den Würmern bevorsteht, wenn sie mir in der Erwartung einer fetten Mahlzeit ihre Aufwartung machen und nichts als Knochen finden."

B. P.

Briefkasten.

Herrn Balduin Möllhausen in Potsdam. Ihre Zusage einer amerikanischen Novelle hat uns mit lebhaftester Freude erfüllt. Zu ganz besonderem Danke würden Sie uns verpflichten, wenn das Manuscript pünctlich bis Mitte September in unsere Hände gelangte, damit wir mit einer so interessanten als werthvollen Gabe das nächste Quartal eröffnen können. Ihren „Halbindianer" haben wir in dem Bureau einer befreundeten Redaction zu Gesicht bekommen, leider ist er uns aber augenblicklich nicht zu erlangen. Des Erfolges dürfen Sie gewiß sein. Zehn Bände bis Weihnachten 1862! Ueberarbeiten Sie sich nicht, und behalten Sie uns lieb!

Herrn Richard Kunisch in Breslau. Wie Schade, daß die Begegnung vereitelt wurde! Ihr Schreiben haben wir erhalten und sehen dem angekündigten Briefe nebst etwaigen Beilagen sehnsüchtig entgegen, möge er nicht allzu lange auf sich warten lassen! Ihre colossalen Pläne machen uns schwindeln. Die gewünschte Nummer geht Ihnen durch die Expedition zu. Der verlangte Austausch wird auf der Stelle ausgeführt werden. Herzlichsten Gruß!

Herrn Carl Schmeling in Potsdam. Von einem Ausfluge zurückgekehrt, trafen wir Ihre Sendung an. Bei dem nicht unbeträchtlichen Umfange und unseren für den Augenblick mehr als gehäuften Geschäften müssen wir uns einige Nachsicht von Ihnen erbitten, werden aber die Durchsicht baldthunlichst ermöglichen und Ihnen alsdann das Ergebniß brieflich mittheilen. Einstweilen besten Dank!

Herrn August Ewald König in Elberfeld. Ihre Novelle „Die Heimkehr" haben wir bei unserer Heimkehr gleichfalls vorgefunden, und sollen Sie nächstens unsere Entschließung vernehmen. Den Gruß Ihres Vetters Emil Rittershaus erwiedern wir auf das Allerherzlichste. Bitten Sie den hochbegabten Dichter, daß er uns seinen „Liebesgruß" übersende, der binnen Jahresfrist nun schon die dritte Auflage erlebt hat, eine Gegengabe halten wir bereit. Das Gewünschte erhalten Sie durch die Expedition, vergessen Sie nun auch gefälligst Ihre gütige Zusage nicht. Gott befohlen!

Herrn Otto Fichtenthal in Hain.

Wechsel.

„Wenn der Mond ist aufgegangen
Und sich keine Welle zeigt,
Will die See den Fels umfangen,
Der bis zu den Sternen steigt.

In die Kühle taucht sich nieder
Lechzend-heiß das Felsenbild;
Liebchen singt — es schaukelnd — Lieder
Still und selig, lief und mild" u. s. w.

Ihrem Briefe nach zu urtheilen müssen Sie ein ganz prächtiger Mensch sein, den wir gern persönlich kennen lernen möchten, aber ein Dichter sind Sie nicht. In den beiden Versen, die wir abgedruckt, findet sich so viel Unklares und Unmögliches, und auch das Uebrige ist so wenig befriedigend, daß wir Ihnen aus bester und wohlmeinendster Absicht rathen, die edle Zeit nicht an Bemühungen zu verschwenden, die voraussichtlich zu keinem erwünschten Resultate führen werden. „Darum keine Feindschaft nicht!"

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 35. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

1. September.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Geht, laßt mich weinen!

(Nach dem Englischen des Thomas Moore.)

Geht, laßt mich weinen — Seligkeit
Sind Thränen, wenn die Seele spürt
Wie Schuld nach Schuld aus alter Zeit
Ein jeder Tropfen mit sich führt.
Die Fluth, die jäh vom Auge bricht
Um Erdenweh, versiegt, verbebt,
Indeß der Reue Thräne licht
Als Silberwolke aufwärts schwebt.
Geht, laßt mich weinen — Seligkeit
Sind Thränen, wenn die Seele spürt
Wie Schuld nach Schuld aus alter Zeit
Ein jeder Tropfen mit sich führt.

Laßt seufzen mich um Stunden, die
Mir eitler floh'n als Sommerwind;
Mit würz'gem Dufthauch nahten sie,
Doch spurlos schwand der Duft geschwind!
Der wärmste Seufzer ird'scher Lust
Scheint frostig-zitternd und verzagt
Vor Reueseufzern einer Brust,
Die um verlor'ne Jugend klagt.
Laßt seufzen mich um Stunden, die
Mir eitler floh'n als Sommerwind,
Mit würz'gem Dufthauch nahten sie,
Doch spurlos schwand der Duft geschwind!

Georg Pertz.

Die neuere dramatische Literatur der Franzosen.

Von Schmidt-Weißenfels.

Die romantische Schule und der Classicismus. — Victor Hugo. — Alexander Dumas. — Eugen Scribe. — Ponsard — Der jüngere Dumas.

Frankreich hat fast unter allen Ländern Europa's immer die reichste und originellste dramatische Literatur gehabt, die besonders auch in Beziehung auf ihre politisch-gesellschaftliche Wirkung überaus merkwürdig gewesen. Seit dem Mittelalter befriedigte sie fast allein die geistigen Bedürfnisse der beweglichen, neuerungssüchtigen und schaulustigen Menge, und erhob sich zu einer bedeutungsvollen Anstalt der Volkserziehung. In ihr spiegelten sich Sitten und Bestrebungen des jedesmaligen Zeitalters treu und anschaulich ab; sie rügte Irrthümer, strafte Thorheiten, welche unter dem Schutz der Gewohnheit unverletzlich geworden zu sein schienen; sie ließ die Wahrheiten laut werden, denen Vorurtheil und Selbstsucht das Bürgerrecht versagten; sie glich mit einem Worte der griechischen am meisten in Hinsicht ihres Einflusses als Bildungsmittel und war, wie diese, eine wirkliche Nationalangelegenheit.

Wie alle Literatur, war auch dieses Genre unter dem Kaiserreich ohne besondere Bedeutung. Die Stücke Voltaire's genügten für das höhere Bedürfniß; wenn sonst noch etwas Gutes geliefert wurde, so war es doch selten etwas Originelles, gemeinhin Copirtes. Es ist nicht zu viel, wenn man die Zeit des Kaiserreichs als eine für die dramatische Literatur ganz unwesentliche bezeichnet. Die Weltgeschichte war damals genug Komödie und Drama, als daß man in künstlicher Schöpfung solcher ein großes Bedürfniß erblickt hätte.

Mit der literarischen Bewegung, die in Frankreich im Beginn der zwanziger Jahre stattfand und durch die romantische Schule, durch Victor Hugo, Lamartine, Alfred de Vigny hervorgerufen wurde, kam auch in die dramatische Literatur ein neues Leben und ein neuer Geist. Wie diese großen Talente auf allen Gebieten der

schönen Wissenschaft eine Revolution bewirkten, so auch im Drama; aber so friedlich sie in der Poesie und im Roman durchgeführt ward, so heftigen Kampf rief diese Revolution hervor, als sie die Breter betrat, welche die Welt bedeuten.

Gleich bei ihrem Auftreten hatte sich die romantische Schule als etwas Besonderes hingestellt; sie gab sich eine Mission, welche darauf ausging, alle bisherigen Gesetze, nach denen die Literatur geregelt wurde, umzustoßen, wie in politischer Beziehung, so auch in literarischer allen Despotismus zu vernichten. Um dies zu verstehen, muß man bedenken, daß die französische Akademie gewisse Normen und Gesetze geschaffen hatte, welche die ganze Aesthetik, die Sprache und die Schrift in sich aufgenommen hatte. Darnach beurtheilte die Kritik, ob ein Werk gut oder schlecht war; darnach sagte man, was schön, was nicht schön war; nach diesen Regeln mußte der Vers gebaut, die Sprache gehandhabt, die Composition gebildet sein, sonst war das Werk ästhetisch werthlos. Da diese Regeln und Gesetze meist aus dem Griechischen herüber genommen waren, so bezeichnete man sie als classische Regeln, und wer ihnen vollkommen genügen konnte und genügt hatte, den nannte man Classiker.

Nun war die Sache an und für sich gut; man hatte die griechischen Geistesproducte als Vorbilder hingestellt, und diese müssen vom kritischen Standpuncte in der That als vollkommene Schöpfungen der Literatur anerkannt werden. Auch blieb der Segen nicht aus; Corneille wie Racine, Molière wie Voltaire wurden dadurch veranlaßt, den griechischen Vorbildern nachzuahmen, und schufen dergestalt wirklich classische Dichtungen, meisterhafte dramatische Schöpfungen. Die ganze französische Literatur bekam einen griechischen Zuschnitt, besonders die Bühne; sogar die antiken Stoffe überwogen, wie denn die griechische und römische Geschichte, bis in ihre Sagen und Mythen hinab, hauptsächlich von den Franzosen dramatisirt wurde.

Aber schließlich wurde die Form viel höher gestellt, als der innere Gehalt des Werks; da es keine großen Talente gab, welche in die gesetzlichen Formen bedeutende Ursprünglichkeit des Geistes hineinleiteten, so artete zuletzt, schon unter Voltaire, die dramatische Poesie in bloße Declamation aus. Wenn man correct Verse machte und sich genau an die Vorschriften der Akademie hielt, so wurde man als großer Dichter gekrönt und als Classiker gepriesen, man konnte nun so fades Zeug gemacht haben als man wollte. Das war der Zopf, den die französische Literatur erhalten, und der sie zuletzt langweilig und flach gemacht hatte. Die Formen waren Schablonen geworden und um der Schablone willen glaubte man sich der ursprünglichen, aus dem Leben geschöpften Poesie entschlagen zu können. Im Anfang dieses Jahrhunderts galt denn ein classischer Dichter für nichts Anderes als für einen Pedanten, einen talentlosen Reimer und langweiligen Dramatiker.

Dagegen war nun zuerst André, ja selbst Joseph Chénier, besonders aber Victor Hugo und ihm nach die ganze von ihm organisirte romantische Schule aufgetreten. Schon in ihren Gedichten sprach diese Schule den Gesetzen der Akademie und der Classiker Hohn; die Verse der Romantiker wurden zuletzt absichtlich unclassisch gemacht, um die empörten Professoren und classischen Dichter zu ärgern. Da sie Genies und eminente Talente waren, so schufen sie trotzdem Schönes und ihr außerordentlicher Erfolg ermunterte sie, die alten akademischen Vorschriften über den Haufen zu stoßen, den zöpfigen Classicismus auszurotten und neue ästhetische Regeln aufzustellen. Sie traten als eine Fortschrittspartei auf und erstrebten die Emancipation der Sprache von den steinernen Formen des akademischen Classicismus, die Schöpfung einer Poesie des wirklichen Lebens anstatt der hohlen Declamation. Sie suchten absichtlich die Opposition gegen den herrschenden Geschmack und in Folge dessen beseitigten sie auch die classische Antike und entnahmen ihre Stoffe vornehmlich dem romantischen Mittelalter. Auch ihre Romane trugen dieselbe Tendenz in sich, die classischen Gesetze abzuschaffen; nicht allein daß sie in Metaphern sprachen und ihren Stil mit Bildern und Blumen überbürdeten, was gegen allen Classicismus verstieß; sie ignorirten auch absichtlich, daß nur ästhetisch Schönes berechtigt ist, idealisirt zu werden. Aus Opposition geriethen sie daher in die wenig erbauliche Manie, ästhetisch Häßliches, Schlechtes, Sünde und Laster zu idealisiren, um zu beweisen, daß dies dem inneren poetischen Werth eines Werkes nicht Abbruch thue. Das war der Grund, weshalb besonders die Romane dieser Schule und ihrer Ausläufer so reich an Gräuelthaten, Ungeheuerlichkeiten und Sinnlichkeit wurden.

Victor Hugo als Chef der romantischen Schule ging mit seinem Beispiel in dieser Auffassung der Poesie voran. Er nahm seine Stoffe aus dem Mittelalter, umkleidete sie mit übermäßiger Romantik, idealisirte das Schreckliche, Unnatürliche und Häßliche, wie den Negerkönig Bug Jargal, wie Han von Island, wie endlich Quasimodo, den Glöckner von Notre-Dame.

Nachdem er auf den Gebieten der Poesie und des Romans der romantischen Schule den Sieg erfochten hatte, übertrug er den Kampf auch auf das dramatische Feld. Schlug er auch hier den Classicismus, das alte hohle Phrasen- und Formenwesen zu Boden, so war die Revolution gelungen, die neue Literatur mit ihren neuen Grundsätzen unbestrittene Siegerin.

Aber kaum verlautete diese Absicht, als sich die Classiker in ihrer Verzweiflung zusammenschaarten und hoch und theuer schwuren, eher das Aeußerste zu versuchen, als die Entweihung der Literatur so weit gehen zu lassen. Den Herausforderungen der Romantiker antworteten sie mit ausnehmender Leidenschaftlichkeit; es regnete Broschüren, Pamphlete, Satyren von beiden Seiten und der Kampf ging bis ins Persönliche über. Die Classiker stellten die Romantiker als Schuste hin, als Wahnsinnige, denen man von Staatswegen das Handwerk legen müsse. Da auch Schiller als Romantiker galt, meinte ein classischer Kritiker einmal, daß ein Dichter, der eine so jämmerliche Tragödie wie die Jungfrau von Orleans gemacht habe, öffentlich an den Schandpfahl gebunden zu werden verdiene. Ja, in ihrer Verzweiflung gingen die Classiker so weit, daß sie an Karl X. eine Petition richteten, in der sie ihn beschworen, die Aufführung der zu erwartenden Theaterstücke dieser schauderhaften Romantiker in Frankreich nicht zu gestatten. Karl X. ließ ihnen vernünftiger Weise antworten, daß, „wo es sich um Poesie handle, er nur seinen Platz im Parterre habe".

Endlich kam der gefürchtete Moment. Victor Hugo gab 1827 sein erstes Drama „Cromwell" gedruckt heraus; eine Vorrede dazu bildete das Manifest der romantischen Schule, womit sie zum Kampf auf die Bühne gerufen wurde.

Das Manifest der romantischen Schule sprach zum erstenmal offen und energisch aus, daß das Formenwesen des Classicismus sich überlebt habe und das wahre Wesen der Poesie nicht in der F o r m, noch in einer von Akademikern vorgeschriebenen Norm bestehe. Die Poesie sei frei, und um sie wieder frei zu machen, müsse man sich

auch von der marmornen Antike losreißen und in das romantische, die Phantasie erregende Mittelalter flüchten.

Das Drama Cromwell war natürlich nur geschrieben, um diese Theorien zu realisiren; aber gerade die vorwiegende Tendenz machte das Stück undramatisch, zu einem reinen literarischen Curiosum. Nicht viel besser ging es mit den übrigen Dramen Victor Hugo's; über die Tendenz, etwas Neues, Romantisches zu sein, geht ihr Verdienst nicht hinaus. In dem Drama: Marion Delorme feiert Hugo, um gegen die hergebrachte Aesthetik zu opponiren, eine Lorette des Mittelalters.

In dem Stück: Der König amüsirt sich — als Text zur Verdi'schen Oper „Rigoletto" verbraucht, ist Hugo's Absicht, die häßliche Gestalt eines Hofnarren mit der übervollen Vaterliebe zu erfüllen und sie dadurch zu idealisiren. Tribulet, der bucklige Hofnarr, dessen Tochter der König verführen will, ist aber nicht allein körperlich häßlich, sondern er hat auch Lust am Bösen und seine Vaterliebe ist nicht viel anders als die eines Tigers. Romantisch mag die Aufstellung eines solchen Gegensatzes sein, aber ästhetisch schön ist sie unmöglich. Aehnliche Gegensätze finden sich in den übrigen Dramen Victor Hugo's: in „Hernani", „Marie Tudor", „Angelo, Tyrann von Padua".

Lucretia Borgia ist etwa der umgekehrte Charakter Tribulets, des Hofnarren. Lucretia ist eine sittlich gesunkene Person; aber sie besitzt Mutterliebe und dadurch wird sie für die Romantik Victor Hugo's zu einem hochsittlichen, idealen Charakter.

Alle Dramen Victor Hugo's kranken an dieser Antithese, welche wohl den im Drama nothwendigen Conflict liefert, aber nicht die Nothwendigkeit desselben ersetzt. Das überwiegend Lyrische in ihnen hat die meisten Stücke Hugo's auch unaufführbar gemacht, dagegen den Stoff zu manchem Opern-Libretto für die Italiener gegeben, so, wie schon angeführt, Rigoletto, so Ernani und Lucretia Borgia.

Aber die Bedeutung Victor Hugo's als Dramatiker liegt in dem Anstoß zur literarischen Fehde auf der Bühne. Er machte die Geister leidenschaftlich und dadurch productiv, und bedenkt man, daß die dramatische Literatur der Franzosen seit der Revolutionszeit gar nichts zu leisten vermochte, so gebührt ihm das Verdienst, die moderne dramatische Literatur angeregt zu haben. Denn in Folge seiner Versuche, die Bühne zu erobern und zu romantisiren, fielen auch die Classiker über die Lieblingsstoffe der Romantiker her und stutzten derart Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Wallenstein u. dergl. nach ihrer Weise zu. Jede Aufführung eines solchen Stücks gab zu tumultuösen Demonstrationen im Theater Veranlassung und anfangs zogen die Romantiker den Kürzern, besonders durch die Aufführung des von Alfred de Vigny französirten Shakespeare'schen Othello. Shakespeare war, ebenso wie Schiller, von den Classikern in Verruf gebracht worden. Anfangs interessirte sich das Publicum für den Othello, bis zu jener, die Pointe des Stücks bildenden Scene, in der der Mohr von Desdemona das Taschentuch fordert. Das oft auf einander folgende, so wenig tragische Wort Mouchoir brachte aber das Publicum derart ins Lachen, daß das Stück rettungslos verloren war und noch vor gänzlichem Schluß ausgepfiffen wurde.

Erst nach der Julirevolution siegte die romantische Tendenz vollständig auf der Bühne; die Victor Hugo'schen Stücke wurden mit Triumph aufgeführt, ohne daß sie sich jedoch im Repertoir zu halten vermochten. Mehr Erfolg erzielte schon Alfred de Vigny mit seinen Dramen „Der Marschall d'Ancre" und „Chatterton"; aber die eigentliche Niederlage der altclassischen Stücke, die Wandlung des Geschmacks und die Eroberung der steten Gunst des Publicums vollbrachten doch erst die Geister, welche aus den Reihen der romantischen Schule ausbrachen, um deren innerstes Wesen selbstständig auszubeuten. — Dies innerste Wesen der romantischen Schule war die Kunst der bloßen Effecte.

Alexander Dumas eröffnete mit dramatischen Arbeiten seine Carrière. Er hatte eine gewisse Naturkräftigkeit und Begeisterung, tragische Kraft und gestaltende Phantasie, und die nervöse Lebhaftigkeit des Creolen, die in seiner Abstammung lag, bildete die Triebkraft seiner üppig wuchernden Productivität. Unter dem siegreichen Banner des Romanticismus, dessen Vorliebe für Gräuelscenen nicht vergessen werden darf, brachte er Mord- und Spectakelstücke, Melodramen und dramatische Tableaux auf die Bühne, anfangs etwas mäßig, dann in übernatürlicher Anhäufung. Besonders sein „Thurm von Nesle" steht in dieser Ueberbürdung allerhand Laster- und Räuberscenen, niedrigster Effecthascherei, unübertroffen da. Aber Dumas machte ungeheures Glück mit seinen Stücken, namentlich mit dem Tableau: „Napoleon", welches unter Kanonendonner mit der Belagerung von Toulon beginnt und auf St. Helena endigt.

Dumas' Stücke sind fast so zahlreich wie seine Romane, denn er kehrte später verschiedene Male, um seine Popularität aufzufrischen, zur Bühne zurück. Productivität und poetischer Gehalt seiner dramatischen Arbeiten stehen etwa auf gleichem Niveau mit denen Lope de Vega's und Kotzebue's, und mit Ausnahme von zwei, drei Werken, wie „Kean", „Caligula" und die „Demoiselles von St. Cyr" dürfte keins auf spätere Zeiten vererbt werden. Daran liegt Alexander Dumas auch wenig; sein Zweck war momentaner Erfolg, Aufsehen, Gewinn. Er genirte sich auch nicht, ebenso wie in seinen Romanen, zu plagiiren und Anderer Producte für die seinigen auszugeben. „Ein Genie stiehlt nie", sagte er, „sondern es erobert. Man nimmt das Gute wo man es findet, das thaten auch Shakespeare und Molière, womit er sich tröste!"

Dumas war der Erste, welcher mit dem Romanticismus auf der Bühne speculirte, seine Schwächen und Gebrechen dem Geschmack des großen Publicums an Knalleffecten und Mordgeschichten anpaßte und so ein eignes Genre dramatischer Literatur schuf, welches leider noch immer, nur in verschiedenen Variationen, die französische Bühne beherrscht.

Etwas feiner und gesitteter zeigt es sich in den dramatischen Arbeiten Eugen Scribe's, Dumas' Nebenbuhler, dessen Productivität die des industriellen Dramenlieferanten noch bei weitem überbot; denn Scribe hatte bis 1837 schon zweihundertfünfzig Stücke geschrieben und bis heute dürfte sehr wenig an tausend fehlen. Eugen Scribe ersetzt durch Routine das Genie und er bildete sich vom bloßen Theaterpraktiker allmälig zum Dichter der feineren Komödie und des historischen Lustspiels empor. Er wurde der eigentliche Schöpfer der modernen Scenerie, der Beherrscher der dramatischen Literatur, sogar außerhalb der Grenzen Frankreichs. Von einem dichterischen Drang ist bei ihm freilich auch nicht die Rede; seine Thätigkeit war nicht absolut nothwendig, trug kein sittlichendes Element ins Volk, im Gegentheil, sie machte den bloßen gedankenlosen Effect Mode und stellte die Garderobe der Schauspielerinnen in den Augen des Publicums weit über den Werth der dichterischen Leistung; Scribe hätte im

Grunde vor hundert Jahren eben so gut schreiben können, hätte dann auch amüsirt und ebenfalls als Routinier seine Erfolge gehabt. Aus seinen Stücken leuchtet scheinbar keine Spur der Zeitideen, und wenn die Bühne den Spiegel derselben bilden soll, so beweist die Herrschaft Scribe's, daß die französische dramatische Literatur den Zeitgedanken keine rechte Rechnung trug, also entweder, daß das Bedürfniß im Volke nicht vorhanden war, sich im Spiegelbilde zu sehen, oder daß die dramatische Literatur eine niedrige Stufe einnehme. Dies letztere dürfte auch wohl das Richtige sein; denn prüft man die französische dramatische Literatur näher, so zeigt sich in ihr doch der moral- und haltlose, der sociale und auf die materiellen Dinge gerichtete Charakter der Zeit Louis Philipps, nur daß Alles grell für ein entnervtes Publicum aufgetragen ist.

Indessen hat Eugen Scribe auch seine Verdienste, durch die geistreiche Umhüllung seiner Stoffe. Bei aller Leichtfertigkeit und Frivolität der Behandlung des Stoffs wußte er ihn doch immer durch eine anmuthige Pointe, durch eine sinnreiche Wendung zusammenzufassen und zu beleben. Er besaß einen Zug der Molière'schen Kunst, etwas vom wirklichen Komödiendichter; denn er verspottete alle Parteien und machte auch Allen Zugeständnisse. Die Hauptsache war ihm, mit seinen Stücken zu gefallen, die französische Theaterlust auszubeuten, in welcher sich die ernstesten und wichtigsten Dinge in Wohlgefallen auflösen müssen. Darin lag denn zuweilen eine glückliche Charakterisirung der Sittenzustände. In dem Vaudeville Monsieur Cagnard wird z. B. das Justemilieu-Princip, das thatenscheue, Alles gemüthlich beschauende politische Wesen drastisch verspottet, indem dessen Vertreter von beiden Seiten, von links wie von rechts, Prügel bekommt. In dem Stück: „Die Kameraderie" charakterisirt er die Vergesellschaftung der Mittelmäßigkeiten als Hauptmaschinerie der heutigen Gesellschaft; zwar läßt er das wirkliche Talent schließlich über den Ordensbund der Mittelmäßigkeiten siegen, aber er deutet doch in geistreicher Weise an, das die Clique und Claque heute die Hauptrolle spielen.

Am berühmtesten ist er einestheils durch die zahlreichen Operntexte, z. B. zu den Hugenotten und dem Prophet geworden, in denen die scenischen Erfindungen meisterhaft sind, anderntheils durch einige vortreffliche Stücke, wie das „Glas Wasser" und „Adrienne Lecouvreur"; letzteres Stück arbeitete er mit Legouvé zusammen, wie er denn überhaupt die meisten seiner Dramen und Vaudevilles in Compagnie weniger bekannter Autoren schrieb.

Soll man der reichen Gesammtthätigkeit Scribe's noch einen speciellen Charakter beilegen, so könnte man sie als eine Charakteristik des Bourgeoisthums und dessen Empfindungen unter Louis Philipp bezeichnen. Scribe's Moral geht mindestens auf die des wohlhäbigen Bourgeois hinaus: wer Geld hat ist gescheidt und mächtig, wer keins hat soll sich etwas erschaffen. Insofern kennzeichnet er auch den Geist seiner Zeit.

Sieht man dagegen auf die Einwirkung, welche Scribe auf das Bühnenwesen im Allgemeinen übte, so muß man gestehen, daß sie eine sehr unheilvolle war. Er erniedrigte eine höchste Kunst zum bloßen Handwerk, schnitt für die Schauspieler Rollen zu wie der Schneider Röcke und forderte durch seinen Erfolg zur Nachahmung darin auf, was sich besonders bei uns die Birch-Pfeiffer zu Herzen nahm. Er brachte ferner das Unwesen von Paraderollen auf, denen zu Liebe alle anderen nur Nebensachen werden und nicht in das Wesen des Stücks, sondern nur in die Ausstattung desselben eingreifen. Das Theaterprinzessenthum war die unmittelbare Folge; die Schauspielerin oder der Schauspieler, auf den die Hauptrolle zugeschnitten war, sah sich am Ende auch als die Hauptperson an und den Dichter für sehr wenig. Er mußte sich gefallen lassen, die Heldin ein rosa Kleid tragen zu sehen, da ein blaues ihr nicht stand, oder die Scene abändern, wie sie es wünschte, um mit mehr Eclat abtreten oder gar sterben zu können. Das corrumpirte den Geschmack des Publicums noch bedeutend mehr und verbannte allmälig den poetischen Geist zu Gunsten des Effects gänzlich von der französischen Bühne.

Die moderne dramatische Literatur der Franzosen hob sich auch in der That nicht wieder zu einem gesünderen, sittlicherenden Charakter empor, sondern blieb in der niederen Sphäre der von der Romantik abgeleiteten Effecthascherei und durch die socialen Fragen begünstigten Verherrlichung der krankhaften Theile der Gesellschaft. Zwar fanden sich einzelne Dichter, welche wieder dem edleren Ziele zusteuerten und durch den Esprit oder die Schilderung allgemein menschlicher Leidenschaften den Mangel an dramatischer Kraft ersetzen wollten; aber ihre Thätigkeit blieb doch ohne tiefere Bedeutung für das Allgemeine, und ihre Schöpfungen glichen dramatischen Nippsachen, die nur vorübergehend Interesse erwecken. In dies Genre gehören die reizenden Proverbes von Octave Feuillet, einige Stücke von Leon Gozlan, die geistvollen Komödien der Frau von Girardin, deren „Hut des Uhrmachers", „Freude macht Furcht", und namentlich „Lady Tartuffe" auch bei uns in die Repertoirs aufgenommen sind; ferner Jules Sandeau's Lustspiel „Fräulein von La Seiglière" und einzelne Dramen von Emil Augier. Auch Ponsard's Theaterstücke entsprachen diesem edleren Geschmack. In seinem Drama „Lucretia" kehrte er bis zu der alten Classicität zurück, deren Formen er durch einen echt dichterischen Geist belebte. Aber gerade Ponsard beweist, daß für die geweihte Muse keine Stätte im modernen Frankreich war, denn mehr und mehr ging er zu dem herrschenden Genre der Glorification der Materie über. So vergeudete er, zudem kaiserlicher Hofpoet geworden, sein Talent in Dramatisirung der Geld- und Börsenfragen, zwar in moralischem Sinne, aber doch lediglich in der Absicht, mit seinen Tendenzstücken Effect zu machen. Er feierte mit phrasenhafter Moral die Arbeit in dem Stücke: „Ehre und Geld", und schilderte in der „Börse" das Unglück, welches dem modernen Schwindel entspringt.

Der gefeiertste und eigentliche Dichter der Gebrechen der Gesellschaft, der Krankhaftigkeit ihrer Moral war aber Alexander Dumas Sohn. Er dramatisirte mit einem äußerst feinen Talent das florirende Laster, die morallose, aber sich spreizende und in Seide gehüllte Demi-Monde in den „Marmortöchtern", in der „Cameliendame" und in dem Stück „Die Demi-Monde"; die Loretten wurden zu Heldinnen der Tugend gemacht, die gemeine Rührung sollte die Wirkung sein. Das waren die mittelbaren Folgen der Romantik, daß sie die Begriffe von Schönem und Unschönem verwirrten, die Poesie zur Magd des Gemeinen, durch seine Existenz schon aller Poesie Widerstrebenden erniedrigten. Auf diesem trostlosen Standpunct steht noch heute die französische dramatische Literatur, welche zum Glück in den letzten Jahren bei uns mehr und mehr von der Bühne verbannt worden ist!

Vier Regenwochen in Johannisbad.

Eine Saison-Erinnerung von Emil Dietze.

(Fortsetzung.)

Regen, Regen und immer Regen! lautete das trostlose Motto eines jeden anbrechenden Morgens. Regen! hieß der niederschlagende Refrain, mit welchem Jeder nach jedem glücklich hingebrachten Tage seine Lagerstätte aufsuchte. In den vier vollen Wochen unseres Johannisbader Aufenthaltes nicht mehr als höchstens eben so viele wirklich schöne Tage!

Ungastlicher und boshafter hatte sich Rübezahl vielleicht in seinem ganzen Leben nicht aufgeführt als gerade gegen seine diesjährigen Gäste. Gott mag wissen, womit der alte Geisterfürst so grimmig beleidigt worden, daß seine Rache auch gar kein Ende kannte. War ihm in irgend einem unscheinbaren Incognito von irgend einem Erdensohne der Respect versagt oder ein Schabernack gespielt worden? — Nun, wer heißt ihm auch bald als rußiger Köhler, bald als abgerissener Ziegenjunge oder wohl gar als bresthafter, an Krücken dahinschleichender Bettler seine Majestät unter so geringem Gewande verbergen. Nach seinen vielen Besuchen und Wanderungen auf der Oberwelt müßte er doch endlich einmal zu der Erkenntniß gekommen sein, daß nur Kleider Leute machen. Konnten wir Unglücklichen dafür, daß wir seinen Ingrimm auch noch außerhalb des Sprudelbassins ausbaden mußten!

Im Trübsal aber zeigt sich der Mensch erst in seiner wahren Größe! Bei gutem Wetter und im Sonnenschein sich da zu amüsiren, wo die Natur so unendlich viel bietet, das ist keine Kunst. Dagegen in einer Höhe von mehr als zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel, wenn der Himmel Wochen und Monate lang seine Wasserkünste unausgesetzt spielen läßt, keine Sehnsucht nach den staubigen Corsofahrten in Charlottenburg und Moabit, nach den melodischen Symphonieconcerten im Odeum zu empfinden, während der Hundstage 1860 Rübezahls Gebiet in Glanzstiefeln und mit Unaussprechlichen von gebleichtem Drell zu betreten, ohne nach drei Tagen barfuß einher zu wandern, ohne mehr als nur halb erfroren zu sein, das war Kunst, das konnte nicht Jeder. Wir aber erlernten sie und mit uns noch recht Viele.

Heitere Geselligkeit mußte Ersatz bieten für das, was uns an Naturgenüssen versagt war, und kam endlich einmal ein sonniger, warmer Tag, so wußten wir das um so dankbarer zu würdigen, uns um so dankbarer für die Entbehrungen der vorhergegangenen Tage zu entschädigen.

Einen Glanz- und Hauptmoment auf dem jedesmaligen Tagesprogramme bildete nun schon das Bad selbst, welches für die Herren bereits um fünf Uhr eröffnet und um diese Stunde auch schon viel besucht war, denn der Genuß war dann am reinsten schon deshalb, weil sich das nasse Element selbst noch in der ursprünglichen Reinheit befand, in welcher es über Nacht dem Schooße seines unterirdischen Braukessels entquollen.

Wie Schatten sah man um diese Morgenstunde die pittoresken Gestalten — meist im häuslichen Talar, in bunten Morgenschuhen, das Haupt unter der phantastischen Bedeckung des rothen Fez, wie der Hausmütze in jeder Farbe und Gestalt — über den Platz hinweg huschen und hinter dem Doppelvorhang, welcher die Eingangsthür zum Garderobezimmer vor Zug schützte, verschwinden — Trachten, die sich bei vorgerückterer Tageszeit nicht gut mehr blicken lassen durften. Wie behaglich war es nicht in dem angenehm durchwärmten Ankleidezimmer, wo der alte „Schneider", der Bademeister, und sein Sohn, „Herr Schneider junior", in voller Thätigkeit waren, die Billets abzunehmen, Wäsche zu vertheilen oder schwerere Patienten nach dem Bassin zu geleiten.

Nach wenigen Minuten in das Urbild eines Masaniello umgewandelt unter einem „Gott g'segn Euer Gnaden das Bad", des silberhaarigen Sprudelpriesters, schlüpfte man entweder mit der Bewegung eines Frosches durch die niedrige Eingangsthür in die klare grünliche Fluth des Bassins oder man stürzte sich kühn kopfüber von der Höhe der Gallerie herab wie einstmals Hertha in ihren kreisrunden See auf dem grünen Eiland im Ocean.

Das Bassin, ein viereckiger Raum von der Größe eines mittleren Tanzsaales, angefüllt, wenn der Abzug gesperrt war, bis auf Manneshöhe mit dem warmen aus dem Boden quellenden Sprudelwasser und erleuchtet durch eine Glaskuppel in der Bedachung, bot in der Regel ein eben so belebtes als humoristisches Bild. Nirgends zeigten sich wohl die Temperamente in so unverfälschtem Lichte als hier im Gefühle völliger Gleichheit, was Rang, Alter und Stand betraf. Jeder eroberte sich, so rasch er konnte, jedoch niemals ohne zuvor den Blick auf die über der Gallerie angebrachte Badeuhr geworfen zu haben, einen Platz an der rings um das Bassin laufenden Barrière um sich, an sie festgeklammert, allen seinem Naturell entsprechenden Bewegungen, vom wüthenden, nilpferdartigen Umsichschlagen, Spritzen und Wasserschnauben, bis zum sanften najadenartigen Hin- und Herwiegen zu überlassen.

Die cholerisch-sanguinischen Temperamente waren übrigens am vorwiegendsten vertreten, denn in der Regel gab es im Bassin einen Lärm, daß man sich unter eine Heerde streitender Walfische versetzt zu sehen glaubte, zum großen Aerger einiger misanthropischer Naturen, die von jener Gleichheit vor der Sprudelnixe nichts wissen mochten, im Gegentheil mit manchem sehr gereizten „Bitte doch, sich nur ein ganz klein wenig zu menagiren", ihre Festlandswürde vergeblich genug aufrecht zu erhalten suchten.

An der größeren oder geringeren Ungenirtheit der Bewegungen im Bassin ließ sich deutlich erkennen, wer den älteren oder den neueren Badegästen angehörte. Während nämlich die Ersteren ohne Rücksicht auf die Köpfe und Gliedmaßen ihrer Mitamphibien den Eingang in der Regel durch die Lüfte nahmen oder doch wie Hechte im Karpfenteiche mit kräftigem Schwimmerstoß kreuz und quer in dem beschränkten Raume umherfuhren, drückten sich die Neulinge schüchtern in einen Winkel, um nur ja die Hechte nicht zu incommodiren; bisweilen trieben sie die Gewissenhaftigkeit in der Subordination so weit, sich vor die Abzugsöffnung zu stellen und das auf einem Täflein über derselben angeschriebene Gebot: „Es wird höflichst gebeten in den Abfluß zu spucken", buchstäblich und bis zur äußersten Erschöpfung ihrer Speicheldrüsen zu erfüllen.

Von der Dienstfertigkeit Schneiders beim Verlassen des Bades will ich nur erwähnen, daß er eine Thätigkeit dabei entwickelte, bei der man mindestens nicht kitzlich sein durfte; deshalb kam ich seinen Versuchen, meiner habhaft

zu werden, stets durch allerhand Manipulationen zuvor. Das kränkte allerdings die Dienst- und Eigenliebe der alten ehrlichen Haut gar sehr und erst nach vielen mißlungenen Versuchen gewann es Schneider über sich, seine Reformationsversuche an meiner kecken Selbstständigkeit aufzugeben; in Ungnade war ich jedoch vollständig.

Einmal wollte ich eben auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Weg von der Gallerie herab mich in die Fluthen werfen — ich gehörte bereits zu den Hechten — als ich plötzlich Schneiders Stimme in höchster Entrüstung hinter mir rufen hörte:

„Halt! um Gotteswillen, gehen Sie noch nicht hinein.“

„Was gibts denn?“ fragte ich zurück, indem ich von dem bereits genommenen Ansprunge wieder absetzte.

„Euer Gnaden haben ja die Badehose verkehrt an.“

„Das ist ja gräßlich, mein alter Schneider!“ — und plumps sprang ich hinein, daß das Wasser über mir und der verkehrten Schwimmhose zusammenschlug.

Schneider hatte an diesem Tage kein Wort mehr für mich; aber der mitleidige Seitenblick, der an mir vorüberstreifte, besagte deutlich, daß an mir Hopfen und Malz verloren sein müsse.

Je toller der Regen niederströmte, um so reizender war das häufig bis zum Mittag ausgedehnte Kaffeestündchen in unserer sichern Arche zur Stadt Breslau. Hier fand sich nach dem Bade stets der größere Theil der Hausbewohner, selbst manche beherzte Damen, zusammen. Es wurde unterhalten, gespielt, gelesen und getrunken. Auch den Liegnitzer sah ich hier wieder; er gab eine Zeitlang Gastrollen mit seinem fliegenden Schachspiele und seiner Manie, trotz Sturm und Regen Partien zu arrangiren. Das Terrain war ihm leider für beide Passionen wenig günstig, darum gab er auch endlich sein Geschäft bei uns auf und verlegte das Feld seiner Propaganda nach dem deutschen Hause.

Ich für meinen Theil suchte den seit langen Jahren in Wartegeld versetzten Bleistift wieder hervor, Keinen aus meiner Umgebung mit seiner Carricatur verschonend, selbst nicht den classischen Semmelmann, unsern alltäglichen Kipfellieferanten, der indessen über meine künstlerischen Bestrebungen sehr ungehalten war und mich bei der Zumuthung, mir einmal ordentlich Modell zu stehen, mit den eben so gekränkten als kränkenden Worten: „Der Herr denkt halt, ich werde sein Narr sein“, abfallen ließ.

Mein Freund Müller inclinirte sehr stark für die „Unterhaltungen am häuslichen Herd“; er hatte sein Hoflager meist in der Küche und ließ das Urtheil der Welt unentschieden, ob er der kunstfertigen Hand unserer Frau Wirthin die Recepte zu den hundert und aber hundert Mehlspeisen, die Keine so zu bereiten verstand wie sie, ablauschen wollte, oder ob sein Aufenthalt den schönen Hausbewohnerinnen galt, die — natürlich mit Ausnahme der sechs Gräfinnen — sämmtlich in der Küche erschienen, um sich entweder einen Plättstahl glühend zu machen oder um ein harmloses Plauderstündchen zu halten.

Daß das Gute nicht minder ansteckend sei wie das Böse, bewährte sich vollständig in unserer Breslauer Colonie; denn der Humor ging der Gesellschaft trotz ihrer verschiedenartigen Elemente niemals aus und die Morgen verschwanden dabei so pfeilgeschwind, daß Niemand fassen konnte, wie schon wieder der Mittag herangekommen und mit diesem die Zeit, wo das Gastzimmer schlechterdings auf ein halbes Stündchen geräumt werden mußte.

Eine solche Kunstpause war nicht nur nothwendig, um den Spiel-, Maler- und Lesetischen das weiße gastliche Gewand der Mittagstafeln anzulegen, sondern auch um die Rückstände vom Verbrennungsprocesse unterschiedlicher Trafik-, ja wohl gar geschmuggelter Cigarren, welche, gleich den Dampfesschichten nach der Kanonade bei Solferino, die Luft verfinsterten, zum Abzuge aus Thür und Fenstern zu nöthigen.

Der gute Ruf des gesellig-heiteren Lebens in unserm Gasthause, ein Monopol desselben schon von früher her, war allgemein verbreitet im Orte. Um die kleinen sauberen Zimmer mit ihren Blockwänden ging es trotz der nothwendigen Improvisationen schwellender Divans und Bergèren aus Koffern und Reisedecken fabelhaft zu, und wer es nur irgend ermöglichen konnte, der schwor zu unserer Fahne; wem dies nicht gelang, der suchte wenigstens als Fluggast hin und wieder unserer harmlosen Gemüthlichkeit, nicht minder freilich auch des materiellen Genusses von Frau Havliczka's prachtvollen Mehlspeisen theilhaftig zu werden.

Müller und ich hätten uns bisweilen gern unter das wechselnde, oft recht interessante Publicum an den Seitenflügeln der table d'hôte gemischt, wir blieben indeß der runden Magnatentafel treu, weil man uns dort durch Liebenswürdigkeit die peinliche Scene des zweiten Tages längst vergessen gemacht hatte; gleichwohl konnten wir nicht so recht in den Zug kommen, und nicht selten wurde unsere Aufmerksamkeit durch die Heiterkeit hinter und neben uns absorbirt.

Eines Tages empfingen wir eben wieder aus der Hand unseres Alterspräsidenten, der Frau Gräfin, die Suppenration, als der Postbote eintrat und durch sein Erscheinen wie immer unter den Gästen einige Unruhe hervorbrachte.

„Herrn Domänenrath Silberberg — siebzehn Neukreuzer“, scharrte der alte Zippel, nachdem er mit Hülfe des aufgeklemmten Nasenquetschers die Adresse des Schreibens buchstabirt hatte.

„Aha, vom Herrn Filius —“ hörten wir einen alten Herrn sagen.

„Ach Papa, von Heinrich!“ fiel gleichzeitig ein junges bildhübsches Mädchen mit blonden Locken, offenbar des Domänenraths Tochter, lebhaft ein.

Von Heinrich! — Wie ein elektrischer Funke fiel dieser Name in mein Ohr.

„Hast Du gehört — von Heinrich!“ raunte ich meinem Tischnachbar zu. Ich hätte nicht nöthig gehabt Freund Müllers Aufmerksamkeit darauf zu lenken, denn dieser saß bereits da wie Loths Weib, seinen versteinerten Blick unverwandt auf das reizende Mädchen gerichtet, das jetzt, neugierig dem Papa über die Achsel sehend, den Brief mitlas.

Es konnte nicht der leiseste Zweifel obwalten, es war dasselbe Mädchen, mit deren schwellenden Lippen mein Freund bei unserer Ankunft so unverhoffte Bekanntschaft gemacht.

Der Brief war zu Ende gelesen, der Domänenrath legte ihn sorgfältig zusammen, steckte ihn in die Brusttasche und sagte so laut, daß wir auf unserm Platze jedes seiner Worte verstehen konnten:

„Ich hatte schon seit mehreren Tagen meinen Sohn aus Berlin in den Ferien erwartet und konnte nicht

begreifen, warum er ausblieb; jetzt ist mir das Räthsel gelöst, er sitzt im Carcer —"

„Wie schade!" erwiederte sein Nachbar, der Doctor Gründling, dessen Bekanntschaft wir schon kurz nach unserer Ankunft gemacht. „Und was hat er verbrochen?"

„Nun er ist bei einer großartigen Monstrepaukerei — von der Sie vielleicht auch gehört haben, von der Polizei abgefaßt worden und brummt nun drei Wochen, während er uns hier so hübsch Gesellschaft leisten könnte. Es schadet ihm übrigens nicht; das heiße Blut mag sich ein wenig abkühlen."

„Der arme Heinrich!" sagte die Kleine, indem eine große Thräne aus ihren blauen Augen perlte.

Müller wurde immer unruhiger und konnte kaum das Ende der Tafel erwarten. Mir ging es fast ebenso. Kaum hatte die Gräfin das Signal zum Aufstehen gegeben, als Müller sich erhob und die tiefen Verbeugungen, welche er bisher stets jeder der Damen besonders gemacht, in eine einzige kreisförmige Bewegung seines Hauptes zusammenfassend, aus dem Zimmer eilte. Natürlich folgte ich ihm. Taub für meine Bitte, sich nicht zu überstürzen, konnte ich ihn endlich doch dahin bewegen, keine Annäherung zu versuchen, bevor wir nicht Rübezahl — mit diesem Spitznamen pflegten wir Gründling zu bezeichnen — gesprochen haben würden. Die Gelegenheit dazu bot sich fast im gleichen Augenblicke, indem Gründling nach seinem Zimmer ging, um irgend Etwas, was er dem Domänenrath zu zeigen wünschte, von dort zu holen. Müller fiel sogleich über ihn her.

„Doctor, allerliebster Rübezahl, auf ein Wort! Sind Sie mit dem Herrn, neben welchem Sie eben saßen, näher bekannt?"

„Meinen Sie Herrn Silberberg oder seine Tochter, Fräulein Angeline? — Warten Sie gefälligst einen Augenblick bis ich zurückkomme, dann will ich Ihnen Rede stehen." Und einen Augenblick darauf war er für uns verschwunden.

„Spiegelberg, Du bist erkannt!" sagte ich lachend zu meinem Freunde, der feuerroth und verlegen dastand.

„Doctor, lassen Sie uns ein Paar Augenblicke vernünftig sprechen", redete ich den eben zurückkehrenden Gründling an, indem ich ihn wie Müller unter dem Arme faßte und vor die Hausthür führte, da Anton bereits uns mit neugierigen Blicken betrachtete.

Fünf Minuten später wußten wir, daß Herr Silberberg Domänenrath außer Dienst war, was so viel besagen wollte, als er habe in der Pachtung verschiedener großer Domänen sich so vortrefflich zu rathen gewußt, daß er gegenwärtig eine eigene ganz ansehnliche Besitzung bei Breslau sein Eigenthum nannte und nun nicht mehr dem Könige, sondern sich selbst rathe. Nächstdem war er Witwer und hatte nur einen Sohn — derselbe, der jetzt in Berlin hinter Schloß und Riegel saß — und eine reizende Tochter, die ihn auf seinen Sommerausflügen begleitete.

„Und was ist er sonst für ein Mann?" fragte Müller, der Gründlings Worte fast verschlang.

„Nun ein ganz liebenswürdiger alter Herr", lautete die Antwort; „ich habe vor acht Tagen seine Bekanntschaft in Freiheit gemacht und wir haben einander seitdem öfter wieder gesehen. Bis vorgestern wohnte er dort, weil er hier kein Unterkommen fand, jetzt ist er hierher übergesiedelt und hat sein Domicil im Posthofe. Wünschen Sie noch mehr zu wissen?"

„Haben Sie vielleicht bemerkt, ob seine Tochter —"

„Lust zum Heirathen hat? Ja wirklich, ich hätte bald vergessen, Ihnen zu sagen, daß der Alte ein wunderlicher Kanz ist, der sich die Marotte in den Kopf gesetzt hat, seine Tochter in ein katholisches Kloster zu stecken."

Es wurde nun verabredet, daß wir einige Minuten nach Gründlings Rückkehr ebenfalls uns nach dem Gastzimmer zurückbegeben sollten, um uns Vater und Tochter in der plausibelsten Weise vorstellen zu lassen.

Alles ging nach Wunsch.

„Will es mir doch scheinen", sagte artig der Domänenrath, wobei er unter seiner goldenen Brille einen langen prüfenden Blick auf uns warf, „als ob ich die Herren bereits einmal gesehen haben müsse."

Wir gingen wohlweislich flüchtig über diese Nebenbemerkung hin, mir entging Fräulein Angelinens plötzliches Erröthen und ihre Schweigsamkeit nicht, ein Beweis, daß ihr Gedächtniß noch etwas besser war als das ihres Papas.

So peinlich sich für uns im Anfang die Scene angelassen hatte, es kam bald vermöge des glücklichen Tactes unsers Protectors ein etwas belebteres Gespräch in Gang, das wir erst beschlossen, nachdem unsere Kaffeerationen zur Neige gegangen waren.

In unser Dachstübchen zurückgekehrt wandelte Freund Müller schweigend und in Gedanken versunken wohl hundertmal auf und ab. Ich störte ihn nicht, denn in seiner Seele stürmte es wie in einer Gewitternacht; er war offenbar von der Höhe der Situation, die er sonst in allen Lagen des Lebens so meisterhaft zu beherrschen wußte, herabgestürzt; der Zündfaden zur Mine war in vollem Brande; sollte die Explosion den verwegenen Angreifer selbst in Schutt und Asche begraben oder sollte sie eine weite Bresche zum Sturme aufwerfen? — — Nun, die nächste Zukunft mußte es ja lehren. Von einer Umkehr war keine Rede mehr, das war mir klar; denn in solcher Aufregung hatte ich meinen Freund, der sonst wie der bunte Schmetterling von einer Rose unverletzt zur andern geflattert, und den ich eines ernsten tiefen Eindrucks nie für fähig gehalten, mein Lebtage nicht gesehen. Diesmal mußte der Pfeil wirklich tief, tief an der rechten Stelle sitzen.

Endlich begann die schwüle Stille sich zu lösen. Die stummen Seufzer gingen in Worte über wie die elektrische Wolke nach dem Zucken der Blitze, nach dem Grollen des Donners in wohlthätigen befruchtenden Regen.

„Angeline!" war der erste artikulirte Laut, der sich Müllers gepreßtem Herzen entwand und nun unaufhaltsam, glühend, fessellos ein Erguß folgte, mit welchem ich meine Leser am besten verschone. Mehr oder minder sind sie gewiß Alle schon in ihrem Leben verliebt gewesen und wozu brauche ich da zu erzählen, in welcher Sprache sich ein Verliebter in solchen Momenten zu ergehen pflegt.

Ein langes ernsthaftes Zwiegespräch bildete für diesmal den Schluß; es galt in der Hauptsache nur dem Wann und Wie, denn von einem Abwägen des Pro und Contra konnte keine Rede sein; es lag ja Alles so klar und offenbar, so begehrenswerth vor uns, daß die zersetzende, jede Illusion zerstörende Analyse gar nicht in Frage kam.

Durch den Doctor Gründling hatten wir erfahren, daß der Domänenrath mit seiner Tochter den heutigen Abend im Cursaale zubringen werde, und nach einer halben Stunde befanden auch wir uns dahin auf dem Wege.

Silberbergs waren bereits zugegen. Angeline in einem bunten Kreise von jungen und alten Damen, der Domänenrath bei einer Partie Whist im Zimmer. Verabredetermaßen näherte ich mich Angelinen zuerst und drückte meine Freude und Ueberraschung aus, heute zum zweiten Male mit ihr zusammen zu treffen. Meinem Wunsche, zum Walzer mit ihr anzutreten, kam sie bereitwillig entgegen und so natürlich und unbefangen war unsere Unterhaltung, daß ich einige Gefahr für mein eigenes Herz fühlte. Müller, der mein Nachfolger zu werden wünschte, näherte sich endlich mit der ganzen Grandezza eines Salonhelden. Seine Anrede beschränkte sich auf die Bitte um den nächsten Tanz. Angeline erröthete und — bedauerte. Welcher Blitz flammte da in meines Freundes Auge auf; es war die erste Regung der Eifersucht. Die Bitte um den nächstfolgenden Tanz wurde durch ein tiefes Erröthen und eine leichte Neigung des Kopfes erhört. Müller trat zurück, um seinem Nebenbuhler das Feld zu räumen.

„Glückspilz, der Du bist!" flüsterte ich ihm ermuthigend zu.

„Ach, mein Lieber, juble nicht zu früh", antwortete er; „meinst Du, weil sie bei meiner Frage erröthete? Findest Du ihre Verlegenheit nicht natürlich, wenn sie an unsere erste Begegnung denkt?"

„War ich nicht ebenfalls Zeuge und ist sie mir gegenüber verlegen geworden?"

Die Musik begann und wir trennten uns.

Eben stand ich im Begriff eine junge Dame, die aus dem Nebenzimmer trat, zum Tanz aufzufordern, als ich zu meinem Glück durch eine andere junge Dame daran verhindert wurde.

„Aber Franziska", sagte die jüngere, „wie kannst Du nur am Spieltische Gefallen finden?"

„Ich bitte Dich, liebe Hedwig", hörte ich die Dame sagen, der meine Aufforderung hatte gelten sollen, und die, wie ich später hörte, die Gattin eines Rittmeisters war, „glaube nicht, daß der Tanz mehr Vergnügen verschafft als eine Partie Whist. Wenn Du erst vier Jahre verheirathet sein wirst, ziehst Du sie sicher auch einem langweiligen schlechten Tänzer vor."

Habt Ihrs gehört, Ihr glanzbeschuhten unwiderstehlichen Löwen? — langweiliger schlechter Tänzer! — Jeder Blutstropfen drängte sich bei mir nach dem Herzen! Dem ganzen Geschlecht grollend, machte ich kurz Kehrt und tanzte an diesem Abend nicht mehr, indem ich dabei ungefähr den Standpunct des frierenden Jungen einnahm, der sagte: „Es ist meinem Vater schon ganz recht, daß mich an die Hände friert, warum kauft er mir keine Handschuhe nicht."

Ich legte mich entschlossen auf das Beobachten, und selbstverständlich waren Angeline und Freund Müller der Hauptgegenstand desselben. Scheinbar stand es zwischen ihnen nicht zum Besten, wenigstens wurden alle Anstrengungen meines armen Bruno, sich in den Pausen an ihre Seite zu attachiren, von Angelinen mit vorsichtiger Aengstlichkeit und beharrlich vereitelt. Sie wich der Gattin Rübezahls nicht von der Seite. Wer wollte sich aber dadurch täuschen lassen? Ein junges Mädchen, dem die Liebe ins Herz einzieht, gleicht der Sinnpflanze, die bei der leisesten Berührung ihren Kelch schließt. Und hier war es so. Es entging mir nicht, daß das liebe Kind manchen verstohlenen Blick unter den langen Augenwimpern hervor nach ihrem schmachtenden Seladon warf, und daß sie mehr als einmal, erröthend wie eine Centifolie, das Köpfchen einzog, wenn Frau Gründling lächelnd und flüsternd sich zu ihr bog.

Endlich war der letzte Ton der letzten Polka verklungen, in welcher Müller selig an der Seite Angelinens nochmals einen Aufwand von Grazie entwickelt hatte, welcher seines Eindrucks ganz unmöglich verfehlen konnte. Während der Abkühlungspause war es seiner Beharrlichkeit sogar gelungen, einen Platz neben der Frau Gründling zu erobern, der man das wohlmeinende Bemühen ansehen konnte, den Redefluß der beiden Leute in möglichstem Gange zu erhalten und sie wenigstens auf diese Weise etwas näher zu bringen.

Mit dem Abkühlen war es übrigens nicht weit her, denn die kleine schüchterne Sinnpflanze kürzte die Pause nach Möglichkeit ab und glühte beim Aufbruche noch wie eine Rose.

Der Domänenrath legte deshalb auch mit väterlicher Besorgniß die Hand an ihre Stirn, warnte vor Erkältung und rieth noch einen Augenblick zu warten. Müller hatte inzwischen mit ritterlicher Galanterie unter dem Berge der im Nebenzimmer aufgethürmten Damenhüllen schon nach Angelinens Mantel gesucht und stand, denselben graziös ausgebreitet am Kragen haltend, bereits hinter der Dame seines Herzens, als sich Frau Rübezahl mit tiefem Knix und mit den Worten: „Ich danke Ihnen recht sehr für Ihre Aufmerksamkeit", zu ihm wandte und rasch in den Mantel schlüpfte, der eben nicht Angelinen, sondern der ihrige war.

Draußen regnete es ausnahmsweise einmal nicht, die Schrecken des Nachhauseweges waren also bedeutend geringer als man anfangs gefürchtet; bei alledem wurde die Abschiedsscene nach Möglichkeit beschleunigt und man stob mit einem kurzen „Gute Nacht, wohl bekomm's!" nach allen Richtungen der Windrose auseinander.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Herrn Justizrath Julius Ebermein in Rudolstadt. Aufrichtig hat es uns gefreut, von einem so werthen Freunde wieder einmal ein Zeichen treuen Gedenkens zu erhalten. Ihre so zeitgemäße als beherzigenswerthe Mahnung werden wie mit Nächstem zum Abdruck bringen. Proben aus Ihrer Turnlieder-Sammlung würde am geeignetsten die Koburger Wehr- und Turnzeitung bringen können. Unsere lieben Freunde und den schönen Wald werden wir dieses Jahr zu unserer aufrichtigen Betrübniß nicht zu Gesicht bekommen. Grüßen Sie den feurigen Schwartz wie den zarten Bamberg und bleiben Sie uns zugethan!

Herrn E. Hotzermann in Hilter bei Osnabrück.

„Der bleiche Tod, an den wir oft nicht denken,
Vernichtet stumm des Lebens schönste Blüthe,
Da ist kein Arzt, der Einem vor ihm hüte —
Und — ist die Zeit da, will er nichts mehr schenken.
Zerstöret ungerührt den schönsten Traum des Lebens
Und ruft dem Schläfer zu: Wach' auf! Du träumst vergebens!"

Wir bedauern, Ihnen — als Dichter (?) — gegenüber die Rolle des Todes übernehmen und Ihnen Ihre eigenen Worte zurufen zu müssen:

„Wach' auf! Du träumst vergebens!"

Herrn Carl Altmüller in Cassel. Noch am Leben?!!!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 36. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

8. September.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Die Auswanderer.

Erinnerung aus dem Seemannsleben von C. S.

Unsere Brigg „Maria", Capitän N., lag im Hafen von Stralsund, und der Letztere, welcher zugleich mein Onkel war, hatte mich ausersehen, während die Maria löschte und neue Ladung einnahm, nach Riga und Stockholm vorauszugehen, um dort Geschäfte zu verrichten, die hier nicht weiter zur Sache gehören, zu deren Besorgung ich jedoch eine bedeutende Geldsumme mit mir führen mußte.

Zu dem gedachten Zwecke hatte Onkel N. für mich einen Platz auf einem Kieler Kutter, „Die Jungfrau", genommen, welcher bereits segelfertig im Hafen lag und ich begab mich sofort mit meinen Sachen an Bord desselben. Das Fahrzeug war noch fast neu, für seine Gattung ziemlich geräumig und bequem. Seine lebende Equipage bestand aus dem Capitän, dem Steuermann, drei Matrosen, zwei Jungen und einer Dogge. Außerdem befanden sich ungefähr dreißig bis vierzig Personen verschiedenen Alters und Geschlechts an Bord, von welchen mir gesagt ward, daß sie „Auswanderer" seien. Ich war natürlich Kajüten-Passagier.

Es mochte ungefähr zwei Uhr Nachmittags sein, als wir loswarfen; die Sonne stach und drückte, als wolle sie ein Gewitter verkünden, und der Wind war so flau, daß der Danebrog an unserer Gaffel träge herabhing, statt lustig zu flattern; dennoch zog unser Linnenzeug, die „Jungfrau" glitt stolz zum Hafen hinaus, auf völlig ebenem Wasser, am Dänholm vorbei und den Gellen hinauf, als ein unerwartetes Ereigniß große Besorgniß im Schiffe verbreitete.

Der Capitän stand am Geck, die Uhr, auf welche er eben einen Blick geworfen, in der Hand und ertheilte einige Befehle, als der Hund zu ihm aufsprang und ihn zum Taumeln brachte, wobei Uhr und mit ihr die Kette, welche sich gelöst hatte, über Bord flogen.

Die Uhr war werthvoll und daher nichts natürlicher, als daß der Hund einen Fußtritt, hinterher aber auch noch eine tüchtige Tracht Prügel erhielt. Nach dieser Auslassung seiner Wuth befahl der Capitän dem Steuermann, in die Kajüte zu gehen und den Chronometer genau zu stellen.

Der Steuermann war einer jener alten Seehunde, die, während sie ihre dreißig bis vierzig Jahre Salzwasserduft einathmen, auch alle Seemannssagen und jeden Seemanns-Aberglauben in sich aufnehmen und an ihnen wie an einem Evangelium hartnäckig festhalten. Ich hatte bereits bemerkt, daß ihm etwas bei unserer Abfahrt nicht recht sein mußte und sah auch jetzt, wie er nur mit Widerstreben und brummend in die Kajüte ging. Gleich darauf kam er jedoch mit sichtbaren Zeichen des Schrecks auf das Deck zurück und erklärte, daß der Chronometer stehe und der Perpendikel nicht wieder in Schwung kommen wolle.

„Die verdammten Jungen!" murmelte der Capitän, „So stellen Sie wenigstens Ihre Uhr!"

Aber auch die Uhr des Steuermanns stand; der Capitän wendete sich mit derselben Aufforderung an mich und siehe an, auch die meinige stand fest und sicher, weil ich sie an diesem Vormittage aufzuziehen vergessen.

War dies, so weit es mich betraf, auch etwas ganz Natürliches, insofern die Einschiffung und die Abreise leicht ein solches Vergessen möglich machen, so lag doch in diesem Zusammentreffen etwas, wodurch auch ich stutzig wurde, während der Capitän ein verdrießliches und der Steuermann ein sehr langes Gesicht machte.

„Da haben wir noch ein Warnungszeichen", murmelte der Letztere, „Unser Unglück ist gewiß; ich hab's gesagt, der Freitag wird uns bitter genug aufstoßen!"

„Schweigen Sie mit Ihrem Unsinn, Herr!" rief der Capitän mit einem Blicke auf die Matrosen heftig, „suchen Sie die Uhren wieder gehend zu machen!"

Jene hatten diese Unterhaltung aus einiger Entfernung schweigend mit angehört, und ich erkannte leicht an ihren verdrossenen Mienen, wie sie im Glauben mit dem Steuermann sympathisirten, und um sie noch mißmuthiger zu machen, trat nach einer Stunde völlige Windstille ein, die bis sechs Uhr Abends andauerte.

Nichts ist dem Seemanne unangenehmer als Windstille; das Schiff, welches von einer solchen befallen wird, gleicht in seiner obern Erscheinung einem flügellahm geschlagenen Vogel. Fest und unbeweglich wie ein eingerammter Pfahl steht es auf derselben Stelle. Die

Segel hängen schlaff herab und die Mannschaft schleicht schweigend umher, ab und an mit dem Blicke sehnsüchtig den Horizont streifend, um dort ein Wölkchen zu entdecken, das Wind zu bringen verspricht.

Um diese Stimmung zu ändern, suchte ich meine Flöte hervor; doch auch das Instrument schien melancholisch geworden zu sein und da jeder Ton derselben von der Dogge heulend accompagnirt ward, so gab ich den Versuch bald auf, um erst in Betrachtungen zu versinken, und endlich meine Schiffsgenossen einer noch nähern Betrachtung zu unterwerfen als bisher geschehen.

Der Capitän war ein großer kräftiger Mann im besten Alter; sein volles dickes Gesicht hatte einen Anflug von gutmüthiger Jovialität, jedoch bei näherer Betrachtung verriethen seine Augen einen thierisch-boshaften Ausdruck, der besonders jetzt, wo der Aerger über die Windstille ihn beherrschte, deutlich hervortrat und den ich bei mir selbst tückisch zu nennen beliebte.

Der Steuermann war offenbar eine ehrliche Haut, unzweifelhaft ein zuverlässiger Mensch, bis auf seinen krassen Aberglauben, der ihm sogar jetzt auf seinem verwitterten Gesichte deutlich geschrieben stand. Sein Einvernehmen mit dem Capitän schien nicht das beste zu sein und obwohl ich noch keine besondern Beweise zu einer solchen Annahme hatte, glaubte ich dennoch dieselben im Laufe der Reise zu erhalten.

Von der Mannschaft fiel mir besonders die Scheu auf, welche sie sowohl gegen Capitän als Steuermann an den Tag legten; sie waren übrigens kräftige Bursche, aber wie echte Holsteiner phlegmatisch und langsam. Unsere „Auswanderer“ zeigten sich, im Vordertheil versammelt, als eine bunte Gesellschaft von Männern, Weibern und Kindern, vielleicht einige dreißig an der Zahl, die wie Gänse ohne Unterbrechung durch einander schnatterten.

Gegen sechs Uhr sprang endlich ein leichter Westwind auf und wir schoben den Gellen weiter hinab, bis zum Palmer Ort, wo sich der Wind wieder einlullte, so daß wir uns genöthigt sahen vor Anker zu gehen. Vor uns hatten dies schon eine Anzahl anderer, größerer und kleinerer Küstenfahrzeuge gethan.

Es war inzwischen auch Abend und dunkel geworden; wir hatten unser Abendessen verzehrt und dachten eben daran, zur Ruhe zu gehen, als von einem der Fahrzeuge, die übrigens sämmtlich Seegrasfahrer waren, die lustigen Töne einer Violine ertönten, welche bald durch Jubel von allen Seiten beantwortet wurden. Eine eigene Rührigkeit that sich jetzt in der kleinen Flotte kund. Lichter eilten hin und her, Boote schossen über die See und zwischen die düstern Schiffsrumpfe hindurch, zu dem Fahrzeuge, von welchem die Violine erschallte und dessen Verdeck, so viel man beurtheilen konnte, zu einem Tanzplatze klar gemacht ward. Auch auf unsern Kutter wirkte die Lustigkeit ansteckend, man vergaß den frühern Mißmuth und nach und nach fuhren der Capitän, die Matrosen, Jungen und der größere Theil der Passagiere zu dem andern Fahrzeuge hinüber. Am Bord blieben nur einige ältere Leute und Kinder, der Steuermann und ich.

Für mich war dies eine gute Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft des alten Steuermanns zu machen, und ich säumte nicht mich ihm zu nähern. Im Gespräche mit ihm erfuhr ich bald, daß er lange Zeit in der dänischen Marine gedient, fast alle Theile der Erde gesehen und auch in verschiedenen Seeschlachten gekämpft hatte, endlich aber mit einer kleiner Pension verabschiedet war. Erst hiernach hatte er noch das Steuermanns-Examen gemacht, fand sich aber in seinen Erwartungen getäuscht, weil Niemand gern einem Kerl „der alten Schule“ die Leitung eines Schiffes anvertrauen wollte und er deshalb auf Küstenfahrern zu dienen genöthigt war; über den Capitän sprach er nicht günstig, jedoch mit möglichster Zurückhaltung. Seine Unterhaltung gewährte mir im Ganzen nicht, was ich eigentlich wünschte, deshalb suchte ich bald meine Decken und meine Piejäcker, breitete eine Presenning über das große Boot und kroch hinein, um die schöne Sommernacht im Freien zu verschlafen; trotz der Fidel und dem Jubel, welchen sie hervorgerufen, entschlummerte ich bald.

Als ich am Morgen erwachte, fühlte ich etwas Rauhes und Nasses an meinem Gesichte und erkannte, so wie ich die Augen geöffnet, die Dogge, welche sich schmeichelnd an mich schmiegte, als wolle sie wegen ihrer Dreistigkeit um Verzeihung bitten, zugleich aber hörte ich ein eigenthümliches Rauschen, und als ich die Presenning zurückwarf, sah ich den Himmel grau, von Regenwolken überzogen, die ihren Inhalt herabschütteten, während ein heftiger Südwest wehte. Die Wogen des Boddens rauschten mit schäumenden Kämmen versehen daher und bildeten am Vorgebirge eine heftige Brandung. Außer mir war noch Niemand wach am Bord. Ich weckte sofort die verschlafene Mannschaft wie den Capitän und eine halbe Stunde später stieg die „Jungfrau“ unter schwerem Segeldrucke, stark Backbord gelegt, durch die aufgeregten Gewässer des Boddens.

Man gefällt sich in der Regel darin, die Ostsee ein Becken zu nennen; doch an keiner andern Stelle fordert Neptun so unerbittlich den Reisenden seinen Tribut ab, als gerade auf diesem Becken, und am grausamsten zeigt er sich im greifswaldischen Bodden. Die kurzen aber hohen und der verschiedenen Tiefe des Grundes wegen oft brechenden Wellen lassen das Fahrzeug stets heftig stauchen und erschüttern es dabei in allen seinen Theilen, so daß bald *seekrank* wird, wer nicht *seefest* ist. Auch unsere Passagiere erlagen diesem Uebel und verschwanden daher bald wieder vom Verdeck, nachdem sie es kaum erst betreten. Der Sturm ward mit jeder Minute heftiger.

Eine schwedische Brigg, bis halb zu den Marsen hinan mit Bretern bepackt, war das einzige Fahrzeug, welches uns in den nächsten Stunden begegnete, und ihr Schritt glich dem einer alten zimperlichen Jungfer, die einen holprigen Weg entlang schlüpft, was unsere Mannschaft zu verschiedenen scherzhaften Aeußerungen veranlaßte. Dagegen traten der Capitän, der Steuermann und auch meine Wenigkeit, durch jenen Anblick dazu veranlaßt, zu einer Berathung zusammen, deren Resultat war, daß wir nichts Besseres thun könnten, als uns unter den Schutz des Landes zu begeben.

Das Schiff arbeitete nach der hierzu nöthigen Wendung noch heftiger; sein Aufstauchen geschah mit einer solchen Gewalt, daß es jedesmal ein donnerndes Krachen verursachte, und war das Schiff nicht neu, so dürfte genügende Veranlassung vorhanden gewesen sein, ein Bersten desselben zu befürchten; doch es erwies sich nicht allein als fest, sondern wich auch keinen Strich vom Course ab, so daß wir gegen Mittag, obschon nach heftigem Kampfe, die Peenemündung erreichten, in welcher wir erst einen, bald jedoch noch einen zweiten Anker fallen ließen.

Der Capitain erachtete jetzt, in Voraussicht einer bösen Nacht, für nöthig, der Mannschaft Ruhe zu gönnen; ich erbot mich daher freiwillig, mit einem der Jungen die

Wache zu übernehmen und setzte mich, während Jene ihre Kojen aufsuchten, der Junge aber in den Raaf ging, um etwas zum Mittag zu bereiten, auf das Gangspill, die Klüsen und die Kabel zu beobachten. Das Schiff ritt heftig vor seinen Ankern; an dem klar gewordenen Himmel jagte der Sturm einzelne weißgelbe Wolkenflocken vorüber; das Wasser hatte eine dicke, trübe Lehmfarbe und einzelne Wogen warfen zuweilen ihre Gischt über das halbe Deck fort. Vor mir lag die flache, aber gut angebaute Küste, auf der hier und da Dörfer und Thürme von Kirchen zu erkennen waren, während die mönchguthschen Vorgebirge und die Insel Oie wie ungeheure Felsstücke hinterwärts lagen.

Als ich so dasaß und meine Umgebung musterte, erschien eine Brigg in der Peenemündung und lief schnurstracks unter ihren beiden gerefften Marssegeln auf uns herab. Als sie näher gekommen, erkannte ich, daß sie noch ganz neu war; ihre obern Seiten und das Stangenwerk waren noch so blank, wie sie unter dem Hobel des Zimmermanns hervorgegangen,, und an den beiden Marsen wie am Spiegel war in großen goldenen Buchstaben der Name „Borussia" zu lesen.

Die Brigg schoß so nahe an mir vorüber, daß ich nicht allein das Deck derselben übersehen und die Personen auf diesem erkennen konnte, sondern auch durch das Sturmgeheul deutlich die mir von einem Manne mit einem starken schwarzen Barte zugerufenen Worte vernahm:

„Wie lange denkt Ihr denn hier noch zu reiten?"

Ich gab irgend etwas zur Antwort und folgte mit den Blicken dem dahin schwebenden Fahrzeuge, bis es sich hinter der Oie vor Anker legte, über deren Ufer die kahlen Masten hervorragten.

Als ich mich wieder umwendete, sah ich einen der Passagiere vor mir, welcher augenscheinlich Lust hatte, ein Gespräch mit mir anzuknüpfen. Das vortheilhafte Aeußere des jungen Mannes war mir schon früher aufgefallen; er schien nicht so eigentlich zu den Uebrigen, die ich für Bauern oder gewöhnliche Landarbeiter hielt, zu gehören, vielmehr Gutsbesitzer oder wenigstens Inspector zu sein, weshalb ich bereits der Ansicht gewesen, daß er der Führer der Gesellschaft oder der Bevollmächtigte einer Herrschaft sei, die ihm die Leitung eines gewissen Unternehmens, wozu jene erstere bestimmt war, übertragen habe. Sein Alter schätzte ich auf ungefähr fünfundzwanzig Jahre; er war gut und kräftig gebaut, und seine Züge waren vollkommen regelmäßig, obwohl ihnen eine eigene Schwermuth aufgeprägt war, die jetzt um so mehr hervortrat, als sein Antlitz durch die eben erst überwundene Seekrankheit mit Leichenblässe überzogen war.

„Nehmen Sie es mir nicht übel", begann der junge Mann, während ich ihn betrachtete, halb fragend, halb behauptend, „Sie sind ebenfalls nur Passagier und gehören nicht zur Mannschaft des Schiffes?"

„Da haben Sie allerdings recht!" entgegnete ich, „doch aus welchem Grunde hat dies für Sie ein besonderes Interesse?"

„Weil es Ihnen mein Zutrauen erworben!" lautete die Antwort, „kennen Sie den Capitän näher?"

„Ich sah ihn vor vierundzwanzig Stunden zum ersten Male", erwiederte ich, „weshalb diese Frage?"

Der Mann schwieg einige Zeit und schien zu überlegen, ob es rathsam sei, das Gespräch fortzusetzen.

„Sie sind jung!" begann er endlich, „und nach Ihrem Benehmen zu urtheilen ein gebildeter Mann. Ich habe sonst eben keine besonders günstige Meinung von den Seeleuten, mache aber hinsichtlich Ihrer gern eine Ausnahme, da ich überzeugt bin, daß Ihnen Matrosen-Rohheiten, wie ich sie gestern gesehen, fremd sind und besonders glaube ich, daß Ihnen Theilnahme mit fremden Leiden nicht mangelt, weshalb ich Ihre Hülfe zu beanspruchen gedenke!"

Ich betrachtete den Sprecher erstaunt und so starr, daß er erröthete, dann aber schnell fortfuhr:

„Verstehen Sie mich nicht falsch, Herr, es giebt in jedem Stande brave Männer und ich will dem des Seemanns in keiner Weise zu nahe treten, aber Sie werden vielleicht selbst zugeben müssen, daß die Gewöhnung an Gefahren das Gemüth verhärtet und der Theilnahme am Geschick Anderer verschließt, so daß sich Seeleute wohl gar über die Angst von uns Leuten des Landes auf der See lustig machen!"

„Nun ja!" meinte ich etwas verdrießlich, „weibisches Winseln beim Manne ist ihnen allerdings Gegenstand der Belustigung, und was mich betrifft, so mag ich in dieser Hinsicht in Ihren Augen nicht besser erscheinen, als der Schlechteste meines Standes!"

„Das sollte mir Leid thun um Ihretwillen!" erwiederte der Mann, indem er das letzte Wort besonders betonte, „denn es würde mich zwingen, Sie ohne Warnung Ihrem Schicksal zu überlassen. Aber nein, ich täusche mich schon nicht so leicht und Ihre Antwort war nichts weiter als eine unbedachte Aeußerung; doch bitte, sagen Sie mir, ob der Sturm zunehmen wird und wir von ihm zu befürchten haben!"

Im ersten Momente hatte ich keine andere Absicht, als den mir lästig werdenden Gesellschafter kurz abzufertigen; doch der Mensch hatte, ohne es vielleicht zu beabsichtigen, eine Seite bei mir berührt, welche mich sehr bald anderen Sinnes werden ließ; ich mochte in Wirklichkeit nicht gern roh oder grob erscheinen und dies war etwas aus meiner Jugenderziehung, welches kein Beispiel meiner Vorbilder je verwischen könnte; daher antwortete ich, obwohl gereizt, doch gleichmüthig:

„Wenn Sie nur mit einiger Beobachtungsgabe ausgestattet wären, so würden Sie das Erste leicht selbst beurtheilen können und hinsichtlich des Letztern dürfte es das Schlimmste sein, daß ein achttägiges Anhalten des Sturmes uns nach Tornea hinauftriebe!"

„Das wäre auch schon schlimm genug!" entgegnete der Mann, obschon durch meine Antwort sichtlich befriedigt, „doch was halten Sie von unserm Capitän?"

Mein augenblicklicher Aerger legte sich so schnell als er gekommen war; im Grunde genommen war der Mensch, trotz seiner sonderbaren Reden, nicht unhöflich und ich glaubte überdem jetzt zu erkennen, daß hinter denselben etwas verborgen lag, wodurch auch meine Neugier rege ward; außerdem schien es mir aber auch angemessen, ihm hinsichtlich seiner Reden über den Capitän eine Warnung zukommen zu lassen und ich antwortete daher:

„Das ist eine schwer zu beantwortende Frage, die man überhaupt nur mit großer Vorsicht behandeln muß; denn ich will Ihnen nur sagen, daß ein Capitän auf der See ein kleiner absoluter König ist, der wenigstens so lange die Seereise dauert, von Niemand über seine Handlungen zur Rechenschaft gezogen werden kann!"

„Dies habe ich schon gestern Abend gehört!" erwiederte der Mann schnell, „und darum meine Vorsicht bei Einleitung unseres Gespräches; erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Erfahrungen mittheilen darf?"

„Warum nicht?" entgegnete ich; „aber ist Ihnen nicht gefällig Platz zu nehmen?"

Der Mann lächelte als er sich neben mich setzte und sagte:

„So gefallen Sie mir und ich hoffe, wir werden bei näherer Bekanntschaft noch recht gute Freunde werden!"

„Ich habe dagegen nichts!" lautete meine Antwort, „wenn wir sonst zu einander passen, soll es mir sogar sehr angenehm sein!"

„Wir werden schon zusammen passen", meinte mein Mann, „und vielleicht in Anbetracht dieses Umstandes hat uns der Capitän auch bereits dasselbe Schicksal zugedacht; doch ich hoffe, wir werden uns seinen Absichten keineswegs so geduldig fügen, um uns für immer auf dem Boden der Ostsee zu betten!"

Ich blickte meinen Gesellschafter ganz erstaunt an und dieser fuhr fort, als er es bemerkte:

„Ja, ja, denken Sie nur, dahin gingen seine Reden gestern Abend und seine weitere Absicht dabei ist keine andere, als uns entweder theilweise oder ganz zu beerben; denn ich vermuthe, daß auch Sie ihm eine bedeutende Summe Geldes in Verwahrung gegeben haben! Aber ich will von vorn anfangen und Sie erst näher mit meiner Person, meinen Schicksalen und meinen Absichten bekannt machen!"

Man kann sich denken, daß diese Mittheilung eben keinen angenehmen Eindruck auf mich machte; der Capitän hatte wirklich eine bedeutende mir von meinem Onkel und diesem von seinen Rhedern anvertraute Geldsumme in Verwahrung, deren Höhe einen gewissenlosen Menschen schon zu einem verbrecherischen Versuche, sich dieselbe anzueignen, verleiten konnte. Dazu kam meine ganz zufällige und absichtslose Wahrnehmung über den Capitän, und jetzt noch eine ganz entschiedene, mir bisher unklare Abneigung gegen denselben, welche mich schon veranlaßt hatte, die Nacht außerhalb der Kajüte zuzubringen. Außerdem aber schwebten meiner Seele so verschiedene Schauergeschichten vor. Die dreißiger Jahre waren überhaupt reich an auf der See verübten Verbrechen; in der spanischen See, den französischen und englischen Gewässern, der Nordsee und selbst auf der Ostsee waren Scheußlichkeiten passirt, welche kaum glaublich klangen. Jüngst erst hatte ein Capitän auf der Ostsee sein Schiff angebohrt und sinken lassen, um sich in den Besitz der bedeutenden Geldsumme eines mit ihm reisenden katholischen Priesters zu setzen, den er, in der Kajüte eingesperrt, mit untergehen lassen wollte. Der Umstand, daß er einen Jungen auf dem sinkenden Schiffe vergessen, setzte seine Mannschaft von seinem Verbrechen in Kenntniß; nämlich der Priester schrie dem jammernden Jungen aus der Kajüte zu, daß er bestohlen und daß sie deshalb umkommen müßten, und der Junge rief diese Beschuldigung dem grausamen Patron nach, der nicht umkehren wollte, ihn zu retten, und so erfuhren es dessen andere Leute, die denn auch nicht versäumten Anzeige zu machen, so bald sie an Land gekommen waren, wodurch der schurkische Capitain seinem Richter und seiner verdienten Strafe überliefert ward.

Alle diese Gedanken aber fuhren mir nur flüchtig wie das Aufleuchten eines Blitzes durch den Kopf und ich konnte sie nicht weiter fesseln, da mein Gesellschafter fortfuhr:

„Ich bin ein glücklicher und unglücklicher Mensch zugleich; eine Neigung zu der Tochter eines der Verwalter meines Vaters hat mich mit meiner Familie entzweit, und mein Vater, der mecklenburgische Kammerherr von Berg, hat zwar endlich in meine Verbindung mit Jener gewilligt, doch nur unter der Bedingung, daß ich mich fern von ihm, in Rußland, ansiedle; er selbst hat alle Einleitungen und Vorbereitungen getroffen, die Leute, welche ich mit mir führe und unter denen auch meine Braut und deren Aeltern sich befinden, geworben und uns dem Capitän übergeben, der sich nicht allein von Anfang an so schroff gegen mich benahm, daß ich gern meinen Platz in der Kajüte aufgab, sondern er betreibt auch gegen unser Abkommen noch andere Geschäfte, obschon das Schiff lediglich zu unserer Ueberfahrt gemiethet ist; so beabsichtigt er auch jetzt Colberg anzugehen, nach wo er von Stralsund Fracht genommen. Aber über dies Alles wollte ich gern hinwegsehen, wenn ich nicht gestern etwas in Erfahrung gebracht, was mich doch mit ernsten Besorgnissen erfüllt. Ich bin zwar mit großem Widerwillen nach dem andern Fahrzeuge hinübergegangen, doch sehe ich jetzt darin einen Fingerzeig des Himmels. Der Capitän desselben war nämlich ein alter Bekannter oder Freund des unsrigen, und nachdem sich Beide verschiedene Erlebnisse mitgetheilt, kamen sie auch auf ihre jetzigen Fahrten zu sprechen. Ich hatte mich neben das offene Luftfenster gesetzt und hörte ihr in der Kajüte geführtes Gespräch deutlich, würde aber wie bisher nicht eben besonders darauf geachtet haben, wenn dasselbe nicht endlich im Flüstertone fortgeführt worden, und nun hörte ich, wie unser Capitän sagte, daß er zwei Goldfische an Bord habe und er gern theilen wolle, wenn ihm Jemand behülflich sei, die beiden Burschen auf gute Manier in die See zu bringen; an dem Schiffe sei ihm schließlich nichts gelegen, es könne mit Mann und Maus untergehen und dies würde sich recht gut an der pommerschen Küste irgendwo machen, nur müßte er sich durch ein günstiges Zeugniß von aller Schuld reinigen können und selbst auf schwierige Weise gerettet werden, so daß es den Anschein habe, als sei er nur mit dem nackten Leben davon gekommen; allenfalls, meinte er noch, könnten wir auch die Dirne, welche für die Braut des jungen Leckers gilt, mit einschließen; denn sie gefällt mir und würde mich vielleicht für einige Wochen amüsiren. — Ich habe übrigens diesen ganzen Handel für eine Wirkung der geistigen Getränke gehalten, welche die Herren in bedeutenden Quantitäten zu sich nahmen, und wollte auch erst gänzlich darüber schweigen; dennoch trieb mich ein unbehagliches Gefühl fortwährend zur Mittheilung an, so daß ich diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen konnte, mich Ihnen anzuvertrauen, da Sie allein derjenige sind, dessen Mitwissenschaft erforderlich und auch von Nutzen sein könnte!"

Der Mann schwieg und obwohl ich einen Augenblick den Gedanken faßte, daß die beiden Seemänner, den Lauscher vermuthend, sich einen unpassenden Scherz gemacht haben möchten, nahmen meine Ansichten von der Sache doch bald wieder eine andere Richtung, und ich fragte:

„Waren denn die Leute betrunken?"

„Das gerade nicht, — indessen jedenfalls hatten sie viel getrunken!"

„Das will bei Seeleuten nicht viel sagen", fuhr ich fort, „doch Sie erwähnten, daß ihr Gespräch zum Geflüster wurde?"

„Allerdings!"

„Dann waren sie auch bei vollem Bewußtsein!" schloß ich, „und die Sache läuft entweder auf einen schlechten Scherz hinaus, den man sich mit Ihnen

machte, oder es war Ernst; doch was sagte der andere Capitän?"

„Ich konnte dessen Reden weniger verstehen, doch schien es mir, als sei von einer Ueberlegung und von einem Zusammentreffen die Rede, wobei ich oft den Ausdruck „Höft" unterschied!"

„Vielleicht Göhre's Höft?" fragte ich.

„Ganz richtig, so lautete der Ausdruck!"

„Nun, das ist einstweilen vereitelt!" war meine Antwort; „aber der Sturm, welcher dies zu Wege brachte, ist uns keineswegs günstig!"

Ich überlegte und erwog die Sache hin und her; das Land und eine bedeutende Stadt waren nahe, das Zeugniß des jungen Edelmanns vielleicht hinreichend, den Capitän festzunehmen und zur Untersuchung zu ziehen; aber wie, wenn das Ganze eben doch nur einer jener rohen Späße war, die sich so oft Seeleute mit den „Landratten" erlauben? Nebenbei aber begann auch mein jugendlicher Muth mit hineinzureden und mir zuzuflüstern, daß ein Benehmen, wie oben angedeutet, feige sei; ich fügte daher nach einiger Zeit hinzu:

„Mir scheint indessen keine bedeutende Gefahr vorhanden zu sein und wäre es auch, Sie haben unter ihren Leuten acht Männer und jeder gewaltsame Angriff dürfte sich daher schon von selbst verbieten, selbst wenn die ganze Mannschaft zu dem Capitän stände, was nicht leicht zu vermuthen ist!"

„Ganz wohl!" entgegnete mein junger Freund, „ich habe auch hieran gedacht; aber wie, wenn der Capitän sich einfach mit dem Gelde davon macht? er hat seine und unsere Papiere in Händen, und wenn er sich in Besitz des Geldes setzen will, ist es bei weitem einfacher, uns unserm Schicksale zu überlassen und in die weite Welt zu gehen, als sich noch erst das Gewissen mit einem halben Hundert Menschen zu beschweren!"

Hieran hatte ich bisher nicht gedacht; aber ich mußte dem Manne Recht geben und fand auch in dieser Vermuthung weit mehr Grund zur Besorgniß, als in der geäußerten ersten Absicht des Capitäns, da nichts leichter für ihn sein konnte, als mit dem Gelde durchzugehen; meine Meinung ging endlich dahin, ein wachsames Auge auf den Capitän zu haben, und da der Junge mir nunmehr das Essen brachte, mußten wir unsere Unterhaltung aufgeben. Der junge Mecklenburger stieg wieder zu seiner Gesellschaft hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Vier Regenwochen in Johannisbad.

Eine Saison-Erinnerung von **Emil Dietze**.

(Fortsetzung.)

Der Euphemienplatz bot etwa acht Tage später einen ganz ungewöhnlichen Anblick. Während in den letzten vierzehn Tagen unerschöpfliche Regencascaden auf die umgestürzten weißen Tische und Gartenbänke in ihrer ununterbrochenen Eintönigkeit hernieder geträufelt und jeden menschlichen Fuß fern von da gehalten, brach sich endlich einmal das warme goldene Sonnenlicht in tausend Strahlen in dem dichten grünen Laubdache der schlanken Wächter des Platzes, erhob in den Rabatten die rothe Verbene, vom schweren Naß nicht mehr niedergehalten, weithin leuchtend ihre tausend duftenden Blüthenkelche, erscholl wieder in den Zweigen das schwellende Crescendo des Rothkehlchens, das geschwätzige Durcheinander des kleinen gelben Spottvogels. Die Tische brauchten ihre eigene Last nicht mehr auf zwei Füßen zu tragen, sondern waren ihrem ursprünglichen vier- oder sechsbeinigen Berufe passiven Widerstandes gegen schwerbelastete Kaffeebreter und mächtige Kipfelgebirge zurückgegeben. Die abgespülten Bänke wurden zum Entzücken sämmtlicher Johannisbader Waschfrauen trocken gewischt und eine eben so zahlreiche als bunte Menge hatte zum Zwecke eines allgemeinen Kaffeecorsos im Freien Besitz von ihnen ergriffen.

Ueber die Badegäste war mit dem Sonnenblicke ein neues Leben gekommen, Hoffnung und Muth in der bedrückten Brust wieder eingezogen, und wer gestern noch die ausgeliehenen Almanachs und Familienblätter allmälig zum Einpacken zurückzufordern begonnen, der bot sie heute freigebig wieder an Andere aus. Alle Welt schwärmte von Partien nach dem Riesengrund, nach dem schwarzen Berge oder dem Ladig.

Auch unser kleiner Bekanntenkreis hatte sich zusammengefunden und den großen runden Tisch occupirt, welcher den Platzcommandanten der Anlage, eine mächtige Linde, wie ein schützendes Bollwerk umgab. Vor dem Platze tummelten die Johannisbader Sportsmen — wo gäbe es heutzutage nicht Sportsmen? — ihre durch die lange Stallsiesta doppelt muthigen Rosse, vom leichten stolzen Araber bis zum kleinen feurigen Ungar, und erregten damit nicht wenig die Eifersucht Müllers, weil Angeline jenem Schauspiele männlicher Coquetterie nach seinem Dafürhalten viel zu viel Aufmerksamkeit schenkte. Daß beinahe ihre sämmtlichen männlichen Anverwandten dem Ritterstande angehörten und daß selbst ihr Papa in jüngeren Jahren als Uhlanenofficier manch schönes Auge durch seine Reiterkünste auf sich gezogen, schien ihm kein hinreichender Grund für die von ihr mit naiver Unschuld gegen Uniformen und Reiter ganz unverhohlen an den Tag gelegte Vorliebe; dagegen glaube ich, Müller hätte in dieser Stunde bereitwillig seinen Assessortitel und Gehalt darum gegeben, wenn er im rothen goldgeschnürten Dolman eines Gardehusaren einen stolzen Engländer vor seiner Angebeteten hätte besteigen und courbettiren lassen können.

Ich glaubte seine Gedanken zu errathen und flüsterte ihm zu: „Ja, wenn Du keine schiefen Beine hättest, könntest Du Dich eben so sehen lassen!" Diese offenbare Verleumdung trug mir einen Blick der höchsten Entrüstung ein, der nächste glitt an seinen Beinkleidern entlang, um sich von dem Ungrunde meiner malitiösen Bemerkung zu überzeugen.

Da sahen wir plötzlich die blauen Brillengläser des Liegnitzers in der vor uns auf- und abwandelnden Menge auftauchen und direct auf unsern Kaffeetisch zusteuern. Küchelbecker, der mit aller Welt Bekanntschaft machte, war auch dem Domänenrath kein Fremdling, für den er sogar ein harmloser, herzensguter Mensch war. Der Liegnitzer steuerte, wie gesagt, gerade auf uns zu, und indem er sich kaum Zeit ließ, seinen Hut ein wenig zu

lüften und eine allgemeine Verbeugung zu machen, rief er uns zu:

„Gott sei Dank, endlich einmal gutes Wetter und man kann wieder hinaus ins Freie. Was sagen Sie zu einer Partie nach dem Rehhorn?“

„Wie weit ist es bis dahin?“ fragte der Domänenrath.

„Drei kleine Stunden — und wenn —“

„Der Tausend, das ist denn doch wohl zu weit!“ fiel ihm Silberberg in die Rede.

„Nun, Frau von Petrus war noch nicht dort.“

„Aha, ich dachte nicht daran, daß Sie zu ihren dienstthuenden Kammerherren gehörten!“ warf ich etwas boshaft ein.

Der Liegnitzer warf mir einen grimmigen Blick zu und Angeline drohte ihm schelmisch mit dem Finger.

„Was sagen Sie zu dem Reschthale?“

„Wenn Frau von Petrus sich anschließt!“ fuhr ich unbarmherzig fort.

„Ein kostbarer Vorschlag!“ rief ein alter Major aus unserer Gesellschaft. „Das Reschthal dürfte selbst für Fräulein Angeline nicht zu weit sein.“

„O, sorgen Sie sich um mich nicht“, antwortete Angeline; „ich fürchte eine kleine Strapaze keineswegs.“

Die Partie wurde mit Stimmeneinhelligkeit beschlossen und verabredet, um drei Uhr oberhalb des Silberquells im Hohlwege nach der Waldschenke zusammenzutreffen. Daß Frau von Petrus und ihre Kammerherren und Jagdjunker nicht fehlen würden, das war des Liegnitzers Sorge.

Das Wetter hatte trotz der Prophezeihung unseres Anton glücklich ausgehalten und kurz vor drei wanderte ich mit Freund Müller dem Silberquell zu. Der Major, der Domänenrath mit seiner Tochter, die wandelnde Schachmaschine und noch einige ältere Damen lagerten am bezeichneten Rendezvous bereits im Schatten dicht belaubter Obstbäume. Alle, die wir hatten theilnehmen wollen, waren beisammen, nur Frau von Petrus und ihr Gefolge fehlten noch. Indeß ließ auch sie nicht lange mehr auf sich warten. Umgeben von einer eben so glänzenden als zahlreichen Suite bewegte sie sich gemessen unserem Lagerplatze zu.

Nachdem wir einander begrüßt hatten, setzte sich der Zug in Bewegung. Müller wurde zu seinem Entsetzen von der Frau von Petrus in Beschlag genommen und der Liegnitzer bemächtigte sich Angelinens. Ich schlug mich zur Arrieregarde, die aus dem älteren Theile der männlichen Gesellschaft bestand.

Mit nicht geringem Interesse beobachtete ich zwei Personen der Gesellschaft — Angelinen und meinen Freund; sie hatten einander in der letzten Zeit nicht mehr so fremd gegenüber gestanden, und wenn auch von meines Freundes Seite schwerlich ein Wort gesprochen war, das die Gefühle seines Herzens verkündet, ich hielt mich überzeugt, daß Fräulein Angeline sie ahnte und nicht ungünstig aufnahm. Ich fühlte mit meinem Freunde, welche Qual er am Arme der gefallsüchtigen und redseligen Frau von Petrus — die, wie die böse Welt wissen wollte, die Witwe eines Königsberger Maitre tailleur war — ausstehen mußte und nahm mir vor, meinen Einfluß anzuwenden, um die Mißverhältnisse zu ordnen.

„Herr Domänenrath“, begann ich nach einer Weile, „fürchten Sie nicht, daß die blaue Brille Ihrer Tochter gefährlich werden könnte?“

„Wahrhaftig“, erwiederte der Alte gutmüthig lachend, „es scheint mir selbst so; ich werde wohl Ihren Freund bitten müssen, seinen Ritterdienst bei der Frau von Petrus aufzugeben und die Leutchen da vor uns ein wenig zu überwachen.“

Das war in der That mehr als ich zu ahnen vermochte. Ich durfte die Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen lassen und mit diplomatischer Gewandtheit machte ich meinen Freund zum Gegenstand unseres Gesprächs und ließ keine seiner guten Seiten unberührt. In dem Major hatte ich wider alles Vermuthen einen Verbündeten. Mochte er nun an dem Assessor ein besonderes Interesse gefunden haben oder mochten ihm dessen Herzenswünsche kein Geheimniß mehr sein und lag es in seiner Absicht, sie zu begünstigen, genug er ward ein so warmer Lobredner Müllers, daß mir in der That hin und wieder bange ward, er möchte des Guten zu viel thun.

Das schien indeß nicht so. Der Domänenrath schien die gleiche gute Meinung zu theilen, und er selbst war es, der die Ansicht aussprach, es könne Müller nicht fehlen, daß er in Jahresfrist zum Regierungsrath aufsteige.

„Ich kann versichern“, schloß er seine eigene Lobrede, „daß ich seit Jahren keinen so liebenswürdigen und zugleich so soliden jungen Mann kennen gelernt habe; es thut mir aufrichtig leid, wenn ich daran denke, daß wir uns schon so bald trennen sollen.“

Was konnte ich — was konnte mein Freund mehr verlangen? — Hätte er ahnen können, mit welcher Theilnahme der Domänenrath von ihm sprach, er würde nicht so albern und mit so sauersüßem Gesicht neben der Frau von Petrus einhergegangen sein.

Die Sonne schien ziemlich warm. Die Entfernung zwischen den jüngeren Leuten und uns hatte sich bedeutend vergrößert, ganz besonders weit voran war aber der Liegnitzer mit Angelinen.

„Um Gotteswillen, lauft doch nicht so! — Linchen — Herr Küchelbecker!“ rief plötzlich der Domänenrath so laut er nur konnte, und für einen Moment vereinigte sich die Gesellschaft zu einem geschlossenen Trupp.

„Wie schade, Herr von Parchewitz“, hörten wir eben Frau von Petrus sagen, daß Sie nicht die Geschichte von der Waldschenke gehört haben, die ich so eben dem Herrn von Müller erzählte. Sie würden mir sicher mit mehr Aufmerksamkeit zugehört haben.“

Herr von Parchewitz verbeugte sich, Frau von Petrus befreite meinen Freund seines Dienstes, um den Angeredeten seine Stelle einnehmen zu lassen, die blaue Brille fand ebenfalls Veranlassung mit irgend Jemand irgend ein Gespräch anzuknüpfen, und schnell wie der Gedanke oder wie die Nadel am Magnet sah ich Müller an Angelinens Seite.

Der steinige und etwas beschwerliche Weg führte zwischen Mauern dahin, die von losen Steinblöcken aufgeführt, mir als eine sehr naturwüchsige Feldbefestigungskunst zum Schutze der Wiesen und Kornfelder erschienen. Unser Pfad war so schmal, daß wir uns nur im „Gänsemarsch“ vorwärts bewegen konnten.

Freund Müller, der indeß keine Lust haben mochte, die Dame seines Herzens der Begleitung eines Andern zu überlassen, sprang von Stein zu Stein, gelegentlich Blumen pflückend, die in Angelinens Hand allmälig zum Strauße anwuchsen.

Ich beobachtete seine Manipulationen und seine Leichtfüßigkeit mit stiller Bewunderung. Es war noch gar nicht so lange her, daß Freund Müller sich nur mit Ueberwindung entschlossen hätte, einer Dame das Umschlagetuch

zu tragen — und Blumenpflücken! Das hatte er vollends gar für unter seiner Würde gehalten! — und wie er heute sprang und sich bückte! Ich sah seine Riesenfortschritte in der Galanterie nicht ohne schadenfrohe Genugthuung und gönnte ihm von Herzen das Schwitzbad, von dem seine glühende Stirn Zeugniß ablegte.

„Ach wie reizend!“ rief plötzlich Angeline, als wir am Eingange des Reschthales angelangt und die Schleifmühle, ein kleines, sich an den Felsen lehnendes, von mächtigen Tannen und Fichten überschattetes Schindelhäuschen, malerisch vor uns lag.

„Hier laßt uns Hütten bauen!“ rief der Major und warf sich in das üppige Gras. Wir Alle folgten seinem Beispiele. Nur Frau von Petrus gönnte ihren Adjutanten keine lange Ruhe; sie wurden rechts und links zum Schwärmen entsendet, um die Flora der Gegend zum Schmuck der Stirn der eiteln Frau herbeizuschaffen. Dann ging es hinein in das dunkle Thal mit seinem rauschenden Wasser und seinen zahllosen Cascaden.

Wir waren noch nicht gar lange gegangen, als sich uns plötzlich ein ganz unerwartetes Hinderniß in der Gestalt dreier mit furchtbaren Knütteln bewaffneter Männer entgegenstellte, die uns den Weg vertraten.

„Gehn die Herrschaften nit zu tief hinein“, redete uns der Eine von ihnen an, „'s giebt halt a Jagd auf d' Harzreißer; der Herr Förster hat sie heut Mittag eing'spürt und diesmal sollen uns die Kerle nicht ausbrechen.“

„Harzreißer?“ fragten Einige aus der Gesellschaft.

„Schauns Eur' Gnaden, das seind Kerle, die'n Forst furchtbaren Schaden anrichten“, fuhr der Wortführer der Waldhüter fort, „im Frühjahr, da machen's halt lange Risse in die g'sündsten Bäume, daß d' armen Bäume sich verbluten. Das Harz, wo's halt Pech von sieden, das holen's im Sommer und tragen ganze Säcke 'von weg. Ja glauben's nur, die Spitzbub'n seind halt schlimmer als die ärgsten Holzdieb'.“

„Mein Gott, und auf diese Harzreißer soll jetzt und gerade hier Jagd gemacht werden?“ fragte Frau von Petrus ängstlich.

„Ja, g'rad jetzt.“

„Da wird wohl am Ende gar geschossen?“ fragte sie noch besorgter.

„Ja, das kann schon g'scheg'n. Wenn die Kerls nit stehen, setzt's halt Feuer auf den Frack“, war die mit roher Henkerslust gegebene Antwort.

„Um des Himmels willen, hier bringt mich keine Macht der Welt nur um einen Schritt weiter.“ Und mit diesen Worten machte Frau von Petrus kehrt und eilte, als höre sie bereits die blauen Bohnen um ihren Kopf pfeifen, im Galopp den schmalen Weg zurück.

Der Schrecken wirkte ansteckend; nicht blos ihr Stab, auch die übrigen Damen folgten mit kaum geringerer Eile; selbst Freund Liegnitzer hielt es aus strategischen und andern Gründen für gerathen, seine blaue Brille und sich selbst in gehörige Sicherheit zu bringen. So blieben von der ganzen Gesellschaft nur der Major, der Domänenrath, seine Tochter, ihr Ritter und ich zurück.

„Nicht wahr Papa, wir kehren nicht um?“ sagte das muthige Linchen, „ich habe erst kürzlich etwas gelesen von einem Kampfe zwischen Wilddieben und Jägern. O, wenn ich so etwas mit ansehen könnte — das muß zu hübsch sein.“

Der Sprecher unter den drei Waldhütern, der an dem beherzten Mädchen offenbar Gefallen fand, und ihr die Befriedigung ihrer Neugier wohl gönnen mochte, wendete sich zu dem bedenklich gewordenen Domänenrath:

„Gehn's nur in Gottes Namen weiter, so gar g'fährlich wird's halt nit werden. Das Holz ist ja nit so dicht, daß 's nit vor sich sehen und a bissl in Acht nehm' konnte.“

„Was meinen Sie Major, wagen wir's?“ fragte Silberberg.

„Ohne Zweifel!“ erwiederten wir insgesammt.

„Vorwärts!“ sagte ich, „die Andern mögen sehen, wo sie bleiben.“

Damit ging es rüstig im hohen Holze weiter, den Weg, der einige steile Felsenwände am Wasser umschreiben mußte, in die Höhe.

Ein hübsche Strecke waren wir emporgeklommen, noch ließ sich kein irgend verdächtiges Geräusch hören und schon begann Angeline zu bedauern, daß sie von dem von ihr erwarteten Schauspiele nichts sehen werde, als sich zu unsern Häuptern ein Stein löste und polternd in großen Sätzen den Berg hinuntersauste. Diesem folgte ein zweiter und ein dritter, und plötzlich ließ sich über uns ein verworrenes aber lautes Geschrei vernehmen. Schneller als wir denken konnten sprangen von oben herab zwei wilde Männergestalten, dicht gefolgt von zwei Grünröcken, die, das Gewehr im Anschlage, ihnen drohend nachriefen: „Steht, Hallunken, oder wir schießen Euch nieder wie Hunde!“

So leicht ergaben sich die Beiden indeß nicht, und Einer von ihnen, dem der Verfolger dicht auf der Ferse war, schwang ein langes Messer.

„Kommt's mir zu nah und ich stoß ihm das Eisen in die Gurgel!“ rief der Eine.

Aber eben in diesem Augenblicke kam Beistand von unten, und als den gehetzten Waldfrevlern nun auch ein Schuß in die Ohren knallte und ihnen die von der Kugel getroffenen Baumzweige auf die Köpfe fielen, sahen sie wohl, daß weitere Flucht nutzlos sei. Sie standen. Im Nu waren sie von den Jägern und ihrer Reserve umringt, Messer und Stöcke ihnen entrissen und ihre Hände mit Stricken gebunden. Da standen nun die armen Teufel bleich und keuchend, und während sie erst so wild gedroht, legten sie sich nun auf Bitten.

Auch von Angelinens blühender Wange war die Farbe ein wenig gewichen, denn die Entwickelung hatte in unserer unmittelbaren Nähe stattgefunden und für einen bloßen Spaß, um nur die Neugier zu befriedigen, hatte der ganze Vorfall ein viel zu ernstes Ansehen gehabt.

„Wartet's nur Ihr G'sindel, der Herr Gerichtshalter wird's Euch schon einheizen. Lange genug sind wir Euch zu Gefallen gegangen“, entgegneten die aufgeregten Jäger auf das de- und wehmüthige Flehen ihrer Gefangenen, sie diesmal noch laufen zu lassen. „Daraus wird halt nichts, Einer von Euch Burschen ist uns so entkommen; hoffentlich aber hat der Hallunk über den Felsen hinein den Hals gebrochen.“

„Den Felsen ist Einer hinabgestürzt?“ wandte sich Angeline erschreckt an den Jäger.

„Ja, Fräulein, grad' die steile Wand hinunter, die Sie hier sehen. Wenn der mit ganzen Knochen weggekommen wär', müßt's halt der Satan in Person gewesen sein.“

„Mein Gott, wollen Sie denn nicht nach dem armen Menschen suchen?“ fragte Angeline, von deren Antlitz alle Farbe schwand. „Vielleicht liegt er da unten mit zerschmetterten Gliedern, und“, fuhr sie dringend und

im Tone tiefsten Mitleids fort, „er kann doch unmöglich ohne Hülfe liegen bleiben.“

Der Jäger schien unschlüssig, was er thun solle; Angelinens flehenden Blicken vermochte er indeß nicht lange zu widerstehen.

„Wart' halt noch einen Augenblick, Sepp“, sagte er zu seinem Genossen, „ich muß doch dem Fräulein den Willen thun, weils vor den Hallunk so schön bittet, laßt's mir aber die Strolche nicht aus dem Aug', und wenn's Miene macht auszureißen, so gebt's Feuer! — Habt Ihr's g'hört, Ihr Spitzbub'n?“ wendete er sich zu den Gefangenen, die seine Worte mit schlotternden Knieen angehört hatten.

Wir gingen nun in des Jägers Begleitung dem Felsen zu, vorsichtig bis zur Stelle klimmend, an welcher der dritte Holzfrevler hinunter gesprungen sein sollte. Frisch abgetretenes Moos bezeichnete diese Stelle deutlich. Obgleich man aber an der ganzen, mindestens zwanzig Ellen hohen Wand hinabsehen und einen ziemlichen freien Raum vor derselben überschauen konnte, so ließ sich doch von dem Flüchtlinge nichts entdecken. Jedenfalls war er entkommen, denn wäre er verunglückt, so hätte er am Fuße des Felsens liegen müssen.

„Der Spitzbub ist fort, das hat halt a Leben wie die Katzen“, sagte halb lachend, halb ärgerlich der Jäger, der es vielleicht gar nicht ungern gesehen, wenn einer seiner Hauptfeinde den Hals gebrochen hätte. „Na, ich kann ihm halt nit nachlaufen. Jetzt woll'n wir nur die andern Zwei in Sicherheit bringen.“

Damit grüßte der Jäger höflich und begab sich zu seinem Gefährten zurück, nicht ohne Angelinens Bitte, doch mit den Leuten nicht allzu schlimm zu verfahren, belächelt zu haben.

Wir konnten aus der Entfernung sehen, wie sich der Gefangenentransport in Bewegung setzte: voran ein Jäger, hinter ihm die Inculpaten und den Schluß bildete der zweite Jäger, das aufgezogene Gewehr unter dem Arme. Zu beiden Seiten aber schritt die mit Stöcken bewehrte Reserve einher. In Angelinens Auge sah ich eine Thräne des Mitleids glänzen. (Schluß folgt.)

Sonntags-Plauderei.

Aus Corsika. Ein Soldat von einem in Corsika stehenden französischen Regimente war desertirt. Er wurde verfolgt, aber alle Nachstellungen schienen erfolglos. Die meisten Corsen führen ein Hirtenleben. Endlich zeigte sich eine Spur, allein sie führte in ein Felsenlabyrinth, in dem man kaum hoffen durfte ihr zu folgen. Hier traf man einen dieser corsischen Hirten. Man fragte ihn, ob er einen französischen Soldaten gesehen habe; er antwortete: Nein. Aber dieses Nein schien den Franzosen die Bedeutung eines Ja zu haben. Sie ließen es zwar nicht an Drohungen fehlen, doch konnten sie ihm keine andere Antwort erpressen. Das Commando wendete sich endlich weiter. Einer von ihnen wendete sich indeß zurück, er gedachte ein anderes Mittel zu versuchen, um dem Hirten ein Geständniß zu entlocken. Er blendete seine Augen durch den Schimmer von fünf Goldstücken. Das war freilich für den Corsen eine starke Versuchung, denn 120 Livres sind für einen Hirten ein Schatz. Seine Stimme versagte ihm zwar den Dienst zum Verrath, aber er zeigte mit dem Finger auf einen Felsen. Die Soldaten glaubten dieses stumme Zeichen zu verstehen, nahmen ihn als Wegweiser mit sich und bald entdeckten sie auch den Flüchtigen in seinem Schlupfwinkel, bemächtigten sich seiner und zahlten dem Hirten seine fünf Zwanziglivresstücke aus.

Als der Hirt am Abend nach Hause zurückkehrte, war er nicht im Stande, die Freude über seinen Reichthum zu verbergen, er zählte die fünf Goldstücke wieder und immer wieder, bis sein Vater darauf aufmerksam wurde. Der Greis gerieth in Wuth, denn er glaubte, sein Sohn habe das Geld gestohlen; er verlangte Rechenschaft, wie er zu dieser ungeheuern Summe gekommen, und der Sohn warf sich ihm zu Füßen und beichtete. War der alte Mann schon vorher wüthend gewesen, jetzt wurde er es noch mehr, er ließ den Sohn nicht ausreden. „Wie!“ rief er, „einer Verrätherei verdankst Du dieses Geld, Elender! und ich, ich habe Dir das Leben gegeben!“

Außer sich vor Zorn ergreift der Alte den Schuldigen, bindet ihn an einen Bettpfosten und läßt ihn von den Nachbarn bewachen. Dann eilte er zu dem französischen Commandanten. Auf den Knien und unter Thränen flehte er diesen um Begnadigung des Deserteurs an. Er wurde abgewiesen. „Mein Bitten ist also umsonst!“ rief der Greis; „gut, so sollt Ihr erfahren, wie ein Corse seinen Sohn straft, der seine Familie und sein Vaterland entehrt hat.“

Hastig entfernte er sich und trat aufgeregt, aber wortlos in seine Hütte. Hier griff er nach seiner Flinte, löste die Bande des Sohnes und schleppte ihn dorthin, wo der Flüchtling gefunden worden war. Die Verwandten begleiteten sie. An der verhängnißvollen Stelle angekommen, befahl er dem Sohne niederzuknien, und mit den Worten: „Da hast Du den Lohn für Deine Schandthat“, schickte er ihm eine Kugel durch den Kopf und warf den Sündenlohn, die fünf Goldstücke, neben den Leichnam. (Diese wahre Geschichte hat Chamisso seiner schönen poetischen Erzählung „Matteo Falcone“ zu Grunde gelegt.) D.

Aus früherer Zeit. Nach alter schwedischer Kirchenordnung wurde Jeder, der durch Trunkenheit der Gemeinde ein Aergerniß gegeben, an der Kirchthüre, während die Gemeinde dem Gottesdienste oblag, die Füße in einem Bock befestigt, zur Schau und Strafe dort aufgestellt. Nach der Predigt wurde ihm vom Prediger eine Strafpredigt gehalten — und nachdem er Reue gezeigt, Versöhnung mit der Gemeinde gestiftet. Diese Strafe kam ab, weil trotz derselben der Säufer zu viele wurden, sie also ihre Wirkung verlor. B.

Briefkasten.

Herrn K. Brunold in Joachimsthal (Preußen). Das war eine reiche und erfreuliche Sendung, für die wir Ihnen von ganzem Herzen dankbar sind. Das „Erinnerungsblatt“ hoffen wir schon nächstens abdrucken zu können. Ihren bei Adolph Büchting in Nordhausen so eben erschienenen Roman: „**Michael Bellmann oder die Zeit des lustigen Schwedens**“ haben wir mit regstem Interesse und höchster Befriedigung gelesen und können denselben allerorten mit aufrichtigster Ueberzeugung auf das Wärmste empfehlen. Der anziehende Stoff ist von Ihnen in angemessenster Weise erfaßt und behandelt. Besonders macht sich darin jene Zartheit und Tiefe des Gefühles geltend, die Sie so vorzüglich befähigt, „Künstlergeschichten“ zu schreiben. Aufrichtig freut es uns, wie sich der strebsame Verleger bemüht, den sonst etwas übel berüchtigten Nordhäuser Verlag zu Ehren zu bringen. Zu Dank würden Sie uns verpflichten durch genauere Ermittelung des **Stargardter Localblattes**, das uns in so schamloser Weise ausbeuten soll. Gerade wir, die wir uns nie an fremdem Eigenthum vergreifen, werden in dieser Beziehung so vielfach und so frech gemißbraucht, daß unsere Geduld nun zu Ende ist. Herzlichsten Gruß!

Frau Julie von Großheim in Clarens. Der hiesige Commissionair der Schweighauser'schen Buchhandlung hat sich geweigert, ein ihm übergebenes Packet an Sie zu befördern. Wenn Sie nicht anderweitig darüber verfügen, werden wir es Ihnen direct durch die Post zusenden. Besten Gruß!

Redaction der „Sängerhalle“ hier. Besorgt?!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 37. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

15. September.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Die Auswanderer.

Erinnerung aus dem Seemannsleben von C. Z.

(Fortsetzung.)

Der Nachmittag verlief mir ziemlich langweilig; das ewige ununterbrochene Einerlei der Umgebung war nicht geeignet mir Unterhaltung zu gewähren, und allmälig schlich sich eine Stimmung bei mir ein, die mir das Seeleben in bei weitem weniger vortheilhaftem Lichte als bisher erscheinen ließ; denn ich hatte schon manche Täuschung hinsichtlich desselben erfahren, und schält man den romantischen Reiz, welcher die Jugend zu einem abenteuervollen Leben zieht, davon ab, so bleiben in Wirklichkeit auch nur Anstrengungen, Gefahren und unsicherer Erwerb übrig, dessen größter und sicherer Theil den Rhedern zufällt.

Vergebens suchte ich diese Stimmung abzuschütteln, sie blieb mir treu, bis endlich gegen sieben Uhr der Capitän erschien, die Mannschaft aufrief und mir einen flüchtigen Dank für meine gefällige Wache sagte. Ich betrachtete den Mann bei dieser Gelegenheit ziemlich scharf und wollte bemerken, daß er mich nicht offen ansehen konnte, doch mag ich mich auch geirrt haben, weil ich eben bereits Verdacht gegen ihn hegte.

Nachdem ich auf diese Weise abgelöst worden, begab ich mich sofort in die Kajüte, nahm mein Messer hervor, schnallte den Ledergurt, an welchem es in einer Scheide hing, um den Leib und legte statt der Jacke, die ich bisher getragen, einen kurzen Rock an, in welchem sich zwei Brusttaschen befanden, und in jede derselben steckte ich eine der beiden Doppelpistolen, welche ich mit mir führte, nachdem ich dieselben vorher mit Posten und Kugeln geladen hatte; so vorbereitet auf jeden etwaigen Angriff, kroch ich in meine Koje, um ebenfalls noch einige Stunden zu ruhen und entschlief auch bald.

Es war ungefähr zwei Uhr Morgens, als ich durch ein heftiges Gepolter geweckt wurde; sofort sprang ich empor und eilte auf das Verdeck, wo ich von einem Wogenschwalle bis auf die Haut durchnäßt ward. Die Scene hatte sich hier jetzt vollständig geändert, der immer stärker gewordene Sturm ging in diesem Augenblicke mit einigen heftigen Stößen zum Orkan über; die Nacht war rabenschwarz und nur die weißen Wogenkämme leuchteten vor dem Schiffe auf, ehe sie über dasselbe hingingen. Der Capitän gab Befehle, die Anker zu lichten.

Das war in diesem Momente ein schwieriges Manöver; der gute Mann hatte überhaupt zu lange gewartet, um das Weite zu suchen, wollte aber jetzt auch nichts von einem Kappen der Taue hören, wozu der Steuermann rieth; als er mein Erscheinen wahrnahm, forderte er mich auf, zu ihm zu kommen, und richtete die Frage an mich, ob ich wohl glaubte, daß wir klar am Ruden und an der Oie vorüberkommen möchten.

„Das wird gehen, Herr!" antwortete ich, „wenn die „Jungfrau" ein wenig steuerbordwärts an den Wind zu bringen ist!"

„Unzweifelhaft wird sie das!" rief der Mann, „doch werden Sie mit Hand anlegen?"

Ich war dazu heraufgekommen und sprang daher nach vorn, wo die Mannschaft bereits am Gangspill arbeitete. Es war ein schweres Stück Arbeit, was wir auszuführen hatten, und wir waren meiner Schätzung nach eine volle Stunde damit beschäftigt, ehe wir die Anker vom Grunde los bekamen, wobei sich das Schiff jede Minute einigemal mit dem Bugspriet in die Wogen senkte. Unterdessen hatte der Capitän mit den beiden Jungen das gereffte Stagsegel in die Höhe zu bringen versucht und mit einem heftigen Rucke legte sich jetzt die „Jungfrau" um, daß ich glaubte sie werde kentern; doch in demselben Momente drehte sie sich wie ein Kreisel und schoß hiernach wie ein wild gewordenes Pferd in die Nacht hinein.

Glücklich abgekommen waren wir also, doch dies war auch vorläufig Alles; zwei Matrosen stellten sich an das Steuerrad, der Steuermann und der andere Matrose nahmen im Bug Platz, um ab und zu die Tiefe zu messen, während wir direct der Oie zuschossen.

Es war eine unbehagliche halbe Stunde, welche wir so verlebten; das Feuer der Leuchtbake auf der Oie warf einen unheimlichen rothen Schein von sich und vom Winde heftig hin und her geschleudert, schien die mächtige Laterne jeden Augenblick in den Abgrund sinken zu wollen; von unserm Buge her tönte ab und zu die monotone

Angabe der beiden Männer, auf welche jedes Ohr gespannt lauschte, während das Geheul des Orkans und das Wogengebrüll ein Concert aufführten, bei welchem sich das Haar sträubte.

Doch endlich trat die Oie wie ein riesiges Meeresungethüm auf unserm Backbordbuge aus der sich allmälig klärenden Nacht hervor; wir schossen an ihr vorüber, und siehe da, eine Strecke hinter ihr lag meine stattliche Brigg von gestern Mittag, zwischen den Granitfelsen; diese „Borussia" hatte nicht lange gemacht.

Stumm auf dies Schauspiel der Zerstörung blickend, so weit es uns die Dunkelheit erlaubte, zogen wir an demselben vorüber; bald lag es hinter uns, und als ich dem Capitän die von mir gemachten Beobachtungen mittheilte, schüttelte er den Kopf mit einem ängstlichen Blicke rückwärts, als wolle er sich vergewissern, daß er wirklich demselben Schicksal entgangen, und in diesem Momente war ich sehr geneigt, den Verdacht, welchen ich gegen ihn gefaßt, wieder schwinden zu lassen.

Indessen war auch der Morgen allgemach angebrochen und die ostwärts sich zeigende Helle nahm zu; nacheinander tauchten die Vorberge Süd- und Nord-Perth und der Granitzer Ort neben uns auf; die Jasmunder Kreideufer hoben sich riesig und weit gestreckt empor; entfernt, wie über den Wogen schwebend, dehnte sich Wittow aus, um mit dem steil abfallenden Arkona zu enden.

Alle diese Uferstellen schwanden auch wieder wie sie sich zeigten und sanken tiefer, je mehr wir uns in die offene See hinaus entfernten. Der Sturm kam nach der Windrose genau aus Südwest, und zwar schon seit einiger Zeit stät; die langgedehnten Wogen hatten eine grasgrüne Farbe und diese bildete mit dem silberähnlichen Schaum der brechenden Kämme einen gar nicht üblen Contrast.

Da die „Jungfrau" in ihrem Laufe die Wogen bedeutend überholte, so hatten wir verhältnißmäßig trockenes Deck, und jetzt, bei der freien See und der Beschaffenheit des Schiffes, auch eigentlich gefahrlose Fahrt; indessen überzeugte mich ein Blick auf die Boussole und die Karte, daß wir genau auf Bornholm zu getrieben wurden.

Ich theilte dem Capitän meine Ansicht mit und die Freundlichkeit, womit er mir für die Mittheilung meiner Wahrnehmung dankte, gab mir keinen besondern Begriff von seinen nautischen Kenntnissen, doch fügte er hinzu:

„Ich denke, der Sturm soll gegen Mittag Athem holen und dann wollen wir ein paar Striche aufluven; wenn er nur um ein Pfund Federn leichter drückt, wird sich das machen. Ich meine, wir können bisher so viel von Glück sagen, daß wir nicht so leicht zu verzagen brauchen!"

Da der Capitän bei dieser Gelegenheit eine Wendung gemacht hatte und wieder fortschritt, was ich ihm nachmachte, so begannen wir einen Spaziergang von der Schanze bis zum Roof und zurück, während dessen sich folgendes Gespräch zwischen uns entspann:

„Ich muß mich wundern", begann nämlich der Capitän, „daß ein junger Mann wie Sie nicht vorgestern nach dem Seegrasfahrer hinüber gegangen. Zwar weiß ich, daß Ihr Onkel zu seiner Sendung einen gesetzten Menschen gewählt haben muß, dennoch kann so ein kleines Vergnügen niemals schaden; oder hatten Sie besondere Gründe, nicht mitzukommen, vielleicht fand die Ballgesellschaft nicht Ihren Beifall?"

„In dieser Hinsicht möchte ich wohl eben nicht wählerisch sein, Capitän!" gab ich zur Antwort; „aber ich tanze nicht und Sie werden zugeben, daß nichts langweiliger ist, als Tanzenden zuzusehen!"

„Das wohl; doch konnte es bei dieser Gelegenheit weniger auf den Tanz ankommen, als sich ein wenig mit den Dirnen herumzuzerren, und wir haben hier, weiß Gott, eine dergleichen an Bord, die so appetitlich ist wie 'ne Birne, welche in der Sonne reif geworden; es wundert mich, daß Sie um ihretwillen nicht vergessen haben, daß Sie nicht tanzen!"

Ich muß hier bemerken, daß sich bereits ein bedeutender Bartwuchs auf meinen Wangen zeigte, weshalb ich meistens um einige Jahre älter geschätzt ward als ich wirklich war; auch der Capitän verfiel diesem Irrthum und ich hütete mich sehr wohl, ihn aufzuklären, da mir derselbe nur günstig sein konnte, zumal mein Wuchs und die Beschaffenheit meiner Glieder recht gut einen zwanzigjährigen jungen Mann repräsentiren konnten. Daher ließ ich mir auch keineswegs merken, wie unangenehm mir die Wendung des Gespräches war und antwortete nur gleichgültig:

„Ich habe unter den Weibern an Bord keins bemerkt, welches meiner besondern Beachtung werth wäre!"

„Daß dich!" rief der Capitän, „mein junger Herr, damit bin ich nicht einverstanden, oder Sie haben die Dirne noch nicht gesehen; es ist die Braut des jungen Laffen mit den Stulpenstiefeln, und ich gäbe etwas drum, wenn Jemand ihm dieselbe vor der Nase wegkaperte!"

Ich versuchte zu lächeln und entgegnete:

„Sie meinen damit, daß ich mir vielleicht den von Ihnen auszusetzenden Preis verdienen könnte?"

„Sie haben es errathen!" rief der Mann lachend, „es wäre ein Hauptspaß, wenn wir den Löffler wenigstens eifersüchtig machen könnten, und auf ein paar Bowlen soll es mir schließlich nicht ankommen!"

Ich zögerte einige Zeit mit der Antwort auf diese Rede; mir schossen wiederum allerlei Gedanken durch den Kopf, und wenn es auch möglich war, daß der Capitän mich nur dazu benutzen wollte, auf meine Kosten oder auf die des jungen Edelmannes zu lachen, so lag es doch eben auch in der Möglichkeit, daß er unser leicht erregliches Jugendblut benutzen wollte, sich des Einen durch den Andern zu entledigen, oder eigentlich auf diese Weise uns beide los zu werden; denn geriethen wir so hart an einander, daß Mord und Todtschlag dadurch erfolgte, so war ja auch der Ueberlebende in seiner Gewalt und was einen solchen Ausgang anbelangt, so ist schon um geringerer Ursachen willen Aergeres in der Welt passirt, als daß derselbe für eine Unmöglichkeit gehalten werden konnte. Dabei darf aber auch nicht außer Acht gelassen werden, daß es schon genügte, Haß zwischen uns zu erregen oder Thätlichkeiten herbeizuführen; denn ein wenig zu helfen, um das Ziel zu erreichen, war ja dann nicht schwer, und verschwand gelegentlich einer der Gegner vom Deck, so war ja nichts natürlicher, als daß ein Mordverdacht auf den Andern fiel, und als ich so rechnete und überlegte, glaubte ich plötzlich den Schurken neben mir in seiner ganzen Größe zu erkennen.

„Nun!" antwortete ich endlich, „darauf hin möchte ich es einmal wagen, wenn sonst die Larve es werth ist, daß sich ein Seemann mit ihr einläßt!"

„Vollkommen", meinte der Capitän schnell, „und um sie kennen zu lernen, bietet sich jetzt eine günstige Gelegenheit. Es ist Christenpflicht nach den armen Teufeln da unten zu sehen und Sie würden mir einen

Gefallen erzeigen, dies zu thun; wenn es nöthig sein sollte, wollen wir allenfalls ihren Verschlag reinigen lassen; doch Sie werden ja sehen, was geschehen muß!"

„Gut, ich werde gehen", antwortete ich, „doch werden Sie schon eine der versprochenen Bowlen heute Mittag geben!"

„Meinethalben!" sagte der Capitän mir freundlich zunickend, und ich ging zur vordern Luke.

Wenn aber der Capitän seinen Plan gemacht und vielleicht nach seiner Meinung gut angelegt hatte, so war der meinige jetzt auch fertig und nach meiner Ansicht nicht schlechter als der seinige.

Zur Wohnung oder Unterbringung der Auswanderer im Schiffe war neben der Taukammer ein großer Breterverschlag quer über den ganzen Raum nach Art der Hängeböden angebracht; dieser Verschlag war in drei Abtheilungen eingetheilt und an den Breterwänden die Kojen für die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft, zu zweien übereinander, roh zusammengenagelt.

Von der Decke hingen mehrere Tischplatten an Tauen herab und als Sessel dienten hölzerne Schemel ohne Lehne, deren sich eine bedeutende Anzahl in allen Räumen befanden. In diesen waren außerdem nur die für den Gebrauch auf der Reise nöthigen Geräthschaften der Passagiere, wogegen alles Andere im Raume beigestaut worden; doch hatte Berg ein Sopha und einige Polstersessel, einen Spieltisch, einen Bücherschrank und einige andere Bequemlichkeiten in der Ecke des einen Verschlages aufstellen und diese durch Vorhänge von jenem absondern lassen, um so mit seiner Braut und seinen zukünftigen Schwiegerältern einen gesonderten Raum zu haben; Licht hatten alle diese Räume nur durch die Luke, welche zur Taukammer hinabführte und war diese geschlossen, mußte man Lampen brennen, die ebenfalls von der Decke herabhingen.

Wohnten diese Leute nun zwar verhältnißmäßig bequem, so konnte doch ihre Menge und die Abgeschlossenheit des Raumes den längern Aufenthalt in demselben nur unangenehm machen, besonders aber wenn ein Leiden allgemein war, welches sicher durch seine stets wiederholten Ausbrüche mit zu den widerlichsten aller menschlichen Krankheiten gehört.

Ich hatte daher meinen Gang nur mit einem gewissen Grauen angetreten und sicher hätte mich der von dem Capitän beabsichtigte Zweck nie in den Raum geführt, wenn nicht die bei mir mit der muthmaßlichen Lage der armen Leute erwachte Theilnahme dies bewerkstelligte.

Doch die Wirklichkeit übertraf noch meine kühnsten Erwartungen; schon auf der Leiter und in der Taukammer, durch welche ich meinen Weg nehmen mußte, schlug ein Gestöhn an mein Ohr, wie ich es später nur in Feldlazarethen wieder gehört, in welchen die Aerzte thätig waren, den armen Opfern der Kriegsfurie Arme und Beine zu Dutzenden abzuschneiden; als ich aber den ersten Raum betrat, bot sich meinen Augen ein wahrhaft schreckliches Bild dar. Theilweise am Boden liegend, theils halb aus den Kojen hängend, sahen alle Bewohner dieses Raumes aus wie leibhafte Bilder des Todes; aus den glasigen, starren Augen war jegliches Leben gewichen und die gelblich-blassen eingefallenen Gesichter erinnerten nur zu lebhaft an Verwesung.

Ich stutzte unwillkürlich bei diesem Bilde und zögerte einzutreten, doch Berg hatte mich bereits bemerkt und auf mich zustürzend rief er:

„Mein Gott, sollen wir denn wirklich Alle umkommen; was hat man mit uns vor?"

„Beruhigen Sie sich, mein Freund!" entgegnete ich, „bis jetzt trägt der Sturm die Schuld an Allem und Ihnen ist bisher nur begegnet, was jedem andern Menschen in dieser Lage ebenfalls begegnen würde, doch leider scheint aus meinem Scherze Ernst werden zu sollen; denn wir befinden uns wirklich auf geradem Wege nach dem bothnischen Meerbusen!"

„Ich habe mir nie viel Gutes von diesem Unternehmen versprochen", klagte der Mann, „sehen Sie nur das Elend hier an!"

„Das wird sich bald ändern", antwortete ich; „aber hören Sie, was ich Ihnen mitzutheilen habe!"

Berg gab mir einen Wink und ich folgte ihm hinter den bereits gedachten Vorhang, wo ich auch seine Braut und deren Aeltern fand.

Die gegenwärtige Lage war so wenig einer Bekanntschaft günstig, als sie überhaupt auch nicht eine Beurtheilung der Vorzüge des jungen Mädchens zuließ; ich sagte daher nach der förmlichen Vorstellung, welche sich mein Edelmann nicht nehmen ließ, einige bedauernde Worte und theilte dann Jenem meine Erfahrungen, meine Vermuthungen und meine Absichten mit, welche letztere dahin gingen, uns scheinbar anzufeinden und somit halb und halb den Wünschen des Capitäns entgegen zu kommen. Zu diesem Zwecke sollte Berg sich so bald als thunlich bei dem Capitän über mich beschweren.

Der junge Mann ging natürlich auf Alles ein, was ich nur verlangte, und hiernach stieg ich wieder auf das Deck, um die Jungen zu holen, damit sie unter meiner Aufsicht den Verschlag reinigten. Bei dieser Gelegenheit gab ich dem Capitän einen Wink, den er lachend durch eine Bewegung des Kopfes erwiederte und dann versuchte ich für die armen Passagiere zu thun, was sich eben thun ließ.

Inzwischen war die Zeit weiter vorgerückt; die Mittagsstunde kam heran und da wir mit ihr Bornholm in Sicht bekamen, so galt es jetzt noch ein schwieriges Stück Arbeit zu verrichten, wenn anders sich die „Jungfrau" uns geneigter als dem Sturme erweisen wollte, der sich keineswegs gelegt hatte.

Der Capitän und der Steuermann stellten sich demnächst, um unsern beabsichtigten Zweck auszuführen, an das Steuerrad und wir Andern holten mit unserer vereinten Kraft das Stagsegel, das einzige welches wir bis jetzt führten, in die Höhe.

Dies gelang uns ziemlich bald und wir begaben uns nun an die ungleich schwerere Arbeit, die Gaffel aufzuhissen, um auch das große Segel theilweise dem Winde zu bieten. Wenn ich diese Arbeit unter den obwaltenden Umständen eine Pferdearbeit nenne, so wird dies hoffentlich genügen, um einen Begriff von unsern Anstrengungen zu geben. Doch endlich gelang uns auch diese und jetzt war es an den beiden Männern am Steuer, im Verein mit der „Jungfrau" selbst, zu zeigen was alle drei zu leisten vermochten.

Daß die junge Dame an den Wind gehen werde, hatte der Capitän behauptet; aber ob derselbe sie, wenn sie ihm ihre Breitseite wies, nicht umlegen würde, war eine Frage, die Niemand beantworten konnte; es galt daher das Schiff auf der Höhe der Wogen vor dem Winde zu halten und in deren Vertiefungen stets einige Faden steuerbordwärts Raum zu gewinnen, ein Manöver, welches nur mit einem tüchtigen Fahrzeuge und durch geschickte Hände auszuführen möglich ist.

Schon der erste Versuch gelang vollkommen; aber die uns jetzt erreichenden Wogen schwappten mit einer Kraft über das Verdeck, daß sie uns fast sammt und sonders fortgespült hätten.

Der Capitän beorderte uns daher alle nach hinten, wo wir uns festbanden, und nunmehr ward der hartnäckigste Kampf mit Wind und Wogen fast zwei Stunden hindurch fortgesetzt, was zur Folge hatte, daß wir als Sieger aus demselben hervorgingen und auf eine gute Meile von Due Udde vorüberliefen; Nexio, Svanike und endlich Christiansoe, traurigen Andenkens, tauchten nach und nach auf, und verschwanden wieder, während unsere Blicke nachdenklich an dem alten Thurme des zuletzt gedachten Staatsgefängnisses hingen. Dann aber, als wir über dasselbe hinaus waren, rieb sich der Capitän vergnügt die Hände und sagte zu mir gewendet:

„Nicht wahr, die „Jungfrau“ ist eine tüchtige Dirne, die sich nicht so leicht ergiebt, doch wie steht es mit der andern?“

„Wie es mit ihr eben stehen kann!“ antwortete ich, „doch wir werden ja später sehen!“

„Gut, gut! wir haben jetzt ein Weilchen Zeit und deshalb mag die versprochene Bowle daran glauben; Jungen macht Feuer, ich glaube uns Allen wird wohl der Magen etwas schief hängen!“

Ereignisse wie das eben erzählte wirken natürlich günstig auf die Stimmung des Seemanns; denn sie bedingen nicht allein die Freude über das Gelingen eines Unternehmens, welches zugleich schwierig auszuführen war, sondern geben auch das behagliche Gefühl einer drohenden Gefahr entgangen zu sein und dies giebt selbst dem Charakter des rohesten Menschen eine gewisse Weichheit und Nachgiebigkeit.

Darauf rechnend wagte ich, von den Jungen für die ganze Passagier-Gesellschaft einen Kessel voll starken Kaffee kochen zu lassen, zu welchem ich die nöthigen Ingredienzien mit möglichster Frechheit von dem alten Steuermanne erpreßte, und erst als ich den Kessel unten hatte, dachte ich daran, auch für mich zu sorgen.

Noch einmal so leicht in der Brust, durch das Bewußtsein eine gute That verrichtet zu haben, trat ich in die Kajüte, wo Capitän und Steuermann emsig bemüht waren, ein Gefäß, welches vielleicht eine Achteltonne fassen mochte, mit den nöthigen Stoffen zu einer Bowle zu füllen, und ich legte sofort mit Hand an das wichtige Geschäft.

Unser Tisch ward außerdem mit Schinken, Wurst, verschiedenem Käse, Butter, Brod, gesalzenen und gedörrten Fischen, Backobst und einigem Eingemachten besetzt, und als er somit eher einem Victualienkram als der Tafel für drei gewöhnliche Esser glich, sagte der Capitän, sich wiederum vergnügt die Hände reibend:

„So, Ihr Herrn, ich meine nun könnten wir uns gütlich thun!“

Der Geiz war offenbar nicht ein Fehler unseres Capitäns und hätte ich nicht bereits die Gemeinheit seines Charakters durchblicken sehen oder nur nicht den Verdacht, welchen ich gegen ihn hegte, gefaßt, so dürfte mir ganz wohl in seiner Nähe gewesen sein.

Uebrigens war dies die erste Mahlzeit, welche wir in engerer Gemeinschaft mit einander halten sollten und ich beschloß, diese Gelegenheit zu benutzen, um den Charakter des Mannes weiter zu sondiren.

Da es bereits anfing unangenehm kalt — die Einwirkung der nördlichen Breite, in der wir uns befanden — zu werden, so hatte der Capitän auch einen kleinen eisernen Ofen heizen lassen und es blieb daher in keiner Hinsicht etwas zu wünschen übrig. Wir nahmen die Gläser in die Hand und brachten zuerst auf die Aufforderung des Capitäns der „Jungfrau“ ein Glas, dann ihrer Mannschaft, dem ich ein Vivat auf ihren Capitän allein folgen ließ.

Der Letztere ward mit jeder Secunde froher gelaunt und zeigte bald einige Ausgelassenheit, die sich endlich in einer Neckerei des alten Steuermanns Luft machte.

„Nicht wahr, Herr!“ meinte er unter Anderm zu mir, „es giebt nichts was lächerlicher wäre als ein furchtsamer Seemann, zum Beispiel so einer, der sich vor dem Freitage fürchtet. Ich will damit nicht sagen, daß Einer unter uns wäre, der sich dergleichen zu Schulden kommen ließe; Gott bewahre! aber so eine alte Gespensterseherei ist mir wirklich zu lächerlich!“

Der alte Steuermann zog seine Stirn in Falten, steckte die Nase in sein Glas und schlürfte von dessen Inhalt so geräuschvoll, daß es das Lachen des Capitäns übertönte; ich antwortete:

„Nun, man muß indessen jedem Wahne sein Dasein erlauben, und es giebt wirklich Sachen, die so unbegreiflich und unerklärlich sind —!“

„Was, Sie auch?!“ unterbrach mich der Capitän, „nun, da hätte ich doch eher den Teufel zu sehen geglaubt als bei einem Seemann „der neuen Schule“ den Glauben an Ammenmärchen vermuthet!“

„Ich will damit nicht sagen, Capitän!“ hob ich wieder an, „daß ich selbst —!“

„Ah!“ lachte der Mann, „jetzt verstehe ich; aber Sie brauchen sich auch nicht etwa einzubilden, daß mein Steuermann oder ich solch abgeschmacktes Zeug glauben; angestoßen Ihr Herren, die Freigeisterei soll leben!“

Ich stieß mit dem Capitän an, jedoch der alte Steuermann stieß sein Glas so heftig auf den Tisch, daß sein Inhalt ausschwappte, und rief:

„Da trinke ich nicht mit; der Böse hat schon Manchem das Genick umgedreht, der so früh gekräht, und ich will verdammt sein, wenn wir gut davon kommen oder die „Jungfrau“ gesund in den Hafen bringen. Ich weiß was ich weiß und habe in der Nacht recht gut den Klabautermann über den Hackbord steigen sehen!“

Der Capitän wollte sich ausschütten vor Lachen und rief, während ihm die Thränen über die Backen rannen:

„Da haben wir es, da haben wir es; geehrter Herr, nehmen Sie mir meine Ausspielung von erst nicht übel; ich habe Sie nicht gemeint!“

Die Wahrheit zu sagen, so war mir bei dem Gespräche durchaus nicht recht behaglich; zuversichtliche Worte machen immer einen gewissen Eindruck, selbst wenn sie Unsinn enthalten oder behaupten, und der alte Mann hatte mit einer solchen Bestimmtheit gesprochen, daß es nicht bestimmter geschehen konnte. Um jedoch mein Theil zu der Unterhaltung beizutragen, sagte ich:

„Lassen wir den Klabautermann leben!“

Der Capitän lachte noch ärger; der alte Steuermann sah mich wüthend an; doch ich hatte bereits meinen Entschluß gefaßt und wartete nur, bis der Capitän noch einmal getrunken hatte, dann begann ich:

„Da fällt mir übrigens ein, daß mein Onkel auch einmal den Klabautermann gesehen haben will und dies bei folgender Gelegenheit: Er war gerade so wie ich, mit einer bedeutenden Summe Geldes versehen, auf einer Reise begriffen und hatte sich im Buge des Schiffes schlafen gelegt, als eine Gestalt vom Bugspriet kam und

ihm zuraunte: „Hüte Dich, es sind böse Gedanken am Bord, man will Dir ans Leben, weil man Dein Geld will“, und später machte der Capitän des Schiffes wirklich einen Versuch, ihn über Bord zu stoßen!“

Die Wirkung dieses improvisirten Stückchens auf meine beiden Zuhörer war höchst merkwürdig; des alten Steuermanns Gesicht erglänzte förmlich, und während er mir auf den Fuß trat, rief er:

„Aha!“

Der Capitän dagegen fuhr auf und ward leichenblaß, dann brach er in ein wüthendes Gelächter aus und rief:

„Unsinn das; der Alte hat geträumt!“

Hiernach ergriff er sein Glas und stürzte den ganzen Inhalt desselben hinunter. Ich wußte indessen genug und wenn es noch nicht gewesen, so hätte mich doch das nun Folgende völlig von den geheimsten Gedanken des Menschen überzeugen müssen; denn mit einer wahren Wuth stürzte er das starke Getränk hinunter; seine Reden wurden bald ein Gemisch von Wahnwitz und Drohungen, die dahin gingen, uns Alle in der „Jungfrau“ zu ersäufen und mit dem Gelde, welches ihm in Verwahrung gegeben, davon zu gehen. Nach einer Stunde war er so weit fertig, daß wir ihn in seine Koje legen mußten. Der Alte und ich stiegen auf das Verdeck.

„Junge!“ rief Jener hier, „ich will nicht selig werden, wenn Du nicht auch gestern den Klabautermann gesehen und gehört hast!“

Es lag in meinem Interesse, den Aberglauben des alten Mannes zu bestätigen und ich antwortete daher:

„Freilich habe ich das; aber man muß immer wissen, wie man seinen Glauben am besten wahrt, um wegen desselben nicht verspottet zu werden!“

„Da hast Du recht!“ rief der Alte, „ich wußte längst, woher der Wind kam und hatte mir vorgenommen aufzupassen; doch ist es mir lieb, daß Du gewarnt bist, und hier hast Du meine Hand, ich werde Dich nicht verlassen!“

„Topp Alter!“ erwiederte ich, den Händedruck zurückgebend, „und Du sollst sehen, daß ich kein Undankbarer sein werde!“

Ich war gewiß, an dem Alten mir einen Freund auf Leben und Tod gewonnen zu haben und obschon ich durch die Ueberzeugung von den bösen Absichten des Capitäns beunruhigt ward, trug diese Freundschaft des Alten doch nicht wenig dazu bei, mich sicher zu fühlen.

Oben hatte sich indessen nichts Neues begeben; wir schwebten wieder zwischen Himmel und Wasser, ohne daß irgendwo Land in Sicht war, und der Mann an dem befestigten Steuer hielt das Schiff unabänderlich in seinem Laufe vor dem Winde.

Nachdem ich einen Blick über die trostlose weite Wasserwüste geworfen, begab ich mich zuvörderst wieder in den Verschlag der Passagiere, welche durch den ihnen von mir gesandten Kaffee sehr erquickt worden waren, und Berg sagte mir seinen Dank, den ich indessen aus begreiflichen Gründen abzulehnen suchte, wonach ich ihm über meine neuen Beobachtungen Mittheilung machte.

Der junge Mann schüttelte mit dem Kopfe und meinte:

„Ja weiß es Gott, wir sind schlecht daran! Doch was können Sie uns hinsichtlich des Wetters für Trost geben? Wird sich der Sturm legen?“

„Das ist möglich!“ entgegnete ich, „doch dann erwacht er unzweifelhaft mit verdoppelter Stärke nach Mitternacht, worauf Sie sich immerhin gefaßt machen mögen. Indessen ist keine Ursache zu ernsten Besorgnissen vorhanden, das Schiff ist fest und wir haben freies Wasser mindestens bis morgen früh, wo wir Gottland in Sicht bekommen werden; vielleicht machen wir dort gar Land, was ich nicht für unmöglich halte, wenn der Capitän sonst Lust dazu hat!“

„Bestehen Sie darauf, daß es geschieht!“ rief der junge Mann schnell; „denn wenn dies lange dauert, müssen wir sammt und sonders umkommen!“

Ich konnte diese Forderung nur mit einem Achselzucken beantworten und verließ hiernach, obschon mich der junge Mann zum Bleiben veranlassen wollte, den Raum, der immer noch nicht die Bezeichnung eines angenehmen Aufenthalts verdiente.

Wie die Kälte, machte sich auch bereits der kürzere Tag des Nordens geltend, und um mich für die Nacht vorzubereiten, zog ich einen warmen Flauschrock über, wonach ich mich zu dem alten Steuermanne gesellte, um mit ihm die Nacht auf dem Verdeck zu bleiben.

Da es auf der Hinterschanze doch zu Zeiten etwas Spritzwasser setzte, begaben wir uns nach vorn und begannen eine Unterhaltung, die sich zunächst um den Wind und die Luftzüge im Allgemeinen drehte. Wir machten nämlich die Beobachtung, daß die Wolken der höhern Luftschicht denen der niedern völlig entgegengesetzt zogen, eine Erscheinung, die uns Beiden bekannt und auch erklärlich war, aus der mein Gesellschafter aber eine Umwandlung der Dinge mit einer Bestimmtheit voraussagte, welche freilich nach den langjährigen Beobachtungen alter Seeleute möglich ist; er meinte nämlich:

„Der Südwest quetscht sich jetzt nur noch durch den frühern Druck und die allmälige Erkältung dicht über der Erde und unter der kältern Luftschicht, die er zugleich in Bewegung bringt, so eben hin; so wie jene aber an Zug gewinnt, senkt sie sich auch sofort, stößt den Südwind zurück und wird uns Eins aufspielen, daß der bisherige Sturm noch gar nichts dagegen ist; in längstens sechsunddreißig bis vierzig Stunden haben wir einen Nordost, der Berge versetzen könnte; denk an mich, wenn wir in nächster Nacht Schnabel südwärts rutschen, mein Junge!“

Ich konnte dieser Ansicht nichts entgegensetzen, als die Unsicherheit meiner Berechnungsgabe hinsichtlich des Phänomens, welches wir beobachteten, und gab dem Manne daher recht.

„Das ist mir lieb“, meinte er; „Du bist überhaupt, wie ich sehe, keiner von den überstudirten jungen Leuten, welche glauben, Wind, Wellen und die ganze Schifffahrtskunst sei in ihren Büchern enthalten, und da muß ich Dir einmal ein Garn abwickeln, wie wir einen so gelehrten und studirten Burschen einmal aufs Eis geführt haben, wenn Du sonst auf meine Worte hören willst!“

„Versteht sich alter Junge!“ entgegnete ich, „spinne nur los, denn wenn wir unsere drei oder gar vier Glocken hindurch die Wache halten sollen, so werden wir noch manches Wort plaudern müssen, um die Zeit todt zu schlagen; also suche nur den Faden auf und spinne ihn gleich so lang bis wir Gottland oder Oesel in Sicht haben!“

(Schluß folgt.)

Vier Regenwochen in Johannisbad.

Eine Saison-Erinnerung von Emil Dietze.

(Schluß.)

„Nicht wahr Papa — und nicht wahr, Sie Alle thun mir den Gefallen, unten am Felsen ordentlich zu suchen?" bat das liebe Mädchen. „Ich kann mir unmöglich denken, daß der Unglückliche davon gekommen sein sollte. Jetzt, wo die entsetzlichen Jäger fort sind, werden wir ihn schon finden."

Silberberg warf einen Blick väterlichen Stolzes auf sein Kind; wir Uebrigen waren natürlich sofort bereit, der Aufforderung zu folgen.

„Sie ist ein Engel!" raunte mir Müller zu.

Angeline hatte vollkommen Recht gehabt. Wir waren kaum an das dichte Gestrüpp gelangt, welches unfern des Felsens an dessen Fuße wieder begann, als schmerzliches Stöhnen zu unsern Ohren drang und beim Auseinanderbiegen der Zweige entdeckten wir, ausgestreckt, einen todtbleichen Menschen, der bei unserm Anblicke erschrocken in die Höhe fuhr, aber sogleich kraftlos wieder zurücksank. Als möge er die nahende Gefahr nicht sehen, schloß er die Augen und streckte uns flehend seine Hände entgegen.

„Fürchtet Euch nicht", redete ihn der Major an, „wir wollen Euch nichts thun; wir kommen Euch zu Hülfe."

Der arme Bursche schlug seine Augen auf und warf uns einen Blick unendlicher Dankbarkeit zu.

„Habt Ihr etwas gebrochen?" fragte der Domänenrath.

„Ja, ich glaub's halt, mein Fuß schmerzt so sehr."

„Laßt uns sehen, ob Ihr aufstehen könnt", nahm der Major wieder das Wort, und er und ich faßten den Hülflosen unter dem Arme und richteten ihn auf.

Unsere aufmunternden Worte wirkten wunderbar, noch mehr aber der Ungarwein, von dem ihm Angeline etwas einflößte. Der Schmerz und die Erschütterung nach dem tollkühnen Sprunge mochten den Mann betäubt haben, ohne ihm einen weiteren Schaden nehmen zu lassen. Er konnte in der That stehen, ja er konnte sich sogar vorwärts bewegen.

Angeline war überglücklich. Der Ausdruck ihres Gesichts war jetzt in der That der eines Engels; sie blickte zu ihrem Vater empor und indem sie mit der Hand nach ihrer Tasche deutete, fragte sie: „Darf ich, lieber Papa?"

„Gewiß, liebes Kind, darfst Du", antwortete der eben so glückliche Vater.

Und Angeline schüttete den ganzen Inhalt ihrer Börse in die Mütze des Harzreißers, der vor Ueberraschung und Dankbarkeit kein Wort hervorzubringen vermochte; dann aber stürzte er dem Mädchen zu Füßen und ihre Hand mit Küssen bedeckend, rief er:

„O heilige Jungfrau, Gott g'segnes Ihnen viel tausendmal, was Sie an mir thun, Sie lieber schöner Engel."

„Es ist schon gut", wendete sich nun der Domänenrath zu ihm, „jetzt mache Er aber, daß Er fortkommt, und wenn Er klug ist, so läßt Er sich nimmer wieder im Walde blicken."

Mit tausend Schwüren betheuerte das der reuige Sünder und während wir unter seinen heißen Segnungen und Dankesergüssen den Platz verließen, wendete auch er sich heimwärts.

Die Scene hatte uns insgesammt ernst, sogar weich gestimmt und schweigend verfolgten wir, Jedes seinen Gedanken nachhängend, den ungebahnten Pfad, bei welchem uns das Rauschen des Baches als Wegweiser diente; denn diesen entlang gedachten wir heimwärts zu gehen.

Hohe Felsenblöcke, abwechselnd mit losem Geröll und einzelnen, durch trügerisches grünes Moos verdeckten Sumpfstellen, dann wieder dichtes, filzartig verwachsenes Gestrüpp, welches in großen Bogen umgangen werden mußte, machten unser Vordringen ungemein schwierig. In Rücksicht auf unsere junge Begleiterin schlug der Major wiederholt vor, den mühsamen Pfad nach oben, den wir um den Verunglückten aufzusuchen herabgekommen waren, wieder zurück einzuschlagen, und dann auf dem doch einigermaßen gebahnten Wege die Heimkehr anzutreten; indessen bat Angeline so dringend und versicherte so ernst, daß auch sie nicht zurückbleiben werde, wo wir fortkämen, daß wir das gefährliche Abwärtsklettern fortsetzten, bis wir endlich glücklich in der Tiefe angekommen waren und uns am Rande des über mächtiges Gestein dahinbrausenden Baches befanden.

Unmöglich konnte es etwas Romantischeres und Schöneres geben als die wilde Felsenschlucht mit ihren überhängenden grauen Steinmassen, ihren dunkeln Tannen und dem Silberschaum des Wassers, welches seine natürlichen Wehre mit tausendfach gebrochenem Strahle bald übersprang, bald sich hinter ihnen zu kleinen Seen ansammelte, auf deren Grunde man die kurze Bewegung der schlanken Forelle deutlich wahrnahm.

Am liebsten wäre Angeline noch weiter thalaufwärts gegangen, aber zwei steile Wände, die nur dem Wasser einen schmalen Engpaß ließen, machten weiteres Vordringen positiv unmöglich, und so blieb uns denn nichts übrig als dem Laufe des Baches zu folgen und auf diese Weise den Ausgang aus dem prächtigen Keschthale zu suchen. Jedoch selbst das war kein leichtes Beginnen, denn bald ging der Weg, wenn man die einzelnen im feuchten Sande festgetretenen Stellen so nennen durfte, auf der rechten, bald auf der linken Seite des Ufers fort, immer nur gefährliche Uebergänge über schlüpfriges Gestein gestattend.

Unsere kleine Gesellschaft, von der ein Jeder sehen mußte, wie er am besten fortkam, hatte sich vereinzelt, und dabei war Angeline, der Müller nicht von der Seite wich, mit diesem ein beträchtliches Stück zurückgeblieben. Gewandt wie eine Gazelle, hatte das Mädchen ihres Ritters Unterstützung bei der halsbrechenden wechselnden Passage in ihrer gewöhnlichen Zurückhaltung stets ausgeschlagen, so oft ihr auch die helfende Hand entgegengestreckt wurde. Rasch wie ein Vogel hüpfte sie in leichten, elastischen Sprüngen bald rechts, bald links, und kindlich freute sie sich über jedes neue gelungene Wagestück.

So war es denn eine geraume Zeit fortgegangen, als plötzlich eine besonders gefährliche Stelle kam, an welcher das Wasser einen tiefen schäumenden Kessel bildete. Hier bedurfte es doppelter Vorsicht und Freund Müller bat wiederholt, wenigstens diesmal seine hülfreiche Hand nicht zurückzuweisen. Angeline zauderte. Einen prüfenden Blick auf die hohen spitzen Steine werfend, rief sie in ihrem

kleinen Eigensinne rasch entschlossen: „O, es geht schon!“ und betrat kecken Fußes den ersten schlüpfrigen Stein der verrätherischen Brücke. Schon war sie im Begriff weiter zu schreiten, als der tückische Block plötzlich zur Seite wich und — Angeline mit einem lauten Aufschrei hineinstürzte in das tiefe kalte Wasser, daß es ihr fast über dem Kopfe zusammenschlug.

Vor meines Freundes Augen drehte es sich wie ein feuriges Rad, allein rasch wieder gefaßt, sprang er Angelinen nach in den zischenden Strudel, umfaßte sie mit kräftigem Arme und erreichte glücklich mit ihr das jenseitige Ufer.

Alles dies war mit Gedankenschnelle vor sich gegangen. Das arme Mädchen lag jetzt halb bewußtlos in seinen Armen; da fiel ein heißer Tropfen auf ihre Stirn und gab ihr Leben und Bewußtsein zurück; sie schlug das Auge auf und nun erst ihre Lage erkennend, wollte sie sich dem rettenden Arme rasch entwinden, als sie plötzlich, das eigene Leid vergessend, mit angsterfüllter Stimme ausrief:

„Mein Gott, Sie bluten! — und meinetwegen!“

Da ließ sich Müllers heißes, überwallendes Gefühl nicht mehr zurückhalten und mit leidenschaftlichen Worten, die ihr sein Herz offenbarten, preßte er das Mädchen, das nicht mehr widerstand, an seine Brust, und trotz der blutenden Wunde, trotz des Wassers, das von ihren Kleidern rieselte, tauschten Beide einen langen seligen Blick, einen Blick, der eine Ewigkeit verbürgte. . . .

. . . .

Wir Andern hatten mitten durch das Rauschen des Baches wohl Angelinens Aufschrei gehört, vor einem fast in das Wasser hineinragenden Felsen und vor dichtem Gebüsch die Katastrophe selbst aber nicht sehen können, und wollten, besorgt über das längere Ausbleiben der Beiden, eben umkehren, als ihre Gestalten in dem verwachsenen Unterholze sichtbar wurden.

„Beunruhige Dich nicht, lieber Papa“, rief Angeline dem Domänenrath schon von weitem zu; „die Sache war gar nicht so schlimm; ich bin fehl getreten und habe mich dabei ein wenig naß gemacht. Herr Müller ist weit schlimmer daran gewesen; er stürzte als er mir helfen wollte und da siehst Du seine Wunde.“

Wie sehr Angeline, was sie selbst anlangte, von der Wahrheit abwich, das sahen wir bei ihrem Näherkommen; denn sie war vom Fuß bis zum Kopf durchnäßt. Zum Glück zeigte sich kaum noch hundert Schritte vor uns die bekannte kleine Schleifmühle am Ausgange des Reschthales. Hierhin eilten wir, hier wollten wir menschliche Hülfe suchen, vor Allem aber die arme kleine Angeline ins Trockene bringen. Leider hatte die Hütte nicht Raum und seine Bewohner nicht trockene Wäsche genug, um den Beiden im Wasser Verunglückten zu gleicher Zeit Hülfe zu spenden. Müller zog es daher auf mein Drängen vor, ohne längeres Verweilen in meiner Gesellschaft nach Johannisbad zurückzukehren und in unserer Behausung seinem Körper die erforderliche Pflege angedeihen zu lassen.

So endete denn die Reschthalpartie, zu welcher wir mit so großer Heeresmacht aufgebrochen, mit einem zersprengten, kläglichen Rückzuge. Wer aber trotz alledem einen herrlichen glänzenden Sieg erfochten, das erfuhr ich noch auf dem Nachhausewege.

„Glücklicher Unglücklicher!“ rief ich, meinen Freund trotz seiner nassen Kleider in meine Arme schließend; „Deine Englischen hast Du heute geopfert und einen Engel dafür gewonnen.“

Der Morgen des 22. Juli — ein ausnahmsweise köstlicher Sonnen- und Sonntag — fand auf einer der versteckteſten Bänke unterhalb des Euphemienplatzes einen jungen Mann in gelbem Strohhut mit blauer Brille bei der Lectüre der neuesten stenographischen Berichte des europäischen Schachclubs.

Mochte er nun im Geiste bereits die Disposition eines Kampfes mit dem Schachriesen Murphy entwerfen oder mochte ein anderer Gegenstand seine Aufmerksamkeit fesseln; genug, das Journal war seit einigen Minuten seiner Hand entglitten und lag zu seinen Füßen am Boden, während sein Blick durch die grünen Zweige unverwandt auf das bekannte Plätzchen vor der Thür der „Stadt Breslau“ gerichtet war.

Dort mußte etwas Besonderes vorgehen; dafür sprach der festlich aufgeputzte, links und rechts mit zwei colossalen Sträußen von Feldblumen, in der Mitte mit einem frischen Rosenbouquet geschmückte Frühstückstisch, an welchem unsere kleine Gesellschaft sich versammelt, und noch mehr die Bewegung, die unter den Anwesenden entstand, als Frau Gründling aus der Thür trat und von Allen umdrängt und bewillkommnet wurde.

Ohne allen Zweifel war dies der Gegenstand, welcher den Liegnitzer — denn wer hätte diesen in dem jungen Manne nicht bereits wieder erkannt? — von seinem Lieblingsthema abgezogen.

„Jedenfalls die Geburtstagsfeier der Frau Gründling!“ murmelte der Blaubebrillte ziemlich hörbar vor sich hin und hob die Zeitschrift vom Boden auf, um seine Studien wieder aufzunehmen; aber Gott mag wissen wie es kam, — er hatte heute sehr wenig Sinn dafür und ließ, die blaue Brille schon wieder nach dem Geburtstagstische gerichtet, das Blatt abermals zur Erde fallen.

Schon wollte er mit einem ernsten moralischen Anlaufe ein zweites Mal zum Zwecke seines Daseins zurückkehren, als er plötzlich, wie von einem Scorpion gestochen, von der Bank emporschnellte, und laut- und bewegungslos, das Haupt vorgebeugt, Gesicht und Gehör aufs Aeußerste anstrengte; denn das, was jetzt dort unten am Tische geschah, war allerdings geeignet, alle Phantasieen von Springern und Läufern, von Murphy und europäischem Kampfe erbarmungslos über den Haufen zu werfen.

Was trug sich denn nun eigentlich so Großes und Welterschütterndes am Tische zu?

Wir wollen dem Blicke des Liegnitzers, der uns freundlichst eines seiner blauen Gläser erlauben wird, folgen, und Alles wird uns sofort klar werden.

Nachdem am Tische eine Zeitlang Ruhe geherrscht und nachdem die Tassen mit dem braunen Mocca geleert waren, erhob sich der Domänenrath langsam, schob seinen Stuhl zurück und hielt, wie man an der Bewegung seines Mundes und an dem feierlichen Ausdruck seiner Mienen deutlich erkennen konnte, eine förmliche Ansprache an die Versammelten.

War es etwa ein improvisirtes Gedicht an das Geburtstagskind?

Wir glauben es kaum; denn urplötzlich erhob sich unter der Gesellschaft ein unbeschreiblicher Sturm; unter lauten Freudenrufen warf man die Stühle hinter sich um und brachte selbst den Tisch in Gefahr durch die ungeheure Exaltation, mit welcher sich Alles, was sich eben zuerst erlangen konnte, in die Arme stürzte und herzte und küßte. In der seligsten Umarmung aber lagen Angeline und Freund Müller, um welche sich nun der

Chor der Glückwünschenden drängte. . . . .
. . . .

Vor den Augen des Liegnitzers drehte sich Alles, — die Gartenbank, Murphy, die Stadt Breslau, Johannisbad, die ganze Welt. — — Er raffte seine zerstreuten Blätter zusammen und lief, was ihn seine Füße nur tragen konnten — nach der Colonnade, wo er sofort eine — große Partie nach Hohenelbe arrangirte, an welcher, wie man später gehört, auch Frau von Petrus theilgenommen haben soll. . . . .
. . . .

Mit dem Humor war es für diesmal vorbei, denn wer ist wohl zu Scherzen aufgelegt, wenn es Trennung gilt von dem, was uns lieb und theuer geworden.

Wenige Tage nach der letzterzählten Begebenheit standen die Familie Gründling, der Major, Freund Müller und ich vor dem Curhause, feuchten Blickes einem hinwegrollenden Reisewagen nachsehend, aus welchem eben nochmals ein blonder Mädchenkopf sich herausbog und unter Thränen ausrief:

„Lebe wohl, Du liebes, liebes Johannisbad!"

Sonntags-Plauderei.

Ein Juden-Tumult. Am 21. April 1700 unterhielten sich zu Wien zwei Schornsteinfeger auf einer Bank vor dem Wirthshause mit dem bekannten Spiele des Mühleziehens. Der jüdische Handelsmann Oppenheimer sah ihnen vom Fenster aus zu, und als der eine der Spieler, seines fortwährenden Verlustes wegen ärgerlich, in lauten Worten seinem Unmuth Luft machte, konnte der Jude unglücklicher Weise ein kleines Lachen nicht unterdrücken. Der ohnedies aufgeregte Kaminfeger wurde dadurch noch mehr erbittert, und begierig, eine Gelegenheit zu finden, den verhaßten Israeliten einen Possen zu spielen, klopfte er mit der umgekehrten Hand auf die Bank, damals ein eben so bekanntes Zeichen des Spottes wie der Ruf: „Hep!" heut zu Tage. Genug, der Jude wurde im höchsten Grade erbost, und da der Spötter trotz aller Ermahnungen mit dem verhöhnenden Pochen nicht nachließ, so rief der Jude einige Rumorknechte herbei und diese verjagten die Schornsteinfeger, wobei der Eine jedoch, weil er sich aufs Heftigste widersetzte, einige Streiche davon trug.

Natürlich hatte sich bei diesem lärmenden Vorgange schnell eine Menge Volkes gesammelt, welcher sich die höchste Indignation bemächtigte, weil ein Christ eines Juden wegen geschlagen worden war. Auf nähere Untersuchung der Umstände ließ sich der Pöbel wie natürlich nicht ein. Anfangs machte sich der Unwille nur in lautem Gemurr und Gezänke kund, allein die edle Jugend, besonders die von jeher durch ihre Bereitwilligkeit in solchen Fällen bekannte Corporation der Schuster- und Schlosserlehrjungen ergriff auf das Begierigste die ersehnte Gelegenheit zu einem kleinen Scandal. Rasch wurden einem an der Ecke des Hauses feilhaltenden Bauernweibe die Eier weggenommen und die Fenster des Juden damit bombardirt. Nachdem diese Munition verbraucht war, griff man nach Steinen und in kurzer Zeit war im ganzen Hause keine Scheibe mehr ganz. Obwohl Alles dies sich in fast unmittelbarer Nähe der Militairwache am Petersplatze zutrug, so geschah doch weder von dieser noch von einer andern Seite Einhalt; im Gegentheil fühlte man sich zu nur noch größeren Excessen ermuthigt und es gab nicht Wenige, die laut dazu aufforderten. Die Rauchfanglehrergilde, als die allerdings am meisten betheiligte, that sich ganz besonders hervor. Der tobende Haufe vermehrte sich zusehends und endlich begann man das Haus zu stürmen. Das verrammelte Thor wurde gesprengt, der rasende Pöbel drang wuthschnaubend ein und alles Hausgeräthe wurde zerschlagen, die Schriften und Handlungsbücher zerrissen und verstreut, Gold und Silber aus den Fenstern geworfen, den Weinfässern der Boden eingeschlagen, Spiegel und Uhren zertrümmert, kurz alle möglichen Gräuel verübt, ohne daß demselben von Seiten der Behörde der mindeste Einhalt geboten worden wäre.

Die zu Tode erschreckte Judenfamilie hatte sich mittlerweile in die festen unterirdischen Gewölbe versteckt, in welche sie sich noch mit genauer Noth und Mühe hatten flüchten können. Daß sie ihr Leben würden lassen müssen, wenn sie die Wüthenden fanden, daran zweifelte Niemand weniger als sie selbst.

Endlich erschien doch ein kaiserlicher Befehl auf der Wache, dem Unwesen zu steuern. Die Menge war aber bereits so angewachsen, die Wuth hatte einen so hohen Grad erreicht, daß sich ein förmlicher Kampf entspann und nur erst als die Soldaten scharf feuerten und einige der Ruhestörer todt auf dem Platze lagen, zerstreute sich die Menge.

Damit sollte indeß die Sache noch nicht abgethan sein. Gegen Abend erneuerte sich der Tumult. Massen von Steinen wurden auf das Judenhaus und die Militairwache geschleudert und das Volk rottete sich in den benachbarten Straßen zusammen, so daß Niemand auf den Straßen seines Lebens sicher sein konnte. Nun wurden aber doch ernstliche Maßregeln getroffen; man führte sechs Stücke mit Kartätschen geladen dergestalt auf, daß man alle Gassen damit bestreichen konnte, welche in diese Gegend führten. Das Haus des Juden wurde aber von einer hinlänglichen Militairwache besetzt. Nun verlief sich das Volk und die Nacht verfloß ruhig.

Die Behörde zeigte sich noch in derselben Nacht äußerst thätig, die Haupträdelsführer zu erforschen; sie wurden ehe der Morgen graute aus den Betten geholt, ihnen der Proceß gemacht, und als die Uhr die vierte Stunde verkündete, hingen bereits ein Schwertfeger und ein Kaminkehrer an den Eisengittern des Judenhauses, und zur Warnung und Abschreckung ließ man sie hängen bis zum Einbruch der Nacht.

Das wirkte. Ordnung und Ruhe wurden nicht weiter gestört. Aber es würde doch viel Unheil verhütet und auch diese traurige Abschreckung nicht nothwendig geworden sein, wäre die Behörde früher eingeschritten.

Am andern Tage durchritt der Stadtcommandant, Graf Starhemberg, an der Spitze einer bedeutenden Truppe der Garnison die Straßen und ließ unter Trompetenschall ausrufen, daß wer noch Brieffchaften, Geld und anderes Gut des Oppenheimer in seiner Verwahrung habe, es auf die Schranne zum kaiserlichen Stadt- und Landgericht bringe, worauf er wegen seiner Theilnahme am Tumult pardonnirt werden würde. Auch die Geistlichen mußten von den Kanzeln herab das Volk zur Rückgabe des etwa Gestohlenen ermahnen. So kam denn Oppenheimer zwar wieder zu einem Theile seiner Habe, nichtsdestoweniger schätzte man den Schaden, der unersetzt blieb, auf hunderttausend Gulden — gewiß eine harte Strafe für ein unvorsichtiges Lachen. D.

Briefkasten.

Herrn Wilhelm Künstler in Naumburg a. S. Wir können Ihnen nur rathen, die angetragene Mitarbeiterschaft zu übernehmen, da Redacteur und Verleger sehr achtbare Männer sind. Außer den drei neuen politischen Zeitschriften erscheint vom ersten October ab in Berlin auch noch eine belletristische Wochenzeitung für Literatur, Kunst, Theater und gesellschaftliches Leben unter dem Titel: **Berliner Salonblatt**, herausgegeben und redigirt von **Schmidt-Weißenfels**, der vor Kurzem in die preußische Metropole übergesiedelt ist. Der eben ausgegebene Prospect verspricht große und interessante Mannichfaltigkeit des Inhaltes, der Preis beträgt nach auswärts vier Thaler jährlich. Besten Gruß!

Fräulein Emmely Palm hier. Ein Kreis sehr liebenswürdiger Leserinnen unseres Blattes in Elbing hat uns beauftragt, Ihnen für die neulich mitgetheilte Novellette „Millionenröschen" den besten Dank auszusprechen. Indem wir dieser angenehmen Pflicht hiermit nachkommen, machen wir die fernere Bitte der allerliebsten Quälgeister, recht bald wieder etwas Neues „aus Ihrer gewandten und humoristischen Feder" in unseren Spalten zu bringen, auch zu der unserigen.

Herrn H. v. G. in Gera. So sehr wir auch in der Hauptsache mit der Tendenz des uns gütigst übersandten Gedichtes: „Deutsches Gebet" übereinstimmen, können wir uns doch nicht zum Abdruck entschließen und danken Ihnen daher bestens. Da wir vermuthen, daß Sie eine Abschrift zurückbehalten, sandten wir das Manuscript nicht zurück.

Fräulein M. v. Roskowska in Bromberg. Ihr Wunsch soll baldmöglichst erfüllt werden. Herzlichsten Gruß!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

N° 38. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

22. September.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Dem Sämann gleich' ich.

Dem Sämann gleich' ich, dem die Last, die heiße,
Der vollen Arbeit fiel zum schweren Theil;
Doch seine Mühe ward ihm auch zum Heil,
Der Kraft vertraut er und dem stillen Fleiße,
Und seine Freuden blüh'n aus seinem Schweiße.

Und so viel Muße läßt ihm doch sein Mühen,
Daß er vom Pfluge manchmal himmelan
Emporschau'n und die Blumen pflücken kann,
Die freundlich unter seinen Aehren blühen
Und Duft und Schimmer in die Arbeit sprühen.

Ihr Götter gabet mir so manche Blüthe
Und gabt dazu der Arbeit volles Maaß;
Habt Dank für eure Huld, die kein's vergaß,
Und laßt mich euren Ernst und eure Güte
Ertragen still im männlichen Gemüthe.

Felix Dahn.

Der alte Grenadier.

Ein Bild aus der französischen Restauration.

In den letzten Tagen des Monats April 1830 übernahm der Marschall Bourmont über die bei Toulon theils in Cantonirungsquartieren, theils in Bivouaken vereinigte algierische Landungsarmee das Obercommando, und am 4. Mai hielt der Dauphin über diese Armee Heerschau. Das Wetter war prachtvoll und dem lieblichen Frühlingstage folgte eine nicht minder angenehme lauwarme Nacht. In dieser bivouakirten sämmtliche Truppen, und einen herrlichen Anblick gewährte die an den Küsten des mittelländischen Meeres hinlaufende und endlos scheinende Kette der hell auflodernden Lagerfeuer. Hinter ihnen zechten bis tief in die Nacht hinein die muntern Krieger, und weithin durch die Lüfte schallte ihr lauter Jubel.

An einem, von den übrigen etwas entfernten Bivouakfeuer saß unter mehreren frohen Kameraden auch ein bereits vierundsechzig Jahre alter Grenadier, beinahe der ganzen Armee bekannt unter dem Namen: Vater Pierre. Vom Anfang der neunziger Jahre an hatte er allen Feldzügen unter den siegreichen Fahnen seines Vaterlandes beigewohnt; Narben bedeckten seinen Körper, wenig schneeweiße Haare nur noch das Haupt, und das Kreuz der Ehrenlegion, hundertmal verdient, zierte die Brust des Veteranen. Seines so weit vorgeschrittenen Alters ungeachtet hatte Vater Pierre nicht zurückbleiben wollen, als es einmal wieder zu Felde ging; als ein gebildeter und ausgezeichnet tapferer Mann hätte Pierre schon längst in höhere Chargen vorrücken können, allein er hatte stets jedes ihm angebotene Avancement abgelehnt und, ein zweiter Latour d'Auvergne, es vorgezogen, als gemeiner Grenadier unter den Fahnen seines Vaterlandes zu dienen und zu streiten. Fast der ganzen Armee bekannt, genoß Vater Pierre einer großen Achtung in derselben und behauptete bei der größten Anspruchslosigkeit dennoch einen so entschiedenen Einfluß unter seinen Kameraden, daß oft, wenn die weichenden Reihen nicht mehr auf das Commandowort der Officiere hörten, ein ernster Zuruf Pierre's sie zu neuem Vorgehen gegen den Feind ermuthigte.

So heiter und guter Laune auch sonst der greise Krieger war, so nahm er an diesem Abende doch durchaus keinen Antheil an der Fröhlichkeit seiner Waffenbrüder, die gefüllte Weinflasche stand unberührt neben ihm und er selbst starrte, das kahle Haupt mit den Händen stützend,

unverwandten Blickes in die Flammen des hochauflodernden Bivouakfeuers. Endlich fiel den um ihn lagernden Kameraden doch die melancholische Stimmung des geliebten Alten auf, und erfüllt von aufrichtiger Theilnahme fragten sie: „Warum so düster, Vater! was fehlt Euch? Ihr seid doch nicht etwa krank?“ — „Unpaß, meine guten wackern Brüder, befinde ich mich nun zwar nicht“, erwiederte der Veterane, „indessen wollen trübe Rückerinnerungen die Freude heute in meinem Herzen einmal nicht aufkommen lassen. Seht, meine Freunde! — es sind nun gerade zweiunddreißig Jahre verflossen, seit ich zum erstenmal an diesen Küsten bivouakirte; denn es war am 8. Mai 1798, als der damalige Obergeneral Bonaparte plötzlich und unvermuthet auf dieser Stelle sich in unserer Mitte zeigte, um sich mit uns einzuschiffen. Ich war damals ein junger kräftiger Krieger und nur erst seit einem Jahre mit meiner geliebten und mir unvergeßlichen Alison, einem trefflichen jungen Weibe, verheirathet. Es war erlaubt, auf die Compagnie eine Frauensperson zur Besorgung der Wäsche und dergleichen mit einzuschiffen, allein mein junges Weib sah ihrer Entbindung mit jedem Tage entgegen, und der Oberst des Regiments, unter welchem ich damals diente, wollte deshalb die Einwilligung zu ihrer Einschiffung durchaus nicht geben.

Bei einer Heerschau erkannte mich der Obergeneral, an dessen Seite ich schon einigemal gefochten, zur Stelle wieder. Auf einen Wink des Feldherrn trat ich aus dem Gliede und präsentirte mein Gewehr.

„Pierre!“ sprach Bonaparte, „Du hast stets wacker gefochten; wir ziehen jetzt neuen Kämpfen entgegen; Du sollst avanciren.“

In bescheidenem, aber fest bestimmtem Tone leistete ich auf jede Beförderung Verzicht und bat blos, meine Gattin mit einschiffen zu dürfen.

„Nun“, erwiederte der General lachend, „wenn Dir Dein Schätzchen lieber ist als die Epaulette, so nimm es in Gottes Namen mit. Erliegt jedoch das Weib der Beschwerde der Seefahrt und des Feldzuges, bleibt es Deine eigene Schuld; beschenkt sie Dich mit einem jungen Grenadier, so soll der Recrut mein Pathchen werden. Wenn Du aber die Epaulette ausschlägst, so wirst Du wenigstens eine Zulage brauchen können“, fügte er noch hinzu, gab dem Pferde die Sporen und sprengte weiter.

Wer war glücklicher als ich und Alison! — Schon auf Malta, am 13. Juni, gebar mir mein Weibchen einen tüchtigen Jungen; der Oberfeldherr löste sein gegebenes Wort und hielt meinen kleinen Napoleon über die Taufe; aber ach! in Egypten ging mein Lebensglück zu Grabe.“

Der Alte schwieg hier, Thränen füllten seine Augen und perlten langsam herab in den grauen Schnurrbart; die Kameraden aber riefen einstimmig: „Erzählt weiter, erzählt weiter, Vater Pierre!“

Da nahm nach einer langen stummen Pause der Veteran mit schmerzbewegter Stimme wieder das Wort: „Am Tage vor der bekannten Schlacht zwischen uns und Murad Bey bei den Pyramiden von Gizeh campirten wir, dreißigtausend Mann stark, — denn in Alexandrien, Rosette und Abukir waren starke Besatzungen zurückgeblieben — in der Wüste. Ich stand mit vor der Front unseres Lagers bei einem Piket, gleichsam ein verlorener Posten, als gegen Abend plötzlich eine starke Horde wilder Beduinen im Rücken unser Lager überfiel, in welchem sich meine Alison mit ihrem Säuglinge befand. Ich hörte das Schießen und den Lärm des Kampfes, und die Sorge um Frau und Kind beklemmten mir die Brust; allein ein braver Soldat darf, wie Ihr wißt, unter keiner Bedingung seinen Posten verlassen. Nach ungefähr einer Stunde wurde es wieder ruhig. Die Unsrigen hatten sich von der Ueberraschung, welche der plötzliche Ueberfall hervorgebracht, schnell erholt und sofort mit leichter Mühe den Angriff der wilden Feinde zurückgeschlagen. Man kam aus dem Lager, uns abzulösen. O Himmel, was mußte ich bei meiner Rückkunft erfahren. Meine Alison hatte mit dem Säugling fliehen wollen und war, vom Schrecken verwirrt, gerade den Feinden in die Hände gelaufen; ein rüstiger Beduine hatte das schöne junge Weib mit dem Kinde ergriffen, es auf sein leichtes arabisches Pferd gehoben und war mit seinem Raube davon in die Wüste hineingesprengt, ohne daß es die Unsrigen zu hindern vermochten. Mir wurde es schwindlig vor den Augen; Verzweiflung erfaßte mich; einer Bildsäule gleich stand ich stumm und unbeweglich.

In diesem Augenblicke sprengte der Obergeneral mit seiner Suite heran. Meine Arme verrichteten, ohne daß ich Herr meines vollen Bewußtseins gewesen wäre, der alten Gewohnheit folgend und mechanisch ihre Dienste; ich präsentirte das Gewehr. Des Feldherrn Adlerblick fiel auf mich. — „Was ist Dir, Pierre?“ fragte gütig der General, „Thränen füllen Deine Augen; Du bist bleich wie der Tod — Deine Glieder beben — das Gewehr zittert in Deiner Hand?“

Ich vermochte kein Wort hervorzubringen. Meine Kameraden erzählten, was mit meinem Weibe geschehen — da sprang Bonaparte vom Pferde, schloß mich in seine Arme und seine Thränen netzten meine Wangen und vermischten sich mit den meinigen. „Unglücklicher Gatte! armer Vater!“ rief der menschlich fühlende Held aus, „warum kann ich nichts thun, als mit Dir weinen? Doch nein, beruhige Dich, ich kann dennoch mehr thun. Es wurden mehrere Beduinen und selbst ein mächtiger Scheik gefangen; alle diese Gefangenen will ich freigeben für Alison und meinen Pathen. Ich werde sogleich Unterhändler an die Horde abfertigen; einer der gefangenen Beduinen mag denselben als Wegweiser dienen.“

Mit diesen Worten bestieg der Obergeneral wieder das Pferd und sprengte zurück in das Lager. In der That unterließ Bonaparte kein Mittel, welches dazu hätte führen können, meine Alison und den Knaben wieder zu erlangen, aber alle angewendete Mühe blieb fruchtlos. Die abgeschickten Beduinen versicherten und schwuren hoch und theuer bei Allah und dem Propheten, daß derjenige von ihnen, welcher das Weib mit dem Kinde geraubt, sich gar nicht wieder bei der Horde eingefunden habe, auch wollten sie seinen Aufenthalt nicht kennen. Nicht die mindeste Spur, wo Alison geblieben, konnte jemals entdeckt werden, und Gott allein mag das Schicksal der Unglücklichen kennen.“

Vater Pierre schwieg und es herrschte eine tiefe Stille an dem Bivouakfeuer; mancher bärtige Krieger hatte sich abgewendet, um eine Thräne im Auge zu zerdrücken. Nach einer langen Pause nahm endlich der Veteran abermals das Wort und sprach: „Unter den vielen Gelehrten, welche uns damals nach Egypten begleitet hatten, befand sich ein beliebter Volksdichter, welcher mich wohl leiden mochte. Dieser Herr verfaßte nun ein Lied, welches meine Empfindungen über den Verlust des geliebten Weibes aussprach. Der Text des Gesanges wurde später unter dem Kaiserthume etwas geändert, und blieb lange ein Lieblingsliedchen der Soldaten der alten Garde. Besonders eine Stanze war ganz aus meinem Herzen geschrieben. Wollt Ihr sie hören, Kameraden?“

„Singt Vater Pierre, singt!" riefen die Krieger einstimmig, und der Veteran erhob seine kräftige sonore Baßstimme und sang:

„Man riß das Weib mir von der Brust,
Mein Sohn, er ist dahin!
Entschwunden ist mir Erdenlust,
Umnachtet ward mein Sinn:
Ein Trost nur bleibt mir für und für,
Mein Kaiser weint mit mir!"

Und als wie verabredet fielen die Stimmen aller Krieger ein; es wiederholte der Chor den Refrain:

„Ein Trost nur bleibt Dir für und für,
Dein Kaiser weint mit Dir!
Dein Kaiser weint mit Dir!"

Ein junger feuriger Husar, in ziegelrothen Beinkleidern und stahlgrünem Dollman, ein geborener Elsaſſer, rief aus: „Das muß man eingestehen, ein Soldatenfreund war der große Kaiser, wie es keinen mehr giebt, und ein Feldherr, wie es sobald nicht wieder einen geben wird. Darum, meine Brüder, die vollen Gläser zur Hand: „Vive l'Empereur! vive Napoleon!"

Die ganze Gesellschaft am Bivouakfeuer erhob sich und Alle jubelten mit den Weingläsern in den Händen: „Vive l'Empereur! vive Napoleon!"

In diesem Augenblicke trat ein kleines spindeldürres, in eine glänzende Uniform gehülltes Männchen in den Kreis der Krieger. Es war der Oberst, Graf von Montmorenci, erster Adjutant Bourmonts, ein stolzer, entschiedener Ultra. „Was beginnt Ihr, Leute?" herrschte sie der Oberst an, „habt Ihr vergessen, daß dieser Ruf von dem Oberfeldherrn bei Todesstrafe verboten worden ist?"

Die Gesichter der Krieger erbleichten, scheu und erschrocken traten sie einen Schritt zurück, nur der Veteran blieb ruhig und gefaßt; mit militairischem Anstand trat er an den Obersten heran und sprach: „Colonel, ich trage die Schuld an diesem Auftritte, ich melde mich als Arrestant."

„Man kennt Euch schon", erwiederte der Oberst in strengem Tone, „heda Gensdarmen, herbei, bringt den Mann zum Arrest!"

Kaum blitzten die Knöpfe und Kreuze der Thürme Toulons am 5. Mai in den Strahlen der aufgehenden Sonne, als unfern der Stadt, auf der sogenannten Kapernwiese, ein französisches Grenadierbataillon ein Carré bildete. Düster schauten die Krieger vor sich hin; ein tiefes Schweigen herrschte in den Reihen; in der Mitte des Vierecks wurden Trommeln auf- und nebeneinander gestellt, hinter welchen sich bald darauf ein Kriegsgericht versammelte, um Kriegsrecht zu halten. Jetzt wurde auch Vater Pierre als Arrestant vorgeführt. — Der Officier-Rapporteur ermahnte den Gefangenen, der Wahrheit getreu, die Vorfälle des gestrigen Abends am Bivouakfeuer zu erzählen. Der Veteran sprach mit fester Miene und berichtete furchtlos und offen, wie sich an dem verflossenen Abende Alles zugetragen, ja Pierre ging selbst so weit, die eine Stanze jener egyptischen Arie abzusingen; nur darin wich er von der Wahrheit ab, daß er angab, er habe zu dem Toaste und zu dem verbotenen Ausrufe aufgefordert, und es verschwieg, daß dies der Elsaſſer gewesen. Als er geendet, floß im Viereck manche Thräne hernieder über die gebräunten Wangen der alten erprobten Krieger, und die alten Grenadiere in Reihe und Glied wiederholten traurig und halblaut den Refrain:

„Ein Trost nur bleibt Dir für und für,
Dein Kaiser weint mit Dir!"

Die Officiere hinter der Fronte drohten und mußten alle mögliche Mühe anwenden die Ruhe wieder herzustellen. Indessen hatte sich das Kriegsgericht berathen und mit erhobener Stimme las nun der Officier-Rapporteur das Urtheil desselben vor. Der Veteran der alten Kaisergarde war zum Tode verurtheilt und seine Kameraden, welche am Abende des vorigen Tages das „vive l'Empereur" angestimmt hatten, sollten mit sechswöchentlichem Gefängniß bestraft werden. Das Todesurtheil sollte, wie beim Kriegsgerichte üblich, zur Stelle vollzogen werden. Die Trommeln wurden hinweg geräumt; die hintere Seite des Vierecks öffnete sich, und dorthin wurde der Verurtheilte geführt.

Sechs Grenadiere wurden commandirt vorzutreten und ihre Gewehre zu laden.

Pierre sprach gleichmüthig: „Durch eine Kugel zu sterben blieb längst mein Wunsch, allein daß französische Kugeln mich tödten würden — wahrlich, das hätte ich nimmermehr gedacht. Nun wie Gott will!" und nun begann der Veteran zu singen:

„Ein Trost nur bleibt mir für und für,
Ein Trost bleibt mir allhier,
Der Trost ja bleibt mir für und für,
Mein Kaiser weint mit mir!"

„Fertig!" commandirte jetzt Graf Montmorenci, der Präsident des Kriegsgerichts, den zur Füsillade commandirten Grenadieren zu. Pierre kniete nieder, doch die Grenadiere behielten Gewehr am Fuß. „Werden die Schurken endlich schießen?" schrie zornig der Oberst. Da erhob sich ein lautes allgemeines Murren und seufzend schlugen die Krieger auf ihren Kameraden an; doch hundert Stimmen riefen jetzt plötzlich: „Setzt ab! um Gottes willen setzt ab!" — und ohne ein Commando abzuwarten, rasselten die Gewehre zur Erde. Aller Blicke wendeten sich nach der Straße zu, welche nach der Stadt führte, denn von dorther kam mit verhängten Zügeln ein Reiter gesprengt, in der hocherhobenen Rechten ein weißes Tuch schwenkend. Nach Verlauf weniger Minuten befand sich der Reiter im Carré. Es war der Lieutenant Bourmont vom siebenzehnten Chasseurregiment, ein Sohn des Marschalls. „Herr Oberst", rief der Officier, eine feine, zart gebaute Gestalt, vom Pferde springend, dem Grafen von Montmorenci zu, „mein Vater, der Marschall Obergeneral, hat auf meine Fürsprache hin den Grenadier Pierre begnadigt, sowie den übrigen Maleficanten die Strafe erlassen; empfangen Sie hiermit die schriftliche Ordre!"

Mit gerunzelter Stirn ergriff der blutdürstige Karlist das überreichte Schreiben; doch die Ordre war zu bündig und bestimmt abgefaßt, um daran irgend etwas zu deuteln. Kurz und barsch wurde die Ordre ertheilt, das Carré aufzulösen und die Glieder zu formiren. Laut jubelnd marschirte das Bataillon ins Lager zurück, auch die Officiere des Kriegsgerichts entfernten sich und die Zuschauermenge folgte, so daß sich bald Vater Pierre und der Lieutenant Bourmont allein auf dem Platze befanden.

Schweigend breitete der Veteran die Arme aus; der Lieutenant des siebenzehnten Chasseurregiments, der Sohn des Höchstcommandirenden, stürzte an des biedern Greises Brust. Worte wurden nicht gewechselt, stumm hielten sich beide umfangen. Nach langer Pause endlich sprach der junge Bourmont: „Vater Pierre, ich bitte Euch dringend: künftig mehr Vorsicht! Doch laßt es Euch zum Troste sagen, nicht nur in Algier, auch hier zu

Lande wird es dieses Jahr einen schwülen, einen brennend heißen Sommer geben — die Lilien werden schlecht gedeihen; sie werden vielleicht verwelken auf immer."

Mit diesen Worten schüttelte der Lieutenant dem Greise zum Abschiede noch die Hand, bestieg sein Pferd und sprengte davon.

In Gedanken versunken sah der Veteran seinem Lebensretter lange nach, dann zog er bedächtig sein Pfeifenstümmelchen hervor, schlug Feuer, begann zu rauchen und unter dem Gesange:

„Ein Trost nur bleibt mir für und für,
Mein Kaiser weint mit mir!"

wendete er sich gleichfalls auf den Weg nach dem Lager.

G. Klette.

Die Auswanderer.

Erinnerung aus dem Seemannsleben von C. Z.

(Schluß.)

Außer dem Manne am Rade hatte sich auch die andere Mannschaft und der Hund um uns versammelt; mein neuer Freund auf Du und Du nahm daher eine wichtige Miene an, holte seine Dose hervor, nahm selbst einen Priem und bot auch mir von dem Tabak mit dem Bemerken, daß es echter Virginier sei, und wollte ich ihn nicht erzürnen, so mußte ich schon davon nehmen.

Nachdem er sein Endchen gehörig beigestaut und seinen Piejäcker rund um den Leib geschlagen, entgegnete er:

„Daraus wird nun zwar nichts werden, mein Junge, weil die Geschichte ziemlich kurz ist; aber es findet sich vielleicht noch ein anderes Garn, und wenn der Alte Kantholz gemacht, so drehe ich schon ein bischen an dem Knäul meines Lebens; also ich wollte von dem studirten Marinier sprechen, der ein Fischerboot für einen Kaperschooner hielt.

„Ich war am Bord der Brigg „Minerva", welche Station auf St. Croix hatte, weil sich überall in den Jungferninseln Piraten festgesetzt hatten, denen wir nachspüren sollten und auch nachspürten. Unser Capitän war noch einer aus der „alten Schule" und fidel, wie die Seeländer alle, wenn man sie sonst nicht mit Gewalt ärgert; dies that aber der erste Lieutenant, den sie uns aus Kopenhagen in Stelle des frühern nachgeschickt hatten und der Alles besser wußte und besser wissen wollte, wie Jener und alle Mann zusammen. Da jagten wir einmal einen Schooner und als der Lieutenant nicht bei Wege war, rief der Alte den Zimmermann und unserer sechs Andere, auf die er sich verlassen konnte, und gebot uns, einmal den Kerl da vorn mit Stangen, Spieren und Lappen genau anzusehen und uns Alles gut zu merken; denn, meinte er, wir wollen dem guten Lieutenant eine Brille aufsetzen, woran er all sein Lebtage denken soll. Damit war die Sache einstweilen gut und als der Lieutenant wieder auf Deck erschien, sprach der Capitän ebenfalls ganz genau mit ihm über die Beschaffenheit des Piraten, so daß Jeder seine Eigenthümlichkeiten genau behalten mußte.

„Es ward hiernach Abend und da wir in einem wahren Pelemele von Felsen und Seewasser waren, sahen wir uns genöthigt, die Jagd einstweilen aufzugeben, um sie am nächsten Morgen wieder fortzusetzen; wir legten uns deshalb fest und nunmehr schickte uns der Capitän, nachdem er uns noch gehörig instruirt und mit dem Nöthigen ausgerüstet hatte, ab, um ein Fischerboot zu kaufen und es genau, wie der Schooner beschaffen war, herauszustutzen. Als dies geschehen, blieben zwei Mann bei dem Boote und wir Andern kehrten zurück, wonach auch noch der wachhabende Cadet mit in das Geheimniß gezogen ward; als der Tag anbrach, war zwar der Pirat nirgends zu sehen, doch sein Ebenbild im verjüngten Maßstabe schwamm lustig vor uns und der Cadet ging rapportiren! Nun, der Spaß machte sich ganz allerliebst; der Alte behauptete, es sei der Schooner von gestern nicht, aber der Lieutenant war der Meinung und blieb auch dabei, als wir die Nußschale fast schon umsegelten, bis er endlich die Augen aufbekam. Unser Alter wollte sich todtlachen, doch der junge Herr war von guter Familie; er berichtete die Sache nach Kopenhagen und unser guter Capitän ward dafür auf halben Sold gesetzt; das war aber kein Vortheil für den jungen Herrn, er ward der Gegenstand des Spottes für die ganze Flotte und die Geschichte endete damit, daß er die Neckereien mit Blei bezahlen wollte, was ihm aber ein Loch durch die Lunge verschaffte, wodurch er über Steuer aus der Welt befördert wurde, und das hatte er seiner dummen Gelehrsamkeit zu danken!"

Es ist nicht meine Absicht alle Gespräche, welche wir während dieser Nacht noch führten, hier aufzutischen, sondern ich setzte diese eine Erzählung des Alten nur her, um daran die Art unserer Unterhaltung erkennen zu lassen und um die Ansichten des alten Burschen über die gebildeteren Seeleute deutlicher zu bezeichnen. Um aber den Redefluß des Steuermanns, der unter den obwaltenden Umständen mir dennoch Unterhaltung gewährte, in flottem Gange zu erhalten, ließ ich aus meinem eigenen Vorrathe noch ein paar Flaschen Rum heraufholen und ein steifes Glas bereiten, welches auch die gewünschte Wirkung that.

So verlebten wir denn eine, wenn nicht angenehme, doch wenigstens leidliche Nacht, bis gegen Morgen uns eine jener Erscheinungen überraschte, welche wohl zum größten Theile die Veranlassung zur Entstehung des seemännischen Aberglaubens sein mögen.

Der Wind hatte sich einige Stunden hindurch gelegt und war auch bereits wieder stärker geworden; unsere Mannschaft war schon längst entschlummert bis auf den einen Mann am Steuer, der sich jedoch nach seiner Ablösung sofort dem Schlafe überließ. Nur wir Beide plauderten munter dem Morgen entgegen, der sich bereits im Südosten durch ein lichteres Grau ankündigte; da verschwand plötzlich die lichtere Färbung wieder, die Finsterniß der Mitternacht kehrte zurück und eine dunkle Luftgestalt schien uns einzuhüllen; zugleich erfolgte ein fürchterlicher Druck auf das Schiff, begleitet von einem Geheul, Zischen und Pfeifen, wie es die wilde Jagd hören lassen soll; das Segel klatschte und bauchte abwechselnd, und im nächsten Momente rauschte ein Schnee- und Hagelschauer und ein Wogenschwall über unser Deck.

Das Ganze dauerte indessen nur ungefähr eine halbe Minute und dann raste der Orkan mit doppelter Heftigkeit daher.

Der Steuermann hatte die Hände andächtig gefaltet und saß ganz stille, so lange das Phänomen dauerte; dann stieß er einen schweren Seufzer aus, bezeichnete jedoch nicht, wie ich erwartete, diese Erscheinung als etwas Gespensterhaftes, sondern sagte:

„Das war der erste Trichter, den die kältere Luft machte, und treffen uns die fernern so genau wie dieser, so sind wir bald fertig!“

Indessen war der Sturm wieder vollkommen stät geworden und nachdem wirklich das Licht hervortrat, sahen wir die Spitze von Falubd vor unserm Backbordbuge wie ein Nebelflöckchen auftauchen.

An Land machen war bei der Entfernung, in welcher wir an Gottland vorübergingen und bei der jetzigen Beschaffenheit des Luftzuges, nicht zu denken; dennoch schien es mir rathsam zu sein, den Capitän jetzt zu wecken, um möglicher Weise diese oder jene Vorbereitungen, welche die Veränderung des Wetters nöthig machen konnten, von ihm treffen zu lassen; doch der Alte weigerte sich hartnäckig in die Kajüte zu gehen und somit begab ich mich dahin.

Als ich eintrat, fuhr der Capitän heftig auf, blickte mich erst stier an und schien dann in Verlegenheit zu kommen; ich that jedoch als merke ich dies nicht und sagte:

„Capitän, wir haben Gottland in Sicht!“

„Schon!“ murmelte er, „was hat es sonst gegeben?“

Ich meldete ganz dienstmäßig alle unsere Wahrnehmungen und die daraus entspringenden Vermuthungen; der Capitän hörte meinen Rapport mit niedergeschlagenen Augen an und entgegnete dann:

„Das wird wohl richtig sein; doch sagen Sie mir, ich war wohl gestern complett fertig?“

„Nun!“ lautete meine Antwort, „die Bowle war stark und wenn man sich da nicht vorsieht —!“

„Ja ja!“ rief der Mann schnell, „es ist wahr, aber ich rede bei solcher Gelegenheit allerlei unsinniges Zeug, woran ich sonst nicht denke; kehren Sie sich nicht daran und vergessen Sie es!“

„Ich habe eben nichts Besonderes vernommen!“ antwortete ich, „und außerdem sah ich ja auch nicht die Wirkung eines zu starken Gebräus zum ersten Male und weiß was man davon zu halten hat!“

„Sie sind ein verständiger junger Mann!“ rief der Capitän lebhaft, „und ich sehe, Sie grollen mir auch nicht, wenn ich im trunkenen Zustande eine Beleidigung gegen Sie ausgestoßen haben sollte. Wissen Sie, wir wollen auch die Neckerei mit dem da vorn aufgeben; denn die armen Leute mögen doch wohl genug zu leiden haben; ich hörte sie während der Nacht bis hierher stöhnen!“

Die Jugend ist leichtgläubig und nur zu geneigt, dem Scheine zu trauen; diese Veränderung des Capitäns erfreute mich höchlich und viel fehlte nicht, so hätte ich ihm Alles vertraut, was ich gedacht und beschlossen; er selbst verhinderte dies, indem er fortfuhr:

„Sie thäten mir übrigens einen großen Gefallen, wenn Sie alles Ernstes für die Leute sorgten; denn ich stehe mit dem jungen Herrn nicht zum besten!“

Ich ließ mir diesen Auftrag nicht wiederholen, sondern eilte auf das Verdeck, und bald dampfte der Kaffeekessel wieder, während ich der Proviantkammer entnahm, was ich gerade für dienlich hielt. Im Vorbeigehen theilte ich auch dem Steuermann die Veränderung des Capitäns mit, doch dieser schüttelte mißtrauisch den Kopf, obschon er nichts darauf entgegnete. Ich fuhr fort für meine Pflegebefohlenen zu sorgen, so gut ich konnte, frühstückte dann selbst ein wenig und versuchte eine Stunde zu ruhen, zu welchem Zwecke ich mich in eine Koje des Roofes legte.

Es war gegen Mittag, als ich wieder erwachte, und Oesel war in Sicht; ein klarer wolkenloser Himmel breitete sich über uns aus und die weiß überzogenen Taue und Stangen zeigten an, daß wir Frost bekommen hatten; dagegen war der Sturm minder stark und die Wogen wuchsen zusehends; ein Zeichen, daß wir der Wende nahe waren. Bald darauf ging der Wind in immer minder heftigen Stößen ganz aus und wir waren nunmehr ein Spielball der zu einer riesigen Höhe steigenden Wellen.

Dies ist für Schiffe ein böser Moment; denn die durch den Luftdruck niedergehaltenen und gedehnten Wogen wachsen jetzt mächtig an, überstürzen sich und schleudern dasselbe mit furchtbarer Kraft umher; manches Fahrzeug, welches einen Sturm glücklich abwetterte, unterlag schon den völlig fesselfreien Wogen und die „Jungfrau“ krachte jetzt in allen ihren Theilen, als ob sie jeden Augenblick aus einander gehen wollte.

Auch für Seekranke ist dieser Moment der schlimmste und unsere Patienten litten fürchterlich, ohne daß ihnen angemessene Hülfeleistungen gewährt werden konnten, weil es für uns auf dem Deck, der überschwappenden Wogen wegen, gefährlich war unsern sichern Standpunct zu verändern.

Wir mußten volle vier Stunden in dieser unangenehmen Lage ausharren; dann jedoch, nachdem sich der ganze nördliche Horizont mit düsterm Gewölke überzogen hatte, huschten die ersten Katzenklauen aus Norden über die gelblichen Wogen und stürzten ihre Kämme rückwärts über, das Thermometer sank unter den Gefrierpunct, und eine halbe Stunde später zog der Nordost mit einem pfeifenden Geräusch und einem heftigen Schneegestöber daher, welches mit den Dunstmassen zugleich plötzlich den Tag in Nacht verwandelte.

Wir hatten bereits bei den ersten Luftzügen das Schiff gewendet und uns auf die heftigern Stöße vorbereitet; als sie eintrafen, schoß daher die „Jungfrau“ wie verzweifelnd durch die immer noch widerstrebenden Wogen, welche zum Theil in der Höhe des halben Mastes über uns weggingen; doch endlich gelang es dem Winde auch sie zu beherrschen und von einem fürchterlichen Orkane getrieben begannen wir denselben Weg wieder zurück zu machen, welchen wir gekommen; die Richtung des Luftzuges war nach der Windrose genau Nordost.

Ich kann mir füglich eine genauere Beschreibung der nächstfolgenden Zeit ersparen, um schneller dem Acte zuzuschreiten, welcher unserer traurigen Reise ein schreckliches Ende machte.

Vom Winde gejagt schossen wir unter dem immerwährenden Schneegestöber unaufhaltsam die ganze Nacht dahin, sahen am Morgen, als es sich einen Moment aufklärte, die Südspitze von Gottland verschwinden und befanden uns am nächsten Morgen auf der Höhe von Bornholm.

Doch während bereits am Abend Schnee und Kälte aufgehört hatten, hörte auch in der Nacht der Sturm auf; die Wellen tobten aus und die See ward eben;

die Sonne ging in einer Pracht auf, wie ich solche selten beobachtet hatte —, aber sie brachte uns wiederum Windstille, die See ward glatt wie ein Spiegel, die Hitze nahm mit jeder Minute zu und wir lagen da, träge und regungslos, jetzt eben so ängstlich nach einem Lüftchen ausschauend, als wir erst die Bewegungen der Atmosphäre gefürchtet.

Welch ein Contrast in der Natur, welch ein Wechsel in den Erscheinungen derselben! Doch hatte jener wenigstens das eine Gute, daß er günstig auf den Zustand der Passagiere einwirkte. Einer nach dem Andern kamen sie mit ihren bleichen Gesichtern hervorgekrochen, um sich an dem herrlichen Wetter zu laben und an der reinen Luft zu erquicken, und als erst ein tüchtiges Frühstück ein stark von ihnen empfundenes Bedürfniß befriedigt hatte, schien alles Elend und Ungemach vergessen zu sein. Die armen Leute, sie ahnten nicht, zu welchem schauderhaften Ereigniß dieses herrliche Wetter die Einleitung sein sollte.

Obgleich uns Seeleuten dasselbe noch weniger behagte als der vorangegangene Sturm, begannen doch auch wir daran zu denken, uns für die erlittenen Entbehrungen zu entschädigen, und ein tüchtiges Frühstück ward auf dem Hinterdeck vorbereitet, zu welchem auch von Berg auf meine Veranlassung eingeladen ward.

Somit schien Alles einen günstigen Verlauf nehmen zu wollen, doch es schien auch eben nur so; denn ich merkte bald, daß unser Capitän ganz wieder der Alte war; er neckte den Steuermann, warf dem jungen Edelmann beißende Reden hin und nur ich war so glücklich, von ihm mit einer gewissen Achtung behandelt zu werden. Da Jene indessen schwiegen und ich mich anhaltend bemühte, allen seinen Reden eine scherzhafte Wendung zu geben, so kam es wenigstens nicht zu unangenehmen Auftritten, doch erbaut war ich keineswegs von dieser Vereinigung beim Mahle und hatte nur zu viel Ursache, einen neuen Verdacht gegen den Capitän hinsichtlich des Mecklenburgers zu fassen.

Indessen verging die Zeit und allgemach auch der Tag, obschon langweilig genug.

Gegen sechs Uhr Nachmittags stieg im Westen ein Gewölk auf und bald rollte auch der erste dumpfe Donner zu uns herüber; die Sonne stach gewaltig und ein Gewitter stand ganz unzweifelhaft in Aussicht.

Je mehr sich aber der Himmel bewölkte und das Gewölk die Sonne verfinsterte, desto finsterer ward auch die Stirn des Capitäns; doch war es nicht Besorgniß, welche sich auf derselben zeigte, sondern eher eine unheimliche ingrimmige Freude, verbunden mit einer eigenen Unruhe, die sich stets vermehrte, je öfter er auf kurze Zeit in die Kajüte ging, und ich schloß, daß ihn der Dämon der Habgier jetzt vollständig in seine Gewalt bekommen.

Der Donner ward inzwischen immer stärker und anhaltender; die Blitze begannen zu züngeln und ein lebhafter Westwind sprang auf; wir setzten daher Segel bei und schossen durch die schwarz gefärbten Wogen ostwärts.

Der Capitän ließ das große Boot herrichten und verproviantiren.

Eine Stunde später rollte der Donner mit seiner ganzen Wuth über unsern Köpfen; der Wind war zum Sturme mit leichten Wirbeln geworden und die Blitze züngelten in bläulichem Lichte um uns herum.

Gewitter auf der See gleichen an Heftigkeit denjenigen in den Gebirgen und die tief hängenden Wolken äußern ihre Elektricität mit einer Kraft, von welcher nur Derjenige einen Begriff haben kann, welcher dieselbe kennen lernte; indessen war immerhin für uns bis jetzt noch keine große Gefahr vorhanden. Doch da krachte plötzlich ein entsetzlicher Schlag, der Blitz blendete, und vom Blitze, zugleich aber auch von dem diesen Schlag begleitenden Windstoß getroffen, brach der Mast wenige Fuß vom Deck ab und die Stange stand einen Moment in Flammen, welche jedoch sofort wieder von den Wogen, in welche sich die erstere tauchte, gelöscht ward.

Die Folgen dieses Ereignisses waren böse genug, das Schiff wendete, ward von den Wogen erfaßt und gleich einem Balle umhergeschleudert; obgleich betäubt, hatte ich Besinnung genug behalten, mein Messer zu ziehen, um den Steuerbordstag, in dessen Nähe ich mich befand, zu durchschneiden, und sah wie der Steuermann die Steuerbordwanten mit einem Beile abhieb. Dies war das Werk weniger Augenblicke und machte wenigstens das Wrack von dem Takelwerke einigermaßen klar, doch dem Ruder, welches der Capitän mit furchtbarer Kraft aufhob, wollte es dennoch nicht gehorchen.

Die Besinnung kehrte indessen schnell bei jedem Einzelnen der Bemannung zurück und in Zeit von zwei Minuten waren wir völlig von dem Takelwerk klar, obgleich es noch längere Zeit fortfuhr, der „Jungfrau“ in die Rippen zu arbeiten, daß es dröhnte. Der Capitän ordnete die Aufrichtung eines Nothmastes an, was wir denn auch so gut es gehen wollte begannen, und wirklich gelang es uns, einen Lappen in den Wind zu bringen, wodurch das Wrack wenigstens stätig durch die aufgeregten Gewässer zog.

Doch als wenn das Wetter es lediglich auf uns abgesehen hätte, blieb es mit dem Sinken der Sonne stehen, wendete endlich und bald darauf wurden wir wieder südwestlich geschleudert.

Die ganze Nacht tobte das Unwetter über unsern Köpfen und führte uns mit reißender Schnelligkeit Rügen zu; als es sich am Morgen legte, hatten wir die Insel und die pommersche Küste in Sicht, der Wind blies frisch aus Nordost und der Himmel war hell und klar.

Das Nächste was nun geschah, bestand darin, uns von dem erlittenen Verluste zu überzeugen. Nächst dem Maste waren auch noch unsere beiden Buganker, die Jölle und verschiedene andere Gegenstände, welche ihren Platz auf dem Deck gehabt hatten, verschwunden; doch noch ahnte Niemand das Böse unserer Lage, bis plötzlich der Steuermann rief:

„Das Schiff schlenkert, wir müssen einen Leck haben!“

Der Capitän sagte auf diese Bemerkung kein Wort, sondern verließ das Steuerrad und ging in die Kajüte, während der Steuermann und ich den Pumpensood untersuchten. Im Raume befanden sich bereits vier Fuß Wasser. Während wir nun Leute an die Pumpe stellten und selbst daran thätig waren, erschien der Capitän wieder mit einem Packete unter dem Arme auf dem Verdeck, welches erstere er in den Spiegel des großen Bootes legte, während er mich beauftragte, einige Männer von den Passagieren herauf zu holen, da er noch einige andere Pumpen einzusetzen beabsichtige und Jene an diesen arbeiten sollten.

Seine Handlungen und Anordnungen hatten bis zu diesem Momente nichts Verdächtiges und ich gehorchte sofort. Was, während ich unten einige Erklärungen machte und die Leute auswählte, oben geschah, kann ich natürlich nicht wissen; doch als ich mit Berg und fünf andern Männern wieder das Deck betrat, fand ich die

eine Ladepforte geöffnet, das große Boot einige Faden vom Schiffe entfernt und in demselben den Capitän, zwei Matrosen und die Dogge, während ich den alten Steuermann rufen hörte:

„Verfluchter niederträchtiger Schurke, Du wirst Deinem Lohne nicht entgehen!“

Als der Capitän mich erblickte, rief er mit der Hand winkend:

„Wollen Sie mit, junger Herr, so kommen Sie schnell; es sollte mir leid um Sie thun!“

Ich muß gestehen, daß mir die niederträchtige Handlungsweise des Capitäns einen Moment einen solchen Schreck verursachte, daß ich nicht im Stande war, ein Wort hervorzubringen; dabei hatte ich indessen mich selbst weniger im Auge als alle diese armen Menschen am Bord, weil ich für meinen Theil darauf rechnete, von dort aus, wo das Schiff sinken mußte, die Küste vermittelst irgend eines Holzes schwimmend zu erreichen.

Als ich mich erholt, antwortete ich daher auch nicht auf die Anrede des schurkischen Capitäns, sondern sprang auf den Steuermann zu und sagte:

„Was nun, alter Junge?“

„Ersaufen!“ erwiederte der Mann mit eisiger Kälte.

Einen Augenblick griff ich unter meinen Rock, in keiner andern Absicht, als dem Capitän eine Kugel nachzusenden; doch besann ich mich bald eines Bessern und antwortete dem Steuermanne: „Nicht so, mein Alter! versuchen wir das Wrack flott zu halten!“

Doch wir hatten es jetzt nicht allein mit dem Wrack, dessen Leck, dem hohen Wogengange und dem heftigen Winde zu thun, die Kenntniß von dem Vorgange mit dem Boote und dem Capitän hatte sich bis in den Verschlag der Auswanderer verirrt, und hervor stürzten diese jetzt als Bilder der verkörperten Verzweiflung; die Männer bleich, mit emporgesträubten Haaren und rollenden Augen; halbnackte Weiber mit Gekreisch und Geschrei, ihre Kinder fest in den Armen drückend, daß diese deshalb schrieen.

Lange Zeit war Alles vergeblich sie zu beschwichtigen und ihnen begreiflich zu machen, daß ihre Rettung nur von ihrer Ruhe abhänge; doch endlich gelang es der Autorität des Edelmanns und den Drohungen des alten Steuermanns, die von einigen Handgreiflichkeiten begleitet wurden, die Gesellschaft still zu machen. Als dies geschehen, wurden zwei Pumpen eingerichtet, die brauchbaren Männer dabei angestellt und alle Uebrigen nach vorn getrieben. Als wir sie hier versammelt hatten, bemühten wir uns ihnen ihr Benehmen für den Fall eines Auflaufens oder Sinkens vorzuschreiben und machten uns dann daran, in der Eile einige Stücke Holz zu einem Floße zusammen zu binden.

So näherten wir uns Mönchguth, sahen jedoch bald unsere Hoffnung, Perth anzulaufen, schwinden; denn von der Strömung erfaßt, trieben wir südwärts durch das neue Tief, in fast ebenem Wasser, während links und rechts von dem Strome brechende Wogen denselben einrahmten. Vor uns trafen dieselben in einer heftigen Brandung zusammen und hier lag der „blinde Stubber“, eine Sandbank, welche meistens unter Wasser steht und mit mächtigen Granitfelsen bedeckt ist. Auf einer alten Karte von 1672 ist an der Stelle, wo dies Riff jetzt befindlich, noch eine Insel „Stubber“ verzeichnet; sie ist von den Wogen allgemach weggeschwemmt und von ihr eben nur jene Bank geblieben, die jetzt Schaaren von Seehunden zum Aufenthalt dient.

Von der Zeit ab, wo ich diese Brandung erkannte, wußte ich unser Schicksal gewiß. Zwar bemerkten wir, wie man Böte von Perth aus in die See zu bringen suchte, doch daß sie uns erreichten, war nicht gut anzunehmen, und unaufhaltsam rannten wir unserm Verderben entgegen.

Hier noch die böse Aussicht zu verbergen, wäre eine nachtheilige Vorsicht gewesen. Als ich meine Ansicht dem Steuermann mitgetheilt hatte, versammelten wir daher Alle im Bug und ertheilten hier unsere Weisungen, welche dahin gingen, den Anprall zu einem Sprunge auf das Gestein zu benutzen, um sich dann auf diesem zu halten, bis die Boote uns abholen würden. Leider verstanden die armen verzweifelten Menschen uns kaum und begriffen uns gar nicht.

Wir kamen indessen der Brandung näher, ihr Toben schlug schrecklich an unser Ohr und bald tauchte auch in einzelnen Momenten das schwarze, in der Sonne glänzende Gestein aus der weißen hoch aufspritzenden Gischt hervor. Nur noch wenige Augenblicke — jeder Athem stockte — jedes Glied war regungslos — ein gewaltiger Krach, als berste das Weltall, erfolgte — der erste Anprall war geschehen und das Wrack der „Jungfrau“ gebrochen. Vom Rückschlage fortgeführt, wirbelte das Wrack herum und stieß mit fast noch ärgerem Krachen als vorhin seine Steuerbordrippen gegen den Felsen, daß die Flanken zersplitterten; schwächer und schwächer wiederholte sich der Anprall des in Stücke gehenden Rumpfes und die zerschellten Trümmer des Kutters und seiner Ladung bedeckten die Wogen.

Ich hatte beim ersten Anprall ein Weib, welches ein Kind heftig an ihre Brust drückte, ergriffen und mich mit demselben auf gut Glück nach vorn geworfen; es gelang mir vermöge der Kraft des Ruckes, welcher alles Lose im Schiffe nach vorn schleuderte, die Platte zu erreichen, und trotz des heftigen Falles, den ich that, mich auf derselben zu halten. Das Gleiche ungefähr hatten der Steuermann und der Matrose gethan. Einige Männer hatten den Fels ebenfalls erreicht. Beim zweiten Anprall gab die Verzweiflung Vielen dieselbe Kraft, und sogar einige Kinder von zartem Alter suchten in der Gischt auf dem Felsen zu fußen; doch überall tauchten Köpfe mit dem Ausdruck der Todesangst und Hände, welche wie flehend emporgehoben wurden, aus den Wogen hervor, um dann für immer zu verschwinden. Als das Wrack zerschellt war, zählte ich achtzehn Personen, denen es gelungen war, unsern zweifelhaften Halt zu gewinnen. Die auf dem Felsen liegenden Seehunde glotzten uns verwundert, aber ohne Scheu zu zeigen, an.

Nach einer bangen halben Stunde erreichten die Boote von Perth den Felsen und es gelang uns, in dieselben zu kommen, welche uns demnächst nach Zicker führten, wo wir zu unserm Staunen das Boot, in welchem der Capitän uns verlassen, fanden. Er war auf die Anzeige der begleitenden Matrosen bereits von den dort stationirten Beamten verhaftet. Letztere sorgten auch für unser Unterkommen. Ich hielt mich nicht lange auf, sondern verließ, begleitet von dem Steuermann, nach vorläufigem Verhöre, den Ort, um mich wieder zu meinem Oheim zu begeben. Dieser staunte nicht wenig, mich schon so bald und namentlich ohne das mir anvertraute Geld, welches als Corpus delicti einstweilen in den Händen der Beamten verblieben war, wieder zu sehen; doch war er weiter nicht ungehalten; wider Unglück läßt sich schlecht kämpfen.

Der Capitän ward nach den strengen preußischen Gesetzen wegen seines doppelten Verbrechens mit zwanzigjähriger Zuchthausstrafe belegt, soll aber, wie ich später hörte, bald verstorben sein. Von dem jungen Edelmann habe ich nie wieder etwas vernommen; vielleicht hat er es aufgegeben nach Rußland zu gehen. Mein Freund Steuermann, dem ich später noch öfter im Leben begegnete, ließ es sich niemals ausreden, daß alles Unglück durch die Abreise am Freitag herbeigeführt worden.

Sonntags-Plauderei.

Ein Gewitter auf dem Meere. (Aus einem Briefe.) Bereits am gestrigen Abend leuchtete es unaufhörlich in der Ferne, doch ohne hörbaren Donner, und der westliche Horizont war nur leicht bewölkt. Diesen Vormittag jedoch bildete sich das prächtigste Gewitter aus, das ich je gesehen habe.

Aus Südwest stiegen schwarze, dicke Wolkenmassen empor, über einander gethürmt wie zerrissene, zerklüftete Gebirgsmassen, die in der Entfernung den Blicken sich zeigen. Die Ränder derselben waren lichter gesäumt, der untere Theil aber rabenschwarz. Bald war der größere Theil des Himmels umzogen und die Sonne verhüllt. Ein schauerliches Dunkel bedeckte das Meer, und das Wasser sah kohlschwarz aus, grell stachen davon die weißen Wellenspitzen ab.

Einzelne Regentropfen fielen bereits auf das Deck, die sich durch ganz ungewöhnliche Größe auszeichneten, denn sie hatten den Umfang eines Taubeneies und schlugen wie Hagel auf das Verdeck. Diese Größe setzte mich in Erstaunen, obgleich sie in diesen südlichen Breiten — wir befanden uns unter dem achten Grade nördlicher Breite — nichts Außergewöhnliches ist, und unter der Linie die Regentropfen häufig einen Zoll im Durchmesser halten. Einige leichte Blitze zuckten aus den schwarzen Wolkenmassen und fuhren wie feurige Schlangen am Himmel hin. Die Blitzableiter wurden an den Masten befestigt und ich suchte mir einen geschützten Ort aus, um das beginnende Naturschauspiel zu beobachten. Bis jetzt herrschte die einem Gewitter gewöhnlich vorausgehende charakteristische Schwüle und Stille der Atmosphäre, und nur die Wolken wurden von einem uns unfühlbaren Luftzuge in den oberen Regionen fort- und gegen einander getrieben. Es war als sammele jedes Element seine Kräfte zu dem bevorstehenden Kampfe, um ausgeruht den Gegner empfangen zu können. Plötzlich jedoch fuhr ein blendender Feuerstrahl aus einer Wolke herab in das Meer, das zischend und kochend aufrauschte. Ein prasselnder, dröhnender Donnerschlag begleitete den Feuerstrahl; in demselben Momente goß der Regen in Strömen hernieder und ein pfeifender Windstoß brauste über das Meer, welches plötzlich von weißem Schaume überzogen wurde.

Als wäre dies das Signal zu dem beginnenden Kampfe gewesen, so folgte auf diesen Blitz und Donnerschlag der Streit der Elemente, den ich in seiner schauerlichen Pracht und Herrlichkeit nicht zu schildern vermag. — Obgleich ich viel von der Größe und Heftigkeit der Gewitter in den tropischen Regionen gelesen hatte, so wurden dennoch alle meine Vorstellungen übertroffen.

Die schwarzen aufgethürmten Wolkengebilde zogen gegen einander, von flammenden blaurothen oder rothgelben Blitzen durchschnitten, die wie feurige Schlangen am Himmel hinzuckten oder mit blendendem Glanze in das Meer herunterschlugen. Der Donner rollte unaufhörlich und die Schläge waren von einer Stärke und Gewalt, die kaum glaublich. Zuerst war es ein Knackern und Prasseln, als wenn Tausende von großen Werkstücken aus einem Sacke geschüttet würden, dann folgte ein Rollen und Dröhnen, daß das Schiff bis in die tiefsten Fugen zitterte und bebte, und ich oft unwillkürlich bei manchem Donnerschlage den Kopf einzog, als befürchtete ich, daß dieses gewaltige Dröhnen und Schmettern ihn zusammendrücken würde.

Blitz folgte auf Blitz, Schlag auf Schlag, ganz ohne Pausen, und ich glaubte, die Atmosphäre müsse heute ihr ganzes vorräthiges Feuer ausgießen, in solchen Klumpen fiel es herunter. Es war ein unaufhörliches Toben und Kämpfen, Brüllen und Dröhnen, als wenn ganze Batterien des größten Kalibers in einem Momente abgefeuert und nicht müde würden, einander Tod und Verderben zuzusenden. Dabei heulte der Sturm in abgebrochenen Stößen und brauste durch das Segelwerk, als wolle er es in Stücke reißen, die See schäumte, tobte und grollte, und der Regen goß in Strömen herunter, daß man glauben mußte, die Wolkenschläuche wären zerrissen und entsendeten ihren ganzen Inhalt.

Es war ein erhabenes, furchtbar-schönes Schauspiel und zeigte die Größe der Natur in ihrer heftigsten Aufregung.

Nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde wurden Blitz und Donner schwächer und folgten in längeren Zwischenräumen. Das Gewitter verzog sich allmälig und bald grollte der Donner nur dumpf noch aus der Ferne. Die Sonne brach durch die Wolkenhülle und Himmel und Luft klärten sich auf.

Die Matrosen hatten mehrere Fässer Regenwasser aufgefangen und hielten nun große Wäsche, und Nachmittags war das ganze Tauwerk zum Trocknen davon bedeckt. Dt.

Toleranz. 1557 legte der Pastor Franz Burchhard in Danzig — einer der gelehrtesten Kämpfer in den zu Königsberg geführten Osiandristischen Streitigkeiten — seinem Schwiegersohne bei dessen Ordination die Hände mit dem Segenswunsch aufs Haupt: „Gott erfülle Dich mit Haß gegen die Calvinisten“. — 1605 wurde der reformirte Prediger Adami von St. Elisabeth vom Pöbel auf offener Straße mit Hunden gehetzt. In demselben Jahre schrieb der Pastor Coletus an der Marienkirche ein „christliches Gebet wider die Calvinisten“, und sein Nachfolger Corvinus ermahnte 1620 seine Zuhörer, doch ja keinen Reformirten zu Taufzeugen einzuladen. — Einem Bäcker, der in arianischem Eifer über die Dreifaltigkeit und das Abendmahl gespottet haben sollte, ward mit einem glühenden Pfriemen die Zunge ausgerissen und er dann in den Kerker geworfen. — Was von Katholiken herrührte, taugte auf keinen Fall; sogar dem Capellmeister wurde 1633 anbefohlen: „Keine von Katholiken componirte Kirchenmusik aufzuführen, da an evangelischer ja, Gott Lob! kein Mangel sei“. — 1665 verzögerte sich die Hinrichtung eines Diebes vom Morgen bis zum Nachmittage, weil der katholische Official mit dem lutherischen Lazarethprediger um die Seele des Unglücklichen stritt, und Jeder sie auf seine Weise vom Verderben retten wollte. — Auch gegen ihre eigenen Glaubensbrüder brach der Zelotismus der lutherischen Geistlichen oft hervor. 1644 z. B. mußte vom Rath dem Pastor an der Bartholomäuskirche untersagt werden, den Rector der Schule mit Nennung des Namens auf der Kanzel zu verlästern. Selbst die Bauern klagten häufig über das Schelten, Fluchen und Verunglimpfen, womit die Prediger die Kirchen entweihten. Ja, einer der letztern, der Pfarrer Eisenhart in Kobbelbude, hatte einen Fischer von der Kanzel herab so angegriffen, daß dieser ihn, als er an einer Schenke vorüberging, mit der Bierkanne erschlug. M. R.

Danziger Gesetze aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Jeder, der Bürger werden will, muß eine Lothbüchse oder Armbrust oder Hellebarde haben. Auch muß er versprechen, sich innerhalb eines Jahres zu verheirathen; thut er es nicht, so verliert er das Bürgerrecht. (Beiläufig: man hört und liest so viele Vorschläge zu Gunsten des an Zahl immer mehr wachsenden Theils des schönen Geschlechts, die man gemeinhin „alte Jungfern“ nennt. Ginge es nicht an, den zweiten Theil der obigen Satzung wieder, und nicht allein in dem alten reichen Danzig, zur Geltung zu bringen?) — Wer mit Lotterie oder Riemenziehen die Leute um das Ihrige bringt, soll das erste Mal gebrandmarkt, das andere Mal gesäckelt oder ersäufet werden. (Ist weniger zur Wiedereinführung geeignet — schon wegen der dann drohenden Entvölkerung.) M. R.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 39. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt.

Zur Unterhaltung für alle Stände.

29. September.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Bei Lutter und Wegner.

Von Heinrich von Brehmer.

Die Ankunft einer fahrenden Schauspielertruppe ist nur noch ein Ereigniß für Orte, die weit ab von der großen Heerstraße liegen. In ein solches Landstädtchen am träge dahinschleichenden Bache unberühmten Namens, mit seinen dritthalbtausend Einwohnern, einem hochweisen Rathe und egyptischer Finsterniß, wenn auch kein Mondschein im Kalender steht, bringt der knarrende Thespiskarren immer etwas, wenn gleich geschminktes, Leben. Fahrende Komödianten! freilich Eure Glanzperiode ist längst dahin, der Nimbus, der Eure papierne Krone einst umstrahlte, längst erloschen; von dem glänzenden Elend, mit dem man einst Eure gaukelnde Existenz bezeichnete, fast nichts als das prosaische Elend übriggeblieben. Hier und da taucht wohl unter diesen Trümmern eine Erscheinung auf, die an die bessern Tage jener Zeit erinnert, wo das Genie berufen war, jedes über Nacht gezimmerte Podium zum Tempel der erhabensten Kunst zu weihen, wo der wandernde Künstler ein begeisterter Missionär seines Berufes war — aber es bleiben eben vereinzelte, vom großen Haufen unbegriffene Größen. Jüngst trieb eine solche „Bande“, wie der profane Ausdruck wohl auch jene beklagenswerthen Mörder des guten Geschmackes nennt, in P. ihr Wesen. Es konnte mich nicht dahin ziehen, wo allabendlich durch die grinsenden Masken das hohläugige Elend hervorschaute, wo durch den abgeschabten Hermelin nur zu deutlich der geflickte Lumpenkönig hervorleuchtete, aber es gewährte mir einiges Interesse, einen Blick hinter die Coulissen dieser abenteuerlichen Welt zu thun. Es fiel mir ein bei dem lärmenden Jubel seiner Genossen stets schweigsamer ältlicher Mann auf, dessen bleiches Gesicht einen ernsten, fast leidenden Ausdruck hatte. Aus seinen eingesunknen Augen blitzte mir zu Zeiten ein Strahl geistigen Lebens entgegen, daß ich bald inne wurde, er sei nicht so innerlich hohl wie seine bramarbasirenden Collegen. Nachdem es mir nach längerm scheuen Ausweichen seinerseits gelungen war, ihn in ein Gespräch zu ziehen, fand ich sogar, daß er für sein in dieser Ausübung so elendes Handwerk eine ungewöhnliche Bildung besaß. Seine Urtheile über dramatische Dichtungen waren überraschend treffend — war er einmal in den Fluß gekommen, so war sein Vortrag eigenthümlich fesselnd, er war dann ein weit besserer Acteur als da oben auf den Bretern. Nach beendigtem Schauspiel traf ich ihn allein in einem Winkel des Gastzimmers, in welchem das ausgelassene Corps seiner Gefährten einen Faschingsball improvisirt hatte, stumm und in sich versunken dasitzen. „Weshalb wieder so einsilbig, Menzel“, redete ich ihn an, „worüber brüten Sie denn so allein, während die da als richtige Lebemenschen in der Harlekinsjacke ihren eignen Kummer verhöhnen? — „Wir sind nicht Alle gleichgeartet“, murmelte er, „überdies kam mir da heute eine alte Erinnerung in das Hirn hinaufgestiegen. Wir spielten die abgedroschene Kotzebuade: „Der gerade Weg ist der beste“. Es sind jetzt fast vierzig Jahre her, daß ich das Ding auch sah.“ — „Vor vierzig Jahren“, rief ich, „und wo?“ — „In Berlin“, erwiederte er flüsternd. — „Den Elias Krumm von ihm?“ warf ich hastig ein. — „Sie haben es errathen, es war ein unvergeßlicher Abend, aber nicht darum allein“, setzte er hinzu. — „O, davon müssen Sie mir erzählen“, drang ich in ihn, während ich ihn ungestüm am Arme faßte und in ein stilleres Nebenzimmer zog. Bald brauste der Champagner vor uns in den Gläsern. „Wozu beschwören Sie Geister herauf“, sagte er dumpf nach einer Pause, „aber Sie haben Recht, man verträumt dabei vielleicht eine Stunde elenden Daseins und das ist schon etwas werth. Dazu lese ich in Ihren Blicken, daß Sie mich verstehen werden, und so sollen Sie die Perle aus dem Schatz meiner Erinnerungen haben.“ — „Zuerst aber ein Glas von diesem feurigen Kinde Frankreichs.“ — „O ich sehe, Sie kennen die Macht dieser Wünschelruthe“, sprach er mit trübem Lächeln, lehnte sich in das Sopha zurück und begann:

„Ich war noch ein junger Kerl, die Brust voll himmelanstrebender Hoffnungen und glühender Wünsche, als mich das Schicksal — ich glaube, es war 1820 — nach Berlin führte. Was ich dort suchte, das zu erzählen, erlassen Sie mir wohl. Ich war schon damals Histrione von Profession, freilich mit ganz andern Gefühlen wie heute. Magnetisch zog es mich allabendlich in das Haus

am Gensdarmenmarkt. Wie damals dort Komödie gespielt wurde, haben Sie wohl gelesen; denn Sie sind zu jung, um es selbst erfahren zu haben. Nur wer mit eigenen Augen mitangesehen hat, wie dort die jetzt langweilig und spießbürgerlich erscheinenden Familiendramen Ifflands, die weinerlichen Rührstücke Kotzebue's agirt wurden, kann sich erklären, wie diese Sachen sich so dauernd auf dem Repertoire halten und die Theaterräume bevölkern konnten. So gehörte auch der Abend, wo Meister Devrient in dem ohne ihn fast unerträglich weichlichen „armen Poeten" als Lorenz Kindlein und in dem ziemlich fratzenhaften „geraden Wege" als Elias Krumm auftrat, zu den wahrhaften Festabenden. Was er namentlich in der ersten Rolle des gedrückten, zusammengeschrumpften, aber alle Welt ans warme Herz drückenden Männleins in der Dachstube leistete, dies würdig zu schildern ist das Wort zu arm. Welch bestrickenden Zauber übt solche Kunst, die zur Zwillingsschwester der Natur geworden ist! Wie heiß strömte es damals durch meine Adern, wie taumelte ich gleich einem Trunknen aus den Pforten des Musentempels, wenn das letzte Wort verklungen. Sehen, ihn von Angesicht zu Angesicht sehen, den großen Meister meiner Kunst, dies war mein brennendster Wunsch. — Er sitzt alle Abende nach dem Theater bei Lutter und Wegner, sagten mir die Leute. Es war beschlossen, die dürftige Baarschaft, auf einen Schoppen Wein mußte sie langen, der fadenscheinige Rock, beim Lampenlicht bemerkt man ihn weniger, wer wird überhaupt dort auf dich armseligen Späher Acht haben. Ich lenkte meine Schritte nach der Charlottenstraße. Das damals so berühmte Weinlocal war schon dicht besetzt. Kaum fand ich noch ein Plätzchen in dem Hauptzimmer. Meine Augen spähten nach dem ersehnten Gegenstande. Unter all den zahlreichen Köpfen paßte keiner zu dem Portrait, das sich meine Einbildungskraft von dem Künstler geschaffen. Jetzt öffnete sich die Thür — da diese Gestalt von mittler Größe mit dem langwallenden schwarzen Haar, die so gleichgültig durch die gedrängte Menge schreitet, sich so nonchalant da oben an die Tafel der Stammgäste setzt, kaum leicht mit dem Kopfe die Anwesenden grüßend und wie es scheint, leise ein Lied vor sich hinsummend, das mußte er sein. Ich wagte es nicht, den Kellner darnach zu fragen; jetzt wie er nach der Spenerschen Zeitung griff und sein leuchtender Blick darüber hinzuckte, jetzt hatte ich ihn wieder erkannt. Das summende Geschwirr der vielen Stimmen um ihn herum schien ihn wenig zu irritiren, da sah er plötzlich auf, denn eine Hand hatte sich auf seine Achsel gelegt. „Ah, Hoffmann", sagte er zu dem neben ihn stehenden kleinen Mann, „gut, daß Sie kommen, lesen Sie einmal, wie man mich wieder verarbeitet; der hochweise Kritikus meint, ich hätte neulich als Shylok doch Manches zu sehr fallen lassen. Ach diese Herren von der Feder denken wirklich, so ein Kerl von Lustigmacher muß eiserne Nerven haben." — Die Stimme, mit der er dies sprach, dröhnte laut durch den Lärm bis zu mir herüber; es lag ein unbeschreiblicher Ausdruck stolzen Hohns darin. „Das, was wirklich schwach in der Leistung war und was ich bis in die Fingerspitzen fühle, das ist natürlich ihrem Scharfblicke entgangen. Ich werde mich hüten, es ihnen zu sagen." — „Vielleicht weiß ich es", sagte der kleine Mann mit scharfem Tone. Das blitzende Auge Devrients haftete auf den markirten Zügen seines gelblichen Antlitzes, dann erwiederte er: „Sie? ja, das ist möglich; aber davon vielleicht später." — „Wer ist dieser Herr Hoffmann?" fragte ich leise den Kellner. —

„Sie müssen jedenfalls kein Berliner sein", meinte dieser, „daß Sie unsern Kammergerichtsrath Hoffmann nicht kennen." — „Hoffmann, der Dichter der Nachtstücke, der Serapionsbruder?" rief ich bewegt. — „St!" mahnte der Kellner, „es wird wohl der sein, übrigens haben Sie als Fremder ein merkwürdiges Glück", setzte er mit wichtiger Miene hinzu, „denn es sind heute so ziemlich unsere besten Stammgäste beisammen; da dort der Herr an der Ecke mit dem militairischen Schnurrbart ist der Baron de la Motte-Fouqué; dort vis-à-vis von ihm Herr Salice-Contessa; dort weiter links, der Mann mit dem bleichen kränklichen Gesichte, Herr Custos von Chamisso." Wie das vor meinen Blicken bei dieser Aufzählung flimmerte; denn das wußte ich ja, daß das alles vielgenannte Dichter waren, deren Werke man damals heißhungrig verschlang. Ein Chaos von Stimmen wogte bald durcheinander, das mir bei meiner zurückgezogenen Position unmöglich machte, den Faden der einzelnen Gespräche zu verfolgen. Am allgemeinen Discurs betheiligten sich Devrient und Hoffmann im Ganzen wenig, das bemerkte ich wohl. Hoffmanns Blicke fuhren von Zeit zu Zeit stechend wie Dolche nach seinem Nachbar Devrient hin, welcher nur hier und da ein scharfes Wort rasch in die allgemeine Conversation hineinwarf. Das war sicher, man respectirte diese sprühenden Funken, man hätte sie gern zu einem hell lodernden Feuer angefacht; aber es blieb Alles vergebens. In diesem ganzen Kreise hatten die Beiden, die sich zu verstehen schienen, für mich die interessantesten Physiognomien. Diese unheimliche Beweglichkeit in den Zügen, in den züngelnden Blicken Hoffmanns, diese Gluth in den zeitweise aufflammenden Augen Devrients, es war ein interessantes Schauspiel, das mich so fesselte, daß ich darüber das Gespräch selbst überhörte. Dennoch floh mir die Zeit pfeilschnell dahin. Ich war überrascht, als ich den Wächter die elfte Stunde pfeifen hörte. Die Meisten brachen jetzt auf; die Zahl der Stammgäste schmolz bis auf wenige, die näher an einander rückten, dann empfahlen sich auch diese; Devrient und Hoffmann waren jetzt mit mir allein. Es war mäuschenstill in dem Zimmer; ich glaube, man konnte den Pulsschlag meines klopfenden Herzens hören. Jetzt trat der Kellner herein und stellte unaufgefordert mehrere Flaschen Sekt und zwei Gläser hin. Fragend schaute er die Beiden eine Weile an. „Was giebts?" fuhr Devrient aus seinem Sinnen auf. Der Kellner winkte stumm nach mir hin. Ich verstand ihn, ich wollte mich erheben, fühlte mich aber an der Stelle, wo ich saß, wie angeschmiedet. „Wenn ich stören sollte —", stotterte ich endlich heraus. „Könnte möglich sein", sprach Devrient scharf. „Aber es kommt noch darauf an. Mit wem hätten wir die Ehre?" setzte er mit eigenthümlich schneidendem Accent hinzu. Dieses: Mit Wem hätten wir die Ehre, gellt mir noch heute in den Ohren; ich glaube, dieser Ton würde dem Fürsten der Finsterniß den Aufenthalt in seinem Reiche unheimlich gemacht haben. — „Verzeihen Sie", begann ich wieder, „ich bin nur ein Stümper in der dramatischen Kunst — der Anblick meines großen Meisters" — „ah, also ein Bruder Komödiant", schnitt Devrient meine Rede ab, „das ist etwas Anderes. Nur näher, wenn ich bitten darf. Wo kommen wir denn her?" — Das Blut schoß mir ins Gesicht, ich trat ihm näher, nahm mich entsetzlich zusammen, und sprach offen und ehrlich meinen Eifer für das Theater und meine Pläne für die Zukunft aus. Ein sonderbares Lächeln umspielte des Künstlers Lippen, ein Seitenblick streifte

seinen Nachbar, dann sagte er mit volltönender Stimme: „Bei Gott, ein schon recht artiges Delirium; aber ich habe das gern. Louis, noch ein Glas!" Ich schwamm in einem Meer von Wonne. „Aber ich hätte bald vergessen, die Herren mit einander bekannt zu machen", begann Devrient aufs neue mit gravitätischem Ernst, indem er sich erhob und auf Hoffmann wies: „Herr Kreisler, Musikant, Decorationsmaler, Papiermaler, Actenwurm, Bücherschreiber, hauptsächlich aber Tausendsappermenter; hier (auf mich deutend) Herr — X. Y. Z., angehender Coulissen- — Held!" — „Und hier endlich", sagte Hoffmann, „Herr Devrient, erster königlicher Lustigmacher und Spitzbuben-Darsteller, hauptsächlich aber Teufelskerl. Aber nun genug der Kindereien. Ich bin heute wahrhaftig nicht dazu aufgelegt." — „Ich auch nicht", meinte Devrient. „Aber sage mir ums Himmels Willen, wo Du die acht Tage gesteckt hast?" — „Ach mir ist es inzwischen schlecht gegangen", erwiederte Hoffmann. „Ich habe im Bett gelegen und mich wie ein Wurm vor Schmerzen gekrümmt. Devrient! ich fürchte, der Maschine ist das Oel ausgegangen. Ich fühle mich wie ein ganz zerklimpertes, verstimmtes Clavier, wo Du hineingreifst, giebt es nur grelle Dissonanzen von sich." — „Das ist nichts Seltenes bei Dir", warf der Andere ein, „aber Du weißt ja auch, wo Du das Lebenselixir zu suchen hast." — „Nein, nein", sagte Hoffmann mit dumpfem Tone, „ich fühle, daß ein schleichend Gift an meinem Herzen frißt, gegen das kein Arkanum hilft. Noch nie waren die nächtlichen Bilder, die mein Schmerzenslager umgaukeln, so wild, so unheimlich wie jetzt — aus den grinsenden Koboldén, die in meinen Fieberträumen um mich herumschwärmen, werden jetzt drohende scheußliche Furiengestalten, welche ihre Arme nach mir ausbreiten; nein, nein, dieser Zustand ist nicht mehr zu ertragen." — Unstät flimmerten seine Augen bei diesen Worten, sein Antlitz bedeckte fahle Bläſſe. Seltsam wie Wetterleuchten zuckte es in den Mienen Devrients, dann sprach er nach einer Pause: „Wie Amadeus? hat der Meister das quos ego verlernt, mit dem er diese rebellischen Geister zu Paaren treibt?" — „Wie sie gehorchen, sollst Du erfahren", nahm Hoffmann das Wort. „Ich habe vor Kurzem mein Schlaflocal verlegt. Ich Thor wähnte, daß mir diese Ortsveränderung vielleicht Ruhe verschaffen würde. Ich schlafe jetzt statt in dem halbdunkeln Alkoven, den Du kennst, mit den andern Menschenkindern so traulichen clair-obscuro in meinem Studierzimmer. Es war gestern Nacht — ich wälzte mich wie gewöhnlich in fieberhaften Träumen herum, plötzlich erwachte ich, es mochte Mitternacht sein, der Mond schien hell in mein Zimmer und erleuchtete mit seinem geisterhaften Lichte jeden Winkel, jedes heimliche Versteck. Ich lag mit offnen Augen, vielleicht zehn Minuten, da drang an meine Ohren ein leises Rascheln und Tüpfen auf dem Fußboden. Noch sah ich nichts, wie ich auch meine brennenden Augen anstrengte. Das Geräusch wuchs unheimlich mit jeder Secunde, jetzt mir näher in der Nähe meines Bücherpultes vernahm ich es. Du weißt, Devrient, daß ich in den untersten Fächern meine Manuscripte und Musikalien verwahre. Ich hörte, wie die Thüren dieser Fächer zu knarren anfingen und wie ein seltsames Leben in die Papiere fuhr. Ein Heft nach dem andern verließ den sichern Gewahrsam und rutschte auf den Boden hin. Aber es ging natürlich zu, es war kein Hexenspuk, denn siehe! mehrere ungeheure ekle Ratten waren die Urheber dieser Bewegung. Mit ihren scharfen Zähnen zerrten sie eines nach dem andern vor meinen sehenden Augen hin; da unterschied ich ganz deutlich meine Phantasiestücke, dort das dickleibige Heft der Serapionsbrüder, dort die Elixire des Teufels. Ein eigenthümliches Treiben begann nun auf dieser Unterlage, die Bestien schienen den kranken Autor förmlich zu verhöhnen, so wild jagten sie auf seinem Schweiß herum und quietschten und grunzten vor wollüstigem Behagen. Plötzlich watschelte eine ungeheure Ratte, wahrscheinlich eine Urgroßmutter, heran, sie trug auf ihrem scheußlichen Haupte ein Diadem und hielt, was glaubst Du wohl Freund, in ihrer Schnauze? nichts Geringeres als das noch nasse Manuscript der Prinzessin Brambilla. Ehrerbietig wichen die Ungethüme rechts und links von dieser Majestät aus, als sie aber auf ihren Hinterbeinen sich in ihrer Mitte gleichfalls niedergelassen hatte, begann aufs neue das infernalische Schauspiel. Sie tanzten einen förmlichen Reigen und wieherten dabei aus ihren bestialischen Kehlen. Nun wurde mir der Heidenspectakel doch zu arg, ich richtete mich auf, warf was mir in die Hände kam nach dieser grausigen Gesellschaft, aber sie wichen nicht und sprangen nur um so wilder umher. Ein eisiger Frost schüttelte meine Glieder, ich wollte aus dem Bette springen, fühlte mich aber gelähmt vor Entsetzen. Du kennst mich, Devrient, ich bin der Mann der bleichen Furcht nicht; weiß einer mit Geistern umzuspringen, so bin ich es — aber vor diesem Höllentrödel bebte mein Herz weibisch zurück. Hülfesuchend fuhr mein Blick in dem taghellen Zimmer umher — da in der Ecke stand Kater Murr mit hoch gekrümmtem Rücken, seine Augen rollten wie zwei feurige Räder, er knirschte nur dumpf mit dem Gebiß; aber selbst der muthige Murr stutzte und wagte nicht diese entsetzliche Sippschaft zu stören. Da endlich mochte er die Angst in den Mienen seines Herrn bemerkt haben, denn mit einem gewaltigen Anlauf sprang er zähnefletschend mitten in den ekeln Haufen, der eiligst nach allen Winkeln hin zerstob. Triumphirend rollten Murrs Augen nach allen Richtungen hin, dann legte er sich spinnend, ein Sieger auf seinen Lorbeeren ruhend, auf den Manuscripten nieder. — Und nun sage mir", setzte Hoffmann nach einer Pause tief Athem holend hinzu, „was soll mir all dieser tolle Spuk bedeuten?"

„Das liegt ganz klar", erwiederte Devrient lächelnd, „die Ratten, die Dich ängstigten, sind nichts als die Dämonen und Kobolde Deiner Dichtungen, die sich um Mitternacht, als sie den Meister schlafend wähnten, entpuppten und auf ihre Faust einmal erlustiren wollten." — „Aber ihr Meister, wie Du mich nennst, erwachte ja und — —" „Hoho, das kommt davon", sagte Devrient mit wildem Lachen, „wenn man sich dies Gesindel zu Kopfe wachsen läßt, es hält dann schwer, sie wieder zu Raison zu bringen. Ja, ja, blinzle nur, alter Freund, die ganze Welt weiß ja, wie oft der Schöpfer dieser Geisterwelt sich von seinen eigenen Creaturen beherrschen läßt." — „Und Murr", fragte Hoffmann weiter, indem seine bohrenden Blicke auf Devrients bleichem Antlitz ruhten. — „Murr ist die Prosa, die nüchterne Alltagsklugheit, die spießbürgerliche Weisheit; sie bebt anfangs scheu vor diesem tollen Wesen zurück, dann faßt sie sich ein Herz, greift blind in diese Wunderwelt hinein, die nun wie Schaum zerplatzt und die edle Mittelmäßigkeit auf der Wahlstatt als spreizende Siegerin zurückläßt." — Mit weitgeöffneten Augen hatte ihm der Andere zugehört. „Du hast Recht, Ludwig", sagte er endlich, „das läßt sich hören und ein prächtiger Gedanke schießt mir da durch den Kopf. Kater Murr, — o die Idee ist kostbar —

Kater Murr der Repräsentant der spießbürgerlichen Gesinnung, der nüchternen Prosa des Lebens gegenüber der bunten Welt der Phantasie. O das muß ich noch versuchen!" Hoffmanns Mienen strahlten vor Entzücken — „Deine Vision hat aber auch eine furchtbar ernste Seite", begann Devrient wiederum mit dumpfer Stimme, „die hausbackene Weisheit schlägt die Phantasie aus dem Felde. Ja, ja, so wird es kommen, muß es kommen, ist es zum Theil schon gekommen. O Hoffmann, seit einiger Zeit drängt sich mir stets der Gedanke auf, was wird wohl so nach fünfzig Jahren aus der phantastischen Welt, die wir beide aufgebaut, geworden sein? Ueberall, wohin mein Blick trifft, sehe ich die Schlingpflanzen des nüchternen Verstandes die duftigen Blumen der Phantasie verdrängen, in allen Gattungen der Dichtkunst einen hausbackenen Realismus mehr und mehr Boden fassen. O Hoffmann, sie werden sich nach unserm Tode eine eigenthümliche Welt construiren; die Phantasie wird da nicht mehr das tolle Roß mit fliegender Mähne und sprühenden Nüstern sein, sondern der zierlich gestriegelte Gaul, der folgsam in der Deichsel geht; nicht mehr die Wunderblume mit der tausendfachen Blüthenkrone, sondern die ehrliche Kamille, von der sich hysterische Weiber ihren Thee kochen. Wahrlich, ich möchte dann einmal wieder auf Erden erscheinen. Wie werden sie da Deine Sachen als sonderbare exotische Pflanzen angaffen und sich nicht zu erklären wissen, wie sie in eines Menschen Hirn gewachsen sein können. Wahnwitziges Zeug, höre ich sie rufen, Fieberparoxismen, da machen unsere Kerle doch vernünftigeres Zeug, dabei kann man doch ein gesundes Mittagsschläfchen halten, schmeckt einem das Essen, und wenn es wirklich zu einer Emotion kommt, so ist es das wollüstige Behagen, das ein exquisites Dejeuner erregt. Aber siehe, Hoffmann, das gerade muß Deine Seele noch im Himmel oder wo Du Dich sonst befinden magst, ergötzen; wenn nun so ein neugieriger Bursche, der sich an ihren wässerigen Suppen den Magen verdorben hat, die Nase in Deinen Nachlaß steckt, der Geist ihm in den hohlen Schädel steigt, ihm so unendlich schwindelig davon wird, wenn sein Fischblut rascher zu kreisen anfängt, die Haare ihm zu Berge stehen, der Phlegmatikus Nachts wie besessen vom Bette aufspringt, weil Deine Gespenster ihn aus allen Ecken angrinsen, und darum ist Dein Loos viel beneidenswerther als das meine; denn Du Teufelsmensch lebst unsterblich unter ihnen fort, ja Du erscheinst von Jahr zu Jahr ihnen immer wunderbarer, ungeheuerlicher, während meine Kunst mit mir zu Grabe geht; denn wie der Dichter sagt: „„Es flicht die Nachwelt dem Mimen keine Kränze."" — Eine fieberhafte Röthe bedeckte die Wangen Devrients, als er so gesprochen. — „Nein", rief da plötzlich Hoffmann mit funkensprühenden Blicken aus, indem er sich erhob. „Nein, Devrient, wenn ich unsterlich bin, bist Du es auch; denn geknetet sind wir beide aus demselben Stoffe." — „Aber Du bist Schöpfer, ich gebe blos Geschaffenes wieder." — „Das sage man der großen Schaar Deiner Collegen", rief Hoffmann mit Feuer aus, „Dich sehen wir alle Abende selbst zum Dichter werden. O glaube mir, Devrient, die Jahrhunderte werden die Erinnerung an Deine Schöpfungen nicht zu verwischen vermögen; ja auch für Deine Kunst wird die Zeit kommen, wo das bloße Handwerk floriren, wo eine nüchterne reale Darstellung die ideale Haltung, das schwungvolle Spiel einer bessern Zeit verdrängt haben wird, wo gespreizte Affen die Erbschaft des Genius angetreten zu haben glauben werden, aber Dein Name ist unauslöschlich in die ehernen Tafeln der Kunstgeschichte eingegraben, dort wird ihn noch mancher wahrhaft begeisterte Jünger lesen, und einsam und unbegriffen seine Bahn wandelnd zum Streben nach dem höchsten Ziele seiner Kunst, nach wahrer Menschendarstellung angespornt sich fühlen."

Wie diese beiden Geister so sich gegenseitig anerkannten, war eine eigenthümliche Weihe über sie gekommen. Ein tiefer Ernst hatte von ihren Mienen des Witzes und des Hohnes Falten verdrängt und das Feuer der Begeisterung flammte in ihren Blicken.

Da dröhnte durch die stille Nacht plötzlich der Glockenton der mitternächtigen Stunde.

„Die Geisterstunde", unterbrach Devrient das Schweigen. „Ja sonst erst die rechte Stunde unserer Geister", sagte Hoffmann mit gedämpfter Stimme, „aber es ist mir heute so schwer ums Herz, ich dächte wir brächen auf." — „Was hast Du?" fragte Devrient, ihn scharf fixirend. — „O nichts als die Wirkung unseres Sermons über Leben und Sterben", erwiederte der Andere düster, „es fiel mir dabei ein, wie einst der Ueberlebende von uns Beiden diese Geisterstunde feiern wird." — „Ich habe Dir schon oft gesagt", fuhr Devrient unwillig dazwischen, „daß ich diese Worte nicht hören will." — „Und doch sehe ich in nicht weiter Ferne sich diesen Bund der Geister lösen." — „Das wird er nie", rief Devrient mit tönender Stimme und strahlenden Blicken aus. „Wen von uns Beiden immer das Schicksal zur längern irdischen Rast bestimmt hat, glaube mir, er wird sich nie allein fühlen. Magnetisch ist ja die Wirkung unseres Geistes stets gewesen und wird es bleiben für alle Ewigkeiten." — „Ja, Devrient", unterbrach ihn Hoffmann mit zitternder Stimme, „und Du willst mir versprechen?" — „Was?" — „Daß, wenn Du Dich einstens so einsam und verlassen fühlen wirst wie manchmal, wenn ich an dieser Tafel fehlte, Du meinen Geist citiren willst, versprichst Du es?" — Ein feuchter Schimmer breitete sich über Devrients strahlendes Auge, dann sagte er wie von leisen Schauern geschüttelt: „Ich gelobe es!" — „Und ich, o höre es, mitternächtige Stunde, ich gelobe es Dir, ich werde kommen, wenn Du rufst." — Stumm blickten die Beiden sich eine Weile an, während Todtenbläße ihre Wangen bedeckte. Ein unheimliches Gefühl durchrieselte mich. Lautlos schritten sie hinaus, und über die mondhellen menschenleeren Gassen, ich hinterdrein. Dort an der nächsten Ecke reichten sie sich, ohne daß ein Wort von ihren Lippen erklang, die Hände und gingen von einander.

Es war eine wunderbare Nacht, glauben Sie es mir, mein Herr, und nimmer kann ich sie vergessen."

Religiöse Ekstase.

Es ist nicht lange her, daß die Zeitungen von einem geheimnißvollen Vorgang erzählten, dessen Schauplatz die Liguorianerkirche in Wien gewesen. Am Schutzengelfeste, den 1. September, sei während einer ergreifenden Predigt über den Schutz, welchen die Engel den Menschen angedeihen ließen, eine fromme Jungfrau sichtlich in einen

immer seligeren Zustand versetzt worden; die Hände bald über der Brust gefaltet, bald hoch erhoben, bald die Arme ausgespannt, sei sie wie ganz von der Erde entrückt gewesen und habe allmälig, das Antlitz verklärt voll unendlicher Freundlichkeit, die Lippen leise zum Gebet bewegend, die Augen unbeweglich zum Prediger hin gerichtet, einen Fuß hoch über der Erde geschwebt bis zum Schlusse der Predigt, worauf die Ekstase vorüber gewesen und die Jungfrau ruhig nach Hause gegangen sei.

Natürlich gab diese Nachricht fast allen Blättern, welche davon Notiz nahmen, erwünschten Anlaß zu Bemerkungen und Zusätzen, in welchen über dergleichen gar nicht mehr zeitgemäße Wundererscheinungen mehr oder weniger gespottet und vor allen Dingen gegen den beleidigenden Verdacht, als glaubten die verehrlichen Redactionen auch nur den tausendsten Theil von dem Erzählten, feierlich Verwahrung eingelegt wurde; und man kann demnach als gewiß annehmen, daß unserer Zeit und namentlich der protestantischen Welt-, Natur- und Religionsanschauung jeglicher Glaube an solche mystische Erscheinungen abgeht, über deren Vorkommen doch in früheren Zeiten außerordentlich Viel berichtet worden ist und welche, wenn sie überhaupt nicht vollständig ins Gebiet der Fabel, des Betrugs, der Unmöglichkeit verwiesen werden dürfen, wohl auch jetzt noch jede Stunde vorkommen könnten. Es ist also kein geringes Wagestück, einem eben so weit verbreiteten wie tief gewurzelten Unglauben in einer Weise entgegen zu treten, welche mindestens auf ernsthafte Beachtung und würdige Beurtheilung Anspruch machen darf. Dieses Wagestück nun hat Professor Perty in Bern unternommen in dem so eben von ihm herausgegebenen streng wissenschaftlich begründeten, aber gemeinfaßlich geschriebenen Werke: „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" (Leipzig, C. F. Winter), — einem Werke, das zu den hervorragendsten Erscheinungen in der Literatur über das Wesen und die Erscheinungen des magischen Seelenlebens gezählt zu werden verdient, und das eine ungemeine Fülle dankenswerther Anregungen und interessanter Beispiele enthält. Vielleicht bringen wir vielen unserer Leser etwas ganz Neues, indem wir ihnen, als Grundlage zur Beurtheilung der oben erzählten Erscheinung, Perty's Ansichten über die religiöse Ekstase in kurzem Auszuge mittheilen und zur Illustration Desselben eine Reihe von Beispielen aus dem citirten Buche folgen lassen.

Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur sind eben so zahlreich als vielgestaltig, so daß in ihnen gleichsam eine eigene Welt sich aufthut, die, auf den ersten Blick von der des gewöhnlichen Lebens ganz verschieden, bei näherer Untersuchung sich doch durch viele Fäden und Uebergangsstufen mit derselben verbunden erweist. Bei diesen Erscheinungen fehlen großentheils die sinnlich wahrnehmbaren Vermittelungsformen, die uns geläufigen und befreundeten Naturgesetze, und weil viele Menschen (namentlich die sogenannten Materialisten) die letzteren mit Unrecht für die einzigen halten, so scheinen ihnen die mystischen Vorgänge, welche nach anderen Gesetzen verlaufen, unbegreiflich und unglaublich zu sein. Der Volksinstinct aber hat zu allen Zeiten hartnäckig an der Meinung festgehalten, daß es außer dem physischen äußerlichen Verband der Dinge gleichsam noch einen unterirdischen, durch das Wesen der Dinge selbst vermittelten gebe, und diese Meinung ist noch durch keine Wissenschaft, keine Schule vernichtet worden.

Die eigentlichen magischen Kräfte im Menschen können auf die mannichfachste Weise aus ihrer Verborgenheit hervorgerufen, aus ihrer Bindung gelöst werden, schon durch Naturkräfte und Natursubstanzen, dann durch die Einwirkung eines Menschen auf den andern, vor Allem aber durch mächtige Interessen und Bewegungen des Gemüths. Man hat die verschiedenen Formen magischer Erweckung mit dem Worte Ekstase, Außersichsein bezeichnet, während doch gerade in diesem Zustande der betreffende Mensch vom Aeußern abgewendet und in seinem Innersten ist. Alle außerordentlichen Erscheinungen und Wirkungen in den verschiedenen Formen der Ekstase finden sich in ganz eminentem Grade bei den sogenannten Mystischen. Die Mystik überhaupt strebt dahin, eine unmittelbare Verbindung des Menschen mit der Gottheit herbeizuführen; zur Erreichung dieses Ziels müssen die Neigungen und Triebe des natürlichen Menschen ertödtet, die ganze Denk- und Gefühlsweise umgewandelt werden. Die Mystik aller Zeiten und Völker verlangte unaufhörliche Anstrengung, der Welt abzusterben, als unumgängliche Bedingung, um zu Gott zu gelangen, der aber nicht auswärts, sondern im Innern des Menschen ist. Zuletzt kommt es zur Ekstase, in deren höchstem Grade alle Seelenvermögen so gebunden werden, daß man nicht mehr weiß, was in ihnen vorgeht. In den ekstatischen Zuständen wird der Körper durch die gewaltsamsten und fürchterlichsten Zufälle heimgesucht, aber nicht zerstört, nicht einmal beschädigt. Der Mensch ist dann gleichsam ein anderes Wesen geworden, die Wechselwirkung seiner psychischen und physischen Sphäre sowie der Verkehr mit der Natur gehen in veränderter Weise vor sich.

Von magischen Phänomenen bei Ekstatikern ist namentlich die Aufhebung der Schwerkraft und in Folge davon das Schweben, Erhobenwerden häufig beobachtet worden, welches übrigens, ebenso wie das Leuchten, auch bei den Brahminen und Juden vorkommt und bei den classischen Völkern, so wie bei den Hindus und Indianern nicht fehlt.

Die Ekstase überhaupt tritt bei den Mystischen bald nur in einzelnen Fällen, in längern Zwischenzeiten, bald sehr häufig ein. Das Zusichkommen aus der Verzückung geschieht in der Regel allmälig und es bleibt manchmal eine längere Trübung des gewöhnlichen Lebens zurück. Auf die Zustände des höchsten Genusses, der nicht blos geistig, sondern auch körperlich ist, kommen dann solche der Dürre, Verlassenheit und Trostlosigkeit, ähnlich wie bei der Alteration der Hirn- und Nerventhätigkeit durch chemische Substanzen, z. B. Narkotika. — Perty erzählt:

Es zeigt sich öfter die Schwere vermindert, wie denn Maria von Agreda bis in das hohe Alter eine ungemeine Beweglichkeit an den Tag legte, aber in den Perioden des Nachlasses (der Versuchung) sich wieder von übermäßiger Last zu Boden gedrückt fühlte. Rosa von Lima, im Begriff in ein Kloster zu gehen und zuvor noch in einer Kirche einkehrend, um den Segen der Jungfrau zu erflehen, fühlte sich, als sie sich wieder erheben will, wie mit eisernen Banden an den Boden befestigt. Dies für ein Zeichen des Himmels nehmend, verzichtet sie auf ihren Vorsatz und augenblicklich ist die Schwere gehoben. Aber es scheint nicht blos der Trieb und die Kraft der Bewegung bei den Mystischen periodisch erhöht, sondern in Wahrheit auch die specifische Schwere zeitenweise vermindert zu sein, so daß Andere angeben konnten, sie hätten den Körper federleicht gefunden; dadurch würde auch das mühelose Klettern und das Schweben in der Ekstase begreiflich werden. Magdalena de Pazzis kletterte mit Leichtigkeit an hohe und gefährliche Orte, Manche

gingen über Flüsse ohne einzusinken, so besonders Peter von Alcantara; Maria von Agreda und Dominicus von Jesu Maria waren in der Ekstase so leicht, daß man sie wie ein Baumblatt oder eine Feder durch Anblasen bewegen konnte. Bei Margaretha von Ungarn fand die Erhebung von der Erde nach der Communion statt; die heilige Agnes schwebte in der Ekstase, wo sie wie scheintodt war, drei bis vier Zoll über dem Boden in der Luft. So wird auch vom heiligen Bernhard das ekstatische Schweben gemeldet, von der heiligen Luitgardis, Franziscus Xaverius, Ignaz von Loyola, Katharina von Siena, Theresia, Stephan von Ungarn und sehr vielen Andern. Oft trat dasselbe vor allem Volke ein, wie bei Ambrosius von Siena und Vincenz Ferrea, Salvator de Horta, Peter de Alcantara. Bei Letzterem stand während des Messelesens das Antlitz ganz in Flammen und er schwebte einige Ellen über dem Boden und zwar stundenlang; im Chore erhob er sich manchmal bis zum Gewölbe der Kirche. Das Eintreten der Verzückung wurde häufig durch einen lauten, wie donnernden Schrei angezeigt. Auch im Freien erhob er sich oft hoch in die Luft über die Wipfel der Bäume und blieb längere Zeit über ihnen schwebend. Von einer gewissen Maria Hueber in Brixen erzählt Beda Weber, daß sie einst mit ihren Schwestern hinter dem Clarissenkloster an der Eisack bei zwei hohen Nußbäumen von der Fülle der göttlichen Gnaden redend und darüber verzückt werdend, frei empor bis zu den Aesten schwebte und dort mit ausgebreiteten Armen unbeweglich und starr hängen blieb, bis der strengste Befehl des herbeigerufenen Beichtvaters die Verzückung löste.

Die heilige Theresia erklärt das Schweben durch den Zug Gottes, der mit der Seele das Haupt und bisweilen den ganzen Körper erhebe. Dabei wird der Athem gehemmt oder fast ganz aufgehoben und man kann mit aller Anstrengung nicht sprechen. Die Sinnesthätigkeit hört selten ganz auf, und wenn auch, doch nie lange. Ganz hört sie auf nur im höchsten Grade der Ekstase, der engsten Einigung mit Gott, wo dann der Entzückte wohl noch zwei bis drei Tage verwirrt und absorbirt bleibt, bis endlich das volle klare Tagesbewußtsein wieder eintritt. Cantipratanus erzählt im Leben der Christina mirabilis, geboren 1150, daß sie als junges Mädchen scheintodt begraben werden sollte, sich aber während der Messe von der Bahre erhob und wie ein Vogel zum Gebälke der Kirche hinanflog. Oft erhob sie sich auf Bäume, Thürme, Kirchendächer, oder hing wie ein Sperling an den zartesten Baumästen. Besonders ängstigte sie der Geruch der Menschen; sie wurde oft an Ketten gelegt, zerbrach sie aber. Als sie einst den Menschen entflohen auf Bäumen lebte und gräulichen Hunger leidend zu Gott flehte, füllten sich ihre Brüste gegen den Lauf der Natur mit Milch, die sie neun Wochen lang nährte. Im Gebet und der Ekstase war sie in einen Ball zusammengezogen und nur langsam entwickelten sich ihre Glieder wieder. Ein Schienbeinbruch, den ihr ein Ruchloser verursacht hatte, heilte durch die gewaltige Wirkung des Geistes, und sie brach durch die Mauer eines Kellers, in den man sie verschlossen, und floh durch die enge Oeffnung wie ein Vogel davon. Einmal wieder im Kerker angeschlossen, füllten sich ihre Brüste mit Oel, das sie als Salbe für ihre wunden Glieder brauchte. Die heilige Agnes von Böhmen wird aus dem Klostergarten plötzlich von der Erde aufgehoben und so hoch emporgetragen, daß sie den Augen ihrer Schwestern entschwindet und erst nach einer Stunde wieder bei ihnen erscheint. Auch die heilige Coleta und der heilige Franz von Assissi seien manchmal so hoch erhoben worden, daß sie den Augen entschwanden. Bernard von Corleone fliegt am Fronleichnamstage gegen den Hochaltar und bleibt vor dem Sacrament schwebend; der Erzbischof Thomas von Villanova soll einmal in der Verzückung von sechs Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends aufrecht und schwebend gestanden haben. Am meisten zeichnete sich aber durch Schweben und Fliegen Joseph von Copertino aus, der erst im siebenzehnten Jahrhundert lebte; auch bei ihm gingen demselben ein oder mehrere durchdringende Schreie voraus. Er flog einem Vogel gleich von der Mitte der Kirche zum Hochaltar oder auf die Kanzel, dann auf deren äußerstem Rande mit ausgestreckten Armen knieend. Er flog einst von der Pforte des Klosters wohl achtzig Schritte weit einem hölzernen Kreuze zu, und führte dieses, welches mehrere Männer kaum bemeistern konnten, durch die Luft auf die Anhöhe, auf welcher er es aufpflanzen wollte. Gesänge, Andacht, Anblick heiliger Bilder ꝛc. brachten ihn leicht zum Schweben. Einst erhob er den P. Custos von Assissi, ihn bei den Seiten fassend, mit sich in die Luft, ein andermal den Beichtvater des Ordens der Observanten. Manchmal hörte man einen lauten Schall, indem er donnernd in die Höhe schoß.

Was nun die Lichterscheinungen bei den Mystischen betrifft, so erscheinen Letztere manchmal von Licht umflossen oder mit strahlendem Gesichte, und namentlich ist mit dem Schweben das ekstatische Leuchten verbunden. Die heilige Agnes von Böhmen wird bei der Erhebung von einer leuchtenden Wolke umflossen; Venturinus von Bergamo während der Messe häufig hellleuchtend gesehen und dabei erhoben. Andere im Glanze Schwebende sind Alphons von Herrera, Dominicus de Vicari, der Carmeliter Francus, Agnes von Chatillon, Michael Lazar und besonders der heilige Peter von Alcantara. Als er einst vor einem Kreuze schwebte, gingen Strahlen aus seinen Augen gegen das Kreuz und andere vom Kreuze gegen ihn, während eine glänzende Wolke über ihm erschien. Im Leben der Mystischen kommen solche Leuchtungen mit den Ekstasen am häufigsten bei innerlich begeistigenden und erhebenden religiösen Acten vor. Philippo Neri sah den heiligen Borromäus im Gespräch von göttlichen Dingen leuchtenden Angesichts; Aehnliches wird von Aegidius, dem Schüler des heiligen Franz von Assissi, dem heiligen Columbinus von Siena berichtet. Wenn der heilige Bernardino in Siena predigte, wurde er oft vor allem Volke leuchtend; eben so Franz von Sales, als er einst der Menge die zehn Gebote erklärte. Philippo Neri bezeugt, daß er das Antlitz von Ignaz von Loyola öfters habe leuchten sehen; Esperanza von Brenegalla, stets bis Mitternacht in der Kirche betend, wurde oft von Licht umgeben gesehen, eben so Hieronyma Carvallo in Portugal. Manchmal scheint das Licht von oben und außen an die Ekstatischen zu kommen, und über manchen zeigen sich Lichtkugeln oder Sterne. Beim Tode mancher Mystischen fanden gleichfalls Lichterscheinungen statt, so war namentlich Johannes a Cruce in den letzten Augenblicken vom glänzendsten Lichte umflossen, bei der seligen Gentilis aus Ravenna erschien ein Licht über dem Haupte; das Haus, in dem der Cardinal Aretius starb, war von Licht erfüllt, eben so das Kloster, in welchem der Carmeliter Franco Grotti den Geist aufgab. Hier wie bei dem Tode Bernard's, Bischofs von Vienna, war mit dem Leuchten auch Wohlgeruch verbunden.

Sogar über den Gräbern wurden noch Lichterscheinungen beobachtet, welche schwerlich immer blos chemischer oder physischer Art waren*). Es ist nicht zu vergessen, daß in manchen dieser Fälle die Lichterscheinung eine blos visionäre gewesen sein kann, d. h. das die Betreffenden umfließende Licht nur in der innern Anschauung der sie Betrachtenden existirt hat.

*) Man hat, obwohl sehr selten, auch bei nicht Mystischen und zwar Lebenden und Todten Lichtentwickelung beobachtet, welche noch ihrer Erklärung harrt. Der königlich dänische Secretair Feburg unterlag den Intriguen des Schloßvogts Torbenne und wurde 1521 auf Befehl des Königs gehängt. Ein Wachtposten, der dem Galgen gegenüber stand, und Andere nach ihm, selbst der König, bemerkten auf Feburgs Haupt eine Flamme. Dies wurde als Beweis seiner Unschuld genommen, der Leichnam heruntergeholt und in der Hauptkirche zu Kopenhagen mit aller Pracht begraben, während Torbenne gehängt wurde, der kein Licht von sich gab.

Wir haben in Vorstehendem in gedrängter Kürze, aber treu nach Perty's Darstellung berichtet, und nur berichtet, ohne irgend eine eigene abweichende Meinung auszusprechen. Es soll und muß jedem Leser überlassen bleiben, über das interessante Thema, das hier berührt worden, selbst weiter zu denken und zu forschen, wozu die vollständige Lectüre des Perty'schen Buches den passendsten Ausgangspunct bilden würde.

Sonntags-Plauderei.

Die pikanteste Scene der **Frau von Bulyovszky.** Lilla von Bulyovszky, die bei ihrem kürzlich stattgefundenen Gastspiel auch hier die verdienteste Anerkennung fand, ist eine Ungarin von Geburt. Gleich Dawiison und Lewinsky, mit denen sie nicht nur in dieser Aeußerlichkeit, sondern auch der gesammten künstlerischen Richtung nach viel Aehnliches hat, fand sie für ihre Begabung das Feld zu klein, auf welches die Sprache ihrer Heimath sie angewiesen, und ging nach Ueberwindung des größten Hindernisses, auf das ein Schauspieler treffen kann, zur deutschen Bühne über. Ihre Studien machte sie in Mannheim bei der großen **Sophie Schröder**, die der eifrigen Schülerin sich liebevoll annahm. Auf der Reise dorthin, es war im Herbst 1856, begleitete sie Alexander Dumas, der Vater, den sie in Paris aufgesucht, und der sich ihr angeschlossen hatte. Die Begegnung mit der interessanten Ungarin und der gemeinschaftliche Ausflug nach Deutschland hat dem berühmten Schriftsteller den Stoff zu einem kleinen Buche gegeben, mit welchem das Riesenhafteste von Reclame geleistet ist, was der große Meister dieser jetzt so unentbehrlichen Kunst jemals zu liefern die Stirn hatte. Wohlverstanden reclamirt Herr Dumas sich selbst und leistet der jener Zeit nur wenig noch bekannten Künstlerin schon damit den größten Dienst, daß er sie in Gesellschaft seiner so weltwichtigen und weltbekannten Person dem Publicum und ihrer schon nach damaliger Voraussicht glänzenden Laufbahn entgegenreisen läßt. Das Buch führt den vielversprechenden Titel: „Une Aventure d'amour" — ein Liebesabenteuer — obgleich es sich um Liebe nur in einer Episode handelt, deren Held natürlich auch Herr Alexander Dumas ist. Die Erzählung nimmt zwar zuweilen Wendungen, die auf Alles gefaßt machen, aber dessenungeachtet herrscht zwischen den Hauptpersonen ein rein freundschaftliches oder französischer gesagt — kameradschaftliches Verhältniß. Daran hat nun Herr Dumas trotz seiner sechsundfünfzig Jahre keine Schuld, die reizende Lilla hat seinen ersten Unternehmungen mit der Erklärung ein Ziel gesetzt, daß sie ihren Gemahl und ihr Kind leidenschaftlich liebe, und seufzend hat er in die ihm dargebotene Hand zum Freundschaftsbunde eingeschlagen. Das hindert ihn jedoch nicht, ihr nach Deutschland zu folgen, und Frau von Bulyovszky findet ihrerseits so viel Vergnügen an seiner Gesellschaft, daß sie gleich auf der ersten Station einer Wiener Familie, mit welcher sie aus gebietenden Rücksichten Paris gemeinschaftlich verlassen mußte, unter einem Vorwande entschlüpft und sich in einen geheimnißvollen Waggon flüchtet, darin Herr Dumas ihrer harrt. Hoch beglückt, nicht länger von ihm getrennt zu sein, schlummert sie sanft während der nächtigen Fahrt, wobei sie das verführerische Köpfchen bald an die rechte, bald an die linke Schulter des Freundes lehnt, der dabei die Empfindungen eines Heiligen hat, nämlich des heiligen Laurentius, der bekanntlich auf einem eisernen Roste bei langsamem Feuer geschmort ward. Unberufene haben natürlich zu diesem Wagen keinen Zutritt, denn der gefeierte Name des Herrn Dumas hat bei sämmtlichen Eisenbahnbeamten der ganzen Welt einen so guten Klang, daß selbst Herr von der Heydt auf den preußischen Staatsbahnen seinen Anordnungen sich würde fügen müssen. Auf der Fahrt zwischen Brüssel und Spaa aber reicht die Schulter des Herrn Dumas nicht mehr aus, die aufgeregten Nerven seiner Reisegefährtin in Schlummer zu wiegen, und er, der in seinen Romanen niemals um ein Mittel verlegen ist, ans Ziel zu kommen, scheint auch im Leben von jeder Rathlosigkeit befreit zu sein, er entschließt sich kurz und — magnetisirt seine Freundin. Höre es, staunende Welt, Alexander Dumas ist nicht nur ein großer Schriftsteller, nein auch ein großer Magnetiseur, eben weil er — ein großer Schriftsteller ist. Als er die „Memoiren eines Arztes" schrieb — es ist eine Gewohnheit des Herrn Dumas, deren Zweckmäßigkeit Schriftstellern nicht genug empfohlen werden kann, bei jeder Gelegenheit auf seine früheren Werke zurückzukommen — machte er, um sich selbst zu überzeugen, Proben mit dem Magnetismus, den er „nicht wie eine Wissenschaft studirt, sondern wie einen Instinct in sich verspürt hatte", wie er sich recht geistreich ausdrückt. Sie gelangen; und obschon er nicht gern magnetisirt, da es ihn zu sehr angreift, bringt er der Freundschaft doch dies Opfer und seine Hand in Verbindung mit der fieberglühenden Stirne der Freundin. Schmerzlos verfällt sie in einen ruhigen, aber hellsehenden Schlaf, denn — fünf Minuten vor dem Pfiff der Locomotive sagt sie die Ankunft in Spaa voraus. Hier nun, im Hotel de l'Orange, ereignet sich die pikanteste Scene, welche Frau von Bulyovszky jemals vor dem Publicum gespielt hat, wenn auch nur vor dem Publicum des Dumas'schen Buches; denn auf der Bühne dürfte dergleichen nicht recht ausführbar sein. Wir theilen sie unsern Lesern mit. Nachdem wir bemerkt, daß die beiden Reisegefährten in zwei durch eine gemeinschaftliche Thüre verbundenen Zimmern schlafen, und Herr Dumas im Bett noch in einem Buche von Michelet gelesen, dem er durch Erwähnung dieses Umstandes eine unschätzbare Gefälligkeit erwiesen, lassen wir den Verfasser des Liebesabenteuers selbst erzählen. — „Ich hatte eine Stunde gelesen und wollte eben das Licht auslöschen, als ich leise an die Verbindungsthüre klopfen hörte. Ich glaubte mich getäuscht zu haben, aber diesem Zeichen folgten, geflüstert, die beiden Worte: Schlafen Sie? — Noch nicht; und wie es scheint auch Sie nicht. — Ich leide. — In der That, die Stimme klang angegriffen. — Was haben Sie? — Erschreckliche Magenkrämpfe. — Mein Gott! — Beunruhigen Sie sich nicht; das stößt mir zuweilen zu; es ist schmerzhaft, aber nicht bedenklich. — Soll ich rufen? — Nein; selbst Aether kann mir dabei nichts helfen. — Und Sie glauben, daß ich mehr vermag als Aether? — Vielleicht. — Wie das? — Versuchen Sie, mich einzuschläfern. — Durch die Thüre hindurch? — Ja. — Ich zweifle, daß es mir gelingen wird, indessen versuchen will ich's. — Ich machte nun in der That den Versuch, meinen Willen in das Schlafzimmer eindringen zu lassen, aus dem die Schamhaftigkeit der Kranken mich verbannte, aber der Erfolg war nur ein halber. Nun? frug ich sie. — Ich fühle, daß ich einschlafe, aber trotz der Betäubung dauern die Schmerzen fort. — Es ist durchaus nothwendig, daß ich Ihre Brust berühre, gerade so wie ich es mit Ihrem Kopf gemacht; dann wird der Schmerz weichen. — Meinen Sie? — Ich glaube es. — Nun gut, machen Sie die Thüre auf, ich habe so eben den Riegel zurückgeschoben." — Herr Dumas springt nun aus dem Bett, trotz seiner Müdigkeit und trotz der Anstrengung, die ihm das Magnetisiren verursacht, begiebt er sich in das Zimmer der leidenden Freundin, nachdem er vorher in ein selbstverständliches Kleidungsstück geschlüpft, was er jedoch voll Zartgefühl ausdrücklich hervorhebt. Sein erster Blick

ist ein forschender, denn es steigen Zweifel in ihm auf, ob seine Nachbarin nur „Komödie spielt“ oder wirklich leidend ist. Nach diesem bescheidenen Geständniß fährt er fort: „Sie war bleich, die Mundwinkel hatten sich verzogen und die Gesichtsmuskeln bewegten sich in convulsivischen Zuckungen. Ich ergriff ihre Hand, die ich kalt, feucht und zitternd fand, sie war in der That krank. — Scheint es ihnen nicht sonderbar, frug sie mich, daß ich, statt nach einer Aufwärterin zu schellen und mir ein Beruhigungsmittel holen zu lassen, Sie rufe und im Schlafe störe? — Keineswegs; im Gegentheil kommt mir das einfach, ganz natürlich vor. — Ich muß Ihnen ein Geständniß machen. — Bah! vielleicht daß Sie mich lieben? — Sie wissen recht gut, daß ich Sie sehr lieb habe, aber das ist es nicht... ach! ich habe Schmerzen. — Und wirklich hatte das Gesicht der Kranken einen so schmerzhaften Ausdruck, daß kein Zweifel übrig blieb. Ich legte meinen Arm unter ihren Kopf und stützte ihn; sie wurde steif, ein Schauer lief durch ihren ganzen Körper, dann verharrte sie in starrer Unbeweglichkeit. — Es ist vorüber, sagte sie. — Sie wollten mir etwas mittheilen, mir ein Geständniß machen. — Ich war auf dem Wege, Ihnen zu gestehen, daß mein Schlaf im Waggon eine Ruhe und eine Süßigkeit hatte, wie ich sie noch niemals empfunden. Schläfern Sie mich ein, ich flehe Sie an, und ich bin überzeugt, daß meine Schmerzen aufhören werden. — Und Sie haben keine Angst, sich von mir einschläfern zu lassen, Sie im Bett und ich am Bett? — Voll Staunen heftete sich ihr großes blaues Auge auf mich. Haben Sie mich nicht gefragt, erwiederte sie, ob ich Sie für einen Ehrenmann halte, und habe ich nicht mit ja geantwortet? — Richtig, ich dachte nicht mehr dran. — Nun also gut, versuchen Sie mich einzuschläfern, ich leide wirklich furchtbar; und dabei legte sie meine Hand auf ihre Stirn. — Diesmal, sagte ich, haben Sie kein Kopfweh, und damit der Schmerz zugleich mit Eintritt des Schlafes aufhöre, muß meiner Meinung nach meine Hand den Sitz des Uebels berühren. — Sie führte meine Hand abwärts nach der Magengegend, ließ dabei aber die Bettdecke zwischen meiner Hand und ihrer Brust. Ich schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln. — Versuchen Sie es nur einmal so, sagte sie. — Wohlan, sehen Sie mich an, ich zweifle nicht, daß ich Sie einschläfere, wohl aber, daß ich Sie heilen werde. — Sie antwortete nichts und hielt meine Hand auf der bezeichneten Stelle fest, wobei sie unverwandt mich anblickte. Bald senkten ihre Augenlider sich unmerklich, schlossen sich, öffneten sich wieder, schlossen sich von neuem; — sie schlief. Einen Augenblick später frug ich sie: Schlafen Sie? — Schlecht. — Was soll ich thun, damit Sie besser schlafen? — Legen Sie Ihre Hand auf meine Stirn. — Aber Ihre Magenkrämpfe? — Schläfern Sie mich vor Allem ein. — Sie ließ meine Hand los, die ich auf ihre Stirn legte. Nach fünf Minuten frug ich von neuem: Schlafen Sie? — Ja, erwiederte sie. — Gut? — Gut; doch habe ich Schmerzen. — Was soll ich thun, daß sie vergehen? — Legen Sie Ihre Hand auf meine Brust mit dem Willen, den Schmerz zu vertreiben. — Auf welche Stelle der Brust? — Auf die Magenhöhlung. — Legen Sie sie selbst hin, wohin es Ihnen nöthig scheint. — Ohne das geringste Zaudern hob sie nun die Bettdecke in die Höhe, senkte meine Hand und legte sie auf ihr Hemd, das fest am Halse anschloß, wie das eines Kindes, eine Schwester hätte dabei nicht keuscher verfahren können. — Zu größerer Bequemlichkeit kniete ich nieder und lehnte meinen Kopf an das Bett. Nach Verlauf einer halben Stunde athmete sie auf, ihre Hand ließ die meine los. — Nun? frug ich. — Nun, ich leide nicht mehr. — Soll ich bei Ihnen bleiben? — Noch einige Augenblicke. — Nach fünf Minuten sagte sie: Ich danke, o mein Gott! ohne Sie hätte ich zwei oder drei Tage lang gräßliche Schmerzen ausstehen müssen! Jetzt... sie hielt inne. — Was? — Entsprechen Sie dem Vertrauen, das ich in Sie setze. — Gut, sagte ich lächelnd, ich verstehe Sie, und zog die Hand zurück. Ihre Hand suchte die meine und drückte sie sanft. — Soll ich das Licht auslöschen? — Wenn Sie so gut sein wollen. — Aber wenn die Schmerzen wiederkehren? — Sie kommen nicht wieder, übrigens haben Sie Zündhölzer im Kasten Ihres Nachttisches. — Ich blies das Licht aus; dann suchte ich Lilla's Stirn und hauchte einen Kuß darauf. — Gute Nacht! sagte sie zu mir mit der Ruhe einer Jungfrau. — Gute Nacht! murmelte ich meinerseits, schloß die Thüre und legte mich wieder zu Bett. Als ich am andern Morgen erwachte, hörte ich Lilla singen wie eine Lerche beim Sonnenaufgang. — Nun, theuerste Nachbarin, frug ich, Sie sind also wiederhergestellt? — Vollkommen. — Wirklich wahr? — Auf Ehrenwort! — Es war so wahr, daß wir ein vortreffliches Mittagessen annehmen konnten, das uns der Oberforstmeister an diesem Tage gab, und noch am selben Abend nach Aix-la-Chapelle abreisen.“

Wahr oder nicht wahr, — und wir vermuthen fast das letztere — Die Scene ist gut erzählt, dieser Meinung werden unsere Leser nicht weniger beipflichten, als Frau von Bulyovszky mit der Ansicht übereinstimmen, daß ein solches Buch selbst mit der Reisegesellschaft eines so großen Schriftstellers, Magnetiseurs und „Ehrenmannes“ wie Alexander Dumas, zu theuer bezahlt ist.

Mit nächster Nummer beginnt das vierte Quartal des dritten Jahrganges, und wird daher um rechtzeitige Erneuerung, bezüglich Eröffnung des Abonnements gebeten. — Unablässig darauf bedacht, den Verpflichtungen zu genügen, welche die allseitige Theilnahme an unserem Unternehmen uns auferlegt, haben wir uns entschlossen, von jetzt ab statt der bisherigen „Sonntags-Plauderei“ am Schlusse jeder Nummer unter der Rubrik:

„Aus der Woche“

in gedrängter Zusammenfassung eine erzählende Uebersicht alles Wissenswürdigen zu geben, das von einem Sonntage zum andern im öffentlichen Leben sich ereignet. Mehr als je ist es zur unabweislichen Pflicht geworden, aufmerksam zu sein auf Das, was draußen um und mit uns vorgeht; vorüber ist die lange Zeit müssigen Plauderns, gekommen der Augenblick der That, und daß er uns gerüstet treffe, muß er vor Allem uns unterrichtet finden. In sonntäglicher Ruhe sollen unsere Leser an sich vorübergehen lassen, was bei dem Berufsdrange des Werkeltages unbeachtet ihnen entgangen, und wenn wir auch die Schlußfolgerungen und weiteren Betrachtungen ihnen selbst überlassen müssen, werden wir doch den Stoff dazu so vollständig liefern, daß unser Sonntagsblatt **auch für die Vielen ausreicht, die während der Woche keines der Tagesblätter zur Hand nehmen können.** Für die Bearbeitung dieser neuen Rubrik ist ein bekannter Publicist von bewährter Gesinnung und Begabung gewonnen, und glauben wir so der Ueberzeugung uns hingeben zu dürfen, da wir unserem Ziele, nach jeder Seite hin anzuregen und zu befriedigen, abermals einen bedeutenden Schritt näher gekommen sind. — Für den Haupttheil des Blattes haben neben den bisherigen treubewährten Mitarbeitern hervorragende Kräfte auf allen Gebieten ihre Thätigkeit verbürgt, und trotz der Umgestaltung des Feuilletons werden Gegenstände von allgemeinem Interesse, welche bisher nur an jener Stelle behandelt wurden, auch fernerhin noch in unseren Spalten genügende Berücksichtigung finden.

Das nächste Quartal beginnt mit einer Erzählung des berühmten amerikanischen Reisenden **Balduin Möllhausen**:

„Die Gräber der Steppe“.

Die Redaction des Leipziger Sonntagsblattes.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 40. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

6. October.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Das Eine.

Ein Schiffer auf dem Meer des Lebens,
Suchst Du den Anker oft vergebens,
Daran sich Deine Seele hält:
Die Liebe wird der Zeit zum Raube,
In bangen Zweifeln stirbt der Glaube,
Der Hoffnung luft'ger Bau zerfällt.

Nur nach dem Einen mußt Du trachten:
Sei würdig stets, Dich selbst zu achten,
Dann bist Du wunderbar gefeit,
Und was Dir draußen ging verloren,
Wird neu Dir in Dir selbst geboren,
Dein Eigenthum für alle Zeit.

Albert Traeger.

Die Gräber in der Steppe.

Erzählung aus dem westlichen Nordamerika.

Von Balduin Möllhausen.

Ringsum die endlose grasreiche Prairie; keine Unebenheit unterbricht die weit geschweifte Linie des Horizonts; nur vereinzelte grüne Büsche und noch seltener ein verkrüppelter Baum bezeichnen den gewundenen Lauf eines Baches, welcher, abhängig von der aus der Atmosphäre niederschlagenden Feuchtigkeit, bald wie ein nie versiegender Thränenstrom dahin rinnt, bald wie ein Jüngling in der Blüthe der Kraft ungestüm seinen Weg verfolgt.

In geringer Entfernung von dem Bach, auf einer wogenähnlichen Anschwellung des Bodens, befinden sich drei einsame Gräber.

Zwei derselben liegen hart neben einander und sind durch regelmäßig aufgeworfene Hügel angedeutet, welche wieder von zwei kleinen Nußbäumen überragt und beschattet werden. Letztere sind ohne Zweifel dem Ufer des nahen Flüßchens entnommen und mit liebender Sorgfalt und unter heißen Schmerzensthränen hieher verpflanzt worden.

Das dritte Grab befindet sich weiter abwärts. In wie naher Beziehung es auch zu den beiden ersteren stehen mag, so liegt es doch abgesondert, als wenn es gar nicht zu denselben gehöre, oder als wenn man befürchtet habe, durch ein näheres Heranrücken die Ruhe der unter den Hügeln Schlafenden zu stören.

Dasselbe ist übrigens nur noch an der kleinen aufgewühlten und unebenen Bodenfläche zu erkennen, auf welcher einzelne menschliche Gebeine und ein verwitternder Todtenkopf zerstreut umher liegen. Man hatte es nicht für nöthig gehalten, den eingesenkten Leichnam durch Anhäufungen und Decklagen von Steinen, Zweigen und Holzstücken gegen die Angriffe der wilden Bestien zu sichern, und haben diese denn auch nicht lange gezögert, sich einen solchen Umstand zu Nutzen zu machen, den verwesenden Körper wieder bloß zu legen und seine Gebeine recht weiß zu benagen und zu poliren.

Wer nun unter den Hügeln schlafen mag, und wer auch immer weiter abwärts eingescharrt wurde, gleich freundlich geht die Sonne für alle drei Gräber auf, und gleich blau und lieblich wölbt sich der klare Himmel über ihnen.

Haben aber die Vögel an dem Bach ihren Frühtrunk eingenommen, so ruhen sie, ehe sie weiter fliegen, auf den beiden Nußbäumchen gewöhnlich noch etwas aus, und dann singen sie so schön und ausdrucksvoll, daß man glauben möchte, sie wollten ihre Lieder mit in die Träume der unter dem blumenreichen Rasen Schlummernden verflechten. Auf den Hügeln selbst sitzen auch zuweilen einige wachsame Prairiehähne und verrathen durch behagliches Locken ihre Freude über die sie umspielende junge Familie.

Bei dem Schädel dagegen läßt sich höchstens ein verdrießlicher Rabe nieder und bohrt mechanisch, wie um sich

zu zerstreuen, seinen dicken Schnabel in die leeren Augenhöhlen oder klopft auf den dumpf klingenden Knochen, der bei jedem Stoß gleichsam ärgerlich hin und her wackelt. Derselbe sieht dann aus als bettele er darum, daß man ihn auf das Gesicht legen möge, um von seinen Augen die heißen blendenden Sonnenstrahlen abzuhalten, die ja ihren Weg durch die Höhlen bis in das vertrocknete Gehirn finden.

Welch trüber Anblick! — Doch die Todten fühlen ja Nichts mehr; wenn sie aber noch zu fühlen vermöchten, wie würde der mürbe Schädel manchmal frieren, wenn der Schnee so lustig um ihn herum tanzt und ihn endlich ganz bedeckt; wie würde er unter den gräßlichsten Schmerzen zucken, wenn der wüthende Prairiebrand wild durch die Ebene tobt und die entfesselten Flammen ihn förmlich einhüllen und ihn schwärzen? Aber die Todten fühlen ja Nichts mehr! — Regen und schmelzender Schnee nehmen die Schwärze wieder mit sich fort, die Frühlingssonne erwärmt wieder den durchgefrorenen Knochen, und so fort und fort, bis von dem ganzen Menschen weiter Nichts mehr übrig als etwas Kalkstaub. — Die Nußbäumchen sind dann wohl schon große Bäume geworden, und in ihren Zweigen nisten die Nachkommen des glänzend rothen Cardinals und der lieblichen Spottdrossel, die einst auf den schwanken Bäumchen ihre lustigen Lieder sangen.

Ist es nun den Verstorbenen vergönnt, die Ruhestätte ihrer irdischen Hülle hin und wieder zu besuchen und dort ihres Erdenlebens zu gedenken, so führt eine weit über das Grab hinaus reichende Liebe gewiß recht oft zwei reine, unverdorbene Seelen bei den Hügeln zusammen. Sie verschwimmen dann vielleicht über den erkalteten Herzen in einander, lächeln wehmuthvoll bei der Erinnerung an ihr kurzes Erdendasein, und kehren zurück in die himmlische Heimath, um vereint reichen Segen auf Die herab zu flehen, welche einst unter heißen Thränen die beiden Bäumchen pflanzten, vereint Gnade zu erbitten für den ruhelosen Schatten, der trauernd über den bleichenden Gebeinen schwebt und sich nicht näher an die einsamen Hügel heran wagt.

Das sind die Gräber in der Steppe!

Ungefähr dreißig englische Meilen von der aufblühenden Stadt St. Charles am Missouri, auf dem flachen Ufer eines kleinen, sehr fischreichen Flüßchens, stand vor zwölf oder dreizehn Jahren ein etwas windschiefes, aber doch recht fest und dauerhaft aufgeführtes Blockhaus.

Dasselbe bildete den Mittelpunkt einer Gruppe eben so einfacher Schuppen und Ställe, und vereinigt mit diesen wieder den Mittelpunkt von zwanzig und einigen Morgen cultivirter Felder, die, durch schwerfällige Einfriedigungen von einander getrennt, die Stoppeln der dort üblichen Fruchtfolge von Mais, Weizen und Viehweide zeigten.

Die Regentschaft des Herbstes war ihrem Ende nah; doch als ob er durch einige recht schöne Tage bei den Menschen eine freundliche Erinnerung zurück zu lassen wünsche, hatte er durch die ihm dienstbaren Nordweststürme die Atmosphäre reinigen und den Himmel von allem Gewöll befreien lassen, und ging die Sonne daher so klar und glänzend hinter den westlichen Waldungen zur Rüste, daß man sich in den letzten Tagen des belebenden Frühlings oder im Anfang des lachenden Sommers hätte wähnen können.

Schaute man aber auf die Bäume, die ihre nackten Zweige, ähnlich eben so vielen Armen, wie schlaftrunken empor reckten; oder auf das braune Laub der Eichen und die hochrothen Blätter des Sumachs, die, der Lebenskraft beraubt, sich im Sterben mit ihren vertrockneten Stengeln an das gesunde Holz fest klammerten, als ob sie sich vor dem winterlichen Lager auf feuchtem Erdreich gefürchtet hätten; oder vernahm man das heimliche Rauschen und Lispeln eben dieser verfärbten Blätter, erzeugt durch die letzten Hauche des einschlummernden Windes, so erkannte man nur zu deutlich, daß der gestrenge Nachfolger des Herbstes schon dicht vor der Thür sei.

Das Blockhaus mit seinen kleinen Fenstern und den sorgfältig mit Moos und Lehmerde verkitteten Fugen; der Stall, in welchem Pferde verschlafen mit dem Kopf nickten und Kühe behaglich wiederkäuten; die Schuppen mit dem duftenden Heu und dem blaßgelben Stroh; der große Haufen Brennholz, welcher aufgestapelt auf der Wetterseite des Hauses lag, — alles Dieses nahm sich doppelt einladend aus, wenn man der kommenden Fröste und Schneestürme gedachte.

Auch die Hühner mochten dergleichen empfinden, wie sie in langer Reihe auf der unter der Firste des Schuppendachs angebrachten Stange kauerten und sich gewissermaaßen in ihre gesträubten Federn verkrochen; denn ein würdiger Gewerksältester hätte sich nicht mit mehr Ausdruck von Zufriedenheit nach vollbrachtem Tagewerk in seinem patriarchalischen Großvaterstuhl hin und her schieben können, als die einzelnen Mitglieder der großen Hühnerfamilie vor dem Einschlafen die Last ihrer Körper auf den versteckten Füßen wiegten und die warme Brust immer fester auf die nackten Beinchen drückten.

Sie fühlten sich dort oben sicher vor Waschbären und Opossums, den einzigen Feinden, die sie im gewöhnlichen Leben zu fürchten hatten, und beachteten sie daher kaum einen einzelnen Wanderer, der sich mit schnellen Schritten dem Gehöft näherte, wie ein alter Bekannter über die Hofeinfriedigung sprang (welche nach dortiger Sitte statt des Thorwegs auf beiden Seiten drei roh gezimmerte Stufen zeigte), gerade auf die Hausthür zuschritt und herzhaft anklopfte.

Wie der Wanderer nun so vor der Thür stand, reichte sein Kopf genau bis an die oberste Einfassung derselben, und da diese ihre volle sechs Fuß hoch war, so hätte man sich, bei etwas mehr Abrundung der Glieder, kaum eine stattlichere Figur denken können, als die des Einlaß Begehrenden.

Verlor die Gestalt durch die Hagerkeit viel von ihrem Ansehen, so geschah Dies nicht minder bei dem Gesicht; doch hätte man von letzterem nicht behaupten können, daß es durch vollere Wangen vielleicht einnehmender geworden wäre, indem die schmalen Lippen eines großen Mundes, die beständig sichtbaren schiefen Zähne, die tief liegenden, von starken Brauen beschatteten Augen, die sogar noch etwas schielten, der Physiognomie einen überaus unheimlichen falschen Ausdruck verliehen.

Nachdem dieser Mann also, dem man trotz der Bartlosigkeit seine achtundzwanzig Jahre ansah, geklopft hatte, brachte er das eine Ohr dicht an die Thür, um die Stimmen der sich unterhaltenden Hausbewohner zu unterscheiden, während er mit dem anderen offenbar in die Ferne lauschte, von woher eine Gesellschaft von Weibern und Männern, ein sentimentales Negerlied singend, sich dem Gehöft näherte.

Er brauchte indessen nicht lange zu harren; die Thür, welche übrigens gar nicht verriegelt gewesen, wurde geöffnet, und im nächsten Augenblick stand ein wunderliebliches siebenzehnjähriges Mädchen vor ihm.

„Ihr seid der Erste, John", sagte die junge Farmerstochter, sobald sie den Fremden erkannt, wobei sie ihre braunen schalkhaften Augen voll auf den Angeredeten richtete und zugleich ihre Hand zögernd in die seinige legte. „Ihr seid der Erste, doch hoffe ich, die Anderen sollen nicht lange auf sich warten lassen. Aber tretet ein, meine Eltern werden sich freuen, Euch zu sehen."

„Ich eilte voraus, Sarah", entgegnete John, die Thür hinter dem Mädchen ins Schloß ziehend, so daß sich Sarah bei ihm im Freien befand. „Ich kam, um vor dem Eintreffen der Gesellschaft noch mit Euch zu sprechen."

Sarah's Augen nahmen bei diesen Worten einen ängstlichen Ausdruck an, und tiefes Roth der Verlegenheit bedeckte ihre kindlich frischen Züge. Es lag am Tage, daß sie sich vor der angekündigten Unterredung scheute und dieselbe lieber ganz vermieden hätte.

„Ja, Sarah, ich muß mit Euch sprechen", begann John von Neuem mit gepreßter Stimme; „und was noch Mehr ist, Ihr müßt mir auf alle Fälle eine Antwort ertheilen. — Ihr wißt, daß mein Vater diese Farm von Euerm Vater gekauft; Ihr wißt, daß dieselbe, sobald die Eurigen nach Californien aufgebrochen, mein unbeschränktes Eigenthum wird und daß ich hier meine Heimath zu gründen beabsichtige. — Ihr wißt aber auch, daß ich schon seit Jahren mit aufrichtiger Liebe an Euch hänge; ja, seit jener Zeit, zu welcher Ihr, noch ein Kind, mit Euern Eltern hier eintraft. — Ich kenne jetzt nur den einen Wunsch, und das ist der: Euch meine Gattin zu nennen. Weist mich nicht von Euch, theure Sarah", fuhr er dringend fort, als er in ihren Augen vielleicht sein Schicksal las; „weist mich nicht von Euch, bleibt hier und werdet die Meine; auch Eure ganze Familie, die doch nur dem unruhigen Trieb Eures Vaters folgt, soll hier bleiben; aber Sarah, theure Sarah, stoßt mich nicht von Euch!"

„John, Ihr thut mir weh, sehr weh", erwiderte Sarah zagend, indem sie ihre Hand dem jungen Mann leise entzog. „Ich wollte, Ihr hättet jetzt von anderen Dingen zu mir gesprochen. — Schon bei einer früheren Gelegenheit sagte ich Euch, daß ich nicht dazu geschaffen bin, Euch glücklich zu machen; denn ich fühle es, um einen Gatten zu beglücken, bedarf es Mehr als einer aufrichtigen Freundschaft, wie ich sie für Euch hege."

„Ihr verachtet, Ihr haßt mich also?" versetzte John, seine Zähne fest zusammen beißend, und zu gleicher Zeit leuchtete der heftigste Jähzorn aus seinen Augen.

„John, lieber John, ereifert Euch doch nicht so sehr", beruhigte das Mädchen mit sanfter, freundlicher Stimme. „Ich hasse Euch eben so wenig wie ich Euch verachte; ich habe nur sagen wollen, daß meine Neigung zu Euch nicht die ist, welche das Weib zu seinem Gatten haben soll; ich vermag es ja nicht zu ändern; Ihr, nein wir Beide würden unglücklich werden; aber nehmt hier meine Hand zum Zeichen der Freundschaft, nehmt sie, John, und tragt es nicht mir oder den Meinigen nach. Ich kann nicht, ich darf nicht Euer Weib werden; ich würde mich an Euch und an mir selbst versündigen. Nehmt doch meine Hand, John", fuhr Sarah mit ängstlich dringendem Ausdruck fort, wobei ihr die Thränen in die Augen traten, als sie bemerkte, daß der junge Farmer regungslos dastand und finster vor sich nieder schaute. „Laßt es doch keinen Grund sein mir zu zürnen, o ich bitte Euch; ich will ja nur Euer Bestes!"

John blickte auf, sah dem Mädchen einige Secunden in die feuchten Augen, holte tief Athem und ergriff mit Heftigkeit die dargebotene Hand. „Sarah!" begann er, und seine Zähne knirschten auf einander; „Sarah, sagt mir nur das Eine: Ist es Jemand aus unserer Nachbarschaft, an den Ihr Euer Herz gehangen, und was Euch veranlaßt, mich zurück zu weisen? Gar schmucke Burschen leben auf dieser Seite von St. Charles!"

„John, Ihr habt kein Recht dergleichen Fragen an mich zu stellen, und wenn Ihr sie an mich richtet, so brauche ich Euch dieselben nicht zu beantworten. Nehmt es aber als Beweis meiner Freundschaft, meiner schwesterlichen Anhänglichkeit, wenn ich jetzt offen und ohne Rückhalt zu Euch spreche: Ich kenne Niemanden, der mich bestimmt hätte, Euch zurück zu weisen; Niemanden, an dem mein Herz mit einer Liebe hinge, wie Ihr sie von mir verlangt. Ich folge meinen Eltern nach Californien; ich werde bei ihnen bleiben, bis der Tod uns trennt, und ihnen eine Stütze sein, wenn meine Brüder das elterliche Haus verlassen haben. Ihr aber, theurer John, Ihr werdet unter den hiesigen Farmerstöchtern gewiß eine finden, die Eurer würdiger ist als ich; ein Mädchen, das Euch so liebt, wie Ihr es verdient, eine Gattin, die Euch wahrhaft beglückt und mich aus Eurem Gedächtniß verdrängt. Doch nein, John, Ihr werdet mich nicht vergessen, sondern meinen Entschluß dereinst segnen."

Der junge Farmer blickte wieder finster vor sich nieder. Er glaubte Sarah's Worten, als sie ihm versicherte, daß ihr Herz noch frei sei, und schöpfte daraus die schwache Hoffnung, sich ihre Liebe vielleicht noch gewinnen zu können.

„Kommt herein, John", bat das Mädchen dringend, denn sein Schweigen begann es zu erschrecken; „kommt herein und sagt meinen Eltern guten Abend."

John aber blieb unschlüssig; er schien Sarah's Bitte zu überhören, dagegen weckte ihn der Gesang der fröhlichen Leute, der jetzt ganz nah aus dem Walde zu ihm herüber schallte, aus seinem Brüten.

„Sarah, Ihr liebt mich nicht und wollt nicht mein Weib werden", sagte er plötzlich wie aus einem Traum erwachend, „so gestattet mir wenigstens heute Abend beim Maisaushülsen Euer Nachbar zu sein."

„Nein, nein, John", erwiderte Sarah flüchtig erröthend, „ich weiß worauf Ihr hindeutet. Es würde zu Nichts führen und Euch nur noch mehr verstimmen. Ihr sollt nicht neben mir sitzen, aber auch kein Anderer. Mein Platz ist zwischen Vater und Mutter, denn sie stehen mir am Nächsten."

Als Sarah dem jungen Farmer auch diese Bitte abschlug und dann die Thürklinke ergriff, um zu öffnen, da erbleichte er vor Wuth. Seine Hand ballte sich krampfhaft, doch im nächsten Augenblick war er wieder gefaßt und folgte dem Mädchen schweigend nach.

Mit gezwungener Höflichkeit beantwortete er den herzlichen Willkommgruß der beiden alten Farmersleute, der vier rüstigen Söhne und einer noch jüngeren Tochter, die schon lange in gemüthlicher Unterhaltung vor dem Kaminfeuer gesessen, und nickte nur in zustimmender Weise, als Mr. Lewis, Sarah's Vater, ihm seinen Dank dafür aussprach, daß er den weiten Weg gekommen, um die trockenen Maiskolben zum Verkauf aushülsen zu helfen.

„Habt Ihr und die Eurigen doch allen Nachbarn thätige Hülfe geleistet, warum sollten die Nachbarn Euch nicht wieder helfen?" fragte er den fröhlichen Farmer.

„Ihr habt wohl recht“, entgegnete Dieser; „es freut mich aber doppelt von Euch, weil Dies wohl das letzte Mal ist, daß die Nachbarn mir bei dieser Art von Arbeit ihre Hände leihen. Wenn übrigens Alle, die zugesagt haben, wirklich eintreffen, dann werden wir heute Abend fertig, und dürfte ich meinen nächsten Mais wohl in Californien säen und ernten. Denn seit ich mit Euerm Vater den Contract abschloß, steht meiner Wanderung nach dem Goldlande ja weiter Nichts mehr im Wege!“

„Und doch ist es hier so schön!“ versetzte Mrs. Lewis mit einem Seufzer.

„Frau, Du sagtest ebenso, als wir im Begriff standen, den Staat Ohio zu verlassen, um uns hier in der Nähe des Missouri anzusiedeln!“ tröstete der alte Farmer seine Gattin. „Ich hoffe, Du wirst über nicht allzu lange in Californien ebenfalls sagen: es ist ja so schön hier! Bedenke auch unsere Kinder; sie wollen Alle vorwärts im Leben, und wenn wir nicht mit ihnen zusammen gehen, so rechne darauf, daß sie als echte Amerikaner uns über kurz oder lang entlaufen, und dann sind wir wieder gerade so allein wie vor achtzehn Jahren. Sei also fröhlich und guter Dinge, Mutter, und verlaß Dich darauf: ehe wir abreisen, kaufe ich Dir noch ein wollenes Kleid und ein seidenes Halstuch.“

„Ja, ich weiß es“, entgegnete die Frau schwermüthig lächelnd, „Deine Wanderlust ist unbesiegbar.“

Sie wollte weiter sprechen, doch wurde sie durch den Eintritt von einem halben Dutzend junger Burschen und eben so vieler Mädchen unterbrochen, derselben Gesellschaft, welche kurz vorher noch den Wald mit ihrem Gesang erfüllte.

(Fortsetzung folgt.)

Dietrich von Wernigerode.

Ein Beitrag zur Geschichte der „kleinen Herren“.

Von Adolf Bencke.

Rudolf, die Perle und die Krone des Hauses Habsburg, war es, der sein Hauptstreben darauf richtete, den faulsten Fleck im heiligen römisch-deutschen Reiche, das Faustrecht, welches während der Regierung seiner Vorgänger zu vollster Blüthe gediehen war, mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Doch „Unkraut vergeht nicht“ ist ein altes, sich noch immer bewährendes Sprüchlein.

Obgleich des edlen Habsburgers Bemühen zu seiner und seiner Unterthanen großen Freude mit Erfolg gekrönt ward, so konnte er dennoch nicht verhindern, daß einzelne kleine Wurzeln und Fasern des Uebels im Boden verblieben, die nun nach seinem Tode unter der Regierung seiner schwachen Nachfolger, eines Adolf von Nassau, eines Albrecht, allmälig wieder zu wuchern begannen. Und nicht lange dauerte es, so war die alte böse Zeit mit all ihren Nöthen und Gebrechen wieder da.

Statt Eines Kaisers hatte das arme Reich jetzt deren zwei, welche, gegenseitig auf das Heftigste sich befehdend, nur bemüht waren, sich auf dem Throne zu erhalten und die Reichsangelegenheiten gehen ließen wie sie eben wollten. Das war Wasser auf die Mühle der Ritter vom Stegreif, der Buschklepper und Heckenreiter, und ärger denn je trieben sie ihr Wesen.

Es war eine traurige, eine jammervolle Zeit!

Die Künste und Gewerbe lagen darnieder, die Handwerker und Kaufleute feierten; denn hätten sie auch gearbeitet und geschafft, sie würden doch keinen Gewinn und Vortheil, sondern nur Schaden und Verlust, ja selbst Gefahr für ihr Leben davon gehabt haben. Wollten sie nämlich die Messen und Märkte mit ihren Waaren und Erzeugnissen besuchen, so wurden sie von den Heckenreitern angefallen und geplündert; versuchten die Beraubten dann, sich zur Wehr zu setzen, nun so ward ihnen von den Ueberfallenden Eins aufs Haupt versetzt, daß sie für dieses Leben das Aufstehen vergaßen.

In dieser Zeit war es, als sich die Vehmgerichte in Westfalen bildeten, die, so gesetzlos sie auch in ihrer Ausartung wurden und so viel gewaltthätige und sonst ungerechte Handlungen sie auch begingen, doch manches Gute bewirkten. Aber auch sie steuerten dem Uebel nur zeit- und theilweise; denn nachdem die Ritter den ersten Schreck über das unheimliche Walten der rächenden Vehme überwunden, versuchten sie dadurch vorzubeugen, daß sie sich als Schöffen unter das „freie Geding“ aufnehmen ließen und nach dem bekannten Sprüchworte: „Eine Krähe hackt der anderen das Auge nicht aus“, nur darauf bedacht waren, ihre ehrenwerthen Cumpane vom Stegreif so weit als möglich zu schützen und sie von allen Klagen und Anschuldigungen rein zu waschen. Ward dann doch einmal Einer, welcher sich der Ladung des freien Stuhls nicht gestellt hatte oder der gegen ihn erhobenen Klagen als schuldig überwiesen war, verurtheilt, nun so suchte er sich dadurch zu schützen, daß er sein Raubnest selten und dann nur in Begleitung der Reisigen verließ. Der mit Vollstreckung des Urtheils beauftragte Schöffe konnte dann sehen, wie er seinen Auftrag ausführte. Nur selten kam es daher, nachdem die Vehmgerichte die ersten funfzig Jahre ihres Bestehens hinter sich hatten, vor, daß ein verurtheilter Ritter wirklich von der Strafe ereilt ward.

So bestieg Wenzel, nach dem Tode des schlauen und ränkevollen Karl IV., im Jahre 1378 den deutschen Kaiserthron. Einen unfähigeren Herrscher hatte Deutschland bis jetzt wohl nicht gehabt, einen Herrscher, der seine höchste Lust im Trinken, wobei er es in der That zu einer staunenswerthen Virtuosität gebracht, und im Jagen fand, einen Herrscher, der in dem Henker seinen innigen Freund und Vertrauten (seinen „Gevatter“) erblickte. War es schon unter seinen Vorgängern bunt her gegangen, so erreichte das Uebel unter seiner traurigen Regierung den Höhepunkt; hatten sich seine letzten Vorgänger wenig um des Reiches Wohl gekümmert, so kümmerte er sich gar nicht darum. Von dem Volke gehaßt, von den edel gesinnten und gemäßigten Rittern verachtet, hatte er in den Rittern vom Stegreif seinen Hauptanhang, die er auch wirklich nach Kräften schützte.

So standen die Sachen, als sich endlich im Jahre 1385 ein Bund aus einigen Fürsten und verschiedenen der edelsten und angesehensten Ritter bildete, dessen Zweck, allem Plündern und Rauben von nun an fest und kräftig, mit Gut und Blut, und nicht, wie die Vehme, heimlich und im Dunkel der Nacht, sondern offen und vor Jedermanns Augen entgegen zu wirken und jeden solcher Thaten Angeschuldigten und Ueberführten ohne Ansehen der Person, ob Ritter oder Knecht, ob Patricier oder Bürger, ohne Gnade mit dem Tode zu bestrafen.

An der Spitze dieses löblichen Bundes stand der Herzog in Oberwald (Göttingen), Otto der Quade, er, der früher die ärgsten Heckenreiter seine Freunde genannt, ja der selbst nur zu oft an den Raubzügen und Fehden derselben Theil genommen. Aber die wilden Jahre lagen hinter ihm, er war älter geworden. Vertrieben aus dem Lande Braunschweig, das von ihm unter dem Vorwande besetzt worden, es für den unmündigen Friedrich, den Sohn des Herzogs Magnus mit der Kette, zu verwalten, hatte er zugleich erleben müssen, wie in seinem eigenen Lande, ja in seiner Hauptstadt Göttingen, seine Beste, der Vollrutz, von den Bürgern gebrochen, und er, der Herzog, gar arg von den Städtern gedemüthigt ward. Bewegt durch das Beispiel seiner frommen, von dem Volke gleich einer Heiligen verehrten Gemahlin Margarethe, war nach solchen Vorkommnissen plötzlich eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Der wilde, fehde- und beutelustige Fürst, sonst einer der Aergsten unter den Argen, welcher Pfaffenthum und Frömmigkeit aus Grund der Seele gehaßt und verachtet, war plötzlich fromm*) und gottesfürchtig geworden, und sah nun die Vertreibung aus dem Lande Braunschweig und die Demüthigung vor den Städtern als eine gerechte Strafe des Himmels für sein früheres ruchloses und schändliches Leben an. Aber damit begnügte er sich nicht, er ging weiter. War er früher ein Freund der Raubritter gewesen, so erblickten diese jetzt in ihm ihren ärgsten Widersacher. Sie zu unterdrücken, sie auszurotten, darauf richtete er sein Hauptaugenmerk; auf daß der Handel und die Künste wiederum blühten, auf daß der Friede mit seinen Früchten seine bleibende Stätte, wenn nicht im ganzen deutschen Reiche, so doch wenigstens in seinen und den Braunschweiger Landen wieder aufschlüge, mußten die Friedensstörer vernichtet werden.

Neben ihm waren es die Herzöge von Braunschweig, Friedrich und Albrecht, die Grafen Busso von Regenstein, Heinrich von Hohenstein, Günther von Stolberg, Kurt und Dietrich von Wernigerode, Busso von Mansfeld und viele Junker vom Adel in Sachsen und in den Harzgegenden, die Theil an dem Bunde nahmen. Eine große Anzahl dieser Ritter und Herren hatte freilich gleich dem Haupte des Bundes früher auch im Busche gefischt und sich aus dem Stegreife genährt, aber, als das Unwesen zu arg geworden, sich doch schließlich selbst eingestehen müssen, daß demselben endlich ein Ziel gesetzt werden müsse, sollte nicht Handel und Wandel gänzlich aufhören.

Unter den Bündlern waren freilich auch einige, welche nur ungern das alte Gewerbe aufgaben, die nur durch die Macht der Verhältnisse gezwungen an dem Bunde Theil nahmen, die mit dem Zwecke desselben mehr als unzufrieden waren; und zu diesen Unzufriedenen gehörte vor Allen — Dietrich von Wernigerode.

In einem der vielen Gemächer seiner Burg, das einen weiten Blick über Stadt und Land gewährte, saß der Ritter Dietrich von Wernigerode und stützte gedankenvoll das Haupt auf den roh gearbeiteten Eichentisch. An dem Fenster stand der Bruder des Ritters, Kurt, und ließ seine Blicke weit in die Ferne über Berg und Thal schweifen, während auf seiner hohen Stirn eine trübe Wolke lagerte.

*) Der Chronist (Spangenberg) sagt: „Der Quade, so auch ein Wenig fromm zu werden angefangen."

Man konnte wohl keine unähnlicheren Brüder sehen als diese Beiden. Dietrich, der Aeltere, gedrungen gebaut, mit der breiten Brust, dem zusammen gedrückten Antlitz, dem schwarzen kurzen Haar und den unter den dichten buschigen Augenbrauen unstät und unruhig rollenden Augen hatte Nichts weniger als ein Vertrauen erweckendes Aeußere, wohingegen Kurt, der jüngere Bruder, mit hoher schlanker Gestalt, blauen, frei und offen blickenden Augen, erhabener Stirn und blonden Locken, ein schöner ritterlicher Jüngling war.

„Nun, beim heiligen Antonius, meinem Schutzpatron", begann jetzt Dieter, indem er sich rasch erhob, „nun, Bruder, was ist denn Dir in die Quer' gekommen? blickst ja grad' als hättest Du beim Ringstechen dreimal gefehlt, und seit unserem zwei Stunden langen Zusammensein ist noch kein Wort über Deine Lippen gekommen. Sag' an, was bekümmert Dich?"

„Ich bin um Dich bekümmert; ja, ich fürchte für Dich, theuerer Dieter", erwiderte Kurt, indem er sein Antlitz dem Bruder zuwandte.

„Um mich bist Du bekümmert, Bruder, wie soll ich Das verstehen?"

„Nun Du hast vorhin mit dem Falkensteiner wiederum eine lange Unterredung gehabt, und ihr Ergebniß ist sicher kein gutes. Ich weiß, daß Ihr Beide dem Bunde des Quaden grollt und bitter Eueren Beitritt bereut, ohne zu bedenken, welch herrliche Früchte dieser Bund in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits getragen."

„Ein schöner Bund, ja, ja, Das hast Du mir schon mehr denn einmal gesagt; nur schade, daß ich entgegengesetzter Ansicht bin."

„Bruder, wie kannst Du so reden! Schau hin, wie sicher sind jetzt die Straßen und Wege; ungefährdet reist der Handwerksmann zu den Messen, und die Waarenzüge des Kaufmanns erreichen ungeschmälert ihren Bestimmungsort."

„Nimmst Dich ja sehr warm der Handwerker und Krämer an, Bruder."

„Ja, für diese und den Frieden habt Ihr kein Auge, Ihr, denen der augenblickliche Vortheil mehr als die Ruhe des Landes gilt. O Dieter", — die Rede Kurt's nahm einen bittenden Ton an — „o Bruder, ich beschwöre Dich, laß Dich nicht durch die Habsucht verblenden; laß Dich nicht durch den Falkensteiner verführen, wiederum das alte Gewerbe zu beginnen. Bedenke, wie das Ansehen des Bundes sinken würde, thäte ein Glied desselben *Das*, was zu verhindern seine Aufgabe ist. Doch davon ganz abgesehen, bedenke die Strafe, so der That auf dem Fuße folgen würde. Wiege Dich nicht in dem Glauben, Deine Ritterwürde schütze Dich vor jeder Verantwortung; es wäre eine furchtbare Täuschung, da der Quade eher den ganzen Bund auflöst, ehe er ungerechte Milde gegen die strafbaren Bündler herrschen läßt."

Kurt schwieg, indem er einen fragenden Blick auf den Bruder warf. Dieser hatte den anfänglich bei der Rede des jungen Ritters in ihm aufsteigenden Zorn schon unterdrückt und ruhig ertrug er den Blick. Dann begann er ernst:

„Nun, Bruder, so vernimm auch meine Rede. Du sprichst von herrlichen Früchten, von segensreichen Folgen, die der Bund des Quaden in der kurzen Zeit seines Bestehens schon getragen. Aber bei wem zeigen sich denn solche segensreichen Folgen? Bei uns, der Ritterschaft, wahrlich nicht. Nein, ich behaupte, Nichts konnte für uns übler sein, Nichts konnte uns mehr Nachtheil bringen, als gerade dieser Bund, der unser Ansehen, unsere Macht

gänzlich niederdrückt; der unsere Güter immer mehr den Städten und Klöstern in die Arme wirft. Blicke dort durchs Fenster, schau', wie nah uns die Thürme der Städte entgegen blinken; schau', wie das Gebiet der letzteren sich unserer und den Nachbarburgen immer mehr nähert; schau', so weit Dein Blick reicht, gehörten jene Fluren einst zu unserem Besitzthum; uns schuldeten die Städte und die Klöster, uns waren sie pflichtig. Und jetzt? Jetzt ist das Verhältniß umgekehrt. Du blickst mich fragend an, nun, so wisse denn, daß kaum ein Viertheil des von unserem Vater auf mich übergegangenen Besitzes mehr mein ist, daß der größte Theil verpfändet, ja verkauft ist, und zwar jenen Städten und den nächst liegenden Klöstern."

„Wenn Dem auch so ist, Bruder, so hast Du doch kein Recht, ihnen das rechtlich erworbene Eigenthum mit der Gewalt der Waffen wieder zu nehmen."

„Rechtlich erworbenes Eigenthum?" höhnte Dietrich, „in der That. Das Bürgerpack und die Glatzköpfe haben uns auf alle nur mögliche Weise übervortheilt, haben aus unseren zeitweiligen Verlegenheiten den größten Nutzen gezogen, haben uns auf die schlaueste Weise beraubt und geplündert und uns dadurch dem Untergange immer näher geführt. Und die Früchte dieser ihrer Gaunereien nennst Du rechtlich erworben?"

„Nun gut, sei auch Dem so; Dessen ungeachtet haben wir aber doch kein Recht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten."

„Wie, ist Das die Sprache eines Ritters? Bruder, was ist aus Dir geworden? Nicht wie ein Mann, nein wie ein Weib, wie eine Betschwester redest Du. Ich soll ruhig zuschauen, wie man mich beraubt, wie man mir täglich mein Eigenthum verringert, wie?"

„Nun, so beuge Dem vor, indem Du Dich Deines Eigenthums besser denn sonst annimmst; bebaue Deine Felder, züchte Dein Vieh und suche auf diese Weise den alten Wohlstand wieder zu begründen."

„Der Bruder spricht ja da in einem Athem herrliche Dinge aus. Ich, der freie Ritter, dem sonst Hunderte von Mannen gehorchten; ich, der ich auf meinem Eigenthume unumschränkt herrschte, ich soll Knechtsdienste thun, meinen Kohl bauen, meine Stiere züchten? Aber ich weiß, wo der Bruder diese Ansichten geschöpft! Im Hause des reichen Krämers Siegbrand in Duderstadt, der die schöne Tochter besitzt, welcher der Bruder auf dem letzten Turniere des Quaden in Göttingen zu tief ins Auge geschaut; in diesem Hause, sage ich, wo der Bruder ja täglich zu finden ist, mögen solche Reden und Ansichten häufig geäußert werden, und der gute Kurt nimmt Solches in seiner blinden Liebe beifällig auf. Doch, beim Himmel, meinen Entschluß kannst Du dadurch nicht wankend machen; ich handle nach meinem Ermessen und Gutdünken."

„Und worin besteht Dein Entschluß, Bruder?"

„Darin, daß ich mich von dem Bunde los sagen, mein altes freies Leben wieder beginnen und mit erster Gelegenheit losbrechen werde."

„Nun, Dieter, so sei Gott Dir gnädig. Trage aber auch die Folgen Deiner Thaten. Dich auf andere Wege bringen zu wollen, ist, da ich Dich nur zu gut kenne, vergebliches Bemühen; was ich vermocht, habe ich gethan, und ich wasche meine Hände in Unschuld. Leb' wohl."

„Du willst von hinnen, Kurt?"

„Ja, und zwar nach Duderstadt, woselbst ich einige Zeit verweilen werde."

„Ah, die schöne Krämerstochter!"

Kurt, Nichts entgegnend, ging von dannen.

Nachdem er das Zimmer verlassen und Dieter, aus dem Fenster blickend, gesehen, daß der Bruder sein Roß bestiegen und gen Duderstadt gesprengt war, beschied Dieser seinen Leibdiener Veit von Bleicherode, zu sich und die Beiden hielten eine lange und heimliche Unterredung.

In einer milden Sommernacht des Jahres 1386 bewegte sich auf wild verschlungenen Bergpfaden, deren es auf dem Harze so viele giebt, ein Reiterzug nach der Blankenburg. Unter den langen Mänteln schimmerten im Strahle des blassen Mondlichtes gar hell die Rüstungen der Reiter, während an der Seite die langen und breiten Schwerter klirrten. Das Antlitz der Mannen konnte man wegen des nieder gelassenen Visirs nicht erkennen.

Immer näher kam der Zug der Blankenburg. Der Thurmwart, der denselben schon längst erschaut haben mußte, ließ indeß keinen Trompetenstoß ertönen. Er ruhte still auf seinem Lager und wartete nicht seines Amtes. Wozu auch? Es war ja Friede ringsum im Lande. Wer dachte denn in diesen Zeiten an einen Ueberfall! Und Gäste kommen nicht im Dunkel der Nacht, weshalb da die kühle Burgzinne nicht mit dem warmen Lager vertauschen?

Jetzt sind die Reiter dicht vor der Zugbrücke angelangt. Kein Laut läßt sich vernehmen. Die Brücke ist niedergelassen. Es ist ja Friede im Lande, warum da an einen Ueberfall denken und die Zugbrücke aufziehen?

Jetzt steigen die Reiter von den Rossen und binden sie an die nächststehenden Bäume. Dann betreten sie die Brücke und richten ihre Schritte gegen das Burgthor. Nicht einmal verschlossen finden sie dieses, nur schwach angelehnt. Es ist ja Friede im Lande, wer denkt da an einen Ueberfall und schließt das Thor?

Jetzt hat die Burg die Reiter sämmtlich aufgenommen. Sie nähern sich der Waffenkammer. Mehrere der Eindringlinge belasten sich mit den herrlichsten Waffenstücken und bringen solche alsdann vor die Burg, einige Rosse damit bepackend. Dann wird die Waffenkammer vorsichtig verschlossen, und einer der Reiter nimmt den Schlüssel zu sich. Hier eilen einige Andere in den Ahnensaal, wo sich die kostbaren Rüstungen befinden. Und gar bald wird die prächtige silberne Rüstung, die der Ahnherr der Blankenburger auf einem Turnier in Worms vom Kaiser als Preis empfangen, von dannen gebracht und ein anderes Pferd damit belastet. Einige Andere folgen bald mit reichen Festgewändern. Dann kommen wiederum welche, die unter der Last eines schweren Kastens ächzen, und auch sie legen ihre Beute auf den Rücken eines der Rosse nieder. Immer verwegener werden die Eindringlinge. Verschiedene derselben befinden sich in dem Zimmer der Burgfrau. Und ob von den Lippen derselben ein Schreckensschrei ertönt, sie dringen auf sie ein, ihr die Ringe von den Fingern reißend. Den beiden Schwestern des Ritters ergeht es nicht besser. Unter den heftigsten Drohungen werden auch sie gezwungen, ihre Kostbarkeiten heraus zu geben. Noch ist es ziemlich still im Schlosse. Da plötzlich wird es lebendig. Ein Troßbube, der im Pferdestalle geschlafen, ist durch das Eindringen verschiedener Gestalten, welche die Rosse von dannen führen, geweckt. Ein lautes Geschrei erhebend, entschlüpft er und stürzt auf den Burghof. Der Burgherr und die Mannen erwachen und greifen zu den Waffen. Sie kommen gerade noch zeitig genug, um mit

den Räubern auf der Zugbrücke zusammen zu treffen. Ein heftiger Kampf beginnt. Doch die Burgmannen sind nur schlecht bewaffnet, nicht einmal gerüstet. Einige derselben eilen daher, während der Kampf auf der Brücke tobt, nach der Waffenkammer. Sie ist verschlossen, und unverrichteter Sache kehren sie wieder. Schon bedecken mehrere Leichen der Blankenburger den Platz. Der Ritter befiehlt, vom unnützen Kampfe abzulassen, da das Verhältniß der Kämpfenden zu ungleich. Doch noch einmal dringen die Blankenburger vor und einer der Ueberfallenden sinkt von einem Schwertstoß getroffen zusammen, während die Uebrigen vor der Burg eilends die Rosse besteigen und von dannen jagen.

Fackeln werden gebracht; man erkennt in dem Todten einen Kriegsknecht und in der Feldbinde desselben die Farben von — Wernigerode. (Schluß folgt.)

Aus der Woche.

In anspruchsloser und unbefangener Weise, und natürlich in gedrängtester Kürze einen Ueberblick zu geben über das Wichtigste, was während der verflossenen Woche aus aller Herren Ländern gemeldet worden — Das ist die Aufgabe, welche wir uns zu stellen hatten. Daß sie nicht eben besonders leicht sei, hat der erste Versuch ihrer Lösung uns eindringlich gelehrt; hoffentlich setzt uns die freundliche Nachsicht des geneigten Lesers recht bald in den Stand, mit mehr Gewandtheit und Sicherheit unseres Amtes zu warten, bei welchem, wie bei allen Dingen, der Anfang das Schwerste ist.

Wie im vorigen Jahre, so beweist auch heuer unser deutsches Volk, daß es eine so köstliche, so unverwüstliche Fülle von geistiger, sittlicher und nationaler Lebenskraft besitzt wie kein anderes. Die unzähligen Zusammenkünfte der verschiedensten Vereine und Gesellschaften zu wissenschaftlichen und Berufszwecken, die einzig in ihrer Art dastehenden Turner-, Sänger- und Schützenfeste — wer könnte auch nur annähernd schildern, welch eine reiche Saat für die Zukunft in ihnen ausgestreut wird, die für alle Richtungen unseres Volkslebens fördernd und veredelnd wirken muß. Den großen Nationalfesten — in Nürnberg, Gotha und Berlin —, welche natürlich nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtungen fallen können, schlossen sich in jüngster Zeit die Versammlung der Aerzte und Naturforscher in Speyer, die der Geschichts- und Alterthumsforscher in Altenburg, die der Philologen und Schulmänner in Frankfurt an; und damit auch für die Zukunft gesorgt sei, haben die Vertreter der Leipziger Bürgerschaft in anerkennenswerther Weise ihre Bereitwilligkeit erklärt, zu einer würdigen Feier des 50. Jahrestags der Leipziger Völkerschlacht im Jahre 1863 (verbunden mit dem allgemeinen deutschen Turnfest) die nöthigen Mittel zu verwilligen.

Die Flottenbewegung nimmt einen Umfang und einen Charakter an, daß jeder brave Deutsche darob sich freuen kann. Die Zauderer, Zweifler und Spötter, die anfänglich auf hohem Rosse saßen, verstummen allgemach gegenüber einer so großartigen Bethätigung patriotischen Sinnes, und ein nennenswerther Erfolg kann derselben nicht fehlen. Auf Einzelheiten hierbei einzugehen ist rein unmöglich, wir müßten sonst das ganze Blatt für uns in Anspruch nehmen. Die Gegner der nationalen Sache scheinen in gelinde Verzweiflung zu gerathen; denn nur so ist es erklärlich, daß Graf Borries plötzlich den Hansestädten die Anzeige machen konnte, Hannover werde 20 Kanonenboote zum Schutze der Nordseeküste bauen, weshalb die gedachten Städte mit ihm gemeinschaftliche Sache machen möchten. Die ernsten und verständigen Hansen denken aber an die patriotische That, welche Herrn von Borries die Grafenkrone eingebracht hat, und bleiben treu bei Preußen stehen, welches allein die deutschen Küsten zu schützen vermag.

Preußens Stellung befestigt sich immer mehr in der öffentlichen Meinung Deutschlands, so daß selbst im Lager der sogenannten Würzburger (der mittelstaatlichen Minister) kluge Köpfe daran denken, noch zu rechter Zeit sich möglichst gut mit Berlin zu stellen. Noch fehlt freilich Viel, sehr Viel, um die inneren Verhältnisse wie die äußere Politik Preußens zum Gegenstande ungetheilten Lobes zu machen, allein ein Fortschritt zum Bessern ist doch hier wie dort nicht zu verkennen. Was das Auftreten am Bundestag und besonders Dänemark gegenüber betrifft, so setzt man große Hoffnungen auf den Grafen Bernstorff, welcher die auswärtige Politik Preußens fortan leiten soll. Der König Wilhelm wird am 6. October mit Ludwig Napoleon auf dessen Schloß zu Compiegne zusammentreffen, um den Besuch zu erwidern, welchen der Kaiser ihm im vorigen Jahre in Baden-Baden abgestattet hat; eine größere Annäherung Preußens an Frankreich oder gar eine Gemeinschaft der Pläne in Bezug auf eine Revision der Karte von Europa wird sicherlich nicht die Folge der Zusammenkunft sein. Bald nach der Rückkehr von der letzteren begiebt sich der König nach der Hauptstadt des alten Preußens, nach Königsberg, um dort mit allem Pomp am 18. October sich die Krone seines Reichs aufzusetzen. Bei dieser Gelegenheit soll ein neuer Adlerorden, und zwar ein goldener, gestiftet, mancherlei Gnaden ertheilt, Grafen zu Fürsten, Bürgerliche zu Adeligen gemacht und auch noch wichtigere Entschließungen verkündet werden. Die großen preußischen Königsmanöver am Niederrhein hatten viele fremde Officiere als Zuschauer beigelockt; die ausgesuchte Gastfreundschaft, welche namentlich den englischen und französischen erwiesen wurde, ist Gegenstand lauter Verherrlichung in den betreffenden Zeitungen geworden.

Während die Gewerbefreiheit triumphirend einen deutschen Staat nach dem anderen erobert, haben die bayerischen Volksvertreter den auf Einführung derselben gerichteten Gesetzentwurf abgelehnt. Man wird diesen Beschluß noch bereuen, denn je weiter die Abschaffung der unhaltbaren Zunft- und Realrecht-Wirthschaft hinaus geschoben wird, desto unsicherer wird auch die Aussicht auf die Gewährung einer Entschädigung für Aufhebung der letzteren. In Preußen und namentlich in Berlin müht sich ebenfalls ein Theil der Zunftmeister ab, um eine Agitation gegen die Einführung voller Gewerbefreiheit ins Leben zu rufen, und die Führer dieser Partei konnten sich sogar so weit vergessen, daß sie sich mit den bekannten Junkern verbinden wollten, um mit diesen gemeinschaftlich „conservative" Wahlen zum nächsten Landtage zu erzielen. Dem Spott- und Strafgerichte des Kladderadatsch verfallen zu sein, Das mag den junkerfreundlichen Meistern als Züchtigung und Warnung dienen.

In Bayern wird die empfehlenswerthe Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung auch in der untersten Instanz durchgeführt, in Württemberg eine verständige Regelung des Verhältnisses der katholischen Kirche zum Staate angebahnt, und in Baden die freisinnige Kirchenverfassung demnächst als Gesetz verkündet werden. In der Hauptstadt des letztern Landes ist am 20. September das dem Großherzog Leopold gewidmete Denkmal in einfach stiller Weise unter freudiger Theilnahme der Bevölkerung eingeweiht worden, während die am folgenden Tage mit ungeheurem Pomp ins Werk gesetzte Enthüllung des Ernst-August-Denkmals in der Residenz Hannover Anlaß zu deutlichen Gesinnungsäußerungen gegeben hat, welche der Regierung nicht schmeichelhaft sein konnten. Aus Sachsen wäre vielleicht zu bemerken, daß in den letzten Tagen des September die Herren von der Pfordten und von Beust in Leipzig eine Zusammenkunft hatten, welcher man eine politische Bedeutung zuschreibt; daß die in der

südlichen Lausitz abgehaltenen Herbstmanöver großes Interesse erregten und daß die Leipziger Michaelismesse eine recht gute Mittelmesse zu werden verspricht. In Kassel sind viele Soldaten in Folge mangelhafter Beköstigung erkrankt und mehrere gestorben; der Kurfürst aber hat sich nach dem Lustschlosse Philippsruh bei Hanau unter einer Bedeckung von zwölf riesigen Gensdarmen zurück gezogen. Während der Berliner Polizeioberst Patzke krank und gebrochen dem Spruche des Gerichtshofs entgegen harrt, ist jüngst in Bremen ein höherer Polizeibeamter gefänglich eingezogen worden.

An der Schweizer Westgrenze bemerkt man seit einiger Zeit viele französische Ingenieure, welche dort Allerhand besichtigen und vermessen; in Schleswig, namentlich bei Fridericia sind dänische Ingenieure thätig, um Befestigungen gegen Deutschland anzulegen. Mit Orla Lehmann, dem neuen Justizminister Dänemarks, ist Schleswig-Holsteins erbittertster Feind in die Kopenhagener Regierung gekommen, Derselbe, welcher einst öffentlich ausrief: „Wir wollen den Schleswigern mit blutigen Striemen auf den Rücken schreiben, daß sie Dänen sind." Neulich hieß es einmal, der König von Dänemark werde in Compiegne mit dem König von Preußen zusammentreffen, daraus wird aber natürlich Nichts. Napoleon scheint auf Preußens Freundschaft großes Gewicht zu legen, und deshalb darf man auch dem neulichen Besuch des Königs von Schweden in Paris keine zu große politische Wichtigkeit beilegen, als ob ein französisch-skandinavisches Bündniß gegen Deutschland im Anzuge wäre. Ueberhaupt mag Louis Napoleon gar nicht mehr so kriegslustig sein, wie man ihn gewöhnlich darstellt; sein einziges Streben ist: Befestigung seiner Dynastie, seines Stammes auf dem Thron von Frankreich, und die Erreichung dieses Zieles verlangt Friede und Freundschaft mit allen Nachbarn. Nebenbei gesagt ist der Kaiser sehr gealtert.

Italien ist noch immer in trüber Gährung. Noch fehlt zur Einheit des Reichs Venedig und Rom, und wenn auch letzteres bald genug an Victor Emmanuel fallen wird, so wird doch voraussichtlich das erstere nur um den Preis eines siegreich durchgefochtenen Krieges zu haben sein. Der Papst ist in einer höchst peinlichen Lage, doch er sieht seinem nahen Falle mit Ergebung entgegen. Eine friedliche Ausgleichung zwischen der großen Thatsache der italienischen Einheit und dem Princip des Papstthums ist einfach unmöglich, und da die Tage des letzteren gezählt zu sein scheinen, so wird wohl in nicht ferner Zeit die ewige Roma die Hauptstadt des verjüngten Italiens sein. Ob die französische Besatzung, welche den Papst in Rom thatsächlich als einen Gefangenen bewacht, nur dann erst abziehen soll, wenn Napoleon zum Lohn für seine Verdienste um Italien die Insel Sardinien erhält, steht dahin; sicher ist, daß auf dieser Insel französische Wühlereien jetzt gerade so bemerklich sind, wie seiner Zeit in Savoyen vor der Einverleibung dieses Landes in Frankreich. Während so die Entscheidung noch schwebt, wühlt Mazzini nach seiner Weise und ruft zu republikanischen Schilderhebungen auf.

In England feiert das Parlament und damit auch das ganze politische Leben; die einzigen Nachrichten von Wichtigkeit, welche jüngst von dort her gekommen, berichten von entsetzlichen Unglücksfällen auf Eisenbahnen und von den gefährlichen Erlebnissen des Riesenschiffes Leviathan, welches auf der Fahrt nach Amerika von einem der furchtbarsten Stürme, die je erlebt wurden, heimgesucht, beträchtlich beschädigt und zuletzt zur Umkehr nach einem Hafen Irlands gezwungen wurde.

In Rußland sieht es, so weit die dürftigen Nachrichten von dort ein Urtheil gestatten, schlimm genug aus. Die Geldnoth ist dort noch weit großartiger als in Oesterreich, man kehrt nothgedrungen vielfach zum vorsündfluthlichen Tauschhandel zurück, die Bauern vergraben ihr Geld, um es zum Ankauf von freiem Grund und Boden zu sparen, und nicht weniger als achtzig Rädelsführer verschiedener Aufstände sind schon hingerichtet worden. Die Unzufriedenheit des Volks ist groß und allgemein, und die nationalen Demonstrationen der Polen machen ebenfalls Viel zu schaffen. Es kann leicht zu gefährlichen Ausbrüchen in dem weiten Zarenreiche kommen, welches der von der Beschränktheit einst vergötterte Nikolaus an den Rand des Abgrundes gebracht hat!

Der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten von Nordamerika geht seinen furchtbaren zerstörenden Gang fort. Das Chaos, welches er hervor gerufen, ist ein über alle Begriffe trauriges, und noch ist kein Ausgang des blutigen Streites zu ersehen. Die Yankees machen jetzt Erfahrungen, über welche sie längst hinaus zu sein glaubten; sie haben Censur für Bücher und Zeitungen, Confiscationen und Preßprocesse, Spionerie und Einquartierung. Die Censur ist die schlimmste, welche es geben kann, sie wird vom Pöbel ausgeübt und äußert sich gewöhnlich in der Zerstörung der Druckereien und in der Mißhandlung oder Massacrirung der Zeitungsschreiber. Bis jetzt sind die „Rebellen", d. h. die Südländer, im Vortheil, doch verspricht sich der Norden Großes von einer geheimen (?) Schiffs-Expedition. Eine Flotte von hundertfunfzig kleinen Fahrzeugen, alle schwer mit Steinen und dergleichen befrachtet, ist ausgefahren, um die verwickelten Wasserstraßen zu sperren, welche Nord-Carolina mit dem Meere verbinden. Die Auswege sollen unfahrbar gemacht und die Befestigungen am Ufer zerstört werden. Unterdessen haben am schrecklichsten zu leiden diejenigen Staaten, welche den Uebergang vom Norden zum Süden bilden und sich zur alten Union neigen, ohne Schutz zu haben.

Zum Schlusse noch einige Personalien. An zwei auf einander folgenden Tagen hat Deutschland wieder zwei bedeutende Männer verloren. Am 22. September starb in Köln der Dombaumeister Zwirner, dem die Wiederherstellung und Vollendung des erhabensten Denkmales deutscher Baukunst zu danken ist, und am 23. September in Heidelberg der altehrwürdige Schlosser, der gewaltige Geschichtschreiber, der, wie der Prediger Zittel an seinem Grabe sagte, zu seiner Zeit der Mund war, durch welchen das Gewissen des deutschen Volkes sprach. K. Gutzkow ist nach Weimar übergesiedelt, wo er sich der Leitung der Schillerstiftung hingebend widmen wird, nachdem kurz zuvor Franz Liszt das lange bewohnte Ilm-Athen verlassen hatte, um sich in Rom mit seiner alten Freundin, einer russischen Fürstin, trauen zu lassen. Der weltberühmte Virtuose hat es vor einiger Zeit zu einem österreichischen Orden nebst obligater Adelsverleihung und neuerlichst zum weimarischen Kammerherrn gebracht. Der achtundsechszigjährige Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt hat sich mit einem liebenswürdigen Fräulein Schultze aus Königsberg vermählt und entsagt dem Throne, um am häuslichen Herde einen schönen Lebensabend zu genießen. Der preußische Lieutenant von Sobbe hat in Magdeburg einen Hausknecht, der ihm bei Nacht das Hausthor nicht schnell genug geöffnet, erstochen; in Frankfurt a. M. ist der bayerische Major von der Tann von dem österreichischen Rittmeister Graf Fechenbach, mit welchem er an der Gasthofstafel in Wortwechsel gerathen, im Duell erschossen worden. Der ehemalige Leipziger Student Oskar Becker, welcher in Baden auf den König von Preußen geschossen, ist von den Geschworenen zu Bruchsal des vollendeten Mordversuchs für schuldig erkannt und vom Gerichtshof zu zwanzig Jahren Zuchthaus mit sechs Jahren Einzelhaft verurtheilt worden. Anfangs allgemein als verblendeter Schwärmer bedauert, hat sich Becker durch die unglaubliche Schwachmüthigkeit, mit welcher er zuletzt seine That als ein bloßes Schein-Attentat darzustellen sich bemühte, aller Theilnahme beraubt. Noch ehe seine Verurtheilung erfolgt war, hatte ein Student in Athen, Dusios, am 18. September auf die Königin von Griechenland geschossen, glücklicher Weise ohne zu treffen. Im Verhöre erklärte der confuse Mensch, er habe das Attentat verübt, weil die Königin ein Hinderniß der nationalen Entwicklung sei.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 41. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

13. October.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Lieder

von Carl Altmüller.

1.

Der Morgen kühl und leise
Bricht in das Thal herein,
Als könnte nicht die heiße
Tagsgluth sein Erbe sein.

So still und gottgeborgen
Ist meine Seele nun,
Als sollten keine Sorgen
Noch heute auf ihr ruh'n.

Ich wandle unter Bäumen,
Da rauscht der Morgenwind;
Und leise wie aus Träumen
Der Vöglein Lied beginnt.

Der Thau aus Blüthen leuchtet,
Wie Augen, die zur Nacht
Ein heimlich Leid gefeuchtet
Und die doch froh erwacht.

O Tag, was wirst du spenden
Bis zu dem Abendroth?
Was birgst du in den Händen
An Wirrniß, Leid und Noth?

Ich geh' dir frisch entgegen,
Gieb Gott, daß, bis du stirbst,
Du mir den Morgensegen
Nicht ganz und gar verdirbst.

2.

Da ich wieder wandern muß
In das fremde Land,
Hab' ich Dir mit letztem Kuß
Deinen Mund gebannt.

Daß er Keinen lächle an,
Daß er möge nun,
Wie er mir es angethan,
Keinem wieder thun.

Kehr' ich wieder, prüf' ich dann
Sorglich den Befund,
Ob Dir nicht gelöst der Bann
Ward von fremdem Mund.

Sind die Lippen nicht mehr fromm,
Zucken leise sie:
Dann ade! ich geh' und komm'
Aus der Fremde nie.

Die Gräber in der Steppe.

Erzählung aus dem westlichen Nordamerika.

Von Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Die Reise nach Californien war vorläufig vergessen, Begrüßungen wurden nach allen Seiten hin ausgetauscht, Bänke, Stühle und Holzblöcke in weitem Kreise um das Kaminfeuer herum geschoben, und nachdem durch einiges Hin- und Herrücken für Jeden ein verhältnißmäßig bequemes Plätzchen eingeräumt worden war, begann eine so lebhafte Unterhaltung, wie sie nur immer von einer so jugendlichen Gesellschaft erwartet werden konnte. Am

Meisten handelte es sich natürlich um die Wahl des Nachbarn und der Nachbarin bei dem bevorstehenden Maisaushülsen, und da man sich immer noch nicht gut einigen konnte und jeder Bursche am Liebsten alle Mädchen für sich in Anspruch genommen hätte, so gab Das Veranlassung zu mancherlei komischen Scenen und dem ausgelassensten Gelächter, was vorzugsweise den alten Farmer herzlich ergötzte.

Sarah half unterdessen ihrer Mutter beim Herumreichen des heißen Kaffees und des goldgelben Maiskuchens, und wußte stets gewandt auszuweichen, wenn der Eine oder der Andere sie zur Nachbarin zu haben wünschte; doch vermied sie mit ängstlicher Besorgniß, den Blicken John's zu begegnen, der, im Hintergrund sitzend, mit gespanntester Aufmerksamkeit jede einzelne ihrer Bewegungen beobachtete.

„Kinder!" rief der fröhliche Farmer aus, nachdem der Imbiß eingenommen war, und eine kurze Pause in der allgemeinen Unterhaltung ihm Gelegenheit gab, von Allen zugleich vernommen zu werden; „Kinder, ehe wir zur Arbeit schreiten, theile ich Euch in aller Form des Gesetzes mit, daß auch in meinem Hause das Recht der rothen Maiskolbe zur Geltung kommt, um so mehr, da es wahrscheinlich das letzte Mal ist, daß Ihr bei mir Mais aushülst. Demnach muß also die Lady, welche eine rothe Kolbe aus dem trockenen Stroh schält, nach eigenem Belieben irgend einem Gentleman aus dem Kreise einen Kuß geben! Wer von den Gentlemen dagegen von dem Glück durch einen solchen Fund erfreut wird, der erhält die Erlaubniß und das Recht, seiner Nachbarin zur Linken einen Kuß, und zwar einen recht herzhaften geben zu dürfen!"

„Hurrah für den alten Herrn!" jauchzten die jungen Leute, indem sie triumphirende Blicke, Jeder auf seine Bevorzugte, warfen; „Hurrah für seine weisen Hauseinrichtungen und dreimal Hurrah für die rothen Maiskolben!"

Die Mädchen kicherten, schauten hierhin und dorthin, und versprachen unter den ernstlichsten Betheuerungen, keine einzige rothe Kolbe finden zu wollen, und im Falle ihnen ein solcher Verräther zu Gesicht kommen sollte, denselben unbemerkt auf die Seite zu schaffen.

„Keine rothen Kolben wollt Ihr finden, Kinder?" fragte der Farmer laut auflachend, „keine einzige rothe Kolbe? Ha ha ha! Wozu hätte ich denn beim Aussäen absichtlich so viel rothe Körner in die Erde gesteckt? Nein, Kinder, die zehnte Kolbe muß eine rothe sein, und wenn die Ladies sich fürchten ihre frischen Lippen den jungen Gentlemen darzubieten, oder wenn ihnen die Wahl Verlegenheit bereitet, dann mögen sie nur immerhin zu mir kommen, ich bin gern bereit, jeden einzelnen Kuß in Empfang zu nehmen, und was noch mehr ist, ich will ihn nicht für mich behalten, sondern sogleich wieder zurück erstatten."

„Womöglich noch mit Zinsen! alter verliebter Bursche", sagte die Farmersfrau neckend zu ihrem Gatten, ohne jedoch den ihr eigenthümlichen schwermüthigen Ausdruck zu verlieren, der sogar hinter ihrem fröhlichsten Lachen hervor lugte.

„Warum nicht, meine alte gute Lady?" fragte Mr. Lewis aufstehend und seiner Ehehälfte mit komischer Förmlichkeit den Arm bietend. „Ja, Mutter", fuhr er in herzlicher Weise fort, „Du wirst heute Abend alle Ursache haben, auf Deinen Alten stolz zu sein. Schau nur die Mädels alle nach der Reihe an, es ist nicht Eine unter ihnen, die nicht irgend einen Schlachtplan gegen mich entworfen hätte."

„Vorwärts, vorwärts, Mr. Lewis!" riefen die jungen Mädchen und die Burschen, sich an den lebhaften Farmer heran drängend. „Immer vorwärts, zur Arbeit, damit wir noch fertig werden, oder denkt Ihr, wir sind gekommen, um uns von Euch hänseln zu lassen?"

Mr. Lewis hatte als Antwort nur sein gewöhnliches frohes Lachen, das noch nicht verstummt war, als er mit seiner Gattin am Arm durch die Thür im Giebelende der Hütte in den anstoßenden Stall trat, wohin ihm die ganze Gesellschaft paarweise, plaudernd und schäkernd nachfolgte. Nur der schweigsame John ging allein, wie auch Sarah, welche erst später, nachdem die ganze Gesellschaft Platz genommen, eintraf.

Ein mächtiger Berg von Maiskolben, die aber noch alle in ihren weichen Strohhüllen verborgen, nahm den größten Theil des tennenähnlichen Stallraums ein. Um denselben herum reihten sich niedrige Bänkchen, die, einfach genug, von losen Bretern, umgekehrten Kübeln, Holzblöcken und sogar passenden Steineu hergestellt waren. In regelmäßigen Zwischenräumen, so daß sie immer drei oder vier Arbeitern erreichbar, standen leere Tonnen und Kasten zur Aufnahme der ausgehülsten Kolben bereit, und damit Jeder seinen Antheil an der spärlichen Beleuchtung erhalte, hatte man gerade in der Mitte des Stalls, in geringer Höhe über der Spitze des Maishaufens, eine kleine Lampe angebracht. Es war also nach besten Kräften für die Bequemlichkeit der Arbeitenden gesorgt, und hatten die beiden jüngsten Söhne des Farmers, zwei rüstige Burschen von dreizehn und vierzehn Jahren, noch die besondere Obliegenheit, die vollen Gefäße immer rechtzeitig in einem Winkel des Gemachs auszuleeren, das Stroh zur Seite zu schaffen und mittelst Heuharken die vor den Arbeitenden entstehenden Höhlen und Lücken durch Niederreißen des Berges wieder auszufüllen.

In diesen Raum also drängte sich die lebenslustige Gesellschaft, und dauerte es in der That keine zwei Minuten, bis Jeder sich nieder gelassen und die ersten enthülsten Kolben in die hölzernen Gefäße klapperten.

Das eigenthümliche Geräusch, welches den Beginn der Arbeit bezeichnete, rief eine augenblickliche Stille hervor; emsig streiften die kundigen Hände die breiten Strohblätter von dem glänzenden Kern, und zwar mit einer Eilfertigkeit, der man es wohl ansah, daß Jeder gern die erste rothe Kolbe finden wollte. Sogar die jungen Mädchen ließen manchen Blick der Enttäuschung auf ihre Arbeit fallen, wenn statt der heimlich gewünschten rothen Perlen die goldgelben unter den zurück gebogenen Hülsen hervor lugten. Aber Mr. Lewis hatte sich entweder einen Scherz machen wollen, oder seine Angaben, betreffs des Aussäens rother Körner, übertrieben; denn Minute auf Minute verging, Kolbe auf Kolbe rasselte in die Behälter, aber kein Ausruf der Freude verkündete, daß endlich ein glücklicher Fund gemacht worden sei.

Die angeborene harmlose Fröhlichkeit gewann indessen sehr bald wieder den Sieg über die allgemeine Spannung; Scherzworte flogen hin und her, einzelne Gesänge wurden angestimmt und wieder verworfen, bis endlich das rechte Lied getroffen war und Einer dann mit lauter Stimme den Solotheil vortrug:

„War einst ein alter Neger, Onkel Ned wurd' er genannt.
That vor Jahren schon zum Negerhimmel geh'n.
Und sein Schädel war noch kahler als der Rücken seiner Hand,
Keine Wolle auf demselben mehr zu seh'n!" *)

*) Es ist versucht worden den eigenthümlichen Charakter dieses bekannten Negerliedes in der Uebersetzung wieder zu geben, und dabei auf die merkwürdige Melodie Rücksicht genommen.

Und die ganze Gesellschaft fiel im Chor ein:

„Leg' die Schaufel und die Hacke immerhin bei Seit',
Und dann häng' die Fiedel und den Bogen fort,
S' giebt keine schwere Arbeit mehr für Onkels Thätigkeit,
Er ging an der guten Neger letzten Ort!"

Für John schien die Gesellschaft nicht zu existiren, und das Lied lautlos zu verhallen. Finster und in sich gekehrt saß er da, und mechanisch ließ er die glänzenden Kolben durch seine Hände gleiten. Man war indessen schon zu sehr an sein verschlossenes Wesen gewöhnt, als daß man sich durch dasselbe hätte stören lassen. Man beachtete ihn nicht und immer lauter erscholl der Gesang.

„Seine Finger waren dürrer wie das Rohr dort in dem Bruch,
Konnt' auf beiden Augen endlich Nichts mehr seh'n,
Hatt' zum Beißen von dem Maisbrod auch der Zähne nicht genug.
Darum ließ er auch das Maisbrod immer steh'n."

Sarah lauschte augenscheinlich mit Wohlgefallen dem so beliebten Negerliedchen; sie saß zusammen gekauert zwischen ihren Eltern; hierhin und dorthin sandte sie Blicke und Worte, aber immer mit derselben offenen Freundlichkeit, ohne Jemand zu bevorzugen, als höchstens ihre Brüder oder ihre jüngere Schwester, wenn sich dieselben geschäftig an ihr vorbei drängten. Sobald aber das Solo beendigt war, fiel sie immer pünktlich mit ihrer klaren Stimme in den Chor ein, und auf den Inhalt des Liedes eingehend, wiegte sie schwermüthig ihr Haupt, während sie ausdrucksvoll den Refrain wiederholte.

„Leg' die Schaufel und die Hacke immerhin bei Seit',
Und dann häng' die Fiedel und den Bogen —"

Alle verstummten hier wie auf Einen Schlag, und an die Stelle des Gesanges trat ausgelassener Jubel.

Die schöne Farmerstochter saß nämlich da und hielt mit beiden Händen eine rothe Maiskolbe empor, während ihre schalkhaften Augen triumphirend im Kreise herum wanderten.

„Ladies und Gentlemen! ich will Euch nicht lange in Spannung erhalten!" rief sie muthwillig aus, und im nächsten Augenblick hatte sie den neben sich sitzenden Vater um den Hals gefaßt und drückte ihm einen schallenden Kuß auf seine bärtigen Lippen.

„Falsch Spiel! falsch Spiel!" riefen mehrere der Anwesenden, die in dem kindlichen Kuß eine Verschwendung zu erkennen glaubten. Sie wurden überstimmt durch die Mädchen und einige gefälligere Burschen, die laut erklärten, daß man in einem freien Lande lebe, wo ein Jeder seinen freien Willen habe. Die Ruhe war daher schnell wieder hergestellt, die Finger wühlten zwischen den Kolben, die dürren steifen Hülsen knisterten, und der Vorsänger begann wieder:

„Als der arme Ned starb, weinte Thränen viel sein Herr,
Wie ein Regen strömten sie zur Erd' hinab.
Und die Herrin, ach, die weinte und die klagte noch viel mehr,
Weil der Onkel Ned nun lag in seinem Grab."

Als aber eben der Chor wieder einfallen wollte, ließ sich an der Außenthür heftiges Klopfen vernehmen, welches die ganze Gesellschaft plötzlich verstummen machte.

Einer von Mr. Lewis' Söhnen sprang vor, öffnete, und im nächsten Augenblick trat eine Gestalt, welche die John's fast noch überragte, in den Schein der Lampe.

Der überaus einfache abgetragene Anzug, der viel gebrauchte graue Filzhut, die schwere Büchse, die Kugeltasche, und vor Allem einige wilde Truthühner, die mit ihren blauen Köpfen durch den die Taille fest umschließenden Ledergurt gezogen waren und schwer von demselben nieder hingen, ließen auf den ersten Blick in dem Fremden einen der umher streifenden Jäger erkennen, die in den westlichen, noch wildreichen Staaten sehr häufig aus einer Lieblingsbeschäftigung einen Erwerbszweig gemacht haben, und die ihnen zunächst liegenden Städte und Ansiedelungen mit dem Besten versorgen, was Wald und Flur aufzuweisen haben.

Wenn nun auch das Aeußere des Fremden, der kaum das fünfundzwanzigste Jahr überschritten haben konnte, durch den vernachlässigten Anzug, durch die ungepflegten lockigen braunen Haare und den wirren röthlichen Bart einen etwas wilden Anstrich erhielt, so brauchte man doch nur auf die ehrlichen blauen Augen und auf die regelmäßigen, eine unbegrenzte Gutherzigkeit verrathenden Züge zu schauen, um sich von vorn herein mit dem rüstigen kraftvollen Jäger zu befreunden.

Aehnliches mußte Mr. Lewis empfinden, denn kaum hatte der Fremde die Versammlung mit höflicher Freimüthigkeit begrüßt, so trat der alte Grenzbewohner ihm entgegen und hieß ihn auf das Herzlichste willkommen in seinen vier Pfählen.

„Es ist mir nicht genug", versetzte der Fremde mit einem Accent, der den Ausländer nicht verkennen ließ, „es ist mir nicht genug, daß Ihr mich zum Niedersitzen einladet, ich muß wissen, ob Ihr auch ein Plätzchen im Hause habt, groß genug, einen Jäger, welcher seit dem frühesten Morgen noch keine Viertelstunde still gestanden, auf eine Nacht zu beherbergen?"

„Platz genug für zehn solche Burschen wie Ihr!" erwiderte Lewis, dem Jäger die Hand reichend; „stellt nur Eure Büchse in die Ecke und seht mein Haus als das Eurige an! Macht's Euch bequem, hier oder dort in der Stube vor dem Kaminfeuer, wo es Euch am Besten gefällt!"

„Am Besten gefällt es mir in Eurer Mitte!" rief der Fremde fröhlich aus, Büchse und Tasche ablegend. „Ehe ich aber meine Hände an Euerm Mais versuche, möchte ich Euer Haus wirklich einen Augenblick als das meinige ansehen und diese beiden Truthähne in die Vorrathskammer abliefern."

„Bravo!" entgegnete der Farmer, „wir nehmen's wie Ihr's gebt, Das heißt ohne Complimente. Aber verzehren sollt Ihr sie helfen. Hier, mein Kind", rief er dann seiner jüngeren Tochter zu, ihr die beiden Vögel darreichend, „hier ist Etwas für Dich, sorge aber dafür, daß sie gut angerichtet werden!"

Das Kind sprang auf, nahm die Beute in Empfang und verschwand in der anderen Stube, um sogleich mit dem Rupfen zu beginnen; während der Farmer den Gast nach seiner Seite herum führte, die junge Gesellschaft aufforderte, etwas zusammen zu rücken, und ihm dann einen Platz zwischen sich und seiner ältesten Tochter anwies.

Die Arbeit war durch diesen Zwischenfall nicht lange unterbrochen worden, und wenn auch die jungen Burschen die kraftvolle Gestalt des Fremden mit prüfenden Blicken taxirten, und die Augen der jungen Mädchen mitunter verstohlen zu den gebräunten männlichen Zügen Desselben abirrten, so wurden die rothen Maiskolben deshalb doch nicht außer Acht gelassen, und mehrfach verrieth heimliches Lachen, daß unter dem Vorwande, seiner Nachbarin Etwas ins Ohr flüstern zu wollen, der Eine oder der Andere sich den ihm gebührenden süßen Lohn geraubt hatte, weil, wie er dann wohl zu seiner Entschuldigung ausführte, die Anwesenheit eines Fremden ihn hinderte, denselben öffentlich zu fordern.

Dieser nun blieb nicht müssig, und ging es ihm auch ziemlich schwerfällig von Händen, so arbeitete er doch nach besten Kräften und vertiefte sich dabei so sehr mit dem alten Farmer in eine diesem zusagende Unterhaltung, und erzählte so viel Neues und Schönes aus den östlichen Staaten, daß Letzterer sowohl wie er selbst darüber mehrfach die Arbeit vergaßen und durch eine ihnen zugeworfene unausgehülste Maiskolbe, zum allgemeinen Ergötzen, an den eigentlichen Zweck der Zusammenkunft erinnert werden mußten.

Allmälig wurde es wieder lauter, ein neues Lied war angestimmt worden, und da Mr. Lewis und der Jäger zu sehr hätten schreien müssen, um sich gegenseitig verständlich zu machen, so unterließen sie das Reden ganz, wodurch Letzterer Gelegenheit fand, seiner jungen schönen Nachbarin mehr Aufmerksamkeit zu schenken, die kein einziges Mal versäumte, mit ihrer silberhellen Stimme regelrecht in den Chor einzufallen.

Sie hatte ihm ihr Profil zugekehrt und fesselte der Liebreiz desselben ihn so sehr und war er so sehr in Bewunderung der anmuthigen Gestalt versunken, daß er wieder einmal die Arbeit vergaß, und die Arme auf seine Kniee stützend, eine halb ausgehülste Kolbe regungslos zwischen den Händen hielt. Er mochte darüber nachdenken, wie es wohl zugegangen, daß ihm bei seinem Eintritt das wunderliebliche Landeskind nicht sogleich aufgefallen, als er plötzlich inne wurde, wie alle Blicke mit dem neckischsten Ausdruck auf ihm hafteten, und die meisten Anwesenden sich durch Zeichen gegenseitig Mittheilungen zukommen ließen.

Er sah ein, die Mittheilungen betrafen seine eigene Person, und beeilte er sich daher, nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, die Kolbe endlich ganz aus der Hülse zu nehmen.

Anstatt aber die Gesellschaft dadurch zu beruhigen, verwandelte diese ihren Gesang urplötzlich in den lautesten Jubel. Er schaute sich verwundert um und trachtete den Grund eines so sonderbaren Benehmens zu errathen; zu gleicher Zeit fielen aber auch des Farmers Blicke auf seine Hände, der dann ebenfalls in ein erschütterndes Gelächter ausbrach und ihn mit rauher Vertraulichkeit an der Schulter faßte.

„Mann!“ rief der entzückte Lewis aus, „Ihr habt in Euerm Leben noch nicht viel Korn ausgehülst! Sitzt Ihr nicht da und haltet eine rothe Maiskolbe zwischen den Fingern, als wenn es ein Pfeifenstiel wäre, während eins der hübschesten Mädchen im County sich an Eurer Seite befindet!“

Der Jäger sah mit fragendem Ausdruck auf den Farmer, auf seine schöne Nachbarin und demnächst im ganzen Kreise herum. Ueberall aber traf er auf dieselben muthwilligen Blicke, denn John, der vor Wuth mit den Zähnen knirschte, saß zu weit im Hintergrunde, als daß er den feindseligen Ausdruck in dessen Zügen hätte bemerken können.

„Sitzen geblieben, Sarah! sitzen geblieben, meine Tochter!“ commandirte Mr. Lewis, mit vor Lachen halb erstickter Stimme, als er bemerkte, daß das junge Mädchen, hochroth vor Verlegenheit, unter dem Vorwand aufstand, die Vorbereitungen zur Abendmahlzeit zu treffen. „Sitzen geblieben, sage ich, meine Tochter; Du bist die Erste, welche sich in die Gesetze des Hauses fügen muß, und Ihr, Fremder, nehmt Euch, was Euch von Rechtswegen gebührt!“

„Und was gebührt mir?“ fragte der junge Mann, dessen Verlegenheit sich mit der seiner Nachbarin steigerte; eine Frage, welche nur noch wilderen Jubel veranlaßte.

Der Zufall kam ihm aber zu Hülfe. Es hatte nämlich ein Anderer ebenfalls eine rothe Kolbe gefunden, und schwang Dieser seine Beute triumphirend ums Haupt, indem er jubelnd ausrief: „Schaut her, Fremder, ich will Euch zeigen, was Euch von Rechtswegen zukommt!“ und so sprechend legte er seinen Arm um den Hals seiner Nachbarin und drückte trotz ihres Sträubens einen schallenden Kuß auf ihren Mund.

Sarah hatte sich verschämt abgewendet, so daß der Jäger Mitleid mit ihr empfand. Ein aufmunternder Wink des Farmers zwang ihn aber zu handeln, und ergriff er, um so schonend wie möglich zu verfahren, die Hand des jungen Mädchens, die er dann bescheiden küßte.

„Falsch Spiel! falsch Spiel!“ riefen aber jetzt alle Diejenigen, welche von ihren Nachbarn schon gestraft worden waren und daher eine gewisse Schadenfreude über Sarah's Verlegenheit empfanden.

Doch Mr. Lewis überschrie sie Alle. „Fremder!“ rief er aus, „ich halte Euch für einen Gentleman und hoffe, daß Ihr Euch in unsere Arbeitsordnung fügt! Oder glaubt Ihr mir eine Schmeichelei darzubringen, indem Ihr meiner Tochter Hand ihren Lippen vorzieht?“

Der Jäger ließ den rauhen Grenzbewohner nicht weiter sprechen; er sah ein, daß die peinliche Lage des jungen Mädchens dadurch nur verlängert werden würde. Er neigte sich zu demselben hin, flüsterte eine Entschuldigung für die rothe Maiskolbe, Sarah wendete sich halb um, seine Lippen fanden die ihrigen, und alle weiteren Scherzworte, mit welchen der Farmer seine Zufriedenheit über die eben statt gehabte Scene an den Tag legte, erstarben in dem lustigen Gesang, der schnell wieder angestimmt wurde.

John dagegen, dessen Eifersucht und Wuth jetzt ihren höchsten Grad erreicht, hatte sich noch tiefer in den Schatten der Gefährten zurück gezogen; seine Blicke, aus denen unversöhnlicher Haß heimlich sprühte, hielt er auf den Fremden geheftet; langsam glitt eine Maiskolbe durch seine Hände; er sah nicht, daß es eine rothe war, und wenn er es sah, so beachtete er es nicht; aber einige der steinharten Körner brach er aus und führte sie wie unbewußt zum Munde, wo sie dann laut unter den zermalmenden Zähnen krachten.

Sarah allein nahm mit Besorgniß den Ausdruck in John's Zügen wahr. Er begann ihr immer mehr Furcht einzuflößen; seine Blicke trieben ihr das Blut, das die Verlegenheit auf ihre Wangen gelockt, jäh zum Herzen, und halb um sich seiner Beobachtung zu entziehen, halb aus jungfräulicher Scham vor dem Fremden, stand sie auf, um im Wohngemach sich mit der Zubereitung der Speisen zu beschäftigen.

Indem Sarah den Stall verließ, schaute sie noch einmal zurück, doch schnell und hoch erröthend zog sie die Thür hinter sich zu; ihre Augen waren denen des Fremden begegnet, die mit einer unbeschreiblichen Innigkeit auf ihr ruhten.

Als sie dann die Gluth in dem Kamin unter den gußeisernen Pfannen und Töpfen schürte, da glaubte sie immer noch die treuen freundlichen Augen vor sich zu sehen; sie zürnte dem Fremden deshalb aber nicht, im Gegentheil, wie sie dasaß und sinnend in die Flammen schaute, da suchte sie sich dieselben immer deutlicher zu vergegenwärtigen, und ärgerte sich fast, wenn allzu heftiges Zischen in den verschlossenen Kochgefäßen oder der

jüngeren Schwester Geplauder ihre Aufmerksamkeit ablenkte.

Im Nebengemach ging es unterdessen lustig zu; der Maisberg in der Mitte des Kreises wurde kleiner und kleiner, dagegen vergrößerte sich die Zahl der glänzenden Kolben in dem einen und die Masse der leeren Hülsen in dem anderen Winkel. Die rothen Kolben wurden dabei aber nicht außer Acht gelassen, sie verursachten nach wie vor geräuschvolles Lachen und Jubeln, und kurz vorher, ehe Sarah in der Thür erschien und laut verkündete, daß die Speisen der Gesellschaft harrten, war sogar unter den jungen Leuten eine harmlose Balgerei um die letzten noch unenthülsten Maiskolben entstanden.

War es lustig bei der Arbeit zugegangen, so herrschte eine nicht minder fröhliche Laune um den langen roh gezimmerten Tisch, auf welchem die beiden zerhackten Truthähne, fettes Schweinefleisch, brauner Syrup, Maiskuchen und der ewige Kaffee dampften. Die Reihenfolge, in der man bei der Arbeit gesessen, wurde auch hier beibehalten. Jeder Nachbar saß neben seiner auserkorenen Nachbarin, nur daß hier kein Ueberfluß an Raum herrschte, daß sich hin und wieder ein kräftiger Arm um eine schlanke Mädchentaille legen mußte, um beim Essen einen freieren Gebrauch der Hände zu erlangen; daß ferner die Kniee so fest neben einander standen, als wenn sie in einen Schraubstock gespannt gewesen wären, und daß endlich, um die Gesellschaft noch mehr einzuengen, Mr. Lewis' ganze Familie, außer ihm selbst, an einer mitten in die Stube gerückten alten Commode Platz genommen hatte.

Dergleichen beeinträchtigte indessen keineswegs die allgemeine frohe Stimmung, im Gegentheil, sie wurde dadurch erhöht; und als der alte Farmer dann zum Schluß einen heißen Whiskeypunsch braute, da fehlte nicht Viel, daß Tisch und Bänke zur Seite gerückt worden wären, und die munteren Burschen die eben so munteren Mädchen im wilden Tanz herum geschwungen hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Dietrich von Wernigerode.

Ein Beitrag zur Geschichte der „kleinen Herren".

Von Adolf Kencke.

(Schluß.)

Ein Schrei ertönte durch alle norddeutschen Gauen, als man von dem schändlichen Ueberfalle der Blankenburg durch Dietrich von Wernigerode und den dabei stattgefundenen Vorkommnissen Kunde erhielt. Die Handwerker und Kaufleute ergriff wiederum die Furcht vergangener Tage vor den Heckenreitern und Stegreifrittern, und gar laut drangen ihre Klagen und Bitten um Schutz zu den Stufen des Thrones Otto's des Quaden.

Selbst die Ritter und Edlen grollten. Ja, wäre ein Waarenzug der Krämer von dem Wernigeröder überfallen und ausgeplündert, trotz des Bundes hätten sie Nichts dawider gehabt; aber daß die Burg eines Ritters, eines Bundesmitgliedes beraubt worden, Das erschien doch auch ihnen zu stark, um ungeahndet zu bleiben, und auch sie vereinigten ihre Wünsche mit den Bitten des Volkes um Bestrafung des Wernigerode.

Furchtbar war der Zorn des Quaden, als er von dem Vorgegangenen Kenntniß erhielt, und es hätte nicht Viel gefehlt, so wäre er sofort aufgebrochen, um den verbrecherischen Bündler ohne jedwedes Gericht sogleich zu strafen; doch ward er von dem Betroffenen, dem Ritter von Blankenburg, davon abgehalten, der um Niedersetzung eines ordentlichen Gerichts ersuchte.

Kurt von Wernigerode, der schon wenige Tage nach dem Vorfalle in Göttingen eintraf und den Herzog um eine Unterredung in Betreff seines Bruders ersuchte, ward gar nicht vorgelassen und hatte unverrichteter Sache wieder abziehen müssen.

Der Ruhigste in diesen Tagen war der Straffällige selbst. Eine Strafe fürchtete er nicht. Wer sollte ihn auch strafen? Der Herzog, der in früheren Tagen derartige Ueberfälle und Beraubungen mehr denn einmal gemeinschaftlich mit ihm unternommen? Oder die übrigen Ritter, seine innigen Freunde und Cumpane? Und der Blankenburger war allein viel zu schwach, um mit seinen Mannen Wernigerode zu überfallen und Rache zu nehmen.

Da erging einige Wochen nach der That plötzlich eine Ladung an Dietrich, sich am Tage Mariä Magdalenä vor dem Gerichte, das sich aus einem Ausschusse des Bundes des Herzogs gebildet, einzufinden, um wegen des Vorgefallenen sich zu verantworten, mit der Drohung, wenn er der Ladung keine Folge gebe, werde man ihn der vorgebrachten Klagen ohne Weiteres für schuldig befinden und die Maaßregeln danach treffen. Das hatte Dietrich nicht erwartet; doch beschloß er unter solchen Umständen vor dem Gerichte zu erscheinen.

Ungefähr eine Stunde Weges von der jetzigen Stadt Blankenburg entfernt, lag in damaliger Zeit auf einem Vorberge des mitternächtlichen Harzes die Burg Heimburg. Ein freies Feld bei demselben Berge, auf dem diese stand, war es, welches man zur Stätte des Gerichts auserkoren. Gebildet ward letzteres aus dem Bischofe Albert von Halberstadt, dem Herzoge Otto und dem Grafen Heinrich von Hohenstein.

Der Tag Mariä Magdalenä war angebrochen, und eine zahlreiche Menschenmasse, aus Rittern, Edlen, Prälaten, Patriciern, Krämern und Handwerkern bestehend, hatte sich auf der Gerichtsstätte eingefunden. Hinter einem länglichen, mit schwarzem Tuch behängten Tische, auf welchem ein Kreuz mit dem Erlöser und daneben zwei blanke Schwerter lagen, saßen die Richter. Jetzt erschien der Angeklagte in Begleitung seines Bruders Kurt und seines Leibdieners Veit von Bleicherode. Das Gericht begann. Der Bischof erhob sich und sprach:

„Wir, Richter des Gerichts, so von dem Herrscher des Landes Oberwald, Herrn Otto an der Leine, eingesetzet worden, zu richten und zu strafen Diejenigen, welche wider die Befehle und Anordnungen des Bundes der Herren und Ritter des Sachsenlandes und des Harzes, der errichtet zur Abwehr alles Raubens und Plünderns, gehandelt, fordern Dich, Graf Busso von Regenstein und Blankenburg, auf, vorzubringen das Nähere Deiner Klage wider den Ritter Dietrich von Wernigerode, welche Klage

zu vernehmen und danach zu sprechen das Urtheil der Zweck unseres heutigen Zusammenseins ist."

Der Aufgeforderte trat vor und begann:

„Ich, Busso, Graf von Regenstein und Blankenburg, klage an und beschuldige Dietrich von Wernigerode nebst seinen Mannen, in der Nacht von Bonifacius auf Benignus heimlich und mit Gewalt der Waffen meine Burg überfallen, meine größten Schätze, eine Rüstung, so vom Kaiser meinem Ahn verehret, die kostbarsten Waffen und Kleinodien, auch einen Kasten mit nahe an tausend Goldgülden geraubet, meinem ehr- und tugendsamen Weibe, nicht weniger meinen Schwestern die Ringe von den Fingern gerissen und ihnen dadurch viel Schmerz und große Pein verursachet, auch bei dem darauf stattgefundenen Kampfe sechs meiner Knechte erschlagen zu haben."

Der Redende schwieg, und der Bischof, sich an den Angeklagten wendend, fragte:

„Dietrich von Wernigerode, hast Du vernommen die Anschuldigungen, so von dem hochedlen Grafen von Regenstein und Blankenburg wider Dich vorgebracht sind?"

„Ich habe sie vernommen", war die Entgegnung des Angeklagten.

„Und erkennst Du sie als richtig an?"

„Nein! Denn nicht ein heimlicher Ueberfall war es, sondern ein ehrlicher Angriff in einer ritterlichen Fehde, einer Fehde, die bereits zehn Tage vor jenem Kampfe dem Blankenburger angesagt war."

„Ich bestreite Solches", fiel der Kläger dem Redenden ins Wort, „denn ich weiß Nichts von einer Fehde-Ansage, so mir von dem Wernigeröder gemacht wäre; wahrlich, ich hätte mich sonst wohl vorgesehen und geschützet."

„Die Ansage ist geschehen", sprach fest der Angeschuldigte.

„In der Angelegenheit kann Dies nicht entscheidend sein", unterbrach der Bischof die Streitenden, „da die Mitglieder des Bundes des Herzogs Otto, zu dem auch Du, Dietrich von Wernigerode, gehörest, fest gelobet haben, keine Fehde ohne Vorwissen und Billigung des Oberhauptes des Bundes zu beginnen."

„Wie", rief der Angeschuldigte heftig, „der Ritterschaft sollte eine solche Fessel angelegt sein, und keine Fehde ohne des Herzogs Genehmigung begonnen werden?"

„Es nimmt mich Wunder, Dietrich von Wernigerode, daß Du so wenig die Bundesgesetze kennst. Doch ich will annehmen, Dem sei wirklich so, und Du habest in dem Glauben, kein Unrecht zu begehen, dem Grafen von Regenstein und Blankenburg die Fehde angesagt. Da nun aber Dieser behauptet, von solcher Ansage keine Kunde erhalten zu haben, ist es an Dir, das Gegentheil zu beweisen und darzuthun."

„Diese Ansage", hub der Angeschuldigte wiederum an, „ist durch meinen Leibdiener Veit von Bleicherode dem Blankenburger kund gethan."

„Veit von Bleicherode, ist Dem so?" fragte der Bischof, indem er den Diener des Ritters scharf ins Auge faßte, „sprich die lautere Wahrheit, da im entgegen gesetzten Falle die schwerste Strafe Deiner harrt."

„Ich weiß von keiner Ansage, so ich dem hochedlen Grafen von Blankenburg im Auftrage meines Herrn überbracht hätte", entgegnete der Gefragte bestimmt.

„Schurke", rief der Angeklagte zornig, „willst Du Deine Säumigkeit und Nachlässigkeit auf mich zurück wälzen? Ihr Herren, dieser Bube belügt Euch; indem er meinen Auftrag nicht vollführt, versucht er darzuthun, einen solchen von mir gar nicht empfangen zu haben."

„Kannst Du, Veit von Bleicherode, Deine Aussage durch einen Eid bekräftigen?" fragte der Bischof.

„Ich kann es, edler Herr."

„Thu' es!"

„Der Aufgeforderte leistete auf das vorgehaltene Crucifix den Eid.

Dietrich von Wernigerode wollte heftig auffahren, doch der Bischof gebot ihm Ruhe. Dann wandte sich dieser an die beiden anderen Richter:

„Ihr Herren, Ihr habt die Anklage und die dawider vorgebrachten Einwendungen des Angeschuldigten vernommen. Ich frage, haltet Ihr Denselben der ihm vorgeworfenen That für schuldig?"

„Wir halten ihn derselben für schuldig", entgegneten einstimmig der Herzog Otto und der Graf von Hohenstein.

„Und die Strafe?"

„Ist nach den Bundesgesetzen der Tod."

„Hat der Angeklagte keine Milderungsgründe für sich?"

„Keine!" erwiderte der Herzog, „vorzüglich da er noch elende Ausflüchte und Lügen vorgebracht hat."

Dann sich an den Leibdiener des Ritters wendend fuhr der Quade fort:

„Veit von Bleicherode, Du hast die Anklage und Verurtheilung Deines Herrn vernommen und gehört, wie er Dich beschuldigt, seinen Auftrag, die Ansage, so er Dir zur Ueberbringung an den Grafen von Blankenburg übergeben, nicht vollführt zu haben und dadurch Ursache seiner Verurtheilung geworden zu sein.

Du leugnest Dieses, und damit wir sehen, ob Du im Rechte bist, verlange ich von Dir, den Ritter Dietrich von Wernigerode vor unseren Augen mit der Wehr vom Leben zum Tode zu führen. Ist Deine Aussage wahr, mithin der Ritter schuldig, so wirst Du Solches, ohne Dein Gewissen mit einer Schuld zu belasten, vollführen können und dem Ritter zugleich einen Dienst erweisen, indem Du ihn dem schimpflichen Tode durch Henkershand entreißest."

Heftig schrak der Diener zusammen und wie Hülfe suchend blickte er sich im Kreise der Ritter um. Doch da traf er nur kalte theilnahmlose Gesichter und jammernd wandte er sich daher an den Herzog: „Wollet Das nicht verlangen, edler Herr! der Ritter ist mir stets ein milder Herr gewesen und —"

„Schweig!" donnerte der Herzog; „thust Du nicht, wie ich befohlen, so sterbt Ihr Beide als schuldig durch Henkershand."

Furchtbar rollten die Augen, mächtig arbeitete die Brust des Ritters von Wernigerode bei solchen Worten, und heftig faßte er an die Seite, wo sonst das treue Schwert hing. Doch da durchschnitt schon die scharfe Wehr seines Leibdieners, bei dem, da sein Herr doch nicht zu retten, die Liebe zum Leben die Treue für seinen Ritter überwog, die Luft, und tödtlich getroffen brach Dietrich von Wernigerode zusammen. Und als Solches geschehen, durchstach auf Geheiß des Herzogs ein großer Theil der anwesenden Ritter den Körper des Erschlagenen. Alsdann ward demselben ein Rossezügel um den Hals geschlungen und die Leiche an einen nahe stehenden Baum gehenkt. Erst zwei Tage später erhielt Kurt von Wernigerode auf dringende Bitten dieselbe und setzte sie in die Familiengruft bei; er selbst führte nach einiger Zeit die Krämerstochter aus Duderstadt als Ehegespons heim.

Aus der Woche.

Das wichtigste politische Ereigniß der vergangenen Woche ist jedenfalls die Zusammenkunft des Königs von Preußen mit dem Kaiser der Franzosen in Compiegne. Von österreichischer und mittelstaatlicher Seite ist die Reise des Königs nach Frankreich heftig angefeindet, von allen Besonnenen aber mit einem gewissen Gefühl der Befriedigung betrachtet worden. Ludwig Napoleon hat sich lange Zeit viel Mühe gegeben, diese Zusammenkunft herbei zu führen, er hat es deutlich ausgesprochen, daß er großen Werth auf ein freundschaftliches Verhältniß zu der anderen der „beiden stärksten Continentalmächte" legt, und da König Wilhelm noch dazu einen Gegenbesuch für die ihm vom Kaiser im vorigen Jahre zu Baden-Baden abgestattete Visite schuldig war, so konnte der preußische Monarch unbedenklich einen Schritt thun, der ihn zu Nichts verpflichtet, der aber vielleicht eine recht passende Gelegenheit giebt, um die frühere Erklärung zu wiederholen, daß kein Fußbreit deutschen Landes angetastet werden dürfe, ohne daß ganz Deutschland in Waffen sich gegen einen solchen Versuch erhöbe. Die absichtlich von gewisser Seite ausgesprengten Gerüchte, daß in Compiegne Pläne geschmiedet werden möchten, welche dem Könige von Preußen die Rolle eines deutschen Victor Emmanuel und dem Kaiser der Franzosen zum Lohn für die Unterstützung derselben das linke Rheinufer zuwiesen, sind zu abgeschmackt, als daß sie einer Entgegnung werth wären.

Pünktlich, wie er zugesagt, traf König Wilhelm am 6. October Abends 6 Uhr in Compiegne ein, wurde vom Kaiser am Bahnhofe, von der Kaiserin an der Treppe des Schlosses empfangen und in die für ihn bestimmten prachtvoll ausgestatteten Zimmer geleitet. Nach dem Abendessen wurde dem hohen Gaste ein Waidmanns-Schauspiel gegeben: das Ausweiden eines Hirsches auf dem Schloßhofe bei Fackelbeleuchtung nach altem Brauch und unter den althergebrachten Feierlichkeiten, woran sich eine Lustfahrt nach dem alten Pierrefonds durch den herrlichen Wald, welcher sich vom Schlosse weit hinzieht, schloß. Am folgenden Tage war eine große Treibjagd, am Abend eine Theatervorstellung durch die aus Paris herbei gerufene Truppe des **Théâtre Français** veranstaltet. Am 8. October Mittags trat der König mit seinem Gefolge die Rückreise an.

Auffällig war der Umstand, daß unmittelbar vor der vorerwähnten Zusammenkunft der beiden Fürsten eine Flugschrift in Paris erschien, welche von dem Eifer allwissender Zeitungs-Correspondenten keinem geringeren Verfasser zugeschrieben wurde als dem Kaiser der Franzosen selbst. Sie führt den Titel: „Der Rhein und die Weichsel" und scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, die landläufigen Befürchtungen vor dem Gelüste Frankreichs nach dem linken Rheinufer zu verscheuchen. Es heißt in ihr, Deutschland habe von Frankreich Nichts zu fürchten, dieses begehre vom linken Rheinufer nur die Festungen Landau und Saarlouis; dagegen wird uns der gute Rath ertheilt, die Bildung eines selbständigen Reichs an der Weichsel zu begünstigen, welches unsere beste Schutzmauer gegen alle russischen Uebergriffe sein würde. Daß die Flugschrift zu einer Zeit erschien, wo sich der König von Preußen eben zur Reise nach Compiegne anschickte, erscheint uns als ein hinreichender Grund, um den Kaiser Napoleon nicht für ihren Verfasser zu halten; hätte er sie wirklich geschrieben und gerade jetzt in die Welt geschickt, so hätte er damit den erwarteten hohen Gast nicht blos gekränkt, sondern sogar gröblich beleidigt, und Das ist ihm denn doch unter den obwaltenden Umständen nicht zuzutrauen. Es wird wohl eine liebedienerische Feder gewesen sein, welche die Broschüre vom Stapel gelassen hat.

Großes Vergnügen darf uns Deutschen das verblüffte Gesicht machen, mit welchem John Bull über den Kanal herüber der Zusammenkunft in Compiegne zuschaut. Die große Londoner Wetterfahne, die „Times", warnt auf einmal im wohlmeinendsten Tone die lieben deutschen Brüder, sich ja nicht mit dem Manne in Paris auf Etwas einzulassen, der natürlichste und beste Verbündete Deutschlands sei unter allen Umständen das stammverwandte England u. s. w. Gewiß ist diese letztere Ansicht vollkommen richtig, aber sie ist durchaus nicht neu und originell; denn die hervorragendsten Organe der deutschen Tagespresse haben sie seit vielen Jahren sattsam gelehrt und vertreten. Dagegen ist sehr neu und originell, daß die „Times" selbst jetzt die Vortrefflichkeit eines engen Bundes zwischen England und Deutschland preist, nachdem sie Jahre lang mit dummer Vornehmthuerei auf den „armen deutschen Vetter" herab gesehen, vor dessen Bettelei John Bull die Taschen zuknöpfen müsse. Wir dürfen uns dieses Wandels der Gesinnung nur freuen und die Lehre daraus abnehmen, daß Deutschland in demselben Grade mehr geachtet wird, je unabhängiger und selbständiger es seine Wege geht.

Das ganze preußische Volk ist in lebhafter Aufregung wegen der bevorstehenden allgemeinen Wahlen zum nächsten Landtag. Man weiß, welche wichtige Interessen vom Ausfall dieser Wahlen abhängen, und deshalb rüsten sich alle Parteien zum heißen Kampfe. Die Kreuzzeitungspartei ist ungemein thätig — bei ihr steht aber auch fast die Existenz auf dem Spiele. Deshalb haben sich die Junker nicht besonnen, den Zunftschwärmern unter den Gewerbtreibenden die Hand zum Bunde zu reichen, um auf diesem Wege bessere Geschäfte zu machen; überall aber, wo sie ihre Candidaten durchzubringen keine Aussicht haben, wollen sie für die am weitest gehende Fraction der Gegner stimmen, wo möglich für Republikaner und noch Schlimmere. Ihr Manöver, welches natürlich nur darauf berechnet ist, der Regierung des Königs möglichst große Verlegenheiten zu bereiten, dürfte aber an der verständigen Haltung der Gegner scheitern, welche, allen kleinen Parteihader vergessend, gemeinsam auf das Eine große Ziel hin arbeiten, welches in dem Programm der „deutschen Fortschrittspartei" näher entwickelt ist.

Zu der Krönung des Königs in Königsberg werden ungeheure Vorbereitungen getroffen. Schon ist das Programm der Festlichkeiten erschienen, die Einladungen erlassen, Quartiere bestellt und überhaupt Alles aufs Beste angeordnet. Alle seine diplomatischen Collegen gedenkt der französische Gesandte auszustechen, der das Sümmchen von 3 Mill. Frcs. anzuwenden Erlaubniß erhalten hat, um seinen Herrn und Meister würdig zu vertreten. Der Wagen, welchen er mit nach Königsberg nimmt, ist unter Brüdern 30,000 Thaler werth, und nach dem Einzug des Königs in Berlin giebt der Gesandte pompöse Feste in seiner Amtswohnung, welche zu diesem Zwecke um mehrere Anbaue vergrößert wird. Der Empfang der aus Königsberg rückkehrenden Majestäten von Seiten der Berliner Bevölkerung wird großartig werden.

Graf Bernstorff hat am Montag die Führung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten Preußens übernommen; Herr von der Heydt, der Handelsminister, dessen Austritt aus dem Cabinete man nun endlich einmal für ganz gewiß in Aussicht gestellt hatte, bleibt immer noch länger, und damit ist auch die Einführung voller Gewerbefreiheit in Preußen wieder in den Hintergrund geschoben.

Die zu den preußischen Manövern am Rhein geladenen englischen und französischen Officiere haben, wie bereits in voriger Nummer gemeldet, für die große Gastfreundschaft, mit welcher sie aufgenommen worden, pflichtschuldig zuvörderst ihren Dank abgestattet; nachträglich aber halten sie nicht hinter dem Berge mit ihrer wahren Meinung, und die geht dahin, daß „die preußischen Militärs allem Anschein nach für Das, was sich in und seit der Schlacht von Solferino begeben hat, keine Augen gehabt haben". Auch König Wilhelm soll Mancherlei beobachtet haben, was ihm zu denken gegeben.

Aus Frankfurt wird gemeldet, daß die österreichische Regierung nächstens dem deutschen Volke eine köstliche Ueberraschung bereiten werde, und zwar mit nichts Kleinerem als mit dem Vorschlage, eine deutsche Volksvertretung auf breitester Grundlage einzurichten; Preußen und die übrigen Staaten könnten nun beweisen, ob es ihnen aufrichtiger Ernst ist, diese wichtige Frage gründlich zu lösen. Man wird abzuwarten haben, was an dieser Nachricht Wahres ist; seltsam klingt sie immerhin, wenn man sieht, wie Oesterreich im eigenen Hause noch so unendliche Schwierigkeiten zu besiegen hat, ehe es überhaupt nur daran denken kann, vor fremden Thüren zu kehren. Noch ist die staatliche Gestaltung des Kaiserreichs nur ein Nebelbild, die Vorgänge in Ungarn (z. B. die Schließung des Pesther Comitatshauses, die militärische Eintreibung der Steuern u. s. w.) können zum Schlimmsten, zum Bürgerkrieg führen; in Italien ist die Lage nicht um ein Haar besser geworden, die Haupt- und Lebensfragen der Monarchie werden vergeblich in zahlreichen Flugschriften erörtert, die finanziellen Verlegenheiten sind noch so drückend wie zuvor, und die mancherlei guten Gesetze, welche der Reichsrath zu Stande bringt, helfen unter diesen Umständen so Viel wie Nichts. Das Ministerium des Auswärtigen soll nun Herrn von Prokesch-Osten zugedacht sein, nachdem Graf Mensdorff die Annahme desselben verweigert hat.

Die Bemühungen der hannöverschen Regierung, eine Privatflotte für die Nordsee zu gründen, finden selbst im eigenen Lande so wenig Anklang, daß die Flottencomitees mehrerer Städte die gesammelten Beiträge direct nach Berlin gesendet haben. Der Geschäftsführer des Vaterlandsvereins hat schon eine zweite Sendung von abermals 10,000 Gulden für die deutsche Flotte an das Marineministerium nach Berlin geschickt. Im ganzen deutschen Vaterlande nehmen die Sammlungen ruhig, aber stetig ihren Fortgang.

König Max von Bayern kränkelt fortwährend; sein schmerzhaftes Leiden ist einseitiger Kopfschmerz, welchen ihm auch das Seebad von Scheveningen nicht zu vertreiben vermochte. Nicht blos einseitigen Kopfschmerz haben die Tausende von Realrechtsbesitzern in Bayern, welche mit Schaudern ihre „Gerechtigkeiten" der unerbittlichen Gewerbefreiheit zum Opfer fallen sehen und kaum noch auf eine Entschädigung dafür hoffen dürfen, da Niemand noch auszudenken vermochte, wie dieselbe geleistet und vertheilt werden soll. Viele dieser privilegirten Handwerksjunker, welche durch den Fleiß und die Geschicklichkeit der „ewigen" Gesellen in den Stand gesetzt werden, ein faules Herrenleben zu führen, denken mit Entsetzen an die Zeit, wo sie werden arbeiten müssen, wenn sie leben wollen.

Die württembergische Regierung hat erklärt, daß sie das mit Rom abgeschlossene Concordat, nachdem der Landtag seine Zustimmung zu demselben versagt, als nicht mehr zu Recht bestehend anerkenne.

Der Großherzog von Mekl.-Schwerin ist auf der Jagd bei Verfolgung eines Hirsches von einem Mitschützen in den Oberschenkel geschossen worden, so daß die in das Fleisch eingedrungene Kugel auf der anderen Seite wieder heraus ging, ohne Knochen und Knochenhaut zu verletzen.

Oskar Becker hat jetzt im Zuchthaus bekannt, daß er im Schwurgericht nur eine Komödie aufgeführt habe, um Richter und Geschworene irre zu führen. Er habe kein Schein-Attentat, sondern ein ganz ordentliches, wirkliches beabsichtigt. Der allgemeine Widerwille gegen diesen eitlen Gaukler kann kaum noch höher steigen.

In Mainz sind 40 Mann österreichische Soldaten eingetroffen, lauter liebenswürdige Bursche aus der Lombardei, Toscana, Modena und Neapel, welche der Fahne Victor Emmanuel's untreu geworden. Für die Besatzung einer deutschen Bundesfestung ist derlei Volk noch immer gut genug, — denken die Herren in Wien.

Unter dem Vorwande von Eisenbahnarbeiten hat die französische Regierung 3000 Mann auf dem neutralisirten Gebiete von Nord-Savoyen an der Genfer Grenze angesammelt; auch sind jüngst mehrere französische Kanonenboote, in einzelnen Stücken verpackt, an das französische Ufer des Genfersees geschafft worden, und da sie sehr schnell und leicht zusammen gesetzt werden können, so dürften die Schweizer eines schönen Morgens eine französische Kriegsflotille auf dem blauen See erblicken. Und doch sollten die Franzosen das Wühlen in fremden Landen lassen, da sie zu Hause Unzufriedenheit genug haben. In dem annectirten Savoyen ist die Mißstimmung über die neue Herrschaft aufs Höchste gestiegen, und in Nizza verhält sich die italienische Bevölkerung zu den französischen Beamten und Officieren gerade so wie die Bewohner des österreichischen Italiens gegen die k. k. Uniformträger. In Paris selbst hat's Brod- oder vielmehr Theuerungskrawalle gegeben, in Lyon gehen (namentlich wegen des amerikanischen Kriegs) die Geschäfte schlecht und 25,000 Seidenweber sehen brodlos dem Winter entgegen. Auch in St. Etienne und St. Quentin soll die Noth groß sein.

In Polen hört es nicht auf mit kleinen oder größeren Tumulten und Demonstrationen. Ungewöhnlich viele junge Polen sind neuerdings Studirens halber nach Heidelberg gekommen; wahrscheinlich wollten die lieben Angehörigen die jugendlichen Brauseköpfe etwas abseits bringen.

Die eiderdänische Partei in Kopenhagen arbeitet daran, den Prinzen Christian von Holstein-Glücksburg von der Thronfolge auszuschließen. Dänemark (sammt dem einverleibten Schleswig) soll, jedoch als selbständiger und unabhängiger Staat, dem Scepter des Königs von Schweden unterworfen werden.

Der neue Sultan Abdul-Aziz ist ein komischer Reformator; den zahlreichen Harem seines verstorbenen Bruders hat er aufgelöst, dafür hat er aber 150 junge schöne Circassierinnen neu für sich kommen lassen.

Zwischen den amerikanischen Unionstruppen und den südlichen „Rebellen" ist es am 17. September bei Lexington zu einer Schlacht gekommen, welche nach mehr als eintägiger Dauer zu Gunsten der Letzteren entschieden wurde. Die Stadt Lexington hat sich den Siegern übergeben, in den zu ihr gehörigen Festungswerken fanden dieselben 250,000 Doll. als gute Prise. Die Unionsregierung rüstet jetzt mehrere hundert Schiffe mit 15,000 Mann Besatzung aus, um die südliche Baumwollen-Ernte, wenn sie für den Markt bereit ist, in den verschiedenen Niederlagen weg zu nehmen. Seit dem September wird kein Reisender ohne Paß oder Visa der Unionsgesandten in den Häfen von Nordamerika zum Eintritt oder zur Abreise zugelassen. — Einem neuesten Telegramm zufolge sind die Conföderirten (die Südländer) bei Papersville geschlagen worden.

Briefkasten.

Fräulein Sophie Verena in Potsdam. Von Carl Allmüller's „Ironischen" erscheint demnächst eine cartonnirte Ausgabe, deren Widmung E. Mörike freundlichst und mit lebhafter Anerkennung des durch dieses Buch bekundeten Talentes angenommen hat. Besten Gruß!

Herrn F. W. Sander in Sondershausen. Ihre beiden Sonette bekunden ein ganz hübsches dichterisches Talent, doch sind sie zur Veröffentlichung dem Inhalte nach nicht bedeutend genug. Für Ihre freundschaftliche Theilnahme an unserem Unternehmen sind wir Ihnen sehr verbunden.

Herrn Teebourg-H. in K. H. Haben Sie die Güte, den Schlußsatz der vorigen Correspondenz auch auf Sich zu beziehen und alsdann unser Bedauern entgegen zu nehmen, daß wir nach dem Aufhören der „Sonntags-Plauderei" für die gütigst eingesandten Notizen keinen Raum mehr haben. Was macht Fräulein Sophie?

Herrn G. Hoppe hier. Die eingesandten Poesien haben uns zu der Meinung verleitet, daß Sie noch einen größeren Vorrath in Ihrem Pulte haben, darunter sich gewiß zum Abdruck Geeigneteres findet, als die uns übermachten Lieder. Haben wir Recht?

Herrn Carl Stelter in Elberfeld. Für Ihr freundliches Entgegenkommen und Alles, was Sie schon für uns gethan, sind wir Ihnen eben so aufrichtig dankbar, als wir es bedauern, daß die persönliche Begegnung bis jetzt stets vereitelt ward. Auf die zweite Auflage Ihrer Gedichte sind wir sehr gespannt und zu der vorgeschlagenen „Vergegenseitigung" mit Vergnügen bereit. Grüßen Sie unsere Freunde recht vielmals!

„Eine stille Verehrerin" in Chemnitz. Sie verlangen Viel, was bieten Sie dagegen, und — wer sind Sie?

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Probenummer.

№ 42 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

20. October.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Lieder

von Rudolph Gottschall.

1.

Wie doch dem ersten Lenze
Auch dieser letzte gleicht,
Und seine Blumenkränze
In gleicher Fülle reicht.

Der einst mir aufgegangen,
Er blüht nur noch im Traum!
Die neuen Lenze prangen —
Mein Herz bemerkt sie kaum.

2.

Wie zierlich rings im jungen Grün
Die weißen Anemonen blüh'n.
Das knospende Gesträuch ist wach —
Wie putzt die Weide sich am Bach!
In grünem Schmucke prangen stolz
Schon Haselstrauch und Erlenholz.

Ein winterliches Bild allein
Verhöhnt den jungen Sonnenschein.
Mit altem Laube welk und fahl
Steht dort der Eichenbusch im Thal.
Der Blätter herbstlich Rascheln schreckt
Den Zephyr, der die Blumen neckt.

So hält im Lenz das müde Herz
Fest seinen winterlichen Schmerz.
Fremd ist das innerste Gemüth
Dem Leben, welches keimt und blüht,
Und fällt das Laub zu später Ruh,
So deckt's des Frühlings Kinder zu.

3.

Die Sonne hat ergossen
So frühe Lenzespracht!
Im Kelche kaum erschlossen
Hält schon der Falter Wacht.

Von frühen Lerchensängen
Hallt wider der Azur;
Das ist ein hastig Drängen
Ringsum in Hain und Flur.

Du Crocus hier im Garten,
Ihr Veilchen dort im Hag —
Und könnt ihr nicht erwarten
Den ersten Frühlingstag?

Ein kalter Sturm zerrüttet
Mit winterlicher Macht,
Ein Schneegewölk verschüttet
Die unvorsicht'ge Pracht.

Der Frühling, den zu hüten
Nicht mehr mein Herz versteht —
Mit Faltern und mit Blüthen
Ist er im Sturm verweht.

Die Gräber in der Steppe.

Erzählung aus dem westlichen Nordamerika.

Von Balduin Möllhausen.

(Fortsetzung.)

Der fremde Jäger war sehr bald heimisch in der Gesellschaft geworden; er hatte offenbart, daß er Heinrich heiße, das schöne Mainthal seine Heimath nenne, übrigens aber so frei wie der Vogel in der Luft sei, und es für ein großes Glück ansehe, mit so braven Leuten zusammen getroffen zu sein.

„Ich werde beweisen, wie gut es mir hier gefallen hat", rief er mit einem verstohlenen Seitenblick auf des Farmers älteste Tochter aus; „ja, ich werde es beweisen, und ich will nicht Heinrich heißen, wenn Ihr der Reihe nach mich nicht jede Woche wenigstens ein Mal auf Euern Farmen zu sehen bekommt, vorausgesetzt, Ihr haltet Euch nicht zu gut, mit einem sogenannten Dutschmann zu verkehren!"

„Wir nehmen Euch beim Wort!" jubelten die jungen Leute, und sogar die Mädchen ließen ohne Scheu ihre Freude darüber durchblicken, daß der Kreis ihrer Bekanntschaft um einen so schmucken Burschen vermehrt worden sei. „Wir nehmen Euch beim Wort!" wiederholten sie, „und sind überzeugt, Ihr werdet den Unsrigen herzlich willkommen sein."

„Auch Land könnt Ihr auf Credit erhalten!" rief Einer dazwischen.

„Ohne einen Cent anzuzahlen!" bekräftigte ein Anderer.

„Und eine Frau sucht Ihr Euch unter unseren Mädchen aus!" fügte ein Dritter hinzu.

„Aber nicht eher, als bis er sich den schrecklichen Bart abgeschnitten hat!" entgegneten die Mädchen, jedoch ohne Aerger über die zuletzt gemachte Bemerkung an den Tag zu legen.

Der alte Farmer aber lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten. „Ruhig, Kinder!" rief er aus, „ruhig! Mr. Heinrich bleibt eben so wenig hier wie ich! Ich will Euch aber sagen, was er thut: er geht mit nach Californien! Ein Mann, welcher frei ist wie der Vogel in der Luft, kann nie besser thun, als nach dem Goldlande zu wandern! Hier, Mr. Heinrich! hier ist meine Hand! Ihr zieht mit, und im Mai brechen wir auf!"

„Vielleicht!" erwiderte Heinrich, seine Hand in die des Farmers legend, „vielleicht!" und sein Blick streifte wieder die schöne Gestalt der anmuthigen Farmerstochter, die ihn mit unverhohlener Theilnahme beobachtete. Sie fühlte sich jetzt freier und mischte sich sogar ohne Rückhalt wieder in die fröhliche Unterhaltung, weil der finstere John, dessen Gegenwart sie stets wie ein Alp drückte, nicht mehr da war. Derselbe hatte nämlich die allgemeine Bewegung, die nach Beendigung der Arbeit entstand, dazu benutzt, sich still und ohne Abschied zu nehmen davon zu schleichen.

Als die Gesellschaft endlich aufbrach, da war Mitternacht schon längst vorüber. Singend und Arm in Arm, wie sie gekommen, schritten die Paare auf den dunklen Waldwegen dahin, und nicht eher trennten sich die unermüdlichen Farmerburschen von einander, als bis sich die heimische Thüre hinter dem letzten Mädchen, welches sie nach Hause begleitet hatten, geschlossen.

Auf Lewis' Farm schlief um diese Zeit schon Alles. Heinrich setzte im Traum die Arbeit des Maisaushülsens mit einer ihm unerklärlichen Gewandtheit fort, und merkwürdiger Weise fand er nur lauter rothe Kolben. Dieselben strömten aber in solch beängstigender Masse auf ihn ein, daß, wenn er sich die Zeit genommen, seiner schönen Nachbarin für den glücklichen Fund einen Kuß zu rauben, schon wieder ein ganzes Dutzend der verrätherischen Dinger auf seinem Schooß lag.

Sarah dagegen träumte lange nicht so beängstigend und auch nicht so Viel. Sie schlief sanft und fest, und wenn wirklich phantastische, aber freundliche Bilder sie manchmal umgaukelten, dann trafen ihre Blicke beständig und immer und immer wieder auf die beiden treuen und redlichen Augen.

Vier Monate waren verstrichen. Der Winter hatte sich ausgetobt; das Heu und Stroh in Mr. Lewis' Schuppen war bedeutend zusammen geschmolzen, der Holzvorrath auf der Wetterseite des Hauses sogar ganz verschwunden, und schon begannen die Knospen zu schwellen und die Gräser zu keimen.

In der Familie des Farmers aber war Alles beim Alten geblieben. Zwar hatte man die Vorbereitungen zum baldigen Aufbruch nach Californien schon größtentheils beendigt und arbeitete noch fortwährend rüstig an denselben, doch waren die einzelnen Mitglieder dadurch nicht weiter berührt worden. Mr. Lewis war lustig wie immer, eben so zeigten seine Kinder keine Spur von Kummer; und wenn auch wirklich die Schwermuth der würdigen Hausmutter mitunter zum Durchbruch kam, so verstand es ihr Gatte, ihr die Grillen, wie er es nannte, immer wieder auszureden, und diente mit am Meisten dazu, sie aufzurichten, wenn er ihr schlau mit den Augen zuzwinkerte und dabei heimlich auf Sarah und Heinrich wies, welcher Letzterer im Lauf des Winters auf Lewis' Farm, im vollsten Sinn des Worts, ein lieber, stets willkommener Hausfreund geworden.

Mrs. Lewis verstand den Wink vollkommen, denn wenn auch noch keine ceremoniellen Verhandlungen und Verabredungen statt gefunden, so ahnte sie doch, warum der fremde Jäger sich so bereitwillig gezeigt, in ihrer Gesellschaft nach Californien auszuwandern, und warum ihre züchtige Tochter dem fremden Jäger immer das Geleite gab, wenn er nach mehrtägigem Aufenthalt auf der Farm wieder einen seiner Jagdzüge unternahm.

Sie schwieg aber und freute sich; die beiden jungen Leute schienen ja für einander geschaffen zu sein; und sie überließ daher das Uebrige dem lieben Gott.

Heinrich hatte auf der Farm Abschied genommen, um auf mehrere Tage nach St. Charles zu gehen, wo er noch einzelne Ausrüstungsgegenstände einzukaufen beabsichtigte. Wie gewöhnlich, war ihm die Zeit unmerklich hin gegangen, und senkte sich schon die Dämmerung auf die Landschaft, als er in Sarah's Begleitung den Waldessaum erreichte.

Es war die Stelle, wo sie sich schon so manches liebe Mal von einander getrennt, so manches liebe Mal wieder begrüßt, aber auch so manche traute Stunde zusammen verplaudert hatten. Auch an diesem Abend schienen sie sich nicht von einander losreißen zu können, und wußte bald der Eine, bald der Andere noch Etwas mitzutheilen, was viel zu wichtig war, als daß sie es für spätere Zeiten hätten aufsparen mögen.

„Es fängt schon an zu dunkeln, Heinrich", sagte Sarah, liebevoll zu dem jungen Manne empor blickend; „Du solltest die Nacht auf der Farm bleiben, um morgen —"

„Um morgen wieder nicht vor Abend fort zu kommen", unterbrach Heinrich den Redefluß seiner lieblichen Gefährtin. „Nein, Sarah, mein gutes, sorgsames Mädchen, ich gehe heute noch zwei Stunden, übernachte auf des alten Mullagan Farm, und erreiche morgen um die Mittagszeit St. Charles. Sorge nur dafür, daß Deine Brüder übermorgen rechtzeitig mit dem Wagen aufbrechen; ich werde Alles bereit halten, so daß ich am darauf folgenden Tage schon wieder mit ihnen heim fahren kann."

„Gewiß, gewiß, Heinrich, werde ich dafür sorgen, Du versprichst mir dagegen, daß, wenn Du John zufällig sehen solltest, Du ihm weit aus dem Wege gehen willst."

„Weit genug, theure Sarah, um zu verhüten, daß er sich nicht an meiner Schulter stößt!" versetzte Heinrich lachend.

„Nein, viel, viel weiter", entgegnete das Mädchen besorgt, „so weit, daß er Dich nicht sehen kann. Ich bitte Dich innigst darum. Siehe, ich fürchte einen Zusammenstoß zwischen Dir und John. Er ist jähzornig, und er will Dir gewiß nicht wohl; hat er doch seit dem Abend, an welchem Du zum ersten Mal bei uns erschienst, seinen Fuß nicht wieder auf unseren Grund und Boden gesetzt."

„Was könnte er gegen mich oder Dich haben? Hast Du denn nicht Deinen freien Willen, Dir Denjenigen zum Gatten zu wählen, der Dir am Meisten zusagt? Oder kümmert es ihn vielleicht, wenn wir, anstatt in Californien, schon hier vor unserer Abreise uns trauen lassen?"

„Allerdings kümmert es ihn nicht, theuerster Heinrich. Ich bestand aber darauf, weil John mir in wahrhaft erschreckender Weise seine Liebe gestanden, und weil ich seine Gefühle schonen und seinen Haß nicht noch mehr wecken will. Von seinem Jähzorn, der gar keine Grenzen kennt, ist Alles zu befürchten, und darum, theuerster Heinrich, darum flehe ich zu Dir, vermeide es, ihm zu begegnen!"

„Und am Tage vor unserer Abreise erst soll ich mit Deinen Eltern sprechen?" fragte Heinrich, sie zärtlich an seine Brust ziehend.

„Sprich mit ihnen, wann Du willst", entgegnete Sarah, indem sie ihr Haupt schüchtern an seine Schulter lehnte; „sprich mit ihnen gleich nach Deiner Heimkehr; sie lieben Dich zu sehr, als daß sie unseren Wünschen entgegen sein könnten; aber ich bitte Dich, dringe nicht darauf, daß vor unserer Abreise die Trauung vollzogen werde. Denke an den armen John, wie er darunter leiden würde; denke aber auch an meine Bitte. Ich will in Californien, ja in Fort Leramin, oder wenn Du darauf bestehst, schon am oberen Missouri Dein Weib werden; aber nur nicht hier, nein, Heinrich, nicht hier. Des armen John böser Blick würde mir keine Ruhe lassen."

„Nun, wie Du willst, meine gute Sarah; aber laß auch nicht immer das Bild des gehässigen Menschen wie ein Gespenst vor Deiner Seele auftauchen. Glaube mir, er verdient es nicht, daß Du seiner so Viel gedenkst. Und nun lebe wohl, auf Wiedersehen nach drei Tagen."

Hier schieden die beiden jungen Leute von einander. Heinrich blieb noch so lange am Waldessaum stehen, bis Sarah ihm von der Hofeinfriedigung aus noch einen letzten Gruß zugewinkt, worauf er, ein fröhliches Heimathslied singend, in den Forst einbog und rüstig den dunklen gewundenen Waldweg verfolgte.

Sein Gesang schallte noch deutlich herüber, als sich hinter einer dichten Gruppe von Brombeerranken und niedrigem Eichengestrüpp, kaum zehn Schritte von der Stelle, wo das junge Paar eben noch gestanden, die lange unheimliche Gestalt John's erhob.

Sein Gesicht war so bleich, daß es in der Dämmerung förmlich leuchtete, und wild flatterten seine langen schlichten Haare in dem frischen Abendwind.

Mit verschränkten Armen stand er da; seine von feindlichen Gefühlen bewegte Brust hob und senkte sich, als ob sie hätte zerspringen wollen. Unglück verkündend blickte er nach der friedlichen Blockhütte hinüber, die nun bald sein Eigenthum werden sollte.

„Endlich, endlich ist es mir gelungen sie zu belauschen!" preßte er höhnisch zwischen den zusammen gebissenen Zähnen hindurch. „Endlich! — Also um des armen, bedauernswerthen John Gefühle nicht zu verletzen! Man hat Mitleid mit dem armen John, den es eigentlich nicht kümmert, wann die Hochzeit stattfindet! Den es nicht kümmert, wann ihm die Braut geraubt und seine Brust zerrissen wird. Ja, sie war für mich bestimmt, sie wäre die Meinige geworden, wenn das böse Geschick ihr nicht den her gelaufenen Abenteurer in den Weg geworfen! Aber Du hast sie noch nicht!" rief er grimmig aus, sich nach der Richtung hin wendend, welche Heinrich eingeschlagen. „Du hast sie noch nicht", wiederholte er drohend seine Faust ballend. „Entweder ich oder Keiner von uns Beiden soll sie besitzen!" Er lehnte sich an einen Baum und sah längere Zeit wie in tiefe Gedanken versunken vor sich nieder. Es mußten schwarze Bilder sein, die seine Seele erfüllten; denn mehrfach rollten die heftigsten Verwünschungen von seinen zusammen gekniffenen Lippen.

„Nicht hier, nicht hier!" flüsterte er endlich. „Nicht hier, der Arm des Gesetzes würde mich erreichen, und meine Rache getrübt werden. Nein, nicht hier, nicht hier!" und so sprechend, richtete er sich auf und schritt am Waldessaum entlang, der weit abwärts gelegenen heimathlichen Farm zu.

(Schluß folgt.)

Bürger und Junker*).

Eine geschichtliche Skizze von Karl Wartenburg.

Es giebt gewisse Traditionen, die so fest in den Köpfen der Menge wurzeln, daß sie nur mit äußerster Anstrengung daraus vertrieben werden können. Eine solche Ueberlieferung ist auch die von den „alten freien Deutschen"; die Tradition über den Umfang der Volksfreiheit in der germanischen Urzeit. Es ist so viel Unrichtiges über diesen Gegenstand, über jene alten freien deutschen Bärenhäuter, welche einst unsere Wälder bevölkerten, gesungen und geschrieben worden, mehr patriotische als gründliche Schriftsteller haben so viel irrige und unklare Vorstellungen darüber verbreitet, daß die Meisten glauben: in den Eichen- und Tannenwäldern Deutschlands hätten in jenen altersgrauen Zeiten nur freie Männer gehaust, die ihre Zeit mit Jagen, Kriegführen, Methtrinken, Spielen und Faullenzen verbracht, die übrige Arbeit aber den Weibern und — Sclaven überlassen hätten... Den Sclaven! Das Wort hätte schon Viele stutzig machen sollen... Wer waren denn diese Sclaven? Waren es etwa, wie die Meisten glauben, Kriegsgefangene fremder, nichtgermanischer Völkerschaften? Vielleicht römische oder slavische Gefangene? Aber so häufig auch die Kriege waren, welche die Deutschen mit diesen beiden Nationen führten, so waren diese Kriegsgefangenen doch nicht zahlreich genug für die Bebauung des Bodens.

Die Sache ist vielmehr einfach die:

Eine Volksfreiheit in unserem Sinne gab es bei den alten freien Deutschen durchaus nicht. Im Gegentheil war in der alten germanischen Zeit, in der sogenannten Urzeit bis herauf zur Städtegründung im siebenten und achten Jahrhundert, diejenige große Bevölkerungsmasse, welche wir vorzugsweise das Volk nennen, im Gegensatz zu gewissen, Vorrechte beanspruchenden Classen eine rechtlose und unfreie Menge, welche sich in Schalke oder Sclaven (dem römischen servus entsprechend) und in Hörige oder Lite (davon das Wort: Leute) schied.

Nehmen wir die damalige Gesammtbevölkerung Deutschlands zu zehn Millionen Menschen an, so kann man mit gutem Recht behaupten, daß es unter diesen zehn Millionen Seelen nur viermalhunderttausend Freie gab, während die übrigen neun Millionen sechsmalhunderttausend Unfreie, d. h. rechtlose Wesen waren.

Einer unserer besten deutschen Geschichtsschreiber, gleich ausgezeichnet durch Vaterlandsliebe, Begeisterung für eine wahre Volksfreiheit und Tiefe des Wissens, Johann Georg August Wirth, welcher am 26. Juli 1848 als Abgeordneter zum deutschen Parlamente in Frankfurt a. M. starb †), hat Dies in seinem trefflichen Geschichtswerke auf das Schlagendste, mit fast mathematischer Gewißheit nachgewiesen.

Diese unfreie Bevölkerung schied sich in Schalke und Hörige. Die Schalken, die eigentlichen Sclaven, waren aber nicht nur Kriegsgefangene fremder Völkerschaften, sondern auch Gefangene deutscher Stämme oder Angehörige des eigenen Stammes, welche ihre Freiheit auf irgend eine Weise, entweder durch ein Verbrechen oder auch im Spiel verloren hatten.

Die Freien theilten sich wieder in die sogenannten Edelinge oder Dynasten und in die gemeinen Freien, entsprechend unserer jetzigen Eintheilung in hohen und niederen Adel.

Auf die erste Classe der Freien, auf die Edelinge oder Dynasten, welche zugleich durch den Umfang ihres Grundbesitzes die Begütertsten und Reichsten der Nation waren, auf diese und nur auf diese kann man den Begriff jener vollen Freiheit der alten Deutschen anwenden. Denn ein solcher deutscher Edeling konnte, so lange er genug Vermögen besaß, um die freilich oft sehr hohe Buße (Wehrgeld) für ein begangenes Verbrechen zu zahlen, niemals am Leib oder an der Freiheit gestraft werden, mochte die Unthat, welche er begangen, auch noch so groß sein.

Die niederen oder gemeinen Freien waren schon viel beschränkter, da sie weniger Vermögen besaßen und demnach auch leichter in Knechtschaft gerathen konnten, im Fall sie ein Verbrechen begangen, für welches sie nicht das gesetzliche Wehrgeld bezahlen konnten.

Es klingt sehr eigenthümlich, ist aber dennoch eine vollkommen historisch fest begründete Thatsache: die erste Hauptbedingung der alten deutschen Freiheit war großer Grundbesitz, also Reichthum. (Wir sagen deshalb: großer Grundbesitz, weil das bewegliche Vermögen in jenen Urzeiten sehr unbedeutend war.)

Armuth war gleichbedeutend mit Sclaverei oder Hörigkeit. Einen freien Bürgerstand, welcher sich durch Kunst

†) Sehr schön sagt ein Dichter von Wirth's, des lange Verbannten, Tod:

„Er starb wie Moses auf dem Sinai,
Nachdem er Kanaan von fern gesehen."

*) Dieser Aufsatz behandelt die lichtvollere Kehrseite des in den letzten Nummern veröffentlichten Artikels: Dietrich von Wernigerode. Die gegenwärtige Bewegung, die nicht mit der hastigen Gewaltsamkeit des Umsturzes, sondern mit der maaßvollen Gesetzlichkeit rechtlichen und sittlichen Selbstbewußtseins durch das gesammte Deutschland geht, hat ihre Grundlage, ihre Hoffnung und ihre Stütze im **deutschen Bürgerthum.** Schon in Nr. 24 dieses Jahrganges, als wir Wartenburg's trefflichen Roman: „Die Väter der Stadt", der sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, unseren Lesern empfahlen, machten wir darauf aufmerksam, daß die Ausbildung freisinniger Gemeindeverfassungen eines der allerdringlichsten Erfordernisse für unsere innere Entwicklung, ohne welche nun einmal eine äußere Machtstellung — wie das jetzt so beliebte, blendende und verblendende Stichwort einer gewissen Tagesrichtung lautet — nun und nimmer zu ermöglichen ist. Unter diesen Umständen ist es Pflicht, das deutsche Bürgerthum daran zu erinnern, daß stets und zu allen Zeiten in ihm der Schwerpunkt deutscher Macht und Herrlichkeit geruht, und daß, wenn auch die sogenannten bevorrechteten Stände unserer äußeren Geschichte zuweilen einen gewissen Glanz verliehen, der Held der inneren doch immer der deutsche Bürger gewesen, ein oft verfolgter und gemißhandelter, aber stets unerschrockener und am Endziele siegreicher Held! Das deutsche Bürgerthum mit seiner Landwehr hat uns ja auch in der letzten dringendsten Gefahr aus Schmach und Untergang errettet! Auch dürfte es angesichts der, anscheinend zwar lächerlichen, aber im Hintergrunde doch tief ernsten Komödie, welche die preußische Junkerpartei jüngst mit den Handwerkern zu spielen versucht, manchem Vertrauensvollen von Nutzen sein, wenn er auf die Geschichte, die Grundsätze und Ziele jener Partei, mit welcher übrigens glücklicher Weise nicht der gesammte Adel, namentlich nicht der eigentliche hohe Adel zu verwechseln ist, immer wieder aufmerksam gemacht wird. Als ein vortreffliches Schriftchen in diesem Sinne empfehlen wir schließlich: „Die Entwicklung des deutschen Bürgerstandes. Streiflichter von vergangenen auf gegenwärtige Zustände. Vorträge gehalten in geselligem Kreise von W. Hieronymi. Wiesbaden, Verlag von Christian Limbarth. 1861." D. H.

und Wissenschaft, durch Gewerbe und Handel seine Lebensexistenz schuf, gab es vor den Städtegründungen nicht. Die Gewerbetreibenden in jener germanischen Vorzeit saßen alle als Hörige oder Leibeigene auf den Gütern der Edelinge. Ihr Loos war ein trauriges. Der einzige Vorzug, welchen die Hörigen vor den Leibeigenen oder Schalken genossen, war der, daß sie nur mit der Scholle verkauft werden konnten.

Die Leibeigenen oder Schalke aber wurden eben so angesehen wie ein Stück Vieh und gleich den Rindern und Pferden verkauft, ihr Werth lediglich nach ihrer Arbeitskraft berechnet. Ein Recht gab es für sie nicht. Ihr Herr konnte über Leib und Leben schalten und walten nach Belieben. Das Gesetz gewährte ihnen auch nicht den geringsten Schutz. Denn sie waren eben keine Menschen, keine Personen, d. h. rechtsfähige Subjecte, sondern Nichts als Sachen. Nur in soweit als es im eigenen Interesse des Herrn lag, diese armen Sclaven und Sclavinnen zu schonen, da sie ja Vermögensobjecte waren, gerade in der Weise wie es bei den alten Griechen und Römern der Fall war und wie es bei den Negerbaronen des nordamerikanischen Südens noch gegenwärtig der Fall ist, nur in soweit hatte diese unterdrückte Menge auf Schonung und Schutz zu hoffen.

Gesetzlich aber, noch einmal sei es wiederholt, hatten sie nicht einmal den Schutz, welchen heut zu Tage jedes deutsche Strafgesetzbuch den Thieren gegen Quälerei verleiht. Denn die alten freien Deutschen kannten kein Gesetz, das ihnen verbot, ihre Sclaven nach Willkühr zu foltern oder zu tödten.

Es soll damit nun zwar nicht gesagt sein, als ob Tödtungen und Foltern von Leibeigenen und Hörigen an der Tagesordnung gewesen wäre. Es lag Dies weder im Interesse, noch im Charakter der Deutschen, denen Grausamkeit in jener raffinirten Weise, wie wir sie bei den Römern der Kaiserzeit den Sclaven gegenüber finden, fremd war; allein trotz alledem lag in den Sitten und Zuständen jener Zeit doch so viel Rohheit und Härte, daß das Loos jener rechtlosen Menge immerhin ein sehr trauriges, gedrücktes war. Selbst die Einführung des Christenthums brachte den Unglücklichen nur wenige Linderung, und erst durch die Städtegründung und mit dem Emporblühen der Städte beginnt sich das Elend der Sclaverei nach und nach zu mindern.

Die Gründung und das Wachsthum der Städte ist überhaupt für unsere ganze nationale Entwicklung von der höchsten Bedeutsamkeit, und man kann mit Recht behaupten, daß aus den Grundsteinen der ersten deutschen Stadt das ganze Gebäude unserer bürgerlichen und religiösen Freiheit empor gewachsen ist. In den Mauern der Städte entwickelte sich aus dem Stande der niederen Freien und der flüchtigen Hörigen und Leibeigenen, welche von den Gütern der großen adeligen Grundherren in die Städte flohen, ein neues Element des deutschen Volks, ein Element, das bestimmt war und bestimmt ist der Hauptträger der nationalen Geschicke zu sein: der freie deutsche Bürgerstand.

In der Regel nennt man Heinrich I. (regierte von 919—936) den deutschen Städtegründer.

Im strengsten Sinne des Worts genommen ist Dies nicht der Fall. Denn schon lange vor diesem Kaiser, unter den Karolingern schon, gab es eine Anzahl deutscher Städte, wie Straßburg, Köln, Trier, Worms, Mainz, Wien, Salzburg, Regensburg, Bamberg, Fürth, Frankfurt am Main, Saalfeld, Würzburg, Augsburg, Aachen und andere, von denen einige, wie Köln und Trier, ihren Ursprung bis auf die Römerzüge zurück führen können. Aber dennoch verdient Kaiser Heinrich I. den Namen des Städtegründers, weil er es war, welcher das freie selbständige Bürgerthum der deutschen Städte schuf, weil er derjenige der deutschen Kaiser war, der, mit weit aussehendem Blicke die dereinstige Bedeutung der Städte und des Bürgerthums erkennend, durch die Verleihung hochwichtiger Rechte an die Städte dieselben aus dem Abhängigkeitsverhältniß von den großen Grundherren (Dynasten) befreite.

Es kann nicht unsere Absicht sein, an dieser Stelle das deutsche Städtewesen auf seinem Entwicklungsgange von Stufe zu Stufe zu begleiten. Nur so Viel wollen wir davon erwähnen, als nöthig ist, um den Beweis zu führen, daß die deutschen Städte des Mittelalters in vieler Beziehung auf einem vorgeschritteneren und höheren Standpunkt standen, als es im achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Fall war.

Wer Dies bezweifeln sollte, Den verweisen wir auf den Städtebund, welcher am 12. März 1256 in Mainz von einigen sechszig oberdeutschen Städten, denen bald eine große Menge anderer Städte so wie selbst Dynasten beitraten, geschlossen wurde.

Der wesentlichste Zweck dieses Städtebundes war zunächst die Aufrechterhaltung des Landfriedens, welcher tagtäglich durch die adeligen Raubritter gebrochen wurde. Denn der Straßenraub, verübt durch arbeitsscheue Junker, die es für eine Schande hielten, sich durch ein ehrliches Gewerbe zu ernähren, es aber für ein adelig Handwerk ansahen, den friedlich seines Wegs ziehenden Kaufmann mit bewaffnetem Gesindel zu überfallen und zu plündern, war damals zu einer förmlichen Landplage geworden. Um diesem Unwesen zu steuern, verpflichteten sich die Eidgenossen (conjuratores), wie sich diese verbündeten deutschen Städte nannten, eine bewaffnete Macht nach Maaßgabe ihrer Kräfte zu unterhalten. Ein Bundesschiedsgericht entschied die inneren Streitigkeiten. Außerdem mußte jede Stadt zur Unterstützung der Armen und zur Förderung mildthätiger Zwecke eine kleine Steuer entrichten. Was aber das Charakteristische dieses Städtebundes war und seinen Mitgliedern das Zeugniß hoher Humanität so wie tiefen politischen Verständnisses ausstellt, Das waren nachfolgende Bestimmungen:

Daß Alle, welche auf dem Gebiete des Städtebundes wohnen, sich dieses Schutzes erfreuen sollten, **ohne Unterschied des Glaubens, sowohl Christen als Juden.** Sodann sicherten die Städte der unglücklichen, gedrückten, schutz- und rechtlosen Menge des Landvolks, den armen Hörigen Schutz und Hülfe gegen die Bedrückungen ihrer Herren zu. Außerdem, und darin beurkundet sich am Deutlichsten und Schönsten die Vaterlandsliebe und die politische Bildung des deutschen Bürgerthums im Mittelalter, außerdem sah es der Städtebund für eine seiner Hauptaufgaben an: die Reichseinheit und die Reichskraft zu stützen und aufrecht zu erhalten.

Die Reichsgewalt war zu jener Zeit durch die in falschen Bahnen sich bewegende Politik der Hohenstaufen'schen Kaiser, insbesondere durch die unselige Politik Friedrich Barbarossa's den lombardischen Städten gegenüber, aufs Tiefste zerrüttet und geschwächt.

Die Fürsten des Reiches, deren ganzes Streben schon damals auf die Erlangung der vollen Souverainetät gerichtet war, benutzten diesen Zustand der Schwäche und rissen ein Recht der Reichsgewalt um das andere an sich.

Da waren es die deutschen Bürger, welche in dieser Noth und Bedrängniß der deutschen Reichsgewalt feierlich in eben jenem Vertrage (§. 2) erklärten:

„Und weil jetzt die Reichsgewalt fehlt und wir keinen Herrscher und König haben, so wollen wir mit allen unseren Kräften, so lange keine Reichsgewalt vorhanden, die Güter des Reichs schützen und vertheidigen."

Derartige charakteristische Züge, welche hell leuchtendes Zeugniß ablegen für die Hoheit und Größe der Gesinnung des deutschen Bürgerthums gegenüber dem selbstsüchtigen und kleinlichen Streben der meisten Fürsten und Herren des Reichs, könnten wir noch viele aufführen, indessen wird schon das Gegebene hier genügen.

Zuversichtlich kann man deshalb behaupten, wenn das deutsche Städte- und Bürgerthum im Kampfe mit der Dynastengewalt und dem hohen Adel den Sieg davon getragen hätte, so würde die Geschichte Deutschlands einen ganz anderen Verlauf genommen haben.

Viel Schmach und Noth, unendlicher Jammer und namenloses Elend würde voraussichtlich dem deutschen Vaterlande erspart worden sein, wenn am 23. August 1388 auf der Ebene von Döffingen das süddeutsche Bürgerthum nicht der Uebermacht der Dynasten, des hohen Adels und dem Verrath erlegen wäre, wenn nicht in dem entscheidenden Augenblicke die Fahne der städtischen Eidgenossenschaft, welche Ulms Bürgermeister, Konrad Besserer, trug, nach der heldenmüthigsten Vertheidigung gesunken wäre.

Das deutsche Volk hat vielen wackeren und großen Männern seiner Nation eherne und steinerne Denkmäler gesetzt, aber wir glauben nicht, daß sich auf dem Wahlplatze von Döffingen, auf jener schwäbischen Ebene, wo Konrad Besserer mit seinen Bürgern im Kampfe für die Volksfreiheit fiel, ein Denkmal erhebt, welches an jene Schlacht erinnert, durch welche für lange Zeit der Untergang der deutschen Volksfreiheit und nationalen Einheit herbei geführt wurde.

Es ist ein so bedeutungsvoller Wendepunkt, welcher an diesem verhängnißvollen 23. August 1388 in der deutschen Geschichte eintrat, daß es wohl der Mühe werth ist, einen Augenblick dabei zu verweilen.

Schon seit geraumer Zeit war zwischen dem Adel und dem Dynastenthume einerseits und dem Bürgerthume andererseits der Kampf ausgebrochen. Siegreich hatte ihn das Letztere in der Schweiz bestanden, wo die Schlachten von Morgarten, Sempach und Näfels die Sache der Bürgerfreiheit gerettet hatten. Jetzt sollte der Streit auch in Schwaben, Franken und Bayern zur Entscheidung kommen.

Der gefürchtetste und gefährlichste Feind der Städte war Graf Eberhard von Württemberg, der Greiner, auch der Rauschebart genannt. Mit dem ihm eigenen Scharfblick erkannte er, daß es sich in dem entbrannten Streite um einen Principienkampf handelte, um die Entscheidung über die Frage, ob das Bürgerthum oder das Dynastenthum die herrschende Gewalt in Deutschland werden sollte. Mit überzeugender Beredsamkeit wußte er seine Standesgenossen für diese Ansicht zu gewinnen und einen allgemeinen Bund des Adels gegen die Städte zu begründen.

Diese blieben nicht müssig, und Eßlingen als Vorort des schwäbischen Städtebundes erließ ein Aufgebot zum Kampfe gegen den Grafen Eberhard den Greiner von Württemberg und seine Verbündeten.

Willig leisteten die Städte dem Rufe Folge. Da kamen die streitbaren Bürger von Reutlingen, Ulm, Heilbronn, Gmünd, Memmingen, Rothenburg, Biberach, Dünkelsbühl, Nördlingen, Constanz, Nürnberg und vieler anderer Orte zusammen bei Ulm, wo Konrad Besserer den Oberbefehl übernahm.

Bei Döffingen kam es zur Entscheidung.

Wer kennt nicht Uhland's Sang?

„Am Ruheplatz der Todten, da pflegt es still zu sein,
Man hört nur leises Beten bei Kreuz und Leichenstein,
Zu Döffingen war's anders, dort scholl den ganzen Tag
Der feste Kirchhof wieder von Kampfruf, Steß und Schlag!"

Das Adelsheer unter dem Grafen Eberhard von Württemberg war über siebentausend Mann stark. Den Angriff eröffnete Graf Ulrich, Eberhard's Sohn, derselbe, welcher von den Bürgern in der Reutlinger Schlacht am 14. Mai 1377 so entschieden geschlagen worden war, in jener blutigen Schlacht, von welcher der schwäbische Dichter singt:

„Zu Reutlingen am Zwinger, da ist ein altes Thor,
Längst wob mit dichten Ranken der Ephen sich davor,
Man hat es schier vergessen, nun kracht's mit einmal auf,
Und aus dem Zwinger stürzet, gedrängt, ein Bürgerhauf,
Den Rittern in den Rücken fällt er mit grauser Wuth,
Heut will der Städter baden im heißen Ritterblut.

Wie haben da die Gerber so meisterlich gegerbt!
Wie haben da die Färber so purpurroth gefärbt!
Hier nimmt man nicht gefangen, heut geht es auf den Tod,
Hem spritzt das Blut wie Regen, der Anger blümt sich roth.
. . . .
. . . .

Glühend von Rache und von Begier, die erlittene Schmach von Reutlingen zu tilgen, stieg Ulrich mit seinen Rittern vom Pferde und drang mit vorgehaltenem Speer auf die Reihen der Bürger ein. Aber diese standen wie die Mauern. Vergebens erschöpften die eisengepanzerten Ritter ihre Tapferkeit und Kraft an den fest geschlossenen Gliedern der Eidgenossenschaft der Städter. Mit weithin schallender Stimme feuert Konrad Besserer seine Bürger an, während hoch über seinem Haupte das Banner der Städter flattert. Graf Ulrich fällt.

„Wen trägt man aus dem Kampfe, dort auf den Eichenstumpf?
„Gott sei mir Sünder gnädig!" er stöhnt's, er röchelt's dumpf.
O königliche Eiche, dich hat der Blitz zerspällt!
O Ulrich, tapfrer Ritter, Dich hat das Schwert gefällt."

Die Schreckensbotschaft fliegt durch das Adelsheer und trifft mit erschütternder Gewalt die Herzen der Muthigsten. Nur Graf Eberhard der Greiner behält seine unerschütterliche Geistesgegenwart. In demselben Augenblick, in welchem er die Botschaft von dem Tode seines Sohnes empfing, bemerkte er unter den Schaaren des Städter-Heeres eine rückgängige Bewegung.

„Da ruft der alte Recke, den Nichts erschüttern kann:
Erschreckt nicht! Der gefallen, ist wie ein andrer Mann
Schlagt drein! Die Feinde fliehen!"

Und wirklich floh ein Theil der städtischen Eidgenossen, aber nicht weil sie besiegt waren, sondern weil der Führer dieser Truppen, es war das Nürnberger Contingent, der Graf von Henneberg schmählichen Verrath ausübte. Er war von dem Württemberger bestochen worden, bestochen mit tausend Gulden. Der Verräther sollte indessen nicht einmal seinen Judaslohn erhalten. Denn der Graf von Württemberg zahlte ihm die tausend Gulden nicht, weil er behauptete, daß Henneberg zu spät geflohen sei und dadurch die Schuld an dem Tod seines Sohnes Ulrich trage.

Für die Schlacht aber war diese rückgängige Bewegung der Nürnberger, welche durch ihren verrätherischen Befehlshaber veranlaßt wurde, entscheidend. Denn fast gleichzeitig fiel dem Bürgerheer ein starker feindlicher Haufe

einer Ritterbruderschaft, die Schlegler genannt, unter ihrem Führer Wulf von Wunnenstein in den Rücken.

Wohl kämpfte noch mit dem Muthe und der Tapferkeit eines Leonidas der Anführer der Bürger Konrad Besserer an der Spitze seiner wackeren Streiter und noch stand die Schlacht unentschieden, so lange seine Hand das Hauptbanner der städtischen Eidgenossen empor hielt; aber endlich traf auch ihn ein tödtlicher Schwertstoß, er sank, in der Rechten das Schwert, in der Linken die Fahne haltend, von welcher er auch im Tode nicht ließ.

Mit seinem Dahinsinken war der Tag von Döffingen, jener verhängnißvolle 23. August des Jahres 1388, entschieden.

Es vergingen viele Jahrhunderte, ehe sich die Sache der Bürgerfreiheit von diesem Schlage erholen konnte. Die immer mehr sich ausbreitende unbeschränkte Fürstengewalt hat die Erfolge, welche sie von da an erzielte, hauptsächlich jener Niederlage der Städte zu danken.

Zu welchem Gesammtresultat für das Wohl und Wehe der deutschen Nation diese Anstrengungen der absoluten Fürstengewalt geführt haben, darüber giebt die deutsche Geschichte von 1388 bis herauf zum Zusammenbruch des Reichs 1806 Aufschluß.

Der 23. August 1388, an welchem das deutsche Bürgerthum bei Döffingen geschlagen wurde, und der 6. August 1806, an welchem Kaiser Franz die Reichskrone nieder legte, stehen in einem Causalnexus, welchen Niemand nach dem Gesagten verkennen wird.

Vor einigen Wochen feierte die alte Stadt Braunschweig ihr tausendjähriges Bestehen. Möchte man überall im deutschen Vaterlande die Bedeutsamkeit einer solchen Feier verstehen! Möge man nie vergessen, daß die politische und religiöse Freiheit der Nation, ihr Glück, ihr Wohlstand, ihre Macht wuchs und gedieh mit dem Wachsen und Gedeihen der Städte und des Bürgerthums, daß die Städte und der Geist, welcher in den Städten wehte, die vornehmsten Träger aller großen Culturbestrebungen waren, und daß die Selbstregierung der Städte — und selbstverständlich danach auch die der Landgemeinden — mit eine der ersten Bedingungen einer gesicherten bürgerlichen Freiheit ist.

Die Feinde einer wirklichen Freiheit wissen Das auch sehr wohl, und die Kreuzzeitungsmänner, die Nachkommen der alten Junker, die so oft mit den Städtern in blutiger Fehde lagen, hassen die Städte, besonders die größeren und einflußreicheren aufs Bitterste. Das Wachsthum der Städte ist ihnen ein Gräuel und es mag für ihre Bestrebungen allerdings ein niederschlagendes Moment sein, wenn sie bedenken, daß zum Beispiel in Preußen der sechsunddreißigste Mensch ein Berliner ist, d. h. der Bewohner einer großen aufgeklärten Hauptstadt.

Denn Zersplitterung des Volks in möglichst kleine und deshalb ohnmächtige Gemeinwesen, Das ist das Ziel, auf welches die Rückschrittspartei hinarbeitet. Charakteristisch ist es, daß sie hierin mit der äußersten Linken der französischen Socialisten übereinstimmt. „Paris“, so schrieb 1848 einer derselben, „muß zerstört, die Bevölkerung in Gemeinden von tausend bis fünftausend Seelen aufgelöst werden, es darf keine Stadt existiren, die mehr als zehntausend Seelen zählt.“

So berühren sich die Extreme: die Junker und die Communisten, welche Letztere die Freiheit darin suchen, daß Alles über Einen Kamm geschoren wird, und in der Kaserne, in der geistlosen, mechanischen Gleichheitsmacherei die Lösung der socialen Frage erblicken.

Aus der Woche.

Die Altersschwäche der Verfassung des Deutschen Bundes fällt nachgerade Jedem so grell ins Auge, daß selbst die conservativsten Staatsmänner zu der Ueberzeugung kommen: so geht's nicht länger. In Wien bleibt man dabei, daß nur ein deutsches Parlament, zu rechter Zeit einberufen, für Deutschland und besonders für Oesterreich noch Hülfe schaffen könne. Die mittelstaatlichen Minister scheinen von dieser Idee weniger erbaut zu sein und schwärmen mehr für eine „zeitgemäße Reform des Bundesorgans und der Bundeskriegsverfassung“, aber ohne einheitliche Spitze oder Centralgewalt, vielleicht mit einem ständischen Ausschuß zur Seite des Bundestags, welcher letztere am Besten durch ein regelmäßiges persönliches Zusammentreten der deutschen Fürsten zu bilden wäre. Die bekannten preußischen Demokraten Rodbertus, von Berg und Bucher möchten gar ein dreiheitliches Bundesdirectorium mit wechselnden Mitgliedern und wechselndem Aufenthalt vorschlagen! Ihnen allen steht in geschlossener Phalanx der Nationalverein gegenüber, welcher unbedingt eine deutsche Centralgewalt unter der Leitung Preußens und einen deutschen Reichstag fordert, demnächst aber ein Gegengewicht in einem noch zu gründenden Großdeutschen Verein erhalten soll. Wer zeigt wohl einmal den rechten Weg aus solchem Wirrwarr!

Aller Augen sind nach Königsberg gerichtet, wo ein nie dagewesener Glanz und ein ungeheures Leben die Krönungsfeierlichkeiten umgiebt. Am 14. October Mittags traf das königliche Paar kurz vor der Stadt ein und wurde ehrfurchtsvoll empfangen. Der König stieg zu Pferde, um ihn reihten sich die Prinzen des königlichen Hauses; die Königin in prachtvollem Hermelinmantel fuhr in einem von acht Rappen gezogenen Galawagen. Tausendstimmiger Hurrahruf, der Donner der Geschütze, das Geläute aller Glocken verkündete den Einzug des hohen Paares in die Stadt durch die von unzähligen Menschenmassen angefüllten Straßen zum königlichen Schlosse. Alle Häuser waren bis zu den Dächern hinauf von Zuschauern, die auf dem Pregel liegenden beflaggten Schiffe von Turnern besetzt. Wir können hier unmöglich auf alle, wenn auch noch so interessante Einzelheiten der Feierlichkeiten eingehen und müssen uns mit einem kurzen Auszug in nächster Nummer begnügen.

Der König von Hannover hat die Absicht kund gegeben, als Ehrenmitglied in die älteste Innung seiner Residenzstadt (das ist die der Schuster) einzutreten, um seine landesväterliche Liebe für das Handwerk offen darzulegen. Daß die preußische Junkerpartei die für die Zunfteinrichtungen begeisterten Handwerker ebenfalls höchst schmeichelhaft behandelt, war bereits früher zu melden; neu ist, daß mittlerweile der bekannte Herr von Kleist-Retzow sich in die Schusterinnung zu Naugard in Pommern hat aufnehmen lassen. Ein Meisterstück hat er nicht gemacht, dafür wird man auch den Obermeister der Naugarder Schuhmacher nicht zurück weisen können, wenn er in die hinterpommersche Ritterschaft eintreten will.

Mehrere Bürger von Hanau haben seit Monaten keine Staatssteuern bezahlt, weil dieselben nicht, wie die immer noch zu Recht bestehende Verfassung Kurhessens von 1831 vorschreibt, von der Ständeversammlung verwilligt seien. Am 10. October kam die Execution zu einem Derselben, um ihn wegen der nicht gezahlten Steuern abzupfänden; der Bürger machte die Diener der Behörde auf das Ungesetzliche ihrer Handlung aufmerksam, ließ aber das Uebrige geschehen.

Die freie Stadt Frankfurt a. M. kannte bis 1848 nur ihr eigenes Linienmilitär von 800 Mann und befand sich

dabei wohl. Die stürmischen Auftritte im September 1848 gaben Veranlassung dazu, der Stadt eine Bundesbesatzung von 5½ Bataillonen, 1½ Schwadronen und 1½ Batterie einzulegen, welche aus preußischen, österreichischen und bayerischen Heerestheilen besteht und seit Jahren durch unaufhörliche und regelmäßig wiederkehrende Prügeleien im größten Maaßstab — wobei gewöhnlich Oesterreicher und Bayern gemeinschaftliche Sache gegen die Preußen machen — ein klägliches Bild der deutschen Einheit und Einigkeit giebt. Längst wünschten die Frankfurter die höchst überflüssigen fremden Gäste in ihre respective Heimath zurück, es wurden wohl auch schüchterne Vorstellungen deshalb bei der Bundesversammlung gemacht, aber ohne Erfolg. Jetzt hat endlich die Gesetzgebende Versammlung der Stadt einstimmig beschlossen, der Senat solle die schleunige Entfernung der Bundesgarnison beim Bundestage beantragen und die mit dem Commando der einzelnen Abtheilungen abgeschlossenen Verpflegungsverträge sofort kündigen; die Versammlung beschloß ferner, für Unterkunft und Verpflegung der Bundestruppen künftig Nichts mehr zu bewilligen, und verlangte nachdrückliche Geltendmachung der auf etwa 80,000 Thaler sich belaufenden Gesammtforderung, welche die Stadt bereits wegen der aufgezwungenen Garnison zu machen hat.

Die Londoner „Times" schimpft und schmäht auf die Bestrebungen für die deutsche Flotte in Einem fort und nennt sie unter Anderem die albernste und verächtlichste aller Sinnestäuschungen aus dem Jahre 1848, wobei sie zugleich die Albernheit begeht, Deutschland ein Land ohne Seeküste, mit Ausnahme eines kleinen Streifens im Norden, zu nennen, welches durchaus keine Flotte, wohl aber ein tüchtiges Landheer brauche. Sie wiederholt auch, gewiß zum großen Staunen Preußens und Deutschlands, die Mahnung, Preußen müsse noch viel Mehr als bis jetzt für seine Armee thun. Der Eindruck, welchen die Manöver am Rhein gemacht, sei der gewesen, daß der Rohstoff des Heeres zwar trefflich, dieses selbst aber mit allen Fehlern einer Miliz behaftet sei. Die Officiere seien keineswegs vorzüglich und die Truppen wegen ihrer kurzen Dienstzeit durchaus nicht zu jener festen und gleichmäßigen Masse geschmiedet, welche allein den Anforderungen moderner Disciplin entsprechen könne. Die Bewegungen und Gestaltungen seien altmodisch und der heutigen Entwicklung der Artillerie ganz unangemessen gewesen u. s. w. — Dagegen sehen die Dänen mit scheelen Blicken auf die wachsende deutsche Seemacht, welcher die dänische bald genug nachstehen wird, und die Kopenhagener Regierung läßt deshalb eben jetzt ein Linienschiff und eine Fregatte in England verlängern und mit Schrauben und Dampfmaschinen versehen.

Die Zusammenkunft in Compiegne giebt noch immer manchen Stoff zur Unterhaltung. Daß Ludwig Napoleon beim Abschiede dem König Wilhelm die sonderbaren Abschiedsworte zugerufen habe: „Am Rhein sehen wir uns wieder!" ist natürlich nur ein schlechter Pariser Witz. Beide Monarchen scheinen mit großer Befriedigung von einander geschieden zu sein; daß wenigstens der preußische Monarch in solcher Stimmung aus Compiegne gegangen, will man aus mancherlei Anzeichen, unter Anderem auch daraus schließen, daß er mehreren hohen Würdenträgern des Kaisers, den Marschällen Vaillant und Magnan und dem Minister des Auswärtigen, Thouvenel, seinen höchsten, nur selten verliehenen Orden, den Schwarzen Adlerorden, zum Andenken überreichte. Und alle diese Drei haben keinen Tropfen adeligen Blutes im Leibe! So Etwas ist ja noch gar nie vorgekommen, und die Deuter der Diplomatie sprechen davon als von einem großen politischen Ereigniß. — Bald nach dem König Wilhelm I. von Preußen traf übrigens (am 12. Octbr.) König Wilhelm III. von Holland in Compiegne ein und wurde ebenfalls sehr zuvorkommend empfangen. Er wird, was sein deutscher Vorgänger entschieden abgelehnt hatte, auch Paris auf einige Tage besuchen. Feine Ohren wollen erlauscht haben, Ludwig Napoleon wolle allmälig die kleineren Seemächte an sich ziehen — was der preußischen Regierung schon oft gerathen wurde! — und sich überhaupt mit den Mächten zweiten Ranges auf einen guten Fuß stellen.

Kaum von Compiegne nach Paris zurück gekehrt hat Kaiser Napoleon befohlen, daß alle Schiffe, welche Getreide, Mehl, Kartoffeln und Hülsenfrüchte in Frankreich einführen, bis zum 2. September 1862 von allen Steuern befreit sein sollen. Die Weizenernte ist nämlich in Frankreich gänzlich mißrathen und in Folge davon die Preise des Brodes und der nöthigsten Lebensmittel sehr hoch gestiegen; und da zugleich, wie schon früher erwähnt, viele Fabriken zu feiern gezwungen sind, so mußte ein energisches Mittel ergriffen werden, um Noth und Unzufriedenheit nicht allzu bedenklich anwachsen zu lassen. Aus Ungarn gehen ungeheure Massen Weizen nach Frankreich, es ist aber auch an der Donau und der Theiß eine beispiellos glückliche Ernte erzielt worden. Wer im vorigen Jahre in Ungarn einen Acker gekauft, hat heuer schon so Viel auf demselben erbaut, daß der Kaufpreis fast vollständig heraus geschlagen ist. Was könnte aus Ungarn werden, wenn die faulen Magnaten, statt ihre ungeheuren Pußten in der bisherigen Weise zu bewirthschaften, fleißige deutsche Ansiedler dahin zögen!

Garibaldi soll auf einmal von seiner Ziegeninsel verschwunden sein, aber nicht um in Amerika den Befehl über die Truppen der Union zu übernehmen, wie es jüngst hieß, sondern um in den schwarzen Bergen Montenegro's gegen die Türkei und namentlich Oesterreich Allerhand anzuzetteln. Erst soll Montenegro gegen die Türken unterstützt, dann die sämmtlichen südslawischen Provinzen der Pforte aufgewiegelt, nachher Dalmatien, Croatien, Ungarn und Galizien zur Erhebung angefeuert werden. Es handle sich, sagt man, um einen großen Bund, an welchem sämmtliche von Südslawen, Polen, Magyaren und Walachen bewohnten Länder unbeschadet ihrer besonderen Interessen Theil nehmen sollen, um schließlich — Oesterreich den Todesstoß zu versetzen. Es heißt, der bekannte Pole Mieroslawski errichte in Genua eine Freischaar, welche, etwa 400 Mann stark, von der Ostküste Neapels aus den Aufruhr nach der jenseitigen Küste der Adria tragen soll.

Die vor acht Tagen aus Petersburg gekommenen Gerüchte von einem daselbst ausgebrochenen Aufruhr haben sich nicht bestätigt, nur die Studenten haben einen Krawall angefangen, in Folge dessen die Universität am 7. October geschlossen wurde. Der neue Unterrichtsminister, ein Admiral, und der neue Curator der Universität, ein General, hatten mehrere Maaßregeln ergriffen, welche den Studenten als Eingriffe in ihre Rechte erschienen, und das junge Volk rückte deshalb dem Herrn General vors Quartier, wobei ein Conflict mit Polizeidienern entstand. An Ort und Stelle wurden zwar keine Verhaftungen vorgenommen, wohl aber in der folgenden Nacht viele Studenten fest gesetzt und dann die Universität geschlossen. Man ist allgemein schlecht auf diese rücksichtslose Maaßregel zu sprechen und hofft von der baldigen Rückkehr des Kaisers die schleunige Wiederaufhebung derselben. — Schlimmer sieht es in Polen aus, wo der Kriegszustand für das ganze Königreich verkündet worden ist.

Der greise, aber noch immer recht rüstige Lord Palmerston hat jüngst die Südküste Englands bereist und für gut befunden, daß zwischen Dover und Hastings noch zwei neue Kastelle gebaut werden. Die ganze Küste wird förmlich gespickt mit Festungswerken, — ein Compliment für das freundnachbarliche Frankreich.

Aus Nordamerika ist noch immer keine Nachricht von einer entscheidenden Wendung des Kriegs eingetroffen. Die Einnahme der Stadt Lexington in Missouri durch die Südländer (vergl. die vor. Nr.) ist allerdings ein sehr wichtiges Ereigniß, da sie die Schifffahrt auf dem Missouri den Siegern preis giebt, welche nun ohne Hindernisse die Hauptstadt Jefferson City angreifen können. So verliert im Staate Missouri die Sache der Bundesregierung immer mehr an Boden, und der Staat Kansas, nun ebenfalls von den unionstreuen Staaten abgeschnitten, wird gleichfalls in eine bedenkliche Lage gebracht.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 43. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

27. October.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Die Gräber in der Steppe.

Erzählung aus dem westlichen Nordamerika.

Von Balduin Möllhausen.

(Schluß.)

Ringsum die endlose grasreiche Prairie; keine Unebenheit unterbricht die weit geschweifte Linie des Horizonts, nur vereinzelte grüne Büsche und noch seltener ein verkrüppelter Baum bezeichnen den gewundenen Lauf eines Baches, welcher, abhängig von der aus der Atmosphäre nieder schlagenden Feuchtigkeit, bald wie ein nie versiegender Thränenstrom dahin rinnt, bald wie ein Jüngling in der Blüthe der Kraft ungestüm seinen Weg verfolgt.

In geringer Entfernung von dem Bach, auf einer wogenähnlichen Anschwellung des Bodens befindet sich ein kleines Lager. Es sind California-Emigranten, welche von der dicht belebten Straße abbogen, um hier in der Nähe des Wassers, ungestört von den übrigen Auswandererzügen, die Nacht zu verbringen und den Pferden und Rindern am folgenden Tage noch einige Stunden der Rast auf der fetten Weide zu gönnen.

Es ist nur eine Familie; ein großer mit Leinwand verdeckter Wagen birgt einen bedeutenden Theil ihrer Habseligkeiten; ein anderer Theil liegt in und vor dem kleinen Zelt, welches dicht neben dem Wagen aufgeschlagen wurde; ihr ganzer irdischer Reichthum aber weidet abwärts am Rande des Baches, in Form von zwölf Zugochsen, die den Wagen zu ziehen bestimmt sind, fünf Pferden, die abwechselnd von den Mitgliedern der Familie geritten werden oder auch frei neben der kleinen Caravane herlaufen, und endlich zwei Kühen, deren frische Milch stets eine überaus annehmbare Zugabe zu dem geringen Luxus der Prairie-Reisenden bildet.

Die frische Gesichtsfarbe und die noch wenig abgenutzte Bekleidung der einzelnen Mitglieder, der schöne Zustand der wohl genährten Thiere, die Sorglosigkeit, mit der man dieselben grasen läßt, und der Mangel der noch nicht nothwendig gewordenen Sicherheitsmaaßregeln, alles Dieses sagt zur Genüge, daß die gesetzlose Wildniß erst vor wenig Tagen betreten wurde, daß die Reisenden noch keine schwer zu besiegenden Hindernisse, noch keine erschöpfende Beschwerden und Entbehrungen kennen gelernt und daß Kummer und Sorge, die man so häufig in den traurigsten Gestalten im Gefolge der Emigrantenzüge findet, ihnen noch fern geblieben.

Seit einer Woche erst hatten sie die Ansiedlungen bei Independence am Missouri verlassen, es erfüllte daher die freudige Hoffnung auf eine glückliche Zukunft hauptsächlich ihre Gemüther.

Ein kleines Feuer, nur groß genug, um die Speisen bei demselben zu bereiten, brannte vor dem Zelt. Eine ältliche Frau und ein junges Mädchen von elf bis zwölf Jahren waren mit dem Zurichten der Mahlzeit beschäftigt, und saß ihnen gegenüber auf einem Sack voll ausgehülstem Mais ein rüstiger alter Mann, der behaglich sein Pfeifchen schmauchte, und seine Aufmerksamkeit abwechselnd der Küche, zwei an dem Wagen hämmernden und klopfenden jungen Burschen und zwei anderen, welche die Heerde zum Wasser trieben, zuwendete.

Mit einem Ausdruck der Zufriedenheit streiften seine Blicke aber auch zuweilen nach dem Ufer des Baches hinüber, wo ein junger Mann und eine eben erst aufgeblühte Jungfrau nachbarlich bei einander saßen und so lustig plauderten und schäkerten, als wenn die ganze Prairie ihr Eigenthum gewesen wäre.

Die milde Frühlingsluft, die sinkende Sonne, welche mit ihren fast parallel mit der Ebene laufenden Strahlen die unabsehbare Fläche wie grünen Sammet schimmern machte, und die erhabene Ruhe, welche sich mit dem Abend auf die weite Umgebung senkte, gaben der ganzen Scene etwas Feierliches, und theilte sich die Stimmung der Natur den Menschen unbewußt mit.

Auch Mr. Lewis — er war es ja mit seiner Familie — fühlte solchen Einfluß; denn mit einer bei ihm ungewöhnlichen Weichheit im Ton seiner Stimme erzählte und sprach er zu seiner Gattin.

„Es ist doch recht schön hier, Mutter", sagte er nach einer längeren Pause, die er dazu benutzt hatte, seine Schätze noch einmal zu überblicken. „Ja, sehr schön; schöner als in Ohio, schöner als am Missouri; und wenn ich unseren schmucken zukünftigen Schwiegersohn ansehe, dann lacht mir das Herz ordentlich im Leibe. Er würde eine Stütze für Euch Alle sein, wenn es mit mir einmal unvermuthet zu Ende ginge."

„Mit Dir zu Ende?" fragte Mrs. Lewis, mit spöttisch freundlichem Ausdruck. „Mit Dir zu Ende, der Du Knochen von Eisen und Fleisch von Elfenbein hast?"

Lewis lachte wohlgefällig zu dieser Schmeichelei.

„Du hast Recht, Mutter", erwiderte er dann, „mein Körper möchte dem Heinrich's an Rüstigkeit nicht Viel nachstehen, aber trotz alle Dem wiederhole ich doch, daß es mit uns Menschen oft schneller zu Ende geht als wir denken."

„Sprich doch nicht Dergleichen", versetzte Mrs. Lewis schnell, „wenn ich so Etwas sagen wollte, dann würde es eher zu entschuldigen sein. — Du sagtest, daß Du es hier schön fändest, auch ich finde es schön, und habe nur einen Wunsch, nur ein Gebet, nämlich, daß die Zukunft uns nie weniger schön erscheinen möge."

In diesem Augenblick schallte von den an der Emigrantenstraße lagernden Caravanen, durch die Entfernung gedämpft, die Melodie eines bekannten Liedes herüber.

Mr. Lewis schwieg, eben so seine Gattin. Bei Beiden waren durch die heimathlichen Klänge wehmüthige Rückerinnerungen wach gerufen worden, und trachteten sie fast unwillkürlich auch die Worte zu unterscheiden.

Heinrich und Sarah, welche noch immer, das etwas erhöhte Ufer des Baches als Bank benutzend, dasaßen, hörten das Lied auch; sie ließen sich dadurch aber nicht in ihrer Unterhaltung stören. Die Zukunft lag zu goldig vor ihnen, als daß sie auch nur einen Augenblick Zeit für die Vergangenheit zu verwenden gehabt hätten. — Sie sprachen von dem glücklichen Beginn der Reise und von dem friedlichen Charakter, den die Prairie trage. Sie sprachen auch von ihrer Liebe, von ihrer glücklichen Ankunft in Californien, und daß sie in dem ersten Städtchen, welches sie nach Monate langer Wanderung berühren würden, getraut werden sollten. Auch des armen John, welcher kurz vor ihrem Aufbruch, offenbar um sich das Abschiednehmen zu ersparen, eine weite Reise zu Verwandten angetreten, gedachten sie und beschlossen, ihm von Californien aus zu schreiben und ihn mit freundlichen liebevollen Worten zu versöhnen; sie waren ja in einer Stimmung, mit der ganzen Welt in Friede und Freundschaft zu leben.

Daß John ihnen aber nahe war, daß er ihre Worte fast verstehen konnte, Das ahnten sie nicht.

„Und wenn wir dann alt sind", erzählte Heinrich dem aufmerksam lauschenden Mädchen, „so alt, daß wir nur noch mit Mühe den einen Fuß vor den anderen zu setzen vermögen, dann wünsche ich wohl, daß es uns erginge wie Philemon und Baucis."

„Und wie erging es denn dem Herrn Philemon und seiner Baucis? es waren wohl Landsleute von Dir?" fragte Sarah mit unbeschreiblich naivem Ausdruck.

„Keine Landsleute von mir", versetzte Heinrich, seine junge Braut an sich ziehend und ihr so recht herzlich zulachend. „Es ist eine alte, uralte Sage, doch laß Dir erzählen." Und Heinrich begann, so gut es ihm in der unbequemen englischen Sprache gelingen wollte, die Legende von Philemon und Baucis vorzutragen.

In diesem Augenblick tauchte kaum hundert Schritte weiter unterhalb John's bleiches verzerrtes Gesicht aus dem Bett des Baches. Seine Gestalt war von Moder besudelt, denn er hatte von der Emigrantenstraße aus, dem Bach aufwärts folgend, die ganze Strecke kriechend zurück gelegt. In seiner rechten Hand führte er eine lange Missouribüchse, während der Kolben eines Revolvers aus seiner Brusttasche hervor schaute, und bot er auf diese Art eine wahrhaft Schrecken erregende Erscheinung, eine Erscheinung, die man eher für das Opfer unheilbaren Wahnsinns, als eines tief gewurzelten Rachegefühls hätte halten können.

Behutsam schob er, sobald er auf Schußweite von dem harmlos dasitzenden Paar angekommen, den Oberkörper nach dem Ufer hinauf, wo hohes Gras ihn vollständig verbarg. Seine blutunterlaufenen Augen aber fanden ihren Weg zwischen den gedrängt stehenden Halmen hindurch und beobachtete er mit dem Grimm eines Tigers sein Opfer.

„Endlich am Ziel!" keuchte er leise vor sich hin, indem er den Lauf der Büchse auf seine linke Faust legte und den Kolben mit der rechten an die Schulter zog. „Der arme, bedauernswerthe John wird gerächt werden, und die übermüthige Schöne mag sich einen anderen Bräutigam in Californien suchen. Ha, Du entgehst mir nicht", fuhr er zähneknirschend fort, als er wahrnahm, daß Sarah, die sich zwischen ihm und dem erzählenden Heinrich befand, sich vorn überneigte und des jungen Mannes Gestalt fast ganz verdeckte. „Du entgehst mir nicht; ich habe jetzt Zeit zu warten, denn vergebens lernte ich nicht den Hirsch ins Auge treffen."

Sarah, die für weiter Nichts als für ihren Geliebten Auge und Ohr hatte, warf sich jetzt lachend zurück, wodurch Heinrich's Kopf dem lauernden John wieder sichtbar wurde. Dieser nun bemerkte es kaum, so drückte er auch die Wange fester an den Kolben, die Mündung des Rohrs hob sich unmerklich, und leise legte sich der Finger an den Abzug.

„Also über fünfhundert Jahre haben Philemon und Baucis gelebt!" hatte Sarah ausgerufen, indem sie sich zurück lehnte.

„Ueber fünfhundert Jahre", bekräftigte Heinrich so laut, daß Mr. Lewis und seine Gattin es verstanden und zu ihm hinüber schauten. „Ueber fünfhundert Jahre, worauf sie in derselben Minute starben, und Das ist es, was ich uns dereinst wünsche!"

„Reizend!" rief das überglückliche Mädchen, den Oberkörper nach vorn schnellend, um den Geliebten mit einem Kuß zu belohnen. „Reizend" — ein Schuß krachte von dem Ufer des Bachs herüber und in leisen Schwingungen zitterte der Schall über die Ebene; die beiden Verlobten aber sanken lautlos, Arm in Arm, hintenüber ins Gras. Eine und dieselbe Kugel hatte die weißen Schläfe der lieblichen Sarah und die männliche Stirn Heinrich's durchbohrt. Sie waren, wie sie es gewünscht, in derselben Minute gestorben.

John hatte die Bewegung des jungen Mädchens bemerkt, doch zu spät; die Kugel befand sich schon auf ihrer Todesreise, und es lag nicht mehr in seiner Macht, ihr eine andere Richtung zu geben.

Namenloses Entsetzen ergriff ihn daher, sobald der Schuß gefallen; verzweifelnd drückte er sein Gesicht, wie um dem Anblick zu entgehen, ins feuchte Gras, und erst als das durch Mark und Bein dringende Jammern der armen unglücklichen Eltern und der Geschwister sein Ohr

traf, erwachte er wieder zum vollen Bewußtsein der gräßlichen That. Sein Haar sträubte sich, und ohne zu wissen was er that, warf er die Büchse von sich und eilte zu der Scene des Verbrechens hin.

Er sah die Mutter auf ihrem entseelten Kinde liegen, und Vater und Geschwister die erkaltenden Hände der beiden Opfer drücken und das Blut von deren noch immer lächelnden Zügen entfernen. Ihn aber bemerkte Niemand.

Er hätte fliehen können, wie es ursprünglich seine Absicht war. Doch wohin sollte er gehen, wohin fliehen vor dem gräßlichen Bewußtsein? Ueberall hin mußte es ihm ja nachfolgen. — Er kämpfte einen kurzen, aber harten Kampf in seinem Innern und gelangte endlich zu einem letzten Entschluß.

„Mr. Lewis und Ihr Alle, welche Ihr mit Liebe an den beiden Gemordeten gehangen!" rief er mit bebender Stimme aus, und sein bleiches Gesicht nahm eine fahle Farbe an, „schaut her auf mich, ich bin der Thäter! Aber bei Gott, dem Allmächtigen, es war nicht mein Wille, Euch die Tochter, die Schwester zu rauben!"

Nur Lewis und seine beiden ältesten Söhne blickten bei der Anrede des Mörders auf. Die Uebrigen waren ihrem Schmerz zu sehr hingegeben, um ihm ihre Aufmerksamkeit zuwenden zu können.

„Mörder!" schrie ihm der alte Lewis mit einer Stimme entgegen, in welcher sein ganzer Schmerz ausgedrückt war. „Mörder! was thaten sie Dir?" — weiter vermochte er vor Schluchzen Nichts hervor zu bringen.

„Ja, ich bin der Mörder!" rief John statt aller Antwort aus, „ein schwarzer Mörder! mag Gott mir vergeben, denn ich sühne — die That — mit meinem — Leben!"

Abermals krachte ein Schuß über die stille Ebene. Statt der zwei Leichen lagen deren jetzt drei da. — John hatte sich mit seiner Revolverpistole mitten durchs Herz geschossen.

Wie ein flammender Stern, so ruhte der oberste Theil der untergehenden Sonne auf der Ebene, doch nur auf Secunden; denn in der nächsten Minute schon eilten nächtliche Schatten über die endlose Steppe. Nahe der Straße, in den Hauptzügen der Emigranten erschallte fröhlicher Gesang vor flackernden Feuern; der Abend war ja so milde, so schön; im einsamen Lager des alten Grenzbewohners aber blieb es dunkel.

Nicht einen, sondern drei Tage rastete Mr. Lewis an jener verhängnißvollen Stelle, und als er dann mit seiner Familie zur Fortsetzung der Reise nach dem fernen, fernen Westen aufbrach, da ließ er drei Gräber hinter sich zurück. — Zwei derselben waren regelmäßige Hügel, grüner Rasen, sorgfältig ausgestochen und behutsam an einander gefügt, bedeckte dieselben, während sich an den Kopfenden zwei schwanke Nußbäumchen erhoben, die man dem Ufer des nahen Baches entnommen. Das dritte Grab befand sich weiter abwärts, nur ein Haufen frisch aufgeworfener Erde bezeichnete dasselbe.

Langsam und traurig verfolgte die kleine Caravane ihren langen langen mühseligen Weg. Die lauten Klagen waren verstummt, aber oft, sehr oft, nach Tagen, Wochen und Monaten richteten sich die umflorten thränenschweren Blicke gegen Osten, wo man so viel Liebes und Theures dem kühlen Schooß der Erde übergeben!"

Jetzt sind die beiden Nußbäumchen gewiß schon ganz stattliche Bäume, und wahrscheinlich nisten zwischen ihren Zweigen die Nachkommen des glänzend rothen Cardinals und der lieblichen Spottdrossel, die damals über den frisch aufgeworfenen Hügeln ihre lustigen Lieder sangen.

Wenn es nun den Verstorbenen vergönnt ist, die Ruhestätte ihrer irdischen Hülle hin und wieder zu besuchen und dort ihres Erdenlebens zu gedenken, dann führt eine weit über das Grab hinaus reichende Liebe gewiß recht oft zwei reine unverdorbene Seelen bei den Hügeln zusammen. Sie verschwimmen dann vielleicht über den erkalteten Herzen in einander, lächeln wehmuthsvoll bei der Erinnerung an ihr kurzes Erdendasein, und kehren zurück in ihre himmlische Heimath, um vereint reichen Segen auf Die herab zu flehen, welche einst unter heißen Thränen die beiden Bäumchen pflanzten, vereint Gnade zu erbitten für den ruhelosen Schatten, der trauernd über den bleichenden Gebeinen schwebt und sich nicht näher an die einsamen Hügel heran wagt.

Das sind die Gräber in der Steppe.

Vom Auge des Menschen*).

Eine ästhetische Studie von Rudolf Günther.

Man pflegt das Auge des Menschen mit einem Spiegel zu vergleichen, und es ist ein Spiegel in doppelter Hinsicht; malt sich doch in diesem wunderbaren Organe sowohl die äußere als die innere Welt. **Durch** das Auge schaut und erkennt die Seele das uns Umgebende; und **aus** dem Auge strahlt das räthselhafte, unbegreifliche Leben der Seele hervor. Während die übrigen Sinne wahre Egoisten sind, nimmt und giebt das Menschenauge zu gleicher Zeit. Es öffnet **sich** dem schönen Sternenhimmel und öffnet **uns** hinwiederum den noch weit schöneren Himmel, der in den Seelen edler Menschen wohnt; denn liebend zu empfangen und liebend mitzutheilen, Das ist sein süßes, tägliches Geschäft: das dankbare Auge möchte jede, selbst die kleinste Gabe durch noch schönere Gegengabe lohnen.

Zwischen den ruhigen Schläfen und den wachsamen Ohren, unter der hohen, denkenden Stirn und über den lächelnden Wangen hat das holde Zwillingspaar der Augen, durch die sanft erhobene Nase friedlich geschieden, seine Wohnung genommen. Hier thronen sie neben einander, zwei fürstliche Genossen; und um sie her haben sich die übrigen Theile des Antlitzes, wie getreue Dienstmannen um ihre geliebten Herren, gelagert. Zwei Sonnen, von ihren Planeten umgeben, strahlen die Augen in wunderbarer Majestät. Sie herrschen — und wollen nie herrschen; sie genießen königlicher Würde — und haben dieselbe

*) Vorliegende Studie basirt theilweise auf einem Artikel, welcher vor circa funfzig Jahren von einem jungen Arzte, Friedrich Schottin, verfaßt wurde und damals im Kreise seiner Freunde abschriftlich von Hand zu Hand ging. R. G.

doch nimmer begehrt. Gerührt von der stillen Größe der beiden himmlischen Brüder, hat ihnen das ganze Antlitz gehuldigt, freiwillig und nur einem geheimen Drange folgend. Wenn die Augen heiter lächeln, dann malen sie ringsum lieblichen Glanz und unvergleichliche Anmuth; wenn sie trauern, so ruht auf ihrer ganzen Umgebung ein schwermüthiger Schatten. Sobald die Könige in schwarze Gewänder sich hüllen, ist der festliche Schimmer und die Freude des Hofes entflohen.

Wie aber dem Antlitz ohne die Augen seine schönste Beleuchtung fehlen würde, so verleihen sie ihm auch erst seine wahre Bedeutung; denn ohne dieselben sind uns die übrigen Theile des Antlitzes nur Hieroglyphen, deren volles Verständniß allein durch die Augen eröffnet wird. Diese sind daher die reizenden Punkte, von welchen wir uns bei Betrachtung eines Antlitzes unwiderstehlich angezogen fühlen; Punkte, von denen wir ausgehen, um die Schönheit und den Ausdruck der anderen Theile des Antlitzes zu ermessen, und zu denen wir immer wieder, als ob durch einen Zauber, zurück gezogen werden. Hier finden wir all das Liebliche und Ausdrucksvolle vereinigt, was das Antlitz in seinen verschiedenen Theilen schmückt und belebt. Die einzelnen, über dasselbe ausgestreuten, schönen und sprechenden Züge strahlen in den Augen wie in ihrem Brennpunkte zusammen und werden von da aus wieder mit erhöhtem Glanze über das ganze Antlitz verbreitet.

Diese hohe Bedeutsamkeit und Wichtigkeit der Augen für dasselbe hat nun auch unsere deutsche Sprache auf das Sinnigste dadurch bezeichnet, daß sie nach ihnen das ganze Antlitz „Gesicht“ nannte. Denn das Wort „Gesicht“ bedeutet eigentlich doch nur die Werkstätte des Sehens, den Wohnsitz der Kräfte, womit, und den Ort, woraus gesehen wird; folglich zunächst nur den kleinen Raum des Antlitzes, den die Augen einnehmen. Von diesem eng begrenzten Bezirke, dem eigentlichen Gesicht, hat aber der Deutsche, weil er diese Gegend als die schönste und herrlichste empfand, das ganze Antlitz benennen zu müssen geglaubt. Ja, um es noch bestimmter zu erkennen zu geben, daß ihm der Platz, wo die Augen glänzen, der wichtigste in jenem sei; daß er denselben für den Hauptsitz der Schönheit anerkenne, aus welchem den übrigen Theilen des Antlitzes erst ihre Anmuth und Bedeutung zufließe; daß ihm darum bei Betrachtung eines solchen die Augen oder das Gesicht die Hauptsache seien und ihre Umgebung nur untergeordnete Nebensache: so nannte er alles Andere im Antlitz nur schlechthin „Angesicht“. Angesicht aber heißt zuvörderst, was an das Gesicht, d. h. an die Augen, rings herum angrenzt.

Wir Deutschen legen also damit unser lebendiges Schönheitsgefühl an den Tag; wir beweisen durch jenen Ausdruck, daß wir nicht nur nicht unempfänglich für die Reize der Augen sind, sondern ihnen vielmehr, weil sie die höchste Lieblichkeit und den mächtigsten Zauber in sich vereinen, vor allen anderen Theilen des Antlitzes den obersten Rang zuerkennen. Der Deutsche bezeugt dadurch dasselbe ästhetische Gefühl, welches der Grieche verräth, und contrastirt rühmlichst gegen den mehr cynischen Römer, der das Antlitz vom Munde (os) benennt. Und, wie überall, so sind auch hier Schönheit und Wahrheit nah verwandt; denn wir Deutschen kommen der letzteren mit unserer mehr idealischen Anschauung unzweifelhaft näher als der grob-sinnliche Römer.

Was bestimmt uns nun, indem wir einen Menschen ansehen, vor Allem sein Auge in unser Auge zu fassen? Ein höchst lebhafter Instinct läßt uns ganz richtig ahnen, daß es die Augen sind, in denen sich die Seele eines Anderen am Herrlichsten verklärt; aus welchen sie am Unmittelbarsten zu uns spricht; worin sie selbst, die unsichtbare, sich so sichtbar zu machen sucht, als es ihr in ihrer irdischen Hülle nur immer möglich ist. Wir fühlen es wohl, daß das Allerheiligste der menschlichen Seele nur in den geheimnißvollen dunklen Tiefen der Augen verborgen ruht, und daß es uns da durch die aufgeschlagenen Augenlider wie durch einen hinweg gezogenen Vorhang eröffnet wird. Sogar der Bau und die Lage der Augen scheinen darauf berechnet zu sein, daß unser Blick, wenn er auf ein Menschenantlitz fällt, von den das Auge umgebenden Anhöhen abgleiten und in das Auge selbst geleitet werden soll. Die hohen Umgebungen desselben dürfen wir folglich — außer daß sie bestimmt sind, das tiefer liegende Auge zu beschirmen — noch ganz besonders als Vorhöfe betrachten, durch welche unser Blick, wenn er auf einem Antlitze verweilt, sogleich von allen Seiten einwärts geführt wird in den Tempel, in die heilige Wohnung der menschlichen Seele, wo sie auf die wunderbarste Weise sich uns offenbaren, ja ihr innerstes geheimnißvolles Leben und Wirken vor uns enthüllen will.

Es ist also keineswegs der Glanz und die Beweglichkeit des Auges, wodurch wir angezogen werden; es ist die Seele selbst, die sich in dem Auge des Anderen spiegelt, deren Bild darin widerstrahlt. Selbst dann, wenn wir einem Blinden gegenüber stehen, können wir nicht umhin, seine Augen zu suchen; und ob wir sie gleich zerstört und erloschen sehen, so fühlen wir uns doch durch jenen wunderbaren, uns gewöhnlich unbewußten Zug des Herzens wie gezwungen, mit unseren Blicken da zu verweilen, wo uns sonst die Seele entgegen glänzt. Der herrliche Altar ist zwar zerstört; doch ist es uns, als könnten wir nicht aufhören, auf seinen traurigen Trümmern die heilige Flamme zu suchen, die uns sonst von da entgegen leuchtete.

Aber die Erfahrung lehrt, daß unser Blick selbst dann, wenn Jemand zu uns redet, nicht auf seinem Munde, sondern auf seinen Augen ruht. Warum Dieses? Weil es eine Sprache giebt, welche nirgends gehört und doch überall verstanden, nirgends geschrieben und doch überall gelesen, nirgends durch festgesetzte Regeln bestimmt und doch überall richtig gesprochen wird. Und diese Sprache ist die Augensprache: gewiß die zarteste und wunderbarste Sprache; eine unmittelbare Sprache der Seelen zu einander; eine Sprache, welche unendlich tiefer in die Herzen eindringt und weit schneller und inniger von uns vernommen wird, als die tönende Rede des Mundes. Sie ist uns so natürlich, daß sie uns Allen angeboren scheint; so deutlich, daß sie ein Kind versteht; so einfach, daß sie noch nie ein Mensch erst hat erlernen müssen. Jeder kennt sie, spricht und vernimmt sie; wir theilen Anderen durch dieselbe unaufhörlich unsere geheimsten Gedanken und Empfindungen mit und empfangen die ihrigen dafür zurück.

Ja, weit beredter als der Mund ist das geöffnete Auge. In ihm spricht die Seele unmittelbar aus, was uns jener nur hörbar zu machen sucht. Der Mund ist, gegen das Auge gehalten, nur der langweilige Dolmetsch des Auges, ein ermüdend weitschweifiger Ausleger und Zergliederer Dessen, was wir schneller und besser sogleich in den Augen zu lesen suchen oder gar schon darin gelesen haben. Daher kommt es, daß, wenn Jemand spricht, wir seines Mundes gar nicht achten und mit unseren Blicken nur an seinen Augen hangen. Wir

würden vor uns selbst erröthen, wenn wir einem Sprechenden unverwandt in den Mund sehen wollten; werden wir doch durch eine heimliche Scham sogar zurück gehalten, Dies vor einem Blinden zu thun. Woher aber diese sonderbare Scham? Daß sie nicht das Werk der Convenienz ist, bekennen wir Alle, da sie sich ganz von selbst regt, ohne daß uns erst Jemand über das Unschickliche eines solchen Benehmens hätte zu belehren nöthig gehabt. Sie ist vielmehr das Werk jenes uns Allen eingepflanzten tiefen Gefühls, daß wir eine Seele, die eben ihr Innerstes vor uns aufthun will, nicht in den Wölbungen des Mundes, sondern in den dunklen Tiefen des Auges zu suchen haben. Jenes Gefühl der Scham ist demnach zugleich eine Folge der hohen Achtung, die wir gegen eine Seele empfinden, welche sich uns gern ganz und gar, so wie sie ist, eröffnen möchte und doch kein anderes Organ hat, uns möglichst unmittelbar zu erscheinen, als das Auge. Nun sagen wir es uns wohl, daß es für eine solche Seele kränkend sein müsse, wenn wir die Stätte, wo sie einzig uns begegnen kann, gleichgültig übersehen wollten. Ja, wir selbst müßten uns für Thoren erklären, die da suchen, wo Nichts zu finden ist, wenn wir einer Seele irgendwo anders begegnen wollten, als da, wo sie am Deutlichsten hervor tritt, nämlich in den Augen.

Wie der Deutsche dadurch, daß er nach dem Gesicht oder der Augengegend, als dem reizendsten Theile des Antlitzes, dessen Totalität benannte, sein lebendiges Schönheitsgefühl beurkundet hat: so beweist er dadurch, daß er den ganzen inneren Menschen zunächst nach seinem Heraussehen aus den Augen zu erkennen und zu charakterisiren sucht, sein nicht minder lebendiges und feines physiognomisches Gefühl. Denn wenn wir fragen, wie dieser oder jener Mensch aussehe, so hat diese Frage ursprünglich keinen anderen Sinn als den: wie blickt der Mensch aus seinen Augen hervor, als welchen kündigt er sich in seinen Augen an? Offenbar bezeichnet das Wort „aussehen" (eigentlich „heraussehen") nichts Anderes als das Hervortreten der Seele, das Abspiegeln ihrer selbst in den Augen nach ihrer Gestalt und Beschaffenheit. Die Seele scheint gleichsam aus den Augen heraus zu blicken und zeigt uns so ihr eigenthümliches Wesen. „Der Mensch sieht so oder so aus", z. B. heiter oder mürrisch, heißt folglich zunächst nichts Anderes als: er läßt sich in seinen Augen als in diesem oder jenem bestimmten inneren Zustande befindlich sehen; die Seele stellt sich in seinen Augen als in einer heiteren oder mürrischen Stimmung dar.

Wir schließen also auf das Innere eines Menschen nicht nach seiner Gestalt und Größe, noch nach der Form seines Angesichts, sondern vorzugsweise nach dem Ausdrucke, der in den Augen liegt. Wir nehmen den Menschen am Liebsten so, wie er in seinen Augen erscheint; denn das Auge gilt uns für den treuesten Spiegel der Seele. Aller Ausdruck, welchen, nach unserer Meinung, die anderen Theile des Antlitzes haben sollen, ist ja doch nur ein Widerschein des Ausdrucks, den das Auge hat; er ist Nichts als ein leerer Schein, wenn er nicht durch den belebenden Glanz des Auges zur gehörigen Bedeutsamkeit erhoben wird. Welche Wichtigkeit sich Einer auch durch Mienen und Geberden zu geben versuche, er gilt Anderen doch nicht für wichtig, wenn nicht aus seinem Auge eine höhere, edlere Natur hervor leuchtet. Die Stirn sei noch so herrlich gebaut, denkend erscheint sie uns doch nur durch das denkende Auge. Man mag das Antlitz noch so ruhig zusammen legen, die wahre Seelenruhe wird doch nur durch das Auge bestätigt. Wer auch noch so geschickt Aufrichtigkeit zu erheucheln meint, das treue Auge verräth gewiß den Schalk. Du kannst Dich mit Gewalt zum Lachen zwingen, aber das künstlich verzogene Gesicht ist doch nur eine Grimasse, eben weil das Auge seine Zustimmung versagt, weil die Seele nicht dabei aus den Augen lächelt. Ein schöner Mund wird doch nur wahrhaft schön und lieblich durch ein Auge, aus welchem eine schöne Seele blickt; und wie beredsam auch die Lippen gebildet sein mögen: unsere Erwartungen von ihnen werden gewiß sehr gering sein, so lange sich nicht in dem Auge die schöne Gabe einer holdseligen Rede zu erkennen geben will.

Die schaffende Kraft, die in einer Seele wohnt, oder deren Impotenz, ihr Ernst oder ihre Flüchtigkeit, ihre Beharrlichkeit oder ihr Wankelmuth, ihr Scharfsinn oder Stumpfsinn, ihre Klarheit oder Verworrenheit im Denken, die Liebe, von welcher sie ganz erfüllt ist, oder die Kälte, in welcher sie starrt: wo wird Dies deutlicher offenbar als in den Augen? Aber selbst auf die vorüber gehenden Zustände, wie schnell sie auch vorbei eilen mögen, deuten, gleich dem feinfühligsten Thermometer, die Augen hin. Es kann durchaus Nichts in der Seele vorgehen, das sie nicht getreulich berichteten. Wir freuen uns, und siehe, die Freude glänzt uns aus den Augen; wir zürnen, das Auge schleudert gleichsam Blitze und die Augenbrauen ziehen sich über ihm wie schwere Donnerwolken zusammen; wir werden wieder ruhig, und die besänftigte Seele tritt freundlich wie die Sonne nach dem Ungewitter in den Augen hervor. Selbst die flüchtigsten und leisesten Gefühle, welche die Seele gleichsam nur oberflächlich zu berühren oder doch nur augenblicklich zu durchblitzen scheinen, selbst diese, und ob sie auch der ganze äußere Mensch verleugnet, können doch nicht in den Augen verleugnet werden. Wir würden z. B. die thörichte Empfindlichkeit, die bisweilen, uns selbst zum größten Aergerniß, so jäh und stechend in uns aufschießt, vor Anderen gar gern aus Schamgefühl verbergen wollen, wenn sie nicht schon in unseren Augen wie ein schnelles Wetterleuchten sichtbar geworden wäre.

In so treuem Bunde steht das Auge mit der Seele, daß es sogar in seinen Bewegungen derselben zu entsprechen sucht. Beim Gefühle der Sehnsucht hebt sich das Auge, so wie die Seele aufwärts fliegen möchte, zu anderen Regionen empor. Im Momente des höchsten Verlangens tritt es zurück und beginnt sich zu schließen; es scheint mit untergehen zu wollen in dem Meere himmlischer Wonne, worein der selige Geist sich gleichsam versenken möchte. Das Auge richtet sich auf gen Himmel, wenn die Seele flehend sich zu Gott erhebt; es senkt sich niederwärts zur Erde, wenn die gedemüthigte Seele, im Bewußtsein und Gefühle ihrer Schuld, sich beschämt vor ihrem Schöpfer nieder wirft. Ein ausweichendes Auge läßt uns leicht auf eine Seele schließen, welche Ursache haben dürfte, den scharfen Blicken Anderer sich zu entziehen; während ein ruhiges, offenes Auge ein Herz andeutet, das ohne Falsch ist und nicht zu bangen braucht, wenn es von uns erkannt wird. Das Auge des Verlegenen, der nicht weiß, was er zu thun hat, weiß auch nicht, wohin es sich wenden soll. Im schärfsten Denken starrt das Auge nach Einem Punkte hin: ein Bild des Geistes, der sinnend auf einem Gegenstande ruht, ihn zu ergründen und zu durchschauen.

Wenn die Seele, am Morgen erwachend, sich der Welt von Neuem öffnen will, so öffnet sich das Auge

gleichermaaßen; und wenn die Seele, der Tagesarbeit müde, sich am Abend in sich selbst verschließt, so folgt das treue Auge nach und schließt sich, gleich der Seele, zu. Und endlich, wenn die bange Scheidestunde naht, so hüllt das Auge, licht- und glanzlos, zuerst sich in tiefe Trauer ein; es scheint in jammervollstem Schmerz zu brechen, weil sich die Freundin trennen will, mit der es in so zärtlich treuem Bunde stand.

Männer des Geschäftes, wenn sie von einander gehen, wollen sich wieder sprechen. „Wir sprechen uns morgen wieder!" Liebende dagegen scheiden von einander mit der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens. Warum nicht ebenso des Wiedersprechens? Weil die Sprache viel zu arm und zu schwach ist, die seligen Gefühle auszudrücken, welche Jedes in des Anderen Augen liest; weil sich zwei liebende Seelen am Liebsten da erkennen und wiederfinden wollen, wo sie zuerst sich fanden und erkannten, nämlich in den Augen; weil Jedes in dem Auge des Anderen am Innigsten die Liebe zu sehen und zu empfinden hofft, mit welcher die Seelen selbst einander umfangen.

Auch bei der letzten Trennung von den geliebten Seinen klammert sich der Mensch an die Hoffnung des Wiedersehens, des Wiedersehens in einer anderen Welt; und das Auge, in welchem sich hier schon eine Seele der anderen so wunderbar enthüllt, läßt uns ahnen, in welcher ungeahnten Herrlichkeit sich erst jenseits eine Seele gegen die andere verklären wird, wenn nun die gröbere Hülle von uns abgesunken ist und sich die Seele ihres neuen himmlischen Leibes freut. Wie sie jetzt blos das Auge durchstrahlt, wird sie alsdann ihren ganzen Leib durchstrahlen, und so ist uns das zarte Auge zugleich ein schönes Vorbild von der verklärten Hülle, die unsere Seelen dort umkleiden soll.

Aus der Woche.

Es ist rein unmöglich, auf dem engen Raume, der uns zugemessen, all den Glanz und die Pracht zu schildern, mit welchen die Krönung des Königs und der Königin von Preußen in Königsberg und ihr Einzug in Berlin umgeben war. Wir hatten in unserem letzten Bericht das königliche Paar am 14. October verlassen, nachdem es unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug in Königsberg gehalten. Den 15. October verlebten die hohen Herrschaften in stiller Zurückgezogenheit — es war der Geburtstag des verstorbenen Königs. Am 16. fand der Empfang der fremden Botschafter statt, Abends gaben die Stände einen glänzenden Ball und ein Abendessen; am 17. gab die Stadt dem König ein Fest im Sommergarten der Börsenhalle. Der 18. October, der „Tag aller Deutschen", war zum eigentlichen Krönungstag bestimmt. Vormittags 10 Uhr setzte sich unter den Klängen des Meyerbeer'schen Krönungsmarsches der Zug, welcher den König nach der Schloßkirche geleitete, in Bewegung. In der Kirche bestieg der Monarch den für ihn bestimmten Thron, um ihn die Träger der Reichskleinodien, der Krone, des Scepters und des Reichsapfels. Bald kam auch die Königin, gefolgt von einem glänzenden Zug von Damen, vier Gräfinnen trugen die purpursammetne Schleppe ihres Kleides. Vorher waren auch die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses erschienen und hatten Platz genommen. Der Gottesdienst dauerte bis 11½ Uhr, und nun begann die Krönungsfeierlichkeit. Ein ergreifender Gesang ertönte, der Hofprediger flehte den Segen Gottes für den König, die Königin und die Krone herab, der Chor ließ das **Domine, salvum fac regem** erschallen, — dann tiefes Schweigen. Der König erhebt sich, tritt vor den Altar und legt mit Hülfe des Kronprinzen den purpurnen Königs- und Krönungsmantel um. Dann tritt er zum Altare, mit dem Antlitz zu dem Bilde des Gekreuzigten; dann neigt er das Haupt auf den Altar, die Hände vor dem Antlitz gefaltet. Jetzt erhebt er sich, ergreift die Krone und setzt sie sich aufs Haupt. Und die Kanonen donnern, und die Glocken läuten und der Geistliche ruft mit erhobener Stimme der Gemeinde Worte des Segens zu. Jetzt ergreift der König das Scepter, der Geistliche ruft wieder der Gemeinde zu; jetzt nimmt er den Apfel, der Geistliche spricht abermals Segensworte. Noch steht der König das Haupt zum Crucifix gewendet; auf einmal wendet er sich zur Gemeinde und streckt das Scepter aus in der waltenden Rechten, und steht lange mit ausgestreckter Hand. Jetzt wendet er sich wieder, legt den Apfel nieder und ergreift das Schwert, und der Geistliche spricht nochmals Segensworte. Dann kehrt der König zu seinem Thron zurück und läßt sich nieder, das Schwert in seiner Rechten. Nun kniet die Königin in stiller Andacht vor dem Altar; wie sie sich erhebt, naht sich die Kronprinzessin, um ihr den purpurnen Hermelinmantel umzulegen. Der König steigt vom Thron, beugt sich zur knieenden Königin nieder und setzt ihr die Krone, das Abbild seiner eigenen, auf das Haupt. Beide Majestäten knieen vor dem Altar nieder, die ganze Versammlung kniet, der Geistliche spricht den Segen und alle Welt sagt Amen. Die Majestäten sitzen wieder auf dem Throne und nun kommen alle Glieder des königlichen Hauses und begrüßen das hohe Paar und küssen ihm Hand und Mund. Der Zug verläßt die Kirche und bewegt sich unter den Jubelrufen der auf dem Schloßhofe versammelten Menge in das Schloß zurück.

Dort empfing der König die katholischen Bischöfe des Königreichs und eine Deputation der ehemals reichsunmittelbaren Herren; dann trat er auf den Balcon heraus, nahm die Glückwünsche der Mitglieder beider Häuser des Landtags entgegen und redete darauf mit fester und klarer Stimme zu der Versammlung. Er hob vornehmlich hervor, daß er als erster constitutioneller König den Thron seiner Väter besteige, daß er in dem festen Vertrauen auf die alte Liebe und Anhänglichkeit seines Volkes demselben die Leistung des Erbhuldigungs- und Unterthaneneids erlassen habe und daß er auf stete Einheit zwischen König und Volk, durch welche Preußen groß geworden, hoffe. Dann trat der Minister des Innern, Graf Schwerin, vor und verlas eine königliche Botschaft, welche Standeserhöhungen, die Stiftung eines neuen Ordens, Gnadenbezeigungen aller Art und eine umfassende Amnestie ertheilt. Mit dem Gesang des „Nun danket Alle Gott" schloß die Feier, welcher ein solennes Bankett im Moskowitersaal des Schlosses, Abends eine großartige Beleuchtung der Stadt folgte.

Am 19. October war große Defilir-Cour bei der Königin, officielles Gastmahl beim Minister des Auswärtigen für die fremden Botschafter und Gesandten und das ganze diplomatische Corps, Abends großer Fackelzug der Studenten. Am 20. reisten die hohen Herrschaften wieder von Königsberg ab und fuhren bis Danzig, wo sie Abends 7 Uhr unter dem Jubel des Volkes eintrafen. Am 21. wurde die Reise über Bromberg nach Frankfurt an der Oder fortgesetzt, am 22. folgte der festliche Einzug in Berlin.

Um 1 Uhr Nachmittags setzte sich der königliche Zug unter dem Läuten aller Glocken und dem Donner der Kanonen in Bewegung nach der Stadt, wo die nach dem Schlosse führenden Straßen im herrlichsten Schmucke prangten. Der Zug war außerordentlich glänzend und großartig. Der König ritt mit stattlichem Gefolge, die Königin und ihre Umgebung fuhr in goldstarrenden Wagen durch die von den Gewerken und Körperschaften Berlins gebildeten Spaliere

bis zum Alexanderplatz, dann zogen die unabsehbaren Massen der letzteren vor den hohen Herrschaften vorüber. Es ist nicht möglich, ein Bild von Dem zu geben, was nun vor den erstaunten Augen vieler Tausende von Zuschauern wie ein Traum vorbei schwebte. Man denke sich einen in allem Festesschmuck prangenden Aufzug von 72 Gewerken und Körperschaften, die meisten derselben mehrere Hundert, einzelne über tausend Mann stark, alle mit Fahnen und Bannern, mit Emblemen und Zierrathen aller Art ausgestattet! Da ziehen die Bäcker 1300 Mann stark, die Schneider sind 1450 Mann hoch erschienen, die Barbiere haben 725 Mann gestellt, die Schuhmacher bilden eine Schaar von 5600 Mann, die Gürtler zählen 800, die Weber 1650, die Tapeziere 740, die Zimmerleute, Schmiede und Stellmacher 2000 Mann, die Drechsler 1300, die Buchbinder 1680, die Schlosser 2600, die Seidenwirker 1350, die Cigarrenmacher 700, die Fabrikarbeiter 3000, die Studenten 1000 und die Maschinenbauer 10,000 Mann! Mindestens vier Mann hoch zogen diese Schaaren im Geschwindschritt auf, und doch dauerte der Vorbeimarsch über vier Stunden! Am Abend schwamm Berlin in einem Feuermeer.

Vier bis fünf Millionen Thaler soll die Krönung gekostet haben, — eine gewaltige Summe, die vielleicht nützlicher verwendet werden konnte. Aber die Preußen blicken mit Befriedigung auf die großartigen Festlichkeiten hin; sie meinen, patriotische Wärme und Begeisterung würden dadurch gehoben und neu belebt werden. Preußen gilt wieder Etwas im hohen Rathe Europa's. Das ist das Gefühl, welches durch die preußischen Lande geht. Möge es immer so bleiben und möge die Krönung den gesegneten Anfang einer schöneren Zeit für Preußen und Deutschland bilden.

Für die deutsche Flotte mögen jetzt wohl an 200,000 Thlr. gesammelt worden sein, — ein kleines Scherflein noch, aber doch ein Anfang, der zu Weiterem und Größerem führen wird. Zwischen Preußen und Bremen ist bereits ein Flottenvertrag geschlossen, und Hamburg wird demselben wohl beitreten. Preußen erbietet sich zur Herstellung der Schiffe zum Schutze wider Dänemark und der deutschen Flagge in Ostasien; allen Deutschen soll der Eintritt in die Flotte frei stehen und dieselbe den Consuln aller deutschen Staaten auf ihr Hülfegesuch ebenso Folge leisten wie den preußischen. Die deutschen Regierungen sollen einen Beitrag zur Flotte zahlen, die Binnenstaaten 2 Sgr. für den Kopf der Bevölkerung, die Küstenstaaten 3 Sgr., die Hansestädte 12 Sgr. Der Geschäftsführer des Nationalvereins hat am 18. October wieder 20,000 Gulden (bis jetzt zusammen 40,000 Gulden) an das königlich preußische Kriegs- und Marineministerium geschickt — gewiß die schönste Feier des allen Deutschen heiligen Tages.

Graf Schwerin, der preußische Minister des Innern, hat sämmtliche königliche Regierungen des Landes angewiesen, die Leitung der Landtagswahlen nicht regierungsfeindlich gesinnten Männern (von der Kreuzzeitungspartei) anzuvertrauen, andererseits aber auch dafür Sorge zu tragen, daß die Unabhängigkeit und Freiheit der Wahlen und der Wähler vollständig gewahrt bleibe. Das Interesse des Volks an den Wahlen ist noch immer im Steigen.

Der Cultusminister von Bethmann-Hollweg erklärte mit Achselzucken den Königsberger Professoren, für die Wissenschaft und die Universitäten, wo manche Lehrstühle nicht besetzt sind, sei in Preußen jetzt durchaus kein Geld vorhanden, die Neugestaltung des Heerwesens verschlinge Alles. Sobald dieser vorübergehende Zustand aufgehört, dann solle auch für die Wissenschaft wieder Geld fließen. Gutgesinnte Zeitungen meinen, es sei doch wenigstens schön, daß der Herr Minister ganz offen und unverblümt eine so traurige Auskunft gegeben habe.

In Bayern liegt die Abgeordnetenkammer in Streit mit dem Kriegsminister wegen des hohen Militärbedarfs; der Finanzausschuß räth den Kammern an, die für außerordentliche Heeresbedürfnisse verlangte Summe um runde 4 Mill. Gulden zu kürzen. Ein Pfaffenblatt in Augsburg prophezeit Schreckliches über die Zusammenkunft in Compiegne; der Landtag werde wohl zum letzten Male in München sitzen und die Hauptstadt der preußischen Provinz Bayern nächstens ein pommersches Regiment als Besatzung erhalten!

Alle Achtung vor der neuesten That der bayerischen Abgeordnetenkammer: sie hat beschlossen, daß mit dem Ende d. J. das böse Lotto für immer aufhören soll.

Schon längst hatten die Mainuferstaaten die löbliche Absicht, die lästigen Mainzölle zu verringern; sie schlossen also eine Vereinbarung, der zufolge mit dem 1. August d. J. nur noch ein mäßiger Zoll von den Mainschiffen erhoben werden sollte. Die Minister der betreffenden Staaten schlossen den Vertrag ohne ständische Zustimmung, deren sie ja, bei der Gemeinnützigkeit ihres Vorhabens, auf alle Fälle sicher waren, und setzten ihn mit dem bestimmten Tag in Vollzug; nur die kurhessischen Minister erheben noch heute einen hohen Zoll in Hanau, weil sie es bei ihrem streng constitutionellen Gewissen nicht verantworten konnten, ohne den Landtag in dieser Sache vorzugehen. Als Dies jüngst in der bayerischen Kammer erzählt wurde, da konnte ein Abgeordneter nicht länger hinter dem Berge halten; er donnerte gegen die so sehr ängstlichen Herren in Kassel, wo man Elephanten verschlinge und Mücken seihe, wo man die ganze Verfassung mit allem Zubehör aufhebe und dann bei einem höchst unschuldigen und löblichen Werk sich auf die fehlende Zustimmung des Landtags berufe. Die ganze Kammer lachte und die Minister mit.

Gegen die neulich erwähnte Erklärung der württembergischen Regierung, daß sie das mit Rom abgeschlossene Concordat, nachdem es von der zweiten Kammer des Landtags verworfen worden, nicht mehr als zu Recht bestehend ansehen könne, haben drei Standesherren Verwahrung eingelegt. Die Dinge werden trotzdem ihren Gang gehen. Der Antrag eines anderen Standesherrn, die erste Kammer solle den König bitten, sich mit Sr. Heiligkeit dem Papste in freundschaftliches Einvernehmen zu setzen, wurde mit großer Stimmenmehrheit abgeworfen.

Im südlichen Deutschland munkelt man von einer außergewöhnlichen Rührigkeit der Römlinge, welche nichts Geringeres im Schilde führten als: die gesammte Geistlichkeit gegen die Regierungen und die freisinnigen Gesetze unserer Tage aufzuhetzen und die nicht gut ultramontan gesinnten Ministerien zu stürzen. Es braucht keiner Regierung vor diesen Finsterlingen zu bangen, so lange sie nur selbst das Licht schützt.

Der Kurfürst von Hessen hat es für zweckmäßig gehalten, jetzt, kurz vor den neuen Landtagswahlen, eine huldvolle Rundreise durch sein Land zu unternehmen. Die officielle Kasseler Zeitung findet nicht Worte genug, um über die ungeheuchelte Freude, welche den allverehrten Landesvater überall begrüßte, in überschwänglichster Weise zu berichten. Die guten Hessen freuen sich wohl aufrichtig, ihren Fürsten einmal von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; wenn aber die Minister glauben, daß es nun um die Anhänglichkeit des Volks an die Verfassung von 1831 geschehen sei, so wird ihnen wohl der Ausfall der Wahlen den süßen Wahn benehmen.

Das neue sächsische Gewerbegesetz ist nun endlich publicirt. Sachsen wird vom 1. Januar 1862 ab volle Gewerbefreiheit genießen.

Der wundeste Fleck am österreichischen Staatskörper ist und bleibt die Geldnoth. Der Reichsrath ist nicht befugt zum Verwilligen von Steuern, denn die eine Hälfte des Kaiserstaats erkennt ihn nicht an und hat ihn nicht beschickt; da hat denn der Kaiser aufs Gerathewohl ein Patent erlassen, welches die Forterhebung der Steuern in allen Provinzen für das Jahr 1862 anordnet.

Höchst unangenehm sind die Unruhen in Ungarn, weniger wegen ihres nicht bedeutenden Umfangs, als deshalb, weil die kaiserliche Regierung wieder Maaßregeln dagegen ergriffen hat, welche nicht zum Guten führen können. Die Steuern sollen mit Gewalt eingetrieben werden, und da giebt es nur allzu viel Stoff zu Reibungen und Aufreizungen. Wie

erst, wenn die von Ungarn zu stellenden 26,000 Recruten ausgehoben werden sollen? Das wird eine böse Aufgabe sein!

Stadt und Canton Genf ist in lebhafter Unruhe, weil man aus vielen Anzeichen schließen zu müssen glaubt, daß Louis Napoleon allerhand Intriguen spinne, um eines schönen Tages das Gebiet von Genf in Frankreich einzuverleiben. Die Genfer verlangen Besetzung ihres Cantons und des benachbarten Wallis durch eidgenössische Truppen.

Der König von Holland hat auf seiner Rückkehr aus Frankreich dem noch nie gesehenen Nachbar, König Leopold von Belgien, den ersten Besuch abgestattet. Die seit der Losreißung Belgiens von Holland stets vorhandene Abneigung des niederländischen Königshauses gegen die neue Dynastie in Belgien hat einer freundlicheren und verständigeren Gesinnung Raum gegeben, zum Nutzen beider Theile.

Garibaldi hat seine Ziegeninsel (Caprera) nicht verlassen, wohl aber soll Mieroslawski die (bereits erwähnten) Pläne auszuführen bemüht sein. Das junge Königreich Italien bemüht sich, tüchtige Vertreter deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft für seine hohen Schulen zu gewinnen; Moleschott, den man aus Heidelberg vertrieben und der bis jetzt in Zürich lebte und lehrte, ist an die Universität zu Turin, der Dichter Herwegh als Lehrer der Literaturgeschichte nach Neapel berufen worden.

Der heilige Vater zu Rom hat eine Ansprache (Allocution) an die Cardinäle gehalten, welche bald darüber klagt und trauert, daß die arge Welt sich gar nicht mehr um den Papst und die „Kirche" kümmert, bald auch droht und die schwersten Flüche auf die verruchten Häupter aller „Feinde der Kirche" schleudert.

Aus Rußland kommen noch immer Nachrichten, welche darin übereinstimmen, daß sowohl in der Hauptstadt wie in den Provinzen ein Geist der Unruhe herrscht, welcher sich so offen und drohend ausspricht, wie man es in Rußland noch nicht erlebt hat. Heimlich gedruckte und verbreitete Flugschriften nähren den Geist der Widersetzlichkeit namentlich in den Classen der Gebildeten; die unteren Classen sind höchlich unzufrieden mit der Art und Weise, wie die Befreiung der Leibeigenen zur Ausführung gebracht wird. Des Kaisers redlicher Wille und menschenfreundliche Absichten sind so — und Das ist der Fluch des Despotismus! — die Quelle der ärgsten Verwicklungen geworden, deren Ende noch gar nicht abzusehen ist.

Schlimm, sehr schlimm sieht es namentlich in Polen aus. Daß am 14. October der Kriegszustand über das ganze Land verhängt worden, konnten wir schon in der letzten Nummer mittheilen; es bleibt uns noch die Veranlassung zu dieser Maaßregel zu erzählen. Am 10. October sollte der allgemein beliebte greise Erzbischof von Warschau beerdigt werden, und ganz von selbst gestaltete sich das Leichenbegängniß zu einer großen nationalen Feier. Die gesammte Einwohnerschaft der Stadt war auf den Beinen, aus ganz Polen waren Deputationen, gegen 2000 Mann stark, eingetroffen, und 200,000 Menschen geleiteten den Zug; alle Kaufläden waren geschlossen, alle Häuser mit Trauerzeichen angethan; aber fast wider Erwarten lief Alles ruhig ab. Tags darauf jedoch gab der Adel den vielen Bauern einen großartigen Abschiedsschmaus, machte die sonst so verachteten Landleute durch die ungewohnte Herablassung ganz verdreht, der Champagner floß in Strömen und that auch das Seinige, und so kam es denn zu mancherlei nationalen Demonstrationen, man schloß eine förmliche Verbrüderung, und nach beendigtem Mahle fuhren die galanten Edelleute ihre begeisterten Gäste eigenhändig nach dem Bahnhof. In einem Garten unweit des letzteren wurden noch einige hundert Eimer Bier ausgeschänkt, die vornehmen Damen tranken den struppigen Bauern zu, es entfaltete sich ein tolles Leben. Tausende von Menschen hatten sich außerhalb des Gartens versammelt, um die Bauern abziehen zu sehen, allein diese wurden absichtlich zurück gehalten; endlich mußte ein Extrazug bestellt werden, und gegen 6 Uhr Abends zogen Edelleute und Bauern Arm in Arm unter den Hochrufen der Menge nach dem Bahnhofe, ein Geistlicher hielt noch eine feurige Ansprache, Nationallieder wurden angestimmt, die Volkshymne knieend gesungen. Endlich führte das Dampfroß die berauschten Landleute von dannen.

Die Behörden hatten das Alles ruhig mit angesehen; da hieß es auf einmal, der 15. October, der Geburtstag des alten Polenhelden Kosciusko, solle in festlicher Weise begangen werden. Man fürchtete davon noch Schlimmeres als bereits geschehen, und am 14. October wurde der Belagerungszustand verkündet. Das Zusammenstehen von mehr als drei Personen auf den Straßen, das Tragen aller Abzeichen, des Nationalanzugs, das Singen polnischer Lieder in den Kirchen, die Veranstaltung von Processionen oder Demonstrationen — das Alles wurde streng verboten. Bestürzung und Wuth malte sich auf allen Gesichtern; die Anordnungen der Behörden wurden nur nachlässig befolgt.

Für den 15. October war ganz besonders anbefohlen, daß kein Kaufmannsladen — bei 100 Rubel Strafe — geschlossen und keine Kirche besucht werden dürfe; als aber der 15. erschien, waren alle Läden geschlossen und die Menschen strömten in die Kirchen. Da kamen Soldaten, umzingelten die Kirchen und schlossen die darin Befindlichen ab. Durch die Straßen der Stadt wütheten indessen die wilden Tscherkessen und Kosaken mit blanker Waffe gegen die wehrlose Bevölkerung, viele Mißhandlungen, Verwundungen, selbst Todtschläge kamen vor. Erst am anderen Morgen wurden die Kirchen, wo begreiflicher Weise Jammerscenen aller Art sich ereignet hatten, wieder geöffnet, die Soldaten drangen mit Bajonnet und Peitsche auf Frauen und Kinder ein, alle Taschen wurden ausgeleert und die scheinbar Befreiten nach der Citadelle transportirt. (Auch in anderen polnischen Städten ging es ähnlich zu.) Der Verweser des Erzbisthums Warschau hat in sehr entschiedener Weise eine Verwahrung gegen solche Eingriffe an den Statthalter Graf Lambert gerichtet, alle Kirchen geschlossen und jeglichen Gottesdienst untersagt. In Warschau allein sollen 2000 Personen in Haft sich befinden; es heißt, man habe ihnen mit Abführung nach dem Kaukasus gedroht!

Aegyptenland ist durch furchtbare Ueberschwemmungen des Nil heimgesucht, welche großen Schaden und bedeutende Verluste verursachen. Es sollen über 400 Dörfer und Flecken und ungeheure Massen Getreide u. s. w. weggeschwemmt und die Baumwoll-Ernte verdorben sein.

Aus der Hauptstadt des Reiches der Mitte wird gemeldet, daß der Kaiser von China das Zeitliche gesegnet habe. Der arme Beherrscher des himmlischen Reichs hatte viele Kriege und einen mehrjährigen inneren Aufruhr zu bestehen, welche ihm das Leben recht sauer machten; zuletzt lebte er ganz in stiller Zurückgezogenheit. Sein ältester Sohn erbt den Thron, zur Seite steht ihm berathend ein Cabinetsrath von acht Personen.

Neuesten Nachrichten aus Nordamerika zufolge soll der sonderbündlerische General Price die eroberte Stadt Lexington wieder geräumt haben, dieselbe aber dagegen von Sturges besetzt worden sein. Bei Chapmansville sind (zur Abwechslung) die Südländer wieder einmal geschlagen worden. Die beiden Söhne des verstorbenen Herzogs von Orleans, der Graf von Paris und der Herzog von Chartres, sind als Adjutanten des Oberbefehlshabers der Bundesarmee in den Heeresdienst der Union getreten, wo sie als Capitain Paris und Capitain Chartres bereits populär geworden sind. Auf diese Weise erhalten sich die jungen Herren den Franzosen stets in gutem Andenken und erwerben sich einen Ruf, der ihnen — so rechnen sie — in entscheidender Stunde einst sehr gute Dienste thun könnte. — Was die rebellischen Südländer eigentlich vorhaben, darüber zerbrach man sich in Newyork noch die Köpfe. Es scheint, als beabsichtigten dieselben, den Potomac unterhalb Washington zu überschreiten. Von den Unionstruppen wird nur im Allgemeinen gemeldet, daß sie im Vorrücken begriffen seien.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nº 44. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

3. November.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Auf den Tod eines Kindes.

(Nach dem Englischen.)

Dein Heimathhaus ist öd' und leer,
Dich herzt der Mutter Arm nicht mehr,
Am Ziel ist Deines Lebens Bahn,
Verträumt der kurze ird'sche Wahn.

In Deinem kalten engen Schrein
Durch lange düst're Gräberreih'n
Trug man Dich ein zur langen Rast
Als reinen, allzu frühen Gast.

Und für Dein Heil ward dort gefleht
Manch eitel priesterlich Gebet —
Gebet von sünd'ger Menschenschaar
Für Dich, die schon ein Engel war.

Georg Perk.

Lucrezia.

Novellistische Skizze von Sophie Verena.

Ein schöner Sommerabend gehört unstreitig zu den höchsten Genüssen, welche uns die Natur zu bieten vermag. Wenn nach der glühenden Hitze des Tages die Sonne ermüdet noch einmal zurück blickt und dann langsam sinkt — wenn die blauen duftigen Schatten nur hier und dort durch sanfte, wunderbar schön gefärbte Lichter unterbrochen werden, wenn die Wasser, die schauernd im Abendschein erglühen, eine erfrischende Kühle aushauchen, dann ist es meist überall so still auf der weiten Erde wie in einem Tempel; Berg und Thal, Wald und Feld ruhen in so tiefem Frieden da, als sei die ganze Natur im Gebet versunken.

Und die Menschen? Selten ist einer, der in solcher Weihestunde die Welt mit ihrer Lust und Eitelkeit vergißt, der still an einen Baum gelehnt die Hände faltet und anbetend sagt: „Gott, Du bist groß!"

Auf dem Plateau der Eisenbahnhalle war ein reges Treiben. Eine bunte Masse, im Leben „beau monde" genannt, wogte bei den sanften, melodischen Klängen italienischer Musik auf und nieder.

Bei dem coquetten Tact Strauß'scher Walzer plauderte man mit oder ohne Geist von den tausend Kleinigkeiten, die im Laufe eines Tages passiren und die, wenn die chronique scandaleuse nicht besseren Stoff bietet, ausreichen müssen; und obgleich ein solches Zauberbild seligsten Abendfriedens sich vor den Augen der Versammelten ausbreitete, so schien doch Niemand darauf zu achten. Ueberall hörte man nur von Pferden, Hunden, von Theater, Tänzerinnen und Moden sprechen.

Officiere und Löwen lagen nachlässig auf den Stühlen umher, mit einer Blasirtheit, welche Mitleid erregen konnte, um sich blickend; Damen in eleganter Toilette wandelten auf und ab, sich besser betrachten zu lassen; Champagnerpfropfen knallten, und dazwischen gellte von Zeit zu Zeit das Pfeifen einer ankommenden Locomotive.

Die Herren waren ungehalten und murrten; die Eisenbahn hatte aus der benachbarten Stadt keine hübschen Gesichter herüber geführt, und diese Aussicht allein hatte sie vermocht sich nach dem Plateau zu begeben. Man hoffte noch auf den letzten Zug, welcher aus der nahen Residenz eintreffen sollte, und als er heran brauste, eilte Alles hinab auf den Perron, um, das Lorgnon im Auge, die Ankommenden zu mustern.

An dem Geländer des Plateau lehnte ein junger Mann, den das wirre, bunte Treiben rings umher wenig zu interessiren schien. Er blickte träumend auf

die Stadt, welche in geringer Entfernung zu seinen Füßen lag wie ein Klein-Venedig, und sein Auge folgte sinnend den hübschen bewimpelten Booten, welche langsam über die tiefblaue, spiegelklare Fluth dahin zogen.

Daß Jemand an seine Seite getreten war, hatte er wohl kaum bemerkt, bis Jener sagte:

„Vincenz, Träumer, muß man Dich erst aufrütteln, wenn man von Dir beachtet sein will?"

Der Angeredete fuhr auf, wandte sich um, und reichte seinem Freunde stumm die Hand.

„Du hast mich wirklich aus recht hübschen Träumen gerissen", begann er nach einer Weile.

„Und die waren?"

„Echte Traumgebilde, Das heißt, unklar und leicht vorüber gleitend; ich konnte sie nicht fassen, aber der Eindruck, den sie auf meine Seele machten, blieb, und er ist schön — so schön, daß ich glaube, es wird mir heute noch ein großes Glück zu Theil."

In dem Augenblick schwebte ein Frauenbild vorüber, wundersam hehr und schön.

Vincenz ergriff den Arm des Freundes, preßte ihn krampfhaft und flüsterte:

„Da ist es! — Wie schön, wie stolz ist dieses Antlitz! Komm, komm!" rief er, nachdem er der Fremden wie erstarrt nachgeblickt, und zog nun den Freund hastig mit fort: „komm, ich muß in ihre Nähe! Siehe, von solchen Augen habe ich geträumt, und ich will in ihnen weiter träumen."

Lächelnd folgte der ältere der beiden jungen Männer dem Ungestümen; er kannte ja Vincenz als einen Schwärmer, der ein hübsches Mädchen wie eine Gottheit betrachtete, aber auch ziemlich häufig mit seiner Gottheit wechselte, immer versichernd, daß die neueste die schönste sei. So konnte der Freund sich nicht enthalten, ihm eine spöttische Bemerkung über seine Flatterhaftigkeit zuzuflüstern.

„Schweig!" rief Vincenz erröthend, „ich bekenne meinen Fehler, welcher nebenbei ziemlich harmlos ist, da es sich bis jetzt nur auf die Bewunderung des Künstlers und nicht auf die Liebe des Mannes erstreckte, denn die hat noch keine Frau zu fesseln vermocht; Das war aber, weil ich noch nie die Rechte gefunden. Wer könnte bei solcher Schönheit wie diese vor uns unbeständig sein; es giebt nichts Schöneres, und sie wird daher meine Gottheit ewig bleiben."

Und sie war schön, diese Gottheit!

„She walks in beauty, like the night"

sang Byron einst und er mußte sie im Traume gesehen haben. Reiches schwarzes Haar, wundervoll geschnittene schwarze Augen, Beides dunkel wie die Nacht, ein edles, fein geformtes Gesicht, dessen Teint freilich etwas tief, aber von der höchsten Klarheit und Frische war, und eine Gluth in diesen Zügen, wie sie nur die Tochter des Südens besitzt. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, sie hüllte sich förmlich in schwarze seidene Stoffe. Ihre hohe Gestalt vereinte Majestät und Grazie, die ganze Erscheinung war schaurig schön.

„Sie gleicht einer Königin der Nacht", flüsterte Vincenz dem Freunde ins Ohr, als sie in ihrer Nähe Platz genommen hatten. „Wie Wetterleuchten steigt es zuweilen in diesen Augen auf — wehe Dem, welchen ein solcher Blitz träfe. Dann wieder ist die Nacht mild und weich. Es liegt jetzt eine Melancholie in diesem Antlitz, die mich weinen machen könnte."

Der ältere Freund blickte den jungen Mann prüfend an, er hatte ihn schon oft in Ekstase gesehen und ruhig die Ergüsse seiner Bewunderung über schöne Frauen mit angehört, mit dem Bemerken, man müsse seiner Künstlernatur Etwas zu Gute halten, und wo der Maler zu schwärmen aufhöre, da fahre der Dichter fort; heute aber schien ihm Vincenz denn doch in ganz ungewöhnlicher Weise erregt.

„Ich werde uns ein gutes Beefsteak und eine Flasche Wein bestellen, vielleicht bringen diese mehr realen Genüsse Dich wieder in das rechte Gleichgewicht zurück", sagte er gutmüthig, sich erhebend, um den Auftrag einem Kellner zu geben. Vincenz aber warf ihm einen Blick zu, der deutlich genug ausdrückte, wie solches Ansinnen jetzt in diesem Augenblick ihn empöre.

„Nun gut, so schlürfe Nectar aus ihren Augen und nähre Dich vom Hinschauen auf ihre Schönheit, erlaube aber, daß ich, eine weniger ätherische Natur, nicht um der Freundschaft willen Hungers sterbe. Aengstige Dich nicht, daß ich mich in die Nähe Deiner Gottheit wagen werde, vor ihren Augen zu bekunden, daß ich nur ein Sterblicher bin, der zur rechten Stunde ein gutes Abendbrod dem Hinstarren selbst auf die schönste Frau vorzieht."

Mürrisch entfernte sich der Freund von Vincenz, der ihn heute besonders gern gehen sah und nun durch keine Anrede mehr gestört sich ganz in das Anschauen der Fremden vertiefte. Er vergaß wo er war, er sah nur sie; er hörte nicht die weichen Töne der Musik, nicht das ununterbrochene Schwatzen rings umher, er saß ganz still und unbeweglich, und leise flüsterte er in Gedanken das schöne Lied des edlen britischen Sängerfürsten:

„She walks in beauty, like the night".

Aber es war nicht der Träumer allein, welcher von der hohen Schönheit der Neuangekommenen betroffen und entzückt war. Die Damen bemerkten nicht ohne Neid, wie die Herrenwelt sich mehr und mehr in den Zauberkreis der Königin der Nacht zog. Niemand kannte die Fremde und man gefiel sich in den seltsamsten Vermuthungen. Einer wollte eine neu engagirte italienische Sängerin in ihr erkennen; ein Anderer hatte von einem unermeßlich reichen Creolen gehört, welcher mit seiner jungen Frau in der Residenz eingetroffen, und meinte diese vor sich zu sehen, kurz, man benutzte die Ungewißheit, um über die Herkunft der Fremden zu phantasiren.

Sie war in Begleitung eines jungen Mannes, der wohl für einen sehr vornehmen Creolen gelten konnte, und einer anderen Dame, die durch eine ungemeine Aehnlichkeit mit Recht für ihre ältere Schwester gehalten wurde. An diese schmiegte sich ein Kind an, das aus der dunklen Gruppe wie ein Stern hervor glänzte; ein Seraphsköpfchen, blond, mit blauen Augen und einer Gesichtsbildung, welche an Raphael's Engel erinnerte. Es war keines jener Kinder, die lachend und lärmend umher springen, es lehnte sich vielmehr lieblich sinnig meist an die Mutter — mit diesem Namen benannte es die ältere der beiden Damen — und schaute hinein in ihre großen schwarzen Augen, als ob sie das schönste Bilderbuch seien.

Die Fremde schien die Huldigungen, welche ihr von allen Seiten dargebracht wurden, gar nicht zu bemerken, mindestens beachtete sie dieselben nicht. Sie sprach Wenig, wenn sie sprach, französisch, sonst saß sie still da und schaute sinnend hinaus in den schönen Abend. Nur zuweilen, wenn ihr Blick auf Vincenz traf und sie immer in seine dunklen, beredten Augen hinein sah, fuhr sie leise zusammen und erröthete leicht. Er blickte dann wohl momentan, aus Furcht, ihr mißfällig zu werden, nach-

einer anderen Seite hin, aber bald folgten seine Augen wieder dem einen Ziele.

In seiner Seele gestalteten sich die ihn überfluthenden Gedanken zu einem Gedicht, welches, wenn es auch nicht eines seiner besten, doch warm und tief empfunden war.

Du zürntest mir — ich hab' es wohl geseh'n —
Daß meine Augen stets die Deinen fanden,
Sag', kennst Du nicht in jenen fernen Landen
Die Mär vom Lotos in des Mondlichts Weh'n?
Du kennst sie, wohl, so wirst Du mich verstehn.
Es zieht mich hin mit übermächt'gen Banden,
Und müßten meine Augen auch versanden,
Ich hieß sie doch den Weg zu Deinen gehn.
Du magst mir zürnen, und ich kann's nicht lassen,
Du magst mich tödten — ruhig will ich bieten
Dir meine Brust; doch eh' ich werd' erblassen,
Will ich noch einmal Himmelsnectar saugen
Aus Deinen frommen, gottgeweihten Augen,
Die meines Lebens tiefstes Räthsel riethen.

Es dunkelte indessen immer mehr; farbige Lampen wurden angezündet, und in die Töne der Musik mischte sich das Jubeln der unten versammelten Menge; denn auf dem freien Platze vor dem Plateau wurde ein großartiges Feuerwerk vorbereitet. Doch auch der Beginn dieses Schauspieles vermochte Vincenz nicht aus seinem Versunkensein zu erwecken; er hatte sich mit dem Rücken gegen das Geländer gelehnt, und die Leuchtkugeln, welche er sah, spiegelten sich in den Augen der Königin der Nacht.

Die Menge verlief sich, nur die mit der Eisenbahn Herbeigekommenen warteten auf den Abgang des letzten Zuges, welcher sich heute seltsamer Weise verspätete. Es war schon tief in der Nacht, die Stadt lag vom Glanze des Mondes umflossen da, einer zauberhaft schönen Insel gleich, die sich aus den Wassern erhob; kleine Böte, in denen man dem Feuerwerk vom Strome zugeschaut, zogen leise darüber hin, ab und zu wurde Gesang daraus vernehmbar, der sich aber mehr und mehr verlor — und eine tiefe Stille verbreitete sich, seltsam abstechend gegen das frühere laute Treiben.

Vincenz war der Unbekannten, ganz als müsse es so sein, auf den Perron gefolgt. Das Zeichen zur Abfahrt ertönte — nie war der Pfiff schriller und weher durch seine Seele gefahren. Noch einmal traf ihn das dunkle Auge, er verbeugte sich tief und ehrfurchtsvoll, ohne sehen zu können, ob man es bemerkt habe oder ihm danke. Dann ging er langsam nach Hause.

Er schrieb noch bis tief in die Nacht hinein einen Brief, den er am anderen Morgen absandte.

Eine Woche war nach jenem Abend vergangen, der für Vincenz so entscheidend zu sein schien, und noch immer und unaufhörlich wurde er von der Erinnerung an die Unbekannte verfolgt; glücklich war er nur in solchen Momenten, da ihr Bild recht lebhaft vor seine Seele trat, sonst trieb ihn ein seltsam unstätes Wesen hin und her. Der leichte fröhliche Gang war verschwunden, düster schritt er durch die Straßen dahin; sein Auge, von dem er oft selbst gesagt: „Es schweift umher, als sei seine Heimath in den Blicken schöner Mädchen", lag still unter den langen schwarzen Wimpern. Es hatte seine Heimath gefunden, und sie ach so schnell wieder verloren.

In jener Nacht hatte er seinem Bruder geschrieben:

„Robert, ich habe einen schönen seligen Abend gehabt und nur die Erinnerung daran macht es mir möglich, die Nacht, in der ich jetzt lebe, zu ertragen. Wie mir die Sonne heute untergegangen, wird sie mir vielleicht nie wieder aufgehen; denn sie beleuchtete mit ihren letzten Strahlen ein Glück, welches mir unendlich hoch und schön schien, vielleicht noch schöner, weil es so kurz war. Du bist jetzt beneidenswerth in meinen Augen, denn während ich hier sitze, geängstigt und doch beseligt durch Gefühle, die ich nie empfunden, weilst Du vielleicht, ohne es zu ahnen, in der Nähe einer Frau, die wieder zu sehen meine höchste und einzige Sehnsucht ist. O, durchstreife die Straßen der Residenz und suche sie! Ich kann jetzt noch nicht fort von hier, aber lange halte ich es nicht aus. Stunden ist es erst, seit ich sie verloren, und ich kann nach meiner Trauer ermessen, was es heißen will, Tage von ihr entfernt zu sein; wie es möglich sein soll das Leben zu ertragen, ohne die Aussicht, sie wieder zu finden, darüber vermag ich nicht klar zu denken. Aber ich muß, ich werde sie finden; und deshalb bin ich entschlossen, alle Ketten zu brechen, die mich hier fesseln. Ich habe mich lange nach Freiheit gesehnt, habe lange gefühlt, daß, wenn ich etwas Ordentliches in meiner Kunst leisten will, ich frei sein muß, ungebunden durch jene Schranken, welche vielleicht gerade in dem Moment, da der Genius mich beglückt, den Lehrer in die Schulanstalt rufen, dort meist unbefähigten Kindern Unterricht zu ertheilen, einen Unterricht, der nach meiner Ansicht und Erfahrung wenig erfolgreich, meist ganz nutzlos für das spätere Leben ist, und somit auch für mich sehr unerquicklich wird. Haben nun auch schon lange diese kleinlichen beengenden Verhältnisse mich bedrückt, so fühle ich es doch erst jetzt mit unabweisbarer Macht, daß die Freiheit das höchste Gut ist. Schilt mich nicht, Robert, wenn ich Das, was ich durch Jahre von Mühen erlangt habe, hingebe, um einem Wesen nach zu eilen, welches mir fast wie ein Phantom vorüber geschwebt ist. Wenn Du es auch von Deinem praktischen Standpunkte aus unrecht findest — zürne mir nicht! Ich kann nicht anders."

So und noch viel Mehr schrieb Vincenz dem Bruder, aber gerade Das, was ihm bei der Aufsuchung der Unbekannten vielleicht hätte nützen können, ihre eigenthümliche Schönheit, das fremdartige Aussehen ihres Begleiters, das goldlockige Kind der anderen Dame, diese Kennzeichen vergaß er zu erwähnen. Kein Wunder, daß Robert trotz der vielen flehentlichen: „Suche, finde sie!" den Brief bei Seite legte und die Ankunft des Bruders erwartete.

Vincenz war nach der Hauptstadt übersiedelt, und wenn Robert ihn auch herzlich willkommen hieß, so verhehlte er ihm trotzdem nicht, daß er einen unbesonnenen, geradezu tadelnswerthen Schritt gethan, indem er die Verhältnisse gelöst, welche ihm durch Unterrichtgeben in der Zeichenkunst und Malerei ein wenn auch bescheidenes Auskommen verschafft hatten. Bald aber sah der ältere, bedächtige Bruder ein, daß hier jedes Reden und Ermahnen nutzlos war; ihm erschien Vincenz in der unseligen Schwärmerei für die Unbekannte, welche ihn mit einer gegen alle Vernunft streitenden Macht ergriffen, wie ein Kranker, aber einer, dem von anderer Seite her nicht zu helfen sei, der allein sich durchkämpfen mußte durch die Krisis oder in ihr untergehen würde. Wie es möglich war, daß ein Herz, und noch dazu ein solch leicht bewegtes Künstlerherz wie das seines Bruders, durch einen Blick sich so in Fesseln schlagen ließ, um nun blind für die übrige Welt zu sein, wie ein einmaliges Sehen über ein ganzes Menschenschicksal entscheiden sollte, das war ihm freilich unbegreiflich, aber trotzdem mußte er sich eingestehen, daß eine seltsame Veränderung mit Vincenz vorgegangen war.

Suchend durchirrte Dieser die Straßen, zu allen Fenstern starrte er hinauf, in alle Equipagen richtete er den forschenden Blick, im Theater und Circus, in Concerten und Vorlesungen war er zu finden, die Augen ruhelos umher sendend, ob er sie nicht erspähe, die Eine, die Königin der Nacht, welche Alles überstrahlte, was er je von Schönheit gesehen oder geträumt. Pinsel und Palette ruhten; er hatte sich bemüht die Züge der Unbekannten auf die Leinwand zu bannen, aber so lebhaft ihr Bild vor seiner Seele stand, es wurde ihm diesmal unmöglich auch nur ein annähernd gutes und ähnliches Portrait zu geben. Unmuthig wandte er sich ab von seiner Kunst, die ihm sonst werth und heilig gewesen; und als Tag auf Tag verstrich und all sein Forschen erfolglos war, bemächtigte sich eine tiefe Muthlosigkeit seines ganzen Seins.

O wie Robert sich bemühte ihn heraus zu reißen aus dieser unseligen Verblendung, die ihn eigentlich einem Phantom nachjagen ließ, wie er ihm vorstellte, daß die Unbekannte wohl längst die Stadt verlassen und wer weiß in welchen fernen Landen weile. Alles vergeblich! Vincenz schlug alle derartigen Vorstellungen mit der einen bestimmten Aeußerung nieder:

„Sie ist hier, weilt in diesen Mauern, ich weiß es, besser, ich fühle es, und verlaß Dich darauf, ich finde sie.“

„Und wenn Du sie wirklich gefunden, was dann?“

„Dann?!“ Ein fast blendender Sonnenglanz erhellte die jetzt so müden Züge des jungen Mannes, der Ausdruck eines so unsäglichen Glückes strahlte aus seinen Augen, daß Robert's Herz unwillkürlich gerührt ward durch diese Zeichen eines Gefühles, welches er Schwärmerei und Jener Liebe nannte, das aber jedenfalls tiefer und mächtiger war, als er bis jetzt geglaubt. „Dann“, fuhr Vincenz fort, „ist Alles gut, dann werde ich wieder leben an ihrer Seite — oder sterben, wenn sie mich verstößt.“

„Wenn sie nun verheirathet ist, Vincenz? Kein Ehrenmann wird seine Augen zum Weibe eines Anderen erheben.“

„Sie ist frei — ich fühle, daß sie frei ist.“

„Welches seltsame Vorgefühl, man könnte sagen, welche Allwissenheit, Dir plötzlich geworden ist“, entgegnete Robert nicht ohne Spott. „Und wenn selbst Deine Vermuthungen richtig wären, was willst Du ihr bieten, Du, ein armer Maler?“

„Fürs Erste nur ein Herz, eine Liebe, wie sie reiner und heißer vielleicht nie in eines Menschen Brust lebte, später einen Namen, der wetteifern soll mit den besten Namen, welche man in meiner Kunst mit Auszeichnung genannt, und dann ein Leben durch meine Liebe zu einem Paradiese gemacht.“

„Bis Du dieses Eden erreichst, werdet Ihr Beide alt und grau geworden sein, und Schnee wird sich auf die Locken Deiner Königin der Nacht gelegt haben, die ich übrigens zu allen Teufeln wünsche“, rief Robert zornig. „Soll ich es ruhig mit ansehen, wie aus einem frischen fröhlichen Burschen, wie Du trotz Deiner Schwärmerei und Genialität doch immer einer warst, der das Herz stets an der rechten Stelle hatte, solch ein sentimentaler, krankhafter Narr wird, wie Du es nächstens werden mußt, welcher, einem Bilde nachjagend, endlich in sein eigenes Verderben läuft — und Das um einer Frau willen, die vielleicht eine Abenteurerin ist.“

„Robert!“ rief Vincenz drohend, den flammenden Blick auf den Bruder gerichtet, „Du vergißt, daß Du von der Frau sprichst, die ich liebe und die ich nimmer ungestraft beleidigen lassen werde. Uebrigens“, fügte er milder hinzu, „sieht man, daß Du sie niemals gesehen hast, um nur annähernd einen solchen Verdacht zu hegen.“

Nach diesen Worten verließ Vincenz das Zimmer, aber diese Unterredung hatte die Folge, daß er sich noch mehr von dem Bruder zurück zog, der überdies, im Auftrage seines Handlungshauses, eine weite Reise unternehmen mußte und, wenn auch mit schwerem Herzen und widerstrebend, doch seiner Pflicht folgend, die Hauptstadt verließ, in welcher Vincenz sich nun ganz allein überlassen blieb.

Es war ein schöner stiller Herbsttag, mit blauem Himmel und Sonnengold, als Vincenz in einem der entlegenen Theile des weltberühmten Parkes wandelte. Jener duftige Hauch, jenes poetische Träumen, welche besonders im Herbste der Natur eigen, waren über sie gebreitet. In den hohen Laubkronen der majestätischen Bäume flüsterte ein leiser Wind, und einzelne welke Blätter rieselten sacht nieder zu den Füßen des einsamen Wanderers, welcher still und in sich versunken dahin schritt. Seine Augen hingen am Boden, sie forschten nicht mehr suchend umher; als müßten sie einmal ausruhen von dem unaufhörlichen Spähen, so lagen sie still unter den gesenkten Lidern. Es war als ob die Leidenschaft, welche ihn rastlos vorwärts getrieben, jetzt schwiege, als ob seine aufgeregte Seele, die angespannten Nerven sich einmal ruhen wollten nach langem Kampfe.

Nein, er suchte sie jetzt nicht — und gerade jetzt fand er sie.

Ein Geräusch, wie von einem mit rasender Eile daher kommenden Pferde, ein lauter Angstschrei riß ihn aus seinen Träumen. Ein wild gewordenes Roß, welches der Reiter vergeblich zu zügeln bemüht war, sprengte heran. Von der Reitbahn abbiegend, flog es nach den Bäumen hin, unter denen ein goldgelocktes Kind spielte, welches entsetzt von dem Boden aufsprang, doch wie von Schreck gelähmt wieder zur Erde sank, während eine schwarz gekleidete Dame von der Bank, auf welcher sie geruht, vorwärts stürzte. Aber schneller noch als sie war Vincenz gewesen, mit eigener Lebensgefahr und nicht ohne eine erhebliche Verletzung davon zu tragen, gelang es ihm, das Kind zu retten, welches er der Dame überreichte; dann sank er von Schmerz überwältigt in die Kniee, indessen er mit einem unbeschreiblichen Blick zu ihr aufschauend flüsterte:

„Gott, ich danke Dir, daß ich sie endlich gefunden habe, nun muß Alles gut werden!“

Nacht legte sich auf seine Sinne, kein Wort trat mehr über seine bleichen Lippen; aber war in diesem Jubelruf, welcher seiner tiefsten Seele entstieg, nicht Alles gesagt? Bedurfte es Mehr, daß sie verstand, was sie diesem Manne war, dessen Augen an jenem Abend so unverwandt auf ihr geruht hatten, daß sie fast unwillkürlich zuweilen jenes seltsamen Blickes gedacht? Ihr ahnte, daß aus diesem Begegnen sich wieder Schmerz und Trauer entwickeln werde, und war sie nicht fast schon dem Schmerze erlegen, der ihr junges Leben verwüstet, ihr Herz fast gebrochen hatte? Eine innere Stimme wollte sie gemahnen zu fliehen, aber konnte sie den vor Schmerz Besinnungslosen, welcher ihr diesen nicht zu vergeltenden Dienst geleistet, seinem Schicksal überlassen? Nimmer. Und als Vorübergehende herbei eilten und zur Hülfe bereitwillig fragten, wohin man ihn bringen solle, war es da nicht

nur natürlich, daß sie ihr Haus bezeichnete, welches ganz in der Nähe lag?

In einem mit allem Luxus der Jetztzeit ausgestatteten Gemache erwachte Vincenz aus seiner Ohnmacht; verwundert schaute er um sich in den fremden prachtvollen Räumen. Die Strahlen der blendenden Sonne waren durch schwere rothseidene Vorhänge gedämpft, und das Zimmer wurde von jenem rosigen Dämmerlichte erfüllt, welches auf poetische Naturen einen so eigenthümlichen Reiz ausübt; von diesem lichteren Grunde hob sich die edle hohe Gestalt der Unbekannten in ihrer vollen hehren Schönheit ab. Schaurig schön hatte Vincenz sie damals genannt, als es oft wie Wetterleuchten über ihr bleiches Antlitz zuckte, heute aber, mit dem Ausdruck himmlischer Milde, innigen Dankes darauf, gemahnte ihn dieses Angesicht an das einer Murillo'schen Madonna.

Sie hatte noch nicht geredet, doch ihre Augen bekundeten ihm ihr tiefes Mitgefühl mit seinen Schmerzen und wie einem ausgesprochenen Worte erwiderte er:

„Ich leide nicht — nein, ich leide nicht mehr — jetzt ist Alles gut."

Einfache Worte, doch der Blick, welcher sie begleitete, ließ sie erbeben.

Der herbei gerufene Arzt hatte den verletzten Fuß verbunden, aber auf das Strengste jede Veränderung der Lage verboten, an ein Fortbringen aus dem Hause sei fürs Erste nicht zu denken; denn nur bei der höchsten Vorsicht könnten nachtheilige Folgen für die Zukunft verhindert werden.

Mit edler Einfachheit und Herzlichkeit hatte die junge Frau Vincenz gebeten, ihr Haus für die nächste Zeit als das seinige zu betrachten, eine Bitte, auf welche er nur zu gern eingegangen war.

Seinem Bruder schrieb er:

„Robert, ich habe sie gefunden — gefunden! und in mir ist Ruhe. Nicht jenes maaßlose Sehnen schwellt mehr mein Herz, nicht jene sinnverwirrende Leidenschaft durchwühlt meine Brust, eine himmlische Ruhe und Zuversicht sind in meine Seele gezogen. Kannst Du nachfühlen, wie dem Wanderer ist, der lange auf öder Straße, bald ermattet von der Sonne Gluth, bald erstarrt von des Winters eisigem Hauche einher irrte, seine Brust von tiefem Sehnen nach der Heimath erfüllt, und der nun endlich diese Heimath fand, aber schöner, herrlicher als er sie je sich vorgestellt — dann mußt Du wissen wie mir ist. Erinnerst Du Dich unserer fröhlichen Kindheit in dem hellen, lieben Vaterhause, in welchem wir sorgenlos dem Leben entgegen wuchsen, gedenkst Du besonders des Jubels, mit dem wir alljährlich das Christfest begrüßten, welches in unserer Familie so gar herrlich und feierlich begangen wurde? Alle jene Gefühle, welche ich durch die Mühen und Sorgen des Lebens längst erstorben wähnte, sind wieder in mir wach geworden. In mir ist Jubel, aber ein heilig stiller, in mir flammen tausend Freudenkerzen, Weihnacht ist es in meiner Seele.

Wenn ich Abends die Augen zum Schlummer neige, da ist es mir, als träte die selige Mutter zu mir heran, wie sie an des Knaben Bett trat, damit ich in ihrer Nähe mein schlichtes Kindergebet sprach. Wenn sie nicht kam — Das war meine härteste Strafe. Die einfachen Worte jenes Gebetes, welche ich vergessen glaubte, treten jetzt wieder über meine Lippen; Robert, ich kann wieder beten, mit reinem Herzen beten! — Und Das hat sie bewirkt, sie, über die ich weiter nicht sprechen kann; selbst dem treuen Auge des Bruders vermag ich jetzt nicht mehr das Allerheiligste meiner Seele zu enthüllen. — Aber ängstige Dich nicht um mich — es wird Alles gut werden, nein, es ist schon Alles gut."

Einige Wochen waren vergangen und immer noch weilte Vincenz in dem gastlichen Hause, dessen Herrin sich stets gleich rücksichtsvoll und gütig zu ihm erwies. Vom Arzt und von der Bedienung hörte er sie Madame François nennen, und das reizende goldlockige Kind, welches stets in ihrer Gesellschaft, nannte sie liebe Tante Lucia. Er hatte ihr seine ganze Lebensgeschichte mitgetheilt, von seiner glücklichen sorglosen Kindheit an, im kleinen lieben Pfarrhause im stillen Dörfchen, bis zu seinem Leben in der benachbarten Stadt. Was ihn plötzlich bewog, dort alle Bande zu brechen und nach der großen Metropolis überzusiedeln, davon hatte er Nichts erwähnt, aber bedurfte es hier noch der Worte? In dem einen Jubelruf: „Gott sei gelobt, daß ich sie endlich gefunden!" da war ja Alles ausgedrückt.

Keine Silbe hatte Lucia seine tiefe glühende Liebe verrathen, nur das Gedicht, welches an jenem ersten Abend seiner Seele entströmt, hatte er in eines der Bücher gelegt, aus welchem sie ihm zuweilen vorlas, am anderen Tage war es verschwunden, aber von keiner Seite wurde seiner Erwähnung gethan. Ja, Lucia wußte was sie ihm sei, wenn auch die tiefe, fast andächtige Ruhe, die große Unbefangenheit, mit welcher er ihr gegenüber stand, zu den heißen, flammenden Blicken, die sie an jenem Abend auf dem Plateau und bei dem Wiedersehen getroffen, einen so auffallenden Gegensatz bildeten, daß die junge Frau zuweilen schwankte und irre wurde, ob sie recht gesehen, oder besser, richtig gefühlt hatte, ob nicht vielleicht die Bewunderung, welche ihre Schönheit dem Künstler eingeflößt, sich in ein wärmeres Gewand gehüllt, wie es bei solchen schwärmerischen, poetischen Naturen, wie die von Vincenz, nicht unmöglich war. Wenn sie zu diesem letzten Abschluß gekommen, dann war es ihr, als müsse sie sich freuen, Gott danken — aber unwillkürlich füllten ihre Augen sich mit Thränen und ein leises Weh zog durch ihre Brust.

Hätte Lucia bestimmt gewußt, daß die Ruhe des jungen Mannes aus der großen unerschütterlichen Zuversicht entsprang, ihr Beider Sein könne nicht getrennt werden; einer Liebe, wie der seinen, müsse es gelingen, Gegenliebe zu erwerben; einem Streben wie das, welches ihn jetzt erfüllte, werde es erreichbar sein, Ruhm und Namen zu erwerben — hätte Lucia von alle Dem eine Ahnung gehabt, da wäre vielleicht doch noch früher das Wort des Scheidens gesprochen, und da er nicht gehen konnte, würde sie das Haus gemieden haben. Sie aber dachte jetzt nicht in die Zukunft hinein, auch die Vergangenheit störte momentan nicht den friedlichen Zauber der Gegenwart. Und auch in ihr Herz, welches niemals Glück gekannt, wollte diese Himmelsblume sich einranken, dort Wurzel zu schlagen.

Sie hatte mit keinem Worte ihrer Vergangenheit erwähnt; Vincenz wußte Nichts von ihrem Leben, Nichts, als daß sie Witwe sei; denn die kleine Isabelle hatte einst von dem verstorbenen Onkel geredet. Lucia sprach das Deutsch rein und fließend, wenn auch mit etwas fremdem Accent, und auf seine einzige Frage, wo sie geboren sei, hatte sie Italien als ihr Heimathland genannt.

Vincenz wußte Nichts von ihr, als was er selbst mit eigenen Augen sah, und Das war freilich genug, um sein Herz in immer stärkere Fesseln zu schlagen. Waren

ihm auch keine Einblicke in Lucia's Verhältnisse gestattet, wußte er Nichts von ihrem früheren Leben, so hatte ihre Innerlichkeit sich doch wenigstens theilweise in den Ansichten und Grundsätzen kund gethan, die sich in ihren Gesprächen entwickelten. Und es war eine eben so große als reine Seele, die sich vor ihm erschloß. Vincenz war kein Neuling in der Welt, er war viel mit Frauen in Berührung gekommen; schon seine Stellung als Lehrer hatte ihn in manchen Familien heimisch gemacht, wodurch er auch den Damen vom Hause näher trat, als es wohl sonst bei unseren oberflächlichen gesellschaftlichen Beziehungen geschieht. Er hatte manches brave, liebliche Mädchen, manche kluge, edle Frau kennen gelernt, aber hochherziger und großartiger bei aller Einfachheit, echt weiblicher als Lucia war ihm noch keine erschienen. Und dabei lag über ihrem Thun und Wesen jene vornehme Grazie, für die seine Seele durchaus nicht unempfindlich war. Kein Schimmer von Gefallsucht, auch nicht der leiseste Wunsch, ihn an sich zu fesseln, war ihm je bei ihr entgegen getreten, sie war eben sie selbst, Das war genug.

„Tante, was wird die Mama sagen, wenn sie zurück kommt", rief Isabelle eines Tages, indem sie bewundernd in Lucia's Antlitz schaute, „sie wird Dich kaum wieder erkennen. Schön warst Du immer, doch zuweilen zum Fürchten schön, jetzt siehst Du aber gerade so mild und gütig aus, wie die Madonna zu Hause in der kleinen Kapelle, und ich habe Dich noch einmal so lieb, Herzenstante."

Was des Kindes rosiger Mund gesprochen, Das bestätigte, wenn auch schweigend, Vincenz' Blick, welcher dabei von Glück strahlte. War es zu verwundern, daß er die Holdseligkeit, den Liebreiz, welcher mehr und mehr sich über Lucia's ganzes Wesen ergossen, als ein Ergebniß eines friedlicheren glücklicheren Inneren betrachtete, und Dies zu seinen Gunsten deutete?

In ihren Gesprächen, die neben dem Erörtern ernster, wichtiger Lebensfragen sich auch viel mit der Kunst und besonders mit der Malerei beschäftigten, entwickelte Lucia tiefe Einsicht und reiche Kenntnisse, welche auf weiten Reisen, durch eigene Anschauung erworben sein mußten, und die sie nun mit Klarheit und Verständniß dem jungen Maler mittheilte, welcher gespannten Ohres lauschte, und auch hierin von ihr lernte, wie er ihr überhaupt schon außerdem so Viel verdankte.

Sobald sein Fuß hergestellt, verließ Vincenz das schöne friedliche Landhaus, in welchem ihm Tage der Seligkeit erblüht waren, wie sie reiner und ungetrübter ihm wohl schwerlich das Leben je wieder bieten konnte. Er selbst fühlte, daß es noch einen Zustand höheren Glückes geben könne, aber nimmer einen, der mehr ruhige Zufriedenheit in sich berge. Er fragte Lucia nicht, ob er wieder kommen dürfe; es wäre ihm gewesen, als hätte er um die Erlaubniß bitten sollen, leben, athmen zu dürfen.

(Schluß folgt.)

Aus der Woche.

Daß dem Deutschen Bunde eine Reform noth thue, darüber ist selbst in solchen Kreisen, welche dieser Wahrheit lange Jahre hindurch hartnäckig sich verschlossen, kein Zweifel mehr. Hätte man früher die billigen Wünsche der gut denkenden und leicht zu befriedigenden deutschen Patrioten beachtet, so müßte man vielleicht jetzt nicht erleben, daß die gesammte Bevölkerung Wünsche in Bezug auf die Bundesreform hegt, welche den meisten Regierungen viel zu hoch fliegend und unerfüllbar vorkommen; wie aber die Dinge sich gestaltet haben, tritt der harte Zwang der Noth jetzt an die Regierungen, und die Staatsmänner der einzelnen deutschen Ministerien sinnen bei Tag und Nacht auf ein wenigstens für einige Zeit beruhigendes Auskunftsmittel. Die beiden Großmächte halten sich in vorsichtiger Entfernung: Oesterreich, weil es zu Hause genug zu thun hat und sich um die Händel im „Reiche" gar nicht kümmern kann; Preußen, weil es mit seinen liberaleren und weiter gehenden Plänen nicht auf die Zustimmung der Mehrheit des Bundestags rechnen kann; dagegen sind die Minister der Mittelstaaten, Herr von Beust in erster Reihe, in ungemeiner Geschäftigkeit, den Bund in manchen Stücken zu reformiren, um ihn dadurch noch auf einige Zeit zu conserviren. Aber viel Köpfe, viel Sinne! Die Einen wollen statt des Bundestags ein Directorium, Andere eine Dreitheilung der Gewalt zwischen den beiden Großstaaten und den zu einer Gruppe vereinigten Mittelstaaten, also die berüchtigte Trias, wieder Andere den wechselsweisen Vorsitz Oesterreichs und Preußens in der obersten Bundesbehörde, dabei wohl auch einen Ausschuß der einzelnen Ständekammern Deutschlands als berathenden Körper, und was dergleichen mehr ist. Herr von Beust wird, wie es heißt, nächstens nach Berlin gehen und mit der dortigen Regierung über diese Haupt- und Lebensfrage unterhandeln; es ist ihm aber im Voraus schon eine sehr kühle Beurtheilung seiner Plane in Aussicht gestellt. Man weiß in Berlin nur allzu wohl, daß ohne eine starke deutsche Centralgewalt und ein deutsches Parlament weder dem eigenen Volke noch dem gesammten Deutschland Genüge gethan werden kann.

Zu den bevorstehenden Landtagswahlen in Preußen werden von allen Parteien die außergewöhnlichsten Anstrengungen gemacht. Die rührigste ist die sogenannte Fortschrittspartei, welche einen entschiedenen und raschen Fortschritt in allen Zweigen des Staatslebens verlangt; etwas kleinlaut sind die Altliberalen, die Partei von Vincke, Mathis u. s. w. Die Regierung hält sich den Wahlen gegenüber in sofern in achtungswerther Neutralität, als sie durchaus keinen unrechten Einfluß auf die Ueberzeugung der Wähler ausüben mag, wie es unter Manteuffel Sitte gewesen; wie wird sich aber die bisherige zögernde und unentschiedene Politik der Minister zu der neu gewählten Kammer verhalten, wenn diese in ihrer Mehrheit aus Männern jener Fortschrittspartei bestehen sollte? Noch hat das Ministerium sich nicht näher ausgesprochen, man erwartet aber nächstens die Veröffentlichung eines Programms über die weitere Wirksamkeit und die nächsten Ziele der Regierung.

Der Antrag auf Herstellung von Kanonenbooten zum Schutze der Nordseeküste, welchen Hannover — ursprünglich um den auf dasselbe Ziel gerichteten Verhandlungen Preußens mit den Hansestädten einen Strich durch die Rechnung zu machen — bei der Bundesversammlung einbringen will, wird von keiner Seite wärmere Unterstützung finden als gerade von Preußen und den Hansestädten. Sie heißen ganz richtig Jeden willkommen, der nach demselben nationalen Ziel hinsteuert, mag er dabei Hintergedanken haben welche er will. (Der hannöversche Antrag soll wieder zurückgezogen sein.)

Wenn der Abschluß von Militär-Conventionen mit Preußen nicht schneller und weiter um sich greift, so sind zumeist die preußischen Officiere selbst daran schuld. Kaum sind ein

halb Dutzend derselben in das gothaische Contingent eingetreten, so erschallen aus Gotha schon Klagen über das dort ganz ungewohnte übermüthige und vielfach befremdende Benehmen dieser Herren, welche auf eine höchst komische Weise moralische Eroberungen unternehmen zu wollen scheinen. Das schwerste Bleigewicht, welches Preußen an jedem rechten Aufschwung und Fortschritt hindert, ist und bleibt das traurige Junkerthum.

Das abgeschmackte Paßwesen wird allmälig ausgerottet. Franzosen durften schon jetzt in England, Engländer in Frankreich ohne Paß reisen; neuerdings hat Holland den Engländern dieselbe Vergünstigung gewährt, und der dänische Justizminister will alle jene Fremden von der Paßpflicht befreien, in deren Heimathlande den Dänen das gleiche Zugeständniß gemacht wird. Der schwedische Minister des Auswärtigen hat ähnliche Vorschläge in Bereitschaft. Wann wird Gesammtdeutschland nachfolgen? Noch kürzlich beklagte sich in den Breslauer Blättern ein dortiger Bürger, daß er nach Paris und wieder heim gereist sei, ohne irgendwo nach dem Passe gefragt zu werden, außer in Dresden, wo er außerdem noch 2½ Ngr. Anmeldegebühr habe zahlen müssen.

Zwischen Preußen (für sich und im Namen des Zollvereins) und Frankreich war ein deutsch-französischer Handelsvertrag verabredet worden; da aber nach der unzweckmäßigen Einrichtung des Zollvereins jede einzelne Regierung desselben durch ihren Widerspruch einen Beschluß vereiteln kann und mehrere derselben vielfach abweichend sich über jene Vereinbarung ausgesprochen haben, so ist die ganze Verhandlung wieder da angekommen, von wo sie ausgegangen war. Mit dem alten Schlendrian geht es eben nicht länger mehr.

Vor einigen Jahren wurde plötzlich die auffallende Thatsache kund, daß seit längerer Zeit bereits ein Buch im Drucke erschienen sei, welches ein überaus reichhaltiges Verzeichniß aller politisch nicht ganz makellosen Persönlichkeiten Deutschlands und anderer Länder umfasse. Staunen und tiefste Entrüstung that sich aber überall kund, als die Tagespresse die Enthüllung brachte, daß die ehrenwerthesten Männer aus ganz Deutschland in dem „Schwarzen Buche“ vorgemerkt seien, und alsbald wußte man, daß hier ein kaum begreifliches Mißverständniß und ein höchst strafbarer Mißbrauch polizeilicher Machtbefugniß im Spiele sei. Durch die Bekanntwerdung verlor das Buch alle ursprüngliche Bedeutung, die Polizei selbst mußte sich davon lossagen. Als den Verfasser desselben hat sich kürzlich der bayerischen Kammer ein ehemals der Nürnberger Polizei angehöriges Subject Namens Rang bekannt.

Die Aufhebung des unseligen Lotto in Bayern wird von allen Vorurtheilsfreien als ein segensreicher Fortschritt gepriesen. Der Ausfall, welchen die Staatscasse dadurch erleidet, beträgt über 1½ Millionen Thaler jährlich. Das schadet aber nicht. Nur die Lotto-Collecteure ziehen betrübte Gesichter; zu ihrem Besten soll der Reinertrag des letzten Vierteljahres verwendet werden.

Das königlich sächsische Kriegsministerium hat 24,000 Stück Gewehre zu guten Preisen an ein auswärtiges Handlungshaus verkauft, ohne, wie amtlich versichert wird, über die weitere Bestimmung derselben sich gekümmert oder Kenntniß erhalten zu haben. Die Kunde, daß die Gewehre durch einen Agenten des Königs von Neapel angekauft und zur Unterstützung des Kampfes gegen die Regierung Victor Emmanuel's bestimmt seien, hat in Sachsen und ganz Deutschland großes Aufsehen gemacht.

In Kurhessen ist jegliche Feier zum Andenken an die Schlacht von Leipzig von der Regierung verboten worden. Der Kurfürst gedenkt noch eine neue Rundreise durch sein Land zu unternehmen, um sich von der Anhänglichkeit seines Volkes zu überzeugen.

Vor Jahresfrist ist in Meppen im Hannöverschen ein aus gemischter Ehe stammendes Mädchen, welches der Vater protestantisch erziehen lassen wollte, plötzlich verschwunden und bis heute noch nicht aufgefunden worden; kürzlich kam ganz derselbe Fall mit einem Mädchen in dem ebenfalls hannöverschen Orte Vechta vor. Im Volke giebt man der ultramontanen Partei den doppelten Raub schuld.

Am 18. October mußte Herr von Linden, der württembergische Minister des Innern, in der Abgeordnetenkammer sich viel Bitteres sagen lassen wegen der Stuttgarter Polizei, welche mit den bekannten Hinckeldey'schen Leistungen in Berlin auf gleiche Stufe gestellt wurde. Als der Herr Minister leichthin diese Verhältnisse und seine ganze Wirksamkeit zu vertheidigen sich bemühte, da brauste es wie ein Sturm durch die Kammer, man sagte ihm kurz und bündig ins Gesicht, es sei ein Unglück, daß er noch an der Spitze der Geschäfte stehe, er sei um kein Haar besser als Dalwigk, Borries und Hassenpflug, und es sei ein trauriges Zeichen für die Zustände Deutschlands, daß Dergleichen überhaupt noch vorkommen könne. Der Minister zuckte die Achseln und ist noch immer auf seinem Posten.

Der Senat der freien Stadt Frankfurt hat sich für Einführung der Gewerbefreiheit erklärt und seine Genehmigung dazu gegeben, daß das zweite allgemeine deutsche Schützenfest im Jahre 1862 in Frankfurt abgehalten werde.

Die besten Freunde Oesterreichs beschleicht ein trauriges Gefühl, wenn sie die Nachweise der amtlichen Statistik sich etwas näher ansehen. Die „unerschöpflichen Hülfsquellen“ des Kaiserreichs, welche seit vielen Jahrzehnten zur stehenden Redensart geworden, scheinen noch immer nicht hinlänglich aufgeschlossen zu sein. Das von der Natur so reich gesegnete Kaiserthum führt mehr Ackerbauproducte ein als aus; die Einfuhr an Fabrikaten ist sehr bedeutend, die Ausfuhr gar nicht; und 100 Millionen Gulden gehen alljährlich hinaus zur Deckung der Zinsen der ungeheuren Staatsschuld. Das mit jedem Jahre sich einstellende Deficit kann nur mit immer neuen Anleihen gedeckt werden. Wie soll Das enden!

Die Czechen in Böhmen machen kühne Versuche, den Magyaren und Polen nachzuäffen — im Kleinen. Sie tragen eine ganz neu ausgedachte Nationalkleidung, schimpfen auf die Deutschen (von denen sie ihr ganzes bischen Bildung haben), machen, wo es geht, die Gemeindeschulen zu czechischen, weshalb namentlich in Prag große Zwietracht unter der Bevölkerung entstanden ist, und schwatzen von Wiederherstellung der czechischen Königskrone, welche über Böhmen und Mähren zu herrschen habe. Um die Oesterreicher zu ärgern, haben sie den 8. November auserlesen, um das Andenken an die Schlacht am weißen Berge (1620) zu feiern, in welcher der zum Könige der Böhmen erwählte protestantische Kurfürst Friedrich von der Pfalz geschlagen wurde und seiner Krone verlustig ging.

In Ungarn gestalten sich die Dinge immer bedenklicher. Viele Comitate, deren Obergespane den Anordnungen der Regierung sich nicht fügen wollten, sind unter die Verwaltung kaiserlicher Administratoren gestellt, welche überall den festesten Widerstand finden und unaufhörlich die Hülfe des Militärs werden in Anspruch nehmen müssen. Die Regierung scheint zur größten Strenge entschlossen zu sein. Die angeordnete Recrutirung findet ebenso wie die eigenmächtig ausgeschriebene Steuererhebung überall die größten Hindernisse; die meisten Obergespane lehnen es ab, dabei mitzuwirken, weil die ungarische Verfassung die Aushebung der Soldaten und die Besteuerung lediglich den Beschlüssen des ungarischen Reichstags anheim giebt. Auch der Fürst-Primas von Ungarn, Cardinal von Scitowsky, hat sich für die Rechte und die Verfassung Ungarns und gegen die von Wien aus angeordneten Maaßregeln ausgesprochen; er ist in Folge dessen durch den Telegraph nach Wien berufen worden, um sich zu verantworten. Wenn die kaiserliche Regierung mit schroffen Zwangsmitteln vorzugehen fortfährt, so ist das Schlimmste zu befürchten.

Die Schweizer sind in unangenehmer Stimmung wegen der zweifelhaften Freundschaft der Franzosen, über welche wir schon Mehreres zu berichten hatten. Im Dappenthal, das als langjähriger Zankapfel zwischen Beiden liegt, sind

französische Forstfrevler von den Schweizer Behörden gestraft worden; sofort rückten französische Soldaten und Gensdarmen an die Grenze. In Genf ist die Furcht vor französischen Annexionsgelüsten eher im Steigen als im Fallen.

In Turin ist man sehr übel auf Louis Napoleon zu sprechen, seitdem man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß derselbe durchaus noch keine Lust hat, den Wünschen Sardiniens in Bezug auf Rom nachzugeben. Victor Emmanuel hätte so gern dem im November zusammen tretenden Parlamente bestimmte Vorschläge über die Lösung der römischen Frage gemacht!

Durch ganz Italien geht ein bemerkenswerther reformatorischer Geist, welcher namentlich unter der Geistlichkeit zahlreiche Vertreter und Anhänger findet, weshalb die päpstliche Curie nicht wenig in Aengsten ist. Ein ehemaliger Jesuit, Pater Passaglia, donnert gegen die weltliche Herrschaft des Papstes und findet die allgemeinste Zustimmung. Das Domcapitel zu Mailand und die Geistlichkeit von Pistoja haben in Gesammtheit ihren Beitritt zu den Sätzen des kühnen Paters erklärt. Der Papst hatte eine Untersuchung gegen denselben einleiten lassen, der Pater machte sich aber rechtzeitig von dannen. Wie feindlich die Bevölkerung Italiens überhaupt gegen die Kirche gesinnt ist, dafür sprechen die unzähligen Spottlieder und Carricaturen auf Papst, Cardinäle und die ganze Klerisei, welche die allgemeinste Verbreitung finden.

In Neapel wird es allmälig ruhiger, die herum schweifenden Banden treten nur noch vereinzelt auf; doch sind neue Erhebungen für die vertriebenen Bourbonen trotzdem immer zu gewärtigen. Rom ist der Werbe- und Waffenplatz für alle diese Unternehmungen; im Namen der Menschlichkeit sollte dem nutzlosen Schlachten und Sengen und Brennen einmal Einhalt gethan werden.

Mieroslawski erklärt den ihm zugeschriebenen Plan, unter Mitwirkung der Ungarn durch Montenegro, Serbien und die Moldau nach Galizien vordringen zu wollen, für eine treulose Lüge, die nur darauf berechnet sei, zwischen Polen und Ungarn Zwietracht zu säen.

In den Tuilerien zu Paris stehen sich zwei Parteien schroff gegenüber. Die Kaiserin und der vorsichtige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Thouvenel, sind eifrig bemüht, die weltliche Gewalt des Papstes zu erhalten und zu stützen; der Minister des Innern, Persigny, und der Prinz Napoleon dringen auf die baldige Räumung Roms, damit die unangenehme Angelegenheit endlich einmal zu einer Entscheidung komme. Stumm und verschlossen steht zwischen beiden Parteien der Kaiser, und man weiß nicht, was seine letzten Ziele nach dieser Richtung sind; vor der Hand soll der Papst noch geschützt werden.

Im Innern Frankreichs sieht es nicht zum Besten aus. Auch der leiseste Luftzug von Freiheit ist dem Herrscher unerträglich und die Zeitungen wissen neuerdings wieder von Verwarnungen und Winken aller Art zu erzählen. Die übertriebenen Ausgaben der Verwaltung, die ungeheuren öffentlichen Bauten, überhaupt die ganze Finanzpolitik der Regierung stimmt schlecht zu dem mißlichen Ernteertrag und zu den Geldnöthen, welche sich in immer steigender Weise bemerklich machen. Man munkelt von einer neuen Anleihe!

Im Jahre 1862 wird bekanntlich wieder eine allgemeine Ausstellung aller Nationen in London stattfinden. An dem Riesenpalast, welcher dieselbe aufnehmen soll, arbeiten schon seit längerer Zeit täglich, außer einem Heere von Dampfmaschinen, Krahnen und hydraulischen Pressen, 1200 Menschen an Ort und Stelle, und vielleicht dreimal so viele an den verschiedensten Orten, oft weit von London entfernt. Hoffentlich wird diesmal die gesammte Industrie des gesammten Deutschlands gemeinsam in London vertreten sein, nicht nach Ländern und Ländchen armselig zerstückt.

Ganz kürzlich sind in London im Laufe weniger Wochen sechs Personen von Soldaten erschossen worden. Ein Soldat erschoß, um sich wegen einer über ihn verhängten Arreststrafe zu rächen, zwei Officiere; ein anderer aus ähnlichen Gründen einen Corporal; vier andere Soldaten begingen Meuchelmorde im Anfall von Wuth und Trunkenheit. Die Versuchung dazu liegt dem englischen Soldaten allzu nahe, denn jeder Mann hat dort stets zwanzig Büchsenladungen in seiner Patrontasche oder seiner Kasernenzelle. Die Presse dringt auf Abschaffung dieses Brauchs, und sie wird ihr Verlangen sicherlich durchsetzen, wie sie schon früher es so weit gebracht hat, daß die Soldaten außer dem Dienste das dann ebenso überflüssige wie gefährliche Seitengewehr nicht mehr tragen dürfen, was der Würde der Armee nicht im Geringsten geschadet hat, wie die Gegner dieser Maaßregel immer vorgeben.

Aus Rußland wird gemeldet, daß der revolutionäre Geist dort immer allgemeiner und offener auftritt. Aufrührerische Schriften werden überall verbreitet, in welchen die ungemessensten Forderungen aufgestellt sind. Geheime Gesellschaften machen der Regierung das Leben schwer. Nicht nur in Petersburg, sondern auch in Moskau und Kasan sind die Universitäten geschlossen worden.

Mit den Polen wird man auch nicht gut fertig. Es ist schwer, in Warschau für den rechten Platz den rechten Mann zu finden. In kurzer Zeit hat der Kaiser mit den Generalen, die als Statthalter angestellt waren, drei- bis viermal wechseln müssen. Wegen der Wiedereröffnung der auf Anordnung des Bisthums-Verwesers geschlossenen Kirchen wird eben verhandelt. Die meisten der am 15. October Verhafteten sind wieder frei gelassen, dagegen sind viele neue Verhaftungen vorgenommen worden. Die Aufregung wächst.

In Athen hat der Proceß gegen den Studenten Zosios, welcher auf die Königin geschossen hatte, begonnen. Mehrere Senatoren sind in dieses Complott verwickelt; ein Versuch, den Angeklagten aus dem Gefängniß zu befreien, ist mißlungen, die dabei Betheiligten sind verhaftet worden.

Der Aufstand in der Herzegowina macht reißende Fortschritte. Die Türkei ist weithin von Aufständen bedroht, gegen welche Omer Pascha mit ziemlich bedeutenden Heereskräften Stellung genommen hat.

Ueber die Verheerungen, welche der Nil durch seine außergewöhnlichen Ueberschwemmungen in einem großen Theile Aegyptens angerichtet hat, kommen noch fortwährend traurige Berichte. Baumwolle, Mais und Zuckerrohr haben am Meisten gelitten.

Vor Neu-Orleans soll ein Seetreffen zwischen dem Unions-Geschwader, welches den dortigen Hafen blokirt, und den Schiffen der Sonderbündler stattgefunden haben, über welches aber noch alle sicheren Nachrichten fehlen. — Amerikanischen Blättern zufolge dienen gegenwärtig nahe an 60,000 Deutsche in dem Heere der Union. — Im Uebrigen fehlt es noch immer an interessanten und zuverlässigen Nachrichten über den Verlauf des dortigen Bürgerkriegs.

Mit Genehmigung der russischen Regierung soll jetzt eine großartige Telegraphenleitung von Petersburg aus mitten durch Ostsibirien über Nikolajewsk und die Behringsstraße nach dem Festlande von Nordamerika geführt werden. Schon sind 600 deutsche Meilen dieser Linie mit Drähten versehen. Gelingt die vollständige Ausführung derselben, dann wird der unterseeische Telegraph wohl auf lange hinaus vergessen sein.

Briefkasten.

Herrn Friedrich Dentler in Tollemitt (Westpreußen, bei Elbing). Sie sehen, daß unsere Hoffnung in Erfüllung gegangen, die „Strandbilder“ sind ganz geeignet und werden von uns mit Vergnügen acceptirt. Gedulden Sie sich nur freundlichst mit dem Abdrucke bis zu dem, leider nicht mehr allzu fernen, Zeitpunkte, da die Scenerie in der Natur mit der Ihrer Skizze harmonirt. Besten Gruß!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 45. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

10. November.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Zum Schillertage 1861.

Prolog, gedichtet für das Elberfelder Stadttheater.

Von Emil Rittershaus.

Der Schillertag! — Mit hellem Jubelton
Begrüßen wir des Tages Wiederkehren,
Der uns gegeben jenen Musensohn,
In dem wir einen Dichterfürsten ehren.
Ein Fürst, dem der Verehrung Zoll gebracht
Von Millionen! Mehr noch als Poet,
Er war ein Feldherr in der Geisterschlacht,
Der neuen Zeit Apostel und Prophet! —
Was er uns schuf, bleibt ewig unverloren;
Es ward mit ihm uns eine Welt geboren!

Ja, eine Welt voll Pracht und Herrlichkeit! —
Er schloß den Geistern auf die neuen Bahnen;
Er ließ in Bildern längst entschwundner Zeit
Das Heut' sich spiegeln und das Morgen ahnen.
Hoch ging sein Streben wie des Adlers Flug;
Hell klang sein Wort wie der Posaune Schall,
Ein Mahnruf, der an alle Herzen schlug
Und in den Herzen fand den Widerhall!
In seines Geist's Gebilden und Gestalten
Zeigt' er des Weltgeist's stilles, ew'ges Walten.

Das ist des Dichters hohes, heil'ges Amt,
Daß er der Wahrheit Strahlenbanner trage,
Daß er des Volkes Herz und Sinn entflammt
An großen Thaten der vergangnen Tage!
Vergessen wird des Alltags Ach und Weh;
Auf strebt der Geist zu lichter Sternenbahn.
Der Dichter hebt, ein andrer Mahadöh,
Die Welt auf Flammenflügeln himmelan!
Die ganze Menschheit zieht der Sohn der Musen,
Er zieht die Welt als Braut an seinen Busen.

Und Schiller, er, dem uns're Feier gilt!
In seinem Schaffen welch gewaltig Leben!
Nicht Sang und Klang, nicht bloßes Wort und Bild,
Er hat sein Herzblut für die Welt gegeben.
Längst schläft im Sarg der Sänger blaß und stumm,
Doch nur die Hülle ruht im Sarge dort!
Ein mächtig Freiheitsevangelium,
So lebt sein Wirken, lebt es ewig fort,
So lebt es fort und streut des Edlen Saaten,
Und mahnt und weckt die Welt zu großen Thaten!

Wir feiern ihn, den Heros stolz und groß,
Mit Geigenton und mit dem Klang der Leier,
Doch in der fernen Zukunft dunklem Schooß
Ruht noch die echte, rechte Schillerfeier!
Wenn alle Völker eint ein Bruderbund,
Wenn abgeschüttelt Knechtschaft, Noth und Schmach,
Wenn keine Hand vom Druck der Ketten wund,
Dann kommt der echte, rechte Schillertag!
Noch träumt die Welt im grauen Nebelschleier,
Doch sie wird kommen, jene Schillerfeier!

Heil, Schiller, Heil! Mit hellem Jubelton
Begrüßen wir des Tages Wiederkehren,
Der uns gegeben jenen Musensohn,
In dem wir einen Dichterfürsten ehren.
Doch was ist Wort und Reim und Ton und Klang?
Zu seinem Preis erscheint es schwach und klein.
Des großen Dichters besten Lobgesang
Singt ihm sein eignes Schaffen nur allein!
So soll es sein! — Hinweg des Vorhangs Falten!
Steigt auf, steigt auf, ihr stolzen Lichtgestalten! —

Auf der Flucht.

Ein Gedenkblatt zum Schillertage von Heinrich von Krehmer.

Für launische Sommertage bot der Herbst des Jahres 1782 reichen Ersatz. Schon Wochen lang bedeckte kein Wölkchen den tiefblauen Himmel, brannten die Strahlen der unverschleierten Sonne auf den in bunten Farben schimmernden Fluren. Nur die ihres Schmuckes beraubten Felder, die leise im Ostwind sich schaukelnden Bäume mit ihren goldenen Blätterkronen verriethen, daß das Jahr fast drei Viertel seines Laufes zurück gelegt.

Unweit der Straße, die von Darmstadt nach Frankfurt leitet — vielleicht eine Stunde von dem letzteren Ort entfernt — lag ein kleines Gehölz, das reichen Schatten gegen die drückende Hitze spendete. Ein Fußsteig, welcher nach einigen sanften Krümmungen wieder auf die Hauptstraße mündete, führte durch dasselbe. Ungefähr zwanzig Schritt von diesem Wege ab war das Wäldchen gelichtet. Abgehauene Baumstämme und niedriges Buschwerk bedeckten dort den Boden.

Auf einem dieser Stämme saß eines Nachmittags, den Kopf nachdenkend in die Hand gestützt, ein junger Mann. Er schien von langer Wanderung ermattet, aber er ruhte nicht; denn sein besorgter Blick flog von Zeit zu Zeit nach einem anderen Wanderer, welcher im Schatten des Gebüsches ausgestreckt lag. Wohl mochte der Freund zu Besorgniß Veranlassung haben, denn der Stempel tiefster Erschöpfung war den leidenden Zügen seines jugendlichen Gefährten aufgedrückt. Tief eingesunken in den Höhlen lagen seine geschlossenen Augen; auf dem weißen durchsichtigen Antlitz wechselte jähe Röthe mit erschreckender Bläße und tief athmete die wogende Brust unter dem Spitzenjabot, das aus dem geöffneten Rocke hervor quoll.

„Armer Freund", murmelte der junge Mann, während sein liebevoller Blick auf dem Schlafenden ruhte, „welche Stürme mögen in Deiner erregten Seele toben und Deinen Schlummer in wilde Fieberphantasien auflösen. Wie ermattet er war", fuhr er fort, „und doch deuten diese aus tiefster Brust aufsteigenden Seufzer, dieser arbeitende Busen auf keinen erquickenden Schlaf hin. Möge der Allgütige Dir edlem Dulder Kraft verleihen, damit Du ausharrest auf Deiner dornenvollen Laufbahn."

Fußtritte, die von Weitem erschollen, schreckten ihn aus seiner Betrachtung auf. Den Weg herauf kam eine ärmlich gekleidete Frau, einen Korb auf dem Rücken und einen kleinen Knaben an der Hand. Den Kleinen mochten die aus dem Moose hervorleuchtenden zahlreichen rothen Beeren vom Wege abgelockt haben, denn er riß sich rasch von der Hand des Weibes los und drang weiter in das Dickicht. Hart streifte er dabei am Kopfe des Schlafenden vorbei und fuhr erschreckt zusammen. „Sieh' nur, Großmutter", rief er der Nachkommenden zu, „was für ein blasser Mann da im Grase liegt." — Die Alte nahte und ihr runzliges Gesicht schaute neugierig in das Antlitz des Liegenden. „Hm, hm", murmelte sie mit mitleidigem Ausdruck: „Der Herr da scheint krank zu sein." Dabei flogen ihre Blicke nach dem Andern. „Ich habe mir hier", fuhr sie fort und griff unter ihr Tuch, „Tropfen aus der Apotheke geholt, sie sollten für meine kranke Muhme, aber Dem da scheinen sie nöthiger zu sein, drum nehmen Sie, lieber Herr, ich kann mir morgen schon andere besorgen, wenn der Bursche dort in die Schule geht." — Der junge Mann drückte stumm der Alten die Hand und nahm das Fläschchen. Diese blieb noch eine Weile vor dem Schlafenden stehen und heftete ihre grauen Augen auf ihn. „Was für ein schmucker Herr", sagte sie, „so jung noch und so leidend. Dem müssen sie schon arg mitgespielt haben. Das sagen mir die tiefen Linien an den Schläfen. Sieh'", hier bog sie sich tiefer zur Erde und besah prüfend die Hand des Schlummernden, welche ausgestreckt auf dem Boden lag, „welch' feine Hand und welch' merkwürdige Zeichen. Ich sage Ihnen, mein Herr, so viel dieser Mann da auch schon Trübes erfahren hat, es ist noch nicht vorüber, er muß noch mehr erfahren und überhaupt" — „Nun was?" rief ihr mit gedämpfter Stimme der Andere zu. „Wenn Sie's durchaus wissen wollen: gar zu alt wird Der da nicht, hier in seiner Brust brennt's zu gewaltig und solche Leute bringen's nicht zu hohen Jahren. So recht glücklich und zufrieden wird er sich auch nie fühlen, aber ein großer Mann wird er werden; denn Ruhm und unvergängliche Ehre kreuzen sich zu deutlich da am Handgelenk. Ja, ja, glauben Sie es mir nur, mein Herr, die alte Grete hat sich noch nie getäuscht. Und nun Gott befohlen!" — Noch einen scharfen Blick warf sie auf den Schlummernden und humpelte dann an ihrem Stocke dem Knaben nach, welcher sich inzwischen im Gestrüpp verloren hatte.

Lange sah ihr der junge Mann nach, dann sprach er sinnend vor sich hin: „Wenn Du wahr gesprochen hättest, alte Norne, und warum nicht, da Du die Vergangenheit so richtig gezeichnet hast. Glück auf denn für die Zukunft." Er fuhr empor, denn unvermerkt hatte sich ihm eine Gestalt genähert, die nun in ihrer ganzen Länge vor ihm stand. Es war eine militärische Erscheinung in blauer Uniform mit gelben Aufschlägen. „Ah, ich sehe, hier ruht man sich aus", rief er mit brüskem Ton und fixirte scharf die beiden Wanderer. „Wer sind die Herren?" setzte er hinzu. „Wie Sie sehen, Reisende", herrschte ihm mit gleichem barschen Tone der Angeredete zu, indem er sitzen blieb. Die lauten Worte hatten den Schlummernden erweckt, er fuhr empor, strich sich das langwallende hellblonde Haar von der hohen Stirn und stierte mit großen weit geöffneten Augen den Fremden an. Dieser maaß noch einen Augenblick die Gruppe, machte dann stumm Kehrt und entfernte sich auf dem Fußpfade, den er so eben gekommen war. „Was für eine Fratze grinste da in meinen schönen Traum hinein?" sprach der Erwachte, sich aus seiner liegenden Stellung empor raffend. „Wer war Dies?" — „Wie ich aus seiner Kleidung entnehme, ein Werbeofficier, der nach neuen Opfern lungerte." — „Ein Werbeofficier, so wird es sein, Andreas", sagte der Andere mit Lächeln, „ein Seelenkäufer." — „Du träumtest, Friedrich?" unterbrach ihn der Andere. — „Ja, und einen sonderbaren Traum. Du kennst die Gestalten, mit denen unausgesetzt mein Hirn sich trägt. Heute — jetzt — in diesem Traum nahmen sie greifbare Umrisse an. Ich sah eine liebliche Mädchengestalt, das Haupt von einer Glorie umflossen, sie trug die bleichen deutlichen Züge meiner Luise. Mahnend, fast vorwurfsvoll ruhten ihre schwermüthigen Blicke auf mir, ihre zarte Rechte schien mir zu winken, dann zerfloß Alles in Nebel, und aus dem Schleier der Nacht tauchten allmälig die markigen Mauern der genuesischen Republik vor meinen Augen auf. Ach, Andreas,

diese beiden gewaltigen Stoffe erfüllen gleichzeitig meine nach Thaten dürstende Seele, doch ich verstehe die Mahnungen dieses Traumes: Luise Millerin, das edle Opfer der Cabale, soll erst in abgeschlossener Form vor meinem Geist stehen, ehe ich an den Fiesco gehe. Die nächste Rast soll mir dazu dienen, zu diesem heiligen Bau den Grund zu legen. Das Material liegt aufgehäuft, Du weißt es, denn Du hast den Meister in seiner Werkstatt oft belauscht. Welch Wunderwerk! rufst Du aus, wo ein offener Blick nur die Zeitgeschichte abzuschreiben braucht. Unverhülltes prahlerisches Laster auf dem Throne, Ehrgeiz und schmuzige Habgier, die Satelliten dieses Thrones, Perfidie und Rachsucht die Triebfedern der im Dunkeln schleichenden Cabale und all diesen Dämonen der Hölle gegenüber das ohnmächtige engelreine Wesen, welches keine Waffen hat als seine Unschuld, und deshalb schonungslos erwürgt wird. O immer deutlicher springen mir vom dunklen Hintergrunde die Figuren dieser bürgerlichen Tragödie entgegen. Nur noch einzelne Lichter und Schatten aufgesetzt, und Alles ist zum Niederschreiben fertig. Und nun siehe, Andreas, wie der Dichter sich selbst die flüchtigste Erscheinung zum Formen seines Werkes dienstbar machen kann. Jener Mensch, welchen Du vorhin erblicktest, mit der Henkersmiene, selbst Der paßt mir in meinen Kram. Nach Menschenfleisch gieren seine frechen Blicke und er wird es finden, denn zu mächtig ist der Zauber, den er klingend in der Tasche trägt. Ich sage Dir, er wird ein ganzes Rudel mit sich auf den Markt schleppen. Als geputzte Automaten werden sie nun auf dem Paradeplatze ihre stattlichen Leiber spreizen und den Geschmack ihres hohen Wählers glänzend rechtfertigen, aber es ist ihnen noch eine andere Mission zugedacht. Sie sind bestimmt, eine Lücke auszufüllen; denn der Fürst, welcher sie für klingenden Sold geworben, hat beschlossen, dafür einige Tausend seiner geliebten Landeskinder, die er ja billiger haben kann, nach Amerika zu schicken. Er hat sie dorthin, wo sie berufen sind, siegreichen Freiheitshelden gegenüber Futter für Pulver abzugeben, für hohen Preis verkauft; denn die Chatoulle ist leer und die allgewaltige Maitresse muß einen neuen Brillantenschmuck haben. Und wenn sie nicht wollen? sehe ich Deine verdutzten Mienen fragen. O dafür ist auch gesorgt, mein Freund, denn da drüben steht ein altgedientes treues Regiment aufmarschirt, seine blitzenden Gewehrläufe und gähnenden Kanonenschlünde lassen kein rebellisches Gelüste aufkommen. Doch halt, dort regt's sich dennoch. Was wollen jene drei vorlauten Bursche da, die aus der Front hervortreten? Sollten sie sich unterfangen? Bei Gott, es hat den Anschein. O dort auf dem linken Flügel hat man diesen äußersten Fall wohlweislich vorgesehen. Ein weißes Tuch weht zur rechten Zeit, eine furchtbare Salve erdröhnt. Was bedeutet Das? O man hat den naseweisen Burschen nur den Mund gestopft, weiter Nichts. Es ist jetzt wieder todtenstill auf dem Paradeplatze, dann bricht plötzlich ein schallendes Vivat los, welches wie Hohngelächter der Hölle an des befriedigten Regenten Ohr schlägt. Siehst Du, diese Skizze, auf die mich in weiterer Folge dieser Sclavenhändler brachte, will ich in meine Dichtung einflechten, sie wird mir das Gemälde vervollständigen helfen, welches ich der Zeit als treuen Spiegel mit schaudernder Hand erhalten werde."

Seine Augen blitzten, seine Wangen flammten, als er so gesprochen, und höher hatte sich seine gebeugte Gestalt aufgerichtet. „Und nun laß uns weiter schreiten, Andreas", setzte er mit festem Tone hinzu, „meine Seele dürstet danach, diese Frucht meiner Phantasie auf dem Papier fest zu halten." — „Fühlst Du Dich wirklich so kräftig, Deine Wanderung fort zu setzen", warf der Begleiter zweifelnd ein. „Ja", erwiderte er, „der Schlaf hat mich gestärkt und meinen erschlafften Sehnen ihre Spannkraft wieder gegeben." — „Der Schlaf", entgegnete der Andere, „oder nicht vielmehr der Traum?" — Ein leichtes Lächeln umspielte seine schmalen Lippen: „Du kannst Recht haben, Streicher", sprach er, „aber gleichviel. Du sollst sehen, daß es wieder mit mir gehen wird." — „Hier dies Fläschchen habe ich von einem schlichten Weibe aus dem Volke erhalten", nahm Andreas wiederum das Wort, „es ist zur Stärkung für den Dichter des Volkes bestimmt." — Lächelnd hielt er die dargereichte Gabe gegen das Sonnenlicht und sprach: „Welch bittere Ironie, dies Arcanum dem Medicus, welcher sich selbst nicht zu helfen weiß. Aber sie hat Recht, die gute Alte, der Regimentsfeldscher ist ein längst abgestreiftes Kleid." — „Ja, und aus der schlotternden Hülle hat sich ein prächtiger Falter entpuppt, der kühn zur Sonne auffliegt", rief Schleicher begeistert aus. Schiller's leuchtender Blick ruhte einen Moment auf den Zügen des entzückten Freundes, dann schlang er ungestüm den Arm um seinen Nacken und ihn mit sich fort ziehend rief er mit tönender Stimme: „Jetzt auf nach Frankfurt!"

Lucrezia.

Novellistische Skizze von Sophie Verena.

(Schluß.)

Schon am nächsten Abend stand er wieder vor der Pforte; langsam schritt er den Gang des Gartens entlang, in welchem noch einige Spätblumen blühten und besonders noch Rosen und Reseda ihren würzigen Hauch in die feuchte, warme Herbstluft sandten. Im Salon brannten schon die Lampen, aber die Vorhänge waren noch nicht niedergelassen, und Vincenz erblickte Lucia, die am Tische saß, während die kleine Isabella auf einem Stuhle an ihrer Seite kniete und mit der Tante zugleich einen Brief las. Der Lauscher blieb auf der Treppe stehen, seine Augen überblickten den lieben heimathlichen Raum, in welchem ihm so manche glückliche Stunde verflossen, aber bald kehrten sie zu Dem zurück, was das Schönste darin war, zwei holdselige Menschengestalten, auf deren Antlitz sich der Eindruck, welchen das Schreiben hervor brachte, in verschiedener Weise widerspiegelte. Auf dem Gesicht der jungen Frau lag ein Schatten von Trauer, als sie den Brief beendet hatte, an welchem Isabelle noch studirte mit immer größer werdenden, vor Freude strahlenden Augen; und während in Lucia's Herzen eine Stimme sprach: „Sie kehrt zurück, mich zu holen in ferne Lande, nun heißt es scheiden von meinem Glück — von ihm", während lautlos schon in dieser Seele ein bitterer Kampf gekämpft wurde, jubelte das Kind:

„Mama, meine liebe Mama kommt zurück, und nun reisen wir Alle zusammen fort, fort hier aus dem kalten Norden, zum schönen weichen Süden hin!"

Mit diesen Worten war Isabelle dem jungen Maler entgegen gesprungen, der nach der Meldung des Dieners eintrat, und nachdem sie ihm noch einmal die frohe Kunde mitgetheilt, aus Furcht er könne sie nicht recht verstanden haben, eilte sie von dannen, ihrer Bonne das Ereigniß zu verkünden.

Von jähem Schreck überwältigt, ganz unvorbereitet durch den harten Schlag getroffen, stand Vincenz mitten im Zimmer, einen Blick auf Lucia richtend, welcher deutlicher sprach als Worte. Es schien ihm unmöglich, daß nun Alles zu Ende sein sollte, ein Schauder durchrieselte ihn bei diesem Gedanken, es war, als solle er lebend in sein Grab steigen. Jetzt war es vorbei mit der friedlichen Ruhe, mit der stillen glückseligen Zuversicht, welche, seit er Lucia wieder gefunden, in seinem Herzen gewaltet hatten, jetzt wurde es von bitteren Qualen zerrissen, und seine tiefe, leidenschaftliche Liebe drohte nun mit einem Male alle Fesseln der Zurückhaltung zu sprengen. Ein so milder, herzzerreißender Schmerz zuckte in seinen Mienen, daß Lucia, davor erbebend, ihr Antlitz in ihren Händen barg.

Aber er zog die Hände zurück, er hielt sie so fest in den seinen, daß der harte Druck den weichen Fingern wehe that; und mit einer Stimme, die vor gewaltiger Bewegung rauh und tonlos klang, fragte er:

„Sie gehen von hier, Lucia, um wann wiederzukehren?"

„Niemals!"

„Niemals! Aber Sie werden mir sagen, wohin Sie gehen, werden mir gestatten, wenn ich erst einen Namen in der Welt habe, auf den Sie mit Stolz blicken können, zu Ihnen zu kommen, um Sie zu werben — Sie heim zu führen als Weib."

In die letzten Worte legte sich eine solche Gluth, eine solche Innigkeit der Liebe, daß sie ihr Herz tief rührten.

Aber sie bewegte verneinend das edle Haupt und entgegnete leise:

„Hier scheiden sich unsere Wege, um sich nie wieder zu einen."

Vincenz ließ ihre Hand los, er trat einen Schritt zurück, höher richtete sich seine schlanke Gestalt empor; der feste, unerschütterliche Wille eines Mannes flammte gebietend in seinen Augen, daß Lucia zum ersten Male ein leises Beben erfaßte, als könne sie wider ihre bessere Einsicht ihm und seinem Willen unterthan sein müssen.

„Lucia", sagte er jetzt vollkommen ruhig, „diesem schnellen Ausspruch kann ich mich nicht fügen, kein Mensch giebt so ohne Kampf sein Leben dahin, und hier handelt es sich um mehr als mein Leben — um meine Liebe. Sagen Sie, was steht zwischen uns? Ist es Ihr Herz, welches mich von sich stößt, dann muß ich gehen — werde gehen."

Eine glühende Röthe flog über das blasse Antlitz, aber die Lippen weigerten sich noch die Lüge auszusprechen.

„Welche Hindernisse sonst zwischen uns treten könnten, ich werde sie besiegen. Sie haben mich vielleicht bis jetzt für einen schwachen, schwärmerischen Knaben gehalten, Lucia, doch ich will Ihnen zeigen, daß ich ein Mann bin, und was ein braver Mann für seine Liebe zu thun vermag. Das hat wohl schon häufig die Erfahrung gezeigt, und ich werde den Besten meines Geschlechtes stolz zur Seite treten."

Sie stand wie gebannt von diesem Herrscherblick; das Verhältniß hatte sich ganz geändert. Bis dahin sie die Herrin, die angebetete Gebieterin, von der ein Wink genügt hätte, blinden Gehorsam zu erlangen; nun aber, da es sich um das Aufgeben seiner Liebe handelte, war Vincenz mit einem Sprunge aus seiner früheren Zurückhaltung und Ruhe getreten. Ob sein Charakter sich plötzlich so kraftvoll entfaltet, wie ja oft ein Strahl hinreicht, die noch schlummernde Knospe zur Blüthe zu treiben, und ein Moment genügt, um über ein ganzes Menschenleben zu bestimmen — oder ob seine schwärmerische, exaltirte Natur nur einen plötzlichen Aufschwung nahm, eben so schnell wie er gekommen vorüber gehend?

Noch einmal tönte die Frage an Lucia's Ohr wie ein gebietendes Wort, welchem Aufschluß werden muß:

„Was steht zwischen Ihnen und mir? Man muß den Feind kennen, welchen man bekämpfen will, und meiner Liebe wird Nichts widerstehen. Fürchten Sie Zurückgezogenheit und Armuth an meiner Seite? Wenn ich zu Ihnen trete, dann werde ich Ihnen bieten, was den Ansprüchen einer vernünftigen edlen Frau genügen kann."

Ein vorwurfsvoller Blick lag in ihren Augen, ob solchen Verdachtes, und leise erwiderte sie:

„Ich bin reich — sehr reich — ich hätte genug für uns Beide."

„Und was trennt uns dann? Ich erkenne nur ein Hinderniß an. Sprich es aus, Lucia, daß Du mich nicht liebst — schicke mich fort — in den Tod", setzte er kaum hörbar hinzu.

Eine bange Stille schwebte in dem Zimmer; hörbar klopften die Herzen der Beiden. Endlich legte Lucia die eine Hand über ihre Augen, die andere hob sie langsam auf, und nach der Thür deutend, entrang das eine Wort sich ihrer Brust: „Geh!"

Vincenz taumelte zurück — sprachlos wandte er sich von ihr, doch ehe er die Schwelle überschritt, zauderte er. Es konnte nicht Wahrheit sein, er mußte einen Ruf hören, einen Wink erspähen, der ihn zurück beschied. Er blickte sie an, die Vielgeliebte; noch in derselben Stellung, wie eine zu Stein gewordene Menschengestalt, stand sie dort, die eine Hand noch gehoben, die andere ihre Augen beschattend, aber um ihren Mund zuckte eine so unermeßliche Trauer, eine solche Zerbrochenheit lag in der sonst so stolzen Gestalt, daß er fühlte, ihr Herz litt nicht minder als das seine unter dem harten Scheidespruch.

„Du wagst es nicht mich anzublicken bei der Lüge, welche Du gesprochen, Lucia, denn wenn dieses „Geh!" bedeuten soll, daß Du mich nicht liebst, so ist es eine Unwahrheit, und wenigstens vermögen Deine Augen nicht zu lügen. Und nun zum letzten Male flehe ich Dich an: Sprich es aus, was zwischen uns treten will, uns Beiden — ja, ich wage es zu sagen, unser Glück raubend. Stoße mich nicht von Dir; von all den Herzen, welche Deine siegreiche Schönheit Dir noch zu Füßen legen wird, kann doch keines Dich so lieben, so hoch und werth halten wie das meine."

„Meine Vergangenheit steht zwischen uns, tritt zwischen mich und jedes Glück", hauchte sie tonlos.

Sein Blick drang bis in ihr innerstes Herz, und ernst und zuversichtlich erwiderte er:

„Setze Dich nicht selbst herab, Du reinste der Frauen, was könntest Du gethan haben, das Dich von einem braven Manne schiede?"

Sie richtete sich stolz empor, indem sie entgegnete:

„So meinte ich es nicht, ich selbst habe Nichts gethan, dessen mein Herz und Gewissen mich als Schuld anklagten; dennoch aber giebt es Verhängnisse, welche so schwer und dunkel sind, Schicksale, welche so hart und

unerbittlich auf einem Menschen lasten, daß sie nicht nur die Gegenwart vernichten, nein, daß sie bis in die Zukunft hinein reichen, mit ihrer düsteren Macht allem Glück hindernd in den Weg tretend, unheilbringend noch in der Rückwirkung. Einem solchen Schicksal fiel ich zum Opfer, es zerstörte mein Leben, ich will kein zweites Wesen in das Dunkel verflechten."

„Meine Liebe wird Licht werfen in die Nacht, auch Dir soll noch das Glück erblühen, Dir und mir, ich fürchte mich vor Nichts, was mich durch Dich treffen könnte — es giebt Nichts, was mich von Dir schiede, meine Lucia!"

Sie war in einen Sessel gesunken, überwältigt von innerer Bewegung. Süße, wunderbare Stimmen wurden in ihrer Brust wach. War es möglich, daß die dunkle Macht, die Kette, von einem feindseligen Geschick gewoben, welche sie für unzerreißbar hielt, gelöst werden könnte? War seine Liebe wirklich stark genug, die Schrecken jener Vergangenheit zu bannen, wollte die Zukunft sie vergessen machen, was sie erlitten, schuldlos erlitten? Bei diesen Gedanken strahlte ein so heller Freudenglanz aus ihren Zügen, daß Vincenz, dessen Blick sie nicht verließ, jubelnd meinte, der Sieg sei gewonnen. — Plötzlich aber verdüsterte sich ihr Antlitz, ein seltsamer, fremdartiger Ausdruck nahm Besitz davon, Blitze sprühten aus den nachtschwarzen Augen, wie Wetterleuchten fuhr es über ihre Mienen, in denen sich Bitterkeit, fast Haß kund that. War es die Vergangenheit, welche wieder den Arm ausstreckte, die Ahnung besserer Zeiten zu verwischen; hatte die Erinnerung von Neuem die dunklen Gebilde herauf beschworen, welche jetzt an Lucia vorüber zu ziehen schienen; denn sie bewegte abwehrend die Hand, sie fuhr über ihre Stirn dahin, als könne sie damit verwischen, was vor ihr aufstieg, aber sie strich nur die schweren dunklen Haarflechten, welche Stirn und Wange einfaßten, zurück, der Ausdruck der Angst und Qual war nicht so leicht zu vertilgen.

„Wie fremd Sie mir plötzlich erscheinen, Lucia, mich an ein Bild gemahnend, das ich immer grausig schön genannt: „Lucrezia Bordoni, die Giftmischerin, wie sie ihren Anklägern gegenüber steht." Niemals früher ist mir diese Aehnlichkeit aufgefallen, aber in diesem Augenblick ist sie frappant."

Ein Blitz schoß aus ihren Augen zu ihm herüber, und ihr Angesicht ward noch bleicher.

„Sie brauchen nicht zu zürnen über den Vergleich", fuhr Vincenz fort, „die Schönheit dieser Frau ward ja fast unvergleichlich genannt, und diesen Reizen verdankt sie es gewiß nur, daß sie ihrem gerechten Schicksal entging."

„Und welches war nach Ihrer Ansicht das gerechte Schicksal?"

„Tod für ihre Frevelthat, Tod für den Mord des Gatten."

„So sind Sie so gewiß, daß sie das Verbrechen beging — und das Urtheil der Geschworenen?"

„War ein unrichtiges. Doch Sie wissen, die Geschworenen neigen sich stets mehr der Milde zu, sie lassen auch das Gefühl mitsprechen, wo bei dem Richter nur der kalte Verstand, das Gesetz entscheidet; und gut, daß es so ist, denn lieber mögen zehn Schuldige der Strafe entgehen, als daß ein Unschuldiger verurtheilt wird. Wie hier bei diesem Proceß, welcher damals die Welt beschäftigte, eine Freisprechung möglich war, wie bei solchen unwiderleglichen Beweisen der Schuld dies Urtheil gefällt werden konnte, Das ist nicht nur mir, sondern Allen, welche sich für den außergewöhnlichen Criminalfall interessirten, unerklärlich gewesen. Man konnte damals nur annehmen, daß die Jugend und Schönheit der Angeklagten die Geschworenen zu ihren Gunsten bestimmt oder geradezu so verblendet habe, daß sie nicht mehr Recht vom Unrecht zu unterscheiden vermochten. Ich erkenne der Schönheit eine große Macht zu, so weit aber würde diese sich mir gegenüber doch nicht erstrecken."

„Und Sie sind ganz fest von der Schuld überzeugt, Sie halten es nicht für möglich, daß es Verhältnisse giebt, so verwirrt und dunkel, daß Nichts sie zu erhellen vermag, daß sie Räthsel bleiben müssen hier auf Erden? Sie halten es für undenkbar, daß das Verdict der Jury richtig war? Sie hätten die Angeklagte verdammt, auch wenn sie vor Ihnen gestanden mit dem einfachen Ausspruch: „Ich bin unschuldig an der That". Sie hätten es gethan, denn Sie sind von ihrer Schuld überzeugt?"

„Wie von meinem Leben; kein ehrenhafter unparteiischer Mensch könnte da geschwankt haben. Aber wir sind von unserem Gespräche abgekommen, welches so wichtig —"

„Nein, wir sind gerade zum Ende gelangt — zum letzten Ende", rief die junge Frau aus ihrem starren Sinnen jäh empor schreckend. „Vincenz, ich — ich bin jene Lucrezia!"

Er starrte sie an — das zurück gestrichene Haar, welches sie in ihrer Erregung noch mehr aus dem Gesicht entfernt, ließ die Aehnlichkeit noch deutlicher hervor treten, kein Zweifel mehr! Vincenz sprang empor, doch mit einem dumpfen Schmerzensschrei fiel er in seinen Sessel zurück, dort in einer todtengleichen Betäubung liegend. Lucia eilte zur Glocke, aber sie schellte nicht, es schien ihr besser, Niemanden Zeuge dieses peinlichen Auftrittes sein zu lassen. Besaß sie denn nicht die Macht, ihn zum Leben zurück zu bringen, wenn sie ihn rief mit ihrem Herzen? Sie benetzte Stirn und Schläfe mit frischem Wasser, sie näherte das Glas seinen Lippen und rief seinen Namen mit einer Innigkeit der Liebe, welche ihn erwecken mußte. Ja, ihre Stimme hatte die Macht, ihn aus der Erstarrung zu reißen, ein seltsamer Blick traf sie, der immer wilder und unheilvoller wurde, als er auf das Glas fiel. Mit leidenschaftlicher Heftigkeit schleuderte er ihre Hand mit dem Glase fort, indem es sich mit zischenden, höhnenden Lauten aus seiner Brust rang:

„Willst Du mich auch vergiften, Lucrezia?"

„Vincenz, beim allmächtigen Gott, ich bin unschuldig!"

Ein wildes, irres Lachen antwortete diesem Schrei ihrer Seele; dann stürzte er in die Nacht hinaus.

Arme Lucrezia!

Damals freigesprochen — jetzt gerichtet, gerichtet von ihm! Jenes Todesurtheil wäre Gnade gewesen gegen Das, welches jetzt über sie verhängt war, damals wäre nur ihr Leben gefordert, welches wenig Werth für sie hatte nach Dem, was sie an des ungeliebten, ihr aufgedrängten Gatten Seite und mehr noch durch seinen Tod gelitten; jetzt war ihr Herz gebrochen, und zwar durch ihn, der es zum ersten Male zum Leben gerufen.

Aus dem hitzigen Fieber, welches Vincenz wochenlang am Rande des Grabes hielt und nur langsam von ihm wich, wurde er doch nur halb dem Leben zurück gegeben; denn Nacht hatte sich auf seine Sinne gelegt, und die früher so lachende, freudenreiche Welt war für ihn mit einem dunklen Schleier überschattet. Die fixe Idee, man wolle ihn vergiften, hatte so vollständig Besitz von ihm genommen, daß der Bruder, der ihn bei seiner Rückkehr

schon krank fand, sich gezwungen sah, ihn einer Privatheilanstalt zu übergeben. Wie er in diesen Zustand gekommen, blieb Robert unbekannt; denn selbst in den wildesten Phantasien hatte der Kranke seiner Beziehungen zu Lucrezia nicht erwähnt, und Robert hütete sich wohl, eine Frage zu thun, welche vielleicht noch mehr Stürme herauf beschwor. Schon vor seiner Abreise hatte Vincenz in seiner unseligen Schwärmerei für die Unbekannte ihm Besorgniß eingeflößt, er fürchtete damals schon, daß die Ueberreizung seines Geistes einen unglücklichen Ausgang nehmen müsse; was nun aber solch unheilvolles Ende herbei geführt, konnte Robert nicht enträthseln und von keiner Seite ward ihm Aufschluß. Lucrezia war ihm nicht einmal dem Namen nach bekannt, und bei dem Kranken schien die Vergangenheit seiner Erinnerung ganz entschwunden, und nur die eine Idee füllte seinen engen Gesichtskreis.

Bei dem Arzte, in dessen Familie Vincenz aufgenommen war, ließ sich eines Tages in der Dämmerstunde eine tief verschleierte Dame melden, welche sich als eine Verwandte des Kranken ausgab und in die Hände des Doctors eine bedeutende Summe nieder legte, mit der Bitte, sie zum Besten des jungen Mannes zu verwenden und es an Nichts fehlen zu lassen, was ihm Hülfe und Erleichterung in seinem Leide verschaffen könne. Zu gleicher Zeit mußte der Arzt ihr die tiefste Verschwiegenheit geloben, damit ihr Thun, wie sie sagte, nicht den Stolz der anderen minder begüterten Angehörigen verletze. Der würdige Mann verpfändete sein Ehrenwort, ihre Wünsche in jeder Hinsicht zu erfüllen, und hielt redlich sein Gelübde. Die Unbekannte schied, den Trostspruch mit sich nehmend, daß Vincenz, wenn nicht Alles trüge, von der unseligen fixen Idee geheilt und dem Leben zurück gegeben werden würde.

Als der erste Schnee seine weichen Flocken hernieder streute, da waren die Fensterladen in der hübschen Villa im Parke geschlossen, und die schwarze schöne Dame mit dem goldlockigen Engelchen an ihrer Seite, welche so manches Vorübergehenden Aufmerksamkeit erregt, war von dannen gezogen.

Sechs Jahre sind verflossen. Wieder ist es ein solcher milder feuchter Herbstabend, da die Blätter schon zu den Füßen des Wanderers rascheln, und aus dem kleinen Garten, welcher vor einem hübschen Landhause in der Nähe jener Stadt liegt, die wie eine Insel aus den blauen Wassern sich erhebt und zuweilen Klein-Venedig genannt wird, steigen noch die Düfte von Rosen und Reseda auf. Der Himmel ist wolkenverhangen — es ist gerade wieder ein Abend wie jener, als Vincenz von Lucrezia schied. Einige Fenster des Erdgeschosses sind in dem Hause erleuchtet, und da die Läden noch nicht geschlossen sind, so ist nicht nur der Einblick gestattet, es fallen auch einige freundliche Lichtstrahlen in den Garten hinaus und spielen auf den Blättern des wilden Weines, welcher mit seinen röthlichen Gewinden die Veranda malerisch umrankt.

In dem hübschen comfortablen Wohnzimmer entrollt sich dem Blick ein anmuthiges Familienbild. Ein junges glückliches Elternpaar sitzt dort beisammen. Zur Seite des Vaters kniet auf einem Stuhle ein vielleicht drei Jahre alter munterer Knabe, welcher von Jenem den ersten Unterricht in der Zeichnenkunst erhält, wobei der junge Raphael in spe so kühne und originelle Striche macht, daß der Lehrer sich des herzlichsten Lachens nicht erwehren kann. Neben ihm sitzt die junge Mutter, in deren Armen ein zweites, viel jüngeres Kind schlummert. Sie ist eine echt weibliche Gestalt, blond und rosig, wie man sich gern ein Gretchen denkt — deren Namen sie auch trägt — mit sinnigen blauen Augen, welche mit unsäglicher Liebe und Hingebung auf ihrem Gatten weilen. Diesen klaren Augensternen gelang es, die Nacht des Irrsinnes von Vincenz' Geist zu scheuchen, seine Seele aus ihrer Umdüsterung wieder zum Lichte zu führen. In jener schweren Zeit, da Keiner Macht über den Kranken hatte, war es Gretchen allein, die mit ihm umzugehen verstand. Nur aus ihrer Hand nahm er Speise und Trank, sie allein besaß die Gewalt, die dunklen Gebilde, welche ihn beunruhigten, zu bannen. Nur durch ihre unendliche Fürsorge und Aufopferung wurde er eigentlich geheilt.

Und daß nach menschlicher Berechnung Vincenz als gerettet und vollkommen genesen betrachtet werden konnte, dafür gab das beste Zeugniß, daß jener berühmte Arzt die Hand seiner Tochter vertrauensvoll in die des jungen Mannes legte, als dieser kam, um sie zu werben, durch die das Leben erst wieder wirkliches Leben für ihn war. Ueber seine Vergangenheit sprach er nie, wenigstens nur die Tage seiner glücklichen Kindheit berührend. Ob die Erinnerung an eine spätere Zeit ganz verwischt war, ob gerade die Ursache zu seiner Krankheit, durch die Geistesnacht, welche darauf folgte, völlig seinem Gedächtniß entschwand?

Ueber dem Hause des jungen Paares waltete das Glück. Friede und Liebe herrschte darin, und auch die Güter, welche das Leben verschönen, waren ihnen nicht zu kärglich zugemessen. Vincenz hatte durch ein Bild, welches eben so gut in der Composition als charaktervoll in der Ausführung war, sich einen Namen erworben, der immer mehr sich geltend machte, als seinen Gemälden selbst in der Zeit, da die Kunst darnieder lag, nie die Käufer fehlten; und weil schon mehrere seiner Bilder ins Ausland gewandert waren und neue Bestellungen gemacht wurden, so blickten auch die einheimischen Kunstliebhaber mit größerer Achtung auf ihn und waren geneigt ein Bild zu bestellen bei einem Maler, der so viel begehrt wurde. Und so zog der Wohlstand immer mehr ein in dem kleinen schmucken Häuschen in der Vorstadt.

An jenem trüben, warmen Herbstabende stand an den Stamm einer Linde gelehnt, welche das Haus im Sommer beschattete, eine schlanke hohe Frauengestalt und blickte hinein in das friedliche Innere, ließ Herz und Auge weilen bei dem Bilde, welches so treu die Reize einer lieben trauten Heimath zeigte. Ueber die Wangen der Einsamen, Heimathlosen rollten ein paar große schwere Thränen, aber ihre Lippen flüsterten einen Segensspruch.

Lucrezia war Vincenz mit ihrer Fürsorge stets gefolgt, sie hatte ihn selbst aus jenen fernen Landen her nie aus den Augen verloren, und ihre Hand war es, welche manches Hinderniß aus seinem Wege entfernte, ihn ebnend nach besten Kräften. Anfangs hatte sie es nicht ohne tiefen Schmerz, ja selbst nicht ohne Neid gesehen, wie Gretchen den Platz einnahm, der ihr einst bestimmt war, und die Fragen hatten sie verfolgt Tag und Nacht und ihr Herz zermartert und ihr Hirn fast verbrannt, ob Vincenz sie ganz vergessen, ob die Krankheit nicht nur seine Liebe, sondern selbst die Erinnerung an diese verlöscht habe — oder ob er sie, trotz der Versicherung ihrer Unschuld, für schuldig halte und somit die Kraft fand, sie ganz aus seinem Herzen zu reißen. O dieser Gedanke, wie er sie gequält ohne Unterlaß! Aber je mehr ihre

Seele sich läuterte und dem Irdischen abwandte, desto mehr kamen auch jene quälenden Fragen zur Ruhe, desto leichter wurde es ihr, mit dankbarer Liebe auf Gretchen zu blicken und sie seinen guten Engel zu nennen.

Jetzt, da sie sich nun mit eigenen Augen überzeugt, daß er glücklich in den Hafen gelangt war, daß treue sorgende Liebe ihn umgab, jetzt wollte sie scheiden aus dieser Welt, welche ihr so bittere Wunden geschlagen; in den kühlen, stillen Mauern eines jener Klöster, dessen Schwestern sich durch thatkräftiges, segensreiches Wirken auszeichnen, wollte sie Ruhe suchen, hoffte sie Frieden zu finden. Lucrezia hatte abgeschlossen mit dem Leben in der Welt, selbst der einzige heiße Wunsch, Vincenz ihre Unschuld darzulegen an dem schweren Verbrechen, dessen eine grausige Verkettung von Umständen sie geziehen, selbst dieser Wunsch erstarb vor der Furcht, durch eine Erinnerung an jene Zeit einen Mißklang, wenn nicht gar Schlimmeres in diese glückliche Ehe zu bringen. Schon einmal hatte sie unheilvoll in sein Leben eingegriffen, nicht zum zweiten Male durfte das wach gerufene Andenken an sie einen dunklen Schatten hinein werfen und Trauer in dieses stille friedenreiche Haus bringen, von dem sie weinend schied, es Gottes und seiner heiligen Engel Schutz empfehlend.

In einem Ursulinerkloster nahm Lucrezia den Schleier, um als Schwester Regina in mancher glaubenslosen, dunklen Seele das Licht des Glaubens anzuzünden, manchem vor Schmerz zuckenden Herzen Trost zu bringen, manches Sterbelager leicht zu machen. Wer auch hätte es besser vermocht, Leidende zu trösten, mit ihnen zu weinen, und sie zu lehren, wie man sein auferlegtes Kreuz würdig trägt, als sie, deren Herz sich fast verblutet hatte an Schmerzen, wie sie so schwer und heiß selten auf ein armes Menschenherz gehäuft werden, als sie, die fast erlegen war unter ihren Qualen, bis ihre Seele doch Frieden fand in Gott.

Aus der Woche.

Es hieß, Herr von Beust, der sächsische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, werde demnächst nach Berlin gehen, um dort Verhandlungen wegen der allerseits als dringend nothwendig erkannten Reform der deutschen Bundesverfassung zu pflegen. Neuerdings wird Dem widersprochen, auch hat das amtliche Dresdner Blatt die in den Zeitungen mitgetheilten Angaben über die desfallsigen Plane des gedachten Staatsmannes als sehr ungenau bezeichnet. Wir müssen uns also bis auf Weiteres gedulden. Mittlerweile taucht ein Programm zur Lösung der deutschen Frage auf, welches doppeltes Interesse in Anspruch nimmt, weil es von dem eben so scharf blickenden wie patriotischen Herzog von Coburg-Gotha herrührt. Die Hauptpunkte desselben sind kurz folgende: Das Bundesverhältniß, wie es auf die Bundesacte gegründet ist, wird aufgelöst, und sämmtliche Staaten Deutschlands treten in ein neues Bundesverhältniß, so weit sie germanisches Element in sich tragen. An die Spitze Deutschlands tritt eine Centralgewalt, gebildet aus einem Fürsten-Collegium, in welchem abwechselnd Preußen und Oesterreich den Vorsitz führen; diesem Collegium steht zur Seite ein Reichstag (Parlament), welcher aus Abgeordneten der einzelnen deutschen Landtage zusammen gesetzt wird. Der Centralgewalt steht der Oberbefehl des deutschen Bundesheeres und die politische und diplomatische Vertretung des gesammten Deutschlands nach außen zu. Ein Bundesgericht ist zu gründen. Nebenbei soll sich Preußen sammt den übrigen Bundesstaaten durch einen unauflöslichen Vertrag verpflichten, Oesterreich seinen gesammten Länderbesitz zu gewährleisten, wogegen Oesterreich sich verpflichtete, dem angegriffenen Deutschland mit seiner gesammten Macht beizustehen.

Hannover hat nicht, wie fälschlich in den Zeitungen stand, seinen Antrag auf Befestigung der Nordseeküsten zurück gezogen, sondern erst recht am 31. October in der Bundesversammlung eingebracht. Derselbe geht dahin, daß die Küstenstaaten (außer Preußen) vorläufig den Bau von Dampfkanonenbooten nach einem gewissen Verhältnisse übernehmen, während die Kosten für Herstellung und Erhaltung derselben aus Bundesmitteln zu tragen wären.

Zugleich hat aber Hannover einen Schritt gethan, der beschämend für Deutschland genannt werden muß. Es hat in Kopenhagen vertraulich um Unterstützung jenes Antrags in der Bundesversammlung bitten lassen, da es doch für Dänemark vortheilhafter sei, wenn der Bund die Flottenfrage in die Hand nehme (und auf die lange Bank schiebe), denn dann würde doch höchstens nur von einer Vertheidigung der Küsten die Rede sein können, während eine preußische Seemacht vielleicht auch einmal zum Angriff stark genug sein würde. So rieth eine deutsche Regierung den bittersten Feinden Deutschlands! Die Dänen lehnten aber Rath und Bitte höflich ab, sie wollen überhaupt von gar keiner deutschen Flotte hören. — Die Hauptsache bleibt immer, daß Preußen in den nächsten Tagen über seine Stellung zu dem hannoverschen Antrag sich aussprechen und statt der Unterstützung desselben die Annahme seiner eigenen Vorschläge vom Bunde verlangen wird.

Senat und Bürgerschaft von Bremen haben sich in Bezug auf die Flotten-Angelegenheit zu einem befriedigenden Abschluß geeinigt. Die Verhandlungen zwischen den preußischen und bremischen Commissaren werden nächstens beginnen.

Ueber die Reden, welche König Wilhelm bei der Krönung in Königsberg*) gehalten, namentlich über die Betonung des Wortes, daß er die Krone nur „von Gottes Gnaden“ trage, ist Viel gestritten und manche Befürchtung daran geknüpft worden. Es wird wohlgethan sein, sich nicht in spitzfindige Deutungen zu vertiefen, sondern sich an die klaren Worte zu halten, welche der König zu einer Fest-Deputation in Potsdam sprach: „Ich meinerseits werde unverbrüchlich an der Verfassung des Staates festhalten, muß aber auch verlangen, daß Dies von dem Volke ebenfalls geschehe.“

Nachträglich kommen merkwürdige Enthüllungen darüber, wie das preußische Junkerthum die Pflicht der Loyalität gegen den König versteht, zu Tage. Am Abend des feierlichen Einzugs des Königspaares in Berlin entstand in einer schmuzigen Gasse eine Prügelei, die sich am folgenden Abend in großartigstem Maaßstabe fortsetzte, so daß viele Verwundungen, ja selbst einige gefährliche, vorgekommen sind. Es hat sich nun ergeben, daß sehr vornehme Herren mit blanken Thalern Bummler der niedrigsten Sorte zum Scandal angeworben, andere dergleichen Herren ganze Haufen Bassermann'scher Gestalten mit ungewohntem bayerischen Bier frei

*) Nebenbei bemerkt sollen sich die gesammten Krönungskosten auf nicht ganz zwei Millionen Thaler belaufen, welche Summe aus der Kroncasse bestritten und nicht dem Lande zur Last geschrieben werden soll.

gehalten haben, und diese Menschen beschimpften dann die Weihe des Tages und den guten Ruf der Hauptstadt. Diesmal war man aber besser hinter den Rotten der Unruhstifter her als beim Schillerfeste 1859, das durch ganz dieselben Gemeinheiten in beklagenswerther Weise gestört worden, und die Polizei hat ihre Pflicht gethan. Nach einer Angabe sollen Krakehler, welche vor den verfolgenden Schutzmännern flohen, in der Alexander-Kaserne Schutz gesucht und — gefunden haben. Der König weiß davon.

Den Bemühungen des preußischen Gesandten Grafen Eulenburg ist es doch noch gelungen mit China einen Handelsvertrag (wie früher mit Japan) abzuschließen. Der Kaiser von Japan will eine Gesandtschaft nach Berlin abordnen.

Der schon in voriger Nummer erwähnte Verfasser des berüchtigten „Schwarzen Buchs", der ehemalige Polizeiofficiant Rang in Nürnberg, empfindet bereits seit Jahren, was es heißt: von der öffentlichen Meinung eines ganzen Volkes gebrandmarkt zu sein. Zur Blüthenzeit der Reaction, unter dem traurigen System Pfordten-Reigersberg, ein viel gesuchter und viel belobter Spürer und Angeber, wurde Rang bald als lästig und anrüchig bei Seite geschoben. Seines Dienstes entlassen, mit dem Fluche des Schwarzen Buchs beladen, von der allgemeinen Verachtung der Stadt Nürnberg verfolgt, als Verräther seiner Mitbürger dem Hohne und Haß allenthalben anheim gefallen, fand er nirgends Unterkommen und Verdienst. Alle und jede Anstrengung scheiterte an dem gebrandmarkten Namen. In der Verzweiflung bot er sich einem wandernden Bänkelsänger zum Begleiter an; „man würde mich mit faulen Aepfeln werfen, wenn ich es wagte, mich öffentlich mit Dem zu zeigen" — meinte der fahrende Gesell. So ist Rang ein Bettler geworden und lebt von den öffentlichen Almosen der Stadt Nürnberg; seine Frau, von Schande und Noth gedrückt, legte selbst Hand an sich und knüpfte sich auf. Als seinen Hauptunterstützer bei der Herausgabe des Schwarzen Buchs hat Rang den Polizeirath Müller in Dresden angegeben, welcher die Vorrede zu demselben geschrieben, an ihm geändert und Druck und Verbreitung desselben übernommen haben soll.

In Nassau hat sich die Hofpartei auf eine merkwürdige Art an der Tagespresse gerächt. Der Herzog hat ein sehr reiches Einkommen von seinen herrlichen Domänen, und doch reicht es fortwährend nicht aus zu den Kosten der Hofhaltung. Man erzählt sich über letztere recht erbauliche Dinge. Neulich brachten nun einmal eine Wiesbadener und eine Frankfurter Zeitung den Unfug zur Sprache; sofort wurde die erstere unterdrückt, die andere nicht mehr ins Land gelassen.

Die Lage des Augenblicks in Oesterreich ist eine sehr gespannte; vor Allem drängt die ungarische Frage nach einer Lösung hin. Feldmarschall-Lieutenant Palffy ist zum Statthalter von Ungarn ernannt; für gewisse Vergehen werden Militärgerichte eingesetzt.

In Ungarn gehen die Dinge ihren unheilschwangeren Gang. Keine Behörde will zur Aushebung der Soldaten und zur Einhebung der Steuern mitwirken, die Obergespäne der Comitate sind abgesetzt, die Magistrate der Städte danken freiwillig ab. In der Hauptstadt Pesth hat am 30. October der gesammte Magistrat einstimmig beschlossen sich aufzulösen. Der Abdankung ging folgender Auftritt im Stadthause bei voller Sitzung vorher. Schlag 12 Uhr erschien Herr von Koller, ein hagerer großer Mann. Er hatte einen vergoldeten Säbel am Bandelier und einen Orden am Halse hängen. Ernst sprach aus seinen Zügen. Mit fester Stimme gab er sich als Commissar des Königs zu erkennen und forderte den Bürgermeister Rottenbiller auf, das Sitzungsprotokoll vom 8. und 10. Juli herbei zu schaffen, worin die Generalversammlung jenen Protest gegen die gewaltsame Steuereintreibung an den Landtag erhob, wegen dessen die Untersuchung eingeleitet wurde. Als der Redner hinzufügte, daß im Falle der Weigerung Gewalt angewendet werden würde, wurde ein dickes Protokoll herbei geschleppt und dem Commissar vorgelegt. Die Ansprache desselben wurde häufig durch vorsätzliches Räuspern, gezwungenes Niesen und Lachen unterbrochen, sodaß der Redner zweimal um Ruhe ersuchte. Das Blättern im Protokoll, bis das Blatt vom 8. Juli gefunden war, dauerte etwa acht Minuten; Niemand war dem Stellvertreter des Königs beim Nachschlagen behülflich; still vor sich hin lächelnd saßen Bürgermeister und Stadtrichter nebst den Notaren am Platze; Herr von Koller fand endlich das Blatt, streifte es am Rücken fast mit pedantischem Gleichmuth zusammen und schnitt es aus dem Protokolle. Der Rest jenes Protestes war auf die nächste halbe Seite geschrieben; diese wurde mit zahllosen Federstrichen bedeckt, bestreut und nun das Blatt vom 10. Juli gesucht. Die Haltung des Publicums bei dieser langwierigen Arbeit war die frivolste; einzelne Zurufe, Zischen und tausend andere Gemeinheiten veranlaßten den Commissar, das Publicum zu erinnern, daß, falls nicht Ruhe eintrete, er den Saal räumen lassen werde, welche Ansprache wieder mit allgemeinem Zischen beantwortet wurde. Trotz langwierigen Suchens konnte jedoch Herr von Koller den 10. Juli nicht finden, weshalb er einem Notar befahl, das betreffende Blatt aufzuschlagen. Der Notar mußte, wiewohl ungern, gehorchen, schob das Protokoll dem Commissar hin und mit dicken Strichen erlitt dieses Blatt das nämliche Schicksal, wie jenes des 8. Juli.

Der Cardinal von Scitowski, Erzbischof von Gran und Obergespan dieses Comitates, ist dem kaiserlichen Befehle folgend nach Wien gereist, um sich wegen seines schon erwähnten Briefes zu verantworten. Mit Ergebenheit und Ruhe versicherte der achtzigjährige Priester, zur Veröffentlichung sei sein Brief nicht bestimmt gewesen, aber was er geschrieben, sei seine aufrichtige Herzensmeinung. Der Kaiser drückte sein Mißfallen darüber aus, der Erzbischof bedauerte und reiste dann wieder heim. Sein kirchliches Amt soll er ruhig fortführen, die Verwaltung des Comitats ist ihm abgenommen und einem kaiserlichen Verweser übertragen worden.

Im französischen Staatsschatze ist große Ebbe; 100 Millionen Francs müssen ohne Verzug beigeschafft werden, um das vorhandene Deficit zu decken.

Pius IX. soll seinem Ende näher sein als man glaubte. Es heißt, das in seinen Beinen sich ansammelnde Wasser müsse täglich durch einen eigenen Apparat ausgezogen werden, die Entkräftung des heiligen Vaters nehme stündlich zu.

Aus Rußland kommen immer neue Nachrichten von unruhigen Bewegungen, deren Träger vorzugsweise die nach Verleihung einer Reichsverfassung strebenden Studenten in Petersburg, Moskau, Charkow und Kasan zu sein scheinen. Die jungen Männer bilden, wie es einst ganz ähnlich in Deutschland der Fall war, den Vortrab im Freiheitskampf. In Moskau sind die Aufstände mit Waffengewalt unterdrückt worden. In Petersburg sitzen 150 gefangene Studenten in der Citadelle; am 25. October gab es einen harten Kampf zwischen Studenten und Militär. Der oberste Polizeiherr, Graf Schuwalow, hat sein Amt nieder gelegt. Viel Gutes hofft man von der am 30. October erfolgten Rückkehr des Kaisers nach Petersburg. — In Warschau, wo noch immer Verhaftungen vorgenommen worden sind, herrscht Verwirrung bei den obersten Behörden. Seit dem Eintritt des Belagerungszustandes ist übrigens die Ruhe daselbst nicht wieder gestört worden, doch bivouakiren noch immer Truppen auf den Straßen und Plätzen der Stadt.

Auch der griechische Königsthron wankt! Ein großer Theil des Militärs, Senatoren und Beamte, namentlich auch die studirende Jugend, hatten sich verschworen, den König Otto zu entsetzen und zu verjagen. Die Sache ist entdeckt und einundzwanzig Officiere werden demnächst vor das Schwurgericht gestellt werden.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 46. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

17. November.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Mädchenbriefe.

Von Hugo Oelbermann.

1.

Die Wange Dir zu fächeln,
Dich Morgens anzulächeln
Mit Augen glanzumsäumt:
Das ist der Sehnsucht Blüthe!
Das ist was mein Gemüthe
Zu allen Stunden träumt!

Mir sei was mag beschieden —
Ich bin in Dir zufrieden,
In dem mein Glaube ruht!
Am Fenster blüht der Flieder;
Schreib' Du mir balde wieder!
Leb' wohl — und bleib' mir gut!

2.

Ich war eine dunkle Blume
Und wußte Nichts von mir —
Bevor ich im Heiligthume
Der Liebe geruht bei Dir.
Nun duftet zu allen Tagen
Die Rose und glüht zur Nacht,
Und weiß so gar nicht zu sagen,
Was sie so blühend gemacht.

Ich war eine zarte Ranke,
Zitternd und windbewegt,
Bevor ein jeder Gedanke
Sich fest an Dein Herz gelegt.
Nun weht der Winde Sausen
Mich an wie ein Lenzgedicht;
Ich höre der Stürme Brausen —
Aber es rührt mich nicht!

Die Phantasie!

Von Richard Kunisch.

„Cancion, ich habe eine Bitte an Dich."

„Gestrenger Maestro, Freund und Gebieter, befiehl über Deine getreue Sclavin", erwiderte das sechszehnjährige Kind, indem sie sich neben dem jungen Manne auf die Knie niederließ und mit den schelmischen blauen Augen möglichst ernsthaft und würdevoll zu ihm empor zu blicken versuchte.

„Du weißt, ich bin passionirt für das Ballet" —

„Und für die Tänzerinnen", unterbrach ihn ungeduldig die Kleine, indem sie das Köpfchen mit den schweren goldenen Flechten ärgerlich zurück warf, „ich weiß Das, Du hast mich schon oft genug damit gelangweilt. Soll ich etwa jetzt in aller Eile Fanny Elsler werden statt Malibran?"

„Du wirst weder Fanny Elsler noch Malibran werden, sondern Cancion, die neckische und dämonische, wildprächtige und herzinnige Cancion, die mit Niemandem vergleichbar ist."

„Vielleicht doch vergleichbar", erwiderte sie.

„Mit wem?"

„Ein klein Wenig wohl mit Dir, mein gestrenger Lehrer. Bin ich nicht Geist von Deinem Geist? Und was aus meinen Tönen klingt, ist es nicht ein Widerhall der Sprache Deines Herzens?"

Olmar beugte sich herab zu ihr, küßte sie und strich aus ihrem frischen Antlitz das überreiche Haar, dessen üppige Pracht zu schwer fast erschien für das Köpfchen. „Ich weiß nicht, ob Du mir einst für Das danken wirst, was Du von mir hast", sagte er lachend, „viel Unruhe, viel Abenteuer wird es Dir verschaffen, aber" —

„Kein langweiliges Aber! Soll ich Dir mit Rudolph Gottschall's Versen antworten? Ich habe sie auswendig behalten:

„Und wird auch zu des Abgrunds Thor
Die Seele rubelos gestoßen,
So zieht des Denkers Hölle vor
Dem Himmel der Gedankenlosen!"

„Ein weiblicher Faust! Ganz pikant. Schade nur, daß Du nicht ein paar Zoll größer bist."

„Ich werde noch wachsen", erwiderte sie ganz ernsthaft, „jetzt aber sage, was Du befiehlst. Du hast mich neugierig gemacht, und Das ist unausstehlich."

„Als künftige Malibran bist Du doch schon hinter den Coulissen bekannt?"

„Ein Wenig."

„Auch mit den Mitgliedern des Ballets?"

„O ja, obgleich ich mit ihnen nicht verkehre."

„Dann versuche es einmal aus Freundschaft für mich. Du sollst mir nämlich zur Bekanntschaft mit irgend einer möglichst graziösen Tänzerin verhelfen."

Cancion sprang auf, kreuzte die Arme über der Brust und maß Olmar mit flammenden Blicken, ihre Lippe bebte.

„Bist Du böse, carissima?" bat der junge Mann schmeichelnd, indem er ihre Hand zu fassen suchte, welche sie ihm unwillig entzog.

„Wenn Du mit einer von diesen Damen bekannt werden willst, so kannst Du ihre Wohnungen im Theaterbureau erfahren, aber verlange nicht, daß ich mich zu solchen Vermittlungen hergebe."

„Besuch machen? mit einem Dutzend Gecken aller Art „Menge machen?" Nein, Das geht nicht."

„Dann wirst Du darauf verzichten müssen", sagte das Mädchen in gereiztem Tone.

Olmar erwiderte Nichts, zündete eine Cigarre an und legte sich nachlässig in seinen Lehnstuhl zurück.

Cancion warf seitwärts einen verstohlenen Blick auf ihn; er hatte die Augen halb geschlossen und seine Züge hatten einen sehr bemerkbaren Ausdruck von Langeweile angenommen.

Das blonde Mädchen ergriff ihre Mantille und hing sie um, zog langsam die Handschuhe an — er rührte sich nicht und schien ihre Vorbereitung zum Weggehen nicht zu bemerken. Aergerlich warf sie Mantille und Handschuhe wieder auf den Stuhl.

„Du bist heute wieder in sehr liebenswürdiger Stimmung!"

Er antwortete nicht.

Cancion, wie ihr Freund sie nannte, ging mit heftigen Schritten einigemal durch das Zimmer, dann setzte sie sich an den Flügel und sang. Das waren prächtige, gewaltige Töne voll Klang und Gluth. Der Wanderer von Schubert — Olmar hatte seine Stellung nicht verändert — dann der Alpenjäger, das erste Lied, welches sie vor ihm gesungen, damals, vor vier Jahren, als er sie zum ersten Male gesehen, damals, als er ihr zuerst gesagt, sie müsse Künstlerin werden, sie sei dazu geboren.

Als sie geendet hatte, blickte sie auf Olmar. Kein Zeichen verrieth, daß er wisse, was um ihn her vorgehe. Schmollend stand die Sängerin auf. „Du bist eigensinnig wie das verzogenste Kind! — Und weshalb, wenn man fragen darf, bist Du denn so versessen auf Deine Tänzerin? Was willst Du denn von ihr?"

„Ich will sie lieben", erwiderte Olmar kaltblütig, indem er langsam den Rauch seiner Cigarre in zierlichen Ringen von sich blies.

Cancion lachte spöttisch. „Lieben! Das hast Du ja längst schon vergessen und verlernt. — Willst Du den Versuch machen, Dein Herz wieder zu verjüngen und zu heiligen? Ein besseres Mittel dazu, als eine Balletttänzerin, könntest Du freilich nicht finden. Fanny Elsler tanzte Goethe, wie ein Kritiker von ihr schrieb; ich werde mir Mühe geben, eine Andere zu finden, welche Paul und Virginie tanzt und Frithjof und Ingeborg."

„Spotte nicht über den Tanz", sagte der junge Mann, „Faust und Werther kann man freilich nicht durch entrechats ausdrücken, — ist aber unsere polque tremblante in ihrem hüpfenden Frohsinn nicht verwandt mit Beranger's Liedern, und ist der Fandango nicht gleich einem verkörperten Gedicht von Alfred von Musset? Mag die Musik himmelan ziehen, auf Flügeln des Gesanges schwebt man nicht immerdar, die Anziehungskraft der Erde, deren Kinder wir sind, zieht uns herab aus dem kühlen Aether zur süß verlockenden irdischen Lust. Was wir auf unserem Fluge träumten, Das wollen wir verkörpert schauen, und ein verkörperter Traum ist der Tanz."

Cancion wandte sich ab und eine Thräne perlte in ihren funkelnden Augen.

„Lebe wohl", sagte sie nach einer langen Pause.

„Adieu, mon enfant."

In einem ärmlichen Stübchen saß einsam ein Mädchen, halb Kind, halb Jungfrau. Sie hatte die Hände in den Schooß gelegt und blickte träumerisch vor sich hin. Aber die Träume mußten gar lieblich sein, denn lieblich und strahlend war der Ausdruck ihres blühenden Angesichts. War denn das Zimmer ärmlich? Bewahre. Wie golden schien die Morgensonne hinein, warf so lange Strahlen, daß alle Räume glänzten von Licht! So schön hatte die Sonne gestern noch nicht geschienen, gestern nicht und auch an keinem anderen Tage. Auch die Blumen am Fenster waren seit gestern Abend viel frischer und duftiger geworden. War denn ein Zauber seit gestern Abend über sie gekommen? Gestern Abend! Das Clärchen ward plötzlich ganz roth. Dann stand sie auf, trat vor den Spiegel, warf einen verschämten Blick hinein und ordnete ihr Haar. War es denn in Unordnung gerathen? Heute nicht, bewahre, aber gestern Abend — ja, gestern Abend freilich, da hatte eine Hand mit den braunen Flechten lange gespielt, nicht ihre eigene Hand, — aber eine so liebe, liebe Hand! War nicht ihr Haar über Nacht anders geworden? Sie fand es heute so hübsch, so glänzend, so weich! Einer der Zöpfe hatte sich gelöst. Sie nahm ihn, betrachtete ihn lange, sah sich scheu um, ob sie auch allein sei, und berührte ihn dann mit den Lippen. — Ob es dieselbe Stelle war, welche er gestern geküßt hatte? Sie blickte wieder in den Spiegel. Ja, sie war wirklich hübsch, Das sah sie heute zum ersten Male. Die Stirn war blendend weiß, die Augen leuchteten, der Mund lächelte voll Liebreiz und Frische. Waren ihre Lippen denn immer so roth gewesen? Oder waren sie es erst seit gestern Abend? Denn gestern Abend — sie barg das erglühende Gesicht in die Hände — gestern Abend — nun ja, das süße Geheimniß war ja doch kein

Geheimniß mehr — — gestern Abend war ihr jungfräulicher Mund zum ersten Male geküßt worden! — Ach! und so innig! und so glühend! — Ein Schauer des Entzückens überlief das verschämte Kind. Und nicht blos ihre Lippen waren geküßt worden, ach, ihre Hände, ihre Augen, ihre Stirn, ihr Hals, ihre Schultern — glühten sie nicht noch immer? — Und der schöne berauschende Traum war kein Traum, er breitete sich aus über ihre ganze Zukunft, ein Tag wird jetzt sein wie der andere — wird denn so viel Glück zu ertragen sein? — Jeder Tag wie der gestrige Abend — nein, ach noch ganz anders! — In ein paar Jahren — still, still! Feuergluth strömt über ihr Antlitz, sie eilt ans Fenster, öffnet es, lehnt sich weit hinaus in die frische Morgenluft. Der Wind spielt mit ihrem Haar — mit seinem Haar! — die Sonne leuchtet auf ihre Augen und Lippen — seine Augen, seine Lippen! Denn was sie hat und was sie ist, Das ist ja jetzt Alles sein, Nichts mehr ihr eigen, sie ist seine Braut! Ein jubelnder Ausruf des Entzückens entrang sich ihrer Brust — — da legte sich ein Arm um ihre schlanke Taille — ihr Busen hob und senkte sich, als wollte er das knappe Mieder zersprengen — und heiße Lippen preßten sich zärtlich auf ihren Nacken — erglühend wandte sie sich langsam um, da stand er vor ihr, ihr verkörperter Traum, ihre Gegenwart, ihre Zukunft, ihr Bräutigam! Und sie warf sich an seine Brust und brach in einen Strom von Thränen aus, Thränen der Lust, Thränen der Seligkeit, Thränen der erglühenden Braut.

Es war ein hübscher, stattlicher Jüngling, der Auscultator Mellentin; in wenigen Jahren wurde er Kreisrichter, und dann heirathete er das blühende Kind, mit welchem er sich gestern Abend verlobt hatte. Er war Bräutigam! Er, der bis dahin noch nie mit Mädchen in Berührung gekommen war, der die Liebe nur aus Büchern kannte und dessen Lippe noch nie geküßt hatte, er hatte nun plötzlich eine Braut, und solch eine liebreizende wundervolle Braut! Es war ihm, als habe er bis jetzt geschlafen und sei jetzt erst zum Leben erwacht! Und wie war dies Leben schön! Ein junges, schönes Mädchen hatte für ihn früher nur etwa so existirt, wie am Himmel die Sterne. Man sieht wohl einmal mit stummer Bewunderung flüchtig zu ihnen herauf, aber nur ganz flüchtig. Das ist ja eine ganz andere Welt. Daß solch ein glänzender Stern unser eigen sein könne, daran denkt man ja gar nicht. Und woher war ihm nur plötzlich dieser Muth gekommen, daß er dies liebreizende Mädchen herzte und küßte und Du nannte, während er doch früher sie nie ohne Scheu anzureden gewagt hatte? Wie war denn das Alles gekommen? Ja wer Das wüßte! Er war hieher gekommen als Auscultator, hatte eine Wohnung gesucht und bei der verwitweten Frau Schmidt gefunden, er hatte auf der Treppe und in dem Hausflur seine Wirthin und das Clärchen oft gesehen, mit ihrer jüngsten Schwester, der achtjährigen Bertha, war er allmälig ganz intim geworden, hatte mit ihr gespielt, wenn sie zu ihm kam — so war er allmälig auch mit der älteren Schwester und der Mutter bekannter geworden, hatte ihnen Bücher geliehen, bisweilen auch vorgelesen, während sie arbeiteten. Denn sie waren sehr arm, Das hatte er bald bemerkt, und lebten gar kümmerlich von ihrer Hände Arbeit. Und daß das Clärchen einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf ihn machte, daß ihm sonderbar zu Muthe war, wenn er neben ihr saß, und noch sonderbarer, wenn sie mit ihren treuen braunen Augen voll Unschuld ihn anblickte, Das hatte er wohl längst schon gemerkt. War sie doch das erste junge Mädchen, mit welchem er verkehrte. Denn in seines Vaters Hause — die Mutter hatte er früh verloren — gab es kein weibliches Wesen, außer einer alten Dienerin; auf Schulpforte hatte er eben so wenig Damenbekanntschaften machen können und die Universitätszeit hatte er in Jena und Gießen nur mit den Genossen seiner studentischen Verbindung verlebt. War es da ein Wunder, wenn ihm ganz eigen um das Herz wurde, als er nun plötzlich so vertraulich mit seiner schönen Nachbarin verkehrte?

Aber Das hatte nun doch ein halbes Jahr unverändert gedauert. Wie war es denn nun gekommen, daß er seit gestern Abend plötzlich Bräutigam war?

Ja wer Das wüßte! — Er war gegen Abend in das Zimmer der Familie getreten, um Clara ein Buch zu bringen. Das Mädchen war allein, saß am Fenster und nähte. Er hatte sich neben sie gesetzt und ermahnt, das Nähen zu lassen, Das schade ihren Augen. Und als sie es nicht that, da wollte er neckend ihr die Arbeit wegziehen, und dabei ergriff er aus Versehen ihre Hand. Er erschrak ein Wenig darüber, aber er behielt sie doch, und Clara zog sie ihm auch nicht weg. Aber die warme weiche Hand des Mädchens zitterte, und seine Hand begann allmälig auch zu zittern. Und Beide sprachen kein Wort, aber dem jungen Manne wurde so wunderbar ums Herz, als sei eine Verzauberung über ihn gekommen. Und er beugte sich langsam auf die weiße, zierliche Hand herab und küßte sie. Die erste Mädchenhand, welche seine Lippe berührte! Das kam wie ein Rausch über ihn. Und als er aufblickte zu ihr und fürchtete, sie möchte zornig sein, da sah er das reizende Gesicht ganz dicht vor sich, mit niedergeschlagenen Augen, mit erglühenden Wangen, aber gar nicht erzürnt. Und er blickte auf ihre süß schwellenden Lippen — wie es kam, er wußte es nicht, aber er fühlte, daß sein Mund sich auf den ihren preßte. Und was dann geschah, Das war wie ein Traum, aber ein berauschender Traum.

So war das Clärchen seine Braut geworden seit gestern Abend.

Sind sie erst verheirathet, dann zieht Clärchens Mutter und die kleine Bertha zu ihnen und mit aller Noth hat es dann ein Ende. Bisher hatten Mutter und Tochter oft gar trübe in die Zukunft geblickt, wo Noth und Elend ihrer harrte bis zum Tod. Das war jetzt wie durch einen Zauberschlag Alles verändert; jetzt gab es nur lauter Glückseligkeit bis in den Tod.

„Mutter, Mutter", jubelte das Clärchen, „wie bin ich doch so glücklich, daß ich es gar nicht sagen kann! Stirbt man denn nicht von so Viel, Mama?" Und sie umschlang die Mutter und preßte ihr glühendes Angesicht an die Brust der Geliebten.

Und jetzt ist ein Jahr seit jenem Abend vergangen, ein seliges, wonnevolles Jahr, und Victor Mellentin ist heute Referendarius geworden. Nun dauert es gar nicht mehr lange, da ist er Kreisrichter!

„Mon ami, verzogenen Kindern muß man ihre Wünsche erfüllen, sonst werden sie unartig. Wenn Du wieder hübsch artig werden willst, darfst Du heute Nachmittag zu mir kommen, mich um Verzeihung bitten dafür, daß Du neulich so langweilig warst, und dann — nun dann werde ich vielleicht so gnädig sein, Dir zu verzeihen und — bist Du neugierig? — Vielleicht findest Du noch Jemanden bei Deiner getreuen Sclavin, Freundin und Schülerin Cancion."

Ein paar Stunden später trat Olmar in das Zimmer der künftigen Sängerin. Sie saß auf ihrem Sopha, erhob sich nicht, nickte mit komischer Würde ein Wenig mit dem Köpfchen und deutete auf ein zu ihren Füßen liegendes Kissen, indem sie ihm sehr ernsthaft die kleine Hand hinhielt. Olmar kniete lachend nieder, küßte zärtlich die weiße Hand und sagte: „Ich bekenne in Demuth, daß ich mich am vorigen Mittwoch gegen meine liebenswürdige Besucherin der achten Todsünde, der Langweiligkeit, schuldig gemacht habe, und ich bitte um gnädige Strafe.“ Cancion erhob sich, setzte sich auf einen Lehnstuhl vor den Spiegel und sagte, indem sie das Netz abnahm, welches ihr Haar gefesselt hielt: „Deine Strafe mag darin bestehen, daß Du mein Haar flechtest und ordnest.“ In vollen goldenen Strömen, gleich einem prächtigen Mantel, rollte ihr duftiges Haar rings bis auf den Boden. Olmar, dem diese Gunst nicht zum ersten Male zu Theil ward, begann sein Geschäft, aber mit sichtlicher Eilfertigkeit. Er ließ nicht, wie sonst wohl, die schwere Lockenfülle spielend über seine Finger rollen, er beugte seine Lippen nicht herab auf die duftigen Flechten, die schnell und sorglos geordnet wurden. Cancion, welche im Spiegel jeder seiner Bewegungen folgte, erröthete vor Aerger. Endlich sprang sie auf. „Du bist ungeschickt“, sagte sie und riß ihm die Flechten aus der Hand.

„Ich erwarte heute eine gefeierte Tänzerin bei mir“, sprach sie in kaltem, gleichgültigem Tone. „Olga Westen, die erst ein paar Mal in Berlin debutirt hat und jetzt hier engagirt ist, wird zu mir kommen. Hast Du von ihr schon gehört?“

„Noch nie. Du weißt, daß ich keine Theaterzeitung lese und das Theater nicht besuche — so lange Du noch nicht auftrittst.“

Cancion lächelte spöttisch. „Fräulein Westen ist aber schon ziemlich berühmt, obgleich sie erst vor Kurzem ihr erstes Debut gegeben hat. Wahre nur Dein Herz, denn sie ist kalt wie Marmor. Uebrigens ganz nach Deinem Geschmack, bis auf den ersten Eindruck.“

„Das heißt, sie ist häßlich?“

„Durchaus nicht, sie ist hübsch; aber sie sieht nicht bedeutend aus. Sie kann sich nicht äußern, weder durch Blick noch durch Wort. Ihre einzige Sprache ist der Tanz, aber ich habe geweint vor Neid, als ich sie zum ersten Male diese Sprache sprechen sah. Ich weiß jetzt, daß der Tanz in Rausch und Entzücken und süßen Wahnsinn versetzen kann. Wenn die Rachel Tänzerin gewesen wäre, sie hätte getanzt wie die Westen.“

„Das ist ein kühnes Wort.“

„Nicht zu kühn. Sie tanzt die Poesie der Hölle und, was das Wunderbarste ist, sie tanzt zugleich nur sich selbst. Sie hat ihre eigenen Pas, ihre eigenen Entrechats, welche sie selbst erfand, die Niemand ihr nachmachen kann. Jeder ihrer Tänze ist ein improvisirtes dämonisches Gedicht, voll Gluth, voll Leidenschaft, voll herzbethörender, sinnverwirrender wilder Grazie.“

„Wie Dich ein Tanz begeistern kann!“

„Spotte nur; Das ist es eben. Ich habe geweint, daß ich keine Tänzerin bin.“

Und es zuckte um den schönen Mund der Sängerin, aber sie verbiß trotzig die Neigung zum Weinen.

Draußen rauschte ein Gewand, es klopfte an die Thür.

Olmar erhob sich erwartungsvoll.

Eine große schlanke Dame trat ein, stutzte, als sie Olmar erblickte. „Mein Freund, Erzieher, Lehrer, Protector und so weiter“, sagte Cancion scherzend, indem sie den jungen Mann vorstellte. — „Fräulein Olga Westen!“

Olmar betrachtete sie mit doppeltem Interesse. Sie war die erste Tänzerin, mit welcher er persönlich bekannt wurde, und sie war nach Dem, was er so eben gehört, eine Erscheinung, welche ihn mächtig anziehen mußte.

Je länger er sie betrachtete, desto interessanter wurde sie ihm. Sie hatte regelmäßige Züge, schwarzes Haar, schwarze Augen. Ihre Gestalt war schlank und voll, ihre Bewegung anmuthig und sicher. Ihre Züge waren, wie Cancion voraus gesagt hatte, wenig belebt, aber bisweilen glaubte Olmar einen flüchtigen Blitz in den Augen, ein flüchtiges Zucken um den Mund wahrzunehmen, das von der „Rachel des Tanzes“ Kunde gab.

Wie immer, wenn er sich angeregt fühlte, entfaltete Olmar alle Schätze seines Geistes. Die junge Tänzerin lauschte aufmerksam dem Feuerstrom seiner Rede. Olmar bemerkte, daß er sie blende, daß er ihr imponire. Ihre Augen hingen an seinen Lippen, ihre Wangen rötheten sich, — der Marmor belebte sich.

Stunde auf Stunde verging, der Abend dunkelte, die junge Tänzerin erhob sich — Olmar glaubte zu bemerken, daß sie es mit sichtlichem Widerstreben thue. Cancion drang in sie, zu bleiben, und sie setzte sich wieder. Der junge Mann warf seiner Freundin einen dankbaren Blick zu und preßte verstohlen ihre kleine Hand.

Lichter wurden angezündet, Cancion setzte sich an den Flügel und sang. Sie hatte eine schmelzende Liebesarie von Hasse gewählt. Olmar saß neben der jungen Fürstin des Tanzes auf dem Sopha, seine Hand streifte ihr Gewand, sein Blick hing heißer und immer heißer an ihrem gesenkten Auge. Bisweilen schlug sie es, flüchtig wie ein Blitzstrahl, auf zu dem jungen Manne, und glühendes Roth überhauchte ihre Züge.

Wie sie verführerisch war in dieser süßen Verwirrung!

Spät erst trennte man sich. Olmar bot der Tänzerin seine Begleitung an, da ihr Kammermädchen noch nicht gekommen war. Auf der Straße herrschte schon völlige Dunkelheit. Sie gingen langsam über die Promenade; ihr Arm, der auf dem seinen ruhte, mußte das ungestüme Schlagen seines Herzens fühlen. Auf der Bastei, dort, wo der Strom vorüber fließt, wagte Olmar mit seiner Begleiterin stehen zu bleiben. Alles war dunkel und still. Ein einsamer Wanderer nur stand dort und blickte hinab auf die Wogen, aus denen alle Sterne des Himmels herauf glänzten. Als Olmar mit seiner Begleiterin dort Halt machte, entfernte er sich langsam. Der junge Mann dankte ihm im Herzen; er hatte den Referendarius Mellentin erkannt.

Alles war still ringsum, aber zwei junge Herzen schlugen heiß und stürmisch.

Olmar ergriff die Hand der jungen Tänzerin und flüsterte ihren Namen. Sie schwieg und überließ ihm willig die Hand. Er schlang den Arm um sie und zog sie an sich heran — ein kurzes Widerstreben nur, dann brannten ihre Lippen heiß auf seinem Munde, und der schlanke, volle Wunderbau der Fürstin des Tanzes lag in hingebender Seligkeit an dem Herzen des Jünglings.

„Madonna mia“, sagte Olmar, als er vor ihrem Hause von ihr schied, „gieb mir ein Zeichen, daß dieser Abend mit all seinem Märchenzauber kein Traumbild war.“

Sie nahm eine Schleife von ihrem Busen und reichte sie ihm. Er küßte leidenschaftlich das Band und die Hand. „Auf morgen also!“ — „Auf morgen!“ flüsterte sie zärtlich. Dann war sie verschwunden. (Fortsetzung folgt.)

Berliner Genrebilder.

Von Schmidt-Weißenfels.

I. Das literarische Theaterpublicum.

Daß Berlin an der Spree die nordische Metropole der Intelligenz sei, daran zweifelt kein Mensch, die Berliner am Allerwenigsten. Es muß ja der Fall sein, da in Berlin eine Akademie, eine Universität, Hoftheater und Gott weiß wie viel andere Treibhäuser der Bildung existiren. Hier ist Jedermann gebildet und ein Professor kein so großes Thier wie in einer Provinzialstadt. Viel Waare macht sie billig, und wie unverschämt, oder wie der gebildete Berliner sagt: „ausverschämt" auch der Einzelne sei, er findet immer eine Legion, welche ihn darin noch übertreffen. Also kein Zweifel, Berlin ist das preußische oder gar deutsche Athen — hier allein hat die deutsche Bescheidenheit das Obertribunal zur Entscheidung über alle literarische wie künstlerische Dinge hin verlegt, weil hier allein die Unverschämtheit oder vielmehr „Ausverschämtheit" der Bildung am Prätentiösesten sich spreizt.

Kein Wunder, daß jedes Berliner Kind ein Kritiker ist. Als Straßenjunge hat er es gelernt, über Alles die herrlichen Berliner Witze zu machen; der Schulbube verknetete seinen Mutterwitz mit einigen Zeilen des Tirociniums; der Commis, der Referendarius, oder was sonst aus dem Schulbuben wird, mischt dazu noch seine billig erworbenen Lebenserfahrungen und lernt die Schlagwörter der Zeitungen gebrauchen. Er ist nun ein vollendeter Kritiker geworden, und Nichts giebt es auf Gottes weiter Welt, worüber der an die Dreißig gekommene Berliner nicht das allergescheidteste Urtheil abgeben könnte. Alles ist ja besser in Berlin oder wenigstens eben so schön wie anderswo. Der Berliner kennt alle Länder aus der geographischen Stunde; er hat die Schönheiten der Welt, von denen er gelesen, sich in Berlin ausgedacht und ausgeschmückt; er kennt durch seine Zeitung, die auch Alles weiß, Alles in der Welt. Wenn er auf Reisen ist, erstaunt er daher über Nichts und Ben Akiba's Wort erhält erst durch ihn seine wahre Bedeutung. „Alles schon dagewesen!" natürlich in Berlin. Die Stephanskirche in Wien ist für den Berliner zwar schön, aber auch in Berlin giebt es schöne Kirchen und jedenfalls haben am Bau des Stephansthurmes Berliner mit geholfen, sonst wäre er nicht so schön wie er ist. Die Alpen — nun, recht großartig, aber sich großartiger vorgestellt habend, weil Byron's Manfred gelesen, der in wildem Felsgeklüfte seine todte Astarte ruft. Sonstige Schönheiten der Natur — nun ja, aber bei Berlin ist auch eine „scheene Jejend", wohl etwas sandig, aber nicht ohne Reiz. Der Thiergarten ist doch des non plus ultra aller Wälder und Parks...

Die Geschichte könnte sehr lang werden und ich will damit doch nur eine Einleitung geben. Aber noch so Viel gehört zum Abschluß derselben, daß nämlich diese prätentiöse, arrogante, unverschämte Kritikerei der Berliner weniger einem gerechten Stolz und Selbstbewußtsein entspringt, als dem überall anzutreffenden Großmaulthum des Parvenu. Der Berliner will ein großes Thier sein und sucht überall sich in die ersten Reihen zu drängen, damit die Leute ja sehen, er sei immer oben auf. Nur die Hohlheit ist zugleich Aufgeblasenheit, und wer nur halb Etwas ist, will ganz etwas Außerordentliches scheinen. Ein czechischer Böhme hat die Manie, alle großen Componisten in Böhmen geboren oder mindestens durch Böhmen gebildet sein zu lassen. Alle Musik stammt nach ihm aus Böhmen. Der Berliner ist der Allerweltserfahrene, der Alles auch am Besten weiß und dessen Urtheil, nach ihm, das einzig entscheidende ist.

Wir haben in Croquis den Berliner im Allgemeinen gezeichnet — nun denke man sich erst den Abhub der Bildung! Das sind natürlich lauter Rhadamantusse, sehr gescheidte Leute, wirkliche Kritiker, die mitleidig auf den kritischen Plebs herab sehen: Professoren, die bei Stehely ihre literarische Bildung Nachmittags ergänzen; Doctoren, die nicht umsonst Philosophie oder Jus studirt haben wollen; Journalisten, welche mit dem Amt auch den Verstand haben müssen; jüdische Banquiers, welche neben dem Courszettel noch die Nationalzeitung halten und auf deren Unfehlbarkeit schwören; Autodidakten, die sich bilden und doch beweisen wollen, daß sie gebildet sind; Commerzienräthe, welche die Mäcene unserer Virgile und Horaze spielen und alljährlich zweimal einige Künstler abfüttern; pensionirte Räthe vierter Classe, welche aus Langeweile den Lack höherer literarischer Bildung annehmen und mit dem Titel alles Fehlende ausstopfen; Ehefrauen von Zeitungsredacteuren und Professoren, die ihren Männern keine Schande machen wollen, ihre Verwandte und sonstiger Anhang — Das sind die Elemente des sogenannten höher gebildeten Publicums, welches regelmäßig die curulischen Stühle im Schauspielhause besetzt, wenn bei kleinen Preisen eine dramatische Novität zur Aufführung gelangt. Das ist das allgewaltige Parkett dieses Abends — ein eigenthümlicher Salon, in dem Einer den Anderen kennt und Jeder thut, als sei er zu Hause, nur daß er kein Butterbrod mit Käse ißt.

Im ersten Rang sitzt ebenfalls ein eigenthümliches Publicum während des Abends, an welchem ein neues Stück zur Aufführung kommt. Auch dieses Publicum will mehr als das gewöhnliche neugierige sein, welches sonst an dieser Stelle die Zeit vom Mittage zum Abendbrod verbringt; es will auch kritisiren, aber als vornehme Welt, nicht professionell, sondern aus Geschmack. Etliche Lieutenants unterstützen die Damen darin; einige Generäle sind nur zur Decoration da; die Väter Geheimräthe und öffentliche Räthe sind die Erfahrenen, welche die Töchter im Zwischenact, wenn der Lieutenant geredet hat, belehren, sich aber gemeinhin galant gegen die Urtheile Anderer benehmen.

Im zweiten Rang ist das empfänglichere Publicum der Freibillets, welche die Schauspieler und Schauspielerinnen, die Theaterbeamten und sonstige mit freien Entrees für diese ersten Vorstellungen von der Intendanz Begnadete ihren Verwandten oder Gläubigern überlassen haben. Sie urtheilen nicht, diese Leute, als höchstens zwei Tage nachher, wenn sie die Kritiken in den Zeitungen gelesen haben. Nur einige verbissene Recensenten der Theaterjournale oder ohne feste Anstellung sitzen stumm und brütend in einer Ecke wie der Berg der Dreißig in der Nationalversammlung von 1789. Sie nehmen ihren Mann oder ihr Weib aufs Korn und verfolgen blutgierig das Spiel ihrer Opfer; denn Opfer müssen sie sein, Das ist Ordre der Agenten. Während der Zwischenacte stilisiren sie in Gedanken den Bericht über sie; die bestellten Lobartikel sind schon fertig bis zum Ausfüllen.

Auch einige Claque ist hier aufgestellt, eben so im Parterre und Parkett — kunstvoll vertheilt, um in geeignetem Moment ein wundervolles Spiel der Harmonie zu „ensembliren", einen Klatschchorus, der den Erfolg des Abends vorbereitet und möglichst zu bestimmen hat. Er bestimmt ihn freilich nicht, wenn das Gros des Parkett ungnädig ist; aber die Schauspielerinnen lassen sich durch ihn wenigstens noch vor dem Stück retten.

Nach dem ersten Act erhalten die Corridors des Parkett ein auffallendes Leben. Von rechts und links stoßen Gruppen von alten und jungen Herren zusammen, denen man an den Amtsmienen, welche sie selbst wider Willen tragen, ansieht, daß sie ex officio das Urtheil zu sprechen haben. Ein Nestor der Berliner Kritik mit weißem Haar und ein paar gutmüthigen Augen hält einen flüchtigen Vortrag über seine Reminiscenzen am Theater, in so weit sie ihm bei Gelegenheit des neuen Stücks eingefallen sind. Ein paar Andere von der Kritik berechnen bereits mit mathematischer Genauigkeit nach dem ersten Act den Erfolg des Ganzen; ein Dritter zieht Erkundigungen über den Autor ein; ein Vierter declamirt über die Fehler des ersten Actes und sucht einem Opponenten seine Ansichten beizubringen. Um den oft sehr laut debattirenden kritischen Knäuel schleichen anscheinend absichtslos die Jungen, welche sich in eigener Beurtheilung nicht recht sicher fühlen. Sie suchen ein paar Worte der ergrauten und renommirteren Praktiker zu erhaschen, die ihnen dann als Anhaltepunkte ihrer kritischen Analyse dienen. Auch sucht Dieser und Jener vom Handwerk seine Bekanntschaften mit den Collegen zu erweitern und durch neue Ideen die Achtung der Nestoren zu erwerben.

Zwischen dem zweiten und dritten Act theilen die Herren der Kritik ihren Freunden und Nachbarn ihre Ansichten über das Stück mit. In einigen Minuten weiß das Parkett, woran es sich zu halten hat; die Stichworte sind ausgegeben, und kaum ist der schließliche Erfolg des Stückes ein anderer, als ihn das Parkett in der Mitte des Abends schon feststellt. Wer noch Zweifel hegt oder eine neue Entdeckung gemacht hat, trägt sie nach dem dritten Act auf den Corridor und sucht hier bei den Collegen Erleichterung. Eine wunderbare Harmonie der Ansichten hat sich schon entwickelt, und sehr selten, daß Einer für sich selbständig denkt, was die Anderen nicht denken. Wie das Urtheil gemeinhin lautet, kann man sich vorstellen; wissen doch die Berliner ungeheuer Viel und sind sie doch die Kritiker par excellence! Nächsten Tages schreiben sie, die Kritiker, fast Alle über Einen Leisten, und die Welt wundert sich, wenn sie die Berliner Recensionen liest, daß alle Deutsche nicht so gut unter einen Hut gehen wie alle Berliner Kritiker.

Aus der Woche.

Die Sammlungen für eine deutsche Kriegsflotte gehen noch immer allenthalben vorwärts, und man darf sich dessen wohl freuen, zumal da man sehen kann, wie sehr sich fremde, namentlich dänische Zeitungen darüber ärgern. Eins steht aber fest: etwas gar so Außerordentliches ist es nicht mit diesen Beiträgen, die bis jetzt auf etwa ¼ Million Thaler in Summa sich belaufen mögen. Da war es in Frankreich anders, als 1803 der Gedanke, die französische Flotte sei der englischen gegenüber zu schwach, verbunden mit dem Plane, selbst eine Landung in England zu bewerkstelligen, das ganze Volk begeisterte. In kurzer Zeit entfaltete sich eine patriotische Agitation über das ganze Land, große Städte steuerten ganze Linienschiffe ersten Ranges, die einzelnen Departements besteuerten sich selbst je nach der Zahl und dem Wohlstand der Bevölkerung, einzelne Reiche blieben auch nicht zurück, und bald waren mehr als 10 Mill. Thaler an freiwilligen Beiträgen zusammen gekommen. Und damals hatte Frankreich nicht etwa eine Reihe von Friedensjahren hinter sich, sondern die Stürme der Revolution und vor der Revolution die das Land aussaugende heillose Finanzwirthschaft. So geht denn hin und thut desgleichen! Ohne eine so allgemeine Opferwilligkeit wird das an sich sehr anerkennenswerthe Streben Einzelner für Förderung der guten Sache keine großen Folgen haben. Eben hat eine Berliner Verlagshandlung die Herausgabe eines historischen Romans von E. H. von Dedenroth: „Hermann, der erste Befreier Deutschlands", angekündigt mit der Erklärung, daß sie von jedem verkauften Exemplare desselben ⅓ Thaler zur deutschen Flotte abgeben wolle, was, wie sie hoffnungsreich beifügt, bei nur 30,000 Exemplaren 10,000 Thaler ausmachen würde. Sollte sie wirklich so überschwängliche Hoffnungen auf das deutsche Publicum setzen, welches bekanntlich Romane nur aus Leihbibliotheken liest?

Das preußische Königspaar ist in Breslau, wo es in Begleitung mehrerer Prinzen am 11. November eintraf, mit einem großartigen Festzuge, an welchem die gesammte Bürgerschaft der schlesischen Hauptstadt sich betheiligte, empfangen worden. Tags darauf erfolgte in feierlicher Weise die Enthüllung des Standbildes Friedrich Wilhelm's III.

Die Landtagswahlen in Preußen versetzen das ganze Volk in außergewöhnliche Aufregung, und alle Parteien sind rührig, um ihre Gesinnungsgenossen wo möglich „durch zu bringen". Sehr unangenehm hat eine Erklärung der ministeriellen Sternzeitung berührt, in welcher vor den Wahlen von Männern der sogenannten deutschen Fortschrittspartei gewarnt nud widrigenfalls — ein „Rückschlag" in Aussicht gestellt wurde. Warum sollen Männer wie Schulze-Delitzsch, Waldeck &c., die doch offen und ehrlich auf dem Boden der Verfassung stehen, nicht im Hause der Abgeordneten sitzen? Auch ein Rundschreiben des Ministers Grafen Schwerin predigt ähnliche Lehren, indem Preußen Männer der „rechten Mitte" brauche. Der alte Varnhagen hatte Recht, als er sagte: Wenn ein Liberaler Minister wird, so ist er deshalb noch kein liberaler Minister.

Der Bund zwischen den vor Gewerbefreiheit sich scheuenden Handwerkern und den Junkern der schlimmsten Sorte, welcher ein so heiteres Moment in der Geschichte unserer Tage bildete, ist schon wieder im Zerfallen begriffen. Einer der schwatzhaftesten Vertreter dieser Handwerkerpartei war bisher der Berliner Schuster Panse; allein auch ihm ist die unnatürliche Hinneigung zu den erklärten Feinden des Bürgerthums und des freiheitlichen Fortschritts übel bekommen. In einer kürzlich von der reactionären Partei in Berlin veranstalteten Urwählerversammlung — die übrigens zum großen Schmerze ihrer Veranstalter zum Gegentheil des beabsichtigten Zwecks, nämlich zur Begründung eines liberalen Wahlvereins führte — erschien auch Herr Panse, ergriff das Wort und stellte sich, zur größten Ueberraschung der Anwesenden, als ein schmählich mißbrauchtes Opferlamm der conservativen Partei dar; er habe mit der Politik Nichts

zu schaffen; übrigens aber würden sämmtliche Handwerker gern mit der liberalen Partei gehen, wenn diese nur nicht das fatale Wort „Gewerbefreiheit" auf ihre Fahne geschrieben hätte; so aber wollten sie die Gewerbe o r d n u n g conserviren und darum schlössen sie sich den Conservativen an. Nun ging's aber los. Nachdem Panse ausführlich nachgewiesen, daß Prüfungen der Handwerker (Meisterstück 2c.) unbedingt nothwendig seien, mußte er kleinlaut zugestehen, daß er selbst nie eine Prüfung bestanden, sowie daß er sein eigenes Geschäft als eine „F a b r i k" fertiger Stiefeln 2c. bezeichne und eine „Niederlage f r e m d e r Stiefeln" führe. Damit war Panse moralisch todt — und so wird es Allen gehen, welche noch immer der unausweichlichen und heilsamen Gewerbefreiheit mit armseligen Einwänden sich entgegen stellen wollen.

Im Königreich Sachsen ist so eben das Gesetz, eine Abänderung des Heimathsgesetzes von 1834 betreffend, publicirt worden, welches mit dem früher erschienenen Gewerbegesetze im engsten Zusammenhange steht, indem es namentlich in Rücksicht auf das platte Land, welches nunmehr in gewerblicher Beziehung den Städten gleich gestellt ist, die Heimathsverhältnisse regelt und die Erlangung des Heimathsrechts unabhängig macht von dem gewerblichen Aufenthalt. Das Bürgerrecht allein begründet in Zukunft die Heimathsangehörigkeit nicht mehr, wohl aber giebt die Ansässigkeit mit einem Wohnhause und das fünfjährige Wohnen in demselben nach wie vor den Anspruch auf das Heimathsrecht am Orte. Es giebt also in Sachsen künftig nur noch drei Rechtstitel für Begründung der Heimathsangehörigkeit: Ertheilung, Geburt und fünfjährige Ansässigkeit mit Wohnsitz.

In der württembergischen Abgeordnetenkammer haben die Anhänger des Schutzzollprincips sich heftig gegen den Abschluß eines Handelsvertrags zwischen dem Zollverein und Frankreich ausgesprochen, aus Furcht, die deutsche Industrie möchte darunter leiden. Uebertrieben sind dergleichen Befürchtungen jedenfalls, denn von deutscher Seite ist das Interesse der deutschen Industrie nach jeder Richtung hin in den bisherigen Verhandlungen stets gewahrt worden.

In Mecklenburg finden neuerdings ungewöhnlich viele Brandstiftungen auf dem platten Lande statt, und regelmäßig brennt es da, wo Dreschmaschinen arbeiten. Obschon zwanzig Jahre Zuchthaus auf dem Feueranlegen stehen und noch Prämien von 300 bis 500 Thaler auf die Entdeckung der Thäter gesetzt worden sind, so ist doch bis jetzt Nichts heraus gekommen. Die Zustände der mecklenburgischen Landbevölkerung sind furchtbar, allein es bleibt dort Alles beim Alten, da das Volk keine Stimme in öffentlichen Angelegenheiten hat und die Junker allein im Landtage die Herren spielen.

Der von der Hamburger Bürgerschaft niedergesetzte Ausschuß zur Berathung der Gewerbefrage hat sich für Einführung der Gewerbefreiheit entschieden; Senat und Bürgerschaft werden dem wohl beistimmen.

Es gehen schon seit längerer Zeit dunkle Gerüchte, deren Inhalt sehr leicht auf ihren Ursprung schließen läßt. Daß die verwitwete Königin von Preußen schon vor zwanzig Jahren zum Katholicismus zurückgetreten sein sollte, ist längst bekannt; bei dem Tode der verwitweten Herzogin von Kent (der Mutter der Königin Victoria) hieß es, die bejahrte Dame habe sich längere Zeit vorher in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche aufnehmen lassen; neuerdings meldet ein Liverpooler Pfaffenblatt, auch die Königin Victoria habe ihren Glauben abgeschworen und sei katholisch geworden, und ein in Gotha erscheinendes Blatt druckt diese Nachricht ohne jegliche Bemerkung ab. Ein in Rom erscheinendes Blatt ist aber noch besser unterrichtet, es erzählt, der ganze preußische Adel werde demnächst zum Katholicismus „zurück kehren". Nur keine Ueberstürzung!

Graf Palffy, der neu ernannte Statthalter von Ungarn, zieht im düsteren Geleite der Militärgerichte in Ofen ein, und Ungarn befindet sich jetzt in einem Ausnahmezustand, der die bittersten Früchte tragen kann. Nicht daß die Magyaren ohne Schuld daständen, sie haben im Gegentheil oft unverantwortlich gehandelt, und die Parteiführer haben thatsächlich das Land in Anarchie gestürzt; aber die Wiederanwendung der alten sinn- und herzlosen Strenge, welche schon einmal in Ungarn fruchtlos und unselig gewaltet hat, würde sicherlich nicht zum Guten führen.

In Tirol hetzt die Geistlichkeit, ohne Rücksicht auf die Gesetze des Landes und die Gebote des Christenthums, unaufhörlich gegen die Protestanten. Man spiegelt den Bauern vor, durch die Zulassung der Ketzer werde Glaube, Kirche und Vaterland in Trümmer gehen, und häufig finden große Bittfahrten statt, um alle Heiligen um Abwendung des Schrecklichen anzuflehen. Die Geistlichkeit wird in ihrem Treiben von einem großen Theile der kaiserlichen Beamten unterstützt — gerade so wie in Preußen ein nur zu zahlreicher Theil der Beamtenschaft offen für die Kreuzzeitungspartei gegen das Ministerium agitirt.

Am 20. November wird der italienische Reichstag in Turin zusammen treten, aber die Minister Victor Emmanuel's sind noch nicht in der Lage, den Volksvertretern gute Kunde in Bezug auf die Lösung der römischen Frage zu geben. Ludwig Napoleon will durchaus Nichts von dieser wissen, und da muß denn die Sache vor der Hand ruhen. Wenn es hier und da heißt, daß die sardinische Regierung in Ermangelung eines Besseren sich der Eroberung Venetiens zuzuwenden beabsichtige, so darf man wohl an der Wahrheit dieses Gerüchtes zweifeln. Wie könnte sie auch allein einen solchen Angriff wagen! Und überdies hat sie noch Jahre lang vollauf zu thun, um Ordnung und Ruhe in den bereits eroberten Provinzen vollständig herzustellen. Daß Mazzini und seine Partei auf eine Erhebung des Volkes in Venetien speculiren, ist viel eher zu glauben; sie rechnen dabei stark auf eine mittelbare Hülfe durch die aufständischen Ungarn. In der vergangenen Woche lief das Gerücht um, auf der Insel Sardinien sei ein republikanischer Aufstand ausgebrochen; es hat sich als vollständig nichtig heraus gestellt. Wohl aber sind bei der Aushebung der Recruten Unordnungen vorgekommen, was kaum zu verwundern ist, da die Sicilianer früher keine Recrutirung kannten und die Abneigung gegen diese Einrichtung durch die an den Bourbonen festhaltende Geistlichkeit nach Kräften geschürt wird.

Der Papst, von dessen Krankheit schon zu berichten war, hat am 30. October einen großen Schreck gehabt. Am Abend dieses Tages, nachdem der heiße Sirocco schon zwei Tage lang mit Macht geweht hatte, kam eine Wasserhose gegen die heilige Stadt herangezogen, in Form eines Kegels mit breiter leuchtender Grundlage. Sie stürzte sich auf den Vatican nieder und ergoß auf die neunundachtzig Blitzableiter des Riesenpalastes die ersten Ladungen ihrer fürchterlichen Batterie; dann sah man die Spitze ihres Kegels in einem der Höfe wirbeln, und sogleich krachte und donnerte es, und Thüren und Fenster gingen in Stücke und Alles was lebte zagte und bebte. Es war als ob unter den päpstlichen Wohnzimmern eine Mine auffliege, der erschreckte Greis sank zum Gebete nieder, und als seine Umgebung eintrat, jammerte er, daß es ihm gehe wie Hiob. Der Tiberstrom war ausgetreten, hatte Brücken und Gebäude weggerissen und ohne Zweifel großes Unglück angerichtet.

Aus der Schweiz kommen noch immer Klagen über die endlosen Wühlereien, welche jetzt in den französischen Bezirken an der Tagesordnung sind. Die Cantone Genf und Waadt wimmeln von französischen Spähern, welche überall Händel suchen und dann den Pariser Blättern den Vorwand zu Beschwerden über die unsichere Lage französischer Staatsbürger in der Schweiz geben. Das Vorhandensein einer ziemlichen Menge zweideutigen Volks aus aller Herren Ländern, vorzüglich aber aus Frankreich und Savoyen, in der Stadt Genf hat den dasigen Staatsrath veranlaßt, allnächtlich Streifwachen in der Stadt gehen zu lassen. — Zu den bereits vorhandenen Reibungen ist nun noch eine ernsthaftere, eine Gebietsverletzung von Seiten Frankreichs, gekommen,

die bereits früher kurz erwähnt worden, die Besetzung des durch völkerrechtliche Verträge für neutral erklärten Dappenthals im Canton Waadt. Der eidgenössische Bundesrath hat Protest gegen dieses Verfahren eingelegt, nur wird derselbe, der Rücksichtslosigkeit des mächtigen Nachbarn gegenüber, nicht viel helfen.

Portugal hat am 11. November seinen König Dom Pedro verloren, welcher, obwohl erst vierundzwanzig Jahre alt, zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und unter dessen längerer Regierung das Land ohne Zweifel einen bedeutenden Aufschwung genommen haben würde.

Daß Kaiser Napoleon große Lust habe, das durch unaufhörliche Bürgerkriege zerrüttete Mexico aus einer Republik in eine Monarchie umzubilden, wird kaum mehr bezweifelt. Welchem Prinzen das zweifelhafte Glück zugedacht sei, die Regierung dieses Landes zu übernehmen, ist noch gänzlich unbekannt.

Ein Blick auf Rußlands gegenwärtige Lage ist in hohem Grade interessant. Das Zarenreich, noch vor wenigen Jahren in den Augen der Welt so furchtbar nach außen hin, ist jetzt im Innern schrecklich zerrüttet! Rußland, das ungeheure Rußland, ist nur noch der Schatten seiner selbst; aber daß es in einem allgemeinen Starrkrampfe liegt, ist ein Glück für Europa. Ueberall tauchen Vorboten einer großartigen Umgestaltung des russischen Staatslebens auf, und es will fast scheinen, als sollte der letzte Ueberrest des asiatischen Despotismus nun doch aus Europa verschwinden, auf dem er nur allzu lange schädlich gelastet hat. Charakteristisch ist der tödtliche Haß gegen das ganze Staatswesen, welches in den gebildeten Ständen Rußlands, namentlich unter der studirenden Jugend, verbreitet ist und furchtbare Umwälzungen prophezeit.

In Warschau ist durch die Strenge des Belagerungszustandes jeglicher Versuch zu weiteren Störungen der Ruhe niedergehalten, fortwährend auch noch Verhaftungen vorgenommen worden. Unter den Verhafteten befinden sich viele katholische Geistliche, neuerdings sind aber auch mehrere jüdische Geistliche in Haft genommen worden. In mehreren Klöstern hat man große Vorräthe von Waffen aller Art vorgefunden. Die bisherige Uneinigkeit unter den obersten kaiserlichen Beamten hat nun ihr Ende erreicht, da der General Lüders am 8. November sein Amt als Statthalter des Königreichs Polen und als Oberbefehlshaber der ersten Armee sowie den Vorsitz im obersten Verwaltungsrath übernommen hat.

Die politische Lage der Türkei gestaltet sich nicht sehr befriedigend. Serbien ist der Pforte feindlich gesinnt und speculirt auf eine allgemeine Erhebung der Nachbarländer, um mit diesen vereint das türkische Joch abzuschütteln. In der Herzegowina dauert der Kampf mit den Aufständischen fort, die Türken sind mehrmals geschlagen worden. Nach neueren Nachrichten zogen die Aufrührer gegen Trebinje. Omer Pascha wird nicht eher die Ordnung herstellen können, als bis man mit Montenegro aufs Reine gekommen ist, der Fürst dieses Landes stellt aber Bedingungen, auf welche die Pforte nicht eingehen kann, nämlich die Anerkennung der Unabhängigkeit Montenegro's und die Abtretung eines Hafens am adriatischen Meere. Bis jetzt hatten die Türken im Kampf gegen die Montenegriner kein Glück, sie sind in den meisten Treffen unterlegen. — In einem Theile von Bosnien ist am 10. November in fünf Ortschaften ein Aufstand ausgebrochen.

In Athen soll ein neuer Anschlag auf das Leben des griechischen Königspaares entdeckt worden sein, und zwar sollen Personen aus der militärischen Umgebung des Königs diesen scheußlichen Plan gefaßt haben. In Folge dessen sind neue Verhaftungen in der Armee erfolgt.

Aus Nordamerika ist neuerdings die Kunde von einer bedeutenden Niederlage gekommen, welche die Unionstruppen bei Edwards Ferry erhalten haben. Ausrüstung, Verpflegung, Führung, überhaupt der ganze Zustand der Soldaten soll in hohem Grade schlecht sein; von Zucht und Ordnung haben sie keinen Begriff, und ihre Aufführung würde viel eher Räubern als Streitern fürs Vaterland ziemen. — Am 21. October ist die große See-Expedition, die schon seit längerer Zeit in Aussicht stand, nach dem Süden abgegangen; sie bestand aus achtzehn großen Transportfahrzeugen, welche Soldaten, Pferde, Kriegsvorräthe, Proviant rc. führten, man weiß aber noch nicht, welches das Ziel ihrer Reise sei.

Briefkasten.

Noen hier. Die Entpuppung der anonymen Novellistin zu der uns bekannten Unbekannten hat uns nicht wenig überrascht. Der gegen vollständige Demaskirung vorgeschützte Grund scheint uns nicht stichhaltig. Wegen der Erzählung können wir uns noch nicht entscheiden, da wir leider noch keine Zeit fanden die Wirkung der Abänderung zu prüfen, lassen Sie sich dadurch aber von der verheißenen Einsendung nicht abhalten. Von den diesmaligen Poesieen können wir keinen Gebrauch machen, da sie etwas zu nachlässig in der Form sind, unmotivirte Abbreviaturen und unreine Reime häufen sich, ganz besonders aber müssen Adjectiva vermieden werden, welche schon durch ihre außergewöhnliche Stellung als Flickwörter sich darstellen, z. B.:

„Du sorgst ja, milder Gärtner, für alle Blumen fein.“
„Darum sind sie gestorben, die armen Knöspchen süß.“

Besten Gruß!

Herrn Dr. Guttenstein in Heidelberg. Ihr freundliches Anerbieten können wir nur in umgekehrter Reihenfolge annehmen. Senden Sie zuerst, und wenn das Gebotene für uns paßt, soll die Gegensendung nicht auf sich warten lassen. Gedicht-Manuscripte senden wir grundsätzlich nicht zurück, und wenn wir auch recht gern den Ihrigen nochmals nachforschen wollen, so können wir doch einen Erfolg nicht gewährleisten.

Herrn H. S. in Breslau. Das eingesandte Gedicht können wir leider nicht zum Abdruck bringen. Es fehlt Ihnen nicht an Talent, doch ist der im Ganzen zu poetischer Behandlung wohl geeignete Stoff zu sehr in die Länge und Breite gezogen, auch das schleppende Metrum nicht glücklich gewählt. Von Unklarheiten des Ausdruckes, Härten der Form und Unreinheiten des Reimes, welche sich finden, heben wir Folgendes zur Beachtung hervor:

„Glocken schallen
Draußen ihren mahnenden Gesang.“ (??)

„All die Seelen, die an Deiner Schwelle
(?) Ungewährter Freiden wirr zerriß (!)
All die Seelen, welche Schuld, die grelle
Pein'gerinn (!), von Deinem Tempel stieß. (!)

Abonniren können Sie bei der Post oder jeder Buchhandlung Ihres Aufenthaltes, und werden Sie dort auch die Bedingungen erfahren.

Herrn Arthur v. B. in Goldin. Wir befinden uns Ihnen gegenüber in einer mißlichen Lage und müssen fast fürchten, daß Sie an unserem guten Willen, Sie zu drucken, verzweifeln. Auf diese Gefahr hin wiederholen wir Ihnen aber nach Pflicht und Ueberzeugung — das schon oft Gesagte, daß Sie Talent haben, daß der Gedanke manches Gedichtes wahrhaft poetisch ist — in vorliegender Sendung z. B. in dem Liede: „Die Strahlen, die des lauten Demantstein“ —, wie aber daneben des Verworrenen, Holprigen, Mangelhaften in Form und Ausdruck noch so Viel sich findet, daß kein Gedicht den Eindruck des Fertigen macht. Vor einer Gefahr noch müssen wir Sie diesmal warnen: vor der Reminiscenz. Bei Ihrem:

„Wenn Du mußt Abschied nehmen
Von Dem, was Du geliebt,
Das ist ein bitt'res Grämen,
Wie es kein andres giebt“,

wer gedächte da nicht des Geibel'schen

„Wenn sich zwei Herzen scheiden,
Die sich dereinst geliebt,
Das ist ein großes Leiden,
Wie's größ'res nimmer giebt.“ ?!

(Wir citiren aus dem Gedächtniß.) So fordert auch Ihr „Trost der Thränen“ die Erinnerung an das Goethe'sche: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß“ allzu unabweisbar heraus. Grüßen Sie doch Herrn Neuhaus und sagen Sie ihm, daß sein Schmollen mit uns höchst ungerechtfertigt, wir würden ihm Das schon lange selbst bewiesen haben, wenn wir Zeit zu einem Briefe fänden. Besten Gruß!

Herrn Otto Rühle in Karlsruhe. Viel Begabung, die, bei so großer Jugend, auf gute Früchte hoffen läßt. Der Aufnahme der eingesendeten Gedichte steht nur die etwas zu sehr gehäufte Unreinheit des Reimes entgegen. Seien Sie hiermit zu emsigem Weiterstreben ermuthigt, und senden Sie uns getrost ferner Proben ein. Auf Wiederlesen!

Herrn G. Terb.-H. in K. H. In der vorliegenden Form paßt der freundlichst eingesandte Artikel allerdings nicht ganz für unser Blatt. Da uns indeß der Stoff interessirt, würden wir uns der Umarbeitung vielleicht selbst unterziehen, falls Sie damit einverstanden. Welches sind Ihre Quellen? — Aufrichtig thut es uns leid, mit einer ganz harmlosen Frage so schmerzvolle Saiten in Ihrem Inneren berührt zu haben, und sind wir Ihnen für das uns geschenkte Vertrauen sehr dankbar. Daß Sie sich schon gefaßt, freut uns; für unsere thatenheischende Zeit passen die Werther-Stimmungen nicht mehr, und wenn es auch „eine alte Geschichte“ ist, „die ewig neu bleibt“, so braucht sie doch nicht immer „das Herz entzwei zu brechen“, womit es übrigens — Gott sei Dank! — nicht so rasch geht. Begnügen Sie sich mit dem Bewußtsein, geliebt worden zu sein, und gönnen Sie dem „wohlhabenden Vetter“ das Heirathen, dann geschieht Jedem sein Recht. Besten Gruß!

Fräulein Amalie B. in Meiningen. Theils zu spät, theils zu früh!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

N° 47. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

24. November.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Am Todtenfeste.

Die Todten, welche draußen Du begraben,
Beklage nicht, laß sie im sichern Port
Der langen Ruhe friedlich sich erlaben,
Kurz ist die Trennung, bald auch bist Du dort.

Am Fest der Todten fließe Deine Zähre
Um Jene nicht, die glücklicher als Du,
Daß ihr Gedächtniß Dir in Freuden währe,
Deckt Deine Trauer auch ihr Hügel zu.

Der Todten aber sollst Du heute denken,
Die alle Du voll Gram und Bitterkeit
Tief in Dir selber mußtest schon versenken,
Ihr Todtengräber und ihr Grabgeleit':

Verlor'ne Unschuld und gestorb'ne Liebe,
Verrath'ne Freundschaft und zerstörte Kraft,
Der grünen Hoffnung jäh geknickte Triebe,
Verzischte Tropfen glüh'nder Leidenschaft,

Fruchtloses Ringen und vereitelt Streben,
Der Freude Klänge, die in Schmerz verbebt,
Manch bestes Stück von Deinem eig'nen Leben,
Das Du gebroch'nen Herzens überlebt;

Das sind die Todten ohne Rast und Frieden,
Dies ist das Grab, das nimmerdar sich schließt,
Von ihnen bist auf ewig Du geschieden,
Für sie die Thräne, welche heute fließt!

Wann werden diese Todten Ruhe haben?
Wann wird der Stein auf dieses Grab gepreßt?
Ach, früher nicht, als bis Du selbst begraben
Ein Todter feierst einst das Todtenfest.

Albert Traeger.

Ein Blumenkranz.

Erinnerung von F. Brunold.

Ich stand an dem Grabe eines Dichters!

Der Wind spielte mit den Blumen der Gräber, während die Kreuze und Grabgitter im letzten Schein der Abendsonne glühten.

Es ist gewiß eine der schönsten Sitten, die Gräber geliebter Todten mit Blumen zu schmücken; und nie ist diese Sitte vielleicht in höherem Maaße in Ausübung gewesen, als Dies gegenwärtig aller Orten der Fall ist. Ueberall, wohin man kommt, überall, wohin das Auge suchend schweift, findet man die Kirchhöfe im Frühling, Sommer und Herbst mit Blumen geschmückt, mit Blumen bekränzt.

> Es ist ein schmerzlich Denken,
> Umweht uns Blüthenduft,
> An Sterben und Versenken
> In dunkle Todtengruft.

Und doch hat es auf der anderen Seite wieder etwas Wohlthuendes, zu sehen und zu fühlen, daß die Geschiedenen nicht vergessen sind, daß ihr Angedenken in dem Herzen der Zurückgebliebenen fortlebt.

In allen Gängen des Kirchhofs befanden sich Leidtragende, überall wurden Blumen auf die Gräber gelegt, welke Kränze entfernt und durch frische ersetzt.

Durch meine Seele aber ging ein Lied des Dichters, an dessen Grabe ich lehnte.

In diesem Augenblick kam ein schlichter, einfacher Arbeiter daher. Er hatte gewiß die Fabrik erst vor wenigen Augenblicken verlassen; man sah es seinen Händen, seinem Gesichte an, er hatte sich nur in Hast sauber und rein gemacht und den Rock nur flüchtig abgebürstet. Zwei Männer folgten ihm und trugen eine Fülle der schönsten Blumen und Kränze. Es gewährte einen eigenen Anblick, diesen einfachen, schlichten Arbeiter zu sehen, wie er so eilig daher geschritten kam, immer sich umblickend und nachsehend, ob auch die Männer mit den Blumen zu folgen vermöchten, ob sie auch sauber, vorsorglich mit den Kränzen umgingen.

Jetzt aber, wo er sein Ziel erreicht zu haben schien, das Grab nahe war, welches er zu schmücken gedachte, wurde sein Schritt langsamer und schwerer. Man sah, es wurde ihm sauer, weiter zu gehen. Endlich blieb er stehen und lehnte sich wie erschöpft an einen Baum; er winkte die Blumenträger zu sich heran, zeigte seitwärts auf ein einfaches, mit einem Kreuze verziertes Grab — und sagte mit matter unterdrückter Stimme, während er zugleich sich seitwärts bog: „So! dort ist's, dort legt sie hin; aber macht's hübsch! macht's gut!“ Und der starke Mann konnte nicht weiter sprechen, man merkte es der Stimme an, er wollte mit Gewalt die hervor brechenden Thränen zurückdrängen und konnte es doch nicht. Er winkte mit der Hand, er bog sich seitwärts, wohl um ungestört seinem Schmerze nachhängen zu können.

Eine ältliche freundliche Frau stand nicht fern an einem anderen Grabe. Sie sah den Schmerz des einfachen schlichten Mannes, und von Mitleid getrieben, trat sie ihm nahe und sagte zutraulich, theilnehmend: „Sie schmücken wohl das Grab Ihrer Frau? Das ist hübsch von Ihnen!“

Der Angeredete schaute auf, augenscheinlich hatte er den Sinn der Frage in seinem Schmerze nicht verstanden, vielleicht hatte er die Worte nicht einmal ganz gehört; er schüttelte daher nur mit dem Kopf, während er die hervor brechenden Thränen zurück zu drängen versuchte.

Die Frau sah ihn an, und lieb und gut fragte sie weiter: „So beweinen Sie also Ihr Kind?“

Aber der Mann schüttelte stärker, fast unwillig den Kopf. Es schien ihm offenbar wehe zu thun, daß man ihn und seinen Schmerz nicht verstehe; er zeigte mit der Hand nach dem Grabe, wo die Männer noch immer mit dem Ordnen der Blumen und der Kränze beschäftigt waren — und sagte, sich abwendend und heftiger weinend: „Lesen's doch! lesen's nur!“

Und die Frau trat zu dem Grabe und las. Am Kreuze stand geschrieben: „Hier ruht in Gott der Werkführer Eduard“ —

Weiter las sie nicht, die Blätter eines jungen Fliederstrauches hatten die übrigen Worte bedeckt; und so trat sie denn wieder zu dem Trauernden hin, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Wie hübsch von Ihnen, daß Sie den Freund noch nach dem Tode so lieb haben.“

Der Angeredete drehte bei diesen Worten sich hastig um, er sah der Frau starr in das Gesicht und sagte endlich: „Ihn?! Freund?! Nein!“ — und dabei schüttelte er wie unwillig mit dem Kopf, während er zu sprechen fortfuhr: „Sie hat ihn lieb gehabt — und noch! — Und wenn sie heute Nacht von der Reise heim kommt, dann ist ihr erster Gang morgen in der Frühe hieher zum Grabe. Da soll sie es geschmückt finden — und sich freuen! Aber nun fragen Sie mich nicht mehr, ich mag nicht reden!“

Mit diesen Worten ließ er die Frau stehen, fuhr sich mit der harten schwieligen Hand über die Augen und ging dem Grabe zu, wo die beiden Männer so eben mit dem Ausschmücken fertig geworden waren.

Und gewiß, das Grab machte sich wunderschön! Der Arbeiter hatte wahrscheinlich den größten Theil seines Wochenlohnes auf den Ankauf der Blumen verwendet, so überreich, so sinnig war es geschmückt.

Der Mann warf einen langen eigenthümlich wehmüthigen Blick auf das Grab und sagte dann, rasch heimwärts schreitend, zu den ihm folgenden beiden Dienstleuten: „So, ich danke Euch! Hier nehmt noch Das — und trinkt noch Eins! Gute Nacht!“

Mit diesen Worten drückte er jedem der Männer noch eine Extra-Vergütigung zu ihrem Lohne in die Hand — und eilte still davon.

Auch ich trat den Heimweg an. Andern Tages aber fand ich mich in der Frühe wieder auf dem Kirchhofe ein. Ich wollte die Frau kennen lernen, welcher der einfache Arbeiter eine so hübsche sinnige Freude bereitet hatte.

Ich sollte nicht lange warten. Kaum angekommen, sah ich eine junge Frau sich dem Grabe nahen. Sie war noch jung, sie mochte die Zwanziger kaum überschritten haben; und wenn ich es nicht gewußt, ich würde sie nimmer für eine Frau, sondern für ein junges Mädchen gehalten haben, so lieblich, so jugendlich schön sah sie aus. Selbst die schwarzen dunklen Trauergewänder vermochten nicht ihrer Lieblichkeit Abbruch zu thun. Tief gesenkten Hauptes schritt sie daher. Sie hatte geweint, vielleicht den ganzen Weg hieher geweint. Im Arme trug sie ein prächtiges, hübsches Fuchsientöpfchen, welches überreich mit Blüthen bedeckt war, während am Arm ihr ein frischer schöner Kranz hing. Sie hatte bisher nicht rechts, nicht links gesehen; jetzt war sie dem Grabe nahe, jetzt blickte sie auf — und gewahrte den prächtigen reichen Blumenflor. Einen Augenblick stand sie erstaunt, erstarrt; dann aber, dann zog eine überaus schmerzlich-wehmüthige Freude über ihr feines blasses Gesicht — und die Hand auf das wogende Herz pressend, rief sie laut, von tiefen schmerzlichen Gefühlen übermannt: „Der gute Georg! Ach, warum muß er mich nur so lieb haben!“

Ihre Füße trugen sie nicht mehr, sie sank bei dem Grabe nieder und barg in die Hand das thränenfeuchte Angesicht.

Mich, der ich nicht fern stand, hatte die Frau nicht gesehen; jetzt, nach langem Zögern, blickte sie auf. Sie schien ruhiger, gefaßter geworden. Sie pflanzte ihren Blumentopf an passender Stelle ein, dicht bei dem Kreuze, so daß sie die Blüthenzweige um das Kreuz winden konnte — dann nahm sie den Kranz vom Arm, stand auf — und schritt dem Grabe des Dichters zu.

Bei dieser Gelegenheit erblickte sie mich. Einen Augenblick schien es, als ob ihr Fuß zögere weiter zu schreiten; flüchtige feine Röthe überzog ihre Wangen — dann aber, wie über ihre eigene Schwäche und Scheu erzürnt, ging sie mit festeren Schritten weiter — und legte den Kranz auf des Dichters Grab.

Gleich darauf trat sie den Heimweg an. Ich wußte nicht, was ich von dem Ganzen denken sollte; unwillkürlich

folgte ich der Frau, und ihr nahe tretend sagte ich: „Den Mann, dessen Grab Sie so eben schmückten, haben Sie nicht mehr gekannt; er starb vor Ihrer Zeit — und so müssen Sie wohl an seinen Liedern eine ganz besondere Freude haben, daß Sie selbst in Ihrem Schmerze es nicht versäumen, sein Grab zu bekränzen."

Die junge Frau blickte auf, sie schaute mich prüfend an und sagte endlich: „Einzelne seiner Lieder kenne ich schon, die ich als Mädchen in der Schule gelernt; aber für mich hat nur eins seiner Lieder einen Werth — und um dieses Liedes willen brachte ich ihm den Kranz."

Gleich darauf setzte sie hinzu: „Lassen Sie uns ein Wenig hier auf dieser Bank ausruhen. Ich bin die ganze Nacht hindurch gefahren — und nun gleich hier hinaus gegangen, da bin ich angegriffen." Mit diesen Worten ließ die junge Frau sich auf die Bank nieder, während ich an ihrer Seite stehen blieb.

Ruhig sprach sie weiter: „Ich habe die Mutter besucht, und eben dieser Besuch hat mich wieder so recht lebhaft an den Mann erinnert, auf dessen Grab ich die Blumen legte. Sehen Sie, Herr, es ist nun einmal so im Leben, daß aus dem Guten immer wieder Gutes entstehen muß; gleichsam wie eine Blume immer wieder Blumen hervorbringt — und niemals Disteln. Wohl sitze ich hier jetzt in meinem Schmerz, eine Witwe, welche den besten, geliebtesten Mann betrauert — aber dennoch muß ich Gott danken, daß ich ihn gehabt habe, daß ich sagen kann: Er war mein Mann. Sie glauben nicht, welche eine Fülle von Seligkeit sich in so ein paar Jahre einer glücklichen Ehe hinein drängen kann. Mein Vater und die Mutter, wie die Basen und die Vettern, sie wollten alle nicht, daß ich den Eduard nähme; es sollte und hätte müssen der Georg sein — den ich doch bis heute nicht lieben kann."

„Und er scheint doch für Sie eine so zarte Aufmerksamkeit und treue Anhänglichkeit zu haben", fiel ich, um doch Etwas zu sagen, ein.

Aber die junge Frau schüttelte das Haupt und sagte ernst: „O gewiß, der Georg ist gut; ich kenne ihn, bin ja mit ihm zusammen aufgewachsen; aber heirathen, nein, heirathen möchte ich ihn nun und nimmermehr. Ich könnte es nicht! Und darum kann ich mich so recht von Herzen auch der Blumen nicht freuen, mit denen er meines Gatten Grab geschmückt. Weiß ich doch, daß er eigentlich niemals so recht des Geschiedenen Freund gewesen ist — und hat sein können. Sehen Sie, wir wohnten drüben in dem Städtchen, wenige Meilen von hier; die Mutter, welche ich gestern besucht, lebt gegenwärtig noch dort — und der Georg war unseres Nachbars einziger Sohn. Es konnte also nicht fehlen, daß wir uns täglich sahen, als Kinder zusammen spielten — und mit einander groß wurden. Ich merkte es wohl, daß der Georg mich gern hatte; aber daß er mich lieb habe, fühlte ich erst, nachdem mir das Herz selbst rascher zu pochen begann, wenn ich den Eduard sah. Zugleich wußte ich aber auch, daß ich niemals des Georg Weib werden könne. Warum, ich vermöchte es selbst nicht mit Worten zu sagen. Es ist nun einmal so. Vielleicht, weil man als Kinder einander zu genau hat kennen gelernt. Der Eduard war als Gesell fremd zugereist gekommen, er hatte im Orte Arbeit gefunden. — Was soll ich da der Worte viele machen! Sie werden Das besser sich ausdenken können, als ich es zu sagen vermöchte. Genug, wir wurden ein Paar — und hätten schon ganz froh und glücklich sein können — wenn nicht der Georg gewesen wäre. Aber Sie wissen wohl wie es geht, die meisten Leute, und besonders Vettern und Basen, betrachten so'n Heirathen wie ein Geschäft — und haben immer zu mäkeln, wenns nicht nach ihrem Sinne geht oder gegangen ist. — Und so war es mir schon recht und lieb, daß der Eduard sich nicht im Orte als Meister nieder ließ, sondern hier in Berlin als Werkführer in einer Fabrik sein sicheres Brod fand. Sehen Sie, da haben wir uns denn zusammen gegeben — und sind glücklich gewesen, wie zwei Menschenkinder es hier auf Erden nur sein können. Aber wir waren gewiß zu glücklich — und darum mußte auch wohl mein Mann eines Tages in der Fabrik verunglücken — und seinen Tod finden. O, Herr! vor ein paar Stunden noch frisch und gesund — und nun brachten sie ihn mir todt ins Haus. Bei der Gelegenheit erfuhr ich erst, daß der Georg seit einigen Tagen in derselben Fabrik arbeite, was Eduard mir wohl mit Absicht verschwiegen hatte. O, Herr, der Georg suchte mich wohl zu trösten, wie er es auch noch jetzt gern möchte — aber ich wollte doch, er ließe mich allein meinen Schmerz tragen."

Und bei diesen Worten hub die junge Frau aufs Neue zu weinen an, während ich jedoch noch immer nicht begreifen konnte, in wiefern des Dichters Grab sie und ihr Schicksal berühre. Als ihre Thränen daher in Etwas versiegten, konnte ich mich nicht enthalten zu fragen, welche Bewandniß es mit dem Grabe des Dichters für sie habe, das doch für sie ein fremdes zu sein scheine.

„Fremd?" hub die Frau zu sprechen an und sah dabei verwundert auf. „O, sagen Sie Das nicht", rief sie. „Wissen Sie denn nicht, daß heute der Todestag des Geschiedenen ist, des Mannes, dem ich so unendlich Viel zu danken habe? Sie fragten, ob ich die Lieder des Dichters kenne; ich habe nur eins so recht von Herzen lieb — und dies eine ist mir bis heute zum Segen gewesen; es ist auch so eine Blume, welche nur die schönsten Blüthen treiben kann. Sehen Sie, wenn wir durchs Thor nachher gehen, die große Friedrichsstraße hinauf, dann kommen wir vorbei vor dem Hause, wo er wohnte. Das Haus trägt die Nummer 235. Dort ist die Großmutter oft und viel aus- und eingegangen, hat rüstig und fleißig gearbeitet — und der alte Herr hat ein Gefallen an ihr gehabt — und hat sogar ein Lied auf sie gemacht. Als sie alt und schwach geworden und nicht mehr zu arbeiten vermochte, hat er zu dem alten ein neues Lied dazu gemacht, hat's drucken lassen — und verkauft. Zuletzt ist er selber zur Großmutter gelaufen gekommen — und hat ihr freudig das Geld in den Schooß geschüttet, wobei er in seinem gebrochenen Deutsch gesagt hat: Nehmt! Ja gesammelt hab' für Euch, Frau!

Und die Großmutter hat's Geld genommen, danken konnte sie nicht, denn der alte Herr war, die langen ergrauten Haare schüttelnd, schnell fortgegangen — und hat's gezählt — und es sind nahe an hundertundfunfzig Thaler gewesen. Denken Sie, so viel Geld für zwei Lieder! Wenige Monate darauf ist der alte Herr gestorben.

Das Geld hat die Großmutter vor Noth und Mangel bis an ihr Ende geschützt. Und was davon übrig geblieben, hat sie mir, ihrem Lieblinge, vermacht. Als ich mich verheirathet, habe ich das Geld, mehr als hundert Thaler noch, bekommen — und wenn Sie meine kleine Wirthschaft sauber und nett eingerichtet finden, so danke ich es dem Geschiedenen. Und ich sollte heute am 21. August, als am Todestage, nicht einen Kranz für sein Grab haben?"

„Und das Lied?“ fragte ich wie unwillkürlich.

Die Frau aber lächelte freudig und sagte, emsig in ihrem Arbeitskörbchen suchend — und endlich zwei bedruckte Octavblättchen hervorziehend: „Sehen Sie, da habe ich es, ich fand's gestern daheim bei der Mutter, habe so lange nachgesucht. Ob's die Großmutter von Ihm erhalten, weiß ich nicht, glaub's aber, denn sie hatte es immer in ihrer Bibel liegen.

Ich hab's mir gestern mitgenommen, denn es gehört doch so eigentlich zu meinem Erbe. Mit diesen Worten reichte sie mir die vergilbten, oft gelesenen Blätter. Ich nahm sie und las: Zwei Gedichte (ein altes und ein neues) von **Adalbert von Chamisso.** Zum Besten der alten Waschfrau*). — Die junge Witwe war also die Enkelin der Genannten, und mit dankerfülltem Herzen hatte sie das Grab des Dichters geschmückt.

*) In der ersten Hälfte des Jahres 1838 hatte der edle Chamisso diese beiden Lieder, wie dieselben, gegenwärtig allbekannt, in der Gesammtausgabe der Gedichte sich finden, Berlin bei Julius Sittenfeld, einzeln drucken lassen. Freunde und Bekannte, wie die Verehrer des Dichters hatten dies fliegende Blatt gekauft und nach Kräften und Vermögen dafür bezahlt. Auch der Schreiber dieser Zeilen besitzt noch eins dieser gewiß jetzt selten gewordenen Blätter. An Diotima schrieb Chamisso den 4. Juni 1838: „Beikommendes Blatt hat bei 150 Thaler eingebracht, ein schönes Honorar für sechsunddreißig Zeilen.“ Des Dichters Grab befindet sich auf dem Kirchhofe vor dem Halleschen Thore.

Die Phantasie!

Von Richard Kunisch.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Theure Cancion, komme morgen früh um elf Uhr zu mir, aber in Deiner bezauberndsten Toilette. Eine große Ueberraschung erwartet Dich.“

„Wie ungalant“, scherzte die Sängerin, als sie noch vor der bezeichneten Stunde sich einfand. „Bin ich schon so alt, um einer bezaubernden Toilette zu bedürfen?“

Aber sie hatte dennoch eine ganz ungewöhnliche Sorgfalt darauf verwendet.

„Du siehst heute wieder entzückend und berauschend aus“, sagte Olmar, indem er ihre Hände küßte. „Läge ich nicht in den Banden einer anderen Zauberin, so könnte ich Dich nicht ohne Gefahr anschauen.“

„Wie stehst Du mit der Westen?“ fragte Cancion, indem sie einen gleichgültigen Ton erkünstelte. „Hast Du sie wieder gesehen?“

„Einmal nur, an einem dritten Orte. Sie sagte mir, daß sie in nächster Woche in ihrem Lieblingsballet auftreten wird. Ich kann den Tag kaum erwarten.“

„Hast Du mich blos hieher geladen, um mir von Deiner Tänzerin vorzuschwärmen?“

„Nein, mein süßes Kind, ich will Dir eine große Freude machen. Du weißt, daß ich mit dem Baron von W. liirt bin und von diesem im vorigen Jahre mit seinem Cousin, dem Herzog von R., bekannt gemacht wurde. Ich habe ihn in R. besucht und gestern traf ich ihn hier. Ich lud ihn ein, heute bei mir zu frühstücken und zugleich meine Waffensammlung anzusehen. Da er großer Kenner und Liebhaber davon ist, hat er mir zugesagt und ich erwarte ihn.“

Die Augen der Sängerin leuchteten. „Also deshalb ist Dein Diener heute in großer Livree? — Aber was soll ich dabei?“

„Die Bekanntschaft des Herzogs machen. Er ist passionirt für Kuchenreuter'sche Pistolen und Toledoklingen, aber er schwärmt für Kunst, besonders für die Musik. Wenn Du ihm vorsingst, so wirst Du ihn behexen; und zum ersten Male einen Herzog zu Deinen Füßen zu sehen, — gestehe nur, die Vorstellung davon macht Dich schon erglühen.“

Ehe Cancion noch antworten konnte, hörte man einen Wagen vorfahren, und fast gleichzeitig erschien Olmar's Lakai mit der Meldung: „Seine Durchlaucht der Herr Herzog von R.“ Cancion war feuerroth geworden. Ihr Freund ging dem vornehmen Besucher bis an die Treppe entgegen. Die junge Sängerin bebte unmerklich, als sie die Stimme des Ankommenden vernahm. Sie hatte so Viel von Prinzen und Herzögen gelesen und — geträumt, jetzt sollte sie zum ersten Male mit einem solchen sprechen. Ihr Herz schlug vor Scheu und Erwartung, und sie mußte ihren ganzen Muth zusammen nehmen, als jetzt Olmar mit seinem Gaste eintrat. Der Herzog war ein schlanker, stattlicher Mann von regelmäßigen Zügen. Er war einfach gekleidet, aber auf dem dunklen Ueberrock prangte ein großer Ordensstern. Seine Haltung und sein Benehmen waren so zwanglos und unbefangen, daß auch Cancion bald ihre Fassung wieder gewann.

Sie betrachtete aufmerksam den jungen Fürsten.

War es Täuschung? Ihr kam es vor, als habe sie noch nie einen Mann von so echt vornehmer, ritterlicher Haltung gesehen. Selbst Olmar's Bild trat vor ihren Blicken in den Hintergrund neben dem des Herzogs. Was er sprach, war einfach, aber jedes seiner Worte, so ungesucht es auch war, erschien ihr anziehend und bedeutungsvoll. Cancion verwandte fast keinen Blick von ihm. Dieser Mann, noch so jung, trug einen Namen, welcher an allen Höfen Europa's einen guten Klang hatte; was er sprach, wog in der Geschichte seines Vaterlandes. Dieser Mann in dem schlichten schwarzen Ueberrocke hatte mit Königinnen eben so unbefangen gesprochen, wie jetzt mit der jungen Sängerin; Prinzessinnen hatten um seine Neigung sich beworben, wie jetzt — — Cancion!

That sie es denn?

Olmar bemerkte lächelnd die Erregtheit, welche sich des jungen Mädchens bemächtigt hatte. Der Herzog blickte staunend auf das sechszehnjährige Kind, auf diese kleine deutsche Sängerin, die vor ihm so viel Geist und Begeisterung, so viel Witz und so viel Wissen, so viel Tiefe und eine solche Vielseitigkeit entfaltete, daß sie damit in einem Salon von Paris geglänzt haben würde. Der junge Herzog, welcher anfangs eine kühle Zurückhaltung gegen das Mädchen beobachtet hatte, welches er hier in der Wohnung eines jungen Lebemannes als dessen Freundin kennen lernte, konnte seine Haltung nicht behaupten. Cancion war so kindlich und harmlos, so naiv und unschuldig, daß er die Lage, in welcher er sie traf, vergessen mußte. Hätte die junge Sängerin einen Blick für ihren Freund übrig gehabt, so hätte sie in seinem ironischen Lächeln etwa die Worte gelesen: „Du verstehst Dich auf Costüm, auf Toilette; wüßte ich Das nicht schon lange, so würdest Du mich heute davon überzeugt

haben; Du drapirst Dich heute à la Bettina, und diese Draperie steht Dir reizend."

Cancion begnügte sich aber damit nicht, dem Fürsten interessant zu erscheinen. Daß ihr Dies gelungen sei, bemerkte sie bald. Aber sie wollte ihn erobern. Die Erinnerung an alle Triumphe, die sie schon gefeiert, ließ sie bald ihre Sicherheit wieder finden. Sie hatte noch nie umsonst ein Herz zu erobern versucht, — wohlan, heute galt es eine entscheidende Schlacht, und der Preis war wohl der höchsten Anstrengungen werth. Sie bemerkte sehr wohl, daß der Herzog sich nicht erobern lassen wollte, daß er sich zu stählen versuchte gegen die Anziehungskraft des blonden Kindes, aber sie bemerkte auch, daß ihm dieser Versuch schwer fiel. Sie appellirte zunächst an seine Eitelkeit. Cancion war unübertrefflich in der Kunst des Zuhörens, sie wußte, wenn sie wollte, Jeden davon zu überzeugen, daß seine Worte lauter gediegenes Gold seien. Heute übertraf sie sich selbst in dieser Kunst. Was der junge Fürst sprach, war einfach, Cancion aber wußte mit meisterhaftem Tact in jedem seiner Aussprüche so viel verborgene Feinheiten, so viel geistreiche Andeutungen heraus zu finden, daß der Herzog allmälig überrascht, verwirrt und geblendet wurde durch die Fülle von Geist, welche er selbst gar nicht in sich ahnte. Während die Cancion berauscht schien von seinen Worten, gestand er sich, daß er noch nie zuvor von Jemandem verstanden worden sei, ja daß er sich selbst eigentlich erst völlig verstehen lerne durch dies reizende Kind. Reizend! ja, das war sie, er konnte sich darüber nicht täuschen, so gern er es auch gethan hätte. Wenn sie so in kindlicher Unschuld ihren flammenden Blick voll und tief in sein Auge strahlen ließ, wenn sie dann wieder mit einer allerliebsten Bewegung affectirter Unart die entblößten Schultern heraufzog, so daß das Kleid alle Reize des vollen knospenden Wuchses flüchtig fast enthüllte, wenn sie das Köpfchen mit der wunderbar prächtigen schweren Fülle ihres goldnen Haares träumend wiegte oder den weißen Arm, die zierliche Hand dem Beschauer zufällig vorführte, dann fühlte der junge Fürst, wie alle seine Vorsätze solcher Verführung erlagen, die im Kinderkleide doppelt mächtig wirkte.

Cancion sah, daß er mit sich kämpfte. Ihr Blick leuchtete im trunknen Vorgefühle des Triumphes. Jetzt galt es den entscheidenden Schlag. Olmar kam ihr freundschaftlich zu Hülfe, indem er sie um ein Lied bat.

Cancion sang. Wer sie je singen gehört hat, der weiß auch, welcher Zauber, welche hinreißende, überwältigende Macht aus ihren Tönen spricht. Man muß aber von ihr geliebt worden sein, um zu wissen, wie die Cancion sang, wenn ein Feuerstrom ihr Herz durchfluthete.

Wie lange sie gesungen hatte? Der Herzog wußte es nicht. Sie aber wußte, als sie einen Blick auf ihn warf, daß sie den größten Triumph ihres Lebens gefeiert habe. Ein Herzog war ihr Sclave geworden.

Der Fürst bat sie um noch ein Lied. „Ich kann keins mehr auswendig. Sonderbar, aber alle meine Lieblingslieder kann ich nur nach Noten singen, sonst verderbe ich sie durch Improvisationen." Daß er sie besuchen möge, wenn er diese Lieblingslieder hören wolle, schloß sich sehr unbefangen an diese Bemerkung an.

Zum Frühstück war man zusammen gekommen, jetzt wurden schon die Kerzen angezündet. Der Fürst dachte nicht an das Scheiden. Die Zeit des Widerstandes, des Kampfes war vorüber; er war willenlos dem Zauber des wunderbaren Mädchens hingegeben. Bisweilen flog ein düsterer Schatten über seine Stirn, bisweilen zuckte sein Mund und das Wort erstarb auf seinen Lippen mitten im Fluß der Rede. Aber dann verschwendete die Cancion ihr süßestes Lächeln, ihre berauschendsten Blicke an ihn, bis alle Gespenster entwichen, bis er Alles vergaß außer dem Zauber ihrer Gegenwart.

Sie hatte aus einem vor ihr stehenden Strauß eine Rose genommen, spielte damit, drückte sie im Spiel immer wieder an ihre Lippen. Dann ließ sie die Blume achtlos am geöffneten Fenster liegen. Der Fürst ergriff sie heimlich, küßte sie, barg sie in seiner Tasche. Cancion hatte es wohl bemerkt. „Wo ist meine Rose?" fragte sie später. Der junge Herzog erröthete. „Der Wind hat sie wohl herab geweht!" Die Sängerin lächelte über den versuchten Betrug.

Man trennte sich endlich. Cancion ging allein nach Hause, der Fürst begleitete sie nicht. Aber sie war ihres Sieges gewiß.

Ein paar Tage waren seitdem verflossen. Cancion saß träumend auf ihrem Zimmer. Der Herzog war noch nicht bei ihr gewesen. Hatte er sie vergessen? Wird er gar nicht kommen? Sollen alle jene kühnen Hoffnungen Nichts gewesen sein als Träume, welche beim Erwachen Nichts zurück lassen als die Sehnsucht?

Sie wiegte sinnend das Köpfchen. Das hatte wohl Kraft genug, außer dem schweren Lockengold auch noch — eine Herzogskrone zu tragen.

Die Cancion baute ihre Luftschlösser bis zu den Sternen auf.

Aber er kam nicht! er kam nicht!

Soll sie an Olmar schreiben? Ein unerklärliches Gefühl hielt sie davon zurück.

Es hatte eine Zeit gegeben, in welcher sein Bild alle anderen Bilder in ihrem Herzen weit überragte und beherrschte. Diese Zeit — war erst seit drei Tagen verschwunden. — Sie hatte nie geglaubt, daß ein anderer Mann ihn verdunkeln könne, bis sie ihn gesehen, ihn, welcher jetzt ihr Herz und ihre Seele ausfüllte, nach dem sie sich sehnte in Schmerz und Entzücken.

Horch! — Fußtritte auf der Treppe — wenn er es wäre! — wie sie erbebte und erglühte, wie ihr Busen wogte! — — Ein Mann naht ihrer Thüre — er bleibt zögernd stehen — er geht langsam zurück — er macht wieder Halt — jetzt kommt er dennoch, mit festem, raschem Schritt, wie nach einem plötzlich gefaßten Entschlusse — es klopft — aufjauchzen hätte sie mögen vor Lust — es war der Herzog!

Er sah bleich und angegriffen aus, seine Stimme bebte, als er sie begrüßte. Cancion trat ihm rasch entgegen mit leuchtenden Zügen, reichte ihm beide Hände zur Begrüßung. „Ich hatte auf das Glück schon verzichtet, Eure Durchlaucht bei mir zu sehen!" — Er küßte ihre Hände und sprach in mühsam unterdrückter Erregung: „Ich komme Ihre Verzeihung zu erflehen, mein Fräulein, und Ihnen ein schweres Geständniß abzulegen: ich habe Sie, als wir uns neulich trafen, belogen und betrogen!" Cancion erinnerte sich jener entwendeten und verleugneten Rose. „Ich weiß es", erwiderte sie leise. „Können Sie mir vergeben?" stammelte der Fürst und sank auf die Knie, indem er flehend zu ihr empor blickte. Die Cancion antwortete ihm mit ihrem verheißendsten Lächeln, mit ihren heißesten Blicken. „Ich kann es nicht glauben, daß Sie mir diese Lüge verziehen haben! Sprechen Sie, geben Sie mir ein Zeichen, daß Sie nicht zürnen, mich nicht verachten!" — Die Cancion blickte dem Knieenden

lange und voll ins Auge, ein zündender Blick, der Gluth auf seine Wangen zauberte. Dann legte sie ihre kleine weiße Hand auf seine Augen und beugte sich herab — ein Kuß, glühend und berauschend, brannte auf seinen Lippen. Da sprang er empor, umschlang sie, bedeckte sie mit Küssen — sie lag hingebend in seinem Arme, schaute mit seligem Lächeln auf den Erglühenden, preßte ihn inniger an ihre wallende Brust. „Du hast mir vergeben! jetzt trotze ich Allem! und ist es Sünde, ist es Verbrechen — ich kann nicht anders! Dein eigen bin ich seit dem Tage, da ich Dich zuerst geschaut, — was Liebe ist, weiß ich erst seit jenen Stunden! — Ach, wenn Du wüßtest, mit wie qualvoller Angst ich Dein gedacht, wie mich der Gedanke folterte, Du würdest den Betrug nicht verzeihen! Und dann wieder dachte ich: wird sie, die einen Herzog mit ihrer Gunst zu beglücken glaubte, sie, welche einem Throne zur Zierde gereichen würde, sich nicht stolz abwenden, wenn der mächtige Herzog sich in einen unbedeutenden Referendar verwandelt?" — Die Cancion fuhr zusammen, sah ihm starr ins Gesicht und stieß einen gellenden Schrei aus. Dann riß sie sich wild aus seinen Armen, stieß ihn von sich, warf sich aufs Sopha und verhüllte ihr Antlitz. Der junge Mann blieb staunend und erschrocken in der Mitte des Zimmers stehen. Da sprang sie empor, ihre Augen blitzten vor Zorn, ihre Wangen flammten. „Hinaus, elender Komödiant!" rief sie gebieterisch, indem sie ihm einen Blick der tiefsten Verachtung zuwarf. — Er stand noch immer wie eingewurzelt auf seinem Platze. Da riß sie am Glockenzuge — „der Mensch soll hinaus!" rief sie dem herbeieilenden Mädchen zu, stürzte ins Nebenzimmer und riegelte es hinter sich zu.

Betäubt wankte der junge Mann aus dem Zimmer.

Am Abend desselben Tages besuchte Olmar die Sängerin. Als sie ihn erblickte, wollte sie das Zimmer verlassen. Er vertrat ihr lachend den Weg. Da setzte sie sich ans Fenster, von ihm abgewendet. „Bist Du unwohl, mon enfant?" — Sie antwortete nicht. — „Ich sehe schon", sagte er spottend, „der Herzog war bei Dir." — Sie wandte sich um und warf ihm einen Blick voll heißen Zornes zu. — „Mon amie, lerne von mir, wie man solche Mißverständnisse aufnimmt. Ich sandte Dir meine Einladung am Tage nach — — meinem ersten Rendezvous mit der Fürstin des Ballets." — Cancion, so aufgebracht sie war, mußte unwillkürlich lächeln. — „Wir sind quitt", fuhr Olmar fort, „laß Deinen Herzog zu meiner Königin des Tanzes wandern, zwei gekrönte Häupter, die unsere Freundschaft nicht stören sollen. Zürnst Du mir noch, so denke daran, daß ich mich nur gerächt habe für jene Stunde, in welcher das arme Kind, an das ich so viel Begeisterung und Witz verschwendet hatte, mir mit verschämtem Erröthen gestand, daß sie nicht die Rachel in Entrechats übersetze, sondern nur im Chor der Oper ihr Stimmchen erschallen lasse. Wahrhaftig, der Sprung von der dämonisch erhabenen Lieblingstochter Terpsichorens zur simplen, einfältigen Choristin ist für mich größer, als die Kluft, welche in den Augen eines Weibes den Herzog von R. von dem Referendarius Mellentin trennen kann. Du wirst mich aber wohl nicht mehr wegen meiner Caprice für das Ballet verspotten; denn wer kann für — die Phantasie!" Er ergriff die Hand des jungen Mädchens, welches sich noch immer schmollend halb von ihm abwandte. „Uebrigens sieht ein wirklicher Herzog eben auch nicht anders aus, nur — Das merke Dir für etwaige künftige Verwechslungen —" sagte er mit ironischem Lächeln, „die Herzöge wandeln im wirklichen Leben nicht wie auf der Bühne mit ihren Ordenssternen auf den Straßen umher, und häufig — — sind sie auch bereits verheirathet!" — — Die Cancion entzog ihm mit einer heftigen Bewegung ihre Hand. „Sei nicht böse, es war eine nützliche Vorbereitung für das wirkliche Leben, für Italien, wo Du genug Herzöge und Fürsten kennen lernen wirst!"

„Der Priester wartet, meine Königin ist geschmückt, gebt mir meinen Herzogsmantel, gebt mir meine Krone! — Wo ist meine Krone? — ich kann nicht zur Kirche gehen, wenn ich sie nicht habe! — Ha, dieser Blick! — warte nur, warte, man sucht sie schon, man bringt sie mir schon! — Meine Krone! meine Krone! habt doch Mitleid mit mir — seht ihr nicht, wie streng meine Königin blickt? — Stoße mich nicht von Dir — ich bin ja wieder der Herzog!" So raste im Delirium des Fiebers ein junger Mann auf seinem Krankenlager. Eine gebeugte alte Frau, ein bleiches Mädchen mit verweinten, durchwachten Augen saßen neben ihm und legten kühlende Umschläge um seine heiße Stirn. Die Frau Schmidt war es mit ihrem Clärchen. Seit einer Woche schon lag der Referendarius in hitzigem Fieber und sprach verworrenes Zeug, von seiner Hochzeit, aber nicht mit dem sanften Clärchen, sondern mit einer Fee, mit einer Königin, und daß er Herzog sei, und daß man ihm seine Krone gestohlen habe. Und er rief unaufhörlich ein fremd klingendes Wort, welches ein Name zu sein schien. Das Clärchen hatte ihn wohl gehört und nicht vergessen. „Was heißt Cancion?" fragte sie einen ehemaligen Lehrer. Er wußte es nicht. „Was heißt Cancion?" fragte sie schüchtern den Doctor, welcher den Patienten behandelt hatte. „Ich weiß es nicht." Aber bei seinem nächsten Besuche sagte er ihr, es sei ein spanisches Wort. Damit hatte sie sich beruhigt. Heute aber hatte sie zufällig ein Zeitungsblatt in die Hand bekommen, und da stand geschrieben: „Die Sängerin Cancion, welche bereits in einem Concerte aufgetreten ist, wird in der nächsten Woche zum ersten Male auf der hiesigen Bühne debutiren. Sie hat die Partie des Romeo gewählt. Da sie jetzt nach Italien abgeht, nimmt sie zugleich mit dieser Vorstellung von ihren Landsleuten Abschied. Eine große Zukunft erwartet diese wunderbare Künstlerin, welche so allgewaltig durch ihre Stimme und ihren Vortrag zu wirken versteht, dieses sechszehnjährige Mädchen, welches mit seltener Vielseitigkeit in jeder Kunst und Wissenschaft heimisch zu sein scheint. Eine Sammlung der von ihr verfaßten Märchen und Gedichte, von denen einige bereits in Journalen veröffentlicht wurden, wird dem Vernehmen nach binnen Kurzem erscheinen.

Clärchen schrie laut auf, als sie diese Anzeige gelesen hatte. Der Stich war ins Herz gegangen. „Sie hat mir seine Liebe gestohlen!" schrie sie in rasendem Schmerz, „ach, sie ist ja so reich, Tausende bewundern sie, Tausende liegen ihr zu Füßen, weshalb mußte sie mir das Einzige rauben, was ich besaß, meine Welt, mein Glück!"

Aber das Clärchen, das stille Kind, war völlig verwandelt, seit sie liebte und geliebt wurde. Sie war thatkräftiger geworden, entschlossener; die Leidenschaft hatte das Kind zum Weibe gereift. Ein paar Tage später, gegen Abend, nahm sie schweigend Hut und Mantel und ging fort. Eine halbe Stunde später stand sie im Zimmer der Cancion, welche sich beim Eintritt der Fremden fragend erhob.

Clara sprach nicht, blickte sie unverwandt an und brach dann in einen Strom von Thränen aus. „Ja, sie ist viel schöner als ich!" rief sie mit vor Schluchzen fast erstickter Stimme. Dann fiel sie vor der Sängerin auf die Knie: „Sie sind jung, Sie sind schön, haben Sie Erbarmen mit mir oder tödten Sie mich! Sie haben mir Alles genommen, was ich hatte, — Sie allein können mir mein gestohlenes Glück zurückgeben! Wenn Sie je geliebt haben, im Namen der Liebe beschwöre ich Sie, haben Sie Erbarmen mit mir!" Die Cancion zuckte unmerklich zusammen, dann hob sie die Knieende auf und sagte mit weicher Stimme: „Beruhigen Sie sich und sagen Sie mir, was ich thun soll; steht es in meiner Macht, so will ich Ihnen gern helfen. Es muß so schön sein, glücklich zu machen!" Sie seufzte.

Als Clara eine Stunde später die Sängerin verließ, war sie viel ruhiger geworden. Die Mädchen schieden mit einer herzlichen Umarmung wie Schwestern.

Noch ein paar Wochen — eine qualvoll lange Zeit — vergingen, ehe der Kranke sein Bett verlassen konnte. Er war still, finster, in sich gekehrt. Er dankte dem Clärchen und der Mutter für ihre treue Pflege, aber sein Dank war kühl und gezwungen. Dem armen Mädchen standen die Augen voll Thränen.

Da erhielt er eines Tages einen Brief, welcher ihn in lebhafte Aufregung versetzte. Er las ihn immer wieder, dann verbrannte er ihn. Gegen Abend verließ er die Wohnung und ging zu Olmar.

Wüster Lärm, Lachen und Gläserklirren scholl ihm schon auf der Treppe entgegen. Der Diener, welcher bereits auf ihn wartete, führte ihn in ein Seitenzimmer. Bald darauf trat Olmar ein.

„Sind Sie stark genug, um auch eine heftige Aufregung zu ertragen?"

„Das Schlimmste lieber als diese tödtliche Erwartung."

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie, was Sie auch sehen mögen, keinen Laut von sich geben werden?"

Der junge Mann reichte ihm stumm die Hand.

„Folgen Sie mir."

Olmar führte ihn in ein dunkles Seitencabinet, welches an den Saal stieß, aus welchem der Lärm erscholl. Er winkte ihm, an die Glasthüre zu treten, und zog den Vorhang zur Seite. Der junge Mann blickte in ein großes Gemach, in welchem so eben eine Orgie gefeiert worden war. Ueberreste von Speisen, halbvolle Flaschen und Gläser bedeckten den Tisch. Die Lichter waren theilweise schon herab gebrannt. Im Dämmerlicht, welches durch Wolken von Tabaksrauch mühsam hindurch drang, sah der Referendarius junge Männer und Mädchen, anscheinend schon berauscht, aber immer noch trinkend, lärmend und jubelnd. — Ha! — das Blut erstarrte in seinen Adern — dies schöne Weib, welches mit aufgelöstem Haar, mit herab hängendem Gewand auf dem Schooße jenes Mannes sitzt, dessen Hals ihre weißen Arme umschlingen — dies Weib — halb ist sie abgewandt, aber er erkennt sie nur zu genau — die Cancion!

Der Referendarius taumelte zurück. Dieser Anblick beraubte ihn fast der Besinnung. Olmar ließ den Vorhang fallen und führte den halb Bewußtlosen heraus. „Ich danke Ihnen", sagte dieser, als er schied, und drückte seine Hand.

Frau Schmidt und ihre Tochter hörten, als er nach Hause kam, daß er sich in sein Zimmer einschloß. Aber es blieb ganz todtenstill.

Am anderen Vormittag — die Mutter war ausgegangen, das Clärchen saß bei seiner Arbeit — klopfte es an die Thür. Das Mädchen fuhr zusammen. „Störe ich Dich?" fragte Victor schüchtern, indem er eintrat. Clara streckte ihm statt der Antwort mit herzlichem Lächeln die Hand entgegen. Er küßte zärtlich die weißen Finger, küßte ihre Lippen und ihr Haar. — „Wie bleich Du bist, mein süßes herziges Kind! ich habe auch recht viel Sorge gemacht, während ich krank war. Aber jetzt bin ich wieder gesund, völlig gesund, nun mußt Du auch Deine alte Fröhlichkeit wieder finden, Dein frisches Lachen! — Kannst Du mir denn all den Kummer vergeben, welchen ich Euch bereitet habe, als ich noch krank war?" — Sie preßte ihn an sich, sie küßte ihn, — sprechen konnte sie nicht vor Seligkeit.

Koffer und Kisten waren gepackt und in den Wagen herunter getragen. Die Cancion sah sich noch einmal in den wohlbekannten Räumen um, welche so viel Erinnerungen an Schmerz und Lust in sich bargen. Dann reichte sie Olmar den Arm und schritt der Thüre zu. Noch ein Besuch eilte mit elastischem Schritt die Treppe herauf, ein Mädchen, welches sich stürmisch an die Brust der Sängerin warf. Cancion küßte sie. „Nicht mir, sondern meinem Freunde Olmar gebührt Ihr Dank; er hat den Plan, der Ihnen ein Geheimniß bleiben muß, entworfen und ausgeführt, hat auch für meine Doppelgängerin gesorgt." Erröthend wandte sich Clara zu dem jungen Manne und reichte ihm die Hand. Er küßte sie. „Adieu, liebe Clara", sagte die Cancion, „der Wagen wartet, der Zug geht bald ab — leben Sie wohl!" — „Ich bereue doch, daß ich sie mit ihrem dankerfüllten Herzen an Dich verwiesen habe", sprach die Cancion spöttisch lächelnd, als sie neben Olmar im Wagen saß; „Du bleibst bei ihr zurück!" — „Hältst Du sie für gefährlich?" fragte er scherzend. Cancion zuckte die Achseln. „Wer kann für die Capricen der — Phantasie stehen!"

Aus der Woche.

In der letzten Sitzung der deutschen Bundesversammlung erklärte sich Preußen gegen den hannöverschen Antrag in Sachen der Flotte, da die Vorschläge desselben zum wünschenswerthen Schutze der Nordseeküsten nicht beitrügen, und verlangte die schleunige Erledigung der schon früher seinerseits gestellten Anträge in Bezug auf diese Frage. Nebenbei ist die preußische Regierung auch praktisch thätig für die angestrebten Zwecke. Es wird eifrig an der Herstellung einer Nordseeflotte gearbeitet, auf einheimischen und auf englischen Werften werden Schiffe gebaut, anderwärts auch über den Ankauf fertiger Schiffe unterhandelt.

Baden hat ein Rundschreiben an die deutschen Regierungen gerichtet, in welchem denselben vorgeschlagen wird, die nothwendige Reform der deutschen Bundesverfassung in freien Conferenzen zu berathen, da ja doch von der Bundesversammlung (schon deshalb, weil dort zu entscheidenden Beschlüssen Stimmeneinheit nöthig ist) in dieser Richtung Nichts zu erwarten sei. Gleichzeitig wird gemeldet, die österreichische Regierung sei bereit, auf jeden Reformvorschlag einzugehen, „so weit er auch in volksthümlichen Forderungen gehen möge", vorausgesetzt nur, daß er unter den gegebenen Verhältnissen ausführbar erscheine und der deutschen wie der

europäischen Stellung Oesterreichs die gebührende Berücksichtigung zuwende.

Der bayerische Landtag ist nach fast ein Jahr dauerndem Zusammensein geschlossen worden. Durch den Landtags-Abschied ist einer Reihe wichtiger Gesetze, z. B. dem Strafgesetzbuch, dem Polizeistrafgesetzbuch, der Gerichtsverfassung, der Güterzusammenlegung, dem Schulgesetz, der Einführung des deutschen Handelsgesetzbuchs ꝛc. die königliche Bestätigung ertheilt worden. Anerkennenswerth ist der Beschluß der Abgeordnetenkammer, kraft dessen in Bayern ein Netz von Eisenbahnen ausgebaut werden soll, welches mit dem der verkehrreichsten Länder wetteifert.

Das Verfahren der nassauischen Regierung gegen mehrere Zeitungen (vergl. die vorige Nummer) hat in ganz Deutschland gerechte Entrüstung hervorgerufen. Die ohne richterlichen Spruch verfügte Unterdrückung der Rhein-Lahn-Zeitung in Wiesbaden, blos weil sie, zu Gunsten des regierenden Herzogs, ein paar gar nicht einmal unrichtige Artikel über die Verwaltung seines Domänenvermögens veröffentlichte, ist in der That auch ein bedenkliches Beginnen, dessen Folgen hoffentlich der besser unterrichtete Herzog auf irgend eine Weise wieder gut machen wird. In einer Versammlung rheinischer Männer zu Walluf, wo diese Angelegenheit zur Sprache kam, verglich Max Wirth, der bekannte Nationalökonom, die Unterdrückung einer mißliebigen Zeitung mit jenem Bauer, der den Thermometer zerschlug, weil dieser hartnäckig trockenes Wetter anzeigte, während der Bauer Regen verlangte. Ein gesicherter Rechtszustand für die Presse ist eines der dringendsten Bedürfnisse, die es in deutschen Landen giebt.

Die Entwicklung der Dinge in Ungarn ist seit voriger Woche wenigstens um keinen entscheidenden Schritt vorgegangen. Noch kann man nicht ersehen, wie die Bevölkerung sich dem über das Land verhängten Ausnahmezustand gegenüber verhalten werde. Die Absetzung der magyarischen Behörden, welche offenen Widerstand gegen die Regierung beschlossen, wird wohl dem bis jetzt geübten Terrorismus ein Ende machen; aber der Belagerungszustand und die Kriegsgerichte und der Mangel einer freien Presse machen es selbst dem besonnenen und wohlgesinnten Theil der Bevölkerung schwer, offen und freimüthig zum Wohle des Ganzen zu wirken. Die Steuereintreibung soll neuerdings leichter gehen und ergiebiger ausfallen; im Laufe des October sollen an 13 Millionen Gulden aus Ungarn in die Staatscassen geflossen sein.

In Genf ist der seit langer Zeit fast allmächtige James Fazy, der Präsident des Staatsraths und thatsächliche Regent des Cantons, bei den letzten Wahlen durchgefallen. Was man an ihm auszusetzen hatte, war vorzüglich die verschwenderische Finanzverwaltung, die Mißachtung der öffentlichen Stimme durch das Unterhalten eines öffentlichen Spielhauses und einer Maitressenwirthschaft, die Hinneigung zur ultramontanen Partei und die zweifelhafte Haltung gegenüber den französischen Gelüsten nach der Einverleibung Genfs.

Eine der großartigsten Ueberraschungen hat dem staunenden Europa Ludwig Napoleon bereitet. Die Finanzen Frankreichs sind, wie bereits früher erwähnt worden, durch die unglaublichsten Ausgaben aller Art so zerrüttet worden, daß neuerdings die Nothwendigkeit eintrat, über den Umfang der aufgehäuften Schulden und über die Mittel zur Abhilfe so ordnungsloser Zustände nähere Untersuchungen anzustellen. Da hat sich nun ergeben, daß der Herrscher Frankreichs — abgesehen von den 2000 Millionen Francs, um welche er schon früher die Staatsschuld vergrößert hatte — nach und nach wiederum das Sümmchen von 1000 Millionen Francs (fast 300 Millionen Thaler) über die Voranschläge ausgegeben hat, und daß die Deckung dieser Schuld unbedingt erfolgen muß, wenn die Zerrüttung der Finanzen nicht unheilbar werden soll. Was thut nun der Kaiser? Er sagt frank und frei: ja, so kann es nicht länger fortgehen, die Quelle des Uebels muß nachhaltig verstopft werden, diese Quelle aber war meine Befugniß, auch über die Bewilligungen der Volksvertretung hinaus noch Gelder aufzunehmen und auszugeben; ich verzichte gern auf dieses Vorrecht, ich werde künftig nicht Mehr ausgeben, als was mir bewilligt worden, damit der Staatshaushalt eine feste Ordnung erhält; ich lasse freudig Vorrechte fahren, um dem Wohle des Landes zu dienen, dafür bin ich der Erwählte des Volkes u. s. w. Statt also an die Nachsicht des Volkes zu appelliren, macht er noch Anspruch auf Dank für die hochherzige Art, mit welcher er selbst sich gleichsam unter Vormundschaft stellt, und nun wird wohl eine große Anleihe ausgeschrieben werden, und die Vertrauensvollen werden ihr Geld bringen und darleihen, und das Staats-Budget ist wieder einmal geordnet, und Ludwig Napoleon wird sich auf die Bewilligungen des Gesetzgebenden Körpers beschränken. Geschickter hätte er aber kaum mit einem so schweren Bekenntnisse vor die Nation hintreten können, als er es gethan hat. Frankreichs erster Finanzmann, Herr Achilles Fould, ist zum Finanzminister ernannt worden und ihm wird die Durchführung der wichtigen Maaßregeln, um die es sich für die nächste Zeit handelt, zufallen.

Uebrigens ist die augenblickliche Lage Frankreichs, auch abgesehen von den zerrütteten Finanzen, durchaus nicht erfreulich. Das Budget der Ausgaben ist bis zum Aeußersten angewachsen, der Handel im Stocken, die Arbeit — durch den Krieg mit Amerika — vermindert, die Ernte schlecht ausgefallen und dadurch großer Geldabfluß ins Ausland bedingt. Ersparungen müssen daher gemacht werden, wo immer es angeht, und zuvörderst soll eine großartige Beurlaubung in dem gesammten Heere stattfinden.

Die englischen Zeitungen sprechen fast von nichts Anderem als von dem neuesten Pariser Finanzkunststück. Die meisten sehen darin eine sehr sichere Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens und triumphiren über die siegreiche Macht, welche selbst den stärksten Selbstherrschern Halt gebieten könne. Daß die französischen Tagesblätter die kaiserliche Proclamation nur loben, versteht sich von selbst; daß sie über die so ungeheuer traurige Veranlassung zu derselben nur schweigen, ist nicht minder natürlich. Die deutschen Zeitungen heben mit Recht hervor, wie diesseits des Rheins, trotz alles Nasenrümpfens über die Redensarten vom „Königthum von Gottes Gnaden", es doch um Vieles besser und solider und ehrlicher zugeht, als wo „der Erwählte des Volkes" mit dem Schweiße und den Rechten des Volkes in bekannter Weise wirthschaftet.

In den englischen Fabrikbezirken macht sich — hauptsächlich in Folge des amerikanischen Bürgerkriegs — eine bedenkliche Arbeitsstockung bemerklich, welche natürlich im Verlaufe des Winters noch zu steigen droht. In Irland ist ebenfalls Nothstand vorhanden, da das Hauptnahrungsmittel der ärmeren Classe, die Kartoffel, gänzlich mißrathen ist, bedeutende Ueberschwemmungen stattgefunden haben und durch viele aus den englischen Fabriken entlassene irische Arbeiter die Zahl der Hülfsbedürftigen bedeutend vermehrt worden ist.

Die Nachrichten aus Polen lauten sehr düster. General Lüders, der neue Statthalter, führt ein strenges Regiment; die geringste Unordnung wird sofort und hart bestraft, die Verhaftungen dauern noch immer im großartigsten Maaßstabe fort. Ohne Unterschied der Person sollen Alle, welche gegen die Regierung sich auflehnten, dafür büßen, katholische Geistliche, jüdische Rabbiner, Beamte, Kaufleute ꝛc. In Warschau herrscht Ruhe — die Ruhe des Kirchhofes, von Geschäften verspürt man eben so wenig wie von Vergnügungen.

Die geheimnißvolle See-Expedition nach dem Süden, welche die Regierung der nordamerikanischen Union ausgerüstet hat, ist dazu bestimmt, den Krieg nach dem Hauptsitz der Rebellion, in die Baumwollenstaaten zu tragen und die Auflösung der in Virginien stehenden großen Truppenmassen der Conföderirten zu bewirken, Winterquartiere für die Unionstruppen zu gewinnen, einen oder mehrere Häfen des Südens der Ausfuhr von Baumwolle offen zu erhalten und den der Union treuen Bürgern in den Rebellenstaaten Schutz und Unterstützung angedeihen zu lassen.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 48. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

1. December.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Der Schieferdecker.

Eine Erzählung vom Thüringer Walde.

Von Gotth. Alfred Luther.

An dem Südostabhange des Thüringer Waldes liegt am Fuße des Kulm und Wetzstein das vielleicht zwölfhundert Seelen zählende Bergstädtchen Lehesten, weit und breit wegen seiner ausgezeichneten Schieferbrüche bekannt. Nachweislich wurden zwei derselben, der „alte Haw" und der „Unnütz", schon im dreizehnten Jahrhundert bearbeitet. Was die Spaltbarkeit des Schiefers anbelangt, seine Farbenreinheit, Dauer und Leichtigkeit, so lassen die dortigen Brüche, welche nebenbei viele Tafeleinrahmer und Fuhrleute beschäftigen, Nichts zu wünschen übrig, machen sie im Gegentheile zu den wichtigsten Deutschlands. In der im Jahre 1648 erschienenen Innung der Schieferdecker zu Lehesten heißt es: Eine ehrbare, von uralten Zeiten her berühmte Innung der Schieferdecker. In Lehesten, der Hochschule derselben, existirt noch die alte Innungslade für sämmtliche Schieferdecker des Landes. Bergab von dem Städtchen, und zwar dessen hoher Lage wegen ziemlich steil, führt die alte Straße in das Saalthal und berührt in nicht zu großer Entfernung ein romantisch am Berghange gelegenes Dörfchen, welches wir Koschwitz nennen wollen.

Es ist ein Frühjahr-Sonntagsmorgen, noch breiten Dämmerung und Nebel einen dichten Mantel auf die Gegend und vermummen Haus, Baum und Menschen, sogar zum Himmel richtet sich das Auge vergebens, es starrt in ein monotones Bleigrau. Allein Dunkel und Nässe hindern einen Mann nicht, in langen Schritten den aus dem Dorfe zur Kieferwaldwand hinan führenden Steig empor zu klimmen, und als er die Höhe erreicht, liegen Nebel und Nacht unter ihm, und über der unfernen Rennsteigwindung blicken rothe Umrisse, bis mit unendlicher Geschwindigkeit die goldene, ewig unentweihte Feuerkugel empor schießt, alles Feindliche im heftigen Kampfe zu Boden wirft und die Spitzen des geliebten schwarzgrünen Thüringer Waldes mit rosigen Lippen behaucht.

Auf einer sich zum Dorfe hinab neigenden Felsenkanzel rauscht eine uralte Kiefer, als rufe sie der Sonne den Willkomm zu; lange Moosflechten fallen fast bis zum Boden herab und vermischen sich mit dem weißen wallenden Silberbart unseres Kletterers. Der fast fünfundsiebenzigjährige, ziemlich ärmlich gekleidete Mann richtet, an dem Stamme der Kiefer lehnend, sein edles Patriarchenantlitz unverwandt auf das Nebelmeer zu seinen Füßen, so daß es fast scheint, als ziehe es sich mehr vor seinen starren Blicken, als vor dem Flammenauge der edlen Himmelstochter in das schützende Dunkel der Erde zurück, um sich nach ihrem Weggange zum neuen Kampfe vorzubereiten.

„Nun habe ich", dachte seufzend der Greis, „über dreiviertel Jahrhundert mich tief unten im Schieferbruch abgearbeitet und auf der Waldeshöhe herzlich gefreut, habe redlich gewirkt und ein frommes Leben geführt; aber ich merke, der beste Theil meines Markes ist aufgezehrt und vom Rest wird mein Lebensdöchtlein nicht mehr lange schlucken. Doch ich kann getrost vor des Ewigen Thron treten; blank und glänzend wie eine Schiefertafel, über welche nie eine böse Leidenschaft oder eine schlechte That den hart kritzenden Griffel führte, ist mein Herz, aber der Rahmen ist morsch und brüchig geworden, und die Tafel fällt aus einander. Doch Das muß sein, wo sollte man denn sonst mit den neuen hin? Ungern scheide ich aber doch von meinem lieben herrlichen Wald, meinem besten Freund nächst Gott, und meinem „Tichterle" Käther*) — ach, himmlischer Vater, wäre das brave, herzige Ding nur erst versorgt und glücklich!"

Mit dem Aermel seiner Tuchjacke suchte sich der Greis die Thräne der Rührung, funkelnd wie der Thau an den Spitzen der Kiefervorschläge, aus dem dunklen Auge zu wischen. Die Sonne aber sandte segnende Strahlen auf das glänzende Silberhaar des Greises, welche mit ihren Reflexen eine Art Heiligenschein um das Haupt des Wäldlers zogen. Zu gleicher Zeit ertönt der fröhliche, weithin vernehmbare Gesang der aus einer Ackerfurche lustig zum Himmel empor strebenden Lerche, die stets das

*) Tichterle: Provinzialismus für Enkelin; Käther: Diminutiv für Katharina.

Programm des Tagesconcertes eröffnet. Bald darauf beginnt die Zippe ihr melancholisches Lied, und der Schwarzamsel volle, tiefe Flötenstimme dringt aus dem Dickicht einer schwarzen Kiefer, dahingegen das Rothkehlchen, der Liebling des Waldbewohners und fast in keinem Hause fehlend, versteckt in einem Busche schlägt. Und das Eichhörnchen hüpft im Gras und schlürft den Thau, und der Rehbock zieht aus der Saat zu Holz, und da denkt der biedere Hase: Lampe, wenn der geht, halte dich auch nicht länger auf. Und da legt er die Löffel auf den Rücken und hopp, hopp, hopp geht es langsam heim, damit die Leute ja nicht glauben, er fürchte sich am Ende. Meister Reinecke schleift die rothe Lunte aber noch am Waldsaum auf und ab und lungert nach Mäusen, und freut sich auf die Zeit, wo es wieder junge Hasen giebt.

Dieses Bild stillen Waldlebens reizte, so oft er es auch erblickt, den Greis stets von Neuem, er seufzte abermals:

„Jedes Thier kann ohne Sorge und Harm leben, was wird aber aus meinem Kätherle werden!“

Kaum hatte er ausgesprochen, so tönte eine kräftige, volle Baritonstimme in aufgeräumter Jodelweise von fern den Waldpfad entlang:

„Heut' singen im Wald h'raus
Die Vögel so schön,
Komm, Käther, da müssen wir
'Naus dazu gehn.

Das Gesing ohne Notenbuch
Das hab' ich satt,
Meine Vögel im Wald
Singen Alles vom Blatt.“

Ein kunstgerechter gellender Jodler begleitete den Schnaderhüpferl. Der Greis lauschte erstaunt auf, offenbar mißfiel ihm diese Entweihung des Sonntagmorgens; seine Entrüstung steigerte sich, als dieselbe Stimme die der singenden Vögel ganz täuschend nachahmte und sie zu regen Wechsel- und Wettgesängen anstachelte. Dabei kam die Person immer näher, so daß der Greis folgende Verse fast unmittelbar vor sich hörte:

„'S war Einer, der hat
Gar kein Mädle gemöcht,
In die Höll' ist er 'kommen
Und Schläg' hat er kriegt.

Wenn ich heirathen thu',
Das halt' ich gleich aus,
Wenn meine Frau nicht daheim ist,
Bin ich Herr zu Haus!“

Eben wollte sich der Lauscher entrüstet abwenden, als der Sänger, eine fast sechs Fuß große, überaus kräftige Figur, mit weit bis an die Schenkel gehenden Stiefeln, brauner Joppe und spitzigem breitkrempigen Filzhut mit aufgesteckter Birkhahnsfeder, in den Weg trat. Ein langer Schnauz- und Knebelbart beschattete Mund und Kinn eines bronzefarbenen martialischen, aber keineswegs unschönen Gesichtes. In der Hand trug der ungefähr dreißigjährige Ankömmling einen mächtigen Eichenstock mit Hirschgeweihgriff, eine gefüllte Jagdtasche hing auf der rechten Seite, dahingegen an einer um die schmale Taille gewundenen blitzenden Messingkette ein Instrument schwankte, halb Axt, halb Hammer.

Dieser keck einher schreitende Mann ist Peter Scheibler, der lustige Schieferdecker von Koschwitz, eine weit und breit bekannte Persönlichkeit.

„Gott grüß Dich, alter Stephan Lidke“, rief er mit einer Stimme, welche für die Güte seines gewaltigen Brustkastens bürgte; „Du guckst Dich wohl um, wo die Sonne herkommt!“

„Wenn ich nach irgend Etwas gucke, ist es nicht nach Dir“, versetzte der in seiner Andacht gestörte Greis entrüstet, vermochte den Schieferdecker jedoch nicht aus seiner Gemüthsruhe zu bringen. Der versetzte, sich vergnügt die Hände reibend:

„Weil Du weißt, daß ich Dir's doch sage. Gestern bin ich mit dem Thurm in Buchenbach fertig geworden, da hat mir der Ortsvorstand einen Schmaus gegeben und wir haben hernach gekartet bis Morgens zwei Uhr. Da bin ich heimwärts und hier steh' ich.“

„Und Das sagst Du nur so und schämst Dich gar nicht?“

„Die Sonntage thue ich Nichts, da bin ich sogar zu faul, mich zu schämen.“

„Aber in der heiligen Sabbathfrühe Schlumperlieder schreien und des Abends saufen, nicht wahr, da hast Du Zeit dazu!“

Einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick übermannte den Schieferdecker die Ungeduld, dann erwiderte er gelassen:

„Ich singe stets wie ich gerade aufgelegt bin, und wenn ich immer singe und lache, so war mein Vater wahrscheinlich eine Lachtaube und da trägt der Herrgott die Schuld.“

„Ein Staarmatz mit loser Zunge“, rief Lidke empört, „war er und gerade so ein gottloser Kerl wie Du!“

„Höre, Lidke, mich schimpfe wie Du willst, meinen Alten lasse aber in Frieden, der liegt in der Grube.“

„Denke an Deinen Vater, Peter, wenn Du auf den Dächern herum rutschest, bete lieber oben brav, als daß Du Nichts wie Possen treibst und die unten vorbei gehenden Leute ärgerst! Du achtest und ehrst die Geistlichen nicht, Du —“

„Wenn es noch lange so fort gehen soll, setze ich mich lieber, Lidke“, unterbrach ihn Scheibler mit der größten Gemüthsruhe. „Ich will Dir einmal Etwas sagen, Du alter Eisbär: warum verdiene ich, wenn ich nur ein paar Stunden arbeite, in einem Tage mehr als Du die ganze Woche in Deinem Bruch? Weil ich ein gefährlich, halsbrechend Geschäft treibe, und da lasse ich mir bei jedem Hammerschlag eine Minute Leben mit bezahlen! Mein Großvater und zwei von meinen Brüdern haben die Hälse gebrochen, und das waren Betbrüder wie Du! Du weißt recht gut, daß ich der beste und gewandteste Arbeiter weit und breit bin! Wo es etwas Gefährliches oder Elegantes zu decken giebt, da schreien die Baumeister: der Schieferdecker Scheibler von Koschwitz muß bei! Siehst Du, Lidke, wenn ich an der Fahnenstange eines Kirchthurms klebe, da brauche ich alle Sinne und Gedanken für mich. Unten auf dem Kirchenplatze ist allemal eine zahllose Menschenmasse, die zittert und betet schon genug für mich! Elf Mal bin ich bis jetzt gestürzt, allemal ohne mein Verschulden, und Kopf und Rumpf zeigen Nichts als Narben; aber jedesmal im Sturz fand ich schon meinen Rettungsplan. Merke Dir, Lidke, Geistesgegenwart ist besser als Gegenwart von Geistlichen. Elf Mal bin ich gestürzt und nächst Gott war Dies jedesmal mein Helfer, mein Retter!“

Dies in ziemlicher Erregung rufend, riß er seinen mächtigen Beilhammer von der Seite und schwang ihn mehrmals in der Luft, dabei flog sein Bart im Morgenwind und sein Auge funkelte voll Stolz und Vergnügen

Schon etwas weniger bestimmt entgegnete der hartnäckige Greis:

„Gefallen bist Du oft genug, wenn man bedenkt, daß Du erst dreißig Jahre alt ist, verdient hast Du es jedesmal, und daß Du den Hals noch nicht gebrochen, daran ist nur Gottes unendliche Langmuth schuld. Weißt Du noch, wie sich der Müller Köhler aus Bamberg auf dem Rennsteig ankaufte, weil Du die Gegend so gelobt hattest?"

„Ich hatte ihm auf Befragen blos gesagt, auf dem Rennsteig*) stehe das Korn immer hoch. Der Esel konnte doch merken, wie Das gemeint war."

„Der Müller verlor tausend Thaler, in demselben Jahre fielst Du von einer Scheune und hast Dir den Arm verrenkt. Wie Du dem Pachter weiß gemacht hast, er hätte einen Hecht im Karpfenteich, und hast ihm eine Hechtangel verkauft, womit er alle seine Karpfen gefangen, bist Du in Steinach gestürzt und man hat Dich für todt weg getragen. Wie Du den alten Holzschnitzer Klas von Rippersdorf funfzehn Stunden weit zu Fuß in die Residenz gesprengt hast, daß er auf des Fürsten Befehl den Officieren Holzschuhe anmessen sollte; wie Du der Gemeinde und selbst dem Herrn Pfarrer in Birkenfeld weiß gemacht hast, an der Bahnlinie hätte man eine Baumölquelle entdeckt, und Alles, selbst der Herr Pfarrer hinlief und sich hernach halb todt ärgerte, jedesmal bist Du gestürzt, jedesmal strafte Dich der Herrgott! Als Du den Vogelhändler von —"

„Hör' auf", schrie Scheibler unter lautem Lachen, „was dumm ist, muß geprügelt werden. Wenn ich für jede solche Narrheit fallen sollte, dürfte ich den ganzen Tag Purzelbäume schlagen. Adjes, Alter!"

„Bessere Dich, Schieferdecker", rief der Greis nach, als die markige Gestalt in langen Schritten enteilte. Seine Blicke folgten ihm lange, endlich entrangen sich die Worte seiner Brust:

„Es ist schade um den Schieferdecker! Keinen stattlicheren Burschen giebt es weit und breit, und arbeiten thut er wie der Teufel selbst, aber gerade so gottlos ist er auch in Allem, seinen schönen Verdienst verthut er wieder. Wenn mein Kätherle einmal einen Mann kriegte, nur die Hälfte so schlecht wie der, aus dem Grab stieg' ich wieder auf."

Der Schmerz des biederen Greises löste sich auf in den vollen Glockenharmonien, welche aus fünf bis sechs Dörfern die Andächtigen zum Morgengottesdienst riefen. Der arme Wäldler besitzt blos Ein Kleinod, das ist ein hübsches Kirchlein mit lieblichem Geläute. Ganz verzückt sitzt Lidke da und lauscht den wundervollen Glockenschlägen, deren majestätisches Echo von der Bergeshalde widerschallt! Es dauert noch gar lange, bis er seinen frommen Traum ausgeträumt und langsamen Schrittes heimkehrt.

Pfingsten sind bald vor der Thür. Um die alte Linde tanzt am zweiten Feiertage die lustige Ortsjugend, während die Alten spielen und zechen. An einem Tische im Freien sitzen Lidke und sein Schwager Hans Nicolaus Opfermann, der Schulz des Ortes, ein kleines wieseldürres Männchen mit pergamentenem Gesichte, aber sehr lebhaften dunklen Augen, welche rastlos umher rollen. Er treibt etwas Oekonomie, sein Hauptgeschäft besteht jedoch darin, die Lehestener Schieferausbeute mit zu verfahren. Er ist ein kluger, aber auch egoistischer Mann, welcher das ganze Dorf dominirt und keinen Widerspruch duldet.

Eben sprach er davon, während Aller Augen an seinem Munde hingen, wie er bei seiner letzten Anwesenheit in der Kreisstadt die chinesischen Schweine so sehr habe loben hören und daß er sich so bald als möglich solche überaus nützliche Thiere verschaffen werde. Es kam ordentlich heraus, als ob sie blos von der Luft lebten und mit jedem Tag um zehn Pfund Fett zunähmen. Der Sachverhalt war aber der: er hatte eine ziemliche Quantität solcher Rüsselthiere gekauft und ließ sie durch einen befreundeten Händler nach Koschwitz treiben, um sie den Bauern wieder um einen gehörigen Preis aufzuhängen.

„Warum sollten denn die Chinesen besser sein als unsere Schweine?" meinte Lidke, „mich däucht, Schwager, jedes Thier müßte in seinem Klima am Besten gedeihen."

„Alles, wozu man's braucht. In China mag die Art vielleicht länger leben als wie bei uns. Wir wollen aber blos recht viel Fett und recht bald. Jedes Ding hat seine zwei Seiten."

„Die Buchecker hat deren aber drei, Schulz, verstanden, die hat drei", tönte plötzlich die markige Stimme des hinzutretenden Schieferdeckers, welcher das Ortsoberhaupt mit bedeutsamen Blicken anwetterte. Dieses erwiderte mit aller ihm zu Gebote stehenden Geringschätzung: „Haltet das Maul, Scheibler, mit Euch redet man ja gar nicht."

„Wenn ich Euch nicht vornehm genug bin, Schulz, so wartet nur bis übermorgen, da kommt der Oberamtmann und der Oberforstmeister, vielleicht laßt Ihr Euch herab und redet ein Wörtchen mit Denen. Wisset nämlich, ich habe Euch angezeigt, daß Ihr unseren schönen Buchenschlag am Judenbühel, indem ihr einen anderthalb Klafter breiten Weg habt durchschlagen lassen, noch dazu ohne den Ortsausschuß oder den Förster mit einer Silbe zu befragen, gänzlich verschändet habt."

Die keineswegs in freundschaftlichem Tone gesprochenen Worte Scheibler's, des einzigen Ortsnachbarn und Ausschußmitglieds, welches den Muth hatte dem gewaltthätigen Schulzen zu widersprechen, erregten Aufsehen.

Dieser zuckte mitleidig mit den Achseln und meinte, man könne den Gemeindeausschuß doch nicht jedesmal zusammen rufen, wenn man eine Weide abschneiden oder einen Pfahl festschlagen wolle; bei der nächsten Sitzung würde er es schon gesagt haben. Die Leute, besonders die armen, mußten einen näheren Weg in die schwarzen Kiefern ins Holz haben, zudem sei der Schlag ja so dick genug.

„Ihr seid der Rechte, der den Armen 'was zu Gefallen thut", rief der Schieferdecker überlaut und schlug mit geballter Faust auf den Tisch, daß die Gläser zum Theil umfielen. „Um ihnen einen Holzweg zu machen, lasse ich keinen gewundenen hauen, sondern einen schnurgeraden. Die eine Seite von der Buchecker, welche Euch aber diesmal im Magen liegen bleiben soll, ist die: Ihr habt das durch den Hieb erzielte Reisig in Eurem Interesse verwendet; die zweite: Ihr habt Eurem Helfershelfer auf Gemeindekosten einen Verdienst zugewandt, welcher ihm nicht zukommt, und Euch so für manche Gefälligkeit bedankt, die wir nicht kennen; eine Hand wäscht ja die andere. Die dritte Seite der Buchecker ist aber die: nun habt Ihr einen herrlichen Pirschgang, von dem Ihr die armen Leute schon herunter bringen werdet, wollen sie in die schwarzen Kiefern ins Holz. Nun könnt Ihr

*) Der höchste Rücken des Thüringer Waldes.

die Rehe schießen, an welche Ihr im Dickicht nie ankommen konntet, und könnt die Jagd ergiebig machen, die Ihr, gegen das Gesetz, der Gemeinde abgeschwindelt habt. Schämt Euch, Schulz!"

Opfermann verblaßte sich einen Augenblick; wenn schon ein furchtbarer Zorn sein Inneres durchtobte, behielt er doch äußerlich seine Ruhe bei und meinte wegwerfend:

„Da wollte der Schieferdecker an meinem Jagdpacht Antheil nehmen, ich schlug es ihm aber ab, weil junge Leute und besonders so unvorsichtige wie er etwas Gescheideres thun können; nun macht er aus einem Seufzer einen Donnerschlag, macht den Spion und Angeber, als ob man mit den Behörden sich so nicht schon genug ärgern müßte. So rächt sich blos ein Lump, ein elendiger!"

Kaum waren die letzten Worte seinem Mund entflohen, so schlug ihm der Schieferdecker eine derartige Maulschelle hinan, daß er drei Schritte weit vom Stuhle flog. Scheibler aber ging pfeifend von dannen, Jenem Muße lassend, über die Arbeitskräfte, von denen er sich eben ein Probestück besehen, und über seine mehrseitige Schlagfertigkeit im Grase Betrachtungen anzustellen. Da derartige Ehrenbezeigungen auf dem Lande sehr häufig vorkommen, machte diese weiter kein Aufsehen. Der Schulze erklärte, den Rechtsweg beschreiten zu wollen, und gewann noch denselben Tag die Mehrheit des Ausschusses, daß man Scheibler die Arbeit an der im Bau begriffenen Schule wieder entziehen wolle.

Nach einigen Augenblicken gewahrte man den Schieferdecker als den Ausgelassensten mitten unter der tanzenden Jugend. Kein Bursche drehte sich so rasch und elegant, keiner schwenkte die Mädchen so keck und so hoch, keiner stieß den Juchzer so gellend und kunstgerecht aus wie er. Darum hafteten die Augen aller Mädchen auch mit einer besonderen Vorliebe auf dem schönen Mann. In der Pause saß er inmitten der zechenden Burschen, ließ eine Kanne (großes gepichtes Holzgefäß) Bier nach der anderen kommen, die in fröhlicher Runde kreiste.

„Schieferdecker", rief einer der erhitzten Jünglinge, nachdem er einen herzhaften Schluck gethan, „Du bist doch ein gescheider Kerl und weit in der Welt herum gekommen, da habe ich gelesen, es würde so viel Wein in der Welt gebaut, daß auf Jedermann täglich eine Flasche käme. Ist Das wahr?"

„Donnerwetter", lautete die Antwort, „wenn Das wahr wäre und ich wüßte den Kerl, der heute meine trinkt, dem schlüge ich das Kreuz ein."

„Wenn Dir das Bier nicht gut genug ist, trinke Wasser wie ein Fisch!" bemerkte ein vorlauter Bursche, Namens Schäfer. „Welches ist der längste Fisch, Schieferdecker?"

Als dieser den Frager ignorirte, erwiderte Der stolz:

„Das ist der Stockfisch; der hat seinen Kopf in Amerika und seinen Schwanz in Lehesten."

„Nun passet auf, ich will auch ein Räthsel aufgeben", ließ sich Scheibler vernehmen. „Was ist das für ein Baum? Er hat keine Wurzeln und keine Blätter, Jeder von Euch hat schon ein Heidengeld für ihn ausgegeben und doch geht er Keinen 'was an?"

„Das weiß ich", entgegnete der vorherige Sprecher Schäfer stolz.

„Du bist der Dümmste in der ganzen Gesellschaft, Schäfer", bemerkte der Schieferdecker kalt; „wenn Du Das weißt, werden es die Uebrigen auch kennen!"

Alles schrie und lachte durch einander und rief: „Der Schlagbaum, der Schlagbaum!" (Fortsetzung folgt.)

Komische Gesellschaften.

Von Dr. Friedrich W. Ebeling.

In dem kürzlich erschienenen zweiten Bande der Memoiren des bekannten Schriftstellers Castelli werden seine Leser mit einem Vereine ausführlich bekannt gemacht, welcher acht Jahre lang unter dem Namen „Ludlamshöhle", bis 1826, in Wien existirend, zu den sogenannten komischen Gesellschaften gehört, deren wir eine ganze Reihe besitzen, welche historische Denkwürdigkeit erlangt haben. Wenn Personenverbände aber, welche sich Studium und Praxis der Thorheit zur Aufgabe machten, in rascher Aufeinanderfolge erst mit dem vierzehnten Jahrhundert und namentlich seit Errichtung der Geckengesellschaft zu Cleve (1381) beginnen, so darf man daraus nicht schließen, wie es irrthümlich geschehen, daß die Bildung solcher Vereine eine Idee ist, welche vornehmlich dem Mittelalter angehört; sie findet sich bereits in der antiken Welt. Das classische Alterthum hatte schon zahlreiche Vereine zu öffentlichen und privaten, geselligen und anderen Zwecken, welche unter dem Namen Eranen begriffen werden. Unter diesen Eranengenossen aber gab es eine Gesellschaft (Thiasoi), deren Zweck es war, sich durch allerhand Possen, Schwänke, witzige und launige Einfälle zu belustigen. Ein Theil ihrer Mitglieder kennzeichnete sich äußerlich durch häufig wechselnden Schnitt der Kleidung; sie ließen ihre sorgfältig gepflegten Zähne sehen, rieben sich mit wohlduftenden Substanzen ein, trugen einen kleinen Rock und Schuhe à la Alcibiades. Die Anderen suchten eine Ehre darin Spartaneraffen genannt zu werden, ließen die Haare wild um die Schultern herum flattern, trugen lange Bärte, grobe Kleider, schlechte Schuhe und dicke Knüppel. Der Schriftsteller Athenäus versichert, daß es in Athen eine große Menge solcher Narren gegeben. Die meiste Aufmerksamkeit lenkten jene Eranenbrüder auf sich, welche ihren Versammlungsplatz im Tempel des Herkules hatten. Diese setzten ihre Possen und Narretheien öffentlich fort selbst unter den ernstesten und gefahrvollsten Lagen des Vaterlandes. Zur Zeit des Demosthenes bestand diese Narrengesellschaft aus sechszig Mitgliedern. Sie wußten sich übrigens einen Ruf zu verschaffen, der über Athen hinaus ging, so daß Philipp von Macedonien, gelockt von ihren funkelnden witzigen Schwänken, mit vielen Mitgliedern dieses Clubs einen Briefwechsel unterhielt und ihnen zwölfhundert Thaler (ein Talent) sandte, wofür er sich eine schriftliche Sammlung ihrer witzigsten Einfälle ausbat. Wie aber alle Vereine der Griechen, so hörten auch diese Eranen unter der Herrschaft der Römer gänzlich auf.

Von diesen sind uns keine bestimmten Nachrichten über das Vorhandensein speciell närrischer Gesellschaften unter ihnen bekannt. Dennoch unterliegt es kaum einem Zweifel, daß sie bei ihnen, zumal in Zeiten des staatlichen und

socialen Verfalles bestanden. Als sich sogenannte Sodalitäten, Verbrüderungen oder Verbindungen zum gemeinschaftlichen Genuß der Tischfreuden bei Gelegenheit der Feier gottesdienstlicher Feste bildeten, lag es nahe, daß der Tischoberste (Summus in Convivio) wie alle Theilnehmer die Unterhaltung auch auf die Bahn des Komischen und Possenhaften brachten, um so näher, als ja auch viele ihrer gottesdienstlichen Feste selbst von possenhaften Scenen untermischt und begleitet waren. Die Unmäßigkeit und Unsittlichkeit, welche der höchst ehrenwerthe, übrigens aber doch ziemlich philiströse Cato von vielen dieser Verbindungen rügt, betrifft nicht blos den Bauch.

Aus der christlichen Zeit ist jedoch der Clevesche Narrenorden wirklich die erste geschlossene komische Gesellschaft. Dieser folgen „die Narrenmutter zu Dijon", auch „die Infanterie zu Dijon" genannt; die „Gesellschaft der Hörnerträger" zu Evreux und Rouen; das „Königreich Bazoche" und mehrere andere, deren ausführliche Schilderung wir an einem anderen Orte versucht haben*). Zur Charakteristik aller dieser Gesellschaften aber dürfte wohl eine Zeichnung der unter dem Namen „die Babinische Republik in Polen" und „das Regiment der Calotte" bestandenen dienen und zu den interessantesten gehören, weshalb wir sie hier unseren Lesern vorführen.

Im Jahre 1568 war es, daß einige polnische Edelleute in der Woiwodschaft Lublin eine Gesellschaft errichteten, welche sie die Babinische Republik nannten, nach dem Landgute Babin, welches dem vornehmlichsten Stifter derselben, dem Edelmann Psomka, gehörte. Baba bedeutet im Polnischen ein altes Weib, und Babine, was ihm zugehört oder von ihm herrührt; und so gab dieses aus grauem Alterthum herstammende und durch keinerlei Restauration verjüngte Landgut den Vorübergehenden nicht sowohl wegen seiner schlechten Beschaffenheit, als vorzugsweise seines lächerlichen Namens willen oft Gelegenheit zu allerhand Spöttereien und komischen Einfällen; und einige polnische Magnaten, die an Witz und Humor besonderes Behagen fanden, kamen endlich dadurch auf die Idee der Errichtung eines danach benannten lustigen Vereines. Ihr Versammlungslocal dagegen hieß Gelda, was so viel wie ein Gasthaus, hinwiederum auch Stimmen des Volks bedeutet.

Damit nun diese Gesellschaft ebenso eine Art gewichtigen Ansehens wie die volle Höhe der Thorheit erreiche, gaben die Stifter ihr die Verfassung des polnischen Reichs und erwählten einen König, einen Reichsrath, Erzbischöfe, Bischöfe, Woiwoden, Castellane, Kanzler und andere Beamte. Die Art und Weise der Uebertragung dieser Aemter war folgende: Sobald sich auf einer Gasterei oder in einer großen Gesellschaft Jemand durch Sonderbarkeiten, Albernheiten oder Verstöße hervorthat, oder Etwas äußerte, was gegen allen Anstand, die Gewohnheit oder Wahrheit lief, hielt man ihn für geeignet Mitglied der Narrenrepublik zu werden, und zwar wurde ihm eben das Amt überwiesen, welches in Beziehung auf seine Eigenthümlichkeiten stand. Bramarbasirte Jemand mit Schlachten, Fehden, Mord und Todtschlag, so wurde er zum Kron-Großfeldherrn oder Ritter vom goldnen Sporn gemacht; redete er hochtrabend von Dingen, welche er nicht verstand, creirte man ihn zum Erzbischof; sprach er von Politik, mischte er dabei das Hundertste in Tausendste und verfing er sich oft, so ward er Großkanzler; wer die Religion zur Unzeit im Munde führte, wurde Hofprediger; wer von Pferden, Hunden, Falken und Fuchsjagden bei unpassender Gelegenheit viel renommirte, bekam das Kron-Großjägermeisteramt; wer die Rechte der römischen Kirche oder einer anderen Religionspartei sehr hitzig verfolgte und von Bestrafung der Ketzer faselte, wurde alsbald zum Inquisitor haereticae pravitatis ernannt; schwatzte Einer von Pferden, ihrer Dressur und Pflege mehr als nothwendig war und schnitt dabei gewaltig auf, Den wählte die Gesellschaft zum Oberstallmeister. Und so war kein Amt in Polen, welches man nicht auch in der Republik Babinia nach Stand und Würden auf die formellste Weise besetzte. Jeder harmlose Satyriker war ihr willkommen; Grobiane und Pasquillanten hingegen blieben statutarisch ausgeschlossen.

Wurde nun Jemand zum Mitglied dieses komischen Staats gewählt, so fertigte man ein Patent unter dem großen Siegel aus, überreichte es ihm mit vielen Ceremonien, und der Neugewählte mußte es in ehrerbietiger Weise stehend entgegen nehmen. Weigerte er sich aber in diesen lächerlichen Orden zu treten, so wurde er so lange verhöhnt, bis er sich in den Willen der Gesellschaft fügte. Die Obersten derselben verstanden sich so gut darauf die Menschen zu beurtheilen, daß Niemand Leidenschaften besser kennzeichnen, kein Moralist deutlicher und nachdrücklicher Sitten und Laster erklären, kein Physiognom aus den Gesichtszügen, Geberden und Gang die menschliche Natur treffender erkennen konnte als sie. Und präsentirte sich ihnen ein neuer Candidat, so berathschlagten sie erst lange, ob sie ihn aufnähmen oder nicht.

Diese lächerliche Republik gewann endlich so weiten Umfang, daß man selten unter dem Senat, dem Hofpersonal, der Geistlichkeit und anderen Ständen des Reichs Jemanden fand, der nicht ein Amt in derselben bekleidete. Einige wurden auch zu Infanten von Spanien, Favoriten und Hofnarren creirt. Als die Sache endlich vor den König Sigismund August II. kam, äußerte er sein Wohlgefallen über diesen närrischen Bund und fragte, ob er auch einen König hätte; worauf der Starost dieser Republik, eine wunderliche Persönlichkeit mit beständig jovialer Laune, erwiderte: Das sei fern von uns, daß wir, so lange Ew. Majestät leben, einen anderen König wählen sollten, Sie sind auch unser Oberhaupt. Sigismund nahm diese ironische Antwort gnädig auf, lachte herzlich und erging sich selber so sehr in Witzeleien, daß Alle um ihn her in die größte Heiterkeit versetzt wurden.

Als eines Tags einer der Gesellschaft das Reich Alexander's des Großen, die babylonische, persische und römische Monarchie mit hochtrabenden Worten pries, erwiderte einer der Anwesenden: Was machen Sie so viel Geschrei über Alter und Größe dieser Reiche! Unsere Republik ist älter als alle Monarchien. David schon sagt: alle Menschen sind Lügner; da nun Dies unser Fundament ist, darin unser Wesen besteht, so müssen Darius, Alexander, alle vormaligen und nachmaligen Könige, die ganze Welt zu der Babinia gehören. Aus Spott rühmte sich die Gesellschaft auch, daß sie Privilegien von Kaisern, Königen und Päpsten hätte. Einige gelehrte Häupter verstanden diese Aufschneiderei aber nicht, woher es denn gekommen, daß z. B. die „Allgemeine Welthistorie neuerer Zeiten" (Band XI, 608) alles Ernstes anführt, die Respublica Babinensis wäre von verschiedenen

*) Ebeling, Flögel's Geschichte des Groteskkomischen, neu bearbeitet und erweitert, Leipzig 1861 (erst drei Lieferungen erschienen).

Potentaten mit außerordentlichen Privilegien begnadigt worden.

Weil man nun in dieser Gesellschaft jedes Laster, jede Schwachheit der Lächerlichkeit preis gab, wurde sie in kurzer Zeit ebenso der Schrecken als die Bewunderung und der Zuchtmeister der polnischen Nation. Sie begünstigte das Genie, schärfte den Witz, beseitigte Vorurtheile, Mißbräuche und schlechte Sitten, die sich in die Regierung und die Gesellschaft eingeschlichen hatten, durch wohl angebrachte Satire; die Mitglieder bekümmerten sich ernstlich um Dinge, von denen sie früher mehr gesprochen als verstanden hatten; Einer lernte vom Andern, indem sie einander ihre Ansichten mittheilten und sie zum Gegenstand ihrer geselligen Unterhaltung machten, was um so mehr bedeuten will, als sich unter ihnen die klügsten Köpfe der Nation und Personen von höchstem Range und Einfluß befanden.

Wir können nicht sagen, wann die Gesellschaft zu bestehen aufhörte; in der Mitte des vorigen Jahrhunderts war schon keine einzige Spur mehr von ihr übrig. Sie entartete allmälig, indem kluge Köpfe Possenreißer zu Nachfolgern hatten, welche, den höheren Zweck der Stifter ignorirend, die Mittel als Hauptsache behandelten und so einen närrischen und doch so klugen Staat im Staate selbst zerstörten.

Das „Regiment der Calotte" wurde von einigen Schöngeistern, die sich zu Ende der Regierung Ludwig's XIV. an seinem Hofe befanden, errichtet. Sie beabsichtigten die Sitten zu bessern, die eingerissene affectirte Schreibart lächerlich zu machen und ein Tribunal einzusetzen, welches dem der französischen Akademie entgegen stehen sollte. Fest überzeugt, daß man ihnen die größten Schwierigkeiten bereiten, sie öffentlich der Anmaaßung und der Leichtfertigkeit beschuldigen würde, wählten sie zu ihrem Symbol eine Bleikappe (calotte de plomb) und nannten danach ihre Gesellschaft. Die nächste Veranlassung zur Constituirung dieser soll folgende sein. Ein Herr von Torsac, „Exempt des Gardes du Corps", ein Herr Aimont, Mantelträger des Königs, und mehrere andere Hofbeamte trieben eines Tages unzählige schlechte Witze über die Kopfschmerzen, von welchen einer unter ihnen heftig geplagt wurde, und riethen ihm endlich als gutes Mittel zur Vertreibung dieses Uebels das Tragen einer Bleimütze an. Wie es denn zu gehen pflegt, daß sich ein Einfall an den anderen knüpft, so geriethen auch diese Höflinge im Laufe der immer lebendigern Unterhaltung auf die Idee, ein Regiment zu bilden, welches blos aus solchen Personen bestände, die sich durch extravagante Reden und Handlungen auszeichneten. Die Idee fand Beifall, das angerathene Schutzmittel gab den Namen dazu her, wobei man übrigens auch an die Redensarten dachte: „il lui faut une Calotte de plomb", „il n'a pas de plomb dans la tête", und Aimont wurde einmüthig zum General erwählt. Man ließ sogar Standarten für das Regiment anfertigen, besondere Münzen prägen, und fand auch bald Dichter, welche Patente in Versen schrieben, die man Denen zuschickte, welche irgend eine offenkundige Narrheit begangen hatten. Viele Personen von Rang ließen sich in die Liste dieses Regiments eintragen, und Jeder beschäftigte sich im vollen Ernst, durch lächerliche Züge die Fehler und Ausschweifungen der hervorragendsten Personen zu übertreiben.

Erklärlicher Weise machte die Sache viel Aufsehen, und man strebte sie von vorn herein zu unterdrücken; doch je mehr man die Gesellschaft befeindete, desto mehr florirte sie. In kurzer Zeit wuchs sie zu einer namhaften Zahl an, zumal Hof, Adel und Bürgerthum ihr eine Menge Recruten verschafften. Als Ludwig XIV. von dieser seltsamen Truppe hörte, sagte er zu Aimont, er möchte doch einmal sein ganzes Regiment vor ihm aufmarschiren lassen. „Sire", versetzte Aimont, „wenn das ganze Regiment der Calotte aufziehen soll, ist Niemand da, der es mustern oder sehen kann."

Dieser Regimentschef erfüllte längere Zeit alle Pflichten auf das Beste, als er plötzlich sein Commando niederlegte. Als nämlich die Alliirten Douai belagerten, prahlte Torsac eines Tags zum Könige: würde man ihm dreißigtausend Mann zur Verfügung stellen, wolle er nicht allein die Alliirten zur Aufhebung der Belagerung zwingen, sondern ihnen auch binnen vierzehn Tagen alle Eroberungen wieder abnehmen. Aimont, welcher diese Großsprecherei mit anhörte, übergab ihm da auf der Stelle das Commando über die Calotte, und Torsac blieb wirklich General derselben bis zu seinem 1724 erfolgten Tode. Seine im Druck erschienene, aber überaus seltene Leichenrede erregte viel Scandal. Sie besteht nämlich aus einer Zusammenstellung der allerschlechtesten und fadesten Redensarten, die man aus den öffentlichen Lobreden der französischen Akademie und den Briefen und Schriften von ihr protegirter Schöngeister und Schriftsteller gezogen, und ist um so schätzbarer, weil sie als verdiente Satire auf den gezierten und ekelhaften Stil gilt, den einige Mitglieder der Akademie in die Wissenschaft einzuführen beabsichtigten, die nun nichts Eiligeres zu thun hatten, als Verbot und Confiscation dieser Grabrede zu betreiben. Aimont, nach Abtretung seines Commandos Secretär der Gesellschaft, begab sich deshalb sofort zu dem Alles vermögenden Marschall Villars und redete ihn in folgenden Worten an: „Herr Marschall, nachdem Alexander der Große und Cäsar gestorben, wissen wir Niemanden, der sich besser zum Beschützer unseres Regiments eigene als Sie; und deshalb ersuche ich Sie, nachdem man die Leichenpredigt auf unseren General Torsac confiscirt und dadurch seine wie unsere Ehre verletzt hat, dem Herrn Großsiegelbewahrer, der mir die Erlaubniß zum Druck ertheilte, diese Angelegenheit vorzutragen. Villars lachte herzlich über die Zumuthung und ihre Begründung und begab sich wirklich folgenden Tags zum Großsiegelbewahrer, welcher denn in der That die unverzögerte Auslieferung der confiscirten Exemplare befahl.

Dies trug nicht Wenig bei, den Ruhm des Regiments zu vermehren, welches sich nun täglich vergrößerte. Gerade die anfänglich am Meisten verspotteten Personen beeilten sich jetzt unter die Fahne dieses Corps zu treten; fanden sie doch dadurch schickliche Gelegenheit, sich an Anderen wegen der Verhöhnungen zu rächen, womit man sie selber heimgesucht hatte. Doch man nahm nicht Jeden auf; mehr entschieden Talent und Charaktereigenthümlichkeiten als Stand. Jeder Candidat war verpflichtet, bei seiner Aufnahme vor dem Plenum der Gesellschaft in Versen oder Prosa eine Rede zu halten, in welcher er seine eigenen Fehler scharf beleuchten mußte, damit man ihm einen seinem Wesen entsprechenden Posten übertragen konnte. Furcht vor diesem Regiment bewog übrigens die meisten großen Herren am Hofe, sich zu Protectoren desselben zu erklären, wiewohl man sonst überein kam, sich durch keine Satire der Calotte hinreißen zu lassen, welche bisweilen bis zur entschiedenen Entlarvung von Schuften vorschritt, wenn es das Wohl der Menge zu erfordern schien und Besserung jener Subjecte auf keine andere Weise bewerkstelligt werden konnte.

Leider ist die 1726 zu Paris erschienene Sammlung von Diplomen und anderen Schriftstücken dieser Gesellschaft so ungemein rar, daß wir, außer einem vereinzelten, hier ungeeigneten spöttischen Brevet für Voltaire, Nichts davon kennen.

Wie bei den eben besprochenen Gesellschaften war die Thorheit auch bei allen andern nur eine Form, das Komische ein Mittel zur Erreichung sehr verschiedener ernster, bisweilen rein ethischer Zwecke. Und diese Gesellschaften hielten sich in Blüthe, so lange man den Zweck nicht unterordnete oder ganz vergaß, wie es aber bei allen schließlich geschehen. Bildung von geschlossenen Vereinen, welche nur die Cultur der Thorheit, des höheren Blödsinns und der tollen Laune beabsichtigten, kennen wir erst seit Anfang unseres Jahrhunderts, und dahin gehören, hervorragend durch eminenten Aufwand von Geist und Witz, die Narren-Akademie zu Dülken, die Narrenhalle zu Köln und die — wie bemerkt — ausgestorbene Ludlamshöhle zu Wien.

Aus der Woche.

Noch immer sind die Zeitungen voll von Nachrichten und Andeutungen in Betreff der in der Bundesversammlung von Seiten Sachsens einzubringenden Vorschläge zur Reform des Bundes. Eine beglaubigte Angabe über den wahren Inhalt und die eigentliche Tragweite jener Vorschläge ebenso wie der von Baden vorbereiteten Anträge über denselben Gegenstand fehlt bis jetzt noch.

Sehr unangenehmen Eindruck hat der Erlaß eines preußischen Gesetzes gemacht, welches alle außerhalb Preußens erscheinende deutsche Blätter mit einer Stempelsteuer von einem Dritttheil ihres Kostenpreises belegt, während alle nicht deutschen Blätter steuerfrei nach Preußen eingehen dürfen. Also die englischen Blätter, welche so spöttisch von Preußen zu reden gewöhnt sind, die Kopenhagener Zeitungen, welche Preußen und Deutschland nur mit Wuth und Verachtung behandeln, die slavischen und magyarischen und sonstigen Blätter, in denen das „Tod den Deutschen!“ eine so berüchtigte Rolle spielte, die französischen Zeitungen, welche keck das linke Rheinufer verlangen, — sie alle werden höflich und zuvorkommend ohne Steuer ins Land gelassen; und die deutschen Zeitungen und Zeitschriften, deren Mehrzahl seit langen Jahren mit und für Preußen durch Dick und Dünn gegangen ist, müssen von nun an 33 Procent Steuer zahlen! Hannover legt allerdings auch 1/2 Thaler Steuer auf jede fremde Zeitung; aber daß der „Staat der Intelligenz“, der Deutschlands geistige Führung anstrebt, dieses Beispiel in so auffälliger Weise nachahmt, Das hätte man doch nicht erwarten sollen.

Die Wahlen der Wahlmänner sind in ganz Preußen zum weitaus größten Theile auf Männer der Fortschrittspartei gefallen, und es steht also zu erwarten, daß auch die eigentlichen Abgeordnetenwahlen ein gleiches Ergebniß haben werden. Es ist das von hoher Bedeutung. Ein Hauptstreben der Fortschrittspartei geht dahin, die so ungeheuer angeschwollenen Ausgaben für das Militär nicht noch größer werden zu lassen, vielmehr die Verminderung desselben durchzusetzen; die Regierung aber hat sich für eine Vermehrung des Heeres und also auch der Ausgaben für dasselbe gewinnen lassen und die Erklärung abgegeben, sie werde mit diesem ihrem Programm stehen oder fallen. Es wäre also gar nicht unmöglich, daß das Ministerium Auerswald-Schwerin im Laufe des nächsten Landtags fiele, und man könnte für diesen Fall wohl mit Sicherheit darauf rechnen, daß schwerlich ein liberaleres an seine Stelle treten werde.

Vierzig Millionen Thaler als ordentliche jährliche Ausgabe für das preußische Heer ist dem allergrößten Theile des preußischen Volkes doch eine bedenkliche Zumuthung. Selbst die der Regierung sonst ergebenen Zeitungen warnen vor der dadurch bedingten Anspannung und Erschöpfung der Steuerkraft. Indeß ist diese finanzielle Seite nicht die einzige, welche gegen ein so hohes Militär-Budget spricht; es giebt noch andere Bedenken. Die Einheit Deutschlands wird jedenfalls dadurch erschwert, weil die übrigen Staaten Deutschlands um so weniger Etwas von Preußen wissen wollen, je höher die dortigen Militärausgaben anwachsen. In Preußen selbst wird der Wohlstand der Bevölkerung untergraben, zu den wichtigsten anderweitigen Bedürfnissen, z. B. für die Volksschulen, für die Wissenschaft &c. ist das nöthigste Geld nicht vorhanden, die Volksbildung leidet, dem Ackerbau und der Industrie werden kostbare Kräfte entzogen, und während bereits im Frieden das höchste Steuermaaß von den Bürgern erhoben wird, fehlt bei einem längeren Kriege die nachhaltige Ausdauer. Mit Einem Worte: aus dem allzu hohen Militär-Budget geht nicht Stärke, sondern Schwäche hervor.

Am 26. November gab das Schwurgericht zu Berlin seinen Wahrspruch ab in dem Processe gegen den vielgenannten Polizeiobersten Patzke und Genossen, welche wegen mehrfacher Verletzung ihrer Amtspflichten, Veruntreuung, Betrugs &c. unter Anklage standen. Patzke wurde, weil er zur Ausstellung eines falschen Passes (für sich selbst) verleitet hatte, zu vier Wochen Gefängniß, der Schutzmannswachtmeister Köhler zu fünf Jahren, der Polizeilieutenant Schmidt zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Die Bayern haben, wie es scheint, Geld und Patriotismus in Fülle. Kaum war die neue Militär-Anleihe von 10 Millionen Gulden ausgeschrieben, so drängte sich Alles zu, um sein Scherflein auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen, und schon am Mittag des ersten Tags mußten die Zeichnungslisten geschlossen werden, da so schnell schon mehr als 10 Millionen angeboten waren.

Die sächsische Infanterie soll künftig statt der grünen Waffenröcke blaue erhalten, welche besser zu den gleichfarbigen Beinkleidern passen; es würden also die sächsischen Linientruppen in ihrem Aeußeren den bayerischen ziemlich ähnlich werden. Die Jägerbataillone und die Artillerie sollen ihre dunkelgrünen Waffenröcke behalten. Statt der verkauften Gewehre sind mehr als 20,000 neue österreichische Gewehre in Dresden angekommen, deren Leichtigkeit, weite Tragkraft und sichere Trefffähigkeit sehr gerühmt wird. — Leipzig hat Hoffnung, ein neues Theatergebäude zu erhalten, das der Stadt zum Schmuck gereichen würde. Durch das dankenswerthe Vermächtniß des Kramermeisters Schumann, welcher eine sehr bedeutende Summe zur Verwendung im Interesse der Stadtgemeinde in seinem Testamente ausgesetzt hat, würde ein großer Theil der zu dem Neubau nöthigen Kosten gedeckt sein. Auch die Anlage eines zoologischen Gartens in Leipzig wird vielfach berathen.

Die Staatsminister von Weimar und Altenburg sind gleichzeitig in Berlin eingetroffen und in ihrem gemeinschaftlichen Hotel vom preußischen Kriegsminister besucht worden. Man vermuthet, daß die beiden Herren ähnliche Militärverträge wie Coburg-Gotha mit Preußen abschließen wollen; doch ist diese Vermuthung nicht ohne Weiteres als begründet anzunehmen.

Die Regierung von Mecklenburg-Schwerin hat mißfällig wahrgenommen, daß die auswärtige Presse gar nicht viel Gutes an den mittelalterlichen Zuständen und Einrichtungen des Großherzogthums zu loben findet. Statt den Tadel zu beachten und das Bessere anzustreben, hat sie das Bequemere

vorgezogen: sie hat die Behörden angewiesen, solche auswärtige Preßerzeugnisse, in welchen Mecklenburg getadelt wird, — zu confisciren.

In Kurhessen haben die Wahlen der Wahlmänner zum Landtag überall unter ausdrücklicher Verwahrung der Rechtsbeständigkeit der Verfassung von 1831 stattgefunden.

Im österreichischen Ministerrathe wird jetzt über das Budget berathen. Die Berathung und Bewilligung desselben ist allerdings dem weiteren Reichsrath vorbehalten, in welchem alle Kronländer des Kaiserstaates vertreten sein sollen; allein diese Gesammtvertretung ist nicht zu Stande zu bringen, da Ungarn, Siebenbürgen und Croatien die Beschickung des allgemeinen Reichsraths verweigern. Vielleicht wird man sich nun entschließen, den engeren Reichsrath aus zwingenden Nothwendigkeitsrücksichten für den weiteren zu erklären.

Mit Oesterreichs Finanzen will es noch nicht besser gehen. Das Deficit, welches jetzt zu decken ist, soll 90 Mill. Gulden betragen; das des Vorjahrs ist mit Mühe durch den Rest der im April 1860 aufgenommenen Anleihe, durch die Steueranleihe, durch die Ausgabe von Münzscheinen, durch Vermehrung von Salinenscheinen und durch einzelne kleinere Anleihen gedeckt worden.

In Böhmen und Mähren scheinen die Agitationen der Czechen allmälig an Kraft und an Beachtung zu verlieren. Selbst die Bauern kommen immer mehr zur richtigen Einsicht und wollen sich nicht länger zu unlöblichen Parteizwecken mißbrauchen lassen.

In Ungarn geht die Umgestaltung der Behörden ziemlich ruhig ihren Gang; die freiwillig zurücktretenden magyarischen Beamten sind streng angewiesen worden, ihre amtliche Thätigkeit so lange fortzusetzen, bis die kaiserliche Staatsbehörde für einen Nachfolger gesorgt hat.

Kossuth, der ungarische Agitator, der sich seit längerer Zeit in Italien aufhält, soll an sehr geschwächter Gesundheit leiden; es wird erzählt, er sei körperlich so herabgekommen, daß er kaum das Zimmer verlassen könne, und das Zehrfieber, das ihn befallen, werde ihm noch vor dem Frühjahre das Leben rauben.

Die französische Armee soll, trotz aller Ersparungsmaaßregeln, zu denen man greifen muß, doch nur so weit durch Urlaubsertheilungen verringert werden, daß der effective Bestand derselben 400,000 Mann beträgt. Ludwig Napoleon meint, die Zustände in Europa seien danach angethan, daß man jeden Augenblick auf Alles gefaßt und zu Allem bereit sein müsse.

Das italienische Parlament ist am 20. November in Turin eröffnet worden; der Minister Ricasoli konnte nicht viel Erfreuliches mittheilen. Ein Uebereinkommen zwischen Victor Emmanuel und dem Papste ist nicht geglückt, obwohl Ricasoli einen sehr eindringlichen Brief an den heiligen Vater mit annehmbaren Vorschlägen über die Lösung der römischen Frage gerichtet hatte. Immer wieder taucht das alte Project einer Dreitheilung Italiens auf, so nämlich, daß Sardinien den nördlichen, der Papst den mittleren, der König von Neapel den unteren Theil des italienischen Stiefels erhielte. Vorausgesetzt wird dabei, daß Oesterreich Venetien abtrete; dazu hat man aber in Wien nicht die geringste Lust, obwohl es unbedingt das Klügste wäre, was Oesterreich thun könnte, um aus seiner verwickelten Lage herauszukommen.

In Neapel sollen alle Klöster, mit Ausnahme derjenigen, welche sich der Krankenpflege widmen, aufgehoben werden.

Die Unruhen, welche auf den russischen Universitäten stattgefunden haben, scheinen den Minister der Volksaufklärung (Cultusminister) Grafen Puniatin zu dem Entschluß, sein Amt niederzulegen, gebracht zu haben. Seit der Rückkehr des Kaisers nach Petersburg ist die Ruhe in den Universitätsstädten nicht mehr gestört worden.

Michael Bakunin, der bekannte Anführer während der Dresdener Maitage von 1849, war bis vor einiger Zeit in den Kasematten russischer Festungen und in den Eisfeldern Sibiriens festgehalten worden. Jüngst ist er in Californien angelangt, wohin er über den Amur und über Japan floh, und jetzt schwimmt er wahrscheinlich auf dem Schiffe nach England.

Warschau steht auch unter dem neuen Statthalter General Lüders unter strengem Regimente, und noch immer werden Personen verhaftet, welche sich irgendwie an den Demonstrationen der letzten Monate betheiligten. Am 13. November ist auch der Bisthumsverweser Bialobrzeski, welcher die Schließung der Kirchen verfügte, in Haft genommen worden.

Den neuesten Nachrichten aus Nordamerika zufolge soll das Bundesheer zu Wasser und zu Lande einige Vortheile über seinen Gegner davon getragen haben. Bei Pickville hat Nelson den Feinden einen Verlust von 400 Todten und 1000 Gefangenen zugefügt, und die Bundesflotte hat Port Royal vier Stunden lang beschossen und zwei Forts und 23 Kanonen genommen, auch 15,000 Mann gelandet und den wichtigen Ort Beaufort besetzt. Von Port Royal aus soll die mehrerwähnte große Flotten-Expedition eine regelmäßige Ausfuhr georgischer und carolinischer Baumwolle organisiren. General Fremont, der beliebteste und fähigste General des Unionsheeres, ist von der Regierung abberufen worden. Die Deutschen der Union, deren Liebling er war, fühlen sich dadurch sehr gekränkt.

Der Krieg kostet der Union ungeheure Summen, Das ist nicht zu leugnen; aber die Yankees sind trotzdem munter und guter Dinge. Sie rechnen so: Das viele Geld, welches die Staatscassen jetzt täglich ausgeben, bleibt doch im Lande, es ist kein Abfluß desselben zu befürchten, da die Einfuhr europäischer Fabrikate äußerst gering geworden ist und vollständig durch die Ausfuhr unserer eigenen Erzeugnisse aufgewogen wird. Nun ist aber unsere Ernte wunderbar gut ausgefallen, und England und Frankreich müssen uns mindestens 10 bis 15 Millionen Dollars baar herüber schicken für unsere Brodstoffe, so daß ein Geldmangel nicht eintreten wird. Wenn es uns aber erst gelingt, die jetzt festliegende Baumwolle locker zu machen, dann werden 100 Millionen Dollars nicht reichen, welche Europa baar an uns schicken muß, und wenn daher der jetzige Krieg Geldmangel erzeugen sollte, so werden denselben nicht wir, sondern die Europäer verspüren.

Es wird nicht ohne Interesse sein, über die gewaltige See-Expedition, auf welche die Union so große Hoffnungen setzt, etwas Näheres zu erfahren. Die Riesenflotte führt außer der Schiffsmannschaft 15 bis 20,000 Mann Truppen und mindestens 600 Stück Geschütze an Bord, unter letzteren eine große Masse riesiger Columbiaden, meist von zehnzölligem Caliber; außerdem eine erstaunliche Menge von Voll- und Hohlkugeln, Traubenschüssen, Kartätschen &c. Der Vorrath an Kriegsbedürfnissen jeder Art ist so vollständig und ausgedehnt, als gälte es einem wirklichen Feldzug ins Innere der südlichen Staaten, wie denn auch die Truppen nicht blos ihre Lagerzelte, sondern ihren vollständigen Train mit sich führen. Ja man scheint sogar die Bewaffnung eines Theils der südlichen Bevölkerung im Auge zu haben, da viele kleine Waffen, Gewehre, Säbel, ja selbst Patrontaschen und Uniformen sich an Bord der Schiffe vorfinden. Diese überschüssigen Waffen und Montirungsstücke sollen zur Ausrüstung von 10,000 Mann vollständig hinreichen. Auf der Flotte selbst haben die besten Piloten Anstellung gefunden, Leute, welche mit der Küste der südlichen Staaten genau bekannt sind. Daß gute Officiere für diesen Schiffszug ausgewählt sind, versteht sich von selbst. Als Admiral der Flotte fungirt Commodore Dupont, einer der besten Seeofficiere der Union; das Obercommando ist dem Brigadegeneral Sherman übertragen.

Oberst Rüstow, der berühmte militärische Schriftsteller, hat, wie es heißt, Schritte gethan, um ein Commando in dem Heere der Union zu erhalten.

In China ist die Thronfolge geordnet. Der älteste, neunjährige Sohn des verstorbenen Kaisers besteigt den Thron unter dem Namen Ki-Siang mit einer Regentschaft von acht Personen.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nº 49. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

8. December.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Tannenreiser.

Weihnachts-Arabesken von Albert Traeger.

1. Schutzlos.

Ein Kinderjäckchen — süße Arbeit für eine junge Frau. Zu dichtem, schützendem Gewebe verschlingt sich die weiche weiße Wolle unter den zarten Händen, deren schlanke Finger die langen Holznadeln so geschickt zu führen wissen; im zierlichen Körbchen kräuselt sich prahlend das rothe Seidenband, sein Schleifenbesatz erst wird dem Vollendeten Schmuck und Glanz verleihen. Süße Arbeit für eine junge Frau — was preßt den Mund der Arbeitenden so bitter zusammen? Die schönen kalten Züge erwärmt und verklärt nicht die hold verwirrte Scham, die traumversunkene Seligkeit einer Gottbegnadigten, unter deren Herzen die Erfüllung heißer Gebete keimt; die großen zerstreuten Augen haften nicht auf dem beweglichen Faden mit dem Alles vergessenden Blicke sorglicher Mutterliebe, der jede Masche in Gedanken dem kleinen Liebling anpaßt; kein verlorenes Spielzeug, kein zerdrücktes Kissen, keine kleine Unordnung läßt auf das Dasein eines Kindes schließen; in tadelloser Sauberkeit, in fast peinlicher Regelmäßigkeit entfaltet sich die reiche Ausstattung des prächtigen Gemaches, ein kühler Hauch durchweht das Ganze — allein ist die junge Frau — ganz allein. Jetzt hält sie inne und dehnt das Gestrickte zwischen ihren Händen aus, sie mißt die Breite; bald ist sie am Ziele, theilnahmlos setzt sie die Nadeln wieder in Bewegung. Mag der Mann in der Arbeit selbst seine Befriedigung finden, die Frau, deren Leben die Liebe, arbeitet mit Freudigkeit nur für einen geliebten Gegenstand; und die Arbeitende kennt das Kind nicht und wird es niemals sehen, welches behaglich in dem warmen Jäckchen sich dehnt und spielend an den rothen Schleifen zupft, sie strickt für die — Armen-Lotterie. Ist doch Weihnachten vor der Thüre, das Fest der Liebe und des Erbarmens, und ist es doch die Pflicht des Reichen, auch den Armen theilhaftig zu machen der allgemeinen Freude. Aber wer ist arm, und wer reich?! — Ist sie arm, die Mutter, welche vom letzten Groschen des sauren Tagelohnes ein dürftig Tannenzweiglein aufgeputzt, und nur mit Mühe jetzt dem wilden Schwarme zu steuern vermag, welcher mit hochgerötheten Wangen und funkelnden Blicken die goldenen Aepfel im Hängen noch sich streitig macht?! Ist sie reich, die junge Frau, welcher vom köstlichen Tische fürstliche Juwelen tausendfarbig aus dem Lichtermeere der Kronleuchter entgegen blitzen, und die im öden Prunkzimmer dem alternden Gemahl die kalte Stirn zum kühlen Kusse reicht?! Dem alternden Gemahl — wie fröstelnd schauert die junge Frau in sich zusammen — mälig beginnt es zu dunkeln — die Arbeit entsinkt ihren Händen — seufzend verliert sie sich in tiefe Gedanken.

Zehn Jahre werden es am ersten Weihnachtsfeiertage, als in der jähen Kälte auch der Lebensfrühling eines kaum erblühten Mädchenherzens plötzlich erstarrte. Schreckliche Worte hatte er gesprochen, der arme Vater, welcher sie Abends zuvor noch so reich beschenkt; feucht von kaltem Angstschweiß waren seine Hände, in deren Umschließung die ihre zitterte wie ein gefangenes Vögelein, feucht seine Augen von Thränen der Verzweiflung. Ueberschuldet das Gut, bankerott die Fabrik, der Vater entehrt, die Zukunft des Bruders vernichtet, sie Alle heimathlose Bettler, hinausgestoßen in die höhnende, erbarmungslose Welt, vertrieben auch von der theuersten Stätte — dem Grabe der Mutter. Paulchen allein vermag Alle zu erretten vom sicheren Verderben, sich selbst, den alten Vater, den jungen Bruder mit allen seinen Ansprüchen an das Leben; sie kann das Gut der Familie erhalten, die es seit Jahrhunderten besessen und die seinen Namen führt; sie wird der Mutter letzte Ruhe vor frevelhafter Entweihung schützen. Der Commerzienrath liebt Paula und bittet um ihre Hand, am Hochzeitstage wird er die Gläubiger befriedigen, wird er mit einem großen Capitale am Betriebe der Fabrik sich betheiligen. Vierzig Jahre ist er alt, der Commerzienrath, aber — reich ist er; hübsch ist er gar nicht, der Commerzienrath, aber — sehr reich ist er; von Adel ist er zwar nicht, der Commerzienrath, aber — unermeßlich reich ist er. Die kühnsten Wünsche auch der verzogensten Frau wird er mit Freuden erfüllen, und Paulchen ist ein verwöhntes Kind, aber noch viel mehr ist sie ein gutes Kind, und wird in dem Glücke

der Ihrigen das eigene finden. Gottes Segen wird sie in die Ehe begleiten, aus der Dankbarkeit, der Achtung gegen ihren Gemahl wird sich die Liebe entwickeln, die wahre, echte Liebe, nicht jenes überspannte ziellose Gefühl, welches Paulchen bisher wohl nur in Büchern gefunden und niemals recht verstanden hat. Kniefällig fast hatte er zuletzt gefleht, der arme alte Vater. Und Paula? Sie weinte und schluchzte nicht, aber ihre so frischen, so rosigen, so weichen Züge hatten einen harten und eisigen Ausdruck, als sie dem Vater ihren Entschluß verkündete; ein kurzer aber furchtbarer Kampf war in ihrem Innern ausgekämpft, und ihre einzige Siegesfreude, daß Niemand ahne, welches Opfer sie gebracht. — Niemand?! Das zehnte Jahr nach jenem Morgen geht zu Ende, ruhig schlummert der Vater neben der Mutter, das Gut gehört dem Bruder, welcher eine standesgemäße Heirath gemacht, Landrath geworden und durch die Fabrik bereits ein ansehnliches Vermögen sich erworben; das sechszehnjährige Mädchen aber, dessen Werk dies Alles, ist die Frau des Commerzienrathes, kalt, schön und unberührt wie damals, da sie sich geopfert. Sie ist der kostbarste Hausrath ihres Mannes, sie empfängt seine Gesellschaften, sie zeigt sich in der Welt an seiner Seite und blendet neidische Augen mit seinem Reichthum. Im Uebrigen haben sie Nichts mit einander gemein. Augenblicklich ist der Commerzienrath in einer politischen Versammlung, wo er für die Wahl des Handelsministers zum Abgeordneten kämpft, welchem er eine Anleihe und — den Adel verdankt. Ja, er ist endlich geadelt, der Commerzienrath, und bedarf für die Livree nicht mehr des Wappens seiner Frau, während ihre Visitenkarte um noch ein „von" sich bereichert hat. Ob sie daran jetzt wohl denkt?!

Horch! ward nicht auf der stillen Straße ein sporenklirrender Schritt laut? Die junge Frau fährt auf aus ihrem Sinnen mit einer raschen Bewegung wie nach dem Fenster zu — sie hält inne, vielleicht weil es draußen schon fast dunkel — sie träumt weiter.

Ball war gestern, ein glänzender Ball beim französischen Consul. Theilnahmlos wie immer war sie in den Saal getreten, die zahllosen Huldigungen, welche sie verfolgen, langweilen sie nicht mehr, sie ist erzürnt darüber, die Hartnäckigkeit ihrer schmachtenden Anbeter erscheint ihr widerwärtig. Warum zittert sie plötzlich und muß willenlos den Blick nach jener Richtung wenden, um ihn gleich darauf scheu zu senken vor den sengenden Blitzen, welche aus zwei schwarzen, starr auf sie gehefteten Augen sie bis ins Herz stechen? Wo bleibt ihre spröde Kälte, als er ihr vorgestellt wird, und sie in unerklärlicher Verwirrung auf seine Bitte um den nächsten Tanz bejahend sich verneigt, während sie nach Worten ringt, das Geforderte abzuschlagen? Warum wallt ihr Blut siedend auf in seiner Umschlingung und stocken ihre Pulse, während er zu ihr spricht und seine bleichen Züge von innen heraus sich erwärmen, als wenn verhaltene Gluth die Aschendecke durchbricht? Warum hindert sie es nicht, als er die von ihrem Busen gefallene Rose rasch aufhebt und nach heimlichem Kusse auf seiner Brust verbirgt? Was hat sie ihm erwidert, als er zuletzt um die Erlaubniß bat ihr aufzuwarten, und warum zürnte sie, zum ersten Male in ihrem Leben, dem Commerzienrath, weil er nach jenem Tanze den Spieltisch nicht verlassen wollte und sie überredete, noch auf dem Balle zu bleiben? Blieb sie gern? Unleugbar ist der Husaren-Rittmeister ein schöner Mann, die Damen alle geizten nach seinen Blicken, welche doch ausschließlich auf sie gerichtet blieben. Aber ein sittenloser, gefährlicher Wüstling ist er. In der früheren Garnison hat er einen betrogenen Ehemann im Zweikampf getödtet und ist jetzt nach verbüßter Festungsstrafe hieher versetzt. Die verlassene Geliebte ward wahnsinnig. Wahnsinnig — um einen Mann?! Aber ein so schöner Mann — und sein Bild stieg aus der mehr und mehr sich verdichtenden Dämmerung des Gemaches vor der jungen Frau empor, daß in wachsender Beängstigung vor ihren eigenen Gedanken Schutz sie suchte. Wo ihn finden? Bei ihrer Pflicht? Die Pflicht ist des Mannes ernste Freundin, wenn sie für ihn die Mutter der Entsagung; des Weibes Feindin ist die Pflicht, wenn sie nicht die Tochter der Liebe. Und Paula liebte ihren Mann nicht. Ihren Mann — voll Bitterkeit mußte sie sich gestehen, daß sie für ihn einen neuen Reiz gewinnen würde, wenn sie den so begehrten und gefeierten Rittmeister zu fesseln vermöchte; der Commerzienrath ist ein Kaufmann, welcher den Werth seiner Waare aus der Nachfrage beurtheilt. — Da mit einem Male ward es hell im Innern der gepeinigten Frau — ein sonnenheller Strahl scheuchte die Gebilde des Nebels in ihr finsteres Reich — sie hatte den ersehnten Schutz gefunden.

Das kaum erblühte Mädchen ist sie wieder mit dem warmen weichen Herzen und dem heiteren lebensfrohen Sinn. Hastig packt sie die große Stickerei zusammen, des Vaters Weihnachtsgeschenk, stiehlt sich behend aus dem Gute fort, durcheilt leichten Schrittes die dicht verschneiten Hügelreihen des kleinen Friedhofes — und da steht sie keuchend und prustend mit strahlenden Augen und glückverklärtem Antlitz mitten im traulichen Stübchen und schüttelt die dargebotene Hand des Pfarrherrn, welcher im mächtigen Großvaterstuhle die Abendpfeife schmaucht. Wie ein Erzvater ist er anzuschauen, der ehrwürdige Alte mit dem schwarzen Sammetkäpplein auf den silbernen Locken; in einen vollen langen Blick segnender Liebe hüllt er sein Herzblatt ein, seine Schülerin, sein Kind, wie er noch immer sie nennt, und sie läßt sich nieder auf sein Knie und, während sie sanft an seine Brust sich schmiegt, streichelt er die vollen vom raschen Laufe gelösten Scheitel. Kein Wort wird dabei gewechselt; plötzlich aber macht sie sich los in holdseliger Verwirrung und eilt an den Tisch, dem Reinhold die Hand zu reichen, der dort beim Lampenscheine hinter seinen dicken Büchern sitzt. Lange schon hat Der sich aufgerichtet, die lang herabwallenden blonden Haare fortgeschüttelt und keinen Blick der treuherzigen blauen Augen vom Großvaterstuhle verwendet. Wie nun aber die kleine Hand in der seinen ruht, ein wenig länger wohl als gerade nöthig, da leuchtet die helle Freude aus seinen offenen Zügen. Waren sie doch Beide unzertrennliche Freunde und Gespielen von erster Jugend an; frühzeitig mutterlose Waisen, hatten sie um so enger sich einander angeschlossen, als eine dunkle Ahnung, daß ihnen Etwas fehle, sie drängte, es gegenseitig zu ersetzen. Sein Vater war ihr gemeinsamer Lehrer, und als Reinhold fort zur Schule mußte, gab es für Beide keine glücklichere Zeit im ganzen Jahre als die Ferien, welche ihn wieder in das Pfarrhaus zurückführten. Jetzt war er bereits Student der Gottesgelahrtheit, und wenn auch Beide, so lange sie getrennt, wohl ahnen mochten, daß Manches schon anders geworden, und Vieles noch sich ändern werde — sobald sie wieder zusammen, waren sie die alten glücklichen Kinder. Paula stickte am Tische, Reinhold, welcher ihr die Lampe dicht vor die Arbeit gesetzt und in den Schatten gerückt war, sah dem Spiele der zärtlichen Finger zu, und der alte Pfarrer erschloß den reichen

Schatz seiner Erfahrungen oder spendete Lehren einfachster Erhabenheit und tiefster glaubensvoller Weisheit. Sobald aber die heisere Thurmuhr den zehnten Schlag ausgeknarrt, legte Paula die Stickerei zusammen, küßte den Pfarrherrn zur guten Nacht und machte sich auf den Heimweg. Reinhold begleitete sie, er bot ihr seinen Arm nicht an, noch nahm sie ihn, stießen sie aber wegen der Enge des Weges oder eines sonstigen Zwischenfalles halber plötzlich zusammen, so errötheten sie Beide gleichzeitig und das Gespräch stockte, falls ja eines im Gange war; meist schritten sie schweigend neben einander her, und wenn sie dann vor der Thüre des Herrenhauses angelangt, fuhren sie wie aus einem Traume empor und nahmen hastig Abschied, oft vergaßen sie sogar sich die Hand zu geben. — Da kam jener unglückselige Feiertagsmorgen, welcher mit rauher Hand die Binde von Paula's Augen riß. Daß sie sehend geworden, verrieth die hartnäckig von ihr festgehaltene Bedingung, die Verlobung nicht eher zu veröffentlichen, bis Reinhold wieder auf die Universität zurückgekehrt. Als er in gewohnter Weise von ihrem Vater sich verabschiedet, hatte sie sich nicht blicken lassen, aber — an der Thüre gehorcht, und der erste Schimmer der Freude hatte diese trüben Tage erhellt, da sie zu bemerken geglaubt, daß die Stimme ihres Jugendfreundes unsicher gezittert. Nun er fort, betrat sie auch zum ersten Male das Pfarrhaus wieder, stumm hatte ihr zweiter Vater sie gesegnet; sie verstanden sich Beide, aber sie sprachen sich nicht aus und vermieden es sich ins Auge zu sehen. Er hatte nicht mehr sie zu trauen vermocht, in seinem Großvaterstuhle war er eines Abends entschlummert, um nicht wieder zu erwachen. — Von Reinhold hatte sie Nichts mehr gehört, aber er lebte fort in ihrem Herzen, die Erinnerung an ihn war der frische grüne Flecken in der öden Wüste ihres Lebens, den sie sorglich vor den Augen der Welt verbarg und wie ihren einzigen Schatz still hegte und pflegte. Sie dachte sich den erst und einzig Geliebten als einen Verkündiger des lebendigen Gotteswortes in der milden versöhnenden Weise seines heimgegangenen Vaters, und da es ihr nicht vergönnt gewesen, das Leben ihres Freundes zu theilen, wollte sie wenigstens an seinem Wirken Theil haben. Sie eilte in die Hütten der Armen und an die Lagerstätten der Kranken, sie suchte die Witwen und Waisen auf, überall Trost und Hülfe spendend, und immer nur mit dem Gedanken an ihn, dessen Lehren sie so zu Thaten wandeln wollte. Diese reine, keusche, ja heilige Liebe war ihre Stütze, wenn die Verzweiflung sie zu erfassen gedroht, sie war auch jetzt ihr Schutz gegen die jähe Empörung ihrer Sinne, welche so lange geschlummert. — Reinhold!

Die Dienerin hatte Licht gebracht, Paula hatte auch einige Worte gehört, aber nicht verstanden, sie blickte auf, sie erhob sich, im Vorwärtsschreiten blieb ihr Fuß wie angewurzelt haften — es war kein Traum, keine Erscheinung. An der Thüre zeigte sich die schlanke Gestalt eines Mannes, deren schwarze Umrisse allmälig von dem dunklen Hintergrunde der Vorhänge sich ablösten. Aus all der Farblosigkeit schimmerte grell die hohe weiße Binde hervor, welche faltenlos den Hals umschloß, und von welcher, wie eine Verlängerung, die bleichen Züge des hagern schmalen Gesichtes emporstiegen. Jetzt erhob er das demüthig gesenkte Haupt, die langen blonden Haare, an den Schläfen merklich schon gelichtet, waren glatt hinter die Ohren gestrichen, die großen blauen Augen, welche bisher unbeweglich am Boden geheftet, wandten sich mit schneller Drehung nach oben, der Mund, entstellt durch einen lauernden Zug, öffnete sich und sprach salbungsvoll die Worte: „Der Friede des Herrn sei mit Ihnen!“

Da zweifelte Paula nicht länger, trotz des veränderten Tones hatte sie den alten Klang der vollen Stimme heraus gehört — eine sichtbare Veränderung war an ihr vorgegangen — wie von dem Hauche einer Frühlingssonne schmolz der eisige Ausdruck ihres Antlitzes — die Augen leuchteten, die Wangen rötheten sich, der Busen wogte hoch in warmen Wallungen, ihr ganzes Wesen war belebt und verklärt, sie selbst um zehn Jahre verjüngt — aber auch den Geliebten sah sie wieder, wie sie damals ihn verlassen, die Spuren der Zeit waren für sie auch von ihm verschwunden — sie wollte ihm um den Hals fallen — mit Mühe nur bezwang sie sich, aber strahlend stand sie vor ihm und reichte ihm die Hand, all ihre Gefühle zusammendrängend in den einen Ausruf: „Reinhold!!“ Er neigte abermals demüthig das Haupt, und nachdem seine Lippen die Spitzen der Finger, welche vergebens an den seinen sich festzuklammern strebten, flüchtig gestreift, öffneten sie sich wiederum und sprachen salbungsvoll die Worte: „Der Herr schafft sich Werkzeuge seines heiligen Willens aus unwürdigen Knechten, auch —“ Paula, sprachlos, vermochte nur durch eine rasche Bewegung ihn zu unterbrechen, sie bedeutete ihn sich niederzulassen. Prüfend und abwehrend zugleich betrachtete er den üppigen Sessel, dessen schwellende Polster ihn einluden, und erst nachdem er sich überzeugt, daß im ganzen Raume kein härterer Sitz zu finden, nahm er zögernd Platz, jede Berührung der Rück- und Seitenlehnen gewissenhaft vermeidend. Paula saß ihm gegenüber und starrte ihn an, verwirrt und zweifelnd wie ein Räthsel, dessen Lösung ihr unfindbar. — „Auch“ — wollte er da fortfahren, wo er stehen geblieben — aber Paula kam ihm hastig zuvor, wie ein Angstruf rang es sich von ihrer Brust los: „Reinhold! — Du — Sie — erinnern Sie sich denn nicht mehr unserer Jugend?!“ Starr blieben seine Züge und unbeweglich, nur die Augen wandten sich flehentlich nach oben, als er langsam und gemessen antwortete: „Ja, mit Bedauern blicke ich zuweilen zurück auf jene Zeit, da uns das Heil noch nicht erschlossen war, und wir mit sündhaften Gedanken an dem Herrn frevelten; Ihr in Gott ruhender Herr Vater und Sie selbst waren gütig zu dem armen Knaben und ließen ihn niemals seine Niedrigkeit empfinden. Aber unsere Wege sind immer weiter aus einander gegangen, der Herr, welcher in seiner Weisheit Alles ordnet, hat Sie empor gehoben zu einer Höhe, auf der Sie durch Thaten ihn verherrlichen dürfen, während ich tief im Staube nur mit meinem schwachen Worte ihm die Stätte bereiten kann.“ Noch immer wollte Paula nicht glauben, obschon sie hörte. Sie vermeinte, vor einem verschlossenen Thore zu stehen, welches sich ihr doch noch öffnen müsse; sie suchte nach einem Schlüssel und sagte endlich: „Ihr Vater.“ — „Mein Vater“, erwiderte er mit demselben ruhigen und schwer abwägenden Tone, „dessen Seele Gott gnädig sein möge, war ein guter Mann — aber, mit blutendem Herzen bin ich zu dieser Einsicht gekommen, er hatte den rechten Glauben nicht.“ — „Er?!“ rief Paula heftig und unwillig aus, während ihr die Augen übergingen. „Er war zu nachsichtig gegen die Feinde des Evangeliums, er floh, wo er hätte verfolgen müssen.“ Das Herz der jungen Frau ward immer schwerer, sie athmete mühsam und wie von schwerer Last bedrückt, aber Theilnahme war es noch, was sie zu der Frage bewog: „Wie ist es Ihnen denn ergangen?“ — „Der Herr

hat Großes an mir gethan; als mein seliger Vater abgerufen ward von seinem Tagewerke, zagte ich hülflos und verlassen, aber ein hochgestellter Mann nahm mich in sein Haus. Ein gotterleuchtetes Haus war es, darin ich Unterricht ertheilte und empfing, hier lernte ich auch zuerst erkennen, wie weise und segensreich es ist, daß wir geschieden sind hienieden in Hoch und Niedrig, in Reich und Arm, und wie Jeder da stehen bleiben soll, wo er hingestellt ist. Durch Vermittlung meines edlen Gönners ward ich alsdann in ein Prediger-Seminar aufgenommen. Hier kam die Gnade völlig in mir zum Durchbruch, und nach überstandener Lehr- und Prüfungszeit trat ich in den Dienst jener großen und mächtigen Anstalt, der kräftigsten Stütze des Christenthums, welches sie vornämlich auch unter den armen Heiden auszubreiten sich bemüht. Dieser gottgefälligsten aller Thätigkeiten habe ich denn auch meine schwachen Kräfte ausschließlich gewidmet." Seine demüthigen Augen leuchteten stolz. Ein neues Gefühl der Enttäuschung und des Unwillens regte sich in Paula, keine Rücksicht mehr für die Person, die Ueberzeugung für die Sache ließen sie den Einwurf erheben: „Giebt es denn bei uns keine Aermeren als die armen Heiden? was suchen Sie eine neue Welt auf, während in der alten Welt noch so Viel zu thun und zu helfen ist?!" — „Dieser alten Welt ist nicht zu helfen!" entgegnete er mit belehrender, fast strafender Ueberlegenheit. „Sie ist untergegangen in Unglauben und Ueppigkeit, wir müssen für das Wort des Herrn Herzen suchen, welche noch nicht befleckt sind von jenem Pesthauche, den man mit dem hochtrabenden Ausdrucke Civilisation beschönigt. Könnten unsere Armen nicht reich sein, da sie die Verkündigung des Heiles haben, und sind Jene nicht die Aermsten, welche daran noch Mangel leiden?!" Paula, aus deren Zügen längst aller Sonnenschein und alle Wärme gewichen, fühlte, daß eine Verlängerung dieses Auftrittes ihre Kräfte übersteige. Mit jener nur den Frauen möglichen Selbstbeherrschung überwand sie sich noch einmal und suchte das Ende herbeizuführen mit der Frage: „Was wünschen Sie nun von mir?" Wiederum kehrte er zurück zu der Rede, mit welcher er zweimal schon vergeblich sich einzuführen gestrebt, und sprach, diesmal ohne Unterbrechung: „Der Herr schafft sich Werkzeuge seines heiligen Willens aus unwürdigen Knechten, auch mich hat er zu seinem Dienste berufen. In seinem Namen bin ich von meinen Oberen ausgesendet, durch meine schwache Stimme die Herzen für die Bekehrung der armen Heiden zu entflammen und aus mildthätigen Händen die Mittel zu diesem gottseligen Zwecke zu empfangen." Dabei erhob er sich und verblieb in harrender, unterwürfiger Stellung. Auch Paula war aufgestanden, eilig öffnete sie ein Fach ihres Schreibtisches und reichte abgewandten Gesichtes ihm eine schwere Rolle dar, jeder Berührung seiner Hand ausweichend. Tief neigte er sich zur Erde und mit einem „Gottes Segen zum Lohne!" war er entschwunden.

Die junge Frau starrte noch eine Weile die Thüre an, dann sank sie krampfhaft schluchzend zusammen. Der einzige Halt ihres Lebens war zerbrochen, schutzlos war sie jetzt, schutzlos auch gegen den schlimmsten Feind — gegen sich selber.

In diesem Augenblicke ward der Husaren-Rittmeister gemeldet.

Der Schieferdecker.

Eine Erzählung vom Thüringer Walde.

Von Gotth. Alfred Luther.

(Fortsetzung.)

In aller Frühe des nächsten Morgens treffen wir den greisen Lidke, welcher sich ängstlich nach dem Befinden seiner Enkelin Katharina erkundigt, die ziemlich lange geschwärmt hat. Sie ist ein dralles Mädchen mit schwarzem Haare, gleichfarbigen, äußerst lebhaften Augen, und Nichts an der ganzen hübschen Erscheinung berechtigt ihren Großvater zu seinen Sorgen über ihre Zukunft.

„Du bist doch gesund und wohl auf, Kätherle?" jammerte er.

„Warum denn nicht? Vom Tanzen wird man doch nicht müde, und lustig genug ging es auch her, was soll denn Einem da fehlen?"

„Wenn Du nur erst einen braven Mann hättest, daß ich wegen Deiner nicht mehr in Sorgen zu sein brauchte."

„Du meinst, ich würde dem Mann schon Sorge genug anrichten! Heirathen thu' ich niemals, und wenn es ja einmal sein müßte, so nehme ich nur den Schieferdecker, den Scheibler's Peter."

Der Alte glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen und prallte zurück, als habe er auf eine Natter getreten.

„Kind, bist Du toll oder plagt Dich der Satan! Den Schieferdecker willst Du freien, den Unmenschen, der keine Religion in der Brust, keine Ehre im Leibe und keine Achtung vor der Obrigkeit, geschweige vor einem gewöhnlichen Menschen hat, der sein Leben täglich auf das Spiel setzt und das Blutgeld dafür verlumpt! O Kätherle, Kätherle, noch ein solches Wort und Du brichst mir das Herz."

„Bei dem Scheibler's Peter geht kein Armes unbeschenkt fort, und wenn Jemand irgend welche Hülfe braucht, so weiß es ganz gewiß das schöne Häuschen vom Schieferdecker zu finden, Das nenne ich Religion in der Brust haben, nicht immer das Wort Gottes im Munde wie viele Koschwitzer. Es ist wahr, er ist ein lustiger, lustiger Patron, Das gefällt mir aber gerade an ihm, man weiß, wie man mit ihm daran ist, und die Hörner wird er sich auch schon noch ablaufen."

„Der Schändliche hat gestern Deinen Großoheim vor der ganzen Gemeinde geprügelt!"

„Wäre es schöner gewesen, wenn er ihm heimlich aufgelauert hätte?"

„Und er hat ihn geschimpft und geschmäht!"

„Ich habe den Schulzen auch noch von Niemandem loben hören."

„Aber der Schulz ist Dein Onkel!"

„Und der Schieferdecker mein Schatz, damit Du es nur weißt", versetzte Kätherle entschieden und ging aus

dem Zimmer, ihren Großvater wie von einem Keulenschlag betäubt zurücklassend.

Lange starrte er vor sich hin, endlich barg er sein schmerzzerrissenes Gesicht in den zitternden schwieligen Händen.

Von nun an begann sich der Unfriede in seinem Hause einzunisten, seine Enkelin entwickelte einen Charakter, welcher ihn eigentlich seiner Sorgen ihretwegen hätte überheben sollen, wäre nur Scheibler nicht der Stein des Anstoßes gewesen. Zwar wurde Letzterer wegen der groben Realinjurie gegen den Schulzen mit zehn Thalern und Tragung sämmtlicher Kosten gestraft, er meinte aber lachend, er schlüge das Geld wieder auf den Schulbau, wenn er das Dach deckte. Der Schulz bekam wegen eigenmächtigen Durchforstens des Schlages am Judenbühel vier Wochen Arrest, der Holzläufer spazierte aber ein halbes Jahr ins Zuchthaus. Jener hatte ihn mit einer nicht unbedeutenden Summe Geld gewonnen, Alles auf sich zu nehmen. Es war ihm daher nicht zu verargen, daß er, so lange diese Buchecker ihm unverdaut im Magen lag, keine zarteren Empfindungen gegen den Schieferdecker hegen konnte, und Stephan Lidke ging es nicht besser.

Peter Scheibler führte indessen ein arbeitsames lustiges Leben fort und opponirte nach wie vor dem Schulzen im Gemeinde-Ausschuß. Der Schulban in Koschwitz war mittlerweile so weit vorgerückt, daß er in einigen Tagen das Dach besteigen konnte. Welcher Aerger überfiel ihn jedoch, als er ein Schreiben vom Oberbauamt erhielt, es sei ihm die Arbeit für dies Gebäude nicht genehmigt, indem sich ein billigerer Schieferdecker gefunden, überdies könne ihm nach der Aeußerung, das Schulendach müsse seine Strafe wieder einbringen, das nöthige Vertrauen nicht mehr geschenkt werden. Scheibler wußte zu gut, woher der Wind blies, und der Schlag traf ihn um so empfindlicher, als er gegen den Contract und auf eigene Kosten nicht nur das Landeswappen, sondern auch die Namen des Kirchen- und Ortsvorstandes benebst seinem eigenen mit Schiefer in das Dach einzulegen gedachte. Sein Schatz hatte ihm zu diesem Schritte gerathen, glaubend, ihr Großvater würde einen Beweis von Frömmigkeit darin erblicken und sein hartes Urtheil gegen ihn mildern.

Da es nun ziemlich alle Aussichten auf ein Bündniß mit dem Schieferdecker verloren, weinte das Kätherle so häufig, daß es dem Scheibler's Peter gar sehr zu Herzen ging, und auch der alte Lidke, ohne die Ursache des Jammers zu ahnen, sich nicht wenig grämte.

Eines Tages erschollen jedoch die Jodler des lustigen Peter so rein und fröhlich, daß dem Mädchen das Herz im Leibe lachte. Abends war wieder Ausschußsitzung, auf dem Wege dahin begegnete er ihm und ward sofort von der Neugierde angeredet:

„Lieber Peter, wie magst Du nur so fidel sein, wo der Hase im Pfeffer liegt."

„Wer weiß, wie der Hase noch läuft, morgen mehr, Schatz."

In der Gemeindeschenke präsidirte der Schulze dem Ausschuß und machte ein Gesicht wie ein böser Hund; in der Hand hielt er ein Schreiben der Kreisbehörde und theilte den Anwesenden mit, daß, da der Schieferdecker sich beim Oberamtmann erboten, das Schuldach auf eigene Kosten und Verantwortung herzustellen, ihm die Erlaubniß zum Bau gnädigst bewilligt sei.

„Da büßt Ihr ein schönes Geld ein, Scheibler", bemerkte ein alter Bauer mit warnender Stimme.

„Ich habe ja genug", antwortete dieser in seiner gewohnten leichtsinnigen Weise. „Wir Schieferdecker wollen immer gar hoch hinaus."

„Das ist wahr", versetzte der Schulze, „sie haben mehr mit Dohlennestern zu thun als mit Hühneraugen, sie wissen nie, wo sie der Schuh drückt."

„Aber oft, wo sie andere Leute drücken."

„Um den Schulpreis lasse ich mein Haus auch fortdecken."

„Hat erst frei Logis gehabt und nun auch noch das eigene Haus umsonst restaurirt, Schulz, Das ist zu Viel."

Unter derartigen Reibereien ging die Versammlung ihrem Schlusse entgegen.

Wenn sich Scheibler einmal Etwas vorgenommen, führte er es auch dem Schlusse mit seltener Energie entgegen. So verfügte er sich in der allerkürzesten Zeit nach Lehesten, um den feinsten und besten Schablonenschiefer mit geübtem Auge für seinen Kunstbau selbst auszulesen. In sehr früher Morgenstunde stieg er die nach dem Schieferorte führende Bergchaussee hinan, ganz in Gedanken versunken, die gewiß seinem Schatze oder irgend einem losen Streiche galten. Plötzlich bleibt er ärgerlich stehen und starrt den Berg hinan, um die Krümme kommen hoch und überaus schwer mit Schiefer bepackt nach einander neun, jeder mit zehn bis zwölf Pferden bespannte Lastwagen und erhöhen je nach ihrem Erscheinen den Aerger Scheibler's um das Quadrat, so daß es keines großen Rechnentalentes bedarf, um zu dem Resultat zu gelangen, daß er beim neunten fuchsteufelwild war.

Als der erste übermäßig bepackte Wagen — die Hemmbäume waren bis zum letzten Schraubenklang angezogen und trotzdem mußten die Deichselpferde alle Kraft anwenden, um ihn vor einem alleinigen Fortbewegen auf der abschüssigen Chaussee zu bewahren — in Gehörweite kam, rief der Schieferdecker mit lauter Stimme: „Sonst heißt es das ganze Jahr bei Euch Schneckenbauern: komme ich heute nicht, komme ich morgen; wenn ich jedoch einmal Schiefer aufladen will, haben sie gewiß am Nothwendigsten! Womit decke ich denn nun unsere Schule?"

„Das ist mir egal", bemerkte der Fuhrmann, indem er sich die Pfeife gemächlich fest stopfte und lange Züge aus derselben that, „meinethalben kannst Du Stroh dazu nehmen, wenn Du genug kriegst."

„Nun, das in Deinem Kopf wird schon auslangen, sollte ich denken", versetzte Scheibler im Weitergehen. Kaum hatte er jedoch den zweiten Wagen passirt, als er einen dumpfen Donner mit einem darauf folgenden furchtbaren Schlag vernahm und er ein Schauspiel erblickte, welches sein Herz, das die Furcht nie, auch nicht dem Namen nach gekannt, bis in das Innerste erbeben machte.

Das übergroße Gewicht hatte die Hemmketten am hintersten Wagen morsch entzwei gesprengt, und er kam unaufhaltsam, die vor Schreck wie die Windsbraut rasenden zwölf Pferde voran, wie ein Blitzstrahl auf den vorletzten gestürzt, auf welchen er mit Donnergetose aufstieß, so daß dessen Hemmzeug gleichfalls wie Glas splitterte und beide Wagen mit doppelter Gewalt rechts und links flogen, die Schiefer wie Schneeflocken in der Luft auf die vorhergehenden auf der engen steilen Chaussee brachen — eine entsetzliche Lawine, wie sie keine Alp aufzuweisen vermag! Noch wenige Secunden, und die neun Wagen mit Pferden und Fuhrmann liegen in Atome zerschmettert auf dem abschüssigen Todespfade. Da war keine Rettung möglich, keine Hülfe für Menschen und Vieh.

Kopflos flohen die Hauderer von ihren Geschirren und irrten ohne Zweck zwischen den Wagen — vergebens; entweder mußten sie den Todessprung zur Seite des Wegs in den mehrere hundert Fuß tiefen Abgrund thun oder sie wurden in einigen Secunden zerquetscht, zermalmt!

Eine furchtbare Alternative!

Schon donnert der vierte Stoß und der fünfte Wagen kommt in seiner grauenhaften Begleitung — fliegende Schiefer und Kisten, blutige, geschleifte, geschundene, gequetschte Pferde und Leichname — angebraust.

Die Broncefarbe des Schieferdeckers hatte einer Schreckensbleiche Platz gemacht, als er mit jähem Sprunge mitten in den Weg auf den vom Sohne des Schulzen gefahrenen Wagen, welcher in der Todesangst auf dem Sitze geblieben war, los stürzt, die Hemmschraube öffnet und dann die Pferde mit einer Riesenkraft herumreißt, daß die beiden vordersten Paare über die kleine Barrière in den Abgrund springen müssen, und in zehnmal kürzerer Zeit als wir erzählen, steht der schwere Wagen fast quer — denn ganz langt die Breite nicht aus — auf der Chaussee. Noch einmal fliegt Scheibler in die Straße und wirft mit übermenschlicher Anstrengung den schweren Sohn des Schulzen auf seinen Rücken, dann fliegt er wie der im Stoße begriffene Falke auf die vorausfahrenden Wagen zu, und ein letztes entsetzliches Krachen, gefolgt von dumpfen Stürzen geschieht. Die im Nu quer über den Weg errichtete Barrikade hat den Fortlauf gehemmt, der Schulzenwagen fährt in Milliardentrümmer, aber ein Theil der Räder der Lawine verfängt sich in den Trümmern, der andere prallt mit Mann und Maus in den Abgrund. Die beiden vorderen Wagen sind gerettet, die ganze Katastrophe hatte nicht eine Minute gedauert.

Leblos liegt der biedere, unerschrockene Schieferdecker auf der Chaussee: ein nachfliegendes Schieferstück hat ihn auf den Kopf getroffen. Ganz entsetzt und verlassen — die vorderen Wagen dürfen nicht zum Stillstehen gebracht werden — steht der Schulzensohn bei der Leiche, bis er sich endlich entschließt sie in das Dorf zu schleppen.

(Fortsetzung folgt.)

„Sie."

(Briefliche Mittheilung einer Berliner Freundin.)

„Sie kommt! sie kommt!"

„Wer? Wer?"

„Friederike Goßmann — die göttliche Friederike."

„Die kleine Goßmann kommt? Herrlich, ein Stern in dieser jetzt so öden, glanzlosen Zeit!"

„Pah! Sie wird sich auch verrechnen und die Triumphe von früher nicht wieder feiern!"

„Oder noch größere erringen."

So und ähnlich wurde in manchen Kreisen der Hauptstadt beim Seidel Bier oder Glase Wein die An- und Zukunft der Gefeierten besprochen, welche bei ihrer ersten Anwesenheit das Berliner Theaterpublicum in einen Taumel des Entzückens versetzt hatte.

Und ist dieser Taumel, dieser Rausch auch diesmal nicht mit gleicher Heftigkeit ausgebrochen, so ist darum der Erfolg der Künstlerin kein weniger großer. Man bedenke, damals war es das erste Mal, daß die Wunderblüthe, auf dem Boden der Kunst entsprossen, mit ihrer Holdseligkeit, ihrer schimmernden Farbenpracht, ihrem süßen Duft den Berlinern entgegen blühte und sie berauschte; man sah Friederike Goßmann zum ersten Male und war geblendet, überwältigt durch eine Erscheinung, welche in ihrer Art jedenfalls einzig genannt werden muß. Hat dieses Staunen über das Niegesehene (der echte Berliner sagt: „Niedagewesene") sich jetzt auch gelegt, ist an die Stelle des Ueberraschenden schon die ruhigere Freude, die Gewißheit des Besitzes getreten, macht die Bewunderung sich nicht mehr in so lauten himmelstürmenden Ausrufen Luft, so ist doch kein Erkalten, keine Abnahme des Enthusiasmus zu bemerken.

Diesem Urtheil wird jeder Unparteiische beipflichten, der bei dem Gastspiel der Künstlerin zugegen war. Die Räume des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters waren am ersten Abend schon bis auf den letzten Platz gefüllt, die Logen des ersten Ranges zierte ein eleganter Damenflor, eine erwartungsvolle festliche Stimmung schien die Anwesenden zu beseelen. Der Empfang des lieben Gastes war ein unbeschreiblich inniger und herzlicher, mit flatternden Willkommensgedichten und zahllosen Blumenspenden. Aber welches Herz sollte auch nicht dankbare Freude empfinden, als sie wieder vor uns stand, die große kleine Friederike Goßmann, deren äußere Erscheinung an Reiz und Anmuth noch gewonnen hat. Daß der Zauber, den die Holdselige ausstrahlt, nicht nur die Männerherzen, sondern auch die der Frauen besiegt, daß sie gerade unter den Damen die wärmsten Anhängerinnen besitzt, scheint uns ein Zeichen für die Echtheit ihrer Triumphe.

Am ersten Abend trat uns Friederike Goßmann in drei neuen kleinen Lustspielen entgegen und entfaltete darin die ganze Fülle, den Farbenschmelz ihres reichen Talentes; ihre Schöpferkraft, ihr Geist machte oft an sich Unbedeutendes zu wirksamen Momenten und Scenen. Wie Das sprüht und sprudelt, blitzt und flammt, gleich einem Edelstein, welcher sein Licht in vielfältigen Farben spielen läßt. Wie neben der reizendsten Naivetät, der graziösesten Koketterie, der übermüthigsten Schelmerei eine Wärme und Innigkeit, eine Gefühlstiefe hervorbrechen, die, weil sie so durchaus wahr sind, das Herz so unwiderstehlich ergreifen und rühren. Diese Gefühlsausbrüche, ein Ruf jäher Ueberraschung, ein Schrei tiefen Schmerzes sind als „unschöne Naturlaute" von manchen Recensenten, welche trotz des besten Willens nichts Anderes an der Künstlerin zu tadeln fanden, angegriffen worden, und dennoch sind es gerade diese Naturlaute, welche von so erschütternder Wirkung sind; denn die Natur ist immer wahr und somit schön, und Friederike Goßmann ist durch und durch natürlich, oder, als größtes Lob: ihre Künstlerschaft hat die höchste Spitze erreicht, auf welcher die Kunst wieder zur Natur wird. Und wer kann mit Recht sagen, daß sie jemals in Ton, Bewegung, Miene die Linie des Schönen überschritte; umschwebt sie nicht immer eine Grazie, welche kein „Zuviel" zuläßt? Von den früher schon von ihr vorgeführten Rollen heben wir zumeist die „Grille" und die „Picarde" als Meisterstücke hervor. Wenn Das nicht die Vielseitigkeit ihres Talentes, ja eine wahrhaft geniale Schöpferkraft bekundet, zwei so

verschiedene Gestalten, die höchste Tragik, die ergreifendsten Affecte: Haß, Zorn, Verachtung, Liebesgluth hier darzustellen, und dort als Picarde wie eine goldschimmernde Libelle dahin zu flattern und in beiden Rollen unerreichbar zu sein — dann ja, dann vermögen eben selbst Thatsachen Nichts mehr zu beweisen.

Doch nicht von den schon gesehenen, überall bewunderten Leistungen wollten wir eigentlich sprechen, sondern von denen, in welchen unser Gast als neue Erscheinung uns entgegen trat, und unter diesen nimmt der „Vicomte von Letorières“ und „Die Kunst zu gefallen“ einen ersten Platz ein. „Die Kunst zu gefallen“, wem wäre sie mehr ureigen als Friederike Goßmann, bei wem wäre diese **Kunst** mehr **Natur**? Man möchte glauben, eine gütige Fee habe sie dem Kinde als Pathengeschenk in die Wiege gelegt. Und so entwickelte die Künstlerin in dieser Rolle des jungen liebenswürdigen Cavaliers eine Fülle der reizendsten und überraschendsten Momente, welche sich gleich Perlen zu einander reihten und ein vollendetes Ganzes bildeten. Der Charakter wurde von Anfang bis zu Ende mit einer Einheit durchgeführt, daß die anmuthige Gestalt wie aus Einem Guß vor uns stand. Wer hätte wohl in diesem chevaleresken Jüngling die weibliche Darstellerin gesucht, war es nicht der vollendetste anmuthigste Vicomte, — der auch seiner graziösen Erscheinung an verschiedenen Stellen die Kraft und Sicherheit des Auftretens nicht fehlen ließ, — welcher je über die Bühne gewandelt und die Kunst zu gefallen nicht nur auf seine Mitspieler, sondern auf das ganze Publicum ausübte; die freudige, belebte Stimmung der Versammlung steigerte sich an manchen Stellen, besonders bei der Trinkscene bis zum jubelnden Entzücken, und eine Menge der duftigsten Blumen und Kränze belohnte den jungen Sieger am Schlusse des Actes.

Die Theilnahme an den Gastvorstellungen ist immer im Steigen, dem Andrange des Publicums ist selbst durch die Räumung des Orchesters nicht zu genügen, und wenn es sich wirklich bestätigt, daß die liebenswürdige Künstlerin schon in diesen Tagen Berlin verläßt, um einem Rufe nach Petersburg zu folgen, so können wir nur, nachdem wir ihr den herzlichsten Dank für die uns bereiteten Genüsse ausgesprochen, uns über dies viel zu frühe Scheiden durch die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen trösten.

Aus der Woche.

Die preußische Regierung scheint durch die in allen Theilen des Landes hervorgetretenen Erfolge der Fortschrittspartei bei den Urwahlen zum Landtage unangenehm berührt zu sein; darauf deuten wenigstens die Aeußerungen der officiösen Presse. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß durch den Ausfall der Wahlen schon der Bestand des Ministeriums gefährdet sei.

Die Voruntersuchung gegen den Berliner Polizeipräsidenten von Zedlitz ist zu Ende; sie hat kein Ergebniß geliefert, die Acten sind bei Seite gelegt worden, in sein Amt wieder eintreten wird aber Herr von Zedlitz wahrscheinlich weder wollen noch können.

Aus Sachsen ist in mehrere auswärtige Blätter über die daselbst angeblich bestehende geheime Polizei Mancherlei berichtet worden, was dem amtlichen Dresdener Journal zu Entgegnungen Anlaß gegeben hat. Eine vollständige und rückhaltlose Erklärung der sächsischen Staatsregierung über diese ganze Angelegenheit, namentlich auch wegen ihrer Beziehungen zu dem sogenannten „Schwarzen Buche“, steht kaum noch in Aussicht. — Am 12. December, dem Geburtstage des Königs, sollen zum ersten Male wieder die seit Jahren abgeschafften Trommeln beim Militär ertönen. Die neuen blauen Waffenröcke der Linie werden vor der Hand nur zum Schloß- und Paradedienst in Dresden benutzt, und erst am nächstjährigen Geburtstage des Königs sollen sie allgemein angelegt werden. — Für die Gemahlin des Prinzen Georg, welche zum zweiten Male Aussicht hat Mutter zu werden, sind kirchliche Fürbitten angeordnet.

Hannover beharrt trotz des preußischen Widerspruches auf seinen Anträgen in Bezug auf die Nordseeflotte und verlangt eine besondere Berathung derselben, ohne Verbindung mit der Frage des Küstenschutzes. Also schon wegen der Form der Behandlung Zwiespalt!

In Württemberg hat die zweite Kammer der Regierung die Befugniß ertheilt, geistliche Orden im Lande zuzulassen, doch sind Jesuiten und ähnliche Geheimbünde ausdrücklich von dieser Vergünstigung ausgeschlossen.

Der badische Landtag ist am 30. November vom Großherzog eröffnet worden. Die Thronrede hat unter Anderem auch um Unterstützung der Regierung in der deutschen Frage.

Außer Weimar und Altenburg sollen auch Waldeck und Braunschweig Lust haben, Militärverträge mit Preußen abzuschließen. Ein solcher Vertrag mit Braunschweig wäre aus bekannten Gründen von besonderer Wichtigkeit.

Dr. Oetker in Kassel, der muthige Kämpfer für Verfassungsrecht und Preßfreiheit in Kurhessen, hatte vor einiger Zeit in seiner „Morgenzeitung“ von „frömmelnden Schulinspectoren“ gesprochen und war deshalb zu 25 Thaler Strafe verurtheilt worden. Er appellirte; das Obergericht in Kassel entdeckte mehr Strafwürdiges in dem fraglichen Artikel und erkannte auf 30 Thaler. Er erhob nun Nichtigkeitsbeschwerde beim Oberappellationsgericht; dieses aber fand noch viel mehr Strafbares und erhöhte die Strafe auf 200 Thaler oder drei Monate Gefängniß.

Die österreichische Regierung ist nun entschlossen, das Budget dem Reichsrath vorzulegen, mögen in diesem auch große Haupttheile des Kaiserstaates nicht vertreten sein. Der Präsident des Abgeordnetenhauses, Advocat Dr. Hein, ist zum Justizminister ausersehen, was als ein dem parlamentarischen System gemachtes Zugeständniß gelobt wird. Aus Ungarn gehen die laufenden Steuern und selbst die Rückstände neuerdings besser ein. Bei der nothwendigen Neubesetzung der Comitatsämter und der Stadtmagistrate haben sich selbst viele Magyaren zur Uebernahme der erledigten Posten bereit erklärt, weil nunmehr den Behörden der erforderliche Schutz zur Durchführung ihrer Anordnungen gesichert ist.

Ludwig Napoleon hält es für unabweisbare Pflicht, die durch seine finanziellen Enthüllungen erschreckte Geschäftswelt um jeden Preis von seiner Friedensliebe zu überzeugen und dadurch mehr Vertrauen und Leben in Handel und Wandel zu bringen. Er gäbe deshalb Viel darum, wenn er so bald wie möglich eine Zusammenkunft mit der Königin Victoria haben könnte — persönliche Zusammenkünfte mit anderen Souverainen scheinen geradezu eine kleine Schwäche des Kaisers zu sein —, in London geht man aber nicht so ohne Weiteres auf diese Idee ein, man ist dort des ewigen Wechsels zwischen Wärme und Kälte in den Beziehungen zu Frankreich müde. Da soll nun Herr Persigny, der gute Bekanntschaften am englischen Hofe hat, seinen Einfluß

geltend machen; als kluger Kopf verlangt Derselbe aber, daß der Kaiser zuvor ein wirkliches Unterpfand seiner Friedensliebe gebe. Ludwig Napoleon soll in Folge dessen in der That zu noch umfassenderen Beurlaubungen in seinem Heere bereit und entschlossen sein.

In der Abgeordnetenkammer Belgiens hat die Anerkennung des Königreichs Italien von Seiten der Regierung mehrere hitzige Verhandlungen veranlaßt. Den heftigen Vorwürfen der Klerikalen entgegneten die Minister durch die verständige Hinweisung auf das wohlverstandene Interesse Belgiens, welches verlange, daß man den Thatbestand anerkenne, ohne die Ursachen desselben zu billigen oder zu verurtheilen. Gelegentlich sei hier bemerkt, daß das sonst in allen Dingen so fortgeschrittene Belgien eine Unzahl Klöster besitzt, welche natürlich zur Erhöhung des Volkswohlstandes nicht beitragen. Im ganzen Lande bestehen 139 Manns- und 809 Frauenklöster; von der letzteren Gattung hat die einzige Stadt Mecheln 198, Brügge 146, Gent 155!

Im südlichen Italien will noch immer nicht Ordnung und Friede erblühen. Die königlichen Truppen sind in der letzten Zeit mehrmals von den Aufständischen unter Borjes geschlagen worden. Die fast ganz in den Händen derselben befindliche Provinz Basilicata ist der Mittelpunkt des Aufruhrs.

Dem Papste wird kein langes Leben mehr prophezeit; er soll unheilbar erkrankt sein, der häufig wiederkehrende Blutandrang nach dem Kopfe läßt einen Schlagfluß befürchten.

Zwischen Spanien und Sardinien ist kürzlich ein Conflict ausgebrochen, der aber schwerlich bedeutende Folgen haben wird. Als Franz II. aus Neapel floh, vertraute er die geheimen Archive dem spanischen Gesandten an. Als Victor Emmanuel Besitz von Neapel ergriffen hatte, verlangte er die Herausgabe der Archive, was Spanien verweigerte. Als jüngst Spanien nochmals erklärte, es kenne kein Königreich Italien, forderte der Gesandte Victor Emmanuel's seine Pässe und die Beziehungen zwischen den beiden Regierungen sind abgebrochen.

Zwischen England und der nordamerikanischen Union ist ein Conflict ausgebrochen, der zu viel merkwürdigeren Folgen führen kann. Die Sache ist so gekommen. Der englische Postdampfer Trent, aus der Havannah nach London steuernd, wurde im Bahama-Kanal von dem amerikanischen Kriegsschiffe San Jacinto eingeholt und durch einen blinden Schuß aufgefordert anzuhalten. Der Trent hielt, zog seine englische Flagge auf und wollte dann weiter fahren; der Kriegsdampfer aber hißte das Sternenbanner auf und mahnte durch einen scharfen Schuß den Engländer, er habe zu warten. Der Amerikaner setzte nun ein Boot mit Officieren und Mannschaft aus und legte am Trent an, mit dem bestimmten Verlangen, zwei Personen, welche von der südlichen Sonderbundsregierung als Commissäre nach Paris und London geschickt worden und welche auf dem englischen Schiffe befindlich seien, sofort auszuliefern. Die beiden Gesuchten, Mason und Slidell, gaben sich zu erkennen und riefen den Schutz der britischen Flagge an. Der englische Capitain sagte ihnen denselben zu, verweigerte ihre Auslieferung und erklärte die seinem Schiffe angethane Gewalt für eine Verletzung des Völkerrechts und seeräuberische Handlung, welche die englische Regierung rächen werde. Trotzdem nahm der amerikanische Capitain, nachdem er noch mehr Mannschaft von seinem Schiffe hergerufen hatte, die beiden Herren gefangen, brachte sie auf sein Schiff und fuhr mit ihnen von dannen. Der Trent fuhr nach England und setzte dort durch seinen Bericht Alles in Flammen. Ueberall werden Volksversammlungen gehalten, die Regierung wird mit Sturmpetitionen heimgesucht, die Minister haben den Fall den Kronjuristen zur Begutachtung vorgelegt und diese sich dahin erklärt: daß die Gefangennahme der Sonderbundscommissäre ungesetzlich und die Wiederherausgabe derselben von Seiten der Union nothwendig sei. Das Letztere wird also unbedingt von der englischen Regierung als das Mindeste gefordert werden, und es wird nur noch darauf ankommen, was die Regierung der Union zu thun gedenkt. Der Capitain des Jacinto hat sich auf einen ausdrücklichen Befehl seiner Regierung berufen, als er — wider seinen eigenen Willen — die Commissäre gefangen nahm; wird die Regierung jetzt plötzlich nachgeben? Das Volk von Neuyork hat die Stadt illuminirt, als die Kunde von der Gefangennahme der Commissäre und also von der der englischen Flagge zugefügten Beleidigung dort ankam; es wäre nicht unmöglich, daß der rohe Pöbel der Unionsstädte, ohnehin aufgeregt genug, die Regierung zum Trotz gegen England aufstachelte, und dann könnte eine Kriegserklärung Englands erfolgen, ehe man sich's versieht. Schon hat die englische Regierung die Ausfuhr von Pulver und Salpeter (den man bekanntlich zum Pulver braucht) aus England untersagt.

Kaiser Alexander von Rußland scheint den löblichen Entschluß gefaßt zu haben, die bei seiner Ankunft in Petersburg herrschende bedenkliche Stimmung durch zeitgemäße Zugeständnisse zu mildern. Mehrere gegen die Studenten ergriffene strenge Maaßregeln haben seine Billigung nicht gefunden, und sind deshalb in den höheren Verwaltungsämtern mehrere Personalveränderungen angeordnet worden. Dagegen dauern in Warschau die Verhaftungen noch fort; mehrere katholische Priester, welche die nationale Bewegung begünstigt und angeschürt haben sollen, sind bereits nach Sibirien abgeführt. Bis jetzt sind die Strafurtheile von einigen zwanzig Personen bekannt geworden; zwei derselben wurden zu zweijähriger Festungsarbeit verurtheilt, die übrigen unter das Orenburger Armeecorps gesteckt.

Nachschrift. Neueren Nachrichten zufolge hat die englische Regierung ein Ultimatum nach Washington gesendet, in welchem nicht nur die sofortige Auslieferung der zwei gefangen genommenen Commissäre, sondern auch auf eine entschuldigende Erklärung der Unionsregierung (daß der Capitain des Jacinto seine Befehle überschritten habe oder dergleichen) gedrungen wird. Die englischen Zeitungen halten bereits Heerschau über die sofort verfügbare Seemacht Britanniens, und da stellt sich denn heraus, daß in Portsmouth allein eine Kriegsflotte von mehr als 16,000 Pferdekraft mit über 2000 Geschützen liegt, also stark genug, um allein die Kriegsflotte der Union von der See wegzufegen. Pariser Blättern zufolge soll der Jacinto auch ein französisches Kauffahrteischiff, welches von Liverpool nach Havannah fuhr, etwa 20 Meilen von Matanzas angehalten, durchsucht und nebenbei etwas beschädigt haben. Der Capitain des Kauffahrers erhob gleich nach seiner Ankunft in Havannah bei seinem Consul Protest gegen dieses Verfahren.

In Antwerpen war am 2. December eine sehr bedeutende Feuersbrunst ausgebrochen, welche eine Zucker-Raffinerie und ein großes Lagerhaus zerstörte. Nähere Nachrichten fehlen noch.

Die Aufrührer der Herzegowina hatten an zwei verschiedenen Punkten der Suttorina Batterien errichtet, welche sowohl die über jene türkische Enclave führende österreichische Militärstraße als auch die Gewässer des Busens von Cattaro beherrschten, also gegen die zweifellosen Bestimmungen der Verträge gehandelt. Da der Führer der Insurgenten, Luka Vukalovich, die Batterien nicht gutwillig wieder beseitigen wollte, so ist von Ragusa aus ein österreichisches Expeditionscommando mit zwei Batterien ausgerückt und hat, ohne einen Schuß zu thun, jene Batterien zerstört.

Briefkasten.

Herrn Schmidt-Weißenfels in Berlin. K. Brunold wohnt in Joachimsthal (Ostpreußen) und ist vorläufig durch uns von Ihrem Wunsche unterrichtet. So eben ist von ihm (bei Roeder in Wriezen) ein zweibändiger Roman erschienen: „Bei der Knallhütte", der mit lebhaftester Schilderung die unglücklichen Ausgänge der ersten Erhebungen des deutschen Patriotismus gegen Napoleon's Joch behandelt. Das überwiegend historische Element ist mit Ernst und Würde erfaßt, und das Buch giebt sich nicht dazu her, dem Publicum der Leihbibliotheken die Geschichte anekdotenweise einzulöffeln, was leider jetzt nur allzu sehr an der Tagesordnung ist. Vergessen Sie la petite baronne nicht, und seien Sie bestens gegrüßt!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 50. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

15. December.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Tannenreiser.

Weihnachts-Arabesken von Albert Traeger.

2. Friedlos.

Lange schon saß er am Schreibtisch vor dem aufgeschlagenen Actenstück und hielt die eingetauchte Feder in der Hand, aber die Tinte war wieder vertrocknet, und er hatte noch keinen Buchstaben geschrieben; seine Augen hafteten starr auf einem Punkte, und seine Gedanken waren in seinen Blicken. Ihm gegenüber ruhete auf dem Sopha eine Frau — seine Frau. Der Schlaf hatte sie beim Lesen überrascht, ein Buch, dem Schooß entglitten, lag zu ihren Füßen; unter dem einfach wollenen Hauskleide hob und senkte sich der Busen in gleichmäßigen Wallungen; der Kopf, nach rückwärts in die Kissen zurück gelehnt, gab das ganze Gesicht mit den feinen, etwas angegriffenen Zügen und dem nach Kinderweise halb geöffneten Munde dem Betrachtenden preis. Versuchte er in diesem Antlitz zu lesen? Darin waren keine Räthsel verzeichnet, Alles lag offen: tief nagender Schmerz in manchem kleinen Fältchen, sorgenvolle Tage und schlummerlose Nächte um die eingesunkenen, dunkel umrandeten Augen, duldende Ergebung auf der vortretenden Stirne; zwar hat der Schlummer über die Unebenheiten seinen Frieden gebreitet, aber nur wie einen durchsichtigen Schleier. Plötzlich erhob sich der Mann vom Schreibtische, durch eine jähe Bewegung der Schlafenden aus seinem Brüten aufgescheucht; vorsichtig näherte er sich dem Sopha, die Frau war nicht erwacht — mit gekreuzten Armen blieb er vor ihr stehen und schaute wieder lang sie an, dabei ward sein Ausdruck immer weicher, wie Mitleid schwamm es zuletzt in seinem Blicke. Ehe er sich abwandte, schien es fast, als wolle er sich zu ihr herabneigen, er unterließ es jedoch, vielleicht um sie nicht zu wecken, und eilte lautlos aus dem Zimmer.

Die sonntäglich geputzten und gestimmten Leute auf den Straßen hatten ihn geärgert, da saß er nun einsam in einer düsteren Ecke der Weinstube und brütete wieder, unberührt noch stand das Glas vor ihm. Den bösen Geist in ihm vermochten sie nicht mehr zu bannen, des flüssigen Goldes fröhliche Geister, er war ihnen fremd geworden, den einstigen trauten Genossen. — Keinem hatte das Leben heiterer gelacht, Keiner hatte dieses Lachen heiterer erwidert. Eine lange Jugend entschwand ihm schnell im steten Wechsel des Genusses, den er sich und Anderen gewährte; reich begabt fand er bei Ernst und Scherz Anerkennung und Zuneigung; Aussicht auf Glück schien ihm nach allen Seiten hin eröffnet, auch durch die Liebe. Manche kleine Hand streckte im Verborgenen nach ihm sich aus, ihm mit dem jungen Herzen noch eine Fülle Dessen zu bieten, was nun einmal in dieser Welt für das Nothwendigste und Begehrenswertheste gilt. Wohl sah er zuweilen diese kleinen Hände, aber achtlos scheinbar wandte er sich ab, wenn auch sein eigenes Herz dem anderen entgegenschlug. Er war stolz und wollte Alles nur sich selbst verdanken; nach so langen Anstrengungen und Vorbereitungen schien es ihm erniedrigend für sich und den Staat, dem er seine Dienste geweiht, durch fremde Hülfe eine Stellung sich zu sichern. Er führte ein armes Mädchen heim. Als er in seiner engen Häuslichkeit einige Monde stiller heimlicher Seligkeit genossen, verlangte es ihn, auch die Welt zur Zeugin seines Glückes zu machen, aber der Weg zu ihr hinaus war ihm versperrt. Fünfhundert Thaler etwa blieben ihm jährlich nach Abzug der Beiträge zur Pensions- und Witwencasse — der Staat, welcher die Jugend seiner Beamten eigennützig abnutzt, sichert vorsichtig sich gegen ihr Alter —, und damit war gerade auszukommen, aber alle unnützen, das heißt nicht unmittelbar auf das Leben mit seinen unabweislichsten Bedürfnissen gerichteten Ausgaben mußten vermieden, das Glück in der gegenseitigen Liebe am traulichen Herde allein gefunden werden. Das suchte ihm seine junge Frau zu verdeutlichen, sie besaß das ihrem Geschlechte ganz besonders eigene Talent des Rechnens und hatte in ähnlichen Verhältnissen unter Leitung der verständigen Mutter die ersten wirthschaftlichen Erfahrungen gesammelt. Er war ungläubig, bis er den schlagenden Beweisen nicht länger sich entziehen konnte und nun zum ersten Male das Leben von einer Seite kennen lernte, welche er bis dahin der Betrachtung nicht für werth

geachtet. Bei dem redlichsten Willen, das ihm erreichbare Glück als das höchste zu schätzen, gelang es ihm doch nicht völlig, sich von der Nichtigkeit dessen zu überzeugen, was er aufgeben mußte. Seine Abgeschiedenheit von der Welt, zu der er so lange in den vielseitigsten und freundlichsten Beziehungen gestanden, bedrückte ihn doppelt, weil sie gezwungen; er ward mit seiner Stellung unzufrieden, die es ihm nicht ermöglichte, durch erhöhten Fleiß seine Einnahme zu erhöhen; er verglich die Lage Anderer, welche, jünger, weniger begabt als er, in lohnendem Berufe bereits ein Ziel erreicht, das er nicht einmal anstreben durfte; diese Sucht zu vergleichen gewann eine so düstere Herrschaft über ihn, daß er jeden gemeinschaftlichen Ausgang mit seiner Frau möglichst vermied, weil es ihm wehe that, schönere Kleider und Hüte zu sehen, als er ihr beschaffen konnte. Er liebte sie noch, aber mit Schmerzen, er wähnte, sie müsse gleich ihm sich unglücklich fühlen. Mit dem Scharfblick der Frauen hatte sie die Ursachen seiner stets drückenderen Verstimmung längst durchschaut, Zartgefühl aber und eine gewisse Furcht hielten sie von jedem Versuche einer Verständigung zurück. So lebten die beiden Gatten nun schon im dritten Jahre neben einander fort, äußerlich friedfertig und rücksichtsvoll, aber auf jedem Schritte stand etwas Unausgesprochenes beängstigend gleich einer Scheidewand zwischen ihnen, seine Züge furchten sich immer tiefer, ihre Augen waren häufig geröthet. — Da mit einem Male strahlte die umdüsterte Häuslichkeit im hellsten Sonnenscheine, ein kleines silbernes Lachen verscheuchte die tief schon hängenden Wolken, aus zwei großen klaren Augen lachte des Himmels friedliche Bläue. Jetzt sehnte er sich nicht mehr hinaus in die Welt, wo Schöneres nicht zu finden als sein süßes Lenchen, das allabendlich in seinen Armen einschlief; und saß er lange Stunden noch mit seiner Frau an der Wiege, dann war Alles, was jemals zwischen sie getreten, vergessen und verschwunden; wortlos, aber in der beseligenden Wortlosigkeit des höchsten Glückes, fühlten sie sich wieder Eins in der Liebe zu ihrem Kinde. Wohl schmerzte es ihn, als der Arzt im Sommer darauf eine Badereise für die angegriffene Gesundheit der Frau dringend anrieth, und er vergeblich nach den nöthigen Mitteln sich umsah; als sie aber mit fröhlicher Zuversicht erklärte, daß sie nur daheim bei ihrem Kinde gesunden könne, fern von ihrem Kleinod aber sterben müsse, beruhigte er sich schnell, er fühlte ihr es nach, daß sie die Wahrheit sprach. Brachte er doch selbst bald darauf seinem Kinde ein schweres Opfer. Er war als ein freisinniger Mann bekannt, seine frühere Verbitterung hatte ihn häufig in gereiztester Weise sich aussprechen lassen, die große Menge der Unzufriedenen, welche die dringende Nothwendigkeit veränderter Regierungsgrundsätze erkannt, wählte ihn in die Landesvertretung. Fern von niedrigem Ehrgeiz fühlte er die erhabene Befriedigung des Mannes, der in die Lage versetzt wird, seine Ueberzeugung zu bethätigen. Fast heftig ward er daher, da sein mit anwesender Schwiegervater ihn zum Rücktritt beredete aus Rücksichten der Selbsterhaltung; als aber der alte Mann den Namen Lenchen's nannte und bei diesem ihn beschwor, des Kindes Zukunft nicht zu gefährden, verzichtete er ohne Bedenken und mit Selbstzufriedenheit, Nichts auf der Welt schien ihm wichtiger und heiliger als sein Kind. Und wie vergalt sie es ihm! Als sie ihn zum ersten Male Vater nannte mit dem süßen Stimmchen und am zweiten Weihnachten schon die Puppe mit den kleinen Händen vom Tische nahm, da dankte er Gott in der Fülle seines Herzens, daß ihm solches Glück zu Theil geworden. — Warum nur war diesmal der Frühling gar so ungeduldig? Der heftigen Kälte war eine außergewöhnliche Wärme gefolgt, aber ihr Hauch war nicht segenbringend und lebenerweckend, er knickte mehr Knospen, als er ins Dasein rief. Die dritte schreckliche Nacht schon war es, daß die trostlosen Eltern an dem Bettchen ihres Kindes wachten. Lautlos, athemlos standen sie da, erschöpft und gebrochen bis zum Umsinken und doch aufrecht erhalten durch eine höhere Gewalt, ihr ganzes Leben drängte sich in ihren Blicken zusammen, die in tödtlichster Spannung auf dem Krankenlager hafteten. Der kleine Körper glühte und die Glieder zuckten zuweilen krampfhaft, das Gesichtchen war bleich, der geöffnete Mund mit weißlichem Schaume umzogen, glanz- und blicklos drehten die Augen irr sich umher, kalter Schweiß stand auf der Stirne. Der Arzt hatte erklärt, daß das Fieber innerlich nach oben steige und das Gehirn bedrohe. Es schlug Mitternacht. Da — nein, es ist keine Täuschung — Lenchen richtet sich empor, ihre Züge beleben sich, das Auge findet seinen lieben, sanften Ausdruck wieder, es wendet sich zum Vater, zur Mutter, sie streckt nach Beiden die schwachen Aermchen aus — glückliche Eltern! Auch sie erwachen aus ihrer Erstarrung, sie beugen sich vor, den Liebling an ihr Herz zu drücken — schon ist sie wieder zurück gesunken — es ist vorbei — Alles vorbei. — — Alles vorbei, auch des Vaters Glück und Ruhe. Zu seiner Trauer um den schrecklichsten Verlust gesellten sich die frühere Bitterkeit, der alte Unmuth, die mit erneuter Heftigkeit zurückkehrten. Die Opfer blieben, sein Kind, dem er mit Freuden sie gebracht, war ihm genommen. Alles widerte ihn an, zumeist sein Haus, dessen kleinster Winkel ihn mit einer Fülle von Erinnerungen bedrohte. Und jetzt nahte Weihnachten wieder, das erste Weihnachten ohne sein Kind! Dieser Gedanke ließ ihm nirgend Ruhe — auch in der Weinstube nicht.

Plötzlich sah er sich auf dem Weihnachtsmarkte, der blendende Lichterglanz, das fröhliche Treiben weckten ihn auf. Er wollte fliehen, aber vermochte es nicht, willenlos überließ er sich dem Strome. Jedes jubelnde Kind an der Hand des Vaters versetzte ihm einen Stich in das Herz. Ueber einen Fleck kam er nicht hinaus, er mußte stehen bleiben und betrachten, anfangs nur aus der Ferne, unmerklich aber zog es ihn näher und näher. Eine ärmliche Frau hielt da Puppen feil. Sie ward auf den Herrn aufmerksam, der schon lange vor ihrem Tische stand und unverwandten Blickes ihre Waare musterte, ermuthigt setzte sie den wärmenden Kohlentopf aus den Händen, erhob sich von ihrem Schemel und empfahl mit bescheidenen Worten ihre Herrlichkeiten. Ehe er recht zur Besinnung kam, war er im Besitze der schönsten Puppe, und nachdem er der Händlerin das Einpacken verwehrt, setzte er langsam und in tiefen Gedanken seinen Weg fort, immer die Puppe in der Hand haltend und unablässig sie betrachtend. Die Vorübergehenden blickten ihm oft befremdet nach. Der Anblick der Puppe that ihm in wunderbarer Weise wohl. Aller Unmuth, alle Bitterkeit verschmolzen ihm zu tiefer Wehmuth, die Augen gingen ihm über, als er vor seinem Hause stand und daran dachte, daß er oben vor keinem neugierigen Kindesauge die Puppe verbergen müsse — schon machte er eine Bewegung, sie fortzuwerfen. Da mit einem Male gleich einer Eingebung kam ihm ein Gedanke, der so lange schon ihm fremd geblieben — er dachte an seine Frau und daran, die Puppe ihr auf den Weihnachtstisch zu legen.

Er hatte dabei keinen bestimmten Zweck, keine besondere Beziehung im Auge, nur das dunkle Gefühl leitete ihn, daß es ihr vielleicht Freude machen werde, und wohlthuend durch diesen Vorsatz angeregt betrat er seine Schwelle ruhiger als es seit langer Zeit der Fall gewesen.

Auch seine Frau lächelte im selben Augenblicke still vor sich hin. — Als sie, aus ihrem Schlummer erwacht, verlassen im einsamen Zimmer sich erblickte, beschlich sie ein Gefühl tiefster, muthlosester Traurigkeit, das im Schatten der hereinbrechenden Dämmerung bis zum Unerträglichen sich steigerte. Sie hatte so viel schon geweint, daß ihr die Thränen keine Erleichterung mehr, nur qualvollere Pein verursachten. Um deshalb sich vor einem Ueberströmen ihrer Empfindungen zu schützen, zündete sie schnell die Lampe an und nahm eine Arbeit zur Hand, die sie mit fliegender Eile angriff. Der Erregung folgte bald die Abspannung. Sie stickte an Morgenschuhen, welche sie ihrem Manne zu Weihnachten bescheeren wollte, aber sie empfand dabei nicht jene heimliche Freudigkeit, die des Beschenkten Freude für sich vorweg nimmt, nein, ihre Thätigkeit war von dem trostlosen, lähmenden Bewußtsein begleitet, daß sie umsonst sich mühe, da kein Lächeln des Dankes ihre Mühe belohnen werde. Und sie liebte ihren Mann doch so sehr! So sehr, daß sie in ihrer eigenen Schätzung viel zu tief unter ihn sich stellte. Sie hielt sich für allzu unvollkommen, allzu ungebildet im Vergleich zu ihm; sie glaubte, daß der erste Platz in der Welt und in der Gesellschaft ihrem Manne gebühre, und daß nur sie an der Erlangung ihn verhindere — aber das Bewußtsein ihrer unendlichen Liebe ward doch manchmal so groß in ihr, daß es sie zu der Ueberzeugung verführte, diese Liebe könne und müsse ihn für Alles entschädigen, was er ihretwegen aufgegeben. Wenn sie dann aber wieder bedachte, daß diese Liebe nicht einmal mächtig genug, den Verlorenen zu ihr zurück zu führen, verzweifelte sie auch an diesem ihrem letzten Halt. — Und dabei stickte sie immer fort — in Pflichttreue. Plötzlich fehlte ihr eine Wollenschattirung. Sie ging an ihren Schrank und zog ein Schubfach auf. Jenes Schubfach, welches jede Frau in ihrem Schranke hat, und das auch die Ordentlichste in den Verdacht der Unordnung bringen kann, wenn unberufene Augen einen Blick hinein werfen. Dies Schubfach ist das Allerheiligste jeder Frau. Unter zahllosen anderen Gegenständen bewahrt darin auch jedes junge Mädchen den ersten Ballstrauß, jede junge Frau die ersten Schuhe ihres Kindes auf. In diesem Schubfach hat auch Jede ihre Wollenreste. — Während sie so suchte, stießen ihre Hände auf einen Gegenstand, bei dessen Berührung ein leises Zittern durch ihren ganzen Körper lief. Sie wollte schon das Fach wieder zuschieben, aber mit einer Anstrengung über sich selbst griff sie wieder hinein und brachte eine Puppe heraus — Lenchen's letzte Puppe; das Kind hatte noch in den wenigen lichten Augenblicken seiner Krankheit damit gespielt. Sie hielt diese Puppe lange in der Hand und betrachtete sie unablässig, bis ein unaufhaltsam hervorbrechender Thränenstrom ihren Blick umschleierte. Sie hatte ihr Kind geliebt wie jede Mutter, gedankenlos, bewußtlos, einzig weil es ihr Kind war. Seit es gestorben, liebte sie es noch mehr, wie sie wähnte, in dem Gedanken, mit dem Bewußtsein, daß es ihr die Liebe ihres Mannes zurück gebracht, die nun mit ihm begraben. — Da lächelten mit einem Male die feuchten Augen — ein beseligender Lichtblick hatte sie erleuchtet — sie will ihrem Manne die Puppe auf den Weihnachtstisch legen — Das wird ihm eine Freude sein, wie keine Arbeit ihrer Hände ihm je bereiten kann — auch eine stumme Bitte für sie selbst soll es sein — Lenchen's letzte Puppe.

Da hört sie ihres Mannes Schritt auf der Treppe; glücklich, daß sie eine Weihnachtsfreude ihm verbergen kann, bringt sie nur die Puppe in Sicherheit, ohne an die Stickerei zu denken; voll Erregung und von innerem Drange unwiderstehlich getrieben, sinkt sie dem Eintretenden an die Brust — er umfängt sie mild und küßt sie leise auf die Stirne, und Beide fühlen sich nicht mehr friedlos.

Der Schieferdecker.

Eine Erzählung vom Thüringer Walde.

Von Gotth. Alfred Luther.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nicht weit vom Dorfe fühlt er ein leises Klopfen auf seiner Schulter, und als er aufschaut, blickt er in das allerdings sehr blutige, nichts desto weniger aber ganz freundliche Gesicht des Scheibler's Peter, welcher die ganze Situation inzwischen überschaut.

„Konradle", sprach er vergnügt, „Du hast mich nun lange genug getragen, jetzt ist die Reihe wieder an mir."

Als er wirklich Anstalten traf, den ziemlich beschränkten Schulzensohn auf die Schulter zu laden, hob dieser ängstlich an:

„Bist Du denn wirklich nicht todt, Schieferdecker?"

„Du wirst doch nicht verlangen, daß ein Bursche wie ich von so einem Stück Schiefer oder was es war sterben soll! Wie ich auf dem hohen Kirchthurm in Heinersbach den Strick um die Fahnenstange schlang, um mich hinauf zu ziehen, und ich fiel hundert Fuß hoch rückwärts auf das Kirchendach, da hörte ich die Engel meiner Seel' schon Hallelujah singen, und nun soll mich der Teufel mit so einem Bissen Schiefer kriegen! Das kann selbst Dein Alter nicht verlangen."

„Peter, Peter, schäme Dich der Sünde, in solch' ernster Stunde zu scherzen. Mir liegt der Schreck noch in allen Gliedern; merke auf, ich werde sehr, sehr krank!"

„Das mache Du wie Du willst, ich kann einmal nicht anders. Hat mir einmal der Herrgott den Schnabel so wachsen lassen, pfeife ich auch so."

Die Kunde von dem Schreckensereigniß hatte sich mit großer Geschwindigkeit im Dorfe verbreitet und die ganze Einwohnerschaft kam heulend und schreiend den beiden Ankömmlingen entgegen gestürzt, der Schulze Opfermann voran, und frugen um Auskunft über das Unglück.

Als Scheibler den Sachverhalt in kurzen bündigen Worten angegeben, schrie der über seinen allerdings nicht geringen Verlust im namenlosen Schmerze befindliche Schulze:

„Schieferdecker, Schieferdecker, warum hast Du mir den Streich angethan. Konntest Du nicht einen Wagen weiter retour springen und mein Schiff und Geschirr retten; mein ganz' Vermögen hat in den Pferden gesteckt!"

Ein Blitz des Unwillens wetterte über Scheibler's Gesicht, doch ermannte er sich und versetzte ruhig:

„Ich mußte mir erst Feuer für meine Pfeife bei Eurem Konrad holen, sonst wäre es vielleicht gegangen."

„Der Tagedieb konnte wenigstens die Pferde abhängen und sie retten, was hat er denn getrieben, wahrscheinlich wieder einmal auf dem Wagen geschlafen!"

„Schulz Opfermann", erwiderte der Schieferdecker feierlich, „seht Euren Sohn an, der Schreck hat ihm die Haare weiß wie Schnee gemacht in einem Nu, und daß ich nicht wahnsinnig geworden bin, verstehe ich nicht. Geht heim in Euer Kämmerlein und bittet Gott, daß er Euch diese Lästerung verzeihe."

Dies sagend ging er, von Allen welche seine Bravour erfuhren bewundert, heim, nur das Kätherle hing sich an seinen Arm und wischte mit ihrem thränenfeuchten Tuche dem Geliebten das rieselnde Blut aus dem Gesicht.

Die Gemeinde aber begab sich auf den Unglücksplatz und holte die Todten.

Unser Held besaß das zähe Leben einer wilden Katze und hatte schon härtere Püffe ausgehalten. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn er schon nach wenig Tagen wieder geschäftig wie ein Wiesel umher lief und das Decken der Schule mit gewohnter Meisterschaft begann. In kurzer Zeit prangte nicht nur das Landeswappen mit der Krone, sondern auch die Namen des Kirchen- und Ortsvorstandes, das Datum u. s. w. in stahlgrauem Schiefer in dem glänzenden schwarzen Schieferdache, ganz oben am First las man den Namen Peter Scheibler, und als das Fest der Einweihung kam, zollte man dem geschickten Meister allseitiges verdientes Lob, ja der Oberamtmann und der Oberkirchenrath erinnerten ihn mehrfach daran, irgend eine Bitte zu äußern.

Scheibler schüttelte indessen das stolze Haupt und meinte, er hätte das Werk mit Lust und Liebe und zu seinem Vergnügen ausgeführt, Geld könne ihm Nichts nützen, für seine Person hege er gar keinen Wunsch, als Gemeindevorstand könne er jedoch nicht umhin, die Bitte zu stellen, daß, nachdem sie für die Schule fast über ihre Kräfte gehende Opfer gebracht, sie auch durch die Beschaffung eines recht tüchtigen Schullehrers erfreut werde.

Dieser schöne Zug von Uneigennützigkeit, welche unter den Bauern so selten zu finden ist und auch gemeiniglich von ihnen „Dummheit" genannt wird, rührte den Oberkirchenrath so sehr, daß er die Gewährung des Gesuches mit Hand und Mund versprach.

Seinen besten Lohn fand der Schieferdecker, als Tags darauf der alte Stephan Lidke mit feierlicher Miene in seiner gut eingerichteten Haushaltung erschien, ihn wegen seiner Besserung belobte und ihm versprach, die Hand seiner Enkelin, da sie einmal doch nicht von ihm lassen wollte, geben zu wollen, falls er keinen dummen oder muthwilligen Streich mehr beginge; er wäre diese Bedingung dem Glücke seines Kindes schuldig. Scheibler nahm die dargebotene Hand des Alten, schüttelte sie kräftig und meinte, er wolle sehen, was sich thun ließe, vom Kätherle bliebe er jedoch nicht.

Der neue Lehrer traf bald ein, und es fand sich, daß, wie es gewöhnlich geht, der Kirchen- und Schulenvorstand mehr auf die Empfehlungen eines großen adeligen Gutsbesitzers, welcher ihn gern los sein wollte, denn auf Selbstprüfung gegeben hatte, und Koschwitz an ihm gar keine besondere Acquisition gemacht. Die Mißstimmung gegen Denselben mehrte sich täglich und wurde um so größer, als man wahrnahm, daß sein Hauptbestreben mehr seinen Schweinen und Kühen galt — er war vermögend, eine seltene Ausnahme; denn Verfasser Dieses kennt viele Schullehrer, hat aber noch keinen das Coursblatt lesen sehen, — als seinen Pflegebefohlenen. Nun richtete sich der ganze Zorn der Koschwitzer auf den Schieferdecker. Er, der die Schule mit großen Selbstopfern gebaut und dringend um einen guten Lehrer gebeten, sollte nun die Schuld an der Untüchtigkeit des vorhandenen tragen, und er mußte die ungerechtfertigten Klagen, er habe ihn hergeschafft, oft genug hören. Es war ihm daher ein erwünschter Zufall, daß er, als er sich behufs der Bedachung des neuen Stadtgerichts in der Kreisstadt befand, dem Kirchenvorstand begegnete. Dieser drückte dem ihm wohlbekannten Koschwitzer freundlich die Hand und befragte ihn, wie die Gemeinde mit dem neuen Lehrer zufrieden sei.

„Herr Superintendent", versetzte Scheibler, sich hinter den Ohren kratzend, „nehmen Sie mir es nicht übel, wenn es aber einen Dümmern gäbe, hätten wir ihn gewiß gekriegt."

Dieser allerdings nicht ganz diplomatische Ausdruck seiner Ansicht erreichte den gewünschten Zweck keineswegs. Der Geistliche verließ ihn kalt, der Schulmeister blieb erst recht, und der Schieferdecker kam bei der Geistlichkeit in das Renommé eines „unverschämten Bengels". Allein ich kann allen seinen Freunden hiermit die Versicherung geben, daß er sich deswegen die Schwindsucht noch nicht an den Hals geärgert hat.

Inzwischen ist der Spätherbst ins Land gekommen, das Bischen Ernte hat Jedermann eingeheimst, Scheibler will eben einen sehr pressanten Gang in die Schenke machen, als der Feuerbote von Bodenhausen athemlos gelaufen kam und schrie, ihr ganzer Ort stehe in Flammen. Alle anwesenden Koschwitzer, Peter Scheibler voran, eilten mit ihrer Feuerspritze dem hart bedrohten Ort zu. Von allen Seiten strömte Hülfe bei, zuletzt kam auch die Kreisbehörde angefahren.

Die Dächer in Bodenhausen sind wie auf allen Dörfern dortselbst sehr steil und mit Schiefer gedeckt; nichts desto weniger läuft Scheibler in Hemdsärmeln, mächtige Schiefersporen an den schweren Stiefeln, wie eine Katze, immer dem brennenden Hause zunächst und Allen voran, darauf herum und sucht dem Feuer mit Riesenkräften Einhalt zu thun, eine mächtige Axt schwingt er wie eine Gerte. Aber was vermag menschliche Anstrengung gegen die Wuth eines entfesselten Elementes! Schritt vor Schritt muß der Schieferdecker zurück weichen, Dach um Dach verlassen, oft reißen ihn die hinter ihm helfenden Arbeiter mit Gewalt zurück. Kein Plan, keine Ordnung, Alles arbeitet auf eigene Faust, Jedes will nur das Seine gerettet wissen, Flammen, einstürzende Wände, Rauch, Geschrei — gräßlicher Tumult!

Wie ein Feldherr steht der Scheibler's Peter auf einem schon brennenden Dache mitten unter den um ihn her fliegenden brennenden Schieferschablonen, sein Bart und Haar ist abgesengt, seine Kleidung zerfetzt, seine Brust keucht wie der Blasebalg einer Schmiede, und dennoch ist kein Tropfen Schweiß an seinem Leibe. Die furchtbare Gluth trocknet Alles. Hurrah, da kommen die Lehestener Schieferarbeiter, lauter kernhafte, hainbüchene Kerls.

„Kinder“, schreit unser Schieferdecker, „wenn wir des Feuers Herr werden wollen, müssen wir das zweitnächste Haus einreißen, sonst brennt das ganze Nest nieder!“

Gesagt, gethan! Unter dem Gewimmer und Gejammer der betroffenen Besitzer beginnen die Lehestener unter dem Commando Scheibler's ihr Zerstörungs- und Rettungswerk mit wahnsinniger Hast. Nur Ein Mann steht unfern davon und reibt sich vergnügt die Hände, und das ist Niemand anders als Opfermann, der Schulz von Koschwitz. Er geht zu dem an einer Spritze emsig arbeitenden Lidke und raunt ihm in das Ohr:

„Guck einmal, wie unser Schieferdecker sich abhetzt, es ist eine wahre Freude ihm zuzusehen, nun ist meines kinderlosen Schwagers Haus gerettet; es ist doch besser, ich kriege seine schönen Staatsschuldbriefe, als daß sie die Flammen fressen! Nun hat er seine Schuld bei meinem Geschirr wieder ausgeglichen.“

Lidke arbeitet schweigend fort, hat aber jetzt ganz andere Begriffe vom Schulzen und vom Schieferdecker.

Als die Hülfe aus der Kreisstadt ankam, lag das Haus in Trümmern und man war des Feuers mächtig. Scheibler, kaum noch anders als an seiner Riesenfigur kenntlich, sieht sein Werk vergnüglich an und antwortet dem sich nach seinem Befinden erkundenden Schulzen:

„Es friert mich wie einen Hund, laßt mir doch Eure Pelzkappe holen.“ Und verfügt sich lachend zu einer anderen Gruppe.

Eben wollte man sich der wohlverdienten Ruhe hingeben, als eine neue Gefahr die Kräfte der ermüdeten Leute abermals in Anspruch nahm: der schöne Thurm von Bodenhausen stand plötzlich in vollen Flammen. Man sagte sich sogleich, daß der nicht zu retten war, und verwandte deshalb alle Mittel und Anstrengungen auf die Erhaltung des Kirchengebäudes; sie stockten jedoch eine kurze Zeit, als der Oberamtmann nach einer kurzen Unterredung der lauschenden Menge erklärte, in dem Thurmknopfe lägen Papiere von uralten Zeiten her.

„Dann ist es Zeit, daß sie endlich verbrennen“, meinte ein trockener Fuhrmann, indem er wieder an seine Arbeit ging, der Verwaltungsbeamte setzte aber aus einander, daß jene Documente für den Liebhaber sehr großen Werth hätten, und bot Jedermann für die Herbeischaffung derselben hundert Thaler.

„Schieferdecker, Das ist Etwas für Dich!“ rief ein kecker Schieferbrecher.

„Wegen ein paar Papieren setze ich mein Leben nicht aufs Spiel.“

„Bravo, Scheibler's Peter“, tönte die Stimme des alten Lidke. „Der Herrgott hat heute seine Hand gnädiglich über Dich gehalten, versuche ihn nie wieder.“

„Aber die Documente sind werthvoll“, sagte der Amtmann.

„Desto besser werden sie brennen.“

„Die Gefahr kann doch nicht so groß sein?“

„Da steigen Sie doch selbst hinauf und nehmen Sie den Herr Pfarrer gleich mit; wenn Sie dann in den Flammen umkommen, fliegt Ihre Seele gewiß in den Himmel und hat gleich ein gut Stück näher.“

„Ich sehe schon, Scheibler, Ihr fürchtet Euch, mit dem Großmaul seid Ihr auch stets obenan; die hundert Thaler würden Euch auch gut thun, na, darum geht die Welt auch nicht unter. He, findet sich Niemand, der mehr Courage hat, als Euer berühmter Koschwitzer Schieferdecker?“

Es hatte indessen Niemand sonderliche Gelüste nach den hundert Thalern, so Viele sie unter ihnen auch brauchen konnten. Als sich Niemand regte, trat der Scheibler's Peter stolz vor den Oberbeamten:

„Sehen Sie, gnädiger Herr, was es zu bedeuten hat, da hinauf zu steigen! Die Leute wissen alle, was Gefahr ist, und wahrlich nicht aus Büchern! Ist es menschenmöglich, so hole ich aber die Papiere, ich, Peter Scheibler, der Schieferdecker von Koschwitz, und damit Sie sehen, daß ich es nicht um des leidigen Geldes willen thue, so schenke ich hiermit die hundert Thaler den heute abgebrannten Armen!“

Sprach's und sprang schon in die Thurmthüre — wenig Minuten und er hing oben an der Thurmkapsel — ein — zwei — drei Hiebe und Drehungen mit seinem nie fehlenden Hammer, ein Stoß und unter einem donnernden Bravo- und Hurrahgeschrei stürzte die messingene Trommel herab. Voll Begierde erwartete man nun den kühnen Steiger — man wartete und wartete, wer aber nicht erschien, war unser Freund Peter Scheibler.

Seine Bravour sollte ihm weniger gut bekommen, als sie verdiente. Als er wieder eingekrochen war und hinab steigen wollte, überfiel ihn trotz der herrschenden furchtbaren Gluth eine eisige Gänsehaut: funfzig Fuß hoch war inzwischen die Treppe mit dem Dachstuhl zu Asche gebrannt — jeder Rückweg hier durch unfehlbarer Tod. Er mußte wieder hinaus und that es instinctmäßig, er blickte hinab auf das hundert Fuß unter ihm liegende steile Kirchendach, das war sein einziger Ausweg, und der mußte schnell eingeschlagen werden, ehe das ausgebrannte Gemäuer einstürzte und ihn unter den Trümmern begrub. Sein Entschluß ward mit Blitzesgeschwindigkeit gefaßt. Während er die starke Messingkette von der Taille band, rief er der vor furchtbarem Schreck erstarrten Menge mit seiner vollen Stentorstimme zu:

„Ihr lieben Leut', wenn ich gesprungen bin, seht, ob Ihr mich vom Dach holen könnt.“

Alsdann schlang er die Kette mehrmals um Faustgelenk und Hammer, betete ein Stoßgebet und ein aufrichtiges, dann sprach er:

„Nun hilf mir nur noch diesmal, Du vielgetreuer Hammer.“

Einen Augenblick später fliegt er im weiten Bogen durch die Luft — keins von den Untenstehenden wagt zu athmen — da fällt er dröhnend auf das Dach, daß die Schiefer in tausend Stücken spreiseln; im Aufschlagen hebt sich aber auch sein mächtiger Arm, der Hammer blitzt, ein Hieb, und der Schieferdecker baumelt als schwerfällige Masse an seinem in dem Dache feststeckenden Rettungshammer, wie er beabsichtigte. Nun kann er nicht nochmals stürzen und dann sicher zerschmettern.

Noch ist aber seine Gefahr eine ungeheure; so wie der Thurm einstürzt, wird er unfehlbar erschlagen; allein die Gefahr ist seine Rettung, rasch werden verschiedene Leitern angelegt, seine zahlreichen Freunde laufen wie die Katzen hinan auf das Dach, brechen es durch, und in kurzer Zeit bringen sie den leblosen Schieferdecker zur Kirchentreppe herab und tragen ihn in ein gastlich Haus.

Keine Hand regt sich mehr, der Thurm mag einstürzen. Das tragische Ende des allgeliebten Mannes hat alle Energie ertödtet.

Bald standen das laut jammernde Kätherle, der Ortsgeistliche und einige trauernde Freunde an dem Schmerzensbette, auch der alte Lidke zerdrückte eine Thräne im Auge. Man war in solche tiefe Trauer versenkt, daß man kaum

den Einsturz des Thurmes vernahm; erst die Ankunft der Aerzte brachte etwas Leben in die Zimmer. Kaum hatten sie Scheibler zu untersuchen begonnen, als der Physicus ausrief:

„O je, o je, ich glaube, Ihr habt den Mann von unten herauf gerädert, da ist ja Nichts mehr ganz und doch noch Leben im Körper."

Nach einigen Versuchen mit flüchtigen Salzen schlug der Schieferdecker die Augen matt auf, schloß sie aber bald wieder. Es fand sich denn auch, daß der eine Schenkel doppelt, der andere einmal gebrochen war; ein Arm und vier Rippen waren ebenfalls entzwei, selbst der Kopf trug eine gefährliche Wunde. Aber unverdrossen gingen die Aerzte an ihre Flick- und Richtarbeit, ließen aber noch sehr im Zweifel, ob sie von Ersprießlichkeit sein würde und der Patient ihnen nicht unter der Hand stürbe.

„Wenn noch ein Bischen Leben im Scheibler ist, kommt er davon", bemerkte ein alter Hauderer bedächtig, „die Art kenne ich, die stirbt auf einmal und nicht nach und nach."

„Es ist wahr", meinte ein Anderer, „die Scheibler's sterben mordungern."

Es dauerte indessen noch sehr geraume Zeit, und er war schon lange eingerichtet und verbunden, als der Schieferdecker wieder vollständig zur Besinnung kam; er kannte alle Einzelheiten genau und sprach, zu den Aerzten gerichtet:

„Zur heurigen Kirmeß werde ich wohl noch nicht wieder tanzen können."

Der Physicus lachte: „Ich glaube, wir bringen den Kerl wahrlich durch, der ist ja so mobil wie eine Katze, die vom Stuhl gefallen."

„Sagt einmal, Scheibler", ließ sich der Pfarrer salbungsvoll vernehmen, „was habt Ihr denn eigentlich gedacht, wie Ihr so in der Luft schwebtet!"

Der Schieferdecker warf dem Frager einen stechenden Blick zu und entgegnete ohne langes Besinnen:

„Ich habe gedacht, wenn nur ein Wirthshäusle unterwegs wäre, daß du einmal einkehren könntest."

Die Aerzte und anderen Anwesenden, bis auf den bedenklich den Kopf schüttelnden Lidke, kicherten in sich hinein, der Geistliche ging aber nach einiger Zeit ärgerlich fort. Nun fing der alte Lidke zu tadeln an:

„Scheibler, Scheibler, Du bist und bleibst ein gottloser Mensch; Du ringst noch mit dem Tode und lästerst die Diener des Herrn schon wieder."

„Laßt Das jetzt gut sein, Alter", erscholl die vernehmliche Stimme des Physicus, „hier bin ich Herr."

„Lidke", versetzte der Schieferdecker gereizt, „ehe ich den Sprung that, hatt' ich mir wahrlich vorgenommen, ich wollt' ruhiger werden. Nehmt mir's aber nicht übel, kann man denn auf so eine dumme Frage 'was Anderes antworten? Ich bin nun einmal so und kann nicht anders, und merke auch, ich werde nicht anders werden."

„Und ich wollte", sprach der alte Physicus, „wir hätten viele solche Jungen im Lande wie Ihr einer seid, Scheibler, da könntet Ihr jetzt schon absegeln, so muß ich Euch doch retten."

Und er rettete ihn auch; im nächsten Frühjahre ging unser Schieferdecker wieder so stattlich einher und hatte eben noch so einen losen Schnabel wie vordem. Das Kätherle hat er auch geheirathet, und an seinem Hochzeitstage von der Regierung wegen seiner Geistesgegenwart und Hülfeleistung bei dem Unglück mit den Wagen und bei dem Brande in Bodenhausen, so wie wegen der beim Schulbau bewiesenen Uneigennützigkeit und Geschicklichkeit die große goldene Verdienstmedaille, vom Oberamtmann aber eine werthvolle Cylinderuhr erhalten. Die Uhr einsteckend, sagte er zu seiner jungen Frau:

„Die Uhr will ich immer bei mir tragen, damit ich stets weiß, wenn es Frühstücks- oder Vesperstunde ist, den Mittag vergesse ich so nie. Die Münze am Band aber hebe Du mir auf, damit ich mich damit zudecke, wenn ich einmal krank bin."

Aus der Woche.

Der sechste December war ein wichtiger Tag für Preußen, da an demselben im ganzen Lande die Abgeordneten zum Landtage erwählt wurden. Wie vorauszusehen war, errang die Fortschrittspartei einen überaus glänzenden Sieg, indem fast ein Drittheil aller Gewählten aus Männern ihrer Gesinnung besteht; die gemäßigtere Partei Vincke und die übrigen Liberalen haben es zusammen auf etwa 140 Abgeordnete gebracht. Namentlich hat die Stadt Berlin auf das Unzweideutigste ihre Stimmung kund gethan, indem sie Schulze-Delitzsch, Waldeck, Twesten (bekannt durch sein Duell mit dem General von Manteuffel), Virchow, Diesterweg zu ihren Vertretern erkor, nicht zu vergessen des nicht zur eigentlichen Fortschrittspartei zählenden, aber als wackerer Patriot erprobten und als finanzielle Größe bekannten Obersteuerdirectors Kühne. Von den Ministern sind der Kriegsminister von Roon, der Cultusminister von Bethmann-Hollweg und der Minister des königlichen Hauses (der frühere Minister des Auswärtigen) von Schleinitz nicht wieder, der Nachfolger des Letzteren im auswärtigen Amte, Graf Bernstorff, nicht gewählt worden. Von den Liberalen werden im nächsten Abgeordnetenhause fehlen: Vincke (der jede Wahl abgelehnt), Eckstein, Veit, Duncker und Andere, die man sicherlich oft schmerzlich vermissen wird; großes Aufsehen macht es namentlich, daß auch Simson, der letzte Präsident des Hauses, in seiner ihm stets treu anhangenden Vaterstadt Königsberg gegen Schulze-Delitzsch in der Minderheit blieb. Der Kreuzzeitungspartei fehlen noch mehrere Häupter ihrer Lieben, namentlich ihre Hauptleute von Blankenburg, Wagener, Graf Pückler, Kühne (Erfurt), die beiden Wedell, Arnim-Heinrichsdorf, von Zedlitz-Neukirch und Andere. Die Schaar der Streng-Ministeriellen unter Mathis ist ebenfalls furchtbar zusammengeschmolzen, selbst die katholische Fraction hat einige Stimmen und einen ihrer Führer (A. Reichensperger) verloren.

Preußen, Baden, Weimar und Reuß-Schleiz haben in der letzten Sitzung der Bundesversammlung sich dagegen verwahrt, als könne die Verschuldung der gegenwärtigen Zustände in Kurhessen denjenigen Regierungen zugeschoben werden, welche mit dem Vorgehen der kurhessischen Regierung nicht zufrieden sind. — Am Sitze des Bundestags soll ein Ausschuß von Fachmännern zur Ausarbeitung von Vorschlägen für eine gemeinsame Regelung der zum Schutze für Erfindungen aufzustellenden Vorschriften zusammentreten.

Die Sammlungen für eine deutsche Flotte gehen noch immer in den verschiedensten Theilen Deutschlands vorwärts. Der Geschäftsführer des Nationalvereins hat bereits

100,000 Gulden, als Ergebniß verschiedener an ihn eingesandter Sammlungen, an das Marineministerium nach Berlin geschickt. Die preußische Marine hat übrigens viel Unglück. Es ist noch nicht lange her, daß der Schooner „Frauenlob" in den chinesischen Gewässern verunglückte, jetzt ist auch die Korvette „Amazone" gescheitert, wenigstens soll die Königsflagge desselben an der holländischen Küste bei Harlem ans Land gespült worden sein.

Die bayerische Tagespresse erfreut sich mitunter einer wirklich großen Freiheit der Rede. Der Münchener „Volksbote" hatte vor einiger Zeit den Herzog von Coburg-Gotha mit Redensarten tractirt, die selbst im gemeinen Leben Niemand in den Mund nehmen sollte; er hatte ihm vorgeworfen, seine Landeskinder unter der Fahne an Preußen für einen Generalshut abgetreten, auf dem Gothaer Schützenfest, als Herbergsvater des Nationalvereins, den Werbetisch für denselben aufgeschlagen zu haben und dergleichen mehr. Die Oberstaatsanwaltschaft von Coburg-Gotha klagte darauf gegen das Münchener Blatt, und zwar auf Grund des bayerischen Gesetzes, welches Schmähung, Verleumdung und herabwürdigende Verspottung eines regierenden Fürsten mit Gefängniß von einem Monat bis zu einem Jahre bestraft; die Klage wurde aber in zwei Instanzen abgewiesen, da in dem fraglichen Artikel keine Beleidigung gefunden werden könne. Der „Volksbote" ist das einflußreiche und kühn auftretende Blatt der katholischen Partei in Bayern.

Die protestantische Generalsynode zu Ansbach erweist sich als von schroffster Orthodoxie durchdrungen. Bei dem berühmten Capitel von der Ehescheidungsfrage hat man sich fast einstimmig dahin ausgesprochen, daß künftig nur Ehebruch und bösliche Verlassung als Scheidungsgründe zulässig seien, und einen darauf gerichteten Antrag an das Oberconsistorium zu München gestellt.

In Kurhessen werden überall wieder die alten Abgeordneten, die treuen Anhänger der Verfassung von 1831, in den Landtag gewählt; es muß also doch allmälig die Ueberzeugung sich überall festsetzen, daß die Ansichten und Forderungen dieses schwer geprüften Völkchens nicht nur fest begründet, sondern auch ungekünstelt sind. Die officiellen Kundgebungen freilich erkennen in den Wahlen nur „den Geist der Auflehnung gegen die monarchischen Ordnungen Deutschlands und ihr gemeinsames Band, das Bundesrecht." Es wird nun wohl darauf ankommen, welche von beiden Ansichten am längsten aushält. — In Guntershausen haben etwa achtzig alte Treubündler einen „Hessenverein" begründet, welcher Anhänger für die Verfassung von 1860 werben soll. Den Namen „Treubund" haben sie doch vermieden, da gar so schlimme Erinnerungen sich an denselben knüpfen.

Es heißt, außer Weimar, Altenburg und Braunschweig wollten nun auch die anhaltischen Fürstenthümer und Waldeck Militärverträge mit Preußen abschließen. Wäre die Nachricht wahr, so hätte dann Preußen den Oberbefehl über mehr als 9000 Mann auswärtiger Truppen nebst 2600 Mann Ersatzmannschaften.

In Hamburg tagt wieder einmal die Elbschifffahrts-Revisionscommission, und wieder sind ihre Sitzungen ohne alle Aussicht auf Erfolg. Oesterreich, Sachsen und Preußen haben sich schon längst für jegliche Erleichterung des Schifffahrtsverkehrs auf der Elbe ausgesprochen, da die jetzigen hohen Zölle das Leben und Treiben auf dem schönen Strome sehr herabgebracht haben, namentlich hat Preußen neuerdings vorgeschlagen, die gesammten Zölle in eine mäßige Recognitionsgebühr zu verwandeln; aber Hannover, Mecklenburg und Dänemark haben entschieden keine Lust zu einer solchen Reform, und so muß der trübselige Zustand der Elbschifffahrt sich immer noch länger fortschleppen. Die Weisheit der Cabinete liegt oft in gar schmerzlichem Kampfe mit den einfachsten Lehren der Volkswirthschaft.

Der Senat von Frankreich ist am 2. December wieder zusammen getreten, und die Regierung hat ihm sofort einen Gesetzentwurf vorgelegt, welcher die bisherigen Bestimmungen der Verfassung über die Berathung des Staatshaushalts nach den schon erwähnten Vorschlägen des neuen Finanzministers Fould abändert. Demgemäß soll künftig das Budget eines jeden Ministeriums abtheilungsweise berathen werden; die Vertheilung der für jedes Ministerium bewilligten Gelder sowie die Verwendung der für ein Capitel bestimmten Summen zu Gunsten eines anderen Capitels hängt von der Entschließung des Kaisers — nach vorgängiger Anhörung des Senats — ab. Ergänzungs- und außerordentliche Credite dagegen sollen nur kraft eines Gesetzes, also nur nach vorausgegangener Bewilligung der Volksvertretung erhoben werden.

Im italienischen Parlamente zu Turin giebt es heiße Kämpfe, und das Ministerium befindet sich in nicht geringer Verlegenheit. Die Lösung der römischen Frage und die Zustände im Königreich Neapel sind die Angelpunkte, um welche sich alle Debatten drehen. Die Regierung wäre ihnen gern ausgewichen, aber alle beschwichtigenden Versicherungen, welche der Ministerpräsident Ricasoli den Abgeordneten unter der Hand zu geben sich bemühte, konnten doch die gefürchteten Debatten nicht verhindern. Die Zustände im Süden Italiens sind in der That schrecklich. Das Brigantenthum macht unter der Leitung des kühnen Spaniers Borjes große Fortschritte, und die Zeitungen sind voll von Kämpfen und Ueberfällen, von verbrannten Ortschaften und verübten Gräueln aller Art. Ludwig Napoleon verhält sich seinen italienischen Freunden und Schützlingen gegenüber nur achselzuckend; dies hindert ihn aber nicht, seine kleine Armee, welche im Kirchenstaate liegt, unter der Hand stets zu vermehren, und es giebt Leute, die sich gar nicht sehr überrascht fühlen würden, wenn eines Tages die französischen Adler nach Neapel rückten und dort Ruhe stifteten zu Gunsten — Frankreichs. Das Letztere könnte namentlich für den Fall, daß England in einen Krieg mit der nordamerikanischen Union verwickelt würde, recht ungestört geschehen.

Garibaldi ist, wie es scheint, von dem Gang der Dinge in Italien nicht allzu sehr erbaut. Kürzlich machte er einmal einen Abstecher von seiner einsamen Ziegeninsel nach Turin, ließ sich aber dort gar nicht viel sehen, sondern kehrte nach einer längeren Audienz bei dem Könige bald wieder nach Hause zurück. In einem Briefe an einen Freund schrieb er jüngst: Gottes Gerechtigkeit stehe auf dem Punkte, alle Feinde Italiens zu zerschmettern; solche Redensarten wollen aber, gegenüber dem bedenklichen Ernste der Thatsachen, nicht viel sagen.

Die Stadt Neapel ist in großer Gefahr. Der General La Marmora, der jetzt dort befehligt, hat gedroht, er werde sie von den Festungswerken aus beschießen und in einen Steinhaufen verwandeln lassen, wenn im Volke eine Erhebung zu Gunsten des vertriebenen Franz II. stattfinden sollte. Man glaubt, Garibaldi sei zum Dictator Neapels bestimmt.

Der bekannte Pater Passaglia, dessen muthiges Auftreten gegen die weltliche Herrschaft des Papstes bereits erwähnt worden, hat jüngst, unter großem Zudrange von Hörern aus allen Altersclassen, seine Antrittsrede als Professor an der Hochschule zu Turin gehalten.

Der Conflict zwischen England und der nordamerikanischen Union ist begreiflicher Weise die wichtigste Tagesfrage, und es ist immerhin erfreulich, daß Ursache und mögliche Folgen des Streites mit größter Ruhe besprochen und abgewogen werden. In England ist man längst ziemlich unwirsch über den etwas unmanierlichen Vetter jenseits des Oceans, der sich bei allen Gelegenheiten vordrängte und nie besondere Höflichkeiten sich zu Schulden kommen ließ; ihm einen Denkzettel zu verabreichen, Das wäre den Engländern schon recht erwünscht. Dazu treten noch zwei andere wichtige Rücksichten. Käme es zum Kriege mit der Union, so könnten die englischen Schiffe schleunigst die von der Union gesperrten Häfen des Südens öffnen und die für die heimische Industrie so dringend nothwendige Baumwolle einladen und damit den darbenden Fabrikarbeitern Englands Arbeit und Brod zuführen. Sodann glauben die Engländer auch noch hinter

gewisse Schliche der Regierung zu Washington gekommen zu sein. Die Herren Minister der Union, so sagt man, sehen wohl ein, daß sie mit dem rebellischen Süden nicht zurecht kommen; um nun für den nicht zu verhindernden Verlust der südlichen Hälfte der großen Republik einen Ersatz zu erlangen, haben sie längst ihr Augenmerk auf Canada gerichtet, welches sie gern für den Anschluß an die Union gewinnen möchten. Auf friedlichem Wege ist ihnen Dies nie gelungen, denn die Bewohner von Canada erfreuen sich, unter dem Schutze des britischen Scepters, der schönsten freiheitlichen Staatseinrichtungen und einer großartigen Selbstständigkeit, und befinden sich, da sie von allen häßlichen Auswüchsen des Parteischwindels der Nachbarrepublik Nichts wissen, so vollständig wohl, daß sie von einem Anschluß an dieselbe Nichts hören wollen. Man glaubt nun, daß die Regierung zu Washington die Absicht gehabt habe, um jeden Preis einen Conflict mit England herbeizuführen, um dadurch Gelegenheit zu einem Einfall in Canada und wo möglich zur Eroberung dieses Landes zu erhalten, und es werden deshalb schon mehrere Regimenter englischer Truppen zur Einschiffung nach Canada bereit gehalten.

Trotz alledem ist es noch nicht entschieden, ob ein Krieg aus jenem Conflict hervorgehen werde. In England mahnt die Partei der Friedensfreunde zur Besonnenheit und zur friedlichen Ausgleichung, und es wäre ihr wohl, auch in unserem Interesse, Erfolg zu wünschen. Ein Krieg zwischen England und Amerika würde leicht weiter eingreifen und nachtheiliger wirken als irgend ein anderer; der Handel Deutschlands würde jedenfalls durch ihn nicht gewinnen, es würden vielmehr ungeheure Verluste drohen und Arbeitsstockungen ins Ungeheure steigen. Auch möchte der Mann, dessen wir schon oben gedachten, die schöne Gelegenheit wohl benutzen, um, ungestört von aller fremden Einmischung, die italienische Frage auf eine ganz originelle Weise zu lösen, was wiederum nicht dem deutschen Interesse entsprechend geschehen würde.

Was die Amerikaner betrifft, so halten sie die Gefangennahme der beiden Sonderbunds-Sendlinge für vollständig gerechtfertigt, da England sich für neutral erklärt und also kein Schiff unter englischer Flagge das Recht habe, Agenten der Rebellen aufzunehmen. Man muß dabei bemerken, daß auch die englischen Kronjuristen das Benehmen des Capitains des San Jacinto hauptsächlich nur deshalb getadelt haben, weil derselbe eigenmächtig die beiden Agenten gefangen nahm, während er nach den Gesetzen das ganze Schiff mitnehmen und vor ein amerikanisches Prisengericht hätte stellen sollen. Freilich wird wohl auch die Thatfrage nicht zu Gunsten Amerika's zu entscheiden sein, da, nach dem bekannten Satze: „Frei Schiff, frei Gut", während eines Seekriegs die auf neutralem Schiffe befindliche Ladung nicht weggenommen werden darf. Vor Weihnachten wird eine Rückäußerung der amerikanischen Regierung auf die englischen Forderungen kaum in London eintreffen. Die Tagespresse von Neuyork zeigt sich übrigens schon wieder verständiger und spricht wenigstens von der Möglichkeit der Auslieferung der beiden gefangenen Commissäre. Dem französischen Schiff, welches der Jacinto anhielt und beschädigte (s. d. vor. Nr.), ist bereits Genugthuung und Entschädigung zugesagt worden.

Rußlands Regierung ist sichtlich bemüht, den Geist des Unmuths, welcher durch das ganze Volk geht, durch zeitgemäße Reformen zu beruhigen; allein diesen Bestrebungen fehlte bis jetzt noch Einheit und Klarheit, was vornehmlich auch dadurch verschuldet wurde, daß jeder der mit großer Gewalt ausgerüsteten Minister auf eigene Faust handeln konnte, ohne vorher mit seinen Collegen in Berathung zu treten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat der Kaiser jetzt die Errichtung eines Ministerraths beschlossen, in welchem alle wichtigen Regierungsmaaßregeln gemeinschaftlich berathen werden sollen; zugleich ist auch die Weisung ergangen, daß die Vielschreiberei bei den Behörden möglichst vermindert werden solle.

In Warschau dauert der Belagerungszustand in aller Strenge fort, Polizeisoldaten durchstreifen Tag und Nacht die Straßen, zahlreiche Verhaftungen werden vorgenommen, und am 28. November sind mehrere Verurtheilte, darunter elf Deutsche, nach Sibirien geschafft worden. Der schon mehrmals erwähnte Bisthumsverweser Bialobrzski, ein achtzigjähriger Greis, ist zum zehnjährigen Exil in Sibirien verurtheilt. — Die an die Spitze der Verwaltung Polens berufenen Männer nutzen sich wunderbar schnell ab; bis jetzt hat keiner von ihnen den Ansprüchen, die man an sie stellte, Genüge gethan. Der Pole Graf Wielopolski, welcher Aussicht hatte zum Statthalter von Polen ernannt zu werden, ist nicht dazu bestätigt und damit die letzte Hoffnung der polnischen Nation vernichtet worden; General Lüders, welcher eine Zeit lang bis jetzt als Statthalter fungirte, hat Warschau schon wieder verlassen, und General Kryzenovski ist gegenwärtig General-Kriegsgouverneur von Warschau mit der Befugniß, die Statthaltereigeschäfte zu führen.

Der russische Flüchtling Bakunin wird auf Weihnachten bereits in London erwartet, nachdem er thatsächlich eine Reise um die Erde vollendet hat. Von Paris nach Prag, von Prag nach Dresden, von da nach Rußland ausgeliefert, vom Kaiser Nikolaus nach Sibirien geschickt, nach zwölfjährigem Harren daselbst am 17. Juli d. J. 140 deutsche Meilen weit an den Amur und diesen Fluß abwärts nach Nikolajewsk und von da auf einer amerikanischen Barke nach Japan geflüchtet, von da nach Californien übergefahren, von dessen Hauptstadt über die Landenge von Panama nach Neuyork und von hier nach England gereist: — es ist eine erstaunliche Fahrt! Welche culturgeschichtliche Revolution war nöthig, ehe dieser politische Revolutionär seine Flucht um den Erdball fertig bringen konnte!

Nachschrift. Das Frankfurter Journal versichert, aus Originalurkunden die unzweifelhafte Gewißheit erlangt zu haben, daß die von der königlich sächsischen Regierung verkauften Militärgewehre an die Regierung der nordamerikanischen Union und an keine andere Adresse gelangt seien. — Der Herzog von Meiningen hatte gegen die von Coburg-Gotha mit Preußen abgeschlossene Militärconvention Protest eingelegt, weil dieselbe in die agnatischen Rechte seines Hauses eingreifen könnte. Der Herzog von Coburg-Gotha hat darauf eine Antwort gegeben, die nicht anders als meisterhaft zu nennen ist und in welcher das Recht zum Abschluß jenes Vertrags als ein reines Regierungsrecht, welches die Stammesvettern gar nicht angehe, festgehalten und gewahrt wird. — Der Vesuv hat wieder einmal durch einen sehr heftigen Ausbruch, der am 8. December erfolgte, die Umgegend erschreckt. — Der athenische Student Dosios ist von den Geschworenen des Mordanfalls auf die Königin von Griechenland für schuldig erkannt worden. Während der ganzen Verhandlungen zeigte der überspannte Jüngling noch Muth und Festigkeit; als ihm aber das Todesurtheil verkündet wurde, brach er zusammen und wurde dann in Eisen gelegt.

Briefkasten.

Herrn Adolf Beneke in Hannover. Indem wir den Eingang des Manuscriptes dankend bescheinigen, erbitten wir uns zur Durchsicht noch eine kleine Frist. Am Jahresschlusse sind unsere Geschäfte stets ganz besonders gehäuft, auch ist der Rest des laufenden Jahrganges bereits vollständig besetzt. Besten Gruß.

Herrn Dr. Klette hier. Haben Sie die Güte, Vorstehendes auch auf sich zu beziehen.

Herrn K. M. hier. Sie singen:

„Mir ist so frisch, so froh zu Sinn
So leicht und ohne Bangen
Voll Frieden ist die Seele mir
Was kann ich mehr verlangen?"

Beneidenswerther Sterblicher! Begnügen Sie sich aber auch mit Ihrem seltenen Glücke und verlangen Sie nicht mehr, namentlich nicht, in die Oeffentlichkeit hinauszutreten. Der Friede Ihrer Seele würde leicht dadurch getrübt werden, und müßten Sie sich alsdann mit widerwärtigen Kleinigkeiten beschäftigen, die Sie jetzt ungestraft übergehen dürfen; z. B. die Interpunction!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 51. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

22. December.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Tannenreiser.

Weihnachts-Arabesken von Albert Traeger.

3. Arglos.

Der Kämmerer kam erschöpft nach Hause, er hatte die Classensteuerlisten für das kommende Jahr glücklich zu Ende gebracht und sehnte sich nun nach des Tages reichlicher Plage der gemüthlichen Abendpfeife im Kreise der Seinen entgegen. Als er das Wohnzimmer betrat und mit dem freundlichsten „guten Abend, Mutter" auf seine „Alte" zuging, schob diese ohne jede Grußerwiderung die große Schüssel, in welche sie Kartoffeln schälte, heftig bei Seite, erhob sich rasch und trat mit untergestemmten Armen und zornwüthigem Gesichtsausdrucke ihrem Manne entgegen, der sprachlos und mit offenem Munde unwillkürlich einige Schritte vor ihr zurück wich. Die gelben Bänder auf ihrer Haube zitterten wie das Laub im Sturme, der dem Gewitter vorangeht; schon zuckten die Blitze in ihren Blicken; der Geängstigte, dem allmälig dicke Tropfen auf die Stirne traten, suchte dem Ausbruche des Donners vorzubeugen und stammelte die schüchterne Frage: „Wo ist denn Amande?!" Jedenfalls war er sehr unglücklich in der Wahl seiner Beschwörungsformel gewesen, denn sie beschwor das Wetter geradezu auf sein Haupt herab. „Amanda?" zischte es wie ein Sprühregen ihm ins Gesicht, „was frägst Du nach Deiner Tochter, Du Rabenvater, Du Kindesmörder!" Er ward bald roth, bald blaß, er schien nach Luft zu ringen, er schaute seine Frau und dann sich selber wieder an wie im Zweifel, wer von ihnen Beiden eigentlich den Verstand verloren habe. Als guter Ehemann fühlte er das dringende Bedürfniß, sich zu entschuldigen, allein er kannte seine Schuld nicht, deshalb schwieg er und näherte sich mit unterwürfiger Miene der entrüsteten Frau. Abwehrend hielt sie ihm ein Zeitungsblatt entgegen, welches sie vom Tische genommen, und schnaubte: „Was ist Das?!" — „Der Courier", stotterte er, noch immer in äußerster Rathlosigkeit. „Lies!" herrschte sie ihn an und drückte ihm das Papier in die zitternden Hände, welche es kaum festzuhalten vermochten. Aengstlich näherte er sich der Lampe, seine Blicke schweiften scheu durch die Zeilen. „Lies!" — „Ja — was denn? — hat Louis Napoleon vielleicht?" — „Nichts hat er — Du hast, von Dir ist die Rede!" — „Von mir?!" ächzte der Gepeinigte, in dessen Seele die düstersten Befürchtungen aufstiegen; „was will man denn von mir, ich habe ja gerade so gewählt wie der Herr Landrath befohlen hat!" — „Hat er Dir auch befohlen, die Zukunft Deines Kindes zu vernichten?!" Dabei riß sie ihm das Blatt aus der Hand und suchte selbst, dann gab sie es ihm zurück und eine Stelle auf der letzten Seite mit dem langen mageren Finger bezeichnend rief sie ihm abermals ein wüthendes „Lies!" zu. Und er las: „**Der Wahrheit die Ehre. Seit zehn Jahren litt meine einzige Tochter Amanda an heftigen Magenkrämpfen. Alle Kunst der Aerzte war vergebens, bis ein Freund mich auf das von Herrn Hoff in Berlin fabricirte Malz-Extract aufmerksam machte. Diesem köstlichen Wundertranke verdankte ich schon nach kurzer Zeit die vollkommene Wiederherstellung meines geliebten Kindes, die jetzt nach langen qualvollen Leiden ein Bild der Gesundheit ist. Herrn Hoff, dem edlen Retter der Menschheit, statte ich hiermit öffentlich meinen tiefgefühlten Dank ab und mache alle Leidende auf sein wunderthätiges Heilmittel aufmerksam. Kautzberg, im December 1861. Preisegott Leberecht Neumann, Kämmerer und Inhaber des allgemeinen Ehrenzeichens.**" Anfangs zitterte seine Stimme, bald aber hatte sie sich befestigt und er zuletzt mit einem Ausdrucke der Selbstbefriedigung gelesen, die erklärlich und verzeihlich: diese Danksagung war der erste schriftstellerische Versuch des Kämmerers. Zum ersten Male sah er sich gedruckt, und nachdem er geendigt, schwelgten seine Blicke noch eine Weile auf seinem Werke, so daß er den Zorn nicht bemerkte, welcher bei jedem Worte lichterloh in den Mienen seiner Frau entflammte. Sie riß ihn auch bald aus seiner Autorseligkeit und die Zeitung aus seinen Händen. „Nun, siehst Du jetzt, was Du gethan hast?! Unser Kind wird keinen Mann bekommen!" — „Aber" — „Nein, sage ich Dir, sie wird keinen Mann bekommen, wer soll denn eine Frau

mit heftigen Magenkrämpfen nehmen?!" — „Aber sie hat ja keine mehr, da steht's ja in der Zeitung." — „Wer glaubt denn, was in der Zeitung steht, die Zeitungen lügen! Und dann: seit zehn Jahren — müssen denn da die Leute nicht denken, unser Amandchen sei eine alte Jungfer?! Du hättest wenigstens schreiben sollen, daß sie den Magenkrampf schon seit ihrem zehnten Jahre hat —" „Seit ihrem vierzehnten, mein Herzchen, der Wahrheit die Ehre, sie ist jetzt vierundzwanzig Jahre alt." — „Aber sie sieht wie zwanzig aus — und dann hier! es ist himmelschreiend! ein Bild der Gesundheit — die noblen Männer wollen jetzt alle blasse Frauen, und Du giebst Dein Kind für eine dickbäckige Landpomeranze aus, unser Amandchen, eine Beamtentochter! Siehst Du nun ein, was Du gemacht hast?!" — „Aber, mein Herzchen", wimmerte der Unglückliche, welcher sein Haupt tief unter den unaufhaltsam darüber hin brausenden Fluthen gebeugt hatte, „Du sagtest ja eben, die Leute glaubten nicht, was in den Zeitungen stände." — „Die Leute glauben alles Schlechte. Wenn ich nur erst wüßte, wo Du das Geld zum Einrücken hergenommen hast." — Er athmete etwas auf und antwortete schnell mit geringerer Beklemmung: „Das kostet gar Nichts, der Apotheker, bei welchem ich den Extract entnommen, hat mich zu der Danksagung aufgefordert und sie auch an den „Courier" geschickt, er rechnet's, glaub' ich, Herrn Hoff an." — „Ihm soll's angerechnet werden, dem Giftmischer! und Du bist der Mörder!" — „Aber, liebes Herzchen, beruhige Dich doch, ich habe mir ja wirklich Nichts dabei gedacht, ich war ganz arglos." — „Kopflos — herzlos warst Du, ach Das überleb' ich nicht, wenn unser Amandchen sitzen bleibt", und der grollende Ton ihrer Stimme schnappte in ein weichliches Schluchzen über. „Das wird sie nicht", beruhigte er und gewann dadurch selbst einige Hoffnung, „sie bekommt ja so ein hübsches Vermögen." — „Hättest Du Das lieber in die Zeitung gesetzt, als die nichtswürdigen Magenkrämpfe, Das wäre gescheider gewesen! Aber den Courier zerreiß' ich", und sie schien wirklich Anstalten zu machen. Er fiel ihr jedoch schnell in den Arm: „liebes Herzchen, ich hab' ihn ja noch nicht gelesen." — „Du sollst auch keinen mehr lesen, in mein Haus soll kein solches Schandblatt mehr kommen!" — „Aber meine Mitleser, — die werden die fehlende Nummer haben wollen, und dann muß ich das ganze Quartal bezahlen." — „Na, weiter fehlte Nichts, dafür auch noch Geld ausgeben; gut, aber Deinen Unsinn schneid' ich 'raus oder schütte das Tintenfaß drüber. Gerechter Gott, wenn Das hier bekannt würde, Amandchen wäre für ewige Zeiten blamirt; und wenn es Herr Lämmergeier läse, er hat schon lange ein Auge auf sie geworfen, es fehlt ihm aber die Courage; er ist freilich nur ein Kaufmann, aber ein honnetter, gesetzter und wohlhabender Mann, der gewiß noch einmal Senator wird. Apropos, er kommt heute Abend herüber und liest den Mädchen vor, sie wollen Weihnachtsarbeiten machen, Rectors Minchen mit, das naseweise Ding, die läuft sich die Seele aus dem Leibe nach Herrn Lämmergeier, aber Der hat einen bessern Geschmack, wird Der so ein unförmliches Gestell nehmen, Das ist so ein Bild der Gesundheit, von dem Du faselst. Da bist Du aber hier Nichts nütze, Du kannst gleich auf den Rathskeller gehen und ein Glas Bier trinken, aber einfaches, und daß Du um zehn Uhr hübsch wieder zu Hause bist, hörst Du?!" Sie mußte inne halten, um endlich einmal Athem zu schöpfen; er benutzte diesen glücklichen Augenblick zu dem bescheidenen Einwand: „aber ich habe ja noch Nichts gegessen." — „Ich schmiere Dir nachher Dein Butterbrod und schick' es Dir auf den Keller; daß Du Dir Nichts geben läßt! Und noch Eins, daß Du Nichts in die Flottenbüchse thust! Da hat der Kreisrichter wieder was Schönes ausgeheckt, alle Frauen sind darüber empört, er hat freilich keine; Bier trinken und noch Geld dafür bezahlen, was braucht Ihr eine deutsche Flotte, Ihr werdet doch keine flotten Deutschen!" Damit entließ sie ihren Mann, welcher schleunigst seinen Rückzug antrat; sie trug die Kartoffeln in die Küche und ließ in ihrer Erregung den unheilvollen Courier auf dem Tische liegen.

Der glückliche Besitzer des furchtbaren Namens Lämmergeier befand sich noch in seiner Ladenstube, war jedoch bereits gerüstet, und zwar zu einem außerordentlichen Falle. Das bewiesen das seidene veilchenblaue Halstuch, dessen purpurrothe Zipfel zu einer mächtigen Schleife kunstvoll verschlungen, und die gestickte gelbe Weste, Prachtstücke, welche niemals dem Tabaksdampfe des Casinozimmers preis gegeben wurden. Fridolin Lämmergeier konnte sich aber immer noch nicht losreißen, unbeweglich stand er am Tische und hielt Etwas an das Talglicht, dessen Docht bereits eine ungebührliche Länge erreicht hatte; er achtete nicht darauf. Versunken war er in den Anblick eines — Stückchens Wachsleinwand, von welchem ihm sein zweites Ich in überraschender Fridolin Lämmergeier'scher Naturwahrheit entgegen lächelte. Ein photographischer Künstler hatte es für angemessen erachtet, „bei dem bevorstehenden Weihnachtsfeste" dem Städtchen Gelegenheit zu liebevoller Vervielfältigung seiner Einwohnerschaft zu bieten, reelle Bedienung und billigste Preise waren durch das amtliche Organ des Kreisblattes zugesichert. Auch Fridolin Lämmergeier hatte das unbestimmte Bedürfniß empfunden, sich abnehmen zu lassen, und da hielt er sich nun in der eigenen Hand, und nach langer, langer Betrachtung wickelte er sich endlich mit äußerster Vorsicht in Papier, steckte sich in die Brusttasche seines Rockes, ergriff die Mütze und machte seufzend sich auf den Weg. Wohl war er abgenommen, aber die rechte Abnahme fehlte ihm noch immer. Zwar hatte ein kühner Gedanke beseligend ihn durchzuckt, als er mit einem kraftvollen Ruck im verhängnißvollen Augenblicke der Maschine gegenüber sich bereit gemacht — und darum waren auf dem Bilde die Augen so schwärmerisch verdreht, vielleicht hing es auch mit der plötzlichen Anschwellung des Herzens zusammen, daß die ganze linke Seite des Gesichtes so ungebührlich dick ausgefallen — aber es war eben nur eine außergewöhnliche Aufwallung unter außergewöhnlichen Verhältnissen gewesen. Fridolin Lämmergeier besaß ein ungemein liebebedürftiges Herz, allein bis jetzt — und er hatte die mittleren Dreißig bereits überschritten — hatte alle seine Zuneigung zu dem schönen Geschlecht nur in einer übertriebenen und ganz ungerechtfertigten Schüchternheit ihren einzigen Ausdruck gefunden; ungerechtfertigt, weil Er die beste Partie Kauzbergs, der Wunsch vieler Mädchen und aller Mütter Hoffnung. Er sah weder die halben Blicke, noch hörte er die ganzen Worte, welche reichlich an ihn verschwendet wurden; denn seit Jahren schon trug er eine still verschwiegene Liebe in den tiefsten Tiefen seiner Brust verborgen.

Und so saß er nun bei Kämmerers. Die gegenseitigen Begrüßungen waren mit umständlichster Ausführlichkeit nach allen Erfordernissen und Regeln des Anstandes abgethan. Die Frau Kämmerer hatte einen Teller mit Aepfeln und einen anderen mit etwas durchsichtigen

Butterschnitten auf den Tisch gestellt mit der Bitte, „zuzulangen, weil Nöthigen bei ihr nicht Mode“, und sich dann bis auf Weiteres empfohlen, um in der Küche die Kartoffeln zu den morgenden Klößen zu reiben und einzumengen. Da saß nun Fridolin Lämmergeier, wenn anders dieser bequeme Ausdruck anzuwenden auf die unbequemste und unsicherste Stellung, welche der menschliche Körper auf einem Stuhle einzunehmen im Stande. Sein Mund hatte sich bisher nur geöffnet zu der feierlichen Versicherung, daß er schon gegessen und augenblicklich keinen Hunger habe, später aber jedenfalls so frei sein werde. Desto beredter und hungriger waren seine Augen, welche mit verzücktem Ausdruck die linke Sopha-Ecke zu verschlingen drohten. Hier thronte Fräulein Amanda, des Kämmerers und Inhabers des allgemeinen Ehrenzeichens Preisegott Leberecht Neumann einzige Tochter, von zehnjährigen heftigen Magenkrämpfen durch das köstliche Malz-Extract des Herrn Hoff, des edlen Retters der Menschheit, wieder hergestellt, jetzt ein Bild der Gesundheit; jedenfalls war dieses Bild nicht ganz so gelungen als das, welches Fridolin Lämmergeier in der Brusttasche seines Rockes verbarg. Semmelblonde Locken umgaben den Kopf, ihre eigensinnige Vereinzelung und strenge gegenseitige Absonderung, so wie der Umstand, daß sie gegen Abend stets länger und schlaffer wurden, verriethen jedoch, wie sie ihren Ursprung nicht einer glücklichen Laune der Natur, sondern dem Wickelholze zu verdanken. Die großen wasserblauen Augen mit dem langsamen schmachtenden Aufschlage suchten zuweilen den Himmel wie in einer plötzlichen Anwandlung von Heimweh; die lange, bereits sich zuspitzende Nase und der schmale, in die eigenen Winkel sich zurückziehende Mund ließen die Mutter in der Tochter wieder erkennen; Amanda's Gesichtsfarbe war bleich und welk, vielleicht in Folge der zehnjährigen heftigen Magenkrämpfe; der Ausschnitt des blaßrothen Tibetkleides gewährte hinlänglichen Spielraum für die üppige Entfaltung der Schlüsselbeinknochen. Amanda war sehr mager, vielleicht in Folge der zehnjährigen heftigen Magenkrämpfe. Sie stickte. In der anderen Ecke saß, oder wechselte vielmehr jeden Augenblick ihren Sitz, Rectors Minchen, ein hübsches junges Mädchen mit rabenschwarzem, an den Schläfen zurückgestrichenem Haar, dunklen feurigen und beweglichen Augen, einem allerliebsten Stumpfnäschen, etwas großem Munde, dessen üppig schwellende Lippen aber bei jeder Oeffnung zwei blitzende Reihen zum Vorschein brachten, hoch gerötheten Wangen und runden drallen Formen. Sie stickte gleichfalls, verlor aber nach jedem Stiche fast die Nadel oder riß den Faden entzwei. Mit Herrn Lämmergeier hatte sie schon lange auf den Neckfuß sich gestellt und zog ihn bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit auf. Weit entfernt, dieses Betragen, gemäß der Versicherung eines alten Sprüchwortes, zu seinen Gunsten auszulegen, fühlte er sich dabei nur um so beengter, und wenn seine angeborene Schüchternheit in Amanda's Nähe als Blödigkeit sich zeigte, so steigerte sie sich Minchen gegenüber fast bis zur Furchtsamkeit. — Nachdem er lange in äußerster Unruhe auf seinem Stuhle hin und her genickt und in den hintern Taschen seines Rockes zu schaffen sich gemacht, zog er endlich eine Tüte hervor, die er mit einigen unzusammenhängend und verwirrt gestammelten Worten zuerst Amanda darreichte. Allein noch ehe diese gedankt, vielleicht in Folge der zehnjährigen heftigen Magenkrämpfe, hatte sich Minchen der sämmtlichen Rosinen und Mandeln bemächtigt und rief noch im Verspeisen: „Danke vielmals, Herr Lämmergeier, Sie sind doch wirklich zu aufmerksam, was giebt's denn Neues?“ — „Bitte recht sehr“, stammelte dieser, „es friert.“ — „Mich nicht, und Sie scheinen auch noch genug Hitze zu haben, was meinst Du, Mandchen?“ Diese schaute die Freundin mit einem verweisenden Blicke an, sah zum Himmel und beugte sich dann in einiger Verwirrung auf ihre Stickerei nieder. Nach einem kleinen Zögern wandte sich Lämmergeier an sie mit der schüchternen Frage: „Darf man wissen, Fräulein Neumann, was Ihre kunstreichen Finger da Prächtiges verfertigen?“ und ward ganz roth ob dieser erstaunlichen Kühnheit. „Ein Paar Schuhe, Herr Lämmergeier“, antwortete Amanda gütig, schlug die Augen auf, sah zum Himmel und neigte sie dann wieder. „O dürfte ich der glückliche Fuß sein!“ seufzte er wie in der Vergessenheit eines lauten Selbstgespräches und ward hochroth ob dieser Frechheit. „Da müßten Sie viele Schmerzen ausstehen“, lachte Minchen, „denn, nicht wahr, Mandchen? Dein Vater hat Hühneraugen.“ Diesmal richtete die Angeredete einen vorwurfsvollen Blick auf die Freundin und frug dann mit sanftester Stimme: „Haben Sie denn das Buch wieder mit, Herr Lämmergeier, Sie wollten ja so gütig sein, uns weiter vorzulesen?“ — „Ja — gewiß“, stammelte der noch immer nicht wieder Gefaßte und beförderte auch glücklich den Band aus seiner Rocktasche. „Wie hieß es doch gleich?“ meinte Minchen. „Die gepeitschte Nonne“, las er, nachdem er gewissenhaft den Titel aufgeschlagen. „Nein, wie dumm! es war auch langweilig.“ — „Mir hat es sehr gefallen“, schmachtete Amanda. „Wo war ich doch gleich stehen geblieben?“ stöhnte Lämmergeier, indem er mit steigender Aengstlichkeit das Zeichen suchte. „Wie der Ritter den betrunkenen Knappen durchprügelt“, rief Minchen. „Bewahre“, berichtigte Amanda, „wie der Ritter das dumpfe Geräusch in der Ruine hört, sein Schwert zieht und darauf losgeht.“ — „Richtig“, jubelte Lämmergeier vergnügt, „da liegt auch das Zeichen.“ — „Ach, lesen Sie gefälligst weiter“, bat Amanda. „Mit Vergnügen.“ „Vorsichtig näherte sich der Ritter, indem er sich mit dem Schwerte einen Weg durch das dichte Gestrüpp bahnte. Der Mond, welcher inzwischen wieder hinter der Wolke hervorgetreten war, beleuchtete Alles mit seinem grellen Scheine, nichts Verdächtiges zeigte sich, Kurt von Bubengroll steckte sein Schwert wieder ein in die Scheide.“ — „In die Scheide“, unterbrach ihn Minchen, „wie dumm! wo hätte er's denn sonst hinstecken sollen, Das haben Sie gewiß hinzugesetzt, Herr Lämmergeier.“ — „Wahrhaftig nicht!“ betheuerte der Betroffene, „hier steht's!“ und dabei hielt er ihr das Buch hin mit einer Miene, welche allein schon ihn von dem Verdachte reinigen mußte, daß er zu Gedrucktem etwas hinzuzusetzen sich erlaube. „Bleiben Sie mir damit vom Halse!“ wehrte Minchen ab, „ich mag das alberne Buch gar nicht sehen, ich will auch Nichts mehr daraus hören, lesen Sie uns was Anderes vor, die Zeitung meinetwegen, wo ist denn der Courier?!“ — „Nun, wenn Minchen durchaus nicht will“, besänftigte Amanda, „so hören Sie auf, Herr Lämmergeier, lassen Sie mir aber gefälligst das Buch da, ich will es für mich allein durchlesen.“ — „Wo ist denn der Courier?!“ fuhr das ungeduldige Minchen wieder dazwischen. „Warte doch nur, ich suche ihn ja schon.“ Amanda fand das Blatt auch endlich auf dem Tische und reichte es mit einem bedauernden Seitenblicke auf Minchen dem glücklichen Lämmergeier hin. „So lesen Sie doch!“ herrschte ihm Minchen zu, „aber etwas Interessantes.“ Er suchte

eine Weile, endlich las er: „Spanien; die Königin Christine ist wieder Mutter geworden.“ Amanda wurde ganz roth und verbarg das Gesicht gänzlich hinter ihrem Muster. Minchen, deren Wangen sich auch etwas höher gefärbt, rief mit übertriebener Entrüstung ihm zu: „Wie dumm! Sie machen doch Nichts als Dummheiten!“ — „Ich kann ja Nichts dafür“, jammerte der bis aufs Aeußerste Eingeschüchterte, „da steht's ja.“ — „Schon gut“, beruhigte ihn Minchen, „lassen Sie nur die langweilige Politik und lesen Sie uns lieber Etwas aus den Anzeigen vor, Das ist jetzt zu Weihnachten das Amüsanteste.“ Lämmergeier, welcher allen Muth und alles Vertrauen zu sich selbst verloren, las erst eine Weile für sich, während Amanda rastlos stickte und Minchen ihn lächelnd beobachtete. Plötzlich hielt er inne wie zweifelnd, dann sah er wieder hin auf denselben Fleck, als wenn er nun auch seinen Augen nicht mehr traue, sein Gesicht verklärte sich, seine Blicke flammten, seine Lippen bewegten sich leise. „Da haben Sie gewiß etwas Schönes gefunden“, meinte Minchen. „Ja, etwas Wunderschönes. Gott sei Dank!“ rief er mit tiefer innerer Erregung. „Nun, so lesen Sie doch!“ sagte Minchen erstaunt und ganz neugierig. „Lesen Sie!“ bat auch Amanda, welche gleichfalls aufmerksam geworden. Und er hub an, bebend in der Stimme: „Der Wahrheit die Ehre!“, welcher feierliche Eingang die Mädchen noch gespannter machte, und er las die ganze Danksagung von der einzigen Tochter bis zum allgemeinen Ehrenzeichen mit erhobenem Tone, mit freudiger Begeisterung wie ein Gebet, wie einen Psalm. — Nicht wenig erschütterte ihn sein Erfolg. Minchen konnte sich nicht halten vor unbändigem Lachen, während Amanda mit einem Aufschrei zurück gesunken war und nun regungslos dalag mit geschlossenen Augen, mit todtenbleichem Gesichte — wie eine Leiche. Fridolin Lämmergeier, der unselige Mörder, war gleichfalls erstarrt; gesträubten Haares, offenen Mundes, den stieren Blick auf sein Werk geheftet, saß er da, das verderbenbringende Blatt noch immer in den Händen haltend. In diesem Augenblicke trat die arme Mutter ein, mit Einem Blicke überflog sie den seltsamen, unheimlichen Auftritt, dann stürzte sie laut aufkreischend zu ihrem Kinde und suchte die Entseelte in das Leben zurückzurufen. Es gelang ihr endlich. Das „liebe, gute, süße Mandchen“ schlug langsam die Augen auf, aber ein Thränenstrom brach daraus hervor und heftig schluchzend sank sie in die Kissen zurück. Minchen geberdete sich noch immer wie toll, sie rutschte in ihrer Ecke hin und her und rief zwischen den Ausbrüchen fast krampfhaften Lachens: „Zehn Jahre lang die heftigsten Magenkrämpfe — Das greift ja den besten Menschen an — zehn Jahre lang hast Du sie schon, Mandchen — da hast Du sie wohl mit auf die Welt gebracht, die Magenkrämpfe — ein Bild der Gesundheit.“ — Dadurch ward die Frau Kämmerer auf die richtige Spur geleitet, ihr Blick traf den auch allmälig wieder zur Besinnung zurückkehrenden Lämmergeier, das Blatt in seinen Händen erklärte ihr Alles, wüthend entriß sie es ihm und trat es unter ihre Füße — er fiel vor Schreck vom Stuhl zu Boden. Das konnte Minchen nicht mehr aushalten, den Tisch fast mit sich umreißend eilte sie vor. Mit giftigem Blick fuhr die bis zum Aeußersten gebrachte Frau auf das vor Lachen fast erstickende Mädchen los: „Es ist gut, daß Sie gehen, Mamsell! Das nennen Sie Freundschaft, verlassen Sie uns, mein armes Kind bedarf der Ruhe.“ — „Nun, lassen Sie mich nur erst mein Tuch umnehmen, und Mandchen geben Sie Hoff'sches Malz-Extract, dann können Sie wieder eine Danksagung in den Courier rücken lassen, gute Nacht! Herr Lämmergeier, kommen Sie mit, es ist draußen Glatteis, Sie können mir Ihren Arm geben.“ — „Herr Lämmergeier, Sie bleiben hier, mit Ihnen habe ich noch ein Wörtchen zu reden!“ herrschte ihm die Frau zu; er hatte sich eben erhoben und war rathlos, wohin er sich wenden solle. „Nun denn, so bleiben Sie hier, Sie können Mandchen gleich den Extract eingeben, so Etwas lesen Sie bald wieder vor, Herr Lämmergeier, allerseits gute Nacht!“ Damit machte Minchen schleunigst, daß sie zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter kam; sie wußte auch recht gut, warum.

An allen Gliedern zitternd erwartete Lämmergeier sein Schicksal. Mit untergestemmten Armen, fliegenden Haubenbändern, funkelnden Blicken und bebenden Lippen trat die Frau Kämmerer vor ihn hin, und nach einer kleinen Weile, während welcher er sich in die Erde zu verkriechen wünschte, brach sie endlich los mit gepreßter, schriller Stimme, in der alle mühsam verhaltene Wuth widerhallte: „Also Sie haben Das vorgelesen, Herr Lämmergeier, Das haben Sie vorgelesen!!“ — „Ja“, brachte er in Absätzen kaum heraus, „ja, ganz arglos!“ und dabei troff ihm der Angstschweiß von der Stirne. „Ruchlos!“ donnerte es ihm entgegen, „ruchlos!“ — „Das heißt — nein — ich wollte sagen — ich war sehr erfreut — wollte ich sagen.“ — „Erfreut“, kreischte sie außer aller Fassung, „Schändlicher, Sie freuten sich, mein Kind vor Ihrer Geliebten zu beschimpfen — ja, beschimpft haben Sie mein armes Kind — entehrt!“ Und schluchzend sank auch die Mutter in die andere Ecke des Sopha. In Verzweiflung und Höllenpein stand Fridolin Lämmergeier vor den beiden schluchzenden Frauen und röchelte in unverständlichen Lauten: „Ich — ich habe gar keine Geliebte — Das heißt — allerdings, ja, ich habe eine Geliebte.“ — „Was, Sie haben eine Geliebte?!“ fuhr plötzlich Amanda etwas heftig und spitz auf. „Ja, ich habe eine Geliebte — eine lange Geliebte — eine stille Geliebte!“ — „Ich ahne Alles!“ ächzte Amanda, sank wieder in die Kissen zurück und schluchzte weiter. „Sie ahnen Alles!“ rief Lämmergeier, und seine Züge wie seine Stimme nahmen mit einem Male einen fast freudigen Ausdruck an; „nun so soll auch Ihre hoch verehrte Frau Mutter Alles wissen.“ Dabei fuhr diese in die Höhe, während Amanda zwar liegen blieb, aber unter dem Taschentuch, welches sie vor das Gesicht hielt, verstohlen hervor lugte. „Was wollen Sie damit sagen, Herr Lämmergeier, was soll ich wissen?“ frug die Kämmerer etwas sanfter. Ihm sank fast wieder der Muth, als die Frau aufs Neue so dicht vor ihm stand, aber er nahm sich zusammen, „jetzt oder nie!“ rief ihm der wachsleinewandene Fridolin Lämmergeier aus der Brusttasche zu, und während ihm allmälig die Augen vor Rührung übergingen, stammelte er: „Nächst Gott bin auch ich Herrn Hoff von ganzem Herzen dankbar — wegen der heftigen Magenkrämpfe — und darum hat mich die schöne Danksagung so angegriffen — denn ich — ich — liebe — Ihre Fräu—lein — Toch—ter — und möchte sie —“, jetzt konnte Fridolin Lämmergeier vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Inzwischen hatte sich auch Amanda erhoben, die Augen getrocknet und stand nun mit verschämt gesenktem Blicke und gerötheten Wangen neben der Mutter. „Nun, Mandchen“, wandte diese sich mit einiger Rührung an die Tochter, „was sagst Du dazu?“ — „Herr Lämmergeier“, lispelte sie kaum hörbar,

„hat ein gutes Herz“, und ohne die Augen aufzuschlagen, hielt sie die Hand hin. Er nahm diese Hand, er drückte sie an sein Herz, an seine Lippen, er hätte sie überall hin gedrückt im Rausche des Entzückens, wenn ihn nicht die Mutter aus seinem Taumel geweckt hätte. „Herr Lämmergeier“, begann sie ernst und gemessen, „Ihr so ganz unerwarteter Antrag ist mir sehr ehrenvoll, indeß mein Mann ist nicht zu Hause, ich glaube zwar nicht, daß er Etwas einzuwenden hat, aber es ist besser, wenn Sie morgen früh wieder kommen. Gute Nacht! Amanda, Du kannst Herrn Lämmergeier die Treppe hinunter leuchten.“ Als Amanda nach einer ziemlichen Weile zurückkam, meinte die Mutter: „Wo bleibst Du denn so lange, Das schickt sich nicht gleich zum ersten Male; ah, Du hast Dir wohl ein Pflaster aufgelegt?“ In der That war auf Amanda's Brust Etwas zu bemerken, das wie ein Stück Wachsleinwand aussah. Sie erröthete, reichte aber der Mutter das vermeintliche Pflaster, es war — Fridolin Lämmergeier's photographisches Ebenbild. Er hatte es ihr beim Abschied überreicht und sie es auf ihrem jungfräulichen Herzen verbergen wollen, was ihr jedoch nicht vollständig gelungen. Endlich war er zur völligen Abnahme gelangt.

Der Kämmerer, als er pünktlich um zehn Uhr nach Hause kam, war nicht wenig erstaunt, von seiner Frau die Wirkung seiner Danksagung zu erfahren. „Ei, ei“, meinte er schmunzelnd, „da hast Du wohl, wie man so zu sagen pflegt, ihm die Pistole auf die Brust gesetzt?!“ — „Was denkst Du von mir“, antwortete sie entrüstet, „ich werde mein Kind Keinem an den Hals werfen, Mandchen hätte zehn an jedem Finger haben können. Ich war es ihrer Ehre schuldig, ihn zur Rede zu setzen, aber ich war ganz arglos dabei.“ Der Kämmerer sagte Nichts mehr, er lachte nur stillvergnügt in sich hinein bei dem Gedanken an den köstlichen Spaß, den er sich vorgenommen — seiner Frau, Mandchen und ihrem Fridolin Lämmergeier, Jedem wollte er eine Flasche Hoff'sches Malz-Extract zu Weihnachten bescheeren.

Berliner Genrebilder.

Von Schmidt-Weißenfels.

II. Trinkhallen der Bildung.

In allen großen Städten giebt es öffentliche Locale, in denen die Verabreichung der geistigen Nahrung, wie sie Zeitungen und Zeitschriften bieten, das Hauptgeschäft bildet. Die materielle Restauration spielt hier eine merkwürdig kleine Rolle; aber so gering sie sein mag — sie muß sein und nur durch sie gelangt man zu dem geistigen Bronnen, der hier sprudelt. Pfiffige Bierwirthe Berlins, welche eine gute und billige Küche führen, haben auf ihre Speisekarten drucken lassen, daß ohne Bier kein Essen verabfolgt wird; Bier mit den Gewinnpfennigen muß sein. So muß auch in den Trinkhallen der Bildung eine Kleinigkeit von einem oder zwei Silbergroschen der faßbaren Materie geopfert werden, aus welcher mit mathematischer Sicherheit der Gewinn gezogen wird, durch den der Besitzer des Locales die Literatur seiner Zeit unterstützt. Nirgends dürfte ein schlagenderer Beweis aufgefunden werden, daß Geist und Materie in relativer Wechselwirkung stehen und der gesunde Idealismus nur aus einem vernünftigen Realismus hervorgeht.

Der allgemeine Charakter, den diese Institute gemeinsam haben, hat aber je nach den Sitten des Landes einen specifischen Ausdruck erhalten. Die Trinkhalle der Bildung in London ist das Coffee-House, ein sehr nüchternes, meist auch bei Tage durch Gas erleuchtetes Local in irgend einer stillen Seitenstraße. Seine ganze Einrichtung bilden die stalles, kleine rohe eichene Bänke mit so hohen Rück- und Seitenlehnen, daß man von den übrigen Gästen gar nicht gesehen werden kann. Solcher stalles sind zwölf, funfzehn, zwanzig hinter einander und in jedem steht ein einfacher Holztisch für die Kaffeetassen und die Zeitungen. Jeder Gast, hat er Platz in einem stall genommen, erhält ohne weitere Bestellung seine Tasse Kaffee und zahlt dafür seinen Penny. Von dem Aufwärter, der an den stalles auf und ab patrouillirt, erhält er die Zeitungen, welche er bestellt. In Paris ist die Trinkhalle der Bildung das feine Café, welches sich in brillantesten Einrichtungen auf den Boulevards, im Palais-Royal, in den elegantesten Straßen befindet. Gegen eine demitasse stellt es den ganzen Reichthum seiner Journale zur Verfügung des Gastes. In Wien und Prag hat das Kaffeehaus die gleiche Bestimmung; aber hier ist das Café, was in Paris das Estaminet ist: man raucht hier, spielt Billard, Domino, Schach und Piquet, und die sinnliche Beschäftigung, das materielle Genießen steht dem Consum geistiger Nahrung voran. Nur eine kleine Elite, in einem Winkel oder Zimmer zusammen gedrückt, benutzt das Glas Kaffee als Mittel zum Zweck; sie schlürft gierig aus den zahlreichen Journalen ihren Honig oder ihr Gift. Die Meisten begnügen sich, von Anderen den Inhalt der Zeitungen zu erfahren und ihrem Bedürfniß nach Plauderei zu genügen. Der Oesterreicher will reden, er ist immer gesellig und deshalb muß er auch tagtäglich seinen Kaffeesieder besuchen.

Die Trinkhallen der Bildung in Berlin sind die Conditoreien. Eine Conditorei ist ganz etwas Eigenthümliches, wie es sich nirgends anderswo findet. Sie ist, wenn nicht bloßer Kuchenladen, eine literarische Nähranstalt, welche durch das Mittel des Kaffees, der Absynthe oder Baisers und Fruchtkuchen ihren Gästen die geistige Nahrung überreicht. Die Conditoreien, die wir im Auge haben, sind vor Allem Zeitungshallen und Lesecabinete; Jedermann, mit wenigen Ausnahmen, der sie besucht, will seinen literarischen Durst löschen und sieht den Genuß einer Tasse Kaffee wie eine unumgängliche Bildungssteuer an, welche er sich selbst aufzuerlegen nicht umhin kann. Die Conditorei ist dabei ein sehr elegantes Local und in vornehmer, etwas steifer Salonmanier eingerichtet. Sie ist eine Stätte stiller Andacht, und laute Plauderei gehört zu den Unanständigkeiten, welche hier streng verpönt sind. Sie gleicht nicht dem englischen Coffee-House, denn sie ist zu französisch in der äußeren Einrichtung; sie ist aber auch nicht das französische Café, denn dazu ist sie zu literarischen Charakters, und am Allerwenigsten gleicht sie dem österreichischen lärmvollen, qualmigen Kaffeehause.

Wohl hat sie in den letzten Decennien den früheren Charakter des Familiären eingebüßt und großstädtische Ausbildung erhalten; aus kleinen behaglichen Zimmern, in denen eine geschlossene Gemeinde Nachmittags die paar Zeitungen des Locals ausfeg, sind große elegante Salons geworden, von Morgens bis Abends von geistig Durstenden angefüllt. Der Aufschwung der Presse seit 1848 und das allgemein gewordene politische Leben zwang die Conditoren, die Zeitungen zu vermehren, ausländische Blätter und theure Zeitschriften zu halten und derart in Wirklichkeit zu Vorstehern bedeutender literarischer Institute zu werden. Ja in letzter Zeit haben sie sich dazu verstehen müssen, die Lesecabinets in Rauchzimmer verwandeln zu lassen und im Sommer Terrassen vor ihren Localen zu errichten, auf denen sich die Coterie von Gästen aufpflanzt, welche die schöne Welt beim Genuß der Cigarre und des Kaffees vorüber promeniren sehen will. Das Privilegium Kranzler's Unter den Linden ist damit verschwunden und mit diesem der berühmte Anblick der Gardelieutenants, welche einst ihre Beine über das eiserne Terrassengitter den Vorübergehenden unter die Nasen hingen.

Besonders eigenthümlich ist es, daß diese literarischen Nährväter Berlins Italiener oder Franzosen sind; erst in neuerer Zeit haben sich auch deutsche Conditoren auf diesen höheren Standpunkt zu schwingen gesucht, blieben aber merkwürdiger Weise meist in der zweiten Ordnung. Stehely und Spargnapani sind die ältesten und bedeutendsten Vorsteher der Trinkhallen der Bildung, und der Contrast ist eigenthümlich, in ihren Salons die deutsche Literatur zu studiren und auf französisch bedient zu werden. Denn obgleich Stehely's Nachfolger und Spargnapani echte Italiener sind und sich durch langjährigen Aufenthalt in Berlin sehr gut mit dem Deutschen vertraut gemacht haben, so dirigiren sie ihr Geschäft doch nur auf Französisch. Möglich, daß ihnen Dies für die Berliner den Nimbus erhält.

In diesen beiden Conditoreien spielt sich ein großes Stück der Bildung von Berlin ab; sie sind für diese Hauptstadt von culturhistorischer Wichtigkeit und für die Literaturgeschichte, so weit dieselbe Berlin umfaßt, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Kein literarischer Geist, ob groß oder klein, welcher producirt, verfehlt es, wenn auch nur zu gewissen Zeiten, diese Stätte zu besuchen, sich durch das Ueberfliegen von ein paar Dutzend Journalen einen Ueberblick der neuesten in- und ausländischen Literatur zu verschaffen und seinen Durst hier zu löschen. Der Gelehrte wandert hieher und studirt die Zeitschriften, welche er sonst nicht so leicht zu Gesicht bekommt; der ganze Troß der gebildeten Welt par excellence hat hier eine Station und futtert sich nach Bedürfniß ab.

Wie überall spielen auch hier die Zeitungswölfe eine große Rolle. Sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie — mindestens nach dem Sahnenbaiser für einen Silbergroschen zu urtheilen — für materielle Genüsse wenig Neigung verspüren, dagegen desto größere für geistigen Consum. So wie sie eintreten, erfassen sie ein paar herrenlose Zeitungen und währenddem schweift ihr Blick gierig nach den einzelnen ihrer zahlreichen Lieblingsblätter. Mit sechs, acht Journalen bepackt, welche sie krampfhaft festhalten, pflanzen sie sich in irgend eine rückengedeckte Ecke und beginnen nun heißhungrig über die Beute herzufallen. Dabei schweift ihr Blick ängstlich über das Journal nach einem Feinde, welcher ihnen Etwas von der Beute abjagen könnte, und zugleich fixiren sie ein paar Zeitungen in Anderer Händen, um sofort auf sie zu stürzen, wenn sie bei Seite gelegt werden. Sie kommen hierher, wenn der wenigste Besuch ist, und bleiben ein paar Stunden, während deren sie sich durch mehrere verres d'eau erfrischen. Tagtäglich verrichten sie diese Henkerarbeit und klagen zu Vertrauten nur darüber, daß die sechszig bis siebenzig Zeitungen noch nicht allen Bedürfnissen für Lectüre entsprechen.

Ein anderer Typus von Besuchern sind die Schwerverdaulichen, welche wenige Blätter lesen, aber diese regelmäßig von A bis Z. Sie studiren in Wahrheit gründlich, und es genirt sie nicht mehr, drei, vier Mal das von ihnen Stunden lang occupirte Journal bestellt zu wissen. Sie lesen gemüthsruhig ihr Pensum ab und gehen dann hoch befriedigt von dannen. Dann sind noch die Periodischen merkwürdig, welche nur an bestimmten Tagen kommen und die neuen Zeitschriften mit gewohnter Routine überfliegen. Ein großer Theil der Besucher liest nur zu dem Zweck, um das Angelesene als Urtheil weiter zu geben und damit seinem Bewußtsein von tiefer Bildung Genüge zu thun. Andere suchen nach Anregungen; Correspondenten lesen ihre Briefe in den fremden Zeitungen nach und notiren sich die Zeilenzahl derselben; Diese excerpiren sich einen Artikel aus einer Zeitschrift aus Studium; Jene möchten den oder jenen Aufsatz in Besitz haben und benutzen die günstige Gelegenheit, das betreffende Blatt zu „schießen". Studenten erwerben sich hier den kosmopolitischen Geist; Schriftsteller nähren sich hier, Beamte und Officiere höheren Ranges forschen nach, was sich politisch Neues ereignet hat. Nur bei Stehely hat sich noch ein kleiner Abendcirkel erhalten, welcher die noch nassen Abendzeitungen abfängt und über das Neueste debattirt. Sonst ist es gemeinhin still in den Conditoreien, denn Jeder vertieft sich in seine Zeitungen, und selbst gute Freunde unterhalten in diesen heiligen Hallen nur einen sehr einsilbigen Verkehr.

Um dieser Skizze keinen Haupttheil fehlen zu lassen, verdient noch der Umstand Erwähnung, daß die Besitzer dieser literarischen Institute, welche wir mit Trinkhallen der Bildung richtig bezeichnet zu haben glauben, geschworene Feinde der Literatur sind. Obgleich die Journale die Seele des Geschäfts sind, so sieht der Conditor doch nur mit Mißachtung auf sie herab, und es kostet harte Kämpfe, ehe er sich dazu entschließt, ein neues Journal seinem Cabinet einzuverleiben. Der Flor der periodischen Literatur ist ihm ein Gräuel, und jedes Probeblatt einer neuen Zeitung verschwindet sogleich spurlos und ungesehen unter seinem Büffet. Nur wenn ihm seine Stammgäste die Pistole auf die Brust setzen und behaupten, dies oder jenes neue oder schon alte Journal werde viel und gern gelesen, dann erst entschließt sich der Conditor dazu es anzuschaffen. Und so sieht er von Vierteljahr zu Vierteljahr die Zahl seiner Journale sich mehren und ohne seinen Willen sich zum Mäcenas der Literatur, zum förmlichen Verpfleger der Elite der gebildeten Männerwelt Berlins erhoben.

Aus der Woche.

Der Ausfall der preußischen Landtagswahlen hat bereits zu Besorgnissen Veranlassung gegeben, als ob ein Zusammengehen der liberalen Mehrheit mit der Regierung nicht möglich und die Auflösung des Landtags oder der Rücktritt des gegenwärtigen Ministeriums nicht zu vermeiden wäre. Es wird sich bald zeigen, daß diese Befürchtungen übertrieben sind. Die große liberale Mehrheit wird sicherlich nicht zu Ueberstürzungen und zu einer schroffen Opposition um jeden Preis geneigt sein, sie wird vielmehr ohne Zweifel mit der Regierung gehen, so weit es die eigene Ueberzeugung und das Interesse des Landes gestatten; nur in Einem Punkte wird die Regierung nicht auf ihre Unterstützung rechnen können, und Das ist die Militärfrage, wie denn auch das ganze preußische Volk, mit Ausnahme eines verschwindend kleinen Bruchtheiles, gegen jede Erhöhung des schon so furchtbar angeschwollenen Budgets gestimmt ist. Die „Kreuzzeitung" freilich, die bei den Wahlen eine so großartige Niederlage ihrer Partei erleben mußte, hetzt tagtäglich gegen die „sich wieder fühlenden Demokraten" und deutet das Wahlergebniß trefflich aus für ihre Zwecke. So recht für den König ist es berechnet, wenn sie schreibt: „Diese Wahlen sind die Antwort auf das königliche Wort, auf die königliche Bitte, keine Demokraten zu wählen. Es ist nicht die Antwort des Landes, sondern eine Antwort Derer, welche 1848 den Namen unserer Könige von Gottes Gnaden als eine bankerotte Firma abschaffen zu wollen sich erkühnten. Der König hat bei seiner Krönung den Kronenorden gestiftet, nun hat er ihn auch selbst empfangen — den Orden der Dornenkrone." Leider giebt es in der nächsten Umgebung des Königs noch Leute, welche solche Leitartikel dem Könige im gewünschten Sinne ausdeuten. — Der König hat denn auch schon bei mehreren Gelegenheiten seine tiefe Betrübniß über die Wahl so vieler „Demokraten" ausgesprochen und durch eine so schmerzlich berührende Auffassung des Wahlergebnisses die Stimmung gegen die Minister, denen man die Schuld an dem hier obwaltenden Mißverständniß beimißt, nicht gebessert. Im ganzen Lande hat man geglaubt, durch tüchtige und selbständige Volksvertreter das Ministerium zu festigen und damit dem Könige gegen dessen wahren und einzigen Feind, die Kreuzzeitungspartei, Unterstützung angedeihen zu lassen; die königlichen Reden werden deshalb von den besten Patrioten tief beklagt.

Zwei Abgeordnete des Senats von Bremen sind soeben in Berlin eingetroffen, um mit der preußischen Regierung einen Vertrag in Sachen der Küstenvertheidigung der Nordsee abzuschließen; gleichzeitig hat Hannover, dessen frühere Vorschläge in demselben Betreff kein Glück gemacht, wieder neue Zuschriften an die betheiligten Regierungen gesendet, wahrscheinlich nur, um jene Verhandlungen in Berlin zu durchkreuzen, was aber schwerlich gelingen wird.

Am 14. December ist die Militärconvention zwischen Preußen und Altenburg abgeschlossen worden; der Protest des Herzogs von Meiningen gegen die coburg-gothaische scheint den — allerdings von dieser Seite nicht erwarteten — Ausschlag gegeben zu haben.

Ueber das Schicksal des preußischen Kriegsschiffs „Amazone" ist zwar noch keine ganz zuverlässige Nachricht eingetroffen, allein es ist auch keine Hoffnung auf glückliche Erhaltung des Schiffes oder der Mannschaft gestattet. Die „Amazone" war am 30. October von Danzig ausgelaufen, um eine Uebungsfahrt, mit dem Ziele Lissabon, zu unternehmen; am 2. November legte sie in Helsingör an und segelte am folgenden Tage mit günstigem Winde von dort nach Norden. Seitdem hatte man Nichts wieder von dem Schiffe vernommen, bis in der ersten Woche des December die Nachricht in Berlin eintraf, die Königsflagge der „Amazone" sei bei Harlem an der holländischen Küste ans Land gespült worden; da nun diese Flagge im untern Schiffsraum aufbewahrt wird und die Trennung derselben vom Schiffe deshalb erst nach vollständiger Zertrümmerung des Wracks geschehen sein dürfte, so ist man leider zu der Annahme berechtigt, daß das Schiff vollständig mit seiner ganzen Bemannung untergegangen ist. Nach dem Orte der Anschwemmung zu schließen, ist das Unglück noch diesseits der Straße von Calais geschehen, und wenn es gelungen wäre, die Besatzung oder einen Theil derselben zu retten, so müßte längst darüber eine Nachricht eingegangen sein. Auf dem Schiffe befanden sich außer dem Commandanten drei Lieutenants und neunzehn Seecadetten, im Ganzen 114 Personen. Leider heißt es, die „Amazone" sei zu größeren Fahrten bei stürmischem Wetter nicht mehr tüchtig gewesen, und man habe diesen Umstand im Marine-Ministerium kennen müssen.

Herr von Beust, der sächsische Staatsminister, hat, wie schon bekannt, eine sehr umfängliche Arbeit über die Neugestaltung des Deutschen Bundes abgefaßt und den deutschen Regierungen zur Kenntnißnahme mitgetheilt. Es sind in derselben Vorschläge enthalten, welchen zufolge zur Wahrnehmung der Angelegenheiten des Bundes künftig folgende Organe bestehen sollen: 1) eine Bundesversammlung, aus siebzehn Vertretern der deutschen Regierungen bestehend, neben derselben 2) eine Abgeordnetenversammlung, bestehend aus 128 Mitgliedern, welche von den Volksvertretungen der einzelnen Länder entsendet werden, und 3) ein Bundesgericht. Die Abhaltung des Bundestags soll am 1. Mai und am 1. November jeden Jahres in Regensburg und respective Hamburg unter dem abwechselnden Vorsitz von Preußen und Oesterreich geschehen. Die Abgeordnetenversammlung tritt nur auf Einberufung durch die Bundesversammlung zusammen und hat sich nur mit der Berathung und Beschlußfassung über die von der Bundesversammlung ihr zugewiesenen Vorlagen zu beschäftigen. In der Zeit zwischen einem Bundestage und dem darauf folgenden tritt eine Bundes-Executivgewalt in Wirksamkeit, welche von Oesterreich, Preußen und einem dritten Bundesfürsten niedergesetzt wird. Die norddeutsche Presse hat sich bis jetzt sehr kalt und ablehnend gegen dieses Project verhalten; die gute Absicht und die patriotischen Motive, welche den Vorschlägen des sächsischen Staatsmannes zu Grunde liegen, werden der Wirklichkeit und den gerechten Forderungen des deutschen Volkes gegenüber für gänzlich unzureichend erklärt.

Die (ehemals reichsunmittelbaren) Standesherren des Königreichs Württemberg hatten bald nach dem Erlaß der im Jahre 1848 und 1849 auf verfassungsmäßigem Wege zu Stande gekommenen Ablösungsgesetze Beschwerde erhoben, indem sie durch dieselben ihre wohlbegründeten Rechte verletzt glaubten, und die Staatsregierung war im Jahre 1856 mit ihnen überein gekommen, daß sie für die Einbuße mehrerer Vorrechte nachträglich entschädigt werden sollten. Seitdem ist über dieses Abkommen Viel hin und her geschrieben und geredet worden; als aber jüngst die Vorlage der Regierung an die Abgeordnetenkammer gelangte, erklärte diese mit großer Stimmenmehrheit, sie werde auf die Berathung des Uebereinkommens gar nicht eingehen, sondern dasselbe einfach verwerfen, was auch geschah, nachdem man noch dem Bundestage jegliches Recht, in dieser Frage eine Entscheidung zu fällen, abgesprochen hatte.

Auch Baden soll nicht länger hinter anderen deutschen Ländern zurückstehen, und das Ministerium hat deshalb dem Landtage den Entwurf eines freisinnigen Gewerbegesetzes zugehen lassen, in welchem sie unter Anderem den Gewerbtreibenden derjenigen Bundesstaaten die Freizügigkeit zusichert, in welchen die letztere ebenfalls zur Ausführung kommt.

Der im Sommer dieses Jahres wegen Pflichtwidrigkeiten aller Art und fabelhaften Schuldenmachens entlassene Privatsecretair des Herzogs von Coburg-Gotha, Namens Bollmann,

hat, nachdem er vergeblich sich erboten, gegen eine Abfindung unverbrüchliches Schweigen bewahren zu wollen, jetzt eine Schrift gegen seinen früheren Dienstherrn veröffentlicht, welche auf ihren Verfasser ein so schlimmes Licht wirft, daß er in allen Blättern Deutschlands bereits gebrandmarkt wird.

Am 17. December wurde dem österreichischen Abgeordnetenhause das Budget für 1862 angekündigt. Das Deficit für 1860 betrug 65 Millionen Gulden, das für 1861 dagegen 139½ Millionen, für das nächste Jahr ist es auf 58 Millionen veranschlagt, was freilich noch keine Bürgschaft gegen Ueberschreitungen enthält, denn das für 1861 war ursprünglich auch auf nur 40 Millionen veranschlagt!

Im Abgeordnetenhause des österreichischen Reichsraths stehen nächstens interessante Debatten über das sogenannte Religionsedict zu erwarten, durch welches die Verhältnisse der verschiedenen Bekenntnisse geregelt werden sollen. Man kann sich denken, daß von einer solchen Regelung durchaus Nichts wissen will — die katholische Geistlichkeit, welche stets nur für ihre Kirche, d. h. für sich, möglichste Freiheit anstrebt, alle Andersgläubige aber für Ketzer und also nicht für gleichberechtigt ansieht, und die geschlossene Partei der Anhänger des Concordats wird sich mit aller Macht gegen die entsetzliche Neuerung stemmen. — Was unter der Herrschaft des Concordates in Oesterreich möglich ist, dafür nur Ein Beispiel. Im Findelhause zu Wien wurden bisher allen Gebärenden jüdischen Glaubens die Kinder weggenommen, getauft und verheimlicht, und die armen Mütter erfuhren nie wieder Etwas von dem Schicksale ihrer Kleinen. Neuerdings kam dieser Mißbrauch im Gemeinderathe zur Sprache, und die Regierung hat darauf angeordnet, daß jeder Mutter ein Nachweis über den Verbleib ihres Kindes gegeben werden muß; katholisch getauft werden aber, auch gegen den Willen der Mütter, die Kinder noch immer.

Wegen der Grenzverletzung bei Jussy, wo ein französischer Gensdarm auf schweizerischem Gebiete eine Verhaftung vornahm, will die französische Regierung entsprechende Genugthuung gewähren; wegen der anderen Conflicte, namentlich in Betreff der Dappenthal-Frage, dauern die Verhandlungen ohne Aussicht auf baldige Lösung noch fort.

Noch immer heißt es, daß Garibaldi dazu ausersehen sei, an der Spitze der Freiwilligen-Bataillone als Dictator nach Neapel zu gehen, um dort endlich einmal dauernde Ruhe zu schaffen. Auf Frankreichs Unterstützung ist dabei sowie überhaupt nicht zu rechnen; Ludwig Napoleon verweigert jede bindende Zusage und sucht die italienische Krisis möglichst zu verlängern, bis er die rechte Zeit gekommen glaubt, macht aber zugleich den Papst von Zeit zu Zeit darauf aufmerksam, daß er ihn nicht auf alle Fälle schützen könne ꝛc.

Der am 8. December erfolgte Ausbruch des Vesuvs hat großen Schaden angerichtet. Der neue Krater, dem die glühende Masse entströmte, bildete sich etwa ¾ Stunden über dem Fuß des Berges nach der Seite von Torre del Greco hin und ergoß Asche, Steine und Lava. Der Feuerstrom wälzte sich rasch hinab nach dem genannten Städtchen, aus welchem Alles flüchtete, und Landstraße und Eisenbahn, Häuser und Gärten liegen unter einer 4 Fuß hohen Lavaschicht begraben.

Aus London ist eine Trauerkunde gekommen, welche in ganz Deutschland die allgemeinste Theilnahme hervorgerufen hat. Prinz Albert, der Gemahl der Königin Victoria, ist am Abend des 14. December einem gleich mit großer Heftigkeit auftretenden Nervenfieber erlegen, nachdem er sein Alter auf 42 Jahre gebracht und 21 Jahre lang in höchst glücklicher, für alle Kreise des Volkes geradezu musterhafter Ehe mit der britischen Inselkönigin gelebt hatte. Der Prinz, der jüngere Bruder des regierenden Herzogs Ernst von Coburg-Gotha, hatte eine außergewöhnlich schwierige Stellung, als er, ein einundzwanzigjähriger Jüngling, der Königin von England die Hand reichte und fortan in den höchsten Kreisen des Hof- und Staatslebens eines fremden Landes, zum Aerger einer stolzen und auf den Ausländer eifersüchtigen Aristokratie, sich bewegen mußte, ohne doch zu irgend welcher Rolle im Staatsdienst oder zu irgend welcher amtlichen Einmischung in die Staatsgeschäfte berufen zu sein. Prinz Albert verstand es, mit Klugheit und Tact die vielen Klippen zu vermeiden, an denen größerer Ehrgeiz oder geringere Selbstbeherrschung hätten scheitern müssen; und da ihm — bis auf den ihm nicht zu raubenden Einfluß, welchen er als natürlicher Geheimrath seiner Gemahlin üben konnte — alle staatsmännische Wirksamkeit im engern Sinne verschlossen war, so machte er sich die Beförderung alles Guten, Schönen, Gemeinnützlichen in den verschiedensten Zweigen des Volkslebens zur Ehrensache und errang in dieser Richtung so großartige Erfolge, daß seine Volksthümlichkeit und Beliebtheit von Jahr zu Jahr stieg. Der Erziehung seiner Kinder, deren jüngstes noch nicht fünf Jahre alt ist, widmete der Prinz in herzlichster Uebereinstimmung mit der Königin die außerordentlichste Sorgfalt, und die Engländer freuen sich des wohlgesitteten, nach den Grundsätzen der strengsten Achtung der Volksrechte aufwachsenden Geschlechtes, das in dem jetzt Verstorbenen den viel zu früh verlorenen Vater betrauert.

Die englische Regierung sucht keinen Krieg mit Amerika, aber sie bereitet sich auf einen solchen vor. Die Ausfuhr von Waffen, Blei und jeglichem Kriegsbedarf ist verboten, die in den Häfen liegenden Kriegsschiffe haben Befehl erhalten, sich seefertig zu machen, Dampfer sind zum Truppentransport gemiethet ꝛc.

Soweit die Nachrichten aus Nordamerika schließen lassen, ist mehr Aussicht auf Krieg als auf friedliche Beilegung der Trent-Angelegenheit. Der Capitain Wilkes, der die beiden Sonderbunds-Commissare verhaftete, ist der Held des Tages, die Stadt Neuyork hat ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen, Geldsammlungen sind für ihn veranstaltet worden, und der Congreß (Reichstag) der Union hat ihm seinen Dank im Namen des Landes ausgesprochen, was natürlich in London nicht anders denn als eine Beleidigung aufgenommen werden kann. Auch das Marine-Ministerium zu Washington hat die Ergreifung der Commissäre für gerechtfertigt erklärt und den Capitain Wilkes noch belobt, weil er ja das ganze englische Schiff hätte mitnehmen können. Die Aufregung gegen England ist in Neuyork und anderen Städten der Union so groß, daß viele daselbst wohnende Briten nach Hause zurückkehren. Die Botschaft des Präsidenten Lincoln an den Congreß erwähnt die Trentfrage gar nicht.

Briefkasten.

Der zehnten, elften und zwölften Muse im gastfreundlichen Olymp.

Ihr allerliebster Scherz:

„Als ich Dich zum ersten Mal erblickt,
Nämlich Dich, nämlich Dich, nämlich Dich,
Hast Du mir so freundlich zugenickt,
Nämlich mich, nämlich mich, nämlich mich.

Als zum zweiten Male ich Dich sah,
Nämlich Dich, nämlich Dich, nämlich Dich,
Wußt' ich nicht, wie mir geschah,
Nämlich mich, nämlich mich, nämlich mich.

Doch als zum dritten Mal erschienest Du,
Nämlich mich, nämlich mich, nämlich mich,
Raubt' ich Dir Deines Herzens Ruh',
Nämlich Dich, nämlich Dich, nämlich Dich!“

der allerdings eine etwas ernsthafte Schlußwendung nimmt (nämlich er), kann leider nur an dieser Stelle von uns eingeschmuggelt werden, da wir in der Zusage Ihrer Mitarbeiterschaft Ernst und Scherz weniger zu unterscheiden wissen, als in diesen Versen (nämlich wir), und fast befürchten, daß Sie uns mystificiren (nämlich Sie). Vielleicht geben Sie in einem nächsten Gedicht uns darüber Aufschluß, wie er (nämlich er) ohne seine Ruhe sich behelfen soll, und was Sie damit anzufangen gedenken. Die bewußte Novelle wird nun endlich verlegt und der Autor (nämlich er) aus seiner verlegenen Situation befreit. Möge Ihnen die Seeluft wohlthun (nämlich Sie)!

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 52. 1861.

Leipziger Sonntagsblatt

Zur Unterhaltung für alle Stände.

29. December.

Herausgegeben von Albert Traeger.

Jeden Sonntag früh erscheint eine Nummer.

Um Deine Stirne, die so bleich.

Um Deine Stirne, die so bleich,
Laß flechten mich des Liedes Rosen,
Daß farbenprächtig sie zugleich
Und Düfte hauchend Dich umkosen.

Auf Deine Augen, die so klar,
Laß blendend mich die Hände legen,
Daß Bilder hold und wunderbar
Sich auf des Traumes Schwingen regen.

Auf Deine Lippen, die so kühl,
Laß meinen heißen Mund sich pressen,
Daß sie, vom langen Kusse schwül,
Des Feuers Seligkeit ermessen!

Albert Traeger.

Aus der frischen Nehrung.

Strandbild von Friedrich Dentler.

Bei dem Danziger Haupt trennt sich die Weichsel in zwei Arme. Der eine — Elbinger Weichsel — strömt in das Haff, der andere — Danziger Weichsel — Danzig und der Veste Weichselmünde vorbei in die Ostsee. Von dieser, beiden Ausflüssen und dem frischen Haff wird ein merkwürdiges Eiland, die frische Nehrung, umschlossen, welches, eine Vormauer gegen die Wasserwogen bildend, sich inselartig ans Festland lehnt. Theils besteht es aus fruchtbarer Niederung, theils aus Haideland — unwirthbaren, eintönigen, wenig bewohnten Sandstrecken, darauf Nichts als die Kiefer und einige Strandpflanzen gedeihen — theils endlich aus einer Dünenkette, die sich längs dem Meere in seiner ganzen Ausdehnung hinzieht. Wo hier das menschliche Auge hinschaut, bleibt die Gegend einförmig, nur die Aussicht von der Düne auf das endlose blaue Meer, die Weichsel und den Wasserspiegel des Haff bietet einigen Ersatz für vieles Fehlende. Zuweilen grenzt an die schmalen sandigen Strecken eine fruchtbare Niederung, die bis an die Weichselufer reicht, meist aber befindet sich auf der Strom- und Seeseite Nichts weiter als die Düne mit einem geringen Landansatze.

Eine derartig schmale Stelle war vor einundzwanzig Jahren zwei Meilen oberhalb Danzig vorhanden. Auf der einen Seite donnerte die Woge des baltischen Meeres an die Düne, auf der anderen Seite floß die Weichsel einem Fischerdorfe vorbei, welches aus zwanzig bis dreißig Hütten bestand, deren weiß und roth übertünchte Giebel und mit Stroh gedeckte Dächer malerisch gegen das sie umgebende Grün eines jungen Kiefernadelwaldes, mit dem die Düne eingefaßt war, abstachen.

Es war ein trüber Märztag. Des Himmels graues Gewölk hing auf die in Nebel gehüllte Landschaft hernieder. Ein feiner durchdringender Staubregen fiel auf den schmelzenden Schnee, aus welchem das Wachholdergestrüpp hier und dort hervorschaute, als sehne es sich nach den Sommertagen, die noch so weit entfernt, und welche in dieser Gegend eigentlich erst im Juni beginnen. Ein brausender Sturm fegte über die Düne, die immergrünen Wipfel der während der Nacht mit langen Eiszapfen befrorenen Kiefern schüttelnd. Obgleich erst Mittag, schien es doch, als wenn des Abends dunkler Schleier sich auf die fast erstorbene Gegend senken wollte, auch hatte während des kurzen Tages kein heller Sonnenblick der Erde zugelächelt, die sich in ein schwermüthiges Trauergewand hüllte.

Der Weichselstrom, im Sommer seicht und flach, im Herbst und Frühjahr reißend und gefahrdrohend, bereitete sich zu einem großartigen Naturschauspiel, dem Eisgange,

vor, der hier oft ganze Landstriche in den Fluthen begräbt. Noch ruhte die morsche Eisdecke auf dem Wasser, welches aus den Löchern und Rissen hervorquoll und einen eigenthümlichen Ton von sich gab.

Jeden Augenblick war der Durchbruch zu erwarten.

Das Dorf stand zerstreut, theils höher an der Düne, theils niedriger am Weichselufer. Es machte keinen erfreulichen Eindruck, ärmlich und traurig sah es aus. Der fast aus allen Schornsteinen qualmende Rauch wurde durch die Windrose zu Boden geschlagen, und verhüllte noch mehr als der Staubregen die einzelnen Gebäude, welche ohnehin schon finster genug aussahen.

Am äußersten südlichen Ende des Dorfes standen zwei Holzhäuser dicht neben einander, nur durch einen schmalen Durchgang geschieden. Sie schienen Fischern anzugehören, denn auf den anstoßenden Holzzäunen hingen lange großmaschige Netze zum Trocknen aufgespannt.

Die Hausthüre der letzten Hütte öffnete sich. Zwei Männer traten heraus und schritten dem Strome zu, hohe kräftige Gestalten mit wettergebräunten ausdrucksvollen Gesichtern.

Der Aeltere trug eine blaue, bis zum Halse zugeknöpfte Jacke von eigenthümlichem Schnitt, schmierlederne Wasserstiefel, leinene Pumphosen nach Schifferart und eine große Eisbücke auf der linken Schulter.

Der Jüngere war in das vollständige Ornat eines Bernsteinfischers gehüllt, welches einen fast komischen Eindruck macht. Es besteht aus einem Lederanzug, worin, mit Ausnahme der Arme, welche eine Friesbusseruntze*) umkleidet, der ganze Körper bis zum Halse steckt. An den langen Wasserstiefeln befinden sich große Lederstücke — Küraß genannt —, welche unter den Armen zugebunden werden. Des Mannes Haupt bedeckte ein mit einem Sturmriemen unter dem Kinn festgehaltener Südwester. Die rechte Hand trug einen kleinen Käscher.

Schweigsam schritten sie neben einander, als plötzlich der Aeltere stehen blieb und mit seinen blauen Augen zum Himmel schaute.

„Leon", rief er, „bleibe daheim! Heute geht es wahrhaftig nicht."

„Warum nicht, Vater?" lautete des Jüngeren Antwort.

„Der Wind kühlt aus Süden. Zum Schaschfang**) muß er aus Norden, Nordost oder aus Nordwest blasen."

„Ihr irrt, Vater Benjamin. Das Gewölk kommt aus Nordost. Seht nur! — Die Bö bricht sich am Kamm der Düne. Hier auf dem hohen Land könnt Ihr es nicht erkennen. Heute giebt's Hohlwasser***) auf See und, will's Gott, einen guten Treffer."

„Gönn' es Dir von ganzem Herzen, mein Junge, allein", er deutete auf die Weichsel, „sieh einmal dorthin!"

„Das Eis fängt an zu schieben!"

„Seit heute Morgen wenigstens um einen Fuß."

„Woran seht Ihr Das, Vater?"

„An dem Boote, welches wir aus dem Strom ziehen wollen."

„Bis zur Nacht hat's noch gute Wege."

„Meinst Du?"

„Und ginge es auch in meiner Abwesenheit los, könnte ich helfen? Für uns und unser Haus ist keine Gefahr. Es liegt viel zu hoch."

*) Oberziehhemde von Wollenzeug.
**) Bernsteinfang.
***) Wellenschlag.

„Oho, mein Junge, hast schon Alles vergessen? Unsere Kathe stand vor fünf Jahren dort, wo das Boot im Strome liegt. Am hellen Tage riß der Eisgang es in die Fluthen, so daß wir kaum das nackte Leben retteten. Unsere Kuh, kurzum Habe und Gut ging verloren. Das war die entsetzlichste Zeit meines ganzen Lebens! Gott möge jede arme Christenseele vor Derlei bewahren! Damals lebte noch Deine Mutter!"

„Sie starb aus Gram über unsern Verlust! — Gott nahm sie zu sich!"

„Sie erlebte es leider nicht mehr, wie Knels*) Duhnke unser Rettungsengel wurde. Er lieh uns Geld aufs blanke Angesicht, damit wir das Haus höher hinauf, neben dem seinigen, neu bauen konnten."

„Es ist ein braver Mann! Das ganze Dorf liebt ihn!"

„Verdient's auch, Junge! — Kriegst einen guten Schwiegervater in ihm."

„Das weiß ich wohl!"

„Kommt Streit, seid Ihr junges Volk schuld. Schonet seiner! Es ist ein braver Kerl, ein getreuer Nachbar! Gott lohne ihm Alles in einer besseren Welt!"

„Ich bin ein armer Fischer, Vater! Trotzdem giebt er mir seine Tochter und noch blanke dreißig Thaler dazu."

„Leon, hörst Du den Ton vom Eise?"

„Es bricht! — Fürchtet Nichts!"

„Redest wie ein Bube von vier Jahren! Auf diesem schnakischen Lande ist kein Mensch sicher, viel weniger ein Haus. Das Wasser kann nächst Gott Alles! Es sind just vierzig Jahre her — ich war so ein Springinsfeld wie Du — als einmal im Frühjahr zur Eisgangszeit das Wasser so hoch aufstaute, daß unser Haus dort oben bis an die Nase — ich meine bis zum Giebel — d'rin gesteckt haben würde, wenn es nämlich dort gestanden. Wir retirirten auf den Dünenkamm. Unterhalb bei Heubude versetzte sich das Eis — glücklicher Weise weiter drüben im Danziger Werder, an den Weichseldämmen —, die Soldaten schossen in die Stopfung — wir fürchteten schon einen Dünendurchbruch."

„Einen Dünendurchbruch?"

„Ja wohl! — Gottes mächtige Hand leistete Hülfe; die Fluthen selbst rissen die Stopfung aus einander, aber auch ein Stück Land, funfzehn Kathen und zwei Bauerhöfe in den Strom mit Mann und Maus!"

„Entsetzlich!"

„Hab' hier schon Manches erlebt, Junge!"

„Wie sollte aber ein Dünendurchbruch möglich sein?"

„Möglich ist Alles! — Früher floß der Weichselstrom, wo jenseit, außerhalb des Dammes, das angeschwemmte Land, mit anderen Worten: „der Außendeich", liegt. Dort spülte das Land an, hier riß es ab. Dadurch bildet das Flußbette einen Bogen, dessen Gefälle auf unser Dorf loskommt. Stopft sich hier vor unserer Nase noch einmal das Eis, dann sei uns Gott, der barmherzige, gnädig!"

„Wie so?"

„Wie so?! — Das giebt hier einen Durchbruch der Düne!"

„Ihr seid ein Unglücksprophet, Vater!"

„Bin älter als Du — kenne Das besser!"

Unter solchen Gesprächen erreichten die Männer das Ufer des Stromes und versuchten, dort angelangt, ein halb im Wasser, halb im Eise steckendes Boot ans Land

*) Cornelius.

zu ziehen, allein vergebens. Vorn war es vom Wasser umspült, allein hinten mit seinem Steuerende noch angefroren. Leon schwang sich dieserhalb über den Rand des Fahrzeuges aufs Eis und machte mit der Bücke, welche Benjamin getragen, durch einige kraftvolle Hiebe das Bott flott, welches bald darauf mit einem lauten „Ohoi" hoch auf den Strand flog.

„So", sagte Benjamin, „nun ist unser Eigenthum vorläufig in Sicherheit."

„Lebt wohl", erwiderte Leon.

„Geh' mit Gott! Kehre vor Finsterwerden zurück", rief der Vater.

Leon ergriff den Käscher, welcher am Boden lag, und verließ schnell seinen Vater.

Dieser blieb kopfschüttelnd stehen, indem er vor sich hin murmelte: „Diesmal geht es nicht gut!"

Indessen erreichte Leon den Durchgang zwischen beiden Häusern, hinter welchem sich der öde Fußweg über die Düne zum Strande anschloß. Fast hatte er ihn durchschritten, als in Nachbar Duhnke's Hütte ein in den Gang mündendes Fenster geräuschvoll geöffnet wurde.

„Leon, Leon!" ertönte daraus eine Weiberstimme.

Schnell drehte sich der Gerufene um.

Sein Gesicht verzog sich zum Lächeln; er eilte an das Fenster zurück.

Ein Mädchen in voller Jugendblüthe, mit blondem Haar, frischen rothen Lippen, weißen Zähnen und blauen Augen stand am Fenster und schaute ihrem Schatz — es war ja Duhnke's Mitsch*) — recht treuherzig ins Gesicht.

„Also wirklich willst Du an den Strand", rief sie mit vor Angst bebender Stimme.

„Ich muß", lautete Leon's kurze, aber bestimmte Antwort.

„Du mußt, warum?"

„Das ganze Dorf fischte sich dieser Tage ein Vermögen zusammen. Seit Menschengedenken fand man hier an der Küste nicht so viel Bernstein als jetzt. Davon darf ich nicht zurückbleiben."

„Weshalb nicht?"

„Wie Du sonderbar fragst! Nächsten Monat soll unsere Kest**) sein. Ich bin arm und bringe fast Nichts in die neue Wirthschaft, als ein Paar Hände zur Arbeit. Uns fehlt noch Vieles zur Einrichtung, mancher Topf, manche Schüssel. Vielleicht fische ich mir heute Nachmittag Alles zusammen, darum laß mich fort, ich muß eilen, ehe es dunkel wird."

„Vielleicht verlierst Du das Leben!"

„Wie so?"

„Heute vor drei Jahren ertrank mein Bruder beim Flunderfang auf der See!"

„Müssen denn Alle ertrinken, welche sich aufs Wasser begeben? Mitsch, lege Dich nicht mehr ins Bett, denn fast alle Menschen sind im Bette gestorben."

„Du scherzest mit meiner Angst!"

„Keineswegs! Sieh, ich bin ein Mann, der auf dem Wasser sein Brod suchen muß. Deine Familie ist auf See groß gezogen."

„Sie sind Alle ertrunken — alle drei Brüder!"

„Dein Vater war als Matrose in Amerika, und Du, Tochter eines Seemanns, fürchtest Dich vor Sturm und Wellen?"

„Ich fürchte nicht für mich, sondern für Dich!"

*) Maria.
**) Hochzeit.

„Zogst Du nicht öfter selbst die Segel auf und nahmst die Ruderpinte zur Hand, als früher Dein Vater fischte? Fuhrst Du nicht oft mit ihm hinaus?"

„Ja, ja!"

„Darum verbanne Deine Sorgen und Deinen Kummer! — Der allmächtige Gott findet uns allerorts, auf dem hohen Lande und auf dem tosenden Meere. Heut' wird er mich ja auch beschützen und mir Kraft zu meinem Werke verleihen."

„Heute Nacht träumte ich —"

„Ein anderes Mal, ein anderes Mal, sonst komme ich zu spät. Bist Du erst meine Frau, mußt Du Dir die zu Nichts führenden Träume abgewöhnen."

„Höre mich nur!" — Mir war's —"

„Nichts davon! — Je größer der Sturm, desto mehr Schasch! Je größer die Bö, desto mehr Fische! Das ist unser Sprüchlein!"

„Aber —"

„Kein Aber! — Heute bringe ich ein fünf Pfund schweres Stück — mir ahnt es! Ei denn! Nun Gott befohlen! — Lebe wohl!"

Er wendete sich zum Gehen.

„Warte nur einen Augenblick", rief Mitsch, indem sie vom Fenster verschwand.

Leon stand still.

Kurze Zeit darauf war sie an seiner Seite. Sie fiel ihm um den Hals, küßte ihn; er aber streichelte ihr die Wangen und sprach, indem er ging:

„Fürchte Nichts, Gott wacht über uns Alle."

Sie eilte ins Haus zurück. Niemand sah die Thräne, welche sie im Auge zerdrückte. — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Leon an die See kam, fand er die ganze junge Mannschaft des Dorfes beim Bernsteinfischen beschäftigt. Die Alten entzogen sich gern dieser ungesunden wie gefahrvollen Arbeit, wenn sie es irgend konnten.

Gewaltig rollte die See. Mannshoch erhoben sich die weißschaumigen Wogenkämme, welche in der Ferne wie hüpfende Gestalten erschienen und hoch zum Ufer empor ihren Auslauf nahmen. Noch immer war der Himmel mit dunklem Gewölk verhüllt und verschwamm im Horizont mit dem Wasser. Hoch hinauf in die Luft spritzte der Gischt, sich mit dem feinen Regen vermischend, welcher hernieder rieselte. Von Nordwest strich ein heulender Wind über die rauschenden Wellen. Die Ostsee erbebte in ihren Grundfesten.

Viele der unerschrockenen Fischer befanden sich bis zum Gürtel im Meere. Tief griffen sie mit ihrem Käscher auf dessen Grund, wenn eine brausende Woge heranrollte, die sie überspülte, so daß es schien, als sollten sie mit fortgerissen werden. Die Männer waren von früher Jugend an diese mühevolle Arbeit gewöhnt, sie fürchteten nicht den Sturm und die Wogen, nur das Mißlingen ihrer gefahrvollen Fischerei, welche Kraft und Ausdauer erfordert. Noch standen sie empor gerichtet, nachdem die Welle über sie gerauscht, eine zweite, viel größere erwartend; denn vielleicht segnete Gott ihr Tagewerk und den Strand zu dieser Stunde, in welcher tief aus dem Grunde des Meeres der immer seltener werdende Bernstein empor geschleudert werden mußte. Dorthin, wo die Wellen Seetang, Meergeröll und Muscheln enthielten, eilten die in Leder gehüllten athletischen Gestalten; denn, wie die Erfahrung es lehrte, war hier die Ausbeute am Größten.

Leon ging sofort an seine Arbeit. —

Unterdessen stand sein Vater noch immer am Ufer, und seine Züge verriethen seine stets wachsende Besorgniß. Bald gesellte sich zu ihm der viel besprochene Nachbar, Knels Duhnke, ein kräftiger silberlockiger Siebenziger, dessen riesiger Körperbau Muskelkraft und Ausdauer verkündete. Sie sprachen Viel von ihrer Kinder Zukunft, schmiedeten Pläne aller Art, kurzum vergaßen vollständig die sie umgebende Gefahr, als vom Eise her ein eigenthümliches Getöse sich bemerkbar machte. Sie schauten dorthin, unwillkürlich ausrufend: „Der Eisgang, der Eisgang!“

Kaum hatten sie diese Worte gesprochen, als die ganze Eisdecke nach der Strommündung zu schieben begann. Von aufwärts rollten im Flußbette die Wasser heran, eine dunkle Linie mit weißer Einfassung bildend.

„Laß uns an unser Haus eilen“, rief Benjamin, „hier sind wir nicht mehr sicher.“

Beide schritten schnell zum höher gelegenen Theil des Eilandes.

Kaum erreichten die Fliehenden die schützende Zuflucht, als die Eisdecke donnernd aus einander brach. Gleich darauf stellte sich mitten im Strome eine Scholle, wohl zehn Fuß hoch, quer in die Höhe. Daran häufte sich Block an Block, einen Berg bildend, welcher erst nach längerer Zeit krachend aus einander stürzte. Das Wasser rauschte heran, weithin sich über die Ufer ergießend, und schleuderte riesige Eisschollen darüber, welche tief in den Sand einschlugen. Das Element brauste und wälzte seine Fluthen, auf welchen größere und kleinere Eisschollen schwammen, der Strommündung entgegen. Die Stelle, an welcher vorher beide Fischer standen, lag bereits hoch unter Wasser; das früherhin ans Land gezogene Boot trieb in den Wellen.

Die Dorfbewohnerschaft versammelte sich vor ihren Hütten.

„Bildet sich vor uns eine Stopfung?“ fragte Benjamin seinen Nachbar, indem er mit dem Finger auf den Eisberg deutete.

„Da reißt drüben der Damm durch“, lautete Knels' lakonische Antwort.

„Vielleicht auch die Düne!“

„Die Düne?“

„Glaubst Du, es ginge nicht?“

„Du zwingst mir ein Lächeln ab!“

„So? — Höre mich nur an. Schon lange steht unter uns die See mit der Weichsel in Verbindung.

„Ei, wie Das?“

„Unsere Brunnen enthalten seit drei Jahren Salzwasser.“

„Das ist wahr! Doch nicht immer.“

„Immer, wenn der Wind aus Norden kühlt.“

„So?“

„Denke einmal vierzig Jahre zurück. Wie breit war hier die Nehrung. Wo jetzt das Strombett fließt, stand unser Dorf. Hier riß immer mehr Land ab, so daß fast Nichts als die Düne übrig geblieben.“

„Hast recht — hast in Allem recht!“

„Glaube mir — seit langer Zeit bereitet sich hier Etwas vor, was geschehen muß — vielleicht heute, vielleicht erst nach einigen Jahren.“

Nach dieser ernsthaften Unterredung trat eine lange Pause ein. Erkannte Knels die Schrecken der gegenwärtigen Lage und besaß Selbstbeherrschung genug, wenigstens äußerlich nicht Furcht zu zeigen, oder glaubte er nicht an ein derartiges Ereigniß?

Jedenfalls schien es aber, als hätten Beide die altgewohnte Ruhe verloren. Sie schauten immerfort hinaus und erwarteten mit bangem Gefühl die weitere Entwicklung des Naturschauspiels.

Indessen stieg das Wasser bis an Knels' und Benjamin's Hausfundament. Die niedrig gelegeneren Hütten umspülten bereits die Fluthen. Die Einwohner, welche sich darin befanden, flüchteten sich theils auf die Dächer, theils schifften sie sich mit ihren Habseligkeiten zur Düne ein. Ein Haus, welches dicht am Strande lag, war von den Eisschollen eingerannt. Die Trümmer trieben im Strome.

Die Wogen schossen pfeilschnell vorüber und führten große und kleinere Eisschollen mit sich. Eisschichten erhoben sich mitten im Strome zu Bergen, die krachend aus einander stürzten, um sich an anderen Stellen wiederum zusammen zu thürmen. Es tönte wie die Brandung an dem Meeresufer. Schauerlich heulte der Wind und jagte den stärker fallenden, mit Schneeflocken vermischten Regen vor sich her. Der ganze Fluß schien in abwärts schiebender Bewegung begriffen.

So brach der Abend an, dessen undurchdringliche Dunkelheit die Scene noch unheimlicher machte. Drüben im Danziger Werder brannten auf den Deichen an verschiedenen Stellen große Feuer, welche auf Gefahr, vielleicht auch auf Durchbrüche deuteten. Man konnte, da die Entfernung bis zum nächsten Feuer höchstens eine Sechstel-Meile betrug, deutlich daran die Menschen erkennen, welche rührig große Erdschanzen an die schwächeren Theile des Dammes warfen.

Leon kam gegen Abend übellaunig und mißmuthig nach Hause. Alle hatten einen guten, er allein nur einen schlechten Schaschfang gemacht, im Werthe von höchstens einem Thaler. Er beruhigte sich damit, daß noch nicht aller Tage Abend sei, und er morgen, wenn auch ganz allein, hinaus wolle, um das Versäumte nachzuholen.

Mitschen's liebreiche Trostworte konnten ihn nicht umstimmen. Er schmollte und brummte so lange, bis sie selber einsilbig und verdrießlich wurde.

Nach dem Abendessen beschlossen die Nachbarsleute bei Knels Duhnke zusammen zu bleiben. Sonst gingen sie schon früher zu Bett, um Oel und Licht zu ersparen, heute jedoch mußten sie wachsam sein und einige Stunden der Ruhe opfern; denn seit acht Uhr Abends war das Wasser um einige Zoll gewachsen.

Hatte sich unterhalb des Dorfes die gefürchtete Stopfung gebildet? waren die Werderdeiche durchrissen? Niemand konnte diese Fragen beantworten. So viel stand fest, wenigstens kamen Knels und Benjamin darin überein, daß der Morgen viele Unglücksfälle aufdecken würde. Gegen Abend bildete sich am Ufer ein Eisdamm, den die heran stürmenden Schollen nach und nach zusammen schoben. Derselbe blieb als weißer Streifen trotz der Dunkelheit sichtbar. Er erweckte nicht neue Besorgnisse, da dieses Ereigniß schon bei früheren Eisgängen häufig vorgekommen war.

Benjamin schritt im Zimmer auf und ab. Alle Augenblicke schaute er durchs Fenster, ging auch von Stunde zu Stunde hinaus, um sich vom Wasserstande zu überzeugen. Stets kehrte er mit den Worten zurück: „Noch wächst die Fluth!“

Die Anderen saßen am Tische, sich mit Häkeln von Fischnetzen beschäftigend.

Erst als der Zeiger auf zwei Uhr Nachts wies, schieden die Nachbarn. Leon versprach aufzubleiben, und wenn

es Noth thun sollte, Alle zu wecken. Mitsch und Knels geleiteten Benjamin und Leon hinaus.

Noch war Alles beim Alten. Die Feuer jenseits am Deich brannten nicht mehr, wenigstens schien es so; denn der Eisdamm verschloß vielleicht die Fernsicht. Deutlich hörte man das Rollen der See und das Rauschen und Kochen des Stromes. Ein schneidender kalter Wind trieb das nach Norden eilende dunkle Gewölk am Himmel vor sich her.

An einzelnen Stellen schaute ein einsamer Stern hervor, welcher auf kurze Zeit die Gegend matt erhellte, doch sank Alles in die frühere Dunkelheit zurück, wenn eine schwarze Wolke ihn aufs Neue verhüllte. Die Lichter waren in fast allen Häusern erloschen.

„Die Weichsel ist Gottlob um einige Strich gefallen“, rief Benjamin, der noch einmal nachgesehen, „ich bemerkte es am Stocke, den ich vor zwei Stunden an den Wasserrand steckte.“

„Dann ist der Damm drüben durchrissen“, meinte Leon.

„Oder die Mündung eisfrei“, fügte Knels hinzu.

„Na — gute Nacht“, tönte es jetzt von allen Seiten, „gute Nacht — schlaft wohl!“

Knels und Benjamin gingen in ihre Häuser, Mitsch und Leon zurücklassend.

„Höre“, begann Mitsch, „ehe wir scheiden, muß ich Dir meinen Traum erzählen. Schenke mir nur eine Viertelstunde.“

„Vom Herzen gern“, antwortete Leon, „und sollte die Erzählung bis zum hellen Morgen dauern.“

„Spotte nur noch!“

„Du und mein Vater gleicht Euch auf ein Haar mit Euren Unglücksprophezeiungen.“

„Der Traum bedeutet nichts Gutes!“

„Dacht' ichs doch!“

„Leon, ich könnte böse auf Dich werden, wenn ich Dich nicht so über Alles liebte.“

Leon umschlang zärtlich seine Braut, zog sie an sein Herz und sagte: „Wie werde ich glücklich sein, wenn Du erst mein Weib bist! Erzähle mir nur Alles, Alles, schenke mir, wie bisher, Dein ungetheiltes Vertrauen, ich will auch immer voll Geduld Deine Träume anhören!“

„Und doch murrst Du über mich!“

„Ueber Dich? Nimmermehr! Nur über Deine Träume!“

„Und sie sind oft so seltsam, besonders in den letzten Wochen.“

„Ah bah! Ich träumte gestern Nacht, ich wäre ein fürchterlich reicher Mann und wirthschaftete tüchtig mit dem Gelde. Oben auf der Düne baute ich mir ein Schloß, aß Nichts als frisches Fleisch und Pfannenkuchen, trank tüchtig Bier, und lebte wie im Himmel — als ein Verschwender.“

„Und bist doch so sparsam.“

„Durch Dich geworden. Früher gab ich manchen unnützen Groschen aus.“

„Aber — nun höre mich.“

„Ich höre.“

„Ich träumte —“

„Was war das für ein Ton?“

„Ich bemerke Nichts. Also wir standen hier auf diesem Fleck vor den Häusern, wo wir so oft gestanden. Herrlich beleuchtete der Mond die silberweiße Düne. Du hieltest mich wie jetzt in Deinen Armen, da war's mir, als wanke unter uns der Boden.“

„Des Vaters Redensart vom Dünendurchbruch.“

„Ach nein, nein, daran glaubt kein Mensch!“

„Horch, Mitsch, wieder der Ton!“

„Ja! Was ist Das?“

„Fast klingt es wie Kanonendonner!“

„Vielleicht wird in Weichselmünde in eine Eisstopfung geschossen.“

„Nun hört es auf!“

Beide schwiegen und lauschten auf das Geräusch. Erst nach einer längeren Pause begann Mitsch:

„Die See rollt!“

„Nein — nein!“

„Aber nun höre: Ich klammerte mich fest an Dich, da that sich die Erde auf.“

„Die Erde?“

„Wasser quoll hervor!“

„Wasser?“

„Ja — und riß rings um uns das Land ab. Es brach immer weiter — es sank in die Fluthen — eine große Wasserwoge rauschte heran — sie drohte uns zu verschlingen — ich erwachte.“

Kaum hatte Mitsch diese Worte gesprochen, als ein donnerähnliches Gekrach ertönte. Es zog durch die Luft und schien sich an der Düne zu brechen.

„Das wird ängstlich“, rief Leon, „es rollt wieder in der Luft oder irgendwo — ich muß die Alten wecken.“

„Mein Traum“, stammelte Mitsch, „geht in Erfüllung“, und klammerte sich zitternd an Leon.

Dieser wollte sich von seiner Braut losmachen und an seines Vaters Haus eilen, als Mitsch einen fürchterlichen Schrei ausstieß.

Von der Weichsel her rückte der Eisdamm auf die Stelle, wo sie standen, los, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß Beide in den Durchgang eilen mußten. Leon klopfte an das Fenster, sah auch noch seinen Vater Licht machen — als plötzlich beide Häuser vom Eisdamm geschoben krachend zusammen stürzten. Donnernd rauschten die Wogen hinterher.

Fest umklammerte sich Leon und Mitsch — eine Eisscholle riß sie in die Fluthen. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Osten graute der Morgen. Noch lag die Landschaft im undurchdringlichen Nebel und zeigte, wenn ein Windstoß ihn getheilt, undeutlich ihre Umrisse. Der erste im dunkelrothen Schein erglühende Sonnenstrahl am Horizont, welcher die vorüber eilenden Nebelwölkchen vergoldete, verkündete den jungen Tag.. Der nächtliche Sturm hatte das schwarzgraue Gewölk nach Süden getrieben, welches sich dort wie ein riesiger Wall aufthürmte, um mit veränderter Luftströmung den bereits blauen Himmel zu verfinstern.

Der neue Morgen erhellte eine traurige Scene. Wo war das Fischerdorf mit seinen rauchenden Schornsteinen? Wo war die sonst im Morgenstrahl silberweiß schimmernde Düne geblieben? Nicht wie sonst an diesen Tagen zogen die Bernsteinfischer mit lautem Gesang an den Strand — kein Laut einer menschlichen Stimme erscholl! Alles, Alles war erstorben! — Alles todt und verödet!

Dort, wo noch gestern das Dorf stand, rauschte die Weichsel in die See. Ihr trübes Wasser führte noch immer große Eisstücke mit sich, welche, als sie ins Meer kamen, sich weithin vertheilten und wieder an den Strand geworfen wurden.

Der Eisgang hatte die von Knels Duhnke vorhergesagte Katastrophe herbeigeführt, die Düne von der Weichselseite her in einer Länge von einer Achtelmeile durchrissen, das ganze Dorf mit seinen Einwohnern ins Meer versenkt und einen neuen Stromausfluß gebildet.

Das ist der Dünendurchbruch bei Neufähr.

Der Weihnachtsbaum für arme Kinder.

Mittheilungen von Müller von der Werra.

Uns Allen ist bekannt, daß das Thüringer Land, wozu wir im weiteren Sinn auch die südlichen Ausläufer des Rennsteiggebirges rechnen, wohl das schönste in Deutschland ist und als das ewig junge und frische Herz des letzteren bezeichnet werden darf. Dieses schöne poetische Land hat vieles Eigene, welches wir sonst in einer so beschränkten Grenzmark nicht finden. Es hat seine eigene Zeitung, nämlich die in der ganzen civilisirten Welt bekannte „Dorfzeitung", die im Lager des freimüthigen Heeres immer als äußerster Vorposten Wache hält, und welche stets ihrer Fahne getreu blieb; — dasselbe Land hat in literarischer Beziehung aber noch mehr aufzuweisen, es hat einen „Thüringer Volkskalender", den unsere ersten Kritiker als einen der besten unter der Schaar der Volkskalender nennen, und der ebenfalls nicht blos in der Heimath umher wandert, sondern weit in und außer Deutschland von Haus zu Haus geht; noch mehr, das Thüringer Land hat einen eigenen, und zwar den schönsten aller „Weihnachtsbäume", und diesem wollen wir heute vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit schenken.

Wohlan, laßt uns den in Thüringen grünenden Weihnachtsbaum, welcher seine Aeste bereits über ganz Deutschland ausbreitet, näher ins Auge fassen. Seine Aeste und Zweige tragen keine spitze Nadeln, sondern hell klingende Blätter, weshalb man ihn auch Liederbaum nennen könnte; kurz, er bildet ein Buch, und zwar ein wunderbar schönes hinsichtlich seines Inhaltes und seines Zweckes. Wir wollen nun zunächst den Titel dieses Christbescheerungsbuches angeben: „Weihnachtsbaum für arme Kinder. Gaben deutscher Dichter, eingesammelt von Friedrich Hofmann." — Das Titelblatt aber enthält noch zwei Bemerkungen, welche wir auf anderen Büchern nie finden; es ist bei der Preisangabe hinzugesetzt: „Mehrzahlung lohnt Gott", und bei dem Verlagsorte Hildburghausen ist zu lesen: „Geschenk des Bibliographischen Instituts". Welche Bewandtniß es mit diesen eigenthümlichen Angaben hat, werden wir bald erfahren, wenn wir die Entstehung des Weihnachtsbaumes verfolgen.

Der Weihnachtsbaum nahm einen kleinen bescheidenen Anfang. Im November 1842 vereinigte sich der damals in Hildburghausen lebende (jetzt bei der Redaction der „Gartenlaube" in Leipzig thätige) Dichter Friedrich Hofmann mit dem Chef des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen, Joseph Meyer, zu dem Zwecke, armen Kindern in letztgenanntem Orte und in Coburg eine Christfreude zu bereiten. Das Mittel dazu wurde eine Sammlung von Gedichten Hofmann's, welche sein Freund Meyer auf seine eigenen Kosten drucken ließ. Aus deren Erlös sollte die Bescheerung bestritten werden. Schon die Empfänglichkeit, welche sich von allen Seiten für diesen Gedanken kund that, ließ den Wunsch aufsteigen, er möge einst in immer weiteren Kreisen zur That werden; und der erste Erfolg selbst rechtfertigte diesen Wunsch. In Hildburghausen konnten siebenundsiebenzig arme Kinder sehr reichlich mit Allem bedacht werden, was ein Kindesherz am Weihnachtsabend sich nur wünschen mag, vom lustigsten Spielzeug bis zum nützlichen Schulbedarf, von der nothwendigsten Kleidung bis zum Mandelkuchen und überzuckerten Naschwerk. In gleich reicher und gleich sinniger Weise geschah diese Christbescheerung in Coburg; einhundertundzehn Kinder genossen auf dem dortigen Rathhaussaale so schöne Weihnachtsfreuden, daß diese Armen vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben von manchen ihrer glücklicheren Altersgenossen beneidet werden konnten. Ueberhaupt griff man in Coburg die Sache sogleich tüchtig an; zunächst erkannten die ebenso heiteren als braven Bewohner, daß hier nicht Geld die alleinige Hauptsache sei, und so kamen denn zahlreiche Gaben an Waaren aller Art herbei. An beiden Bescheerungsorten hatte man vor Allem Sorge getragen, eine aus dem Boden der Religion hervor gewachsene Feier auch mit ihrer Weihe zu begehen und dem Act der Erfreuung und Unterstützung der Kinder dadurch noch höheren Werth zu verleihen, daß man der moralischen Einwirkung einer solchen Bethätigung der Hauptlehren unserer Religion der Liebe auf die Herzen der Kinder — und der Eltern nachhaltige Kraft zu geben suchte. Ein ernster voller Männerchor empfing die Kinder beim Eintritt in die glanzerhellten Säle, die Rede eines Geistlichen führte den Kindern die Bedeutung des Festes zu Gemüthe, die mütterlichen Hände edler Frauen theilten hienach die Gaben an die Kinder aus und ein Gesang begleitete die fröhlich und alle Hände voll mit ihren Eltern von dannen ziehende Kinderschaar. So geschah es an beiden Orten.

Diese Erfolge bestimmten den Chef des Bibliographischen Instituts, den unermüdlichen edlen Menschenfreund J. Meyer, zu dem Ausspruch: „Wir wollen das Bäumlein nicht gepflanzt haben, damit es wieder verdorre; es soll wachsen und seine Aeste immer weiter ausbreiten."

Um diesen Zweck auch durch den Inhalt der poetischen Festgabe, welche von Anfang an Nichts weiter als eine Bescheerung „veranlassen" und dem Wohlthäter für seine Spende ein Andenken bieten sollte, möglichst zu fördern, lud Hofmann zunächst die „alten und jungen, in Thüringen und Franken lebenden Dichter" zur Mitwirkung an der Aufrichtung und Ausschmückung eines poetischen „Weihnachtsbaumes" ein, welcher Name dem Büchlein geblieben ist und bleiben soll. Einundzwanzig Dichter steuerten bei, unter ihnen der damalige Erbprinz (jetzige Herzog) Ernst von Coburg, Rückert, O. L. B. Wolff, Bechstein, Storch, von Heeringen, A. Bube u. s. w. Meyer ließ diesmal (obwohl die Bogenzahl gegen das Jahr vorher um fünf stärker geworden war) das Werkchen in zwölfhundert Exemplaren herstellen und unter sieben thüringische Städte vertheilen, so daß die zweite Christbescheerung siebenhundertachtundfunfzig arme Kinder in ihren Kreis zog.

Nach solchen Resultaten mußte man die engen heimathlichen Grenzen überschreiten. Nach Meyer's Wunsch und Wort: „Unser Bäumlein soll wachsen und als Baum in Deutschland feste Wurzeln treiben; pflegen wir ihn freundlich!" sandte Hofmann, öffentliche Aufrufe vor der Hand vermeidend, seine brieflichen Bitten um Beiträge zu einem „Weihnachtsbaum für arme Kinder" an alle namhaften deutschen Lyriker, und ihm ward die Freude zu Theil, mit den Gaben von einundfunfzig Dichtern, darunter, neben den oben Genannten, Anastasius Grün, von Wessenberg, Abrah. Em. Fröhlich, von Feuchtersleben, E. Förster, K. Beck, Hoffmann von Fallersleben, Dräxler-Manfred, Th. Hell, Th. Apel, K. Barth, von Kobell, L. Köhler, H. Döring u. s. w. den Weihnachtsbaum für 1844 ausgeschmückt zu sehen. Das Werklein war aber noch (bis zu elf Bogen) gewachsen

und Meyer bestimmte es nun, in zweitausend Exemplarejür einundzwanzig thüringische und fränkisch-bayerische Ste.

Durch die vereinte Pflege guter Menschen ister Weihnachtsbaum aber immer größer gewachsen. Ein hr später breitete er in nördlicher Richtung seine Aeste in bis in die hannöverischen Lande aus. Im zehnten Ie seines Bestehens waren schon siebenzehntausenddreihunt Exemplare des Büchleins, an dessen Ausstattung sich i alle deutschen Dichter betheiligten, vertheilt worden, u über funfzehntausend arme Kinder waren der Chri bescheerung theilhaftig geworden. Die jährliche Aufla des Weihnachtsbaumes betrug nun schon zweitausendfün hundert Exemplare. Seit dieser Zeit hat der Weihnacht baum sich weit über Deutschland ausgebreitet und mehrer Tausende armer Kinder erfreuen sich jährlich durch ih einer freudigen Christbescheerung. Kein anderes Dichter sammelwerk kann sich ihm gleich stellen, denn die Dichter und Dichterinnen bringen ihre schönsten lyrischen Gaben dar. Bisweilen ist das Werkchen mit einem Titelbild ausgestattet.

Auch zu dem gegenwärtigen Christfeste ist der Weihnachtsbaum, dessen Auflage jetzt nahe an fünftausend Exemplare beträgt, mit vielen Gaben deutscher Dichter wieder erschienen, und nach seiner eigenen Berechnung haben in dem Zeitraum von neunzehn Jahren durch ihn mehr als **siebenundsiebenzigtausend** arme Kinder bescheert erhalten.

Nun beherzige man schließlich noch, was ich über die Begründer des Weihnachtsbaumes mittheile. Friedrich Hofmann, der bekannte und beliebte Dichter, der' herzige Kinder- und Armenfreund, hat seit dem ersten Erscheinen das benannte Werkchen mit Lust und Liebe in der uneigennützigsten Weise alljährlich hergestellt, d. h. die Gaben gesammelt, geordnet und zum Drucke vorbereitet, und gedenkt Dies so lange zu thun, bis er selbst das letzte Christfest seines Lebens feiert. Das Bewußtsein, wohlzuthun und mitzutheilen, ist ihm der schönste Lohn ihm, dessen Laufbahn eben nicht mit Rosen bestreut ist. Die Stadt Hildburghausen, in welcher er als Schutzbürger viele Jahre gewohnt (Hofmann ist nämlich ein geborener Coburger), hat sein edles Bestreben in Zeiten politischer Drangsal in rührendster Weise anerkannt. Als in den Jahren der schnödesten Reaction das Meyer'sche Institut mit Preßanklagen arg bedrängt wurde, und den Schriftstellern, welche Meyer angestellt hatte, die Aufenthaltskarte entzogen wurde, dehnte man diese Maaßregel auch auf den ehrenwerthen, allgemein geachteten und geliebten Dichter Hofmann aus. Allein die Bürgerschaft Hildburghausens stand wie ein Mann zusammen und erklärte: wir ertheilen Friedrich Hofmann, in Betracht seiner vielen Verdienste um die nothleidende Menschheit und im engern Sinne um unsere Vaterstadt, das Ehrenbürgerrecht! Dieser Ausspruch wurde von der Magistratsbehörde einstimmig und mit begeistertem Beifall bestätigt. Hildburghausen feierte an jenem Tage ein Freudenfest, es ehrte seinen neuen Mitbürger und seinen geliebtesten Dichter. So hatte Hofmann die Bürgerkrone erworben und mit dieser weilt und wirkt er jetzt in der Keil'schen „Gartenlaube", und bemüht sich deren Zweige und Blätter in immerwährender Frische und Grüne zu erhalten, ohne dabei der Pflege des „Weihnachtsbaumes" zu vergessen.

Der zweite der Begründer, Joseph Meyer, ist nicht mehr unter den Lebenden, allein über seinem Grabe steht der Weihnachtsbaum im vollsten Schmuck; denn was der hochherzige Vater wollte, Das will auch der edle Sohn, der jetzige Chef des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen. Wir haben im Eingang dieses Artikels gelesen, daß das Titelblatt auch die Bemerkung: „Geschenk des Bibliographischen Instituts" trägt, und mancher Leser wird staunend fragen: Wie? ein Buchhändler giebt alljährlich eine große Auflage eines Werkes zum Geschenk? Allerdings ist es so, und zwar hat Meyer weder für Satz, Druck, Papier, Broschiren und Versandt des Büchleins je einen Heller verlangt oder angenommen, Alles, Alles geht aus dem Bibliographischen Institut als Christgeschenk für die armen Kinder Deutschlands wirklich gratis hervor, und zwar seit nahe zwanzig Jahren in mehr als achtzigtausend Exemplaren. Wie beschämend ist diese Thatsache für Verleger, welche in allen Artikeln, wenn dieselben die edelsten Interessen der Menschheit oder der Kunst betreffen, nur ein „Geschäft" erblicken und nicht zu dem geringsten Opfer zu bewegen sind. — Als Meyer's großartige Unternehmen, die für den Thüringer Wald von unberechenbarem Nutzen sein konnten, durch unvorhergesehene fatale Ereignisse durchkreuzt wurden und fehlschlugen, da waren seine Collegen, die meisten der Herren Verleger, gleich bei der Hand, um den edlen Mann zu begeifern und zu beschmutzen. Die Zeit wird auch diesem Mann sein Recht geben, und er wird, wie es in der That schon in Thüringen und anderwärts der Fall ist, über seinen Feinden als ein Genius und reiner Stern leuchten.

Ueber den Vertrieb des Weihnachtsbaumes noch einige Worte. Das Büchlein, auf welches sich die Alten stets freuen wie die Kinder auf den heiligen Christ, erscheint in der Regel acht bis zehn Tage vor dem Weihnachtsfeste und wird von dem Bibliographischen Institut direct an Vertrauenspersonen in den Städten Deutschlands gesandt, damit der „Buchhändler" nicht die herkömmlichen Procente bzurahmen bekommt. Das Exemplar des Weihnachtsbaumes kostet 35 Kreuzer = 10 Silbergroschen. Mehrzahlung lohnt Gott! Sobald die Exemplare in eine Stadt ankommen, werden dieselben von der Vertrauensperson sofort vertrieben, und es kommt nicht selten vor, daß die Nachbestellungen nicht ausgeführt werden können, weil die Auflage vergriffen ist. Wohlhabende Personen zahlen für den ihnen bekannten „Weihnachtsbaum" einen Gulden oder einen Thaler, denn sie wissen ja, daß die Geldgaben für die Armen verwendet werden, und zwar für die Armen des Orts, in welchem das Büchlein verkauft wurde. Jedes Jahr erscheint im Weihnachtsbaum ein Bericht über die vorhergegangene Christbescheerung.

So Viel über den Weihnachtsbaum, den ein deutscher Dichter mit seinen Collegen und ein deutscher Buchhändler gratis in Tausenden von Exemplaren jährlich in die Welt schickt. Möge er fort und fort grünen und gedeihen und sich in alle Häuser und Herzen guter Menschen pflanzen — er wird gewiß für Familie, Staat und Vaterland alle Zeit gute Früchte tragen. Darum ein herzinniges „Grüß' Gott!" dem Weihnachtsbaume für arme Kinder, und wer mit zeitlichen Gütern gesegnet ist, der gebe doppelt, denn „Mehrzahlung lohnt Gott!"

Aus der Woche.

Das alte Sprüchwort, daß keine Suppe so heiß gegessen wird, wie sie eingebrockt worden, bewährt sich, glücklicher Weise, recht glänzend in Bezug auf die allmälig eingetretene veränderte Stimmung des Königs und der Regierung von Preußen gegenüber dem Ergebniß der Landtagswahlen. Es ist kaum anders möglich, als daß Männer der Kreuzzeitungspartei, welche leider noch immer in der nächsten Umgebung des Königs allzu stark vertreten ist, dem wohlwollenden Monarchen die Wahl der Liberalen und Fortschrittsmänner in einem ganz falschen Lichte und namentlich als muthwillige Demonstration gegen seine königliche Person dargestellt haben. Das schmerzte natürlich den König tief, und wie er diesen Schmerzensgefühlen mehrmals Luft machte, ist bereits mitgetheilt worden. Das ganze Land staunte; man sagte sich allgemein, eine so einseitige Auffassung des Sachverhalts könne dem Könige nur durch unlautere Mittel und durch intriguante Persönlichkeiten beigebracht sein, und die Presse forderte die Minister auf, doch endlich einmal dem unseligen Einfluß, welcher in der königlichen Nähe so schädlich wirkt, mit Kraft entgegenzutreten. Das scheint denn geschehen zu sein, die Minister Auerswald, Schwerin und Patow erklärten, sie müßten ihre Entlassung nehmen, wenn der König sich (wie er in seinen Reden gethan) zum Organ verfälschter Ansichten mache, die Königin that auch das Ihre, um in besänftigender und berichtigender Weise auf ihren Gemah einzuwirken, und es scheint nun gelungen, den gegentheilige Einfluß verdrängt zu haben. Auch die ministerielle Stern zeitung sieht dem zukünftigen Landtag mit viel mehr Vertrauen entgegen; — hätte sie es doch gleich gethan u nicht gegen die Fortschrittspartei in schroffster Weise ß erklärt!

Außergewöhnliches Interesse haben die durch die Adr-debatte angeregten Verhandlungen der badischen Abgeordnetenkammer über die deutsche Frage erregt. Die freisinnige nd nationale Richtung des gegenwärtigen Ministeriums nd ungetheilten Beifall, und seinem Bestreben, eine Besserung des jetzigen unvollkommenen Zustandes der deutschen Bundesverfassung herbeizuführen, ward allseitige Unterstützun zugesagt. Die schließliche Annahme des Adreßentwurfs erfolgte gegen eine einzige Stimme. Derselbe betont die Nothwendigkeit eines einheitlichen constitutionellen Orgas für Diplomatie und Heerwesen und einer Nationalvertretung, und erwartet von der Regierung auch fernere Bemüungen für eine anständige Lösung der kurhessischen Frage nd für das Recht der Herzogthümer Schleswig-Holstein.

Der Herzog von Meiningen hat dem Antwortschreiben des Herzogs von Coburg-Gotha eine Replik folge lassen, in welcher er sich auf sein gutes Recht beruft, al Agnat gegen jede, auch nur theilweise Veräußerung eines Hoheitsrechts eine Verwahrung einzulegen. Auch der Knig von Sachsen ist dem meiningischen Protest beigetreten.

Der neue französische Finanzminister, Fould hat eine schwere Aufgabe und stößt überall auf Hindernisse, da man ihn aber unbedingt nicht entbehren kann, so muß man ihm auch Vieles nachgeben. So hat er durchgesetzt, daß alle Vorlagen der übrigen Minister, welche eine Erhöhung des Budgets zur Folge haben, nur mit einem Gutachten Fould's dem Kaiser vorgelegt werden, was Herrn Fould natürlich zum Controleur seiner Collegen und thatsächlich zum ersten Mixer macht. Von den angekündigten Finanzreformen ist ein..chon ins Leben getreten: die Zinsen der Schatzscheine sin..m ein halbes Procent herabgesetzt worden; eine weitere Re..m wird die Erhöhung der Civilliste des Kaisers sein, da ..udwig Napoleon ohne die ihm jetzt abgeschnittenen „..erordentlichen Credite“ nicht auskommen kann.

Das Parlament zu Turin hat lange und heftig über die rö..sche und die neapolitanische Frage debattirt. Das Ende d..n war, daß man den früheren Beschluß, durch welchen ..m zur Hauptstadt Italiens proclamirt worden, bestätigte .. das Vertrauen gegen die Regierung aussprach, daß sie .. allem Eifer für Nationalbewaffnung und für die Orga..ation des Reichs thätig sein werde. — In Neapel sind .. weiteren Ausbreitung des Bandenwesens endlich Schranken ..setzt worden. Eine größere Zahl der gefangenen Briganten .. von den Sardiniern erschossen worden, und unter diesen ..ll sich auch der Spanier Borjes befinden, welcher bekanntlich .. jüngster Zeit als kühner Führer von Brigantenschaaren ..ch einen Namen gemacht hatte. Auf der Insel Sicilien ist ..ine Verschwörung zu Gunsten des vertriebenen Königs entdeckt worden, an welcher meist Adelige und Geistliche betheiligt waren. In Palermo allein wurden neunundzwanzig Personen, unter denen die Hälfte Geistliche, verhaftet.

Ueber den Conflict zwischen England und Amerika ist bis jetzt noch nichts Weiteres zu melden; erst gegen den Jahresschluß stehen entscheidende Nachrichten zu erwarten. Uebrigens bereitet sich England auf das Schlimmste vor, und der Präsident der Union hat den Congreß zu Geldbewilligungen aufgefordert, um die Meeresküsten, Seen und Flüsse befestigen zu können.

Am 23. December ist die Leiche des Prinzen Albert in der Königsgruft zu Windsor beigesetzt worden. Die Königin, im tiefsten Schmerze, hat sich mit ihrer Familie nach Osborne auf der Insel Whight zurückgezogen, wo sie einige Wochen in stiller Zurückgezogenheit verleben will.

In Warschau sind die Kirchen, welche von der betreffenden Geistlichkeit verschlossen gehalten wurden, von den Truppen mit Gewalt geöffnet, und einzelne Geistliche zur Abhaltung des Gottesdienstes gezwungen worden. In Volhynien werden massenhafte Verhaftungen vorgenommen; zwanzig Studenten von Kiew sind nach Sibirien geschafft worden.

Nachschrift. Franz II. hat schon wieder einen neuen Anführer für seine Getreuen in Neapel: den spanischen Carlisten-Chef Tristany, dem er den Titel eines Generals und das nöthige Geld gegeben, um den Aufstand wieder in Gang zu bringen. Der spanische Gesandte in Rom hat den König zu energischem Widerstande auffordern lassen. — In Konstantinopel ist die Finanzverwirrung auf eine kaum vorher dagewesene Höhe gestiegen. Der Sultan, welchem sein verstorbener Bruder gegen 70 Millionen Thaler Privatschulden hinterlassen hat, sinnt auf Mittel und Wege, um dem Elend zu steuern. — Der Präsident des österreichischen Abgeordnetenhauses, Dr. Hein, wird nicht Justizminister. — Der anhaltische Staatsminister von Plötz hat im Namen des Herzogs den Stadtverordneten von Köthen, welche um eine vernünftigere Landesverfassung baten, geantwortet: sie sollten sich doch nicht über den Werth constitutioneller Einrichtungen täuschen, da dieselben „erfahrungsgemäß den von ihnen gehegten Erwartungen (wessen?) nicht entsprechen“!!

Mit nächster Nummer beginnt der **vierte Jahrgang** unseres Blattes; eine Thatsache, die so sehr für sich selber spricht, daß wir nur noch die Versicherung hinzufügen wollen, wie wir unablässig weiter streben und allen Anforderungen, deren strengste wir selbst an uns stellen, zu genügen suchen werden. Das Abonnement bitten wir recht schleunig zu erneuern, bezüglich zu eröffnen, und wünschen all unseren Lesern und Mitarbeitern ein fröhliches und glückliches neues Jahr.

Die Redaction des Leipziger Sonntagsblattes.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.